This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1,098,080

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus.

Stuttgart
Verlag v. W. Spemann

AP
30
.V942
1884
Apr.-Sept.

Stuttgart.

Druck von Gebrüder Kröner.

15435

Inhalt.

Zweiter Band (April bis September 1884).

Seite

Romane, Novellen, Plaudereien u. dgl.

Amyntor, Gerhard, von. Wer war's? . 194
Becker, A. Eleonore 16. 157. 280. 381. 545. 641
Berger, M. Wär' ich geblieben doch — Auf meiner Heiden! 87
Ganghofer, Ludwig. Der Letzte . . . 211
Godin, A. Die Madonna mit den Lilien 484. 616
Jokai, Maurus. Die Caldaria 330
Justinus, Oskar. Eine glückliche Kur . 676
Laufer, W. Ein unheimlicher Reisebegleiter 51
Löhn-Siegel, A. Ein alter Theaterdirektor 450
Malser, Hans. Herr Florin 433
Oelschläger, Herm. Engel Kirk . . . 512
Rangabé, A. R. Die Najade 122
Roquette, Otto. Siebenschläfer. 351. 530
Schwebel, Oskar. Die Feste der Pfingstzeit in Deutschland 272
Voß, Richard. Vedi Napoli 241

Länder- und Völkerkunde, Städtebilder 2c.

Halifax, John. Aus dem himmlischen Reiche der Mitte. Mit 10 Illustrationen . . 300
Heinzel, Max. In Rübezahls Revier . . 498
Mit 20 Illustrationen von R. Schuster.
Hellwald, Friedrich von. Leben und Treiben in Mexiko. Mit 10 Illustrationen 559
Herzfelder, J. Von Interlaken zum großen St. Bernhard 583
Hollweg, Bernhard von. Bei den Rothäuten 659
Mit 12 Illustrationen.
Martini. Die Mafia in Sizilien . . . 197
Mehlis, C. Eisenberg. Mit 4 Illustrationen . 202
Pecht, Fr. Eine Perle unter den deutschen Städten. Mit 10 Illustrationen v. B. Mannfeld 7
Pietsch, Ludw. Die landschaftliche Umgebung Berlins. Mit 13 Illustrationen von O. Strützel 258
Ruthner, Anton v. Oberösterreichische Seen 599
Mit 15 Illustrationen von J. J. Kirchner.
Vogel, H. W. Im Fluge durch Amerika . 62
Mit 31 Illustrationen von J. J. Kirchner, O. Strützel und A. Schröder.
Wessely, J. E. Die sächsische Schweiz . 417
Mit 18 Illustrationen von E. Heyn.

Naturwissenschaftliche, naturgeschichtliche und heilwissenschaftliche Aufsätze.

Bebber, J. van. Die Begründung einer deutschen meteorologischen Gesellschaft . 31
Jäger, Hermann. Die Eiche. Mit 2 Illustrationen 671
Kleinschmit, A. Aus dem Bienenleben .
Mit 10 Illustrationen von C. Schmidt.
Knauer, Friedrich. Lose Blätter aus meiner Wandermappe. Mit 3 Illustrationen . . .
Müller, Adolf. Der Gesang der Vögel .
Mit 7 Illustrationen.
Müller, Hermann. Alpenblumen . . .
Mit 6 Illustrationen von R. Püttner.
Mylius, Otfried. Die Kunst der Taxidermie
Mit 11 Illustrationen.
Mylius, Otfried. Die künstliche Straußenzucht in Südafrika. Mit 6 Illustrationen .
Uffelmann, J. Die Kontagiosität der Tuberkulose . . . .
Vogt, Karl. Die Zoologische Station in Neapel . . . . 365.
Mit 12 Illustrationen von A. Schröder
Weech, Friedrich von. Das rote Kreuz in Deutschland . . . .

Geschichte und Kulturgeschichte.

Köppen, Fedor von. Bismarck in Frankfurt am Main . . . .
Löher, Franz von. Ein amerikanisches Urteil über Deutschland . . . .
Nordmann, Johannes. Vereinsleben in Oesterreich . . . . 187.
O. B. Ein Prozeß aus der Petersburger Gesellschaft . . . .
Zernin, Hauptmann. Der Hohentwiel .
Mit 2 Illustrationen.

Bildende Kunst.

Schorn, O. von. Malerei und Illustration in Japan. Mit 11 Illustrationen . . . .
Koppel, Ernst. Arnold Böcklin . . . .

Litteratur.

Klaiber, Julius. Schiller auf der Solitüde
Mit 2 Illustrationen.

Musik.

Gouvy, Th. Ein Sträußchen für Pippo. Walzer . . . . 415.
Hiller, Ferdinand. Morgens . . . .
Barlow, Edmund. Ständchen . . . .
Umlauft, Paul. Junge Liebe . . . .
Waldmann, Wilhelm. Robert Franz in seinen Liedern. Mit 1 Illustration . . .

Seite

Artikel verschiedenen Inhalts.

Amyntor, Gerhard von. Die deutsche Frau und die Menschenliebe 471
Baldamus, E. Frühlingsboten . . . 101
Mit 4 Illustrationen.
Hönig. Die russische Weichselstellung . . 191
Lammers, A. Knabenhorte 413
Lammers, Mathilde. Deutsche Lehrerinnen im Auslande 137
Noë, Heinrich. Im finstern Wald . . . 322
Nördlinger, Th. Die deutschen Holzzölle 41
Pecht, Friedrich. Die Meißener Porzellanfabrik 141
Mit 25 Illustrationen.

Gedichte.

Avenarius, Ferdinand. Mailiedchen . . 140
Avenarius, Ferdinand. Natur . . . 680
Barthel, G. Emil. In einer Sturmnacht 631
Bartsch, Karl. Sankt Julian 32
Bartsch, Karl. Verlieren und finden . . 658
Calm, M. Albumblatt 364
Dickmann, Hermann. In der Heimat . 640
Fechter, Bodo. I. Märchen. II. Geständnis 61
Frey, A. Sommernacht 333
Friedrichs, Hermann. Die junge Pompejianerin 544
Greif, Martin. Sehnsucht nach dem Frühlinge 173
Hoffs, Friedrich van. Mit einem Edelweißsträußchen 240
Hoffs, Friedrich van. Warnung . . . 568
Holtzendorff, Franz von. Des Gelehrten Frühling 433
Krebs, Hugo. Bleib' wie du bist! . . . 416
Kunze, Wilhelm. Worauf es ankommt . 475
Littauer, Hugo. Spruch 299
Roderich, A. Spruch 196
Souchay, Theodor. Emanuel Geibel . . 257

Von Himmel und Erde.

Der gestirnte Himmel 117. 225. 341. 467. 581. 693

Sammler.

Zur Zeitgeschichte 107. 219. 335. 457. 567. 681
Unser Hausgarten. Von O. Hüttig. 109. 221. 337. 460. 571. 683
Mit 33 Illustrationen.
Trachten der Zeit. Von Ida Barber. 111. 222. 338. 461. 573. 684
Mit 24 Illustrationen.
Der lustige Gesellschafter 113. 227. 349. 468. 580. 691
Zum Kopfzerbrechen 114. 226. 342. 464. 576. 688
Aus berühmten Mustern 115
Schach . . . 115. 228. 343. 465. 577. 689
Die Kunst im Hause. Von F. Luthmer. 116. 345. 581
Mit 9 Illustrationen.
Aus der Technik. Mit 10 Illustrationen. 117. 344. 692
Zeitgemäßes aus Küche und Haus. Von L. von Pröpper. 117. 228. 343. 465. 577. 686
Die Holzblumen. Mit 1 Illustration . . . 118
Der Rattenkönig. Mit 1 Illustration . . 119
Ein historisches Kartenspiel . . . 119
Mit 4 Illustrationen.
Vom Büchertisch 120. 229. 345. 467. 579. 690
Die Naturanstalten in der Häuslichkeit. Von Dr. Karl Ruß. Mit Illustration. 224. 689
Naturwissenschaftlicher Aberglaube . 229
Ostereier. Von L. Meggendorfer. . . 230
Mit 20 Illustrationen.
Bicycling. Von H. Vogt. 340
Vergleich des jungfräulichen Alters mit einigen Kirchenliedern . . . 341
Athletischer Sport 345
Die Humboldt-Ruine zu Carácas. Von John Henry Wyrell. Mit 1 Illustration . 347
Der Geldwert der Nahrungsmittel . 347
Elektrischer Fidibus 348
Gehäkelter Stern. Von Gabriele Hillardt. Mit 1 Illustration 348
Die Kranzlersche Ecke unter den Linden. Von Dora Duncker. Mit 2 Illustrationen . 459
Zur Geschichte der Taubenpost . . 460
Praktische Küchengeräte. Mit Illustrationen 466
Zwei Adressen. Mit 2 Illustrationen . . . 469
Salonmagie. Von Alexander. . . 469. 692
Elektrische Novitäten. Von Civilingenieur Peschl. Mit 4 Illustrationen 571
Eine schwere Kopfarbeit 575
Chemisches und Physikalisches . . . 575
Neue Musikalien 578. 693
Photographierter Blitz. Mit 3 Illustrationen 578
Praktische Hausgeräte. Mit 2 Illustrationen 687
Der Photorevolver 687
Ludwig Richter †. Mit Illustration . . . 693

Voll- und Einzelbilder.

Guter Appetit. Von M. Kaltenmoser. 6
„Du, du liegst mir im Herzen.“ Von H. Kaufmann. 25
Ein Abend in den Schweizer Bergen. Von Joh. Gottfr. Steffan. 121
Der Tod der Virginia 136
Neapolitanerin. Von Dürk. 218
Holländisches Mädchen. Der Herr Burgemeister. Von F. Bergen. 288. 289
Nach der Arbeit. Von G. Hackl. . . 334
Demaskiert. Von A. Keller. 383
Die kleine Blumensucherin. Von M. Kaltenmoser. 398
Ein Fischeridyll. Von L. Meggendorfer. 456
Vor dem Gewitter 529
Hirtenkinder. v. Salentin. 535

Humoristische Bilder.

Wo ist der Sünder? Von L. Meggendorfer.

Extrabeilage.

Justinus, O. Unserem 50 000sten Abonnenten!
Mit Illustrationen von L. Meggendorfer.

Ein amerikanisches Urteil über Deutschland.

Von

Franz von Löher.

Im Mittelalter ärgerten sich andere Leute über die Deutschen, weil bei diesen zwei Dinge gar zu groß seien, ihr Durst und ihr Nationalstolz. Gute Trinker sind unsere Landsleute allezeit geblieben, der Stolz aber auf unser Volk wurde in den unseligen Zeiten des dreißigjährigen Krieges so sehr niedergebrochen, zermalmt und vernichtet, daß er in den letzten fünfzig Jahren erst wieder anfing, sich aufzurichten, und daß trotz der letzten Kriegsthaten, trotz der immer offener anerkannten deutschen Hegemonie, gleichwohl manchem unter uns leises Bangen anschleicht, wenn wiederum dunkle Wolken ringsum herandrohen. Kein Volk der Gegenwart hat in seinem Schoße so viele unglückliche Schwarzseher und so viele freche Verkleinerer und Verdächtiger seiner Leistungen und wohlberechtigten Hoffnungen. Und wagt es einmal ein Deutscher darzulegen, was andere Völker dem seinigen verdanken, so erscheint sicher alsbald ein darob erzürnter Landsmann, der diese Lorbeeren mit den Zähnen zerreißen möchte. Da thut es gut, unparteiische Stimmen von vielkundigen Ausländern zu vernehmen, und es ist ein schönes Verdienst desselben jungen Göttinger Gelehrten, der jüngst so gründlich über Geschichte und Reform der Erbpacht geschrieben, Dr. Wilhelm Ruprecht, daß er uns mit dem Zeugnis des berufensten Sachverständigen bekannt macht, das in Amerika Aufsehen erregte, in Deutschland aber kaum beachtet wurde, da es in der in Europa wenig gelesenen Zeitschrift der amerikanischen geographischen Gesellschaft erschien. Es ist ein Vortrag, welchen vor einem halben Jahre in diesem Vereine Dr. Andrew D. White über the new Germany gehalten hat. [1])

Der Verfasser ist Urheber und Präsident der berühmten Cornell-Universität in Ithaka (New York), die für die Vereinigten Staaten ein ganz neues Princip aufstellte, nämlich durch geschichtliche wie juristische, politische wie volkswirtschaftliche Studien Männer für den Staatsdienst vorzubilden. Es war eine große Kühnheit, aber auch hohe Einsicht und Vaterlandsliebe, welche den Mut eingab, solch ein Princip in einem Lande aufzustellen, wo alle Aemter gute Beute der Parteiführer sind, wo nicht Fähigkeit, nicht Rechtschaffenheit, sondern nur die Dienste, welche man der Partei geleistet hat, zum Amte verhelfen, und wo es den meisten im Grunde ebenso lächerlich erscheint, Konkurrenzprüfungen für ein Staatsamt, wie für das nächste beste Krämergeschäft einzuführen. White hat indessen das Glück gehabt, daß mehr und mehr bedeutende Männer aus allen Parteien ihm zustimmten, und daß seine Hochschule an Zahl der Besucher wie an Ansehen beständig zunimmt. Die Idee zu seinem Werke hatte er in Deutschland geschöpft, wo er studiert hatte und wohin man vor vier Jahren keinen zum Gesandten besser passenden Mann zu schicken wußte, als gerade ihn. Zwei Jahre lang bekleidete er die Stellung eines amerikanischen Gesandten in Berlin, machte während dieser Zeit in Deutschland, das er bereits sechsmal besucht hatte, noch ergänzende Studienreisen und kehrte dann auf seine geliebte Cornellhochschule zurück.

Ergötzlich hebt White hervor, wie oberflächliche Touristen die deutsche Gegenwart schildern. Den Engländer trifft in Deutschland ein tiefer Schmerz: man kommt ihm nicht mehr ehrerbietig entgegen, er findet Zunahme der nationalen Selbstachtung und, ach, steigende Gleichgültigkeit gegen englisches Urteil; dergleichen setzt ihn in Erstaunen, weil er es für ganz verkehrt und unberechtigt hält. Der Franzose kann nicht begreifen, warum die Deutschen behalten wollen, was sie eroberten, und warum Herrn v. Bismarck mehr

[1]) Neu-Deutschland. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Wilh. Ruprecht. Göttingen 1883. Vandenhoeck & Ruprecht.

an der guten Meinung seines eigenen Landes, als an der Frankreichs gelegen ist. Der Amerikaner aber entsetzt sich darüber, daß in Deutschland Männer, Weiber und Kinder Bier trinken und der Musik lauschen, während es ihm doch passender schiene, wenn die Männer Branntwein tränken und sich rauften, die Frauen aber soviel Thee tränken und soviel klatschten, wie es bei ihm zu Hause allgemeine Sitte ist. Weniger ernste Yankees sind außer sich darüber, daß viele Deutsche mit dem Messer essen und in Gurgeltönen sprechen, während sie doch durch die Nase sprechen könnten.

Was aber die meisten Amerikaner empört und weshalb sie meinen, auf einer höheren moralischen und religiösen Stufe zu stehen, das ist der religiöse Unglaube, in welchem sie Deutschland versunken wähnen. White ruft ihnen zu: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" und erklärt in Bezug auf Deutschland gerade heraus: in keinem Lande sei das Familienleben reiner; nirgends des Einzelnen Recht unverbrüchlicher, sein persönlicher Charakter sorgfältiger von der Presse gewahrt; nirgends würden private Geschäfte solider, öffentliche ehrenhafter betrieben; nirgends Wissenschaft, Litteratur und Kunst in einem höheren und würdigeren Geiste gepflegt; nirgends junge Herzen weniger durch Skandale verdorben, nirgends herrsche weniger Unehrbietigkeit und Spötterei; nirgends seien Trunkenheit, Raufsucht und Verbrechen weniger verbreitet. Ganz besonders legt White Gewicht darauf, daß er in vier Jahren seines Aufenthaltes in Deutschland zusammen nicht so viele Betrunkene gesehen habe, wie in Amerika an einem einzigen Festsonntag. Unser freundlicher Schutzredner denkt freilich nicht daran, daß die Deutschen, deren ewiges Feuchtigkeitsbedürfnis noch aus dem langen Wohnen in den germanischen Wäldern herstammt, ebendeshalb auch mehr vertragen können als andere Leute. Vollständig aber möchte ich nach eigener Beobachtung fremder Völker beistimmen, wenn White zwei Gegensätze an den Deutschen hervorhebt. Es gäbe kein Volk in der Welt, das in seiner großen Mehrheit sich so gleichgültig gegen Dogmen und Liturgie verhalte, kein Land, wo man furchtloser die Wahrheit zu erkennen suche und die biblische Kritik beharrlicher betreibe — und doch könne man sagen, daß kein Volk eine tiefere Ehrfurcht vor dem Höchsten im Herzen trage, keines ernster nach Religion strebe, keines für den Gedanken der Pflicht empfänglicher sei, keines tiefer von Sittlichkeit durchdrungen, keines mehr zu heiliger Begeisterung für ewiges Recht und Gerechtigkeit geneigt, keines standhafter darauf bedacht ist, Ideale zu verwirklichen, als das deutsche Volk. Aus dankbarem Herzen fügt White noch bei: „Ich kann es nicht vergessen, daß in den düstersten Stunden unseres furchtbaren Bürgerkrieges, während andere, sich christlicher Strenggläubigkeit rühmende Völker offen und insgeheim die Anarchie in Amerika förderten und bereit waren, Bündnisse mit der Sklaverei zu schließen, Deutschland allein den Glauben hatte, daß noch Gerechtigkeit in der Welt herrschen müsse und mit Herz und Hand zu uns stand."

Der Deutsche ist im täglichen Leben oft sehr grob, das will auch unser amerikanischer Freund nicht verschweigen, er setzt aber hinzu: er kenne kein Land, in welchem der bloße Reichtum ohne Bildung so wenig gelte, wo ein auf schmutzige Weise Reichgewordener so unauslöschlicher Verachtung anheimfalle, wo man weniger gemeine Prunksucht finde, als in Deutschland. Dieses Landes ganze gesellschaftliche Ordnung sei von dem Gedanken durchdrungen, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe. Aus verborgenen Quellen fließe hier der Wirklichkeit etwas von einem höheren idealen Leben zu, und es sei ein wunderbarer Charakterzug der deutschen Gesellschaft, daß selbst der Menge derer, die in dem alltäglichen Getriebe fast aufgingen, noch ein Ideal der Treue, Schönheit und Güte bleibe.

Der Amerikaner hat vor allem scharfen Blick für das, was zum Geschäftsleben gehört und bemerkt sofort, woran es da fehlt. Im gewöhnlichen deutschen Geschäftsbetriebe findet auch White vielfach, und zwar mit vollstem Rechte, eine gewisse Engherzigkeit und Kleinlichkeit, eine seltsame Aengstlichkeit, von den großen Handelsströmungen Vorteil zu ziehen. Es fällt ihm auf, daß das Gewerbe in deutschen Städten für weniger ehrenvoll und ehrlich gehalten wird, als in amerikanischen Städten gleichen Umfanges. Handeltreibende Amerikaner beanspruchen leicht größeren Gewinn, aber man findet bei ihnen weit weniger kleinliche Betrügereien, als in den entsprechenden deutschen Schichten. Man ist auch in Amerika viel gewissenhafter und geschickter in der Wahl des zu verarbeitenden Rohstoffes, und die Arbeit selbst wird solider, geschickter, wirtschaftlicher ausgeführt, als in Deutschland. Kein amerikanischer Handwerker von nur einigem

Rufe würde z. B. daran denken, zur Herstellung der gewöhnlichsten Möbel so erbärmlich getrocknetes Holz zu verwenden, wie es in Deutschland häufig zu wirklich künstlerischen Arbeiten gebraucht wird. Von einer großen Anzahl scharfsinniger und wertvoller Methoden der Konstruktion, die in Amerika allgemein verbreitet sind, hat das deutsche Handwerk kaum eine Ahnung. Solche Schattenseiten lassen sich leider nicht leugnen. Sie hängen zusammen mit dem riesigen Alp von Handels- und Gewerbebeschränkungen, die erst in unserer Zeit weggeschafft wurden. Trotz des selbstsüchtigen Englands gefährlicher Nebenbuhlerschaft nimmt unser Welthandel mächtig zu, das rasche Aufblühen unseres Kunstgewerbes bringt die Franzosen zur Verzweiflung, und endlich wird es doch der erleuchteten Fürsorge der Regierungen gelingen, die Netze und Schlingen vollends zu zerreißen, mit welchen die nackte Geldwirtschaft, deren höchstes Princip die höchste Freiheit im Geldverdienen ist, unser gewerbliches Gedeihen noch umschlungen hält. „Man darf sich nicht verhehlen, daß Deutschland in dieser wie anderer Hinsicht stetige und gesunde Fortschritte macht.“

Es war White vorzüglich darum zu thun, seine amerikanischen Landsleute auf so mancherlei hinzuweisen, was sie an Deutschlands Beispiel lernen könnten. Nicht genug kann er betonen, daß die Grundanschauung der ganzen deutschen Staatsverwaltung die sei, daß jeder Beamte, vom Reichskanzler bis zum niedrigsten Schreiber, nicht im Interesse irgend eines Menschen oder einer Clique oder Partei, sondern einzig und allein im Interesse des ganzen Volkes handele. Dieses Grundprincip des deutschen Staatswesens findet er namentlich auch in der Justizverwaltung lebendig. Sie sei streng, jedoch gerecht, und lasse der Sophisterei und Rechtsverdrehung so wenig Raum als möglich, während das amerikanische System die Begehung von Verbrechen erleichtere, die Bestrafung erschwere, und in den großen Städten eine organisierte Klasse von Verbrechern habe aufkommen lassen, die zuzeiten deren Führer in den Stand gesetzt habe, den Richtern Bedingungen vorzuschreiben. Auch aus dem deutschen Civilrechte könnten nach Whites Ansicht seine Landsleute noch viel Wertvolles lernen, obgleich er die Methode des gemeinen Rechtes in Amerika nicht gegen die deutsche vertauschen möchte. Wir erlauben uns zu zweifeln, ob er diese Ansicht noch festhalten würde, wenn er thatsächlich dieselbe Rechtsfrage sich vor deutschem und amerikanischem Gerichte abspielen sähe. Das letztere ist nicht ganz so kostspielig und umständlich und die endliche Entscheidung nicht ganz so ungewiß, wie bei dem Verfahren in einem englischen Gerichtshofe gegen einen durch Geld oder Vornehmheit mächtigen Gegner, allein im großen Ganzen sind die Fallstricke im amerikanischen Civilprozesse doch beinahe ebenso schwierig zu vermeiden, wie irgendwo an der Theiß oder unteren Donau.

Wenn Deutschland in geistiger Entwickelung, wie allgemein anerkannt werde, das erste Land der Welt sei, so habe sich, erklärt White, dieser Zustand aus dem früheren, wie alles Gute in Deutschland, durch lange andauerndes Denken, Arbeiten und Kämpfen entwickelt. Das Lehren sei bei den Deutschen ein ehrenvoller Beruf, eine Lebensaufgabe: der Lehrer werde nicht angestellt, weil er billig, sondern weil er gut arbeite. Für die niederen Schulen herrsche Decentralisation, für die höheren Centralisation. Jeder Bauer habe die Volksschule vor der Thüre, ganz Deutschland aber nur 21 Universitäten, während in den Vereinigten Staaten 360 Anstalten Universitätsdienste zu leisten behaupteten, wozu ihnen doch die Mittel fehlten. White schlägt vor, es sollten 20 bis 30 dieser Colleges, nämlich die bestausgestatteten, dahin streben, allmählich die Dienste wirklicher Universitäten zu leisten, und Zuhörer anzuziehen, die wirklich den Bildungsgrad von Universitätsstudenten hätten: die übrigen Anstalten aber müßten Mittelschulen werden und den Ruhm von Eaton und Harrow in England sich zum Ziele stellen. Allein der Präsident der Cornell-Universität, der sein Land von ganzer Seele liebt, wird wohl selbst nur schwache Hoffnung hegen, daß seine Vorschläge zur Ausführung kommen. Geschehen könnte es, aber erst dann, wenn dreimal soviel Deutsche, als jetzt, in den Vereinigten Staaten angesiedelt und in Geist und Sinn deutsch geblieben wären. Bis dahin werden dort der Universitätsentwickelung wohl zwei Hindernisse unüberwindlich entgegenstehen: das eine ist der Family Compact, das ist in jeder Landschaft der allherrschende Zusammenhalt geldreicher Familien, das andere der Mangel geistiger Freiheit, der unentbehrlichen Lebensluft für die Wissenschaft.

Voll Trauer im Hinblick auf die übermütige und noch lange, wie es den Anschein hat, un-

austilgbare Herrschaft des Sektenwesens in Amerika sagt White: „Es ist in der That unmöglich, einem Deutschen verständlich zu machen, warum es lutherische Mathematik, kalvinistische Philologie, episkopale Naturphilosophie, unitarische Chemie, baptistische Geologie oder methodistische Botanik geben soll, oder wie es überhaupt eine solche geben kann."

Vor der Methode aber des Unterrichts in Deutschland wird gewarnt. „Bei all meiner Bewunderung für das deutsche Unterrichtswesen muß ich mich zu der Ueberzeugung bekennen, daß in vielen Schulen zuviel scholastischer Druck herrscht, daß die Jugend zuviel lernen, aber zu wenig denken muß, daß die Kunst der Initiative gefährdet, die individuelle Kraft untergraben wird. Bisweilen habe ich, wenn ich vor der Klasse eines der verschiedenen Gymnasien oder unter den Studenten einer der verschiedenen Universitäten, die ich besucht habe, saß, einen Mangel an jener zurückgehaltenen, noch unverbrauchten Kraft zu bemerken geglaubt, welche die amerikanischen und englischen Studenten im praktischen Leben so sehr fördert." — Wollte Gott, dies wäre mit Unrecht gesagt! Es ist nicht zu ermessen, wieviel kernige Kraft und Frische auf unseren Gymnasien durch kleinliche Gelehrsamkeit ausgemergelt, oder durch einen furchtbaren Ballast von Studien, die für die Nation, wie für das praktische Leben unfruchtbar bleiben, geradezu erdrückt wird. Das wird wohl nicht eher anders werden, als bis niemand mehr öffentlicher Lehrer oder Beamter wird, der nicht ein Jahr lang sich in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten umgesehen hat.

Unser amerikanischer Gönner erklärt sich „das majestätische Eintreten Deutschlands in die Reihe der Weltmächte" nicht etwa als Folge eines glücklichen Zufalles oder eines höheren Despotenstreiches, sondern als die notwendige Folge fortgesetzter Opfer und langwierigen Arbeitens und Kämpfens. Deutschland habe diesen Ruhm nicht nur durch den Sieg im Felde, sondern noch weit mehr durch den Sieg über sich selbst, über Neigungen zur Trägheit und Unvernunft gewonnen, und „es sei der deutsche Reichtum an kriegerischem, staatsmännischem und diplomatischem Genie deshalb so erhaben und ruhmvoll, weil er durch heldenhafte Anstrengung eines gesunden Volkscharakters errungen sei". White blickt zurück auf die traurigen Zeiten, wo im sechzehnten Jahrhundert „Deutschlands geographische Lage die Einwirkung des Auslandes herbeiführte und eine Anarchie neuer Art, nicht nur eine politische, sondern eine Anarchie seines ganzen Lebens einriß. Deutsche Litteratur und Kunst wurden mit einer dicken Kruste französischer Frivolität überzogen. Der erloschene Vulkan war mit Unkraut überwuchert. Lange, nachdem alle anderen europäischen Nationen eine moderne Litteratur entwickelt hatten, besaß Deutschland noch nichts der Art." Es wäre hier wohl beizufügen gewesen, welch herrliche Litteratur die Deutschen schon im Mittelalter besaßen, reicher und mächtiger damals als irgend ein anderes Volk.

Ueberhaupt würde die jetzige gebietende Stellung Deutschlands, dessen Kaiserhof im vorigen Jahre von Königen, Kronprinzen und Fürsten lebhafter besucht war als jemals das Paris des ersten Napoleon, den Nichtdeutschen natürlicher und deshalb erklärlicher, deshalb aber auch weniger gefahrdrohend erscheinen, wenn man allerorten besser würdigte, daß das Deutsche Reich bereits eine ähnliche Stellung einnahm, und zwar fast neun Jahrhunderte lang von Karl dem Großen bis auf Ferdinand den Zweiten. Dann aber folgte freilich eine Zeit, wo unser ganzes Volk roh und arm wurde und sein Land so verwüstet, daß, wie auch White bestätigt, in einigen Gegenden Bevölkerung und Wohlhabenheit erst im letzten Jahrzehnt den Punkt wieder erreicht haben, auf welchem sie im Jahre 1618 standen. „Beide Kirchen, die katholische wie protestantische, überboten einander in dem Streben, die heilige Schrift zu einer Stütze des Despotismus zu machen, und man muß gestehen, daß das deutsche Luthertum darin die Mutterkirche übertraf. Noch im laufenden Jahrhundert wurden mächtige unmoralische Kräfte von außen gegen Deutschland in Bewegung gesetzt. Jede kleinere deutsche Residenz wurde der Schauplatz russischer Intrigue, die schlimmer als die französische war, weil sie nur rohe Gewalt darstellte." White selbst wohnte einer Scene im Winterpalaste bei, wo der vorige russische Kaiser bei seinem Regierungsantritte, als der Krimkrieg sich in die Länge zog, den österreichischen und den preußischen Gesandten anfuhr, wie ein gekränkter Schulmeister ungehorsame Schulbuben.

Das hat sich gar sehr geändert, und zwar auch zur inneren Ehre Deutschlands. „Auch

andere Völker," sagt White, „haben sich den Weg zur Größe erkämpfen müssen, aber Deutschlands Kampf ist bei weitem der längste und prüfungsreichste gewesen. Die Schwierigkeiten und Gefahren, die Deutschland bedrohten, waren nicht nur materieller und kriegerischer, sondern auch geistiger, sittlicher und socialer Art. Deutschland, das sich in jenem langen Kampfe — seiner Hauptthat in der Gegenwart und auf Jahrhunderte hinaus — entwickelt hat, gleicht einem starken, gesunden Manne, der alle in ihm schlummernden Kräfte im Kampfe mit Hemmnissen und Gefahren entfaltet." In der That, es darf sich seiner Gesundheit rühmen im Hinblicke auf die greuliche irische Not, für welche der brutale Engländer keine Arznei weiß, auf das noch immer fiebernde Rußland, auf Frankreich, das in einer Art sittlichen Niederganges begriffen scheint. All die kleineren Reiche, welche das Deutsche umgrenzen, nehmen an seiner ruhigen Lebensluft teil. Aber wahrlich, an ernsteren Gefahren fehlt es durchaus nicht. Im vorigen Jahre, als der Fürst von Bulgarien das russische Joch abschüttelte, war auf ein Haar der allgemeine Kriegsfall gegeben, und trotz aller Friedenssehnsucht und Friedensgewißheit, trotz höchster Klugheit des Hauptes, welches all die europäischen Verschlingungen überschaut, könnten plötzlich furchtbare Anforderungen an jeden Mann in Deutschland herantreten. Vor ein paar Tagen schrieb ich einem Freunde ins Stammbuch:

Zwei Weiber an der Seite,
Die wütend Rache schrei'n,
Tückbolde im Geleite,
Die finster schauen drein:
So, Deutscher! mußt du schreiten
Ins neue Jahr hinein,
Kein Gott dir hilft zum Streiten,
Als Kraft und Recht allein.

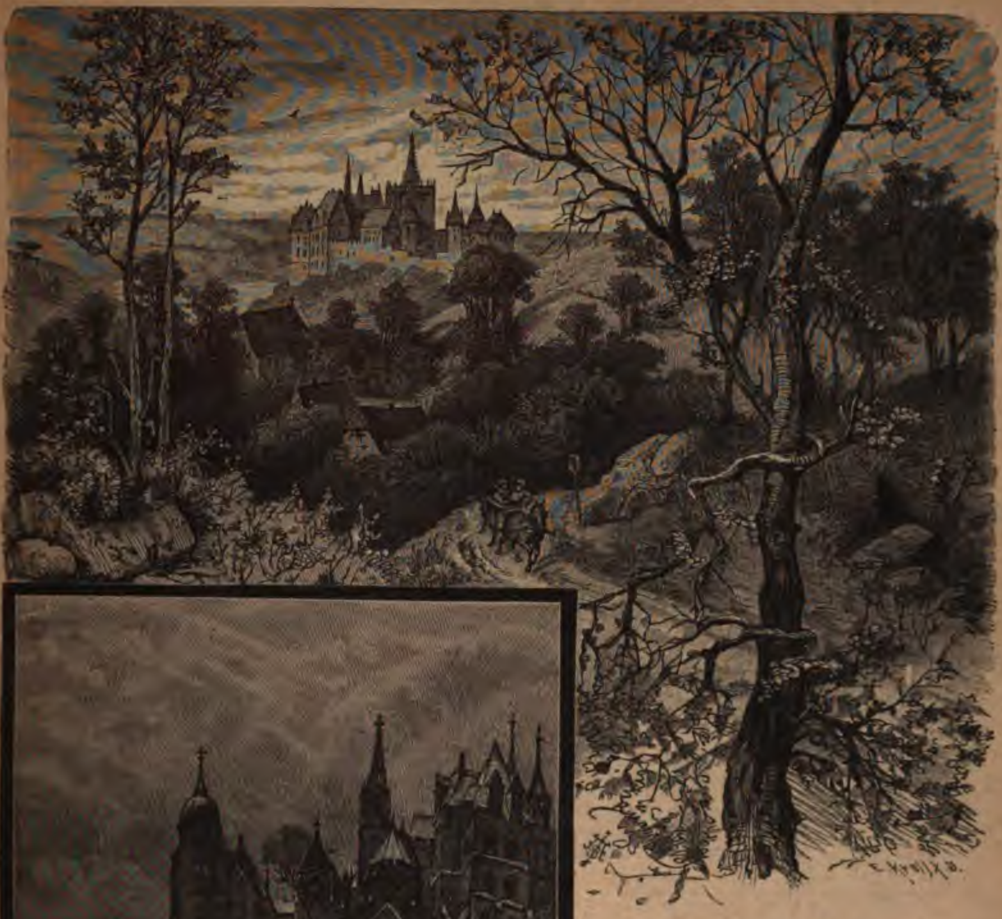
Zum Glück haben wir ein Heer von anderthalb Millionen, von denen jeder Mann völlig ausgebildet ist und jeder genau weiß, was er zu thun hat. „Ich hatte," erwähnt White, „bei den großen Revuen das Glück, mit den ersten militärischen Vertretern verschiedener europäischer Mächte zu sprechen, und sie alle erkannten an, daß kein anderes Heer der Gegenwart in so hohem Grade die Eigenschaften eines riesigen lebendigen Organismus zeige, der von patriotischem Vertrauen erfüllt, seinem Haupte gehorcht, wie die Glieder des menschlichen Körpers dem Gehirn." Er bewundert, wie wirtschaftlich diese gewaltige Schöpfung durchgeführt sei, so daß die direkten Kosten im Jahre nur 400 Millionen Mark betrügen, während die kleine englische Armee 320 koste. Gegenüber der Thatsache, daß in den amerikanischen Großstädten (und wohl auch in vielen anderen) „eine Klasse von Söhnen reicher Leute aufwächst, die schläfrig, verderbt, hohl und unfähig für alle Thätigkeit, ohne Sinn für Wissenschaft, Litteratur und Kunst sind und gar nicht den Vorsatz oder Wunsch haben, irgend etwas zu thun oder zu werden," ist das deutsche Heer eine Hochschule männlicher Tugenden und gewährt schon durch sich selbst eine Laufbahn. „Hiermit hängt eine der größten Ueberraschungen für den Fremden, der die deutsche Gesellschaft erst kennen lernt, zusammen. Er geht zu Hofe oder irgend einer anderen glänzenden Versammlung und sieht die jungen Leute in strahlenden Uniformen sich bis Mitternacht im Tanze drehen, anscheinend unfähig zu ernster Beschäftigung. Und wenn er am nächsten Morgen spazieren geht, sieht er dieselben Leute staub- und schweißbedeckt ihre Truppen vom Morgendienst zurückführen." Nur der Anblick dieser gewaltigen Heeresmacht verhindert, daß den guten Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, in Rußland und jetzt auch in — ganz Oesterreich nicht noch ärger mitgespielt wird. Daß die niedrige Verfolgung, die unsere Landsleute nach unsern großen Siegen, freilich auch infolge derselben, in jenen Ländern erleiden, eine Schmach für die Nation sind, hat unser amerikanischer Freund nicht erwähnt.

Und wenn er von dem hohen Eindruck spricht, welchen jeder denkende Besucher von der Festigkeit, Unabhängigkeit und Würde des Deutschen Reichstages gewinne, hätte er hinzusetzen können, daß in keinem anderen Lande Männer und Parteien möglich wären, die aus Eitelkeit oder Verbissenheit oder politischem Unverstand so frevelhaft die notwendigen Bedingungen unserer Stellung bekritteln und bekämpfen.

An unserem ehrwürdigen Heldenkaiser findet White besonders eigentümlich drei große Charakterzüge: Schärfe des Blickes in der Beurteilung militärischer und staatsmännischer Genies, treues Festhalten an ihnen trotz aller Opposition, hohes Pflichtgefühl gegen den Staat. „Kein Lebender hat durch seinen Charakter und seine Handlungen soviel dazu beigetragen, die demokratische Zeitströmung zu besiegen, als der Deutsche Kaiser."

Von Bismarck heißt es unter anderem: „Indem er die ungerechtfertigten kirchlichen Ansprüche, die vom Vatikan ausgehen, bekämpft, streitet er nicht bloß für Deutschland, sondern für die ganze civilisierte Welt, für die Katholiken nicht weniger als die Protestanten." Eigentümlich fesselnd ist die Schilderung von des Reichskanzlers Redegabe. „Wenn man ihn zum erstenmal hört, scheint er alles andere als ein guter Redner zu sein. Sein mächtiger Körper scheint sich vergeblich anzustrengen, seine Gedanken herauszubringen. Dieser Mann, dessen Reden Bände füllen, scheint anfangs an einem unglücklichen Mangel an Geläufigkeit zu leiden. Man hört ein Keuchen und Schnaufen, unwesentliche Behauptungen und verwirrte Sätze. Aber plötzlich kommt ein Wort, das helles Licht über ein ganzes Gebiet der Politik verbreitet, ein grimmiger Ausdruck, der einen Gegner oder eine ganze Partei niederstreckt, ein Wort, das sich wie ein Lauffeuer zündend durch das ganze Volk verbreitet. Dann folgen vielleicht einige lose aneinander gereihte Erinnerungen, und plötzlich mitten dazwischen eine schlagende historische Auseinandersetzung. Darauf etwa nach einer Menge weitschweifender persönlicher Bemerkungen eine Reihe zwingender Schlußfolgerungen, die wie Blitze über die Versammlung dahinfahren. Und endlich erschallt nach einem halb düstern, halb mutlosen Selbstgespräche eine donnernde Herausforderung seiner Gegner, ein Appell an das deutsche Volk, an das kommende Geschlecht, der die ganze Versammlung, nein — ganz Deutschland mächtig erregt. In den Staaten der Gegenwart hat es viele Männer gegeben, die beredter gesprochen haben, aber wohl kaum einen, der so machtvoll zu reden gewußt hätte."

Guten Appetit! Von M. Kaltenmoser.



Der Burgberg vom Krautwinkel aus.

Albrechtsburg und Wasserburg.

Eine Perle unter den deutschen Städten.

Von

Friedrich Pecht.

Wenn man Deutschland und die Deutschen lieben lernen will, so muß man beide in ihren Dörfern und kleinen Städten kennen lernen, hier fast allein sind sie denen der ganzen Welt überlegen. Wir ziehen Jahr aus Jahr ein zu Tausenden nach Italien; und von Riva bis Rocca di Papa oder Nemi, Terracina oder Capri sind uns alle schlechten Wirtshäuser bekannt. Wie wenige von uns aber haben das mitten in Deutschland, vom schönen Dresden in einer Stunde mit der Eisenbahn, in anderthalb mit dem Dampfschiff zu erreichende

Meißen gesehen, das all jenen schmutzigen und finsteren Raubnestern, die nur durch ihre Umgebung Interesse erhalten, gerade an echt malerischem Reize so unendlich überlegen ist. Das überdies, obwohl voll von Zeugnissen einer ehrwürdigen Vorzeit, dennoch heute blühender und schöner ist als je, also den wohlthuenden Eindruck vollkommenster Harmonie des Einst mit dem Jetzt macht, während jene uns nichts als die verkommenen Reste einer glanzvollen, mit der unsäglich armseligen Gegenwart im traurigsten Kontrast stehenden Vergangenheit zu bieten haben. Ich kannte einmal

Südseite der Stadt, vom Judenberg aus gesehen.

Westseite des Elbthals, von der Booschwitzer Höhe aus gesehen.

Ostseite, vom Rußbock aus gesehen.

eine adlige Dame aus der Mark, die sich nicht wenig darauf zu gute that, daß sieben ihrer Ahnen als Schnapphähne gehangen worden seien, und es kann ja nicht bestritten werden, daß der Galgen eine in ihrer Art auch erhebende Erinnerung sei. Jedenfalls ist sie die einzige, welche die gegenwärtigen Einwohner jener italienischen Nestchen mit ihren glorreichen Vätern verbindet. Wenn uns aber selbst die kühnste Romantik in Italien über den Schmutz und die Verkommenheit der Gegenwart höchstens in den großen Städten wie Venedig, Rom und Florenz hinwegzutragen vermag, so kann sie dies auf dem Lande, in den Dörfern und Städtchen unmöglich mehr, während gerade sie unser Stolz sind.

Nirgends ist dieser Stolz aber besser gerechtfertigt, als in dem lieblichen Meißen, dieser Perle, von der man nun bedauern muß, daß sie nicht am Arno, statt an der Elbe liegt, da dann die Deutschen unzweifelhaft zu Tausenden hinwallfahrten und sich von gierigen Gastwirten prellen lassen würden, um sie zu sehen, was ihnen jetzt gar nicht einfällt. Doch ich will ja hier nicht tief eingewurzelte nationale Schwächen bekämpfen, sondern lieber in Verbindung mit unseren Bildern versuchen, wenigstens annähernd

einen Begriff von dem zu geben, was gerade dieses Städtchen so bezaubernd macht, obwohl es sehr schwer ist, das festzuhalten, wo Natur und Geschichte, Volkscharakter und Fürstengunst, Zufall und Absicht so eigentümlich zusammengewirkt, um dieses einzige Ganze zu bilden.

Der große Hohlweg.

Portal am Friedhofe der Stadtkirche.

Am besten thut man, in Dresden eines der stündlich fahrenden Dampfboote zu besteigen, um den lieblichen Ort zu erreichen. Da sieht man denn bald die Höhen des mit einem Wald von Obstbäumen und malerischen Dörfern dicht besetzten linken Ufers des Stromes sich mehr und mehr nähern, während zur Rechten die Weinberge der Dresdener Villen-Vorstadt Lößnitz noch entfernt herabgrüßen. Nach anderthalbstündiger Fahrt auf dem sich so behaglich herum windenden Strome, der offenbar nur zögernd sich entschließt, dieses üppige Gelände zu verlassen, verengt sich das Thal, die jetzt mit herrlichen Wäldern und stolzen Burgen gekrönten steiler gewordenen Höhen der linken Seite, die nunmehr dicht an den Strom herangetreten sind, öffnen sich hier einem vom Erzgebirge herkommenden, tief in sie eingerissenen Thal, um auf der anderen Seite des dasselbe durchströmenden Flüßchens alsbald wieder sich zu einem kühn emporsteigenden isolierten Felsen zuzuspitzen, der gekrönt von einem stolzen Schloß, der berühmten Albrechtsburg, und dem Dome von Meißen nur durch eine überaus malerische Brücke mit dem weiter hinten liegenden St. Afraberge verbunden ist. In der zwischen diesen verschiedenen Höhen gebildeten Mulde liegt nun die Stadt selber behaglich hineingebettet, klettert aber auf allen Seiten so keck die steilen Abhänge hinan, daß die Häuser einander oft ebenso auf den Köpfen zu stehen scheinen, wie nur je in Amalfi. Das ist nun aber um so malerischer, als auf dem gegenüber liegenden rechten Ufer der Elbe die Berge hier auf einmal auch so dicht an den Strom getreten sind, daß man wohl annehmen kann, sie seien einmal mit dem Schloßberg vereint gewesen und irgend eine Erdrevolution habe sie erst später gesprengt und dem Strom freie Bahn geschaffen. Wie dieser von zwei malerischen Brücken überwölbt, mit Schiffen

aller Art belebt, die Schlösser und Kirchen, Klöster und Stifter, Felsen und Wälder der steilen Ufer wiederspiegelt, gibt das eine ganz einzige Scene. Denn nicht nur sind das fürstliche Schloß und der Dom, welche die ganze Umgebung beherrschen, an sich schon hochinteressante, ebenso kühne als majestätische Bauwerke, sondern alles andere schließt sich ihnen auch so überaus harmonisch an, um uns die Entstehungsgeschichte des Ortes während eines halben Jahrtausends mindestens bis in die frischeste Gegenwart hinein leicht erraten zu lassen. Entstammen Schloß und Dom der gotischen Periode, so gehört das Städtchen selber größtenteils jener der Renaissance, ein weiterer Teil dem Rokoko an. Die Gegenwart seit 1870 aber zeigt dann wiederum den Beginn einer neuen Phase voll unermüdlicher Thätigkeit und daraus folgenden behaglichen Wohlstandes,

Inneres von Santa Afra.

Santa Afra.

der sich überdies in all diesen Bauperioden durch eine auffallende Verzierungslust äußerte. Fast jedes Haus zeigt davon die Spuren durch reich geschnitzte Thüren, zierliche Erker, köstlich geschmiedete Gitter, reizend verschnörkelte Giebel, dazwischen die anmutigsten Gärtchen, aus denen die fruchtbeladenen Bäume ihre Aeste voll Ueppigkeit über die Mauern hinüber hängen; jedes Fenster hat sein Blumenbrett mit Rosen- und Geranienstöcken und, was nicht am wenigsten anziehend, mit neugierig forschenden, hübschen Mädchengesichtern dahinter. Denn auch die Meißnerinnen selber, nicht nur ihre Stadt, genießen eines klassischen Rufes der Anmut. Sicherlich wird sie nicht dadurch gemindert, daß die Vorhänge, zwischen denen sie euch nachsehen, ebenso blendend weiß sind als ihre eigene Wäsche. Ueberhaupt ist vom italienischen inneren und äußeren Schmutz hier keine Spur zu finden, alles atmet deutsche Zucht und Ehrbarkeit, unermüdlichen Fleiß und die regste Betriebsamkeit; da hämmert und klopft, sägt und hobelt es den ganzen Tag, niemand geht müßig und selbst die ganz nach altdeutscher Art mit zierlichen Geländern geschmückten Freitreppen vor den Hausthüren zeigen uns nur strickende oder nähende Frauen und Mädchen auf den steinernen Bänken nebenan. Selbst der blondlockigen und blauäugigen Kinder rosig blühende Gesichter unterscheiden sich von den welschen Lockenköpfen besonders dadurch, daß sie rein gewaschen und schön „gestrählt" sind. Hier in diesen unter Blumen und Blüten, Weingeländern und Jasminhecken ganz versteckten, lustig den Berg hinauf kletternden Häuschen, auf den mit reichen Brunnen, mit Statuen der alten Markgrafen und einem ganz modernen Siegesdenkmal von 1870 geschmückten, so unendlich malerischen Plätzen, in den behaglich gewundenen steilen Gäßchen und Treppen, wo man überall durch die reich verzierten Thore, in die reinlichen Höfe, die spiegelblanken Fenster und die in Blumenfülle prangenden Gärtchen die reizendsten Blicke hat, wird der Maler auf Schritt und Tritt unwiderstehlich gereizt zum Zeichnen niederzusitzen. Um so mehr als er bald hoch oben die stolzen Zinnen und Galerieen der Schlösser und

Kirchen herabblicken sieht oder tief unter sich den reich belebten mächtigen Strom zwischen Thürmen und Dächern, Treppengiebeln und Kaminen heraufblitzend gewahrt. Ueberall aber begrüßt uns ein still beglücktes und befriedigtes Dasein mit seinen sauren Wochen und frohen Festen, überall steht das blühende rührige Leben der Gegenwart mit der ehrwürdig ernsten Vergangenheit in schöner Verbindung, kein unheilvoller Bruch trennt sie von ihr. Hier in diesem lachenden Thal, wenn irgendwo in der Welt, meint man, müsse das Glück wohnen!

Von hier aus hat denn auch Ludwig Richter mit seinen Bildern des deutschen kleinbürgerlichen Lebens die halbe Welt entzückt, hier hat er alle seine Inspirationen geholt, die rosigen Kinder und drallen Mädchen, die flotten Bursche und wunderlichen, unübertrefflichen alten Philister gesehen, mit denen er uns Jahrzehnte lang so köstlich unterhielt. In Dresden geboren und zum Künstler gebildet, war er erst mehrere Jahre in Italien gewesen, ohne irgendwo einen rechten Stoff für sich finden zu können, malte aber eigensinnig italienische Landschaften und Figuren wie andere vor ihm, ohne viel Glück damit zu machen. Zurückgekehrt erhielt er die Stelle als Zeichenlehrer an der altberühmten Porzellanfabrik und heiratete nun auch sofort. Da, im jungen Familienglück inmitten dieses Paradieses, ging ihm nun erst seine wahre Aufgabe auf, die er in Welschland vergeblich gesucht! Auf stillen Spaziergängen in die dicht verwachsenen Thäler hinein, dem Bach entlang, zwischen den in Blüten fast erstickenden Gärtchen und den Weinbergen zum Schloß hinan, da entdeckte er endlich jene Welt voll Schönheit, die er bisher achtlos liegen gelassen, wie Tausende von Deutschen vor ihm das Ideal in blauer Ferne suchend, ohne es jemals zu erhaschen. Denn nirgends auf der ganzen weiten Erde wird man es schöner bewährt finden, daß tiefe Gemütlichkeit, Herzenswärme und innere Zufriedenheit sich auf Schritt und Tritt, in allem und jedem so wohlthuend ausprägen wie hier in diesem heimlichen deutschen Eden. Hier lernte Richter den Schatz von Ehrlichkeit und Fleiß, von Unschuld und Ehrbarkeit, Treue und Bescheidenheit, die unser Volk besitzt, für die Kunst verwerten und der Nation durch seine harmlosen Bilder wieder Freude an der eigenen Existenz, an der eigenen schönen Heimat beibringen. Das war das Geheimnis seines unermeßlichen Erfolgs!

Erker an den Frauenstufen.

Der Wartturm am Seelensteg.

Was die Richterschen Bilder dann besonders so auszeichnet, jene Beseelung der ganzen Landschaft, ja ihre vollkommene Umgestaltung durch die sie bewohnenden Menschen und Tiere und deren inniges Verwachsensein mit derselben, das

Eingang zum Jahnaischen Hof.

hat der Meister erst hier in vollster Schönheit gesehen, empfunden und mit dem Auge des Poeten und Malers zugleich wiedergegeben. Ohne die unermüdliche Arbeit der Menschen wäre Meißen nichts als ein waldiges Flußthal, wie es Hunderte gibt; seine eigentliche Schönheit erhielt es wie Venedig erst durch die tausendjährige Thätigkeit seiner Bewohner, sie türmten das stolze Schloß auf, bauten den majestätischen Dom, errichteten mit ihren frommen Gaben die Klöster und Stifter, bepflanzten mit ihren Reben die steilen Höhen, verwandelten durch ihren Fleiß den kargen Boden in ein blühendes und grünendes Paradies, ließen keinen Zoll desselben unbenutzt und ungeschmückt.

Dieser Bienenfleiß in Verbindung mit einer Gemütlichkeit, die mit ihren Blumen den kleinsten Fleck verziert, die Reinlichkeit des Daseins, die alles auch sauber, zierlich und glänzend, wohlig und freundlich haben will, dieses tiefe Wohlwollen, das selbst die Tiere heranlockt und im Winter den befiederten Sänger füttert, den der Italiener wegschießt oder blendet, das den Teich mit Enten, die Wiese mit Blumen belebt, dem die Natur nicht stumm, sondern die liebste Gefährtin ist, der künstlerische Sinn, der ihre Formen selbst in seiner Baukunst überall wiedergibt, Gitter und Bogen mit ihrem Laubwerk verziert, kurz dieses, die Deutschen vor allen anderen Völkern auszeichnende innige Verhältnis zur Natur, das hat Richter zuerst in Meißen für die Kunst entdeckt. Er hat ihr damit unstreitig ein ganz neues Gebiet erobert, denn alles, was schon Dürer und die uns stammverwandten Niederländer nach dieser Richtung hin thaten, ist doch noch weit entfernt von seiner Darstellungsweise. Vollends die Italiener und Franzosen sind hier ganz arm, weil sie überhaupt kein inniges Verhältnis zur Natur und noch weniger zur Tierwelt haben, beide nur vom Gesichtspunkte der möglichsten Ausbeutung betrachten. Nur die Engländer, und auch diese viel später als Richter und offenbar nach seinem Vorgang haben eine ähnliche Richtung zur Behandlung der Natur gewonnen. Mit seiner idyllischen Art der Auffassung hat aber Richter bekanntlich eine ungeheure Einwirkung auf die deutsche Malerei gehabt, die das Feld, welches er ihr aufdeckte, seither nach allen Seiten auszubeuten verstand. — Das alles aber hat ihn das liebliche Meißen gelehrt, wo er abends vom Schloß herabsteigend alle Bewohner vor den Häusern oder im Gärtchen sitzend und arbeitend, die Kinder auf der Straße spielend, die Herden heimkehrend sah, mit den Tauben und den Spatzen auf dem Dach, den Enten und Gänsen im Teich, den Hühnern im Hof jenes innigste, auf gegenseitiger Freundschaft beruhende Verhältnis einging, das sich in seinen Werken so erquicklich wiederspiegelt und das im Grunde nur der patriarchalischen Stimmung der ganzen Stadt entsprach, die dem Fremden eine einzige große Familie zu bilden scheint. War das so vor fünfzig Jahren, so ist es bis heute kaum viel anders geworden, wie man alsbald an den köstlichen, echt altdeutschen Wirtshäusern sieht. Denn elegante Hotels zur Abfütterung von Tausenden wie in der Schweiz gibt es auch heute noch nicht da, obwohl die Stadt im letzten Decennium nach allen Seiten hinaus mächtig gewachsen ist. Noch vor zwei Jahren, als ich sie zum letztenmal besuchte, war der auf dem Markte gelegene erste Gasthof genau noch so wie vor vierzig Jahren, da ich das erstemal in ihm gekneipt hatte. Noch stund die steinerne Freitreppe, auf deren Höhe euch die stattliche Wirtin empfing und in die große, braun getäfelte, echte alte Renaissancestube führte. Noch bedienten, statt hochnäsiger

Kellner im Frack, die anmutigen Töchter des Hauses gleich ihrer Mutter damals mit sittiger Freundlichkeit den Gast, und trank man den dunkelroten Landwein statt gefälschten Bordeaux auf schneeweißem Linnen. Auch hier stand man schon nach der ersten Stunde auf kühler Terrasse hinten am Hause im Angesichte des herrlichen Schlosses den Kaffee trinkend mit der ganzen Wirtsfamilie und allen Stammgästen in einer Art von freundlich wohlwollendem Verhältnis, wie es eben nur in solch kleinem abseits liegenden Orte möglich ist, und sich selbst in der von Fremden überfluteten sächsischen Schweiz nirgends mehr findet.

An der Triebisch.
(Das Grunertsche Haus.)

Die Grundlage des heutigen Wohlstandes der Stadt ist die weltberühmte, allein schon viele Hunderte von künstlerisch gebildeten Arbeitern beschäftigende Porzellanfabrik, an welcher auch unser Richter angestellt war. Früher im Schlosse einquartiert, wo sie weder zur Erhaltung noch Verschönerung beitrug, vielmehr dessen völligen Ruin herbeizuführen drohte, wurde sie denn auch endlich in ein eigenes Gebäude oberhalb der Stadt im schönen Triebischthal verlegt. Immerhin hat sie das Verdienst, den gewerblichen Unternehmungsgeist zusamt mit dem technischen Geschick und der sich am kleinsten Häuschen offenbarenden Verzierungslust in dieser Bevölkerung geweckt zu haben. Diese waren es, welche sie in den Stand setzten, alle keramischen Gewerbe mit Vorliebe zu betreiben und dabei sowohl von dem in der Nähe bei Aue gefundenen vortrefflichen Material als von dem großen Ruf der Meißener Fabrik Vorteil zu ziehen. So hat sich unabhängig von ihr eine Privatindustrie entwickelt, die, gewöhnliches Porzellan, ganz besonders aber sehr zweckmäßige und gefällige Majolikaöfen erzeugend, ihre Produkte in die halbe Welt exportiert, ihnen einen großen Ruf eroberte, da sie bald den Mut hatte, selbstschöpferisch vorzugehen. Besonders ist hier die Fabrik von C. Teichert ob ihrer trefflichen Leistungen zu nennen.

Stadt- oder Frauenkirche.

Das herrlich kühn gebaute Schloß aber wurde nach der Austreibung der Fabrik seit 1863 mit anerkennenswertem Geschick restauriert und seine zahlreichen prächtigen Säle und Gemächer von den bedeutendsten Künstlern der Dresdener Schule mit Wandbildern, welche die Geschichte des Hauses Wettin darstellen, verziert. Manche derselben sind so vortrefflich, daß man die Albrechtsburg schon deshalb von Dresden aus zu besuchen niemals versäumen sollte, da sie auch in dieser Beziehung in Deutschland kaum irgendwo ihresgleichen finden dürfte. So haben Dietrich und Kiesling, Choulant, Preller jr., Heinrich Hofmann, Spieß aus München, ganz besonders aber Prof. Julius Scholz dort überaus interessante Geschichtsbilder ausgeführt. Die zwei Säle, welche der letztere mit seinen Gemälden angefüllt, gehören jedenfalls zum Bedeutendsten, was die moderne

deutsche Historienmalerei nach dieser Seite hin geleistet. Besonders ist der Empfang eines Kurfürsten durch die Meißener Ratsherren und die übrige Bevölkerung, unter Voraustritt von Pagen u. dgl., so köstlich wahr und individuell dargestellt, hat dabei so hohen Reiz der genial freien malerischen Ausführung und des geistvollen Vortrages, daß er nach dieser Seite hin wohl alles Aehnliche übertreffen möchte.

So interessant als das Schloß ist auch der daneben stehende, leider unvollendet gebliebene

Wasserburg-Kapelle.

St. Wolfgang.

Dom mit den Gräbern der alten Meißener Herzoge. Vor demselben steht dann noch das Bronzemonument Albrecht des Beherzten von Hultzsch, eine sehr tüchtige Arbeit; auf dem Platze selber aber genießt man überall die entzückendste Aussicht auf die zu unseren Füßen liegende Stadt und die herrliche, in der Ueberfülle der Vegetation oft fast erstickende Umgebung. Dem Schloßberg gegenüber und mit ihm durch die auf unserem Bilde dargestellte malerische Brücke verbunden, liegt der St. Afraberg, welcher die hübsche gotische Kirche dieser Heiligen und das Gebäude der einst so berühmten Fürstenschule trägt. 1543 gegründet, hat sie Gellert, Rabener und Lessing unter ihren Schülern gezählt und genießt auch heute noch eines guten Rufes. Der zwölfjährige Lessing kam am 21. Juni 1741 dahin und lebte so gerne da, daß er später die Jahre, die er in Meißen zugebracht, für die einzigen glücklichen erklärte, die er in seinem Leben überhaupt genossen. Hier fing er denn auch zuerst an zu dichten! Wer möchte sich den Knaben Lessing nicht gerne in diese so malerische als hochpoetische Umgebung denken, die seiner Dichterphantasie die reichste Nahrung bot, vor allen Dingen jene Vaterlandsliebe in dem jungen Menschen nähren mußte, die den späteren Lessing in so hohem Grade und so wohlthuend auszeichnet. — Kunst und Natur, die Geschichte seiner Nation und ihre Gegenwart mußten ihm hier immer noch am ehesten wohlthuende Eindrücke hinterlassen, wo alles so harmonisch und organisch sich entwickelt hat, wo er die Tugenden seines Volkes im besten und seine Fehler im mildesten Lichte sehen, sich daher auch am ehesten zu jenem furchtlosen Kämpfer für dasselbe ausbilden konnte, der er geworden. Hier träumte er sogar von einem goldenen Zeitalter, das die Menschen sich sofort verschaffen könnten, wenn sie nur wollten! Wie dürfte man da zweifeln, daß zu diesem Glücksgefühl die herrliche Umgebung, in der er lebte, nicht am wenigsten beitrug? Als er die Schule nach fünf Jahren endlich verließ, war denn auch der junge Held fertig.

Drüben überm Thale nach Osten zu sieht man dann das schöne Schloß Siebeneichen und weiterhin noch eine wahre Ueberfülle uralter Klöster, Kirchen und Kapellen sowohl als neu entstandener Schlösser und Villen, Fabriken und gewerblicher Anlagen aller Art, so daß man wohl sagen kann, daß sich eine in ihrer Art hochachtbare, ja glänzende Vergangenheit nirgends organischer und wohlthuender mit der thätigen und tüchtigen, fröhlich blühenden Gegenwart verbinde. — Daß die leitende Rolle aber, die da einst die Herren Markgrafen und der Adel samt Klerus, dann später die Gelehrten der Schule

spielten, heute an den unterm Schutze des angestammten Fürstenhauses fröhlich aufstrebenden Bürgerstand mit seinen Gewerben übergegangen ist, das dürfte sicherlich als kein Nachteil zu betrachten sein.

Meißens Umgebung ist selbstverständlich überreich an den reizendsten Spaziergängen. Einer der schönsten ist aber der längs des Driebischflüßchens hinauf bis in das etwa eine halbe Stunde entfernte Buschbad. Es ist das ein Weg, wie man ihn sich in seiner entzückenden Waldeinsamkeit nicht schöner denken kann und wie ihn nur Viktor Scheffel in all seinem Reiz zu schildern vermöchte.

Der kleine Hohlweg.

Für mich knüpft sich aber eine besonders rührende und erhebende Erinnerung an denselben, die mir das einfache unter Waldbäumen versteckte Haus unvergeßlich macht, wo man weit und breit nichts hört als den Gesang der Vögel, nichts atmet als Waldes- und Blumenduft. Denn dort besuchte ich einst vor mehr als dreißig Jahren den so hochbegabten als unglücklichen Dichter Otto Ludwig, der in dieser versteckten, grünen Wildnis Genesung von schwerem Leiden gesucht hatte, das den damals noch herrlich kräftig aussehenden Mann wenige Jahre später zu seinem eigenen Schatten machen sollte. In jener Zeit aber war der Dichter des „Erbförsters" noch voll Hoffnung auf Heilung und voller Pläne für eine große Zukunft, die ihm ja unzweifelhaft bevorstand, wenn er gesund geblieben wäre. Unter den vielen echten Poeten und noch mehr Dichterlingen, die ich persönlich kennen gelernt, hat aber nie mehr einer, selbst Wilbrandt in seiner Jugend nicht, so sehr den Poeten schon in seinem Aeußeren ausgesprochen, vorab einen so wunderschönen Dichterkopf gehabt als dieser. Noch habe ich vor mir an der Wand hängend seine Totenmaske, und selbst diese zeigt so sehr den geborenen Barden, daß man sofort meint, sie müsse die Züge des Walter von der Vogelweide oder des Gottfried von Straßburg wiedergeben. Dabei war ihm eine Gabe der Rede verliehen, daß er den Hörer unwillkürlich mit fortriß, ihm Thränen in die Augen locken oder ihn lächeln machen, ihm atemlose Beklommenheit oder die helle Freude einflößen konnte, uns im Handumdrehen neue fremde Welten vor die Seele zauberte, daß man wie berauscht von ihm wegging. Man staunte nur, wo der in einem thüringischen Städtchen aufgewachsene, fast immer in größter Armut lebende junge Mann diese tiefe Menschenkenntnis, diesen Reichtum von Ideen her hatte! Wenn irgendwo, lernte man bei ihm, an Inspiration an den Seherberuf des Dichters glauben.

Das Kloster zum heiligen Kreuz.

Und diese herrliche Kraft hat die Natur gleichgültig zu Grunde gehen lassen! Da steht man vor dunkeln Rätseln, die uns nichts so wünschenswert machen als solch friedlich stille und süße Beschränkung, wie sie die kleine enge Welt noch bietet, in die den Leser einzuführen sich Zeichner und Schriftsteller vereint bemüht, um ihm zu zeigen, wie hier der Fuß überall geweihten Boden betritt.

Eleonore.

Roman von August Becker.

Erstes Buch: Der Kandelaber.

1.

An Trift und Dorfanger vorüber, Forst und Heide entlang, braust im weiten Flachland, aus welchem rechts und links der Rauch der Kartoffelfeuer steigt, von Norden heran ein Schnellzug der Hauptstadt zu und rollt, zwischen der unscheinbaren Anfängen seine Hast mäßigend, in die Bahnhalle, um seine Menschenfracht auf den eben noch leer und still gewesenen Perron abzusetzen.

Es war genau sechs Uhr abends, die Herbstsonne hinter den Föhrenwäldern des Horizonts bereits hinunter.

Während die Aussteigenden in buntem Gewimmel dem Ausgang zudrängen, scheint einer derselben, dessen ausdrucksvolles blondbärtiges Haupt merklich über das Niveau der Masse ragt, wenig oder gar keine Eile zu haben. Beschaulich verweilend, doch keineswegs träge, gleitet sein Blick, wenn auch vergeblich, nach irgend welchem bekannten Gesicht umher. Dann treibt er selbst achtlos im Gewühl an der Tafel vorüber, die vor Taschendieben warnt, und summt dabei unbewußt vor sich hin, als ob irgend eine Erinnerung oder Stimmung unwillkürlich in ihm nachklinge — laut genug, daß einige Nachbarinnen im Gedränge nicht bloß die eigenartige, vom Grundton in die Oktave springende Weise, sondern selbst den Text vernehmlich unterscheiden konnten.

Der Fremde im dunkeln Reisegewand und hellem Filzhute, ein junger stattlicher Mann von etwa dreißig oder zweiunddreißig Jahren und distinguiertem, aber nichts weniger als stutzerhaftem Aeußern, summte in seiner Selbstvergessenheit nämlich also vor sich hin:

„An der Ostsee Strand,
Wo die Woge blau
Rollt zum Dünensand,
Weilt die schönste Frau,
Blickt so hoch und hehr,
Wenn die Möwe fliegt
Ueber das weite Meer,
Das im Traum — —

Und nun," unterbrach er sich plötzlich selbst, als er des Schutzmanns ansichtig ward, der unter der Inschrift orders for cabs an der Ausgangsthüre stand, „antworte du mir, Orakel, bejahend! Gerad' oder ungerad'!" Und an den Uniformierten sich wendend fügte er mit gelassener Verständlichkeit hinzu: „Haben Sie die Gewogenheit!"

Der Angesprochene löste eine Blechmarke von seiner Schnur und reichte sie dem Reisenden dar. Als dieser einen Blick auf die Ziffer warf, welche ihm eine der draußen haltenden Droschken sicherte, runzelten sich merklich seine Brauen.

„Schlechte Nummer!" dachte er überlaut, Marke und Reisetasche einem der bereitstehenden Gepäckträger überliefernd.

„Bitte, mein Herr," bemerkte dieser ehrerbietig, „die Nummer ist nicht schlechter als eine andere, und so gut als irgend eine."

„Das wird sich zeigen. Wo bleibt die Droschke?"

„Hundertsiebenunddreißig!" rief der Mann hinaus, worauf der Wagen alsbald vorfuhr. „Sonst kein Gepäck, mein Herr?"

„Nein!" sagte der Fremde kurz, reichte unter der gewöhnlichen Klage des Kutschers über Zeitversäumnis dem Gepäckträger seinen Lohn und stieg ein. Nachdem er noch als Ziel eines der eleganten Hotels unter den Linden genannt hatte, ging es in gemächlichem Droschkentrab an den Werkstätten des „Voigtlandes" vorüber durch das Oranienburger Thor in die Unabsehbarkeit einer Straßenperspektive hinein, welche bereits im gedämpften Licht des schwindenden Tages lag. Wo einmündende Gassen den Blick westwärts frei ließen, blickte der braun=

rote Dämmerglanz des Herbstabends auf das Straßenleben herein.

Unberührt davon fuhr der Fremde dahin. Das Orakel, obwohl eigentlich nur im Scherz angerufen, hatte ihn etwas verstimmt, da es sich seinen Angelegenheiten während eines kurzen Aufenthaltes in der Hauptstadt nicht günstig erwiesen. Als er jedoch auf der nächsten Brücke von seinem Droschkensitze aus den Anblick des weithin warm angeleuchteten Flußspiegels mit Frachtschiffen und Kähnen genoß, schienen die Erinnerungen, die den Grund seiner Seele füllten, so lebhaft angeregt, daß sie auch den leichten Unmut über die ungerade Nummer zu dämpfen vermochten. Denn wieder sang er leise vor sich hin:

„Ihrer Adern Glut
Kühlt die weiche Flut,
Die so wunderbar
Perlt vom Lockenhaar,
Wenn dem Meer entsteigt
Der geschmeid'ge Fuß
Und ihr Haupt sich neigt
Zum ersehnten Gruß."

So sich seiner Stimmung überlassend, versank er tief in Träumereien und wurde es kaum gewahr, daß sein Wagen in die weite Straßenanlage unter den Linden einlenkte und endlich vor dem Eingang eines palastartigen Gebäudes hielt.

„Ach, ein einzigmal,
Daß ich sie geseh'n,
Nun ist mir zur Qual —"

„Wir sind an Ort und Stelle," unterbrach jetzt der Kutscher den Träumenden, der aufschreckend sein gewohntes Absteigquartier erkannte. Er zahlte seine Droschke und stieg aus.

„Sind meine Koffer angekommen?" fragte er einen hübschen jungen Mann mit wohlfrisiertem, glänzend schwarzem Haupthaar, der ihm aus der Droschke geholfen hatte.

So höflich als vorsichtig erkundigte sich dieser, wen man zu empfangen die Ehre habe. Ohne weiteres ward ihm Expreßschein und Adresse hingereicht.

„Jawohl, Herr Doktor, gewiß!" ließ sich jetzt nach einem flüchtigen Blick in die Karte der junge Mann freundlichst vernehmen und griff zuvorkommend selbst nach der Reisetasche. „Alles Gepäck schon auf Ihrem Zimmer, Herr Doktor!" setzte er verbindlichst hinzu. „Alles besorgt!"

„Gut," bemerkte der Reisende, indes man an der Portierstube vorüber die Treppe hinan in einen Vorraum gelangte, wo durch hohe Fenster noch genügende Helle in das Innere des Gasthofs fiel, während die weiterhin sich ausdehnenden Räumlichkeiten schon stark umschattet oder doch bereits im unsicheren Zwielicht lagen. „Ich bringe einigen Appetit mit," setzte er hinzu. „Was gibt's zu so ungelegener Stunde?"

Während der Kellner dienstbeflissen nach Wein- und Speisekarte lief, sah sich der Angelangte gleichmütig um, ließ den Blick in die anstoßenden Räume schweifen, über das parkettierte Foyer hin nach den Salons, die, durch Kolonnaden geschieden, hinter Glaswänden sich ausdehnten und wie gewöhnlich zu dieser Abendstunde, kurz nach der Haupttafel, wenig besucht, ja anscheinend völlig leer waren.

Soviel in der Dämmerung zu bemerken war — man hatte sich im Hotel noch nicht bemüßigt gefunden, die Lichter anzuzünden — befand sich hier noch alles im früheren Zustande; keine nennenswerte Veränderung hatte stattgefunden. Nur in der tiefen, beschatteten Verlängerung des Vorsaales, die sich wie ein Korridor hinzog, fiel dem Blick etwas auf, dessen sich der Fremde von vergangenen Tagen her nicht entsinnen konnte — eine dunkle Figur nämlich, die man bei der zweifelhaften Beleuchtung im ersten Augenblick nach Form, Umrissen und Haltung für eine junge Dame halten konnte. Ihre Unbeweglichkeit kam jedoch solcher Annahme nicht weiter zur Hilfe. Statuen dagegen pflegen aus lichtfarbigem Stoff zu sein und nicht zwecklos inmitten eines Hotelfoyers aufgestellt zu werden. So war es denn eher ein großer Kandelaber, wie man sie zuweilen in modernen Gasthöfen trifft oder auch nur ein das Deckgebälk stützender Pfeiler, der etwa als Träger eines neu angebrachten Gurtbogens im düsteren Zwielicht den Schein einer menschlichen Gestalt gewann.

Der Fremde fühlte sich für jetzt nicht aufgelegt, seine Beobachtung weiter zu verfolgen. Gleichwohl erregte es seine Teilnahme, als er nunmehr in der Figur eine Karyatide zu erkennen glaubte, die jedoch nicht in der leichten Haltung jener Gebälkträgerinnen der Karyatidenhalle auf der Akropolis, sondern eher als eine von der Bürde bedrückte, schmerzlich bewegte Jungfrau erschien. Irgendwo nämlich hatte ihn der Anblick solcher weinend dargestellten Mädchenfiguren einmal tief gerührt. Aber wo, an welchem Prachtbau? Am Louvre nicht;

denn da treten die Gestalten nur als anmutiger bilderreicher Schmuck paarweise unter den Kranzsteinen des Pavillongesimses hervor. Wo nun denn?

Bevor er sich dessen zu entsinnen vermochte, hatte ihm der Kellner die Speisekarte eingehändigt, die er mit einem Blicke überflog.

„Ein Beefsteak genügt für's erste, halb durchbraten!“ bedeutete er. „Eine halbe Flasche Moseler nebst Selters. Sie beziehen doch Ihren Moseler aus Hußgens Lager in Trarbach?“

„Freilich!“ versicherte der Kellner aufleuchtend ob der Vertrautheit mit den Gepflogenheiten des Hauses. „Gewiß! Wünschen der Herr Doktor auf Ihrem Zimmer zu speisen?“

„Nein, nachher hier innen,“ erwiderte der Fremde, nach einem Raum deutend, der schon völlig im Dunkel lag, immerhin aber die Mutmaßung begünstigte, daß er nicht ganz leer sei. Machten sich doch Laute von da vernehmlich, als ob jemand hinter der Tafel zehre, mit Gefühl und Verständnis einer Mahlzeit obliege, wenn auch von dem Gaste nichts zu unterscheiden war, als ein leuchtender Diamant am Finger, die am Kragen befestigte Serviette und eine nicht minder blanke, über den Scheitel bis in den Nacken reichende Stirne. Auch ein dröhnender Ton, fast wie ein Trompetenstoß, verkündete aus der Dunkelheit, daß da, weil an einen Hornisten füglich nicht zu denken war, ein ältlicher Herr mit musikalischer Anlage sein Taschentuch gebraucht haben müsse. Wenigstens machte der neue Gast diesen Schluß.

Vorerst wollte der Fremde — auf seiner Karte stand einfach Dr. Bruno Herbig — nach den Strapazen einer Eisenbahnfahrt sich auf sein Zimmer zurückziehen. Nachdem ihm noch der Kellner auf seine leicht hingeworfene Frage wegen der Karyatide im Foyer ebenso flüchtig versichert hatte, nichts von einer Karyatide zu wissen, vernüchterte sich deren Erscheinung auch für ihn. Der vermeintliche neue Gurtbogen erwies sich nur als hochdrapierter Vorhang; die Figur darunter erschien jetzt als ein großer Guéridon, oder vielmehr als einer jener mannshohen Kandelaber aus Bronzeguß, deren Form in ungewisser Erleuchtung allerdings die Umrisse einer nach neuester Mode gekleideten Dame ziemlich täuschend vorzuspiegeln vermag.

Da solche Leuchterkolosse heutzutage in großen Hotels nichts Auffälliges mehr sind, kehrte der Fremde dem Kandelaber den Rücken, um sich von einem kurzjackigen kleinen Aufwärter, der mit der Reisetasche und brennenden Kerzen voraneilte, vollends die Treppe hinan geleiten zu lassen, während seine Gedanken zu Erinnerungen zurückkehrten, die ihn jetzt zumeist erfüllten.

„Auf der Dünenhöh'
Küßt die kecke Bö
Ihre Wangen kühn,
Daß sie röter blüh'n.“

Damit auf den ersten Treppenabsatz gelangt, bemerkte er bei einem Streifblicke zurück mit Verwunderung, daß der Gast des dunkeln Saales — klein, dick, reich gekleidet und sehr barhäuptig — in das Foyer heraus und auf die Stelle losgeschritten war, wo der Kandelaber stand, um sich vor demselben hastig und wiederholt wie eine Pagode zu verbeugen und eifrig auf denselben hinein zu sprechen. Die raschen Bücklinge vor dem bronzenen Leuchterkoloß auf dem Parkett des Foyers machten einen wunderlichen Eindruck. Einigermaßen betreten verweilte der Zuschauer eine Weile, wollte sich jedoch nicht zu lange dabei aufhalten.

„Der feiste Glatzkopf scheint sich einen Zopf angetrunken zu haben!“ dachte der Fremde und erstieg, ohne sich nach weiterer Erklärung des seltsamen Auftritts umzuschauen, vor sich hinsummend vollends die Treppe.

„Und der Wogen Schaum
Flockt dem stolzen Weib
Weiß wie Schwanenflaum
Um den edeln Leib.“

Mittlerweile hatte der kleine Kurzjack die Flügelthüre eines eleganten Gemaches geöffnet. Der Fremde zögerte jedoch einzutreten und behauptete lebhaft, das sei nicht sein Zimmer.

„Doch, mein Herr, hier innen steht Ihr Gepäck,“ beteuerte der Kleine, indem er die Reisetasche einigen Koffern zugesellte, welche auf einem feldstuhlartigen Gestell oder daneben auf dem Boden standen.

„Allerdings ist dies mein Gepäck,“ erwiderte der Fremde unwirsch. „Indes ist dies nicht mein Zimmer. Ich habe Nummer zwölf bestellt, und dies ist Nummer dreizehn.“

„Nummer zwölf ist besetzt — eine Dame wohnt da,“ erklärte die Kurzjacke. „Hier ist es gemütlicher und freundlicher, mein Herr. Nichts weiter zu befehlen?“

„Was soll ich mich ärgern!“ dachte der Fremde, nachdem der kleine Mensch wieder

draußen war. „Der Zufall neckt mich nun ob der wunderlichen abergläubischen Anwandlung, von geraden Zahlen Schicksalsgunst zu erwarten."

Indem er die Kofferschlüssel erprobte und, nachdem er alles in Ordnung gefunden, Rock und Weste abwarf, um sich in der Flut des mächtigen Porzellanbeckens auf seinem Waschtisch Gesicht und Hände zu kühlen, war auch sein Unmut hinweggeschwemmt. Rasch war die nötige Toilette zu Ende. Das Fenster öffnend lehnte er hinaus und sah über das Getriebe der Straße hinweg bei sinkender Nacht westwärts, woher der braunrote Dämmerschein noch durch die Säulen des abschließenden Prachtthores in die beginnende Dunkelheit hereinglühte. Eine gute Weile hielt er am offenen Fenster. Und wieder kam die Stimmung zu ihrem Rechte, in welcher sein Geist am liebsten schwelgte.

„Fern am Horizont
Leuchtet mir ein Bild —
Locken dunkelblond,
Augen tief und mild;
Wie bewegte See
Wallt des Busens Schnee,
Und ein Angesicht
Winkt wie Dämmerlicht . . ."

Wagen rasselten vorüber, und mit der Dunkelheit wehte empfindlich die Nachtkühle herein. Er achtete dessen nicht, sich seiner Schwelgerei in einer Erinnerung überlassend, die auf Augenblicke in heißes Verlangen umschlug oder sich in warme Sehnsucht auflöste.

„Mein Gemüt so bang
Schwankt nun tief bewegt,
Algen gleich und Tang,
Wenn die Flut sich regt.

Und warum, warum," unterbrach er sich selbst, „habe ich nicht den Mut, dem Drange zu folgen, der glückverheißend mich verzehrt! Warum lasse ich nicht kurz entschlossen den Freund allein dahin ziehen, wo die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, — warum eile ich nicht zurück — meinem Herzen nach?

Wenn der Sehnsucht Wahn
Mich auf Flügeln hebt,
Daß mein Herz als Schwan
Hin zur Ostsee schwebt . . ."

Noch eine kleine Weile hing er so sehnsüchtiger Träumerei nach. Dann raffte er sich plötzlich auf, mit einem förmlichen Ruck, als rufe er sich selbst zu: Dies weiche, vergebliche Hinhängen an einen vorübergegangenen Traum thut nicht gut. Weiter! — Und genau eine Viertelstunde nach seiner Ankunft im Hotel erschien er im kleinen Speisesaal, der jetzt ebenso hell erleuchtet war, wie alle übrigen Räume. Sein Beefsteak wurde aufgetragen, die Flasche Moseler und der Krug Selters entkorkt, und er ließ sich's schmecken.

„Wie kommt's," fragte er, als sein Appetit einigermaßen gestillt war, beiläufig den vorübereilenden Kellner, „daß man nicht auch den großen Kandelaber draußen leuchten läßt?"

„Welchen Kandelaber, Herr Doktor?" fragte derselbe lächelnd zurück, indem er den gescheitelten Kopf herkehrte.

„Den im Foyer links vom Eingang."

„Links vom Eingang?"

„Den mannshohen Kandelaber oder Guéridon, wenn Sie wollen, aus Bronzeguß."

„Da steht weder ein Guéridon, Herr Doktor, noch ein Kandelaber aus Bronzeguß."

„So mag er bronzefarbig angestrichen sein," versetzte der Gast etwas ungeduldig, indem er seinem Notizbuche den Stift entzog, um auf die Rückseite der Weinkarte einige Striche zu werfen. „Ich meine den Kandelaber im Foyer — hier in dieser Form!"

Der Kellner warf einen Blick auf die Zeichnung — eine Figur von großer Aehnlichkeit mit einer nach neuestem Geschmacke gekleideten Dame. Dann schüttelte er den Kopf und beteuerte mit verblüffter Miene:

„Wir haben solchen Kandelaber nicht im ganzen Hause."

„Nun denn," sagte der Fremde, mit einiger Ungeduld sich erhebend, „ich habe ihn bei meiner Ankunft doch deutlich genug gesehen."

Damit trat er rasch in den Foyer hinaus und sah sich auf dem glatten Parkett um. Hier aber fand sich in der That kein Kandelaber; dagegen stand in einer Ecke das Gestell eines Kleiderrechens, das jedoch durchaus nicht mit einem Kandelaber zu verwechseln war, obwohl der Kellner diese Möglichkeit in Betracht zog, worüber der Gast in etwas ärgerliche Stimmung geriet.

„Um da Aehnlichkeiten herauszufinden, müßte man die Augen eines Narren haben," äußerte er gereizt. „Ebensogut würde ich Sie, mein junger Herr, mit dem Schah von Persien verwechseln oder Apollo mit Fitzliputzli. Hier stand er, als ich anlangte, hier an dieser Stelle."

„Er?“ wiederholte der Verblüffte. „Es war kein Mann, Herr Doktor, es war eine Dame.“

„Wer war eine Dame?“

„Die Sie hier stehen sahen und welche nachmittags gleichzeitig mit dem älteren dicken Herrn ankam.“

„Mit welchem dicken Herrn?“

„Demselben, der noch im Salle à manger saß, da Sie selbst anlangten, Herr Doktor.“

Nun konnte er sich des kleinen dicken Herrn mit der großen Glatze wohl entsinnen, glaubte sogar nach flüchtigem Erinnern, daß ihm derselbe etwas bekannt vorgekommen sei, daß er ihn mindestens schon einmal früher gesehen haben müsse. Doch erschien ihm das jetzt minder wichtig.

„Aber die Dame?“ fragte er, „wer ist die Dame?“

Der Kellner, der noch von anderen Gästen in Anspruch genommen war, die inzwischen angelangt in den Sälen umhersaßen, hatte sich schon zu lange verweilt und zog sich mit einer Entschuldigung zurück, als jetzt der Oberkellner, ein Herr mit hellblondem Haar und Backenbart, einnehmendem Wesen und ruhig vornehmer Haltung, hinzutrat und mit einer Verbeugung den Fremden begrüßte, indem er sein Bedauern aussprach, daß er bei dessen Auskunft wegen augenblicklicher Verhinderung nicht zur Stelle gewesen.

„Und wer ist die Dame?“

„Bitte, einen Augenblick Geduld, will gleich nachsehen,“ antwortete der Oberkellner willfährig und verbindlich, worauf sein blondes Haupt in der Portierstube verschwand, um gleich darauf wieder aufzutauchen. „Bedaure sehr,“ sprach er in seiner gelassenen und milden Weise, „weder die Dame noch der Herr haben sich bis jetzt eingeschrieben.“

„Ist sie noch jung?“ erkundigte sich der Fremde jetzt, gleichsam nur beiläufig.

„Eine noch junge und sehr hübsche Dame.“

„Hochgewachsen?“

„O ja.“

„Blond?“

„Doch nicht.“

„Ich meine dunkelblond.“

„Aber sehr dunkelblond,“ erwiderte der Oberkellner noch immer mit einiger Zurückhaltung, indem er den Nachdruck auf „dunkel“ legte. Er hatte eine sehr diskrete Art, sich auszudrücken und sprach mild und ruhig.

„Ist sie die Tochter des älteren Herrn — oder,“ fügte der Fremde hinzu, als der andere die Achseln zuckte, „seine Gemahlin?“

„Nicht wohl. Die Beziehungen schienen keine so vertraute.“

„Und woher kam das Paar?“

„Bedaure, nicht dienen zu können. Beide fuhren gleichzeitig mit anderen Fremden vor,“ berichtete der Oberkellner noch ausweichend. Indes schöpfte er doch aus dem vertrauenerweckenden Aeußeren des Herrn Doktors, sowie aus der Teilnahme, die immerhin aus dessen Erkundigungen leuchtete, und aus Erwägungen verschiedener Natur Gründe genug zu etwas größerer Mitteilsamkeit.

Und so erfuhr jener noch folgendes.

Sofort nach ihrer Ankunft ließ sich die junge Dame das Adreßbuch geben, versah ein Billet mit der Aufschrift und warf dasselbe eigenhändig in den Schalter des Hotels. Hierauf nahm sie noch am Schlusse der Table d'hote teil, um sich dann auf ihr Zimmer zurückzuziehen, das sie unabhängig von ihrem Begleiter bestellt hatte. Während nun der kahlhäuptige Herr im kleinen Saal für sich allein speiste, kam sie wieder in den Foyer herunter, verweilte besonders in der oberen Fensternische oder ging auf und nieder, verharrte wohl auch längere Weile auf derselben Stelle, um wieder ruhelos über das Parkett hinzuschreiten. Kurz, ihr Wesen verriet Ungeduld, als erwarte sie jemand.

„Kam sie mit dem Stettiner Nachmittagszug?“ warf hier der Fremde hin.

„Wohl möglich,“ lautete die Antwort.

„Und nun ist sie weg?“ erkundigte sich jener im Tone leichten Geplauders.

„Allerdings. Gleich nach Ihrer eigenen Ankunft, Herr Doktor, verlangte sie nach einem Wagen. Ich selbst winkte einem Droschkenführer, sie stieg ein und fuhr weg.“

„Mit dem alten Herrn?“

„Nein. Der spazierte zu Fuß unter den Linden in die Stadt hinein.“

Jetzt erkundigte sich der Fremde näher nach dem Fenster, wo sie verweilt, und da man nicht anstand, ihm dasselbe zu bezeichnen, begab er sich in die Nische, in welcher indes nichts Besonderes zu bemerken war, als daß im Fensterhauch der einen Scheibe ein mit der Fingerspitze geschriebenes Wort stand. Wegen der draußen herrschenden Dunkelheit vermochte er es nicht gut zu lesen; so nahm er einen Leuchter von

dem Marmortischchen und hielt ihn nahe an die Scheibe. Aber die Buchstaben waren schon etwas zerflossen. Es konnte Streber, Streben, aber auch Sterben heißen und war wohl ebenso bedeutungslos, als es gedankenlos hingekritzelt war.

Der Fremde fing an sich seiner Neugierde zu schämen, suchte seinen Platz im kleinen Saale wieder auf und äußerte beim Vorüberkommen dem Oberkellner gegenüber in einem Tone, als ob ihm alles andere keine besondere Teilnahme einzuflößen vermöge:

„Ich dachte in der That, es sei ein Kandelaber."

2.

Wenn der Oberkellner, der eigentliche Geschäftsführer des Hotels, in seiner delikaten Weise auch nicht that, als gebe er sich besonderen Gedanken über die Erkundigungen des Gastes hin, so war er doch der Ueberzeugung, daß, trotz der anscheinenden Flüchtigkeit jener Nachfragen, denselben ein tieferes Interesse zu Grunde liegen müsse. Bloße Neugierde oder gar frivole Späherei würden ihn wohl, bei aller Verbindlichkeit seines Wesens, zugeknöpfter und ablehnender gefunden haben.

Indes saß der Fremde, ein junger Gelehrter, der auf einer Reise ins Ausland begriffen von Königsberg kam und die Fahrt bis zur pommerschen Küste zur See gemacht hatte, nachdenklich bei seinem Glase. In der Eingenommenheit von einer flüchtigen, doch tief nachwirkenden Begegnung an der See, nur mit halbem Augenmerk für anderes, hatte er hier im Foyer eine junge Fremde für eine Karyatide oder gar für einen Kandelaber angesehen und dann an die Möglichkeit geglaubt, in ihr die schöne Frau vom Ostseestrande wiederzufinden, zu der alle seine Empfindungen zurückkehrten, während ihn doch der Zweck seiner Reise an einen anderen, entgegengesetzten Pol wies.

Da das wirkliche Leben nur ausnahmsweise unseren Hoffnungen durch romanhafte Zufälle zu Hilfe kommt, erschien ihm bei nüchternem Betracht jene Illusion als eine unbegreifliche Schwäche. Das Bewußtsein einer erschlaffenden Schwärmerei drückte ihn. Er fühlte mit tiefer Verstimmung, daß er die Freude an der gestellten Aufgabe einbüßte, selbst den Anlaß zu kurzem Verweilen in der Hauptstadt aus den Augen verlor. Indem er so keineswegs erfreulicher Gedankenfolge nachhing, sank auch sein Körper schlaff in sich zusammen.

„Die Einsamkeit thut mir nicht gut!" sprach er für sich, worauf er mit einemmal den Kopf hob und sich in den Hüften aufrichtete: „Herr Oberkellner!"

„Was steht zu Befehl, Herr Doktor?"

„Wissen Sie zufällig, wo jetzt Geheimrat von Betting — oder kennen Sie überhaupt den Mann?"

„Dem Namen nach sehr!" lautete die Antwort in einem Tone, der hinzuzufügen schien: wir wissen doch auch unsere bedeutenden Männer zu schätzen!

„Als dankbarer Schüler und wärmster Verehrer möchte ich dem alten liebenswürdigen Herrn meine Aufwartung machen. Es ist wohl etwas spät, sich anzumelden," fügte er die Uhr ziehend hinzu. „Doch ist heute wohl Empfangsabend. Früher wohnte er Kronenstraße."

„Der Herr Geheimrat bewohnt jetzt sein eigenes Haus — am Tiergarten" bemerkte der Oberkellner, indem er sich nach dem Adreßbuch umsah. „Indes, ob er schon aus der Sommerfrische zurück sein wird?!"

Der Fremde schien hieran nicht zu zweifeln, ließ sich das Adreßbuch geben und einen Lohndiener zur Besorgung einiger Billets bestellen. beschrieb noch einige Visitenkarten, die er mit Couverts und Adresse versah, übergab sie dem Lohndiener und verlangte nach einem Wagen, indem er sein Glas vollends austrank, den Handschuh über die Linke stülpte, den Hut aufsetzte und das Hotel mit den Worten verließ:

„Um neun Uhr bin ich sicher wieder da, — wenn jemand nach mir fragen sollte!"

Draußen winkten, riefen, pfiffen unterdes Hausknecht und Portier eine Droschke herbei, die den Fremden aufnahm. Rasch brachte sie ihn durch das Brandenburger Thor, den Saum des Tiergartens entlang in eine jener schönen stillen Straßen, die von den Wohnsitzen einer beneidenswerten Gesellschaftsklasse gebildet werden. Endlich hielt das Fuhrwerk vor einem villenartigen Gebäude, das, durch ein Vorgärtchen von den Nachbarnhäusern getrennt, sich als das Heim des verehrten Mannes erwies, dem der junge Gelehrte zunächst seine Aufwartung zu machen wünschte.

Der Geheimrat hatte schon seit Jahren seine akademische Lehrthätigkeit, doch nicht sein Wirken

für die Wissenschaft aufgegeben, wenn auch sein Name meist hinter seinen Leistungen zurücktrat. Bis in sein Alter hatte er sich den Enthusiasmus des Gelehrten gewahrt. Die ehrliche selbstlose Hingabe an die Sache, an die Forschung selbst, die neidlose Anerkennung fremden Verdienstes bei oft grillenhafter Verkennung und Verleugnung des eigenen, die Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit, mit der er stets bereit war, durch Rat und That wissenschaftliche Bestrebungen und Unternehmungen zu fördern: hatte dem alten Herrn die Verehrung weiter Kreise gewonnen, und bei vielen seiner früheren Schüler gab sich eine Anhänglichkeit kund, die glänzenderen Namen oft versagt bleibt.

Mit solchen Gesinnungen war denn auch Dr. Herbig gekommen. Aus dem Bedürfnis, sich einmal wieder seinem hochverehrten, unvergeßlichen akademischen Lehrer vorzustellen, war zumeist ein kurzer Aufenthalt in der Hauptstadt hervorgegangen. Doch gewährten jetzt, als er vor dem geschmackvollen Hause ausstieg, dessen unerleuchtete Fenster wenig Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches. Vorsorglich hieß er den Droschkenführer warten und begab sich zu vorläufiger Anfrage in das Haus, das, von einem abblühenden reichen Rosenflor umhegt, etwas von der Straßenlinie zurück stand. Schon unterm Eingang stieß er auf einen Mann, den Hausmeister oder Gärtner, der ihm auch sofort bedeutete, daß die Herrschaften leider verreist seien.

Als hierauf der Fremde verwundert fragte, ob der Herr Geheimrat noch nicht von der See zurück sei, da er seines Wissens schon vor einigen Tagen Misdroy verlassen habe, — bejahte dies der Mann mit der Ergänzung, daß man daheim nur kurze Rast gehalten, um mit der Anhalter Bahn weiter — an den Rhein — zu reisen. Der Herr Geheimrat wolle einige in engeren Kreisen verabredete, noch aufeinander folgende wissenschaftliche Konferenzen nicht versäumen; die gnädige Frau aber gedenke wegen einiger Angegriffenheit infolge der Seebäder zur schönen Herbstzeit noch mitteldeutsche Wald- und Bergluft in Ruhe zu genießen. Und so vergehe heuer der schöne Herbstrosenflor daheim ungenossen, setzte der Mann fast klagend hinzu.

Indes gab der Fremde seine Karte ab, sprach sein Bedauern aus, die Herrschaften nicht getroffen zu haben und begab sich — mit einem Blick über die Gartenplanken und im Vorüberkommen eine überhängende Rose pflückend, von welcher der Gärtner versicherte, daß es eine selbstgezogene, besonders schöne und nach der gnädigen Frau genannte Varietät sei — nach dem Wagen zurück. Er steckte die Rose, deren Farbe sich bei Nacht nicht gut unterscheiden ließ, die aber eigentümlich duftete und sich weich, feucht anfühlte, ins Knopfloch und fuhr weiter.

So freundlich das Anwesen und so sehr es des Geheimrats Mittel erlaubten, teuer zu wohnen, blieb doch der Entschluß des alten kinderlosen Herrn, sich noch die Last eines Hausbesitzes aufzubürden, bemerkenswert. Wie lange mochte er sich dessen noch erfreuen?! Aufrichtig leid that es dem jungen Gelehrten, daß er nicht, wie gehofft, mit dem väterlichen Freunde sich über seine nächsten Aufgaben auszusprechen, Fingerzeige, Aufschlüsse erhalten konnte, die seinen Reisezweck förderten. Doch hatte das Bedauern über den verfehlten Besuch auch einen weniger selbstsüchtigen Grund; den größeren Anteil sogar hatte die Erwägung, ob er dem Antlitz des ehrwürdigen Mannes je wieder begegnen würde, ob er nach jahrelanger Abwesenheit den unvergeßlichen Lehrer in diesem Hause begrüßen dürfe, von welchem er jetzt als Andenken nichts mit in die Fremde nahm, als eine hinwelkende Rose.

Mit solchen Betrachtungen fuhr er wieder durch belebte Straßen in die fast taghell beleuchtete Stadt zurück. Da und dort ließ er halten; — wo es einen Bekannten zu sprechen, einen Freund zu treffen galt, regelmäßig mit demselben schlechten Erfolg, mit besserem dagegen überall, wo im Vorbeikommen kleine Einkäufe besorgt werden konnten, wie sie Reisende zu machen pflegen. Zuletzt rasselt der Wagen noch vom Spittelmarkt aus gedehnte, lange Straßen entlang in einen ganz neuen Stadtteil und hielt erst wieder auf einem großen, vom Kanal durchschnittenen Platze, der, von prächtigen Häusern begrenzt, sich nach Nord und Süd in hellbeleuchteten, mit Baumreihen bepflanzten, stattlichen Uferstraßen fortsetzte.

Hier, in einem Eckhause, vor welchem bereits eine andere Droschke hielt, wohnte nach Auskunft des Adreßbuches ein Universitätsfreund, mit welchem der Abend angenehm verbracht werden sollte. Seinen Droschkenführer verabschiedend, stieg der Fremde die mit einem Teppich belegte, beleuchtete Treppe hinan und las die Namen der Bewohner von den Klingelschildern; endlich auch den des Freundes, wobei er wider Willen Ohrenzeuge eines halb hinter, halb unter

der Thüre geführten Zwiegesprächs zwischen Frauen wurde, welche, den Eingang sperrend, ihn notgedrungen zum Warten veranlaßten.

„J, sieh' mal, Sie kommen von auswärts!“ ließ sich die Stimme eines Weibes vernehmen, das dem Ton und Ausdruck nach eine richtige Köchin oder Haushälterin war. „Na nu, wie geäußert. Und Sie werden verstehen, Madamken, daß Herr Kammergerichtsassessor unter solchen Umständen weder heute, noch morgen, noch übermorgen zu sprechen sind. Herr Kammergerichtsassessor haben jetzt anderes im Kopfe!“

„Gerade diese Umstände heischen dringend, daß ich ihn heute noch spreche!“ versetzte im Umgangstone der gebildeten Klassen eine Frauenstimme voll Wohllautes, dem nur der scharfe Nachdruck bestimmten Entschlusses einigen Eintrag that.

„J, Gott bewahre, das kann 'mal nicht sein!“ entgegnete die andere. „Stehen Sie ihm denn so nahe, daß Sie es durchsetzen möchten?“

„Das mag er selbst entscheiden!“ lautete die Antwort.

Die Fremde, welche übrigens mit merklich nordwestdeutscher Betonung der Silben sprach, schien nicht gewillt, mehr zu sagen, als der aufdringlich dreisten Neugierde gegenüber unbedingt von nöten war.

„Na, hören Sie 'mal Madamken, wie war das mit der Entscheidung?“ ließ sich die andere wieder und zwar mit einiger höhnischer Gereiztheit vernehmen. „Sind Sie etwa Herrn Kammergerichtsassessors seine Fräulein Schwester oder sonstige auswärtige Blutsverwandte, sind Sie?“

„Mehr als das!“ kam nach einigem Zögern als Entgegnung.

„Alle Wetter, mehr als das?“ wiederholte das Weib. „Jst viel gesagt, Madamken. Und — wie ist denn der werte Name?“

„Um den handelt sich's hier weniger, als darum, ob der, in dessen Dienst Sie stehen, zu Hause ist oder nicht.“

„Na nu“, fing das Weib jetzt an, „das ist nu eklig mit den Damens! Jch habe ja gesagt, Herr Kammergerichtsassessor sind vor einer halben Stunde ausgegangen.“

„Wohin, wenn man fragen darf?“

Das Weib zögerte, erklärte dann aber: „zu Herrn Kommissionsrat Patzky, wenn Sie die Familie kennen.“

„Wo wohnt der?“

Wieder säumte das Weib mit der Antwort, wohl verblüfft durch den hervorleuchtenden Entschluß. Dennoch nannte sie hierauf Straße und Hausnummer.

„Jst es weit von hier?“ erkundigte sich die Dame noch unter der Thüre.

Das Weib ließ ein „Gottbewahre!“ hören und beschrieb dann mit geläufiger Zunge den Weg: vom Oranienplatz den linken Hafendamm entlang, um das Engelbecken herum, an der Michaelskirche vorüber gegen Bethanien zu, aber nicht rechts über die Brücke, sondern links hinein, dann rechts in die Querstraße gleich das zweite oder dritte Haus. Man könne aber auch gleich hier über die Oranienbrücke auf das andere Ufer schräg in die Straße hinein, dann rechts, dann links, immer gradaus über die Brücke, zuletzt rechts in die richtige Straße: es sei gar nicht zu fehlen.

Die Fremde dankte und trat, wohl so klug als vorher, vollends heraus, während das Weib noch nachrief:

„Nichts zu danken, Madamken, gute Nacht und fallen Sie man nicht ins Wasser.“

Der junge Gelehrte war mit dem Hute in der Hand beiseite gewichen, um der Dame den Weg frei zu lassen, die von seinem Anblick etwas betroffen, doch ohne weitere sichtliche Verwirrung seinen Gruß mit einer stummen Beugung des Hauptes erwiderte, dann, ohne sich nochmals umzuschauen, mit einer gewissen entschlossenen Hast die Treppe hinunter eilte. Da sie den Schleier herunter geschlagen hatte, war von ihren Zügen nichts wahrzunehmen. Aber es war eine geschmeidige schlanke Figur von eleganter Haltung und Bewegung. Ueber dem Gewande von dunkler Bronzefarbe trug sie einen fast gleichfarbigen Ueberwurf. So viel man von ihrem Haar sehen konnte, war es kraus und schwarz. Zu weiteren Beobachtungen ließ ihr rasches Verschwinden dem Nachblickenden keine Zeit.

Als unterdessen die Haushälterin den Fremden bemerkte, zupfte sie rasch ihr Halstuch zurecht, strich mit der Hand über die Schürze und frug mit verbindlich zugespitzten Lippen nach dessen Begehr.

„Also Assessor Steuber ist nicht zu sprechen?“ sagte er kurz.

„Leider, mein Herr. — Kammergerichtsassessor Steuber sind nicht zu sprechen, wie ich eben dem Frauenzimmerchen da geäußert habe,“ versetzte sie mit einem verständnisinnigen Blick,

während ihm ein gewisser mit Liqueurduft vermengter Küchengeruch das Weib noch unangenehmer machte. „Sie müssen es ja gehört haben, werden Ihr Teil gedacht haben, hi, hi, hi! Schon wie sie kam, sagte ich mir: da ist was los! Und richtig!" fuhr das überschwenglich vertrauensvolle und unnatürlich redselige Weib mit unnachahmlichem Augenaufschlag fort.'„Nein, das war einzig! Hab' gemeint, ich soll sticken! Und wer ist sie? ‚Mehr als das!' Sie haben ja gehört. Aber eine Thränendrüse ist das nicht, — nein, alles was recht ist — eine Thränendrüse ist das Frauenzimmerchen nicht. Der Herr Gerichtsassessor," lenkte sie auf eine ungeduldige Gebärde des Fremden ein, „Herr Kammergerichtsassessor Steuber haben sich nämlich für den Abend zu den Schwiegereltern begeben. Reiche Leute, sehr reiche Leute."

„Er ist also verheiratet?"

„Noch nicht. Aber morgen soll Hochzeit sein. Und da kommt nun das Frauenzimmerchen daher, na! Aber eine Thränendrüse ist es nicht."

„Bitte, hier meine Karte mit — Glückwunsch," unterbrach der Fremde die überströmende Mitteilsamkeit, indem er ein ‚gratulor' hinzukritzelte und sich beeilte, wieder ins Freie zu kommen.

Da seine Droschke weggeschickt, eine andere nicht vorhanden und von der jungen Dame nichts mehr zu sehen war, schlenderte er den Hafendamm entlang mit Gedanken an das eben Erlebte und an sein Mißgeschick, das ihn keinen seiner früheren Freunde treffen ließ. Die Nacht war frisch, fast rauh. Das abfallende Laub der Linden- und Kastanienallee raschelte zu seinen Füßen. Im Scheine der Gaslaternen glänzte da und dort zwischen den ruhenden Frachtbooten unheimlich die träge, dunkle Flut des Kanals auf, deren Dämpfe als merkliche Nebelschicht an den Rändern hingen. Auf den Bürgersteigen des Kanalufers, längs der schönen Häuserreihen herrschte zu dieser Stunde nicht das sonstige Leben. Die Fabriken hatten sich bereits früher entleert, die Theater gefüllt. Köchinnen und Hausmägde hatten zumeist noch daheim zu thun. Nur die Grenadiere vom Urban her trieben sich durch das Wasserthor zahlreicher auf den Hafendämmen umher, um sich bis zum Zapfenstreich noch der Freiheit und ihres jungen Kriegerlebens zu erfreuen.

Weniger von diesen Beobachtungen als von seinen Grübeleien in Anspruch genommen, war der Spaziergänger an das schöne, große Wasserbecken gelangt, das seinen glücklichen Namen von dem vergoldeten Bilde des Erzengels überm Portal der gegenüber sich erhebenden katholischen Michaelskirche führt. Die reizende Umgebung des schönen Kuppelbaues jenseits des Wasserspiegels, für ihn so gut wie neu, nahm seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß er zu längerer Betrachtung sich nach einem günstigen Standpunkt umsah, den ihm ein Kandelaber zu bieten schien — seltsamerweise wieder ein Kandelaber —, welcher dicht am Rande des Engelbeckens im Dunkeln stand. Mit den gewöhnlichen Gasleuchtern ringsum war eine Verwechslung nicht möglich. Allein, es konnte ein Kandelaber sein, der hier für außerordentliche festliche Gelegenheiten als Fackelträger angebracht war. Als er jedoch näher kam, bemerkte er nicht ohne Betroffenheit, daß er derselben Täuschung in derselben Weise verfallen war, wie im Foyer seines Hotels. Da stand, wie nicht länger zu verkennen, eine dunkle Frauengestalt, die regungslos in die Flut des Engelbeckens blickte, während auf dem Fahrdamm daneben eine Droschke langsam daher rollte und nun völlig still stand. Die harrende Dame schien es nicht wahrzunehmen.

Was fesselte sie so sehr an die Stelle, was erregte diese versteinernde Aufmerksamkeit da unten? Was starrte sie so unbeweglich hinunter in das feuchte Element? Zog sie der Reflex des Gaslichtes so sehr an? Stand sie in brütender Betrachtung oder in Ungewißheit über den Weg und die zu verfolgende Richtung? Herbig, nicht mehr im Zweifel, daß er die Fremde vor sich habe, die er vor der Thüre des Freundes getroffen, erwog mit einer Regung ernsten Mitgefühls für die Einsame, ob er sich ihr mit seinem Rat oder Beistand aufdrängen dürfe, ob er ihr seinen Schutz anbieten solle, oder ob das Zartgefühl überhaupt ein Dazwischentreten zulasse, eine Störung ihrer Einsamkeit erlaube. Im Begriff sich zurückzuziehen, um aus achtungsvoller Entfernung über ihre Schritte zu wachen, bemerkte er, daß sie plötzlich zusammenschreckend das Haupt hob. Als ob sie jetzt erst seine Nähe inne geworden, gab sie ihre seitherige Haltung hastig auf und eilte scheu, vom Rande des Engelbeckens hinweg, indem sie im Bogen auswich, der Droschke auf dem Fahrdamm zu, worauf der Wagen mit ihr in beschleunigter Fahrt um das Wasser und die Häuserreihe des Engelufers entlang rollte.

Noch eine Weile stand Herbig und sah dem

„Du, du liegst mir im Herzen!" Von H. Kaufmann.

davonjagenden Gefährt nach, bis dessen Geräusch in der Ferne erlosch. War die Fremde wirklich entschlossen, seinen Freund auch im Schoße der Familie seiner Braut aufzusuchen? Daß hier Beziehungen von sehr delikater Natur vorlagen, war leicht zu ermessen. Was er von der Unbekannten gehört und gesehen, stellte sie keineswegs unter das Niveau der guten Gesellschaft. Ihr Auftreten verriet, trotz jenes auffälligen Schrittes, weniger unweibliche Dreistigkeit als den Ernst unbeugsamen Entschlusses und hielt sich, abgesehen von der Unerklärlichkeit ihres Vorhabens, streng genug in den Grenzen der Schicklichkeit. Welchen Grund hatte sie, den Bräutigam einer anderen noch am Abend vor der Hochzeit sprechen zu wollen? Welcher Endzweck führte sie zu diesem Behuf in die Hauptstadt?

Solche Fragen und daran sich knüpfende Gedanken begleiteten ihn, als er sich von der Umgebung des Engelbeckens ab und wieder nach dem Mittelpunkt der Stadt zurückwandte. Nachdem er die belebte Brücke hinter sich hatte und in verkehrreiche, elegante Straßen zurückgelangte, blieb er da und dort betrachtsam stehen und wollte sich allmählich den Linden wieder nähern, um nach seinem Hotel zurückzukehren, als er an einer Gesellschaft von mehreren Damen vorüber kam, welche im Geleite eines Herrn lautsprechend eben um die Straßenecke bog. In der Stimme des Herrn, welcher die kleinste der drei Damen am Arme führte, glaubte er sich nicht zu irren. Indem er den Plaudernden in nicht auffälliger Weise folgte, bestätigte ihm, als sie in ein Modemagazin eingetreten waren, ein Blick durch die großen Spiegelfenster, daß er sich nicht getäuscht hatte. Der Begleiter der Damen war Kammergerichtsassessor Steuber. Nun trat auch Herbig ein. Konnte er sich doch gelegentlich noch mit einigen Kleinigkeiten für die Weiterreise versehen und dabei den Freund sprechen, den ihm das Schicksal nun dennoch in die Hände führte.

Assessor Steuber hatte sich in den Jahren, daß sich die Freunde nicht mehr gesehen, nur wenig verändert. Er kleidete sich noch mit derselben modischen Peinlichkeit, die ihn schon auf der Universität vor andere ausgezeichnet hatte, schwang die noch immer einnehmende Gestalt mit derselben leichten Tournüre, wie sonst. Erst bei genauerer Betrachtung zeigten die von den Augenwinkeln ausgehenden unzähligen kleinen Fältchen, dann auch das über der Stirne dünner gewordene Haar, daß die Zeit nicht ganz spurlos an ihm vorübergegangen war.

Bei einer zufälligen Wendung in dem prächtig erleuchteten Raume stand er plötzlich dem Freunde gegenüber, schien denselben jedoch nicht zu erkennen und wandte sich wieder zu den Damen. Als aber deutlich und laut genug sein Name ausgesprochen wurde, kehrte er sich scheinbar unangenehm überrascht, wieder um, drückte das Monocle ins Auge, ließ es wieder fallen und eilte dann mit ausgestreckter Hand dem Freunde entgegen.

„Herbig, du hier! Wie freut mich das!" sprach er, dessen Rechte drückend, und schien auch in der That erfreut, schritt aber dennoch erst, als die Damen, aufmerksam geworden, näher traten, zu der üblichen Vorstellung. Mit etwas breitmäulig blödem Lächeln, das einigermaßen schadhafte Zähne zeigte, nahm die kleine unscheinbare, aber reichgekleidete Braut die Glückwünsche des Fremden hin. Auch die beiden anderen wurden ins Gespräch gezogen — eine längliche mittelalterliche Schwester der Braut mit erdfahlen hohlen Wangen und rauher Männerstimme, sowie eine nicht verwandte blonde Dame von wohlwollendem Gesichtsausdruck, eine jener Frauen, denen jedermann sofort vertraut und in die sich niemand verliebt. Es war ein Fräulein Lenz und zufällig mit den Patzkys und dem Bräutigam zusammengetroffen.

Natürlich erfolgte eine Einladung zur Hochzeit, auch mit sittig verschämtem Wispern seitens der Braut. Allein Doktor Herbig, auf einer Romfahrt begriffen, fand Entschuldigungen genug, die bei dem Assessor bald durchschlugen, da der Freund schon am Abend des folgenden Tages in Halle eintreffen mußte, um mit einem mitreisenden Kollegen noch einige Vorbereitungen zu treffen.

„Schon, daß ich hier verweile," bedeutete Herbig, „ist wider Plan und Verabredung. Sonst hätte ich gerne diese nordischen Herbsttage an der See zugebracht."

„Die Abende und Morgen daselbst sind doch schon recht rauh und nebelig," meinte hier Fräulein Lenz. „Wir bedauerten unsere Heimreise nicht, da Bettings ohnehin noch an den Rhein wollten."

„Sie kennen, meine Verehrte, den Geheimrat Betting?" fragte Herbig.

„Besser dessen Frau," war die Antwort. „Sie ist meine vertrauteste Freundin." Und

dabei warf sie einen Blick auf die Rose an Herbigs Ueberrock, als ob sich ihr dieselbe durch Farbe und Geruch kenntlich mache.

Herbig übersah es, von einer anderen Erinnerung in Anspruch genommen, während die beiden Patzky sich wieder der Auslage zuwandten.

„Und Sie waren mit in Misdroy?“ fragte er.

„Volle drei Wochen.“

„So!“ äußerte der junge Gelehrte und sah wie abwesend vor sich hin. „Das ist mir ja sehr interessant!“ entschlüpfte ihm. Dann schwieg er gleichsam betroffen über diese unwillkürliche Aeußerung. War es schicklich, nunmehr Erkundigungen nach der unbekannten hohen Frau einzuziehen, die gleichzeitig dort geweilt hatte? Indes er überlegte, wie mit dem Schein der Unbefangenheit die Rede auf deren Erscheinung gebracht werden konnte, wurde jedoch Fräulein Lenz von der Schwester der Braut an den Auslagetisch gerufen, dem auch der Bräutigam alle Aufmerksamkeit wieder zuwandte.

„Komm,“ sprach er munter zum Freunde, „laß dich ebenfalls ins Interesse am Stoff ziehen und stehe uns bei der Wahl mit dem ästhetisch gedrillten Geschmack zur Seite.“

Während diese Worte fielen, traten noch andere Besucher des Magazins ein, unter ihnen eine junge Dame von schlanker Figur in dunkelm Gewande. Sofort hatte Herbig in ihr die Fremde vom Oranienplatz und Engelbecken erkannt. Mit begreiflicher Spannung folgte er ihren Bewegungen, da sie sich der langen Tafelbarriere näherte, hinter welcher elegante Commis ab- und zuliefen. Sie fand — ob geflissentlich ließ sich nicht erraten — ihren Platz ganz in des Freundes Nähe, der jedoch ahnungslos, von seiner Braut und deren Schwester an den Auslagetisch gezogen, nur die Warenballen im Auge hatte, welche von den Commis herbeigeschleppt und aufgerollt wurden. Gleichzeitig eilten andere Bedienstete des Geschäfts den neu hinzutretenden Kunden entgegen. Ruhig an ihrem Platze ausharrend, wartete die junge Dame, bis einer der Commis Zeit für sie finde und schien durchaus keinen Anlaß zu dem Auftritt geben zu wollen, den Herbig bei ihrem Eintritt befürchtet hatte. Endlich wandte sich einer der jungen Leute an die mit bescheidener Geduld Ausharrende:

„Was befehlen Sie, mein Fräulein?“

„Eine kornblaue Damastbinde,“ antwortete sie vernehmlich.

So einfach die Antwort, hatte sie doch eine seltsame Wirkung, die indes nur von Herbig beobachtet wurde, da die übrigen Besucher des Magazins allzusehr von der Musterung der vorgelegten Stoffe in Anspruch genommen waren. Noch immer auf die Auslage niedergebeugt, schnellte nämlich Freund Steuber bei jenen Worten förmlich empor, wandte mit krampfhaftem Ruck den Kopf und sah mit verfärbten Wangen und dem Ausdruck tödlicher Bestürzung auf die junge Dame. Um die Halsbinden prüfen zu können, hatte sie den Schleier zurückgeschlagen, so daß ein zwar bleiches, doch feines, von schwarzem Haar umrahmtes Gesicht mit rotem, fast üppigem Munde, aber sonst sehr vergeistigten Zügen zum Vorschein kam. Dabei heftete sie den dunkeln Blick nur einmal und wie zufällig auf den Assessor.

Er vermochte ihn nicht auszuhalten. Die Augen senkend kroch er förmlich in sich zusammen. Fassungslos, tief gebückt, wie versunken in den Anblick der vor ihm ausgebreiteten Stoffe stand er, während die Fremde ruhig die vorgelegten Seidenbänder musterte. Plauderten seine Braut und deren Schwester kauflustig, arglos eifrig in ihn hinein, so nickte er nur mit blödem Lächeln ihrer Meinung zu, ohne den Blick zu erheben oder ein Wort fallen zu lassen.

Dem Freunde, dem nichts entging, schien es Zeit, ihn aus dem unwürdigen Banne zu lösen. Er legte ihm die Hand auf den bei der Berührung zuckenden Arm und sagte, sich verbeugend:

„Gestatten Sie, meine Damen, mich kurz zu verabschieden und den Freund auf wenige Minuten entführen zu dürfen. Bitte, mein Lieber, geleite mich nur vor die Thüre.“

Der Kammergerichtsassessor richtete sich mit bereitwilliger Hast empor und ging, des Freundes Hand in der seinen, ohne weiteres mit hinaus. Draußen wandelten beide mehrmals schweigend auf und ab. Jeder schien dem anderen das erste Wort überlassen zu wollen.

„Als ich dich besuchen wollte,“ begann endlich Herbig, um dem anderen den Anstoß zum Aussprechen über seine Lage zu geben, „traf ich eine junge Dame vor deiner Wohnung mit gleicher Absicht. Erwartest du jemand von außen zu deiner Hochzeit? Eine nahe Anverwandte, ein Bäschen?“

„Nicht, daß ich wüßte!“ antwortete Steuber mit gelassener Bestimmtheit nach wieder gewon-

nener Fassung. „Wohl ein Mißverständnis, eine Verwechslung. Lassen wir ex nexu! — Die frische Nachtluft thut so wohl!"

„War dir unwohl?"

„Nun ja, ein wenig. So unerwartet, plötzlich überkam es mich. Indisposition! Kongestionen! Die Luft da drinnen ist so beklommen. Man ist als ein Stück Staatshämorrhoidarius Anfällen von Schwäche, Uebelkeiten infolge von Ueberarbeitung unterworfen. Wir sind geplagte Leute, Justitia ist blind für die Leiden ihrer Jünger. Hypochondrie, Neuralgie, Abspannung — kurz, es hat sein Unangenehmes — sprechen wir nicht mehr davon — es ist vorüber. Doch treten wir aus dem Licht, die Gasflammen blenden so!"

Und nun sprach er über die ungleichartigsten Dinge rasch, flüchtig, heiter, lachte sogar einigemal über seine eigenen Einfälle, verfiel allerdings dazwischen in grübelndes Schweigen, um dann mit besonnenem Ernst sich über dies und jenes zu äußern, worauf er abspringend wieder zungenfertig gewandt von allem möglichen redete, nur nicht von dem zunächst gelegenen, nicht von dem fremden Mädchen und nicht von seiner Hochzeit. Ja, er vermied jede Andeutung, jedes anspielende Wort, behielt aber gleichwohl, auch aus größerer Ferne, die Ausgänge des Modemagazins im Auge. — Den Freund konnte seine weltmännische Haltung über seinen Gemütszustand nicht täuschen.

Mittlerweile war einmal die unansehnliche Gestalt der Braut unter der Thüre erschienen, um sich nach dem Verlobten umzusehen. Unruhig geworden über dessen Verbleiben, ohne seinen Rat und Beistand bei der Wahl der Stoffe, kamen die Damen zuletzt samt und sonders heraus und schauten, ohne eingekauft zu haben, verstimmt und verdrießlich sich um.

Auf dies hin berief sich Steuber auf die Ungeduld der harrenden Frauen, griff zu letztem Druck nach des Freundes Hand und ließ sie mit den Worten: „Also, wenn du dich durchaus nicht aufhalten lassen willst, lebe wohl!" wieder hastig fahren, indem er sich den Damen anschloß und mit denselben so eilig den Platz verließ, daß Herbig keine Zeit mehr zu einer letzten Verbeugung vor den Frauen fand.

Im Grunde bedauerte er dies bloß, weil er nicht mehr mit Fräulein Lenz über das Leben an der See sprechen konnte. Er warf nur noch einen Blick in die Ladenräume des Magazins, ob auch das Mädchen aus der Fremde dieselben verlassen habe. Man war eben im Begriff die Auslage zu schließen. So hielt denn Herbig eine langsam daherfahrende leere Droschke an und fuhr unmittelbar nach seinem Hotel unter den Linden zurück.

3.

Beim Eintritt in das Hotel hörte der Heimkehrende, als er sich schon auf der Treppe erkundigte, daß ein Herr dagewesen, der seiner Aussage zufolge brieflich herbestellt worden sei, ohne zu wissen, von wem. Herbig überlegte. Er hatte doch zu den versendeten Billets seine Adreßkarte selbst benützt! — Ob der Herr nichts hinterlassen habe, fragte er in die Portierloge hinein. — Nichts, als daß er wiederkommen wolle. — Wie er ausgesehen? — Ziemlich groß, hager, vorgebeugt, grünliche Brille, eine Papierrolle im Rocke, — Schuhwerk, Haar und Bart schwärzlich — beschrieb ihn der schwärzliche Kellner, indes der Portier auf blauer Brille und aschfarbigem Aussehen bestand.

Kopfschüttelnd schritt Herbig weiter, nach einer bequemen Rückzugsecke umschauend. Auf des Kellners Versicherung, daß noch überall Platz, die meisten Gäste noch im Theater seien, begab er sich in den nächsten Speisesaal, wo bereits einzelne Fremde oder auch Gruppen mit Damen saßen. Er wies vorläufig Wein- und Speisekarte zurück, ließ sich bloß Selterwasser und Zeitungen bringen, las, was er schon oft gelesen, zuletzt auch die Inserate, und versank endlich aus Langeweile, während die Räumlichkeiten sich allmählich mehr füllten, in Träumerei.

Ihn reute der verlorene Tag, den er glücklicher an der Ostsee verleben konnte. Von allen, denen er seine Anwesenheit gemeldet, hatte sich keiner — den Aschgrauen rechnete er vorläufig nicht — eingestellt oder auch nur schriftlich entschuldigt. Eine große Bitterkeit schlich sich bei ihm ein, der Gedanke an die Wertlosigkeit so vieler Bekanntschaften. „Ein Wintertag — und tot sind alle diese Fliegen!" Und einen hatte er unter Umständen getroffen, die vertrauten Verkehr ausschlossen, in einer Zwangslage, von Gewissensregungen erschüttert, niedergedrückt durch jene Fremde, deren Augen scheu auszuweichen er gewiß allen Grund hatte. Aber mit dessen rascher Verabschiedung war auch die Gelegenheit entzogen, bei jenem Fräulein Lenz Erkundigungen einzuziehen nach der schönen Frau vom Ostseestrande, die seine Gedanken, seine Ge-

fühle beherrschte, wie keine vorher. Im Geiste versetzte er sich wieder an die Küste, verlor sich allein in die Oede der Dünen, wo ihm die herrliche Erscheinung geworden war. Kein anderer Laut schlug da zwischen Sand und Welle an sein Ohr, als weit draußen der Möwenschrei und, wenn dieser verstummte, das trübe Rasseln des Strandhafers im Winde, der taktmäßig dumpfe Anschlag des Meeres. Betrachtsam still saß er, in die Weite blickend, verloren in sehnsüchtige Träumerei, sich und seine Umgebung ganz vergessend, — als ihm plötzlich sein voller Name vernehmlich ins Ohr klang.

Im Augenblicke war ihm zu Mute, wie Irwings Rip van Winkle, den in der Wildnis der Katskillberge am Hudson eine unbekannte Stimme bei Namen rief — oder auch wie dem Studenten von Alcala, der im verlassenen Dachstübchen Le Sages hinkenden Teufel in einer Phiole seufzen hörte. Aufblickend fand sich Herbig in der eleganten Umgebung eines Speisesaales seines hauptstädtischen Hotels, — und vor ihm stand ein bis zur Halsbinde zugeknöpfter Herr mit grünlicher Brille, aschfarbenen Wangen, gebeugtem Haupte, vorgestreckter Hand. Derselbe konnte ein Pädagog, ein Gelehrter, ein Schriftsteller oder etwas anderes sein und sah wie ein abgegriffenes Lexikon im Futterale aus, entsprach übrigens der Beschreibung des Kellners und Portiers. Aus der Ueberrocktasche guckte die erwähnte Papierrolle fast aufdringlich.

„Bruno Herbig kennt mich in der That nicht mehr,“ sagte der Herr in jener gebrochen hohen Tonlage wispernd, wie man es bei norddeutschen Gelehrten nicht selten findet. „Dräsow,“ fügte er sich vorstellend hinzu, „Dr. Daniel Dräsow“.

Herbig hatte bereits die dargereichte Rechte ergriffen. Freilich Dräsow — wie konnte er's übersehen! — Dräsow, der schon als Student bei großem Fleiße sich kümmerlich durchgeschlagen, dennoch nicht zu einem praktischen Lebensberuf zu bestimmen war und sich jetzt im Jammer deutschen Privatdocententums als Repetent an der Universität und mit schriftstellerischen Arbeiten forthalf. Herbig hatte seiner in der That vergessen, konnte sich auch nicht entsinnen, ihn von seiner Anwesenheit benachrichtigt zu haben, sprach aber gleichwohl lebhaft seine Freude darüber aus, daß doch einer der alten Bekannten den Abend mit ihm verbringen wolle.

Er war in Wirklichkeit dem Zufall dankbar, der ihm einen Studienfreund zugeführt hatte. Nichts verstimmt mehr, als in einer Stadt, wo man Freunde hat, am Abend fremd unter Fremden zu sitzen. Indem er fürs erste Grund und Ursache der Erscheinung Dräsows im Hotel dahingestellt sein ließ und dem Zweck derselben nicht weiter nachfragte, lud er mit aufrichtiger Herzlichkeit, liebenswürdiger Zuvorkommenheit beim freundlichsten Empfang den Stubengelehrten zum Sitzen ein und rief nach Wein- und Speisekarte. Ein Refüs ließ er nicht gelten, wenn auch Dräsow, seinen Ueberrock mit der Papierrolle ablegend, eifrig versicherte, daß er bereits gespeist — „ganz in der Nähe!“ Rasch war ein gutes Souper für zwei und vorläufig eine Flasche Markobrunner bestellt.

Es war in der That nötig, daß er für Dräsow entschied. Denn der suchte noch immer auf der Weinkarte nach dem billigsten umher, konnte sich durchaus nicht in den Luxus eines Soupers im feinen Hotel finden und schlug endlich eine frühere Stammkneipe vor — „ganz in der Nähe!“ — wo man bei einem kleinen Kommers willkommen wäre.

Jedoch Herbig schüttelte sich. „Nein!“ sagte er bestimmt, indes der Kork sprang, worauf er rasch einschenkte und auf alte Freundschaft anstieß. „Bin froh, dem Grölzen vom schwarzen Walfisch zu Askalon entronnen zu sein. Ein altes hehres Studentenlied hört man da nicht mehr. Weißt du: ‚Auf des Geistes lichtgewohnten Schwingen!‘“

Dräsow sah ihn verständnisinnig an, dachte dabei an die Kosten des Soupers, an die „Magie des Reichtums,“ griff bald zur vertraulichen, bald zur höflichen Anrede (Herbig machte es indes auch nicht anders), langte übrigens mit Appetit zu, nachdem einmal aufgetragen war.

„Und nun, Dräsovius, wie geht es Ihnen?“ fragte Herbig teilnahmsvoll.

„Wie soll es, ohne Moneten von Haus aus, einem deutschen Privatdocenten ergehen? Ich esse Luft und werde mit Versprechungen gespeist, aber nicht fett dabei, wie der feiste Dänenprinz.“

„Zugegeben. Was haben Sie jetzt unter der Feder?“

„Ich schreibe meine Aesthetik der Karrikatur fertig. Allein, ein anderer Buchhändler sucht mich zu einem Kommentar über Lessings Dramaturgie-Briefe zu bestimmen. Und dieser Verleger, der mir das neue Offert gemacht . . .“

„Bringt sich um, wenn Sie nicht annehmen. He?"

„Das gerade nicht," versicherte Dräsow, „allein, er hat mich doch vor meinem seitherigen Buchhändler ernstlich gewarnt."

„Und so schenken Sie ihm natürlich Ihr Vertrauen. Das erinnert mich an eine Geschichte, darf ich sie erzählen? Gut. — Da kommen gleichzeitig ein Engländer und ein Franzose in einem rheinischen Hotel an. Letzterer nimmt den Wirt beiseite: ‚Nehmen Sie sich vor diesem semmelblonden Anglais in acht, ein großer Filou!' — Darauf kommt der Semmelblonde im Vertrauen: ‚Hüten Sie sich vor jenem schwarzbärtigen Halunken, ich kenne ihn.' — Und der Wirt denkt: Welche gegenseitige Verkennung! Eines Tages gegen Schluß der Saison waren beide ohne Zahlung und mit einem Teil des Silberzeuges verschwunden, um ihr Heil anderswo zu versuchen."

„Und die Moral der Geschichte?" wisperte Herbigs Gast.

„Müssen Sie sich selbst ziehen, Dräsovius. — Wie kommen Sie übrigens dazu, einen Kommentar schreiben zu wollen?"

„Ich dächte doch, man könne über alles einen schreiben."

„Allerdings. Eine passende Beschäftigung für einen alten Herrn, der noch ein bißchen mit Tinte sudeln will. Wie ging es mit Ihrem letzten Buche?" erkundigte sich Herbig weiter.

Dräsow trank, winkte verdüstert ab und aß dann weiter.

„Das Buch war gut," sagte er, „aber — die Kritik, wissen Sie, die Kritik! Sie soll anregen, erheben. Die Welt hat sich jedoch umgekehrt. Das Urteil liegt heute bei der unreifen Jugend."

„Die wählte stets gerne diesen Tummelplatz," ergänzte Herbig. „Wie schreibt Lord Byron an den jungen Freund? ‚Sie kritisieren sehr scharf, mein Kind —, wenn Sie einmal älter sind, bleiben Sie von allem unbefriedigt und werden niemand übel behandeln!' Also, lieber Dräsow, keine Schwäche! Da gibt's zweierlei. Entweder Sie beachten den Tadel nicht, oder machen es ein andermal besser. Freilich, unter Umständen gibt es noch ein Drittes."

„Das wäre?"

„Sie laugen Ihren Gegner gehörig ab und bearbeiten ihn mit dem ironischen Bügeleisen. Oder, schlagen Sie ihm doch einmal mit Thors Hammer um den Kopf."

„Wer das vermöchte!"

„Zum Teufel auch, so fahren Sie ihm mit der Feder tüchtig durch die Ohren, heften Sie ihn mit dem Stift an die Wand! Nur kein litterarisches Gezänk! Gleich den Kerl wie eine Melone zerschneiden, wie einen Kürbis zerhacken. Dann Besseres schaffen, wenn man sich hierzu nicht gleich von vornherein entschließen kann. Ergo bibamus!"

Dräsow seufzte, nachdem er sein Glas geleert hatte.

„Muß mich wohl dem Modegeschmack anbequemen," sagte er dann. „Mode macht Brombeeren teuer wie Ananas! Nicht an die Kunst oder Wissenschaft hält sie sich, sondern an deren Schein. Ich werde es mit einem Essay über die Bartseife der Trojaner versuchen. Oder mit etwas recht Modernem, mit einer laut verkündeten, rüstigen Dummheit. Wissen Sie mir keine?"

Herbig dankte für das schmeichelhafte Vertrauen, konnte jedoch im Augenblick nicht dienen. Indes fuhr Dräsow fort, Messer und Gabel fleißig gebrauchend.

„Und was ist es mit Ihnen? Haben Sie das baltische Wesen satt und wollen es mit unserem lumen orbi versuchen? Oder treffen Sie Vorbereitungen zu einer Entdeckungsreise in die Mongolei, Sie Ethnograph?"

„Nein, Freund! Morgen schon geht es südwärts auf meiner zweiten Romfahrt!"

„Glücklicher! Könnte ich mit!"

„Nicht doch. Sie blieben überall stehen, längst gesammelte Notizen nochmals zu sammeln; ich müßte weiter. Aber, wollen Sie keine Zuspeise zum Rumpsteak, etwa eine Salzgurke?"

„Ich ziehe mit Petrarca Rotrüben vor."

„Und mit Tasso Malvasier!" meinte Herbig, wieder zur Weinkarte greifend. „Lauras scheinheilig langweiliger Anbeter soll hier nicht allein über Sie bestimmen."

„Muß es sein, dann Claret!" fiel Dräsow ein und meinte, während der Bordeaux bestellt wurde: „Schade, daß wir nicht Est est oder Falerner miteinander in einer von Citronen und Lorbeer umdufteten Lokanda trinken werden. Dann hätte ich Stoff für mein nächstes Buch. Nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Begründung einer deutschen meteorologischen Gesellschaft.

Von
J. van Bebber.

Zur Erforschung der den atmosphärischen Erscheinungen zu Grunde liegenden Gesetze ist es durchaus notwendig, die Witterungsvorgänge an verschieden gelegenen Orten auf möglichst großem Gebiete zu kennen, sie miteinander zu vergleichen und aus diesen Vergleichungen Schlüsse zu ziehen, sei es, daß man die gleichzeitig stattfindenden Wetterphänomene, oder aber den durchschnittlichen Charakter der Witterung für längere Zeiträume in Betracht zieht. Hieraus ergibt sich als notwendige Forderung möglichste Einheit und Vergleichbarkeit der Beobachtungen und die Innehaltung gewisser, genau definierter Zielpunkte. In der That gibt es keine Wissenschaft, deren Erfolge so sehr von dem nach festen Grundsätzen geregelten einheitlichen Zusammenwirken der Fachgenossen abhängen, als die Meteorologie. Die Wahrheit dieser Behauptung wurde im Auslande bereits lange dadurch thatsächlich anerkannt, daß fast überall die vorhandenen Kräfte sich zu Gesellschaften vereinigten, um die meteorologische Wissenschaft zu pflegen, zu fördern und so viel wie möglich für praktische Zwecke zu verwerten. Bei dem Mangel einer solchen Gesellschaft hatten sich die deutschen Meteorologen der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie angeschlossen, wo dieselben teils als ordentliche, teils als Ehrenmitglieder Aufnahme fanden; allein in einem Lande, wie Deutschland, wo die wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen an verschiedene Centralpunkte geknüpft sind, erschien es durchaus wünschenswert, einen engeren Verband aller auf dem Gebiete der Meteorologie thätigen Kräfte zu schaffen, um so einheitliches Zusammenwirken zu erzielen und zum Studium der Witterungskunde allseitig anzuregen.

Dieses war der Gedanke, welcher die Meteorologen der Seewarte bewog, die deutschen Fachgenossen zu einer Zusammenkunft zu dem Zwecke einzuladen, die Gründung einer deutschen meteorologischen Gesellschaft zu beraten. Dieser Einladung wurde auch von allen Seiten mit der größten Bereitwilligkeit Folge geleistet. In der ersten Sitzung vom 17. November 1883 wurde sofort in die Beratung der Statuten eingetreten und am 18. konstituierte sich die deutsche meteorologische Gesellschaft. Aus den Statuten der Gesellschaft wollen wir nun einige Punkte hervorheben. Zweck der Gesellschaft ist die Pflege der Meteorologie sowohl als Wissenschaft, wie in ihren Beziehungen zum praktischen Leben. Als Mittel zur Erreichung dieser Zwecke dienen Versammlungen der Gesellschaft, ihrer Zweigvereine und Organe, Herausgabe einer Zeitschrift für Meteorologie, Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen, Vorträge und andere Maßregeln zur Verbreitung meteorologischer Kenntnisse in weiteren Kreisen. Die Gesellschaft ist eine allgemein deutsche, der Vorort wird auf je drei Jahre gewählt, alljährlich findet eine Wanderversammlung, in der Regel im Anschluß an die Naturforscher-Versammlung, statt. Es sei noch bemerkt, daß die Gründung von Zweigvereinen an möglichst vielen deutschen Orten in Aussicht genommen ist. Die innere Organisation dieser Zweigvereine ist letzteren völlig überlassen und es sind dieselben berechtigt, auch Nichtmitglieder der meteorologischen Gesellschaft in beliebiger Zahl aufzunehmen. Als Vorort der Gesellschaft wurde Hamburg, als Präsident der Direktor der Seewarte, Geh. Admiralitätsrat Prof. Dr. Neumayer und als stellvertretender Vorsitzender Prof. Dr. v. Bezold einstimmig gewählt, der übrige Vorstand besteht aus zwölf gründenden Mitgliedern.

Noch am Abend des Tages der Gründung hielt die Gesellschaft die erste Vorstandssitzung und gleich darauf die erste allgemeine Sitzung ab. In der letzteren wurde als Versammlungsort für das nächste Jahr im Anschluß an die Naturforscher-Versammlung Magdeburg gewählt und eine Reihe von Mitteilungen fachmännischen Inhaltes gemacht.

Zunächst teilte Dr. Hellmann Resultate der Beobachtungen von Dämmerungserscheinungen mit, die teils von ihm selbst, teils auf seine Veranlassung in Spanien angestellt waren. Hiernach erlischt resp. beginnt die Dämmerung, wenn die Sonne 15,6° im Jahresmittel unter dem Horizonte sich befindet, im Sommer ist dieser Winkel kleiner, im Winter größer. Die Morgendämmerung hat durchschnittlich eine längere Dauer, als die Abenddämmerung, eine Erscheinung, welche in den Feuchtigkeitsverhältnissen der Luft ihre Erklärung findet.

Dr. v. Bebber erläuterte an der Hand einer Reihe von Wetterkarten den Verlauf und die Umwandlungen merkwürdiger Wettererscheinungen, welche vom 11. bis 13. November 1883 sich vollzogen und welche eine fast vollständige Analogie mit denjenigen vom 8. bis 11. September 1876 aufweisen. In diesen beiden Fällen bewegte sich eine Depression, von der Nordsee kommend, ostwärts nach der südöstlichen Ostsee, anderseits eine andere von der Adria nach Polen hin, beide bildeten zuerst eine Furche niederen Luftdruckes, verschmolzen dann zu einer einzigen Depression, und diese, zu einem abgerundeten Minimum sich ausbildend, schlug den anomalen Weg nach Westen ein. Bei dieser Gelegenheit teilte derselbe einige Resultate seiner Untersuchungen über anomale Bewegungen der Depressionen mit. Hiernach beschränken sich die nach Nord gerichteten Bahnen der Minima auf den Sommer, wo die höchste Wärme im Osten liegt, die südwärts gerichteten auf den Winter, wo der Westen die höchste Temperatur aufweist, so daß auch diese unregelmäßigen Bewegungen dem Gesetze folgen, daß die Depressionen bei ihrem Fortschreiten die höchste Wärme rechts liegen lassen.

Eingehend besprach Dr. Köppen eine neue Prüfungsmethode der Wetterprognosen, wodurch jede Beeinflussung durch das subjektive Urteil ausgeschlossen wird, und welche sichere Auskunft darüber gibt, welcher Wert der Grundlage beizulegen ist, auf welcher Wetterprognosen beruhen. Zur Erläuterung dieser Methode wurden für einen hinreichend großen Zeitabschnitt einerseits die Prognosen der Seewarte und anderseits die in neuerer Zeit in Zeitungen 2c. so sehr verbreiteten Wetterprognosen auf längere Zeit voraus gewählt. Während bei den ersteren eine reale Basis zweifellos nachgewiesen wurde, so ergab sich, daß letztere jeglicher verwertbaren Grundlage entbehrten, also denselben Erfolg haben müßten, als wenn sie vollständig aus der Luft gegriffen wären.

Es ist zu hoffen und zu erwarten, daß die meteorologische Gesellschaft, sowohl durch direkten Anschluß als durch Bildung von Zweigvereinen, in ganz Deutschland rasch allseitig Verbreitung finden und das Verständnis der Witterungskunde in allen Kreisen der Bevölkerung anbahnen wird, denn diese Wissenschaft ist berufen, wegen ihrer eminent praktischen Seite, das Gemeingut der ganzen Nation zu werden.

Sankt Julian.

Von

Karl Bartsch.

In alten Zeiten flehte man
Sankt Julian um Herberg' an;
Manch frommer Pilger ward bei Nacht
Vom Heil'gen ins Quartier gebracht.

Sankt Julian, du heil'ger Mann,
Nimm dich auch meiner gnädig an,
Und gib mir wandermüdem Gast
Auch einer Herberg' holde Rast.

„Nun sage mir, du frommer Christ,
Wo dir die Rast am liebsten ist;
Und wenn ich es vermag zu thun,
Sollst du da gütlich aus dich ruh'n."

Ich weiß mir eine Herberg' wert,
Nach der mein Herz hat lang' begehrt;
Die ist so wonnig, ist so warm:
Die Herberg' in der Liebsten Arm.

„Ach, weißt du nicht, du frommer Christ,
Daß solch Begehren sündlich ist?
Mit solchem Herbergsuchen gab
Ich heil'ger Mann mich niemals ab."

Du frommer Mann, du thust mir leid,
Was ist dann eure Seligkeit?
Zum Himmel trüg' ich kein Begehr,
Wenn nicht die Liebste drinnen wär'.

Die Erzeugnisse der japanischen Malerei, deren Anfänge sich bis in das sechste Jahrhundert nach Christi Geburt verfolgen lassen, nehmen gegenüber denen der europäischen Kulturvölker eine völlig eigenartige Stellung ein. Nur in der Abgeschlossenheit, in welcher sich die innere Kulturentwickelung der japanischen Völker vollzogen hat, läßt sich eine Erklärung dafür finden, daß wir in den Malereien der späteren Jahrhunderte noch derselben naiven Darstellungsweise begegnen, welche die früheren Arbeiten kennzeichnet.

Gemälde, wie sie von europäischen Künstlern zum dekorativen Schmucke monumentaler Gebäude an den Außenwänden oder im Inneren al fresco ausgeführt werden, kennt der Japaner nicht; ebensowenig aber werden von ihm Staffeleibilder mit Anwendung der Oelfarben nach der in Europa üblichen Weise hergestellt.

Es sind ausschließlich drei verschiedene Arten von Bildern, auf deren Ausführung der japanische Maler im Bereiche der sogenannten hohen Kunst, welche die Verzierung von Industrieerzeugnissen ausschließt, beschränkt ist, die Kakemono (Wandbilder), die Makimono (Rollen) und die Biobu (Wandschirme), denen sich die Illustrationen, welche entweder in Büchern oder auf einzelnen Blättern, meist durch Holzschnitt vervielfältigt, schwarz oder farbig gedruckt erscheinen, anschließen.

Die Kakemono sind Gemälde von schmalem

Längenformat und zum Aufhängen an den Wänden als Schmuck der Zimmer bestimmt. Da es bei den Japanern Sitte ist, in jedem Wohnraume nur sehr wenige, meist nur ein einziges Gemälde aufzuhängen, für welches gegenüber der Eingangsthüre eine besondere Nische bestimmt ist, pflegt der Besitzer einer größeren Zahl dieselben in aufgerolltem Zustande in besonderen Kästen zu verwahren. Das Material, auf welches ge-

Fig. 1 (S. 35).

malt wird, ist Seidenstoff oder Papier, welches auf eine grobe Leinwand aufgeklebt wird, während man sich noch heute zum Malen ausschließlich mit Hausenblase gebundener Wasserfarben bedient, wie es schon in den frühesten Zeiten üblich war. Da von dem japanischen Maler in der Detailausführung das Wunderbarste erreicht wird, müssen die Pinsel, deren er sich bedient, von außerordentlicher Feinheit sein.

Die auf den Kakemono behandelten Stoffe umfassen das ganze Bereich der künstlerischen Darstellung. Sie sind der Mythe und dem Kultus, der Geschichte und dem täglichen Leben, der landschaftlichen Natur und der Tierwelt entnommen. In den meisten Fällen zeigt ein einzelnes Bild ein abgeschlossenes Ganze und nur selten finden sich zwei, höchstens drei durch ihren Inhalt zusammengehörige, sich ergänzende Gemälde, welche gewöhnlich nach dem Fortgange der dargestellten Handlung nebeneinander aufgehängt werden.

Die zweite Art von Gemälden, die Makimono (Rollen), tragen diese Bezeichnung, weil sie zum Aufhängen überhaupt nicht verwendet werden. Das Material, auf welches gemalt wird, besteht auch bei diesen aus Seide oder Papier, die Streifen aber, deren man sich bedient, haben höchstens eine Breite von 1 ½ Fuß, nach welcher die Behandlung der darzustellenden Figuren und Gegenstände sich zu richten hat. Am oberen und unteren Ende sind sie durch oft sehr kostbare Stücke von gemustertem Seidenstoff abgeschlossen, die an der unteren Seite befestigte Rolle aber ist an den, an beiden Seiten des Streifens hervorstehenden Enden mit Knöpfen versehen, welche nicht selten aus Elfenbein hergestellt und mit reichem Zierat ausgestattet sind. Zum Zusammenbinden der Rolle sind in der Mitte des oberen Randes zwei farbige seidene Bänder befestigt.

Obschon derartige Streifen ursprünglich für Manuskripte verwendet wurden, bediente man sich ihrer doch schon sehr frühzeitig zur Herstellung von Bildern, teils mit, teils ohne Text. Durch ihre Länge boten sie besonders günstige Gelegenheit zur Darstellung figurenreicher Scenen und Aufzüge. Die auf ihnen behandelten Stoffe wurden deshalb früher fast ausschließlich der Mythe und der Geschichte, vom sechzehnten Jahrhundert an aber auch dem täglichen Leben entnommen, wobei figurenreiche Prozessionen eine hauptsächliche Berücksichtigung finden.

Die geeignetsten Flächen für größere Malereien bieten die Biobu oder Wandschirme dar, welche, gewissermaßen als Ersatz der nur in sehr geringer Zahl vorhandenen Möbel in keinem japanischen Zimmer fehlen. Da gewöhnlich zwei derartige Schirme zusammengehören und jeder derselben für sechs einzelne, gleich große Blätter Raum enthält, können zwölf nach ihrem Inhalt zusammenhängende Gemälde, z. B. fortlaufende Scenen einer Schlacht, zur Darstellung gelangen.

Wie auf den vorher bezeichneten Bildern werden indessen auch auf den Wandschirmen die verschiedenartigsten Gegenstände behandelt, so

daß sich auch hier, bei den älteren Bildern besonders, die religiöse, die Schlachten- und Genremalerei, bei den neueren vorherrschend die von Kostümfiguren, Tieren, Landschaften und Pflanzen vertreten findet. Nur die eigentliche Porträtmalerei ist von den Japanern in keiner Zeit geübt worden, und läßt die Darstellung der Köpfe trotz der feinen Beobachtung und des eingehenden Studiums der Natur, welches wir bei ihnen bewundern, eine eigentliche Individualisierung und Charakterzeichnung beinahe vollständig vermissen.

Fig. 2.

In der Abgeschlossenheit des Landes und der durch dieselbe bedingten inneren Kulturentwickelung ist, wie bereits erwähnt wurde, allein der Grund dafür zu finden, daß sich die ursprünglichen naiven Kunstanschauungen dieses Volkes bis auf die neuere Zeit erhalten haben. Die Regeln der Perspektive und der Schattenkonstruktion, die Wirkungen von Licht und Schatten und der Luftperspektive, sowie das, was wir unter Kolorit und Stimmung eines Gemäldes zu verstehen pflegen, sind dem japanischen Maler bis auf die neueste Zeit vollkommen fremd geblieben, ja bei den alten Künstlern ist sogar von jeder Andeutung eines Terrains, nach welchem sich die dargestellten Figurenscenen bewegen, Abstand genommen, so daß die verschiedenen Gruppen und Gestalten bei aller ihrer lebendigen Mannigfaltigkeit frei in der Luft zu schweben scheinen.

Eine gleiche Naivität gibt sich auch in der Behandlung der Farbe zu erkennen, bei welcher nur dominierende Lokalfarben zur Verwendung kommen, demnach also eine durch Abtonung und Uebergänge erzeugte harmonische Farbenstimmung überhaupt nicht vorhanden ist.

Trotz dieser Beschränkungen offenbart sich in den japanischen Malereien ein großer Reichtum an Phantasie, eine feine Beobachtungsgabe und eine hochentwickelte technische Geschicklichkeit. Da die Kunst in Japan gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts von Corea aus durch einen Gesandten des dortigen Königs Eingang fand und von diesem, nachdem er sich dauernd am königlichen Hofe niedergelassen, die erste Malerschule gegründet wurde, haben sich im Laufe der Zeit zwei bestimmte Stile herausgebildet, von denen der ältere als der chinesische, der spätere, von den strengen chinesischen Formen befreit und zu nationaler Selbständigkeit gelangt, als der eigentlich japanische zu bezeichnen ist. Aber auch in letzterem machen sich wiederum zwei bestimmte Richtungen geltend, deren eine, die klassische, sich in einfachen strengen Linien bewegt, während die andere, die realistische, sich die unmittelbare Wiedergabe der natürlichen Erscheinung zur Aufgabe macht. Ein anschauliches Beispiel hierfür bieten, wenn auch nur in flüchtiger Zeichnung, die beiden Figuren 1 und 2.

Fig. 3 (S. 40).

In ihnen sehen wir denselben Gegenstand, eine mythologische Gestalt, zur Darstellung gebracht, aber in ihrer künstlerischen Auffassung und Behandlung tritt uns der Unterschied der beiden Stile deutlich entgegen.

Jahrhunderte hindurch blieb in Japan die Malerei ein ausschließliches Privilegium der vornehmsten Kasten und wurde allein vom Adel ausgeübt. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts bemächtigten sich ihrer die Priester des Buddahdienstes, um sie für ihre Kultuszwecke zu verwerten, und erst im sechzehnten Jahrhundert, in welchem der eigentliche japanische Stil sich zu entwickeln begann, traten Maler aus den bürgerlichen Kreisen hervor.

Auf einem jener älteren buddhistischen Gemälde erblickt man den Bis-ja-mon, den Gott des Ruhmes, zugleich die Personifikation aller

Fig. 4 (S. 40)

ritterlichen Tugenden, zur rechten Seite des Buddha, welcher auf der Lotospflanze steht, in majestätischer Erscheinung. Mit einem Fuße auf einen unter ihm sich krümmenden Dämon tretend, erscheint er in prachtvolle Gewänder gekleidet, welche seinen Panzer und seine kriegerische Ausrüstung teilweise bedecken. Auf dem Haupte trägt er einen reich verzierten Helm mit einer roten Feder, während er in der einen Hand ein dreizackiges Schwert, in der anderen eine Pagode hält. Sein Haupt ist von einem kreisförmigen Heiligenschein umgeben, auf dessen Rand drei feurige Kugeln als Symbol der menschlichen Seele sich befinden. Zur Linken Buddhas steht die Figur des Gottes Tudo, des Symbols der Strafe, eines mit tiefblauem Leibe dargestellten, zum Teil mit Flammen umgebenen Dämons. In seiner rechten Hand hält er ein blankes Schwert, in der linken das Ende eines Schiffstaues. In der buddhistischen Kunst spielen die Dämonen eine hervorragende Rolle. Sie sind meist, um ihr teuflisches Ansehen zu erhöhen, in sehr lebendigen, bunten Farben, in Grün, Rot, Blau, Gelb u. s. w. gemalt und nicht selten gehörnt und mit fletschenden Zähnen dargestellt.

Ein größeres Gemälde aus dem elften Jahrhundert gibt eine Anschauung von der Art und Weise, wie der japanische Künstler das inferna-

Fig. 5 (S. 40).

liche Gebiet sich vorstellt. Dasselbe vergegenwärtigt in einer Reihe von Darstellungen, deren Handlung auf der rechten Seite des 11½ Fuß langen und 10½ Zoll breiten Bildes beginnt und nach links sich fortsetzt, die Vorgänge in den verschiedenen Teilen der Hölle. Von den vier größeren Abteilungen, welche das Bild enthält, zeigt die erste drei in Grabgewänder gehüllte Gestalten, welche durch ein dunkles Thal ihren Weg suchen. Ein Wegweiser deutet ihnen das Ufer eines wild vorbeirauschenden Flusses an. Die eine derselben, in der rechten Hand einen Stab haltend, mit der anderen ihr weißes Gewand emporhebend, scheint über das Wasser hinüberzuschreiten, während die beiden anderen demselben zitternd sich nähern.

Das Thal und der Fluß sind hier offenbar als die Symbole des Todes und des Grabes gedacht. Daneben aber sitzt, an den abgestorbenen Stamm eines Baumes gelehnt, eine häßliche, grauhaarige Riesin, welche unter furchtbarem Grinsen bemüht ist, die Gestalten ihrer Gewänder zu entkleiden; und so sehen wir sie denn jenseits des Flusses nackt vor den schrecklichen Richter treten, welcher ihr Urteil spricht.

Die zweite Abteilung zeigt die Darstellung des Tribunals, bei welchem der Richter, ein furchtbarer Riese, eine mächtige Keule in der Hand haltend und von zähnefletschenden Dämonen umgeben, hinter einem Tische sitzt, und zwar auf einer Estrade, von welcher Stufen hinab zur Hölle führen. Einem der in dieselbe eintretenden Wesen hält ein roter Dämon den Spiegel der Erinnerung vor, in welchem er die von ihm begangenen Verbrechen erblickt. Anders gefärbte Dämonen treiben mit anderen Verdammten ihr teuflisches Spiel.

Die gräßlichsten Strafen sehen wir in der dritten Abteilung sich vollziehen. Hier werden Sünder in Stücke zerhackt, mit Messern gefoltert und in schwere Felsmassen eingequetscht, wobei grüne, blaue und rote Teufel in Thätigkeit sind und Blutströme den Boden bedecken. Nach buddhistischer Auffassung muß jeder Sünder nach dem Tode dieselben Qualen wieder erdulden, welche er bei Lebzeiten andere hat erleiden lassen.

In der letzten Abteilung endlich sehen wir ein vom Winde hin- und herbewegtes Flammenmeer, in welchem die Sünder die höchsten Qualen

Fig. 6 (S. 40).

erwartet, denen sie endlich erliegen. Schlangen lauern in den Ecken, um die Entfliehenden zu fangen, und über dem ganzen entsetzlichen Höllenpfuhl schwebt das gigantische Haupt des Anklägers.

Mit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts tritt die schauriggroteske Behandlung derartiger Stoffe mehr in den Hintergrund und die Historienmalerei nimmt einen kräftigen Aufschwung, für welchen noch zahlreich vorhandene, lebendig komponierte Schlachtenbilder Zeugnis geben.

Der hervorragendste Meister jener Zeit war auf diesem Gebiete Kiomori, welcher an den Kämpfen, die er in seinen Gemälden schildert, ohne Zweifel persönlich teilgenommen hat.

Wie bereits bemerkt wurde, machte sich erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts ein vollständiger Umschwung in der japanischen Malerei bemerkbar. Von da an verschwindet mehr und mehr die bis dahin übliche pathetische Auffassungsweise und an ihre Stelle gelangt mit der Beobachtung und Wiedergabe der unmittelbaren Wirklichkeit die Genremalerei zu allgemeiner Aufnahme und Verbreitung. Hiermit aber beginnt zugleich die Kunst eine volkstümliche zu werden, denn nicht allein die Gegenstände für ihre Darstellungen werden dem Volksleben entnommen, sondern auch die Künstler selbst gehen aus dem Volke hervor — die Kunst hört auf, als ein ausschließliches Privilegium der höchsten Stände zu gelten.

Wenn auch bereits im sechzehnten Jahrhundert einzelne Maler begonnen hatten, Manuskripte, welche in Buchform, anstatt auf Rollen hergestellt waren, mit feinen Miniaturen auszuschmücken, so wurde doch erst im siebzehnten Jahrhundert die Verwendung der Bücher für die Wiedergabe künstlerischer Darstellungen allgemeiner üblich, und wurden von da an zahlreiche Holzschnittwerke mit und ohne Text veröffentlicht.

Die Bücherillustrationen jener Zeit sind alle in einem Tone — in Schwarz — gedruckt und mit breiten Strichen, zwischen denen größere schwarze Flächen sichtbar sind, behandelt. Zum größeren Teile bestehen sie in Reproduktionen von Darstellungen aus der buddhistischen Lehre und aus der Geschichte berühmter Männer und Helden, welche deutlich erkennen lassen, daß es bis dahin die chinesische Schule war, welche die hohe Kunst in Japan repräsentierte.

Anders erscheint dies in einem größeren Werke vom Jahre 1722, welches alle möglichen japanischen Lebensverhältnisse in ihrer vollen Wahrheit darstellt und infolgedessen eine große Popularität erlangt hat. Ein im Jahre 1745 gedrucktes Werk in 9 Bänden (Jiki-shi-ho von Monkuni) enthält Zeichnungen, welche dazu bestimmt sind, als Vorbilder für den Unterricht und für kunstgewerbliche Zwecke zu dienen. Dasselbe umfaßt alle Zweige der Kunst und zeigt vielfach noch den Einfluß des chinesischen Stils neben völlig selbständigen und eigentümlichen Zügen, wie auch das auf der ersten Seite befindliche Bildnis des Herausgebers in der Behandlung einen entschieden japanischen Charakter trägt.

Der japanische Künstler, welcher für den Holzschnitt arbeitet, fertigt seine Zeichnung auf

äußerst dünnem Papier, welches alsdann auf den Holzschnitt aufgeklebt und vom Holzschneider durchschnitten wird, während bei uns die Herstellung der Zeichnung auf der mit einem weißen Grunde versehenen Holzplatte selbst erfolgt oder photographisch auf diese übertragen wird. Hieraus erklärt es sich, daß Originalzeichnungen von hervorragenden japanischen Illustratoren in verhältnismäßig nur geringer Zahl vorhanden sind.

Die ersten Beispiele von farbigen Drucken im neuen Stile erscheinen zwischen 1765 und 1780, und als Neuheit treten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Abbildungen auf, bei welchen die Umrisse schwarz und die Zwischenräume mit farbigem Druck ausgefüllt sind.

In der Zeichnung für den Holzschnitt erreichte die neue Richtung ihren Höhenpunkt während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Hokusaï, der uns in seinen zahlreichen Arbeiten als ein eminenter, mit einem unerschöpflichen Ideenreichtum begabter Meister entgegentritt. Geboren in Jeddo als der Sohn eines Verfertigers von Metallspiegeln, starb er 1849, nachdem er ein Alter von 89 Jahren erreicht hatte. Die Zeit seines Ruhmes begann erst in der zweiten Hälfte seines Lebens. Im Jahre 1810 eröffnete er eine Schule für Kunstindustrie, welche sich bald eines großen Erfolges zu erfreuen hatte. In demselben Jahre veröffentlichte er unter dem Titel „Mangoua" sein erstes größeres Werk, ein Kompendium, welches dazu bestimmt war, seinen Schülern Vorlagen zu bieten.

Fig. 7.

Das Wort „Mangoua" bezeichnet eine schnell hingeworfene Skizze, eine auf den ersten Wurf vollendete Zeichnung. Der erste Band des Werkes enthält hervorragende Personen der buddhistischen Legende, berühmte Krieger und Helden; diesen folgen Daimios, Männer und Frauen der verschiedensten Berufsarten, bei ihrer Arbeit entweder in Thätigkeit oder ausruhend. Von den Menschen zu den Tieren übergehend, zeigt uns der Künstler die Vierfüßler, die Fische, Vögel und Mollusken, dann die Pflanzenwelt in ihren mannigfaltigen Erscheinungen, und endlich Häuser, Gartenzäune, Felsen und flüchtig hingeworfene landschaftliche Studien. Dieser erste Teil des „Mangoua" enthält demnach eine in skizzenhafter Weise gegebene Uebersicht aller Erscheinungen der ganzen sichtbaren japanischen Welt.

Die dargestellten Gegenstände und Figuren sind kaum 3—4 cm hoch und ohne Boden, auf dem sie stehen, ohne Hintergrund, von dem sie sich abheben, auf jeder Seite von oben nach unten bunt durcheinander geworfen. Letztere aber sind in Bezug auf die Charakteristik ihrer Stellungen und Bewegungen in so vorzüglicher Weise gegeben, daß in ihnen der höchste Grad von Lebendigkeit erreicht ist. Dabei entwickelt der Künstler einen ebenso frischen als feinen Humor und überall tritt bei ihm eine gesunde Komik zu Tage.

Dem ersten Bande der „Mangoua" sind von 1810 bis 1840 unter demselben Titel 13 weitere Bände gefolgt, während der Meister gleichzeitig eine große Zahl von Zeichnungen in einzelnen Büchern und Albums mit und ohne Text, Illustrationen zu Romanen, sowie auf einzelnen Blättern Plakate und Prospekte der verschiedensten Art veröffentlichte. Nicht weniger bedeutend als in seinen figürlichen Kompositionen erscheint Hokusaï in seinen landschaftlichen Darstellungen. Alle sind voller Naturwahrheit und zugleich voll von Poesie. Mit wenigen Strichen versteht er es, einer Stimmung Ausdruck zu geben und auf das Gemüt des Beschauers zu wirken. Einen hauptsächlichen Vorwurf für die künstlerische Behand-

lung in allen möglichen Auffassungen und Beleuchtungen bietet ihm der Berg Fusiyama, ein in der Nähe von Jeddo befindlicher Vulkan, welcher bei allen Japanern die höchste Verehrung genießt. In einem besonderen Werke zeigt er ihn in hundert verschiedenen Ansichten, von denen einzelne mit reicher Staffage ausgestattet sind.

Unsere Illustrationen bieten einige Proben aus Hokusaïs Werken, welche seine geistreiche Behandlungsweise verschiedenartiger Stoffe in flüchtig hingeworfener Zeichnung erkennen lassen. Den einzelnen Köpfen der dem Zuschauerraum eines Theaters entnommenen Gruppe (Fig. 3, S. 35) ist mit wenigen Strichen und Punkten ein Ausdruck von Aufmerksamkeit und Leben verliehen, wie wir ihn in den Zeichnungen der älteren japanischen Meister vergebens suchen werden. Vollständig ebenbürtig den Zeichnungen eines Grandville in der Beobachtung des Tierlebens und in der feinen Satire menschlicher Eigenschaften erscheint das vom Künstler als „Schlupfwinkel" bezeichnete Bild, in welchem er die mit dem Reishandel verbundene Thätigkeit auf das Leben der Mäuse überträgt und in ihren verschiedenen Stadien schildert (Fig. 4, S. 36). In einem kleinen Strandbilde werden wir mit den Eigentümlichkeiten der Anlage eines japanischen Hafens, zugleich aber auch mit dem Leben und Treiben in dessen unmittelbarer Nähe bekannt gemacht (Fig. 5, S. 37), und das kleine Mondscheinbild „Kommen und Gehen in der Nacht" (Fig. 6, S. 38) läßt uns in seiner stimmungsvollen Wirkung, welche hier durch die einfachsten künstlerischen Mittel erreicht ist, den Reiz der Farbe kaum vermissen, das gilt auch von Fig. 7—9.

Fig. 9.

Von Hokusaïs zahlreichen Schülern und Nachahmern ist der bedeutendste Hokkaï, besonders berühmt durch eine Reihe vorzüglicher, im Jahre 1840 erschienener Farbendrucke. Daß auch die Silhouette, gleichwie bei uns, bei den Japanern eine Zeitlang in Mode war, beweist ein 1867 erschienenes Album, welches eine große Zahl derartiger, ganz in Schwarz gedruckter, in den Umrissen aber lebensvoll gezeichneter Porträts enthält, deren jedes mit einer farbigen Arabeskenumrahmung eingefaßt ist.

Fig. 8.

Alle bisher erwähnten Werke sind von kleinem, ziemlich gleichem Format und durch Zusammenheften der einzelnen Bogen zu einem Ganzen verbunden. Eine andere Art der Publikation ist dagegen die von einzelnen zu einem Album zusammengelegten Blättern in großem Format. Auf ihnen sehen wir neben allerhand anderen Dingen hauptsächlich Theaterscenen

behandelt, deren Mittelpunkt in der Regel Japans berühmteste dramatische Künstler bilden.

Noch sind endlich die unter dem Namen „Meisho“ veröffentlichten Werke hervorzuheben, welche in jeder japanischen Bibliothek durch die Zahl und die Größe ihrer Bände die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ihren Inhalt bilden illustrierte Führer durch die Sehenswürdigkeiten einzelner Landesteile und Städte. Für jede Provinz besteht ein besonderer „Meisho“, deren mancher an 20 Bände umfaßt. Da diese Werke in früheren Zeiten nur dazu bestimmt waren, das Volk mit den Tempeln, den Klöstern und heiligen Orten bekannt zu machen, also ausschließlich religiösen Zwecken dienten, tragen die Darstellungen der älteren Ausgaben einen etwas einförmigen Charakter, während den späteren durch Hinzufügung einer lebensvollen Staffage mehr Abwechslung und Mannigfaltigkeit verliehen ist.

Im Laufe der letzten Jahre hat die japanische Kunst durch den zunehmenden wechselseitigen Verkehr zwischen Japan und den Völkern Europas, welcher zunächst durch die Einführung der internationalen Ausstellungen hervorgerufen wurde, eine völlige Umgestaltung erfahren. Mit dem Eindringen der Europäer in das bis dahin allen fremden Kultureinflüssen völlig verschlossene Land und dem Bekanntwerden einzelner Glieder jenes von Haus aus begabten und intelligenten Volkes mit den europäischen Verhältnissen mußten ebenso, wie durch die Ein- und Ausfuhr der beiderseitigen Industrie- und Kunsterzeugnisse die volkswirtschaftlichen Zustände in Japan eine wesentliche Veränderung erfahren.

Selbstverständlich mußte ein bezüglicher Einfluß auch bald auf die japanischen Künstler und die Art ihres Schaffens sich geltend machen. Während sie früher mit einem mäßigen Gewinne sich begnügten, suchten sie nunmehr, durch die großen, aus dem Auslande eingehenden Bestellungen verlockt, in möglichst kurzer Zeit Vermögen zu erwerben. Am leichtesten glaubten sie dieses aber dadurch zu erreichen, daß sie die ihrer Kunst ursprünglich eigentümlichen Formen verließen und den europäischen Anschauungen sich anbequemten. So sehen wir in den heutigen Erzeugnissen der japanischen Kunst schon vielfach die Einwirkung der zahlreich dort eingeführten Zeichnungen, photographischen Abbildungen und Abgüsse europäischer Kunstwerke in oft völlig mißverstandener Weise zur Geltung gelangt, während gleichzeitig die in ihrer Art so anziehenden Eigentümlichkeiten der ursprünglichen japanischen Malerei und Illustration allmählich mehr und mehr zu verschwinden drohen.

O. von Schorn.

Die deutschen Holzzölle.

Von

Th. Nördlinger.

Auf der XI. Jahresversammlung deutscher Forstmänner, welche in den Tagen vom 28. bis 31. August 1882 zu Koburg stattfand, bildete den zweiten Beratungsgegenstand die von Danckelmann als Referent eingeleitete Frage: „Ist ein Zoll auf Holz und Rinde im Interesse der deutschen Forstwirtschaft geboten oder mindestens gerechtfertigt?“ Es wurde damals schließlich von der Versammlung, an der sich über 200 Forstmänner und Freunde der Forstwirtschaft beteiligt hatten, mit großer Majorität ein Antrag des Referenten angenommen, der dahin ging, in Erwägung, daß die deutsche Forstwirtschaft den einheimischen Bedarf an europäischem Nutzholz quantitativ und qualitativ zu decken vermöge, zu erklären, daß eine Erhöhung des im Zolltarif vom 15. Juli 1879 vorgesehenen Zolles auf Rohnutzholz und vorgearbeitetes Nutzholz im Interesse der deutschen Waldwirtschaft dringend wünschenswert sei. Zugleich wurde das Präsidium beauftragt, obige Erklärung zur Kenntnis des Fürsten Reichskanzlers zu bringen. Eine diesbezügliche, von der Reichsregierung während der letzten Legislaturperiode an den Reichstag gebrachte Vorlage hat allerdings die Genehmigung des letzteren — wir sagen „leider“ — nicht gefunden. Doch scheint uns das vorliegende Thema auch nach der ablehnenden Haltung der deutschen Volksvertretung wichtig genug, um vor den Lesern dieses Blattes besprochen zu werden, umsomehr, als wir die Hoff-

nung nicht aufgeben, es werde genannte Körperschaft ein andermal in richtigerer Würdigung der faktischen forstlichen Verhältnisse den Forderungen unserer Waldwirtschaft gegenüber sich entgegenkommender zeigen. Sodann hat Danckelmann, der auch in den Reichstagsverhandlungen die Vorlage als Bundeskommissär zu verteidigen hatte, in einem lichtvoll geschriebenen Werke „Die deutschen Nutzholzzölle, eine Waldschutzschrift“, das sich auf ein umfangreiches handels- und forststatistisches, dem Verfasser von Reichs- und Staatsbehörden bereitwilligst zur Verfügung gestelltes Material gründet, die beantragte Erhöhung der deutschen Nutzholzzölle einer eingehenden, auf thatsächliche Verhältnisse gestützten Erörterung unterzogen. Er mußte dabei zu dem Ergebnisse gelangen, daß eine mäßige Erhöhung der genannten Zolltarifposition durch die Notlage unserer Waldwirtschaft geboten und mit den berechtigten Interessen der übrigen beteiligten Erwerbs- und Lebenskreise wohl vereinbar sei. Es dürften viele seiner Ausführungen auch für manchen außerhalb des Faches Stehenden von Interesse sein. Führen wir etliches an!

Unter den Holzausfuhrländern, d. h. denjenigen Ländern, welche Nutzholz nach dem Deutschen Reich ausführen und dadurch unsere inländische Produktion schädigen, steht das europäische Rußland obenan, und es ist nicht abzusehen, daß die Ausfuhr russischen Nutzholzes und dessen Konkurrenz auf dem deutschen Holzmarkt in nächster Zeit bei dem großen Waldreichtum des Russischen Reichs und der fortschreitenden Verbesserung der Verkehrswege durch Flußregulierung, Kanalisierung und Erweiterung des Eisenbahnnetzes eine wesentliche Verminderung erfahren werde. Nächst Rußland hat Oesterreich-Ungarn die größte Bedeutung für die Nutzholzeinfuhr nach Deutschland, ungeachtet seiner ungünstigen kommerziellen Lage. Erst in dritter Linie kommt Schweden in Betracht, das, begünstigt durch Waldüberfluß, seine maritime Lage und Verbindung mit den Konsumtionsländern, sowie durch die Ueberlegenheit seiner Holzindustrie seit Jahren im Weltholzhandel unbestritten die erste Stelle innehält. Die Holzausfuhr der Vereinigten Staaten von Nordamerika, diesem Land einer im großartigen Stile betriebenen Waldverwüstung, wo 26 000 Sägmühlen im Betriebe stehen, die im Jahre 1878 Rohmaterial im Werte von 500 Millionen Dollars verarbeitet haben, nach dem deutschen Zollgebiete ist eine verhältnismäßig geringe und erstreckt sich hauptsächlich auf Pechkiefer (Pitch Pine), Weymouthsföhre (White Pine), rotes Cedern- und Hickoryholz und auf schwarze Walnuß, für welche Hölzer übrigens Preise bezahlt werden, die das Zwei- bis Vierfache der Preise unserer einheimischen hochwertigsten Nutzhölzer ausmachen.

Soweit zur Beantwortung der Frage über die Notwendigkeit und Höhe der Waldschutzzölle die gegenwärtige Lage der Waldwirtschaft im Deutschen Reich einer näheren Betrachtung unterzogen werden muß, ist daran zu erinnern, daß letztere allerdings seit den Freiheitskriegen unter dem Einflusse der Volksvermehrung, einer aufblühenden Holzindustrie, der Markterweiterung durch Schienenwege, der Waldentlastung von Grundgerechtigkeiten, der Fortschritte in forstlicher Wissenschaft und Technik sich in befriedigender Weise entwickelt hat, Holzpreise, Waldrenten und Waldgüterpreise demzufolge allmählich gestiegen sind. Aber in den letzten fünf Jahren trat ein empfindlicher Rückschlag ein, hat sich die günstige Lage in eine gedrückte und bedrängte verwandelt, deren Fortdauer geeignet erscheint, die Fortentwickelung der Waldwirtschaft zu hemmen, die Waldrentabilität zu vernichten, die Rückkehr zu extensiver Wirtschaft herbeizuführen und in letzter Linie die Walderhaltung selbst auf absolutem Holzboden in Frage zu stellen. Wenn die Notlage eines Gewerbes sich im Rückgange der Renten und Preise offenbart, so kann das Sinken der Waldrenten, Unzulänglichkeit der Holzpreise und der die Rentabilität bedingenden Nutzholzausbeute für unsere Gegenwart offenkundig konstatiert werden. Deswegen hätte die Bewilligung der geheischten Nutzholzzollerhöhung seitens des Reichstages bei der bedrohten Zukunft des Waldes, dieses Trägers und Erhalters von Millionen Existenzen, gewiß den Interessen der Gesamtheit von jetzt und später gedient.

Robert Franz in seinen Liedern.

Von

Wilhelm Waldmann.

Als in Bayreuth die Wogen am höchsten fluteten und alle Welt mit Aufmerksamkeit verfolgte, was von dort ausging, wurde in

Musikerkreisen die Mitteilung weitergetragen, daß Richard Wagner die Lieder von Robert Franz besonders hochstelle und sie häufig in seinem Heim sich vorsingen lasse. — Richard Wagner und Robert Franz! Man wußte keine Erklärung dafür, schüttelte den Kopf — und ließ die Sache auf sich beruhen.

Nun berührte es von neuem eigentümlich, als nach Wagners Tode in dem „Leipziger Tageblatt" die Bemerkung zu lesen war, Wagner habe den Balladenkomponisten Loewe sehr hoch gehalten und dessen Werke mit Eifer studiert, ebenso — die Lieder von Robert Franz!

Wieder Richard Wagner und Robert Franz — das ist ja kaum zu begreifen! — War's der völlige Gegensatz, der Wagner reizen konnte, diese Lieder auf sich einwirken zu lassen und bei ihrem Anhören Freude zu empfinden? Wagners leidenschaftliche Musik, die durch Kühnheit der Modulation, durch bestrickenden Reiz der Klangwirkungen fesselt — und dann Franz' Lieder — die keuschesten, die wohl überhaupt komponiert sind, die dem Herannahenden spröde entgegentreten, keiner sinnlichen Regung Vorschub leisten, — rein und weiß wie Marmor dastehen!

Rob. Franz.

Der Schreiber dieser Zeilen frug Robert Franz gelegentlich, was er von jener Mitteilung halte, und erfuhr von ihm: „Auf einer Reise in die Schweiz — in den 50er Jahren — besuchte ich Wagner, der damals in Zürich lebte. Im Verlaufe der Unterhaltung öffnete er seinen Notenschrank und sprach auf dessen Inhalt deutend: ‚Das ist alles, was ich an Musikwerken besitze!' Es standen da — Bach, Beethoven — und meine Lieder! — Was sollte ich dazu sagen? Ich hielt das Ganze für einen Akt der Höflichkeit und legte demnach kein besonderes Gewicht darauf. Jetzt ist mir freilich manches verständlicher und es mag wohl Wahrheit sein, daß sich Wagner gerade für diese Lieder lebhaft interessierte. Ich zeigte Ihnen schon früher, wie hier **Musik und Wort sich decken** und daß die Musik gleichsam aus dem Texte hervorblüht; — auch Wagner huldigt ja diesem Princip. Daß unsere Ausdrucksformen divergieren, hat einen sehr anderen Grund, und hätten wir beide denselben Gegenstand behandelt, dann würden die Resultate verschieden genug ausgefallen sein." Mit wenigen Worten gibt Franz hier selbst eine Lösung des Rätsels.

Was besagt nun die Wiedergabe des Textes durch die Musik? — Musikalisch-realistische Malerei, bekanntlich ein Fehler, — ist es nicht, wohl aber die plastische Darstellung des musikalischen Empfindens, das der Textinhalt in uns erregt. Wagners Leitmotive sind eine logische Folge dieses Princips und im Grunde nichts Neues; — im Gegenteil etwas sehr Altes und Gebräuchliches, nur daß Wagner ihre Verwendung ausdrücklich zum Grundsatz erhob. Bachs Musik wimmelt von solchen Motiven; bald handelt sich's dabei um Erscheinungen in der Natur, bald um Vorgänge im psychischen Gebiete. Es sei mir gestattet, hier ein Wort Spittas (J. S. Bach I. S. 488) einzufügen: „Das malerische Element fehlt bei ihm (Bach) nicht; — streng genommen ist es ungenau, von Malerei zu reden, wenn die Musik Bewegungen der sichtbaren Welt in ihrer Weise nachahmt. In jeder bewegten Erscheinung der Außenwelt erkennt der Mensch ein Spiegelbild gewisser eigener Gefühlsströmungen, und das Gefühl ist uns das unmittel-

barste Zeugnis des Lebens. Das Leben aber, — — — künstlerisch darzustellen, ist die eigentliche Aufgabe der Musik. Hierin beruht die innere Berechtigung der sogenannten Nachahmungen von dem Rieseln der Quelle, dem Wogen des Meeres, dem Zittern der Blätter u. s. w."

Das ist festzuhalten, — man soll die Natur und deren Eindrücke nicht abmalen wollen, man muß vielmehr diese in sich aufnehmen, in sich durchleben und dann gleichsam aus sich heraus neugestaltet wiedergeben; — so entsteht ein Kunstwerk.

Spitta führt I. S. 544 und 592 und II. S. 359 u. a. O. bezügliche Beispiele aus Bachs Kantaten an (Fig. 1):

S. 504:

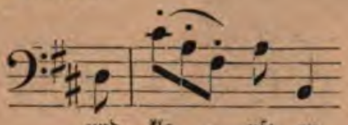


Fig. 1.

Aehnliches findet sich in der Kantate „Sie werden aus Saba alle kommen" — in der Baßarie: „Gold aus Ophir" u. s. w., wo die Arbeit der Bergleute deutlich vernehmbar wird (vergl. J. Schäffer, Saba-Kantate) Fig. 2:

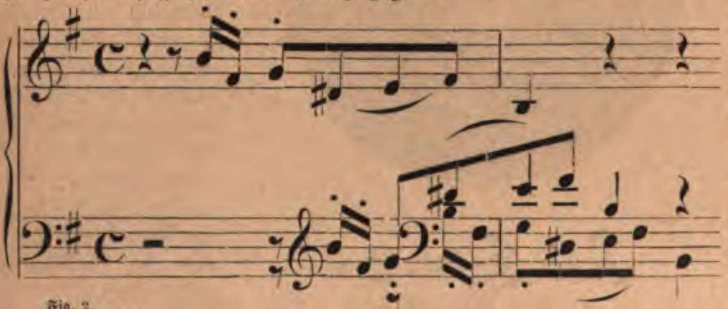


Fig. 2.

Spitta I. S. 554: „Israel zum Fall" — tiefer Sprung der Singstimme (aus der Kantate „Tritt auf die Glaubensbahn").

II. S. 390: In der Kantate „Bleib' bei uns, denn es will Abend werden" — im Anfangschor — tiefdunkle Töne der Geigen und Bratschen, — welche hier weniger die friedvolle Stimmung abendlicher Ruhe, als jenes unheimliche Bangen, welches das allmähliche Schwinden des Tageslichtes begleitet, — wiedergeben. —

Man kann gewiß sein, daß Bach da, wo das Wort „Himmel" erscheint, die Singstimme in hoher Tonlage, und sobald das Wort „Hölle" vorkommt, in der Tiefe sich bewegen läßt. —

Motive sind musikalische Formen, durch welche Vorstellungen oder Vorgänge symbolisch zum Ausdruck gelangen. Ein solches Abbild kann, von verschiedenen Komponisten behandelt, sehr verschieden geraten; da jedoch die Menschen in ihrem Empfinden mehr oder weniger sympathisieren, so werden wir uns auch beim Hören derartiger Motive mehr oder weniger befriedigt finden.

Wenn im Parsifal, Akt I, Gurnemanz singt:

Er naht, sie bringen ihn getragen,
O, weh! Wie trag' ich's im Gemüte,
In seiner Mannheit stolzer Blüte
Des siegreichsten Geschlechtes Herrn
Als seines Siechtums Knecht zu seh'n. —
Behutsam! Der König stöhnt!

und das Stöhnen durch das Motiv in Fig. 3 auf der folgenden Seite wiedergegeben wird, so erscheint es uns, da wir den Text kennen, vollkommen charakteristisch; — würde uns dagegen die Dichtung fremd sein, wer könnte wohl ihren Inhalt aus dem Motiv erraten?

Dem musikalischen Gedanken durch melodische, harmonische und rhythmische Formen einen bestimmten Charakter aufzuprägen und diesen dem Textinhalte auf das genaueste anzupassen, — dieses Gestaltungsvermögen besitzt unter den Liederkomponisten niemand in dem Maße wie Robert Franz und hier ist eben der Berührungspunkt mit Richard Wagner. Hundertfach lassen sich aus Franz' Liedern Beispiele dafür anführen; ja, es wird die Wahl schwer, um bei dem Reichtum an solchen die am meisten charakteristischen zu treffen. Ich greife nach dem op. 4; man nehme die „Herbstsorge von Osterwald" — eines der schönsten unter Franz' Liedern: — „Trübe Schwere lagert sich auf uns; wie ein banger Traum naht der Gedanke, — sie, die du liebst, ist für dich verloren;

Er (der Sommer) kommt zurück, er bringt uns neue Lieder,
Doch wird durch ihn die Angst auch fortbeschworen,
Daß ich dich hab', mein einzig Glück verloren?"

— besänftigend, als wäre im Augenblick alles Weh vergessen, tritt bei den Worten: „bringt

uns neue Lieder" — das Motiv in dur statt in moll auf (Fig. 4).

Das Lied: „Ihr Hügel dort am schönen Don" von Burns — schildert ein schmerzer-

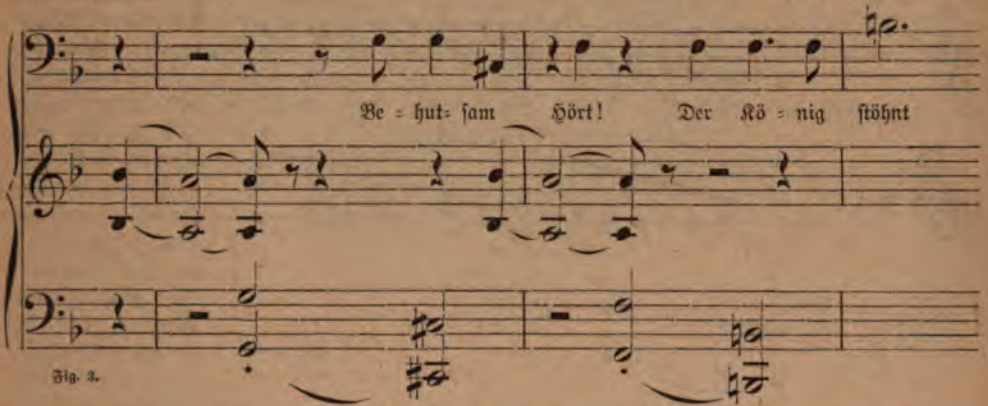


Fig. 3.

fülltes Gemüt einer heiteren Natur gegenübergestellt: Die Hügel grünen und blühen, die Vögel

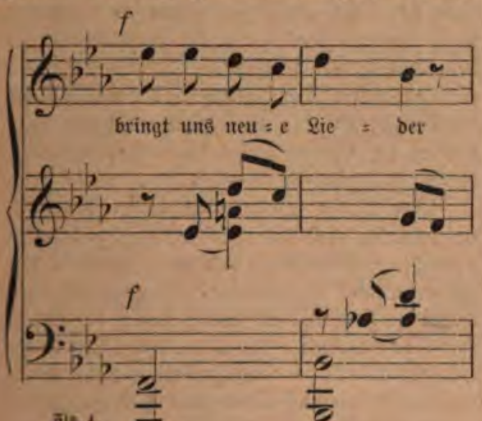


Fig. 4.

singen so süß, so wonnevoll, — von meiner Liebe sang auch ich, doch es blieb von der Rosenzeit

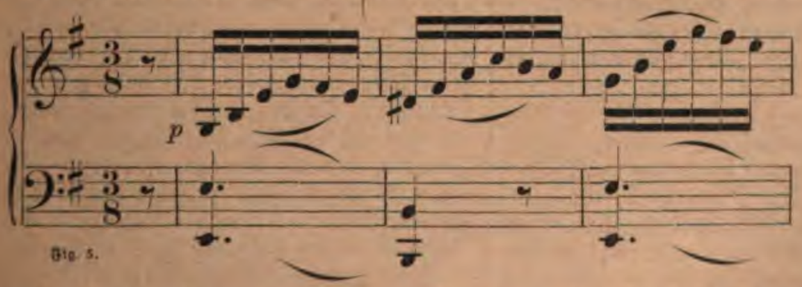


Fig. 5.

nur der Dorn im Herzen zurück. — In der Anfangsbegleitung sehen wir Hügel neben Hügel in reinen Linien sich aufbauen; wohlklingende Wendungen deuten auf Blütenschmuck (Fig. 5), dann beginnen die Vögel zu singen in stetem

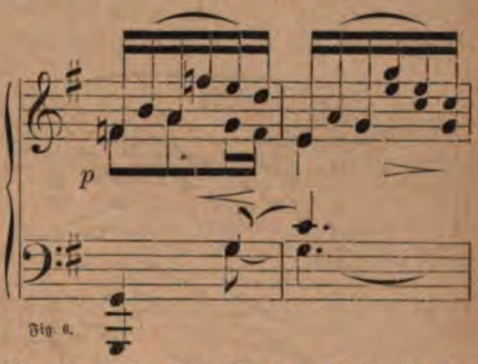


Fig. 6.

Wetteifer (Fig. 6), bis das Mollmotiv der Singstimme — die eigentliche Pointe des Liedes — wiedereintritt. Man sehe sich's genau an, es liegt hier von Franz' musikalischem Empfinden ein vorzügliches Beispiel vor.

Wo ist ein Lied, welches das: „Ich möchte froh sein, doch mein Herz ist tot" packender wiedergäbe als Nr. 2 in op. 9? — Soll ich an das oft gesungene Nr. 6 des op. 17: „Die Heide ist braun" und an seine Stimmung erinnern, wo mitten im Leid die vergangene glückliche Zeit so hold uns anweht,

sobald das Motiv statt in c moll in c dur wiederkehrt? (Fig. 7.)

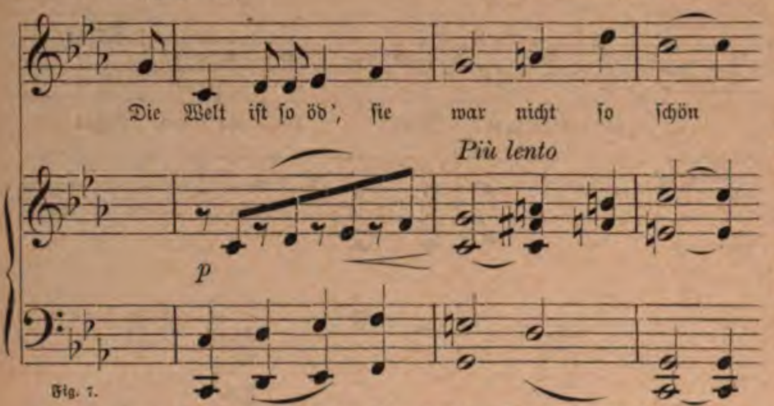


Fig. 7.

Wie tröstend klingt in dem tiefernsten Nr. 5 des op. 11 „Auf dem Meere" die Stelle: „Die süßen Augen!" — Nr. 8 des op. 5 „Ich lobe mir die Vögelein" — man spiele das Einleitungsmotiv (Fig. 8), ist es nicht, als hörte

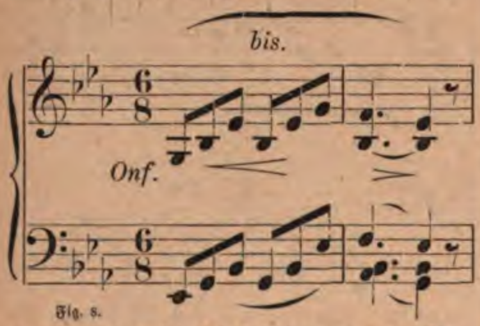


Fig. 8.

man das „dodeldi, dodeldi" der munteren Sänger in den Bäumen? —

Dann Nr. 4 des op. 18 „Meerfahrt" — lauter Poesie und Duft! Die Musikbilder tauchen hier in deutlichster Anschaulichkeit auf. — Besonders interessant ist (Nr. 1 des op. 48) der Schluß des Heineschen „Wenn zwei voneinander scheiden"; derselbe lautet:

> Wir haben nicht geweinet,
> Wir seufzten nicht Weh und Ach!
> Die Thränen und die Seufzer,
> Die kamen hintennach.

Ich wähle dies Beispiel im Hinblick auf das oben von Wagner citierte. Ist auch die dramatische Verwendung der Motive eine ganz andere als die lyrische, so mag doch ein jeder sehen, wie Franz entsprechend den Worten: „Die Thränen und die Seufzer, die kamen hintennach" — in einem ergreifenden Nachspiel uns den Wortinhalt empfinden läßt. Ohne Heranziehung fremdartig klingender Instrumente geben die Tonverhältnisse den Ausdruck an und für sich hinlänglich kund. —

In Nr. 6 des op. 30: „Zieh' nicht so schnell vorüber," hat Franz den Aufruhr des empörten Herzens, das im tobenden Gewitter seinen Verbündeten findet, drastisch genug dargestellt; bei den Worten: „Dann rüttelt all ihr Blitze" — ist der musikalische Ausdruck geradezu erschreckend: man sieht den Blitz grell und zuckend am Himmel dahinfahren. Je nach dem Wortinhalte wird in den verschiedenen Versen die Form der Begleitung geändert. Der Aufruhr in der Natur dient der Singstimme als Hintergrund, welchem gegenüber Zorn und Groll über die Untreue der Geliebten hervorbrechen. —

Wer Franz' Lieder nach dieser Richtung hin studiert, wird bald einsehen, wie das betreffs derselben gebräuchliche und wenn auch in gewissem Sinne bezeichnende Wort „Stimmungslieder" eigentlich nicht genug sagt; die Lieder sind sehr viel mehr! Nr. 1 op. 36: „Das Meer hat seine Perlen" — diese großempfundene Komposition ist, um mich etwas paradox auszudrücken, geradezu musikalische Skulptur: man kann in den Tönen fast gegenständlich den Textinhalt greifen. Das gilt auch von Nr. 2 des op. 42: „Die helle Sonne leuchtet aufs weite Meer hernieder." — Einzelne Lieder wirken wieder mehr malerisch, es ist, als sänge und klänge dann die ganze Natur um uns her. Wie mutet z. B. der Schluß des „Im Grase lieg' ich manche Stunde" Nr. 5 op. 17 an! Man hört das Summen des Immchen, aber man hört es musikalisch, nicht realistisch nachgeahmt! — Und wieder andere Lieder erfreuen durch symbolische Züge — vom weiten Meer, von Berg und Thal, von Sonnenglanz und Nebel gewinnt man den Eindruck durch musikalische Formen. Man vergleiche: Nr. 3 op. 9 „Bitte" (Weil' auf mir du dunkles Auge). — In Nr. 4 des op. 9: „Allnächtlich im

Traume" folgt am Schlusse: „und das Wort, und das Wort" — eine Pause, als grübele man noch weiter — dann erst „hab ich vergessen." — In dem großangelegten Liede Nr. 10 op. 5 „Vergessen" fühlt man bei der tremulierenden Begleitung alle Fibern des Herzens dem Gedanken entgegenbeben, der immer mehr aus banger Ahnung zur Wirklichkeit wird. „Du bist vergessen!" — und in schweren Tönen entringt sich der tiefe Schmerz der Brust:

> Vergessen, ach! vergessen sein
> Vom liebsten Herzen in der Welt,
> Das ist allein die größte Pein,
> Die auf ein Menschenherze fällt.

Man beachte den mit der Singstimme kanonisch geführten Baß, — ein Abbild des unerbittlichen, starren Schicksals. — Nr. 4 op. 28 „Nebel": die abwärtsgehende Anfangsfigur scheint auf „das Thal" zu deuten, sowie die Steigung von gis auf e durch anderthalb Oktaven bei dem Worte „Berg" höchst charakteristisch ist. Die weiten Lagen der Accorde spannen sich wie nebelhafte Schatten über der Scene aus und die breite Bewegung der Kantilene ist völlig im Sinne des Textinhaltes. — Nr. 6 op. 10: „Umsonst" mit dem durch das ganze Lied pulsierenden a im Baß ist eine Frage, wie sie das Menschenherz so mannigfach ungelöst in sich trägt, — ein Welträtsel.

Nahet man unter dem Gesichtspunkte der poetischen und musikalischen Einheit den Liedern von Robert Franz, dann ist es, als würde ein Licht auf ein Dunkel geworfen, als würde eine Scheidewand, die uns bisher von ihnen trennte, fortgezogen; — je specieller man auf den Text eingeht, umsomehr Wärme strömt uns aus den Tönen entgegen. Obwohl bereits verschiedene Autoren, die eine Charakteristik von Franz' Liedern gaben, — Liszt, Ambros, Schuster, Hüffer, Saran — auf dies Moment hindeuteten, so scheint dies immer noch nicht ausreichend geschehen zu sein. Mit um so größerer Anerkennung begrüßte ich es daher, als in dem „Grenzboten" (1881 Nr. 27—28: das deutsche Lied seit Rob. Schumann) H. Kretzschmar aussprach: „Franz imponiert durch die Meisterschaft, mit der er die Dinge in ihrer eigensten Art sprechen läßt; — — worin ihn niemand übertrifft, das ist die energische Hingabe an die Dichtung. — Mit Leib und Leben wirft sich der Komponist in die Situation, mit einer Festigkeit und Bestimmtheit, welche überwältigt und fortreißt!" — Das ist es! Wer die Schönheit der Franzschen Lieder erfassen, sich in sie hineinleben will, muß zuerst die Texte sorgfältig studieren. Heutzutage sieht man's leider oft umgekehrt; die Singenden beachten nur die Kantilene eines Liedes, lassen sich durch den etwa vorhandenen Reiz derselben bestimmen, und richten danach ihren Vortrag ein, ohne sich weiter um den Inhalt des Gedichtes zu kümmern.

Robert Franz stellt sich uns in seinen Liedern höchst eigenartig dar; — manchen derselben ist zwar eine gewisse Aehnlichkeit gemeinsam, obschon dabei von „Manier" keine Rede sein kann. Dergleichen Erscheinungen erklären sich aus dem Vorherrschen der moll-Tonarten, und aus der thematischen Behandlung des **Grundmotivs** bald in höheren, bald in tieferen Tonlagen. Man vergleiche:

op. 5 Nr. 1 „Aus meinen großen Schmerzen."
op. 5 Nr. 5 „Mädchen mit dem roten Mündchen."
op. 11 Nr. 4 „Da der Sommer kommen ist."
op. 16 Nr. 4 „Abendlich schon rauscht der Wald."
op. 16 Nr. 5 „Weißt du noch."
op. 21 Nr. 2 „Daß ich an dich denke."
op. 23 Nr. 4 „Ich weiß ja, warum ich so traurig bin."
op. 26 Nr. 2 „In dem Dornbusch blüht ein Röslein."
op. 28 Nr. 2 „Derweil ich schlafend lag."
op. 35 Nr. 1 „Hör' ich ein Vöglein singen."
op. 35 Nr. 5 „Wenn sich zwei Herzen scheiden."
u. s. w.

Diesen Zug haben diese Gesänge mit den altdeutschen Volksliedern gemein; lange Zeit war ein derartiges Verhältnis Franz selbst unbewußt, denn niemals hat er ja bei seinen Kompositionen reflektiert und Aehnlichkeiten beabsichtigt. Einzelne derselben sind schlichtweg als Volkslieder bezeichnet, andere wie in ein altertümliches Kostüm gekleidet.

op. 23 Nr. 1 „Mei Schätzel das hat mi verlassen."
op. 23 Nr. 4 „Ich weiß ja, warum ich so traurig bin."
op. 26 Nr. 2 „In dem Dornbusch blüht ein Röslein."
op. 36 Nr. 3 „Habt ihr sie schon gesehen."
op. 40 Nr. 1 „Mein Schatz ist auf der Wanderschaft."
und andere.

Sehr bezeichnend hat Liszt, dessen hohe und edle Auffassung aus jeder Zeile hervorleuchtet, welche er über Robert Franz schreibt, die Lieder charakterisiert: „Der musikalische Kern eines jeden Liedes ist durchweg einfach: eine harmonische, thematische oder deklamatorische Wendung

oder Phrase bestreitet gewöhnlich den ganzen Verlauf. Sie ist stets von großer Elasticität und er macht es dadurch möglich, den verschiedensten Nuancen der Stimmung dienstbar zu werden. **Die Modulation bestimmt durchschnittlich die Entwickelung des Gefühls weit mehr als die Melodie.**"

Betrachten wir die Lieder nach ihrem Inhalt, dann sind es besonders zwei Motive, die wir musikalisch behandelt finden, — **Naturstimmungen**, — und **Liebesleid**.

Naturlaute finden wir so zahlreich, in solcher Vertiefung bei keinem anderen Liederkomponisten; in dieser Eigentümlichkeit liegt aber das, was uns untrennbar an ihn fesselt. Das Naturgefühl ist dem germanischen Stamme angeboren, es steckt ihm, wie man zu sagen pflegt, im Blute; — ist der Himmel blau, — hangen schwarze Wolken droben, — leuchtet die Sonne, senkt sich der Abend nieder, murmelt die Quelle, braust der Sturm — kurz, es gibt nichts in der Natur, was nicht in unserer Seele Wiederhall fände. Man wird kaum eine Färbung des Naturlebens, die ein Empfinden in uns wachrufen kann, in den Liedern von Robert Franz vermissen. —

Mit den Naturbildern verbindet sich ungezwungen das alte, — ewig junge Motiv der Lyrik, — die Liebe. Frühling und Liebesglück, Herbstklage und Liebesschmerz gehen in der Dichtung wie im Gesange Hand in Hand. Man höre:

„Im wunderschönen Monat Mai" Nr. 5 op. 25.
„Wenn der Frühling auf die Berge steigt" Nr. 6 op. 42.
„Die blauen Frühlingsaugen schau'n aus dem Gras hervor" Nr. 1 op. 20.
„Es ist mir wie dem kleinen Waldvögelein zu Mut" Nr. 2 op. 23.
„Da der Sommer kommen ist" Nr. 4 op. 11.
„Die Haide ist braun" Nr. 6 op. 17.
„Das gelbe Laub erzittert" Nr. 5 op. 31.
„Vor Kälte ist die Luft erstarrt" Nr. 5 op. 21.
„Aus den Himmelsaugen droben, fallen zitternd lichte Funken" Nr. 3 op. 5.

Nur muß man nicht erwarten, daß Franz in dem Liede:

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten rc.

etwa eine Winterlandschaft mit Schneedächern, oder in Nr. 5 op. 31 „Abschied" das Erzittern des gelben Laubes nachgebildet habe, — es gilt vielmehr, die allgemeine Stimmung des Textes musikalisch zu reproduzieren. Man vergleiche in dieser Hinsicht Nr. 3 op. 40 „unter'm weißen Baume sitzend" — die anfangs der Winteröde entsprechend starre Begleitung ohne allen musikalischen Schmuck, bis sie sich mit dem Frühlingsmotiv unter Triolenbewegung reicher und reicher gestaltet. — Scheint am Anfange eines Liedes die helle Frühlingssonne und bringt das Ende Herzeleid, — so ist es nicht selten, daß schon der Anfang des Liedes einen schmerzlichen Zug erkennen läßt, gleich einer Wolke, die ihren Schatten weit vorauswirft, — so z. B. Nr. 1 op. 36 das vollendet schön komponierte: Erster Verlust „Gestern hielt er mich im Arme". —

Wie Franz die musikalische Malerei auffaßt, dafür ist auch Nr. 4 op. 16 „Abendlich schon rauscht der Wald" ein charakteristisches Beispiel; man empfängt den Eindruck des Abendfriedens; — es wird still in Wald und Feld, die Menschenarbeit schweigt — und (wovon im Text kein Wort steht) wie aus weiter Ferne hört man in der Begleitung die Abendglocke des Kirchleins anschlagen. — Da ist noch ein merkwürdiges Stück: „Altes Lied" op. 39 — voller Malerei in dem geschilderten Sinne; man verfolge es, wie sich die Begleitung zu der in den verschiedenen Versen wiederkehrenden Kantilene je nach der Situation ändert: schwüle Sommernacht, — dumpfes Rauschen des Tannenwaldes, — unheimlicher Elfentanz, — am Ende Schluchzen und Stöhnen. —

Wie mag es wohl in der Liederseele Franz Schuberts ausgesehen haben, dessen süßer Wohllaut uns bestrickt, wo wir ihm begegnen, — der mit Schönheit vergoldet, was er mit Tönen berührt; — den naiven Frohsinn seines Sanges treffen wir in den Liedern von Franz seltener. Auch Lieder, wie Robert Schumanns hohes Lied der Liebe „Ueber'm Garten durch die Lüfte" finden sich hier weniger vertreten; — das etwa Korrespondierende bei Franz ist mehr der Ausdruck des Sehnens nach vollem Liebesglück. Ich sagte es schon oben, Franz ist vornehmlich der Sänger des Liebesleids. In einer Zeit nun, wo man das Heiraten am bequemsten durch Comptoire besorgen lassen kann, werden vielleicht manche nicht geneigt sein, Robert Franz auf dies Gebiet zu folgen; wer ein Lieb verloren hat, nimmt sich ein anderes, weiter hat man keine Schmerzen. Wem aber ein Gemüt zu teil geworden, das tiefe Weh nachzufühlen, wer selbst den „Dorn" im Herzen empfand, der wird sicherlich aus den Liedern unseres Meisters Mitgefühl, Versöhnung und Trost gewinnen.

Es ist auf *das Ethische* in diesen Gesängen hingewiesen worden; freilich sinnlich prickelnde Erregung der Nerven darf man schwerlich von ihnen erwarten, das ist auch nicht ihr Zweck, obwohl sie an der rechten Stelle so süß klingen, wie die irgend eines Komponisten. Man muß nur bei dem Worte „ethisch" nicht, wie viele es thun, an etwas Moralisierendes denken; es bedeutet hier nur, *die* Schönheitsgesetze in der Kunst zur Anwendung gebracht zu sehen, welche seit Jahrhunderten maßgebend waren; solcher Schönheit folgt stets eine Erhebung, eine Läuterung des Hörenden, des Beschauenden. — H. Schuster in seiner Broschüre sieht denn auch den Grund der ethischen Bedeutung von Franz' Liedern in ihrer hohen Schönheit und darin, daß sie uns ein wahres Abbild des Empfindens geben. Saran, der auf jenen schmerzlichen Zug hinweist, wie er jedem auffällig werden muß, der sich mit diesen Kompositionen beschäftigt, — und der selbst in den Liedern heiteren Inhalts nicht zu fehlen pflegt, äußert sich ähnlich: „Ueberhaupt trägt das Franzsche Lied jenen Zug der Resignation an sich, den wir an den edelsten Volksliedern wahrnehmen; wenn man will, etwas von jenem „Weltschmerz", der das charakteristische Gepräge aller neueren Lyrik sein dürfte. Er ist aber bei ihm ohne jegliche barocke Verzerrung, ohne jegliche heuzutage so beliebte krankhafte Selbstbespiegelung, — vielmehr ein reiner treuer Ausdruck der *tiefen Sehnsucht* nach dem *Idealen*, die jedes Menschenherz durchdringt. — Hierin liegt, wie mit Recht hervorgehoben worden ist, die hohe ethische Bedeutung der Franzschen Lieder." —

Ich sprach von Liebestrennung, Liebesleid, -groll, -zorn, und wir haben bereits Lieder dieses Inhalts kennen gelernt, man braucht danach nur die Hefte aufzuschlagen: „Vergessen" Nr. 10 op. 5. — „Wasserfahrt" Nr. 2 op. 9. — „Du hast mich verlassen, Jamie" Nr. 6 op. 4. — „An die Wolke" Nr. 6 op. 30. — „Im Herbst" Nr. 6 op. 17. — „Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff" Nr. 6 op. 18. — „Verfehlte Liebe, verfehltes Leben" Nr. 3 op. 20. — „Die Liebe hat gelogen" Nr. 4 op. 6. — „Ja, du bist elend" Nr. 6 op. 7. — „Erster Verlust" Nr. 1 op. 36. — „Will über Nacht wohl durch das Thal" Nr. 4 op. 5 u. a. — Ein tiefes Weh ist hier verborgen, und bei der Wahrheit des Ausdruckes dessen, was sie wiederspiegeln, erwecken sie in uns das edelste und reinste Mitempfinden. — Welch verschiedene Phasen lassen sie uns durchschauen: bald ist es völlige Oede — bald ein wehmütiges Erinnern an eine frühere glückliche Zeit — bald ist die Liebe ohne Hoffnung — bald ein Ausruf höchsten Schmerzes. — — Das bereits geschilderte Lied „An die Wolke" stellt den Zorn des Liebenden der Untreue der Geliebten gegenüber dar: er ruft Donner und Blitz auf als Mahner des verübten Unrechts. Wie verschieden ist Schumanns „Ich grolle nicht" von dem verwandten „Ja du bist elend" von Rob. Franz! Aus dem Liede Schumanns scheint Verzeihen und Mitleid hervorzutönen, daher eine leidenschaftliche Bewegung der Melodie und Harmonie; das Franzsche Lied dagegen atmet dämonische Kälte.

Lieder des Liebesehnens, Scenen des Hoffens, des Glückes finden wir in: „Du liebes Auge willst dich tauchen," Nr. 1 op. 16. — „Ständchen" Nr. 2 op. 17. — „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche empor" Nr. 4 op. 21. — „Im wunderschönen Monat Mai" Nr. 5 op. 25. — In dem herrlichen „O säh' ich auf der Heide dort" Nr. 5 op. 1. — „Frühlingsgedränge" Nr. 5 op. 7 — in „Die Harrende" Nr. 1 op. 35 — in dem zartschelmischen „Frühling und Liebe" Nr. 3 op. 2 — in dem frischen „Waldfahrt" Nr. 3 op. 14 — in dem leidenschaftlichen „Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen" Nr. 6 op. 14 — in dem vielgesungenen „Stille Sicherheit" Nr. 2 op. 10 u. s. w.

Außer den geschilderten bieten sich noch viele Lieder anderen Inhaltes, z. B. das munter humoristische Nr. 3 op. 18: „Nun hat das Leid ein Ende" — Nr. 6 op. 36 „Nun hat mein Stecken gute Rast" und das reizende Nr. 3 op. 36 „Habt ihr sie schon gesehen, sie, meinen Schatz" u. a. m.

Es sei mir gestattet, noch einiger Punkte Erwähnung zu thun. Liszt hat in seiner Broschüre auf Franz' Verhalten den verschiedenen Dichtern gegenüber hingewiesen; Heine, Osterwald, Lenau, Burns, Eichendorff, Geibel, Möricke und Goethe sind die vorzugsweise behandelten. Interessant ist es nun zu beobachten, wie der Komponist die eigenste Art der Dichter wiederzugeben versteht; das Persönliche, was diese ihren Gedichten unbewußt mitteilen, was sie in dieselben gleichsam hineingehaucht haben, spiegelt sich ebenfalls in den Kompositionen unseres Künstlers wieder. Man nehme das Goetheheft op. 33; gleich die erste Nummer: „Trocknet nicht, trocknet nicht,

Thränen der ewigen Liebe" — wie wunderbar aufgefaßt ist das Lied, in prägnanter Form vieles sagend, ganz der vornehmen Art Goethes entsprechend! Und gibt es anmutigere Lieder als Nr. 2 und Nr. 3? Wie anders dagegen die Behandlung der Heineschen Texte! — Das Schmerzlich-Hingebende, das Neckisch-Anmutige in Formen gekleidet, die Heine so charakteristisch von den übrigen Dichtern unterscheiden, finden auch in der Musik unseres Komponisten den beredtesten Ausdruck. — Und wieder Eichendorffsche Stoffe, z. B. „Meeresstille" in op. 8: das ist nicht mehr des Tages Licht und Leben — sondern eine Traum- und Märchenwelt, die uns umflutet!

Das Verhältnis der Gesänge von Franz zum deutschen Volksliede hat Saran klargestellt. Es liegen nun noch Texte, fremden Litteraturen entnommen, vor. Lieder von Burns finden wir vielfach komponiert, sodann böhmische, slavische, russische Motive, ein Text aus Krain u. a., und es ist wohl der Mühe wert, zu untersuchen, ob der Komponist auch hier Charakteristisch-Nationales gegeben habe. Man sehe sich das Goethesche „Schweizerlied" Nr. 5 op. 33 darauf an; — ebenso Nr. 5 op. 40 „Ach ihr Wälder, dunkle Wälder" und, worauf ich noch besonders hinweise — Nr. 4 op. 14 „Hatte Liebchen zwei" (ungarisch) und Nr. 6 op. 49 „Norwegische Frühlingsnacht."

Noch ein Wort vom Konzertvortrage. — Unlängst hörte ich die Behauptung aufstellen, Franz' Lieder seien ihrer ganzen Art nach im Hause an ihrem Platze, für den öffentlichen Vortrag möchten sich nur wenige eignen. Allerdings zeigen sie eine solche Wahrheit und Innerlichkeit des Gefühles, daß der Singende durch den Vortrag selbst zu Stimmungen fortgerissen wird, die man lieber einem engeren Kreise, als einem größeren Publikum gegenüber ausspricht. Doch so eng begrenzt ist der Kreis der „Konzertlieder" nicht. Aber hier hat man wieder einmal Gelegenheit zu sehen, wie schwerfällig und kurzsichtig unser Blick zu sein pflegt. Wird öffentlich ein Franzsches Lied gesungen, so hört man immer und immer wieder: „O danke nicht für diese Lieder" — „Er ist gekommen in Sturm und Regen" — — „Die Heide ist braun" — „Die Höh'n und Wälder steigen"; — es läge doch nahe zu fragen, ob nicht ein Komponist, der so Herrliches dieser Art geschaffen, noch Aehnliches uns geschenkt habe? — Gott behüte, — man geht stets denselben betretenen Pfad, ohne einen Blick nach rechts und links zu thun, und Schätze bleiben ungekannt liegen.

Es würde leicht sein, eine erhebliche Anzahl für den Konzertvortrag vollkommen geeigneter Lieder auszuwählen. —

Wer Robert Franz in seinen Kompositionen kennen lernen will, darf nicht nach dem einen oder anderen Liede urteilen wollen, — man muß sich vielmehr eine Zeitlang eingehend mit denselben beschäftigen, ganz von selbst gewinnt man dann das Verständnis für die Tiefe und Innigkeit der musikalischen Empfindung, die in denselben liegt. Man lasse die Mühe, welche etwa die Begleitungen bieten, kein Hindernis sein; eben durch sie sind diese Lieder Kunstwerke. Begleitung und Singstimme ergänzen sich; ist erstere der musikalische Ausdruck der Situation, so spricht letztere die Stimmung aus, die sich der Situation bewußt wird. Auch Klavierspieler finden hier hohen Genuß, denn die meisten Begleitungen tragen die Gesangsmelodie in sich, und in Liedern, wo dies weniger hervortritt, läßt sie sich leicht ergänzen.

Man will die Beobachtung gemacht haben, daß die Gesänge von Robert Franz in den letzten Jahren besonders in den mittleren und kleineren Provinzialstädten am meisten gesungen werden; ich möchte unserem Volke dazu gratulieren, aus den Provinzen strömt frisches, verjüngendes Blut nach den großen Centralorten.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß unsere Nachbarn gewöhnlich das als Schwäche auslegen, was sie selbst entbehren — und so wird uns Deutschen der Idealismus oftmals vorgehalten. Ohne ihn würden wir doch nicht Deutsche sein; — wehe der Periode, in der wir uns seiner entkleidet haben. — Für das Volk ist eben das beste gut und der I d e a l i s m u s d e r F r a n z s c h e n L i e d e r gehört zu dem besten, was wir besitzen. Man muß nur von Musik sich nicht bloß anregen lassen wollen, man muß ihr auch etwas aus sich entgegenbringen, dann schenkt sie doppelt wieder, was man ihr gab.

Empfindungen, von denen sie gar nicht ahnen, daß sie in ihnen schlummerten, gehen allen verloren, welche die Lieder von Robert Franz ignorieren. Musik kann das Edelste im Menschen wecken, und dies thun im wahren Sinne die von uns charakterisierten Gesänge!

Ein unheimlicher Reisebegleiter.

Von

Wilhelm Lauser.

Sie haben diesen ganzen Fasching hindurch fast jede Nacht getanzt und statt vernünftigerweise durch einen langen Tagesschlaf sich zu erfrischen, haben Sie ihren Ehrgeiz darein gesetzt, des Morgens immer der erste im Amte zu sein und bei der Arbeit zu bleiben, bis die Stunde da war, von neuem den Frack und die taubengrauen Handschuhe anzuziehen. Sie wollten nicht hinter ihren spießbürgerlichen Kollegen, die doch schon vor zehn Uhr abends, um nicht ihrem Hausmeister den Sperrsechser zahlen zu müssen, nach Haus und zu Bett gehen und nicht hinter unserer goldenen Jugend zurückstehen, die doch nach durchtanzter Nacht bis zum hellen Mittag die Federn nicht verläßt und sich dann durch eine mehrstündige Fahrt im Prater zu neuen Leistungen stärkt. Die Beklemmungen auf der Brust, über die Sie klagen, das Herzklopfen, das sich für einen sonst kräftigen Menschen wie Sie so wenig schickt, rührt nur von dieser Lebensweise her. Da gibt es nur ein Mittel, rasch und ganz zu genesen: Verreisen Sie, reisen Sie nach Italien, reisen Sie allein, vermeiden Sie jede Gelegenheit, jede Gesellschaft, die Sie aufregen könnte."

Also sprach mein würdiger Freund und Arzt. Ich gab ihm recht wie immer, sehr froh, daß er mir keine Arznei und besondere Diät verschrieb, packte ein und saß am anderen Morgen bereits im Schnellzug nach Venedig. Für Geld und gute Worte ließ mich der Schaffner ganz allein im Wagen. Ungestört konnte ich mich dem Wonnegefühl hingeben, das mich stets ergreift, wenn ich nach längerer Seßhaftigkeit wieder in die weite Welt hinausfahre. Das Pusten der Lokomotive und das Knirschen der Räder wandelt sich in meinen Ohren zu melodischen Tönen, dem sich lange vergessene Jugendlieder, die mir in den Sinn und auf die Lippen kamen, unwillkürlich anpaßten. Wien lag noch keine Stunde Fahrzeit hinter mir, so überraschte ich mich selbst durch das Singen des Verses: „Federleicht ist mein Gepäcke und mein Mut so jung und frisch." Meine Genesung war offenbar schon auf gutem Wege.

* * *

Ein Nachwinter mit reichlichem Schnee hatte die bereits grünenden Wiesenthäler und die tannendunkeln Höhen des Semmering wieder in ein weiß schimmerndes Gewand gehüllt; nur hier und dort lugte, wie ein süßes Versprechen, an Büschen und Bäumen freundliche Frühlingsfarbe unter dem überhängenden Schneedache hervor. Der kühle Hauch, der die Nerven stärkend zum halb geöffneten Wagenfenster hereindrang, wich, als die Höhe des Gebirges überschritten war, wohlthuender Sonnenwärme, und in lachendem Lenzesschmuck grünte und blühte Flur und Feld der herrlichen Steiermark. Der Süden begann hier seine reichen Schätze zu entfalten, während in den zackigen Gebirgsformen, den ernsten Tannenwäldern, welche den Horizont begrenzten, und den zahllosen Flüssen und Bächen, welche thalwärts eilten, noch der Charakter der nordischen Landschaft fortlebte. Das immer wechselnde Schauspiel fesselte Auge und Sinn, bis die untergehende Sonne und die kalte Abendluft gebot, sich für die Nachtfahrt im Wagen häuslich einzurichten. Mit einem Hunger, dessen sich mein durch feine Soupers verdorbener Magen seit geraumer Zeit entwöhnt hatte, verzehrte ich das mitgenommene „Reisebrot", trank ein Fläschchen Bordeaux aus, wickelte mich in meinen Pelzmantel, um, von Cigarren träumend, deren Genuß mir der Arzt verboten, einzuschlafen. So gut sollte es mir freilich nicht sobald werden. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, so traf mein Ohr ein seltsames Geräusch, zuerst von fernher ein Pfeifen und Zischen, wie wenn der Wind sich in den Schlöten der Häuser fängt, dann näher und näher kommend ein Sausen und Brausen und Knirschen, wie von einem Orkan,

der einen Urwald niederlegt, ein Rollen niederstürzenden Gesteins, das Krachen zusammenbrechender Telegraphenstangen; und endlich schlägt der wilde Sturm, die aus den kahlen Felsschluchten des Karstes hervorstürzende Bora, mit Riesengewalt an den Eisenbahnzug, wie wenn sie ihn in die schwarze Tiefe hinabreißen wollte. Wie mit den Kräften der Verzweiflung arbeitet sich die stöhnende Lokomotive noch langsam vorwärts, die Wagen drohen sich unter dem Windesanprall zu heben und zur Seite zu neigen, ihre Wände erzittern, ihre Fenster, von daherfliegenden Kieseln und Erdstücken gepeitscht, rasseln, wie wenn sie in Stücke gehen wollten; ein eisiger Hauch dringt durch alle Ritzen ein, läßt die Vorhängchen emporflattern wie Fahnen in freier Luft und durchkältet mich trotz der Pelzhülle bis auf das Mark der Knochen. Stundenlang tobte das Unwetter. Da ich aber niemand bei mir hatte, für den ich zu bangen gehabt hätte, so war ich im Grunde nur verdrießlich darüber, daß dasselbe mich so lange verhinderte, auch noch die letzte Probe meiner beginnenden Genesung zu machen und mich endlich einmal wieder, worauf ich durch die Tagesreise mich so gut vorbereitet glaubte, gründlich auszuschlafen. Ich wußte mich schon auf italienischem Boden, als endlich ein leichter Schlummer über mich kam. Es war fünf Uhr morgens vorbei, da blieb unser Zug stehen; ich erwachte, wir waren in Venedig angekommen.

* * *

Die Wagenthüre ging auf und ein Herr, den Hut in der Hand, fragte mich, mit einer tiefen Verbeugung in der Sprache Dantes: „Habe ich die Ehre, mit Herrn ... zu sprechen, der ein Quartier im Gasthof ... am Canal Grande bestellt hat?" Auf mein Ja neue, noch tiefere Verbeugung: „Wollen Sie nur die Gnade haben, mir Ihren Gepäckschein zu geben und hier in die Gondel steigen, die für Sie bereit liegt." Entzückt, allen Aufregungen, Fragen und allem Lärm entronnen zu sein, die sonst auf den Ankömmling einstürmen, legte ich mich auf die Polster der Gondel und freute mich über die schmucke Gestalt des Gondeliers, der mich mit einem süßen Lächeln grüßte, als wolle er mich zu einer Insel der Seligen führen. Zwei Minuten darauf schwammen wir bereits geräuschlos über das dunkle Wasser der Lagunen dahin. Die ganze Stadt war noch in tiefen Schlaf versunken. Einzelne Gaslaternen warfen ein schwankes Licht auf die Kanäle, durch welche unsere Gondel glitt, keine Begegnung, kein Ton störte die märchenhafte Stille, bis wir an dem kleinen, zierlichen Palaste landeten, der erst seit wenigen Wochen zum Gasthof umgewandelt war. Wie die Außenseite, so glich auch noch das Innere mehr dem behaglichen Heim eines reichen Patriziers der Vorzeit als einer Herberge für alle Welt. Eine eigene kleine Treppe führte mich zu der nach allen Seiten abgeschlossenen Mezzaninwohnung, die für mich bestimmt war. In dem schönen Marmorkamine meines Zimmers flackerte ein lustiges Feuer, unter meinem Fenster wiegte sich die Gondel, die mich hergetragen und die der Ruderer, um mir zu jeder Stunde zur Verfügung zu stehen, eben an einem Pfahl festgebunden hatte. Alles atmete hier Wohlbehagen, Stille und Ruhe. Ein seit lange nicht mehr gekanntes Gefühl wohligen Ermattens überkam mich und ich sank aufs neue in den Schlaf des Gerechten, nachdem ich kaum die Vorhänge rings um mein Bett zugezogen hatte. Als ich wiederum erwachte, schien bereits die helle Sonne in meine Stube herein; von meinem Lager aus konnte ich auf die schöne große Kuppel von Santa Maria della Salute hinüberschauen, und wie eine Einladung zu süßem Weiterträumen ließen sich Glockentöne von manchem nahen und fernen Kirchturme vernehmen. Wie in einem Zauberreiche, wo ewiger Friede herrscht, flossen mir unmerklich die Stunden und Tage hin, ob ich nun im Fenster liegend dem Hin- und Herfahren von tausend Barken auf dem großen Kanal zuschaute, oder mich um die Mittagszeit nach dem Lido hinaus rudern ließ, oder ziellos durch die Lagunen am Fuße herrlicher Paläste oder an den Hütten der armen Stadtviertel vorüberfuhr, oder den Markusplatz auf und ab wandelte, oder mich in einer Kirche oder Galerie in das Anschauen eines Gemäldes verlor. Ein Brief meines ärztlichen Freundes aus Wien erinnerte mich endlich wieder daran, daß ich mein Befinden zu prüfen habe. Ich hatte dies — das beste Zeichen meiner völligen Genesung — lange ganz vergessen. In meiner Antwort konnte ich mitteilen, daß ich mich wieder frisch und kräftig fühle wie vor langen Jahren, da ich Italien zum Zweck von Forschungen über altchristliche Kunst durchreiste, und daß ich beabsichtigte, nachdem ich einmal längeren Urlaub genommen, mich jetzt nach Herzenslust auf meinem alten Steckenpferde zu tummeln. Als nächste Briefstation gab ich ihm Bologna an.

Gewissenhafter als während des dolce far niente in Venedig erfüllte ich in Bologna die Pflichten des Reisenden. Vom Morgen bis zum Abend durchstreifte ich die ehrwürdigen, alten Gassen der Stadt, die Kirchen, Paläste und Gemäldesammlungen, endlich die berühmten Friedhöfe und Klöster der Umgegend. In der frischen Luft, die von den Apenninen herüberwehte, erwachte meine alte Lust zum Fußwandern und Bergsteigen. Das ärztliche Verbot gewaltsamer Anstrengung konnte nicht für übertreten gelten, wenn ich den kaum eine Stunde entfernten Monte della Guardia zu der herrlichen Wallfahrtskirche Madonna di S. Luca hinanstieg. Gern ließ ich meinen bequemen Führer am Fuß der engen Treppe zurück, auf der man zum Dach der Kirche gelangt. Ich mochte schon geraume Zeit in dem stillen Genusse der wundervollen Aussicht geschwelgt haben, die sich auf dieser gefährlichen Höhe von den Apenninen bis hinüber zum Adriatischen Meer eröffnet. Da störten mich plötzlich Schritte aus meinen Träumen auf; eine hohe Mannsgestalt trat aus der Treppenthüre auf das Dach heraus und näherte sich dem Rande über der schwindelnden Höhe. Noch die Breite eines Zolls — und der Fremde, dessen Mantel schon im Winde über den Rand hinausflatterte, stürzte rettungslos in die Tiefe; halb aus Entsetzen, halb aus Zorn stieß ich ein „Donnerwetter!“ aus und faßte nach seinem Mantelzipfel. Mit gleichgültiger Ruhe drehte sich die Gestalt um und ich schaute in ein tiefernstes, bleiches Gesicht. Wie traumverloren ruhten die Augen des Mannes kurze Zeit auf mir, dann griff er, als besänne er sich, nach seinem Hute, sprach ein deutsches „Danke“, dem, wenn ich recht hörte, noch der Ton eines Seufzers folgte, und begann, als hätte er da oben nicht gefunden, was er suchte, rasch wieder die Treppe hinabzusteigen. Auch mich litt es nicht mehr lange auf meinem luftigen Sitze. Meine ruhige Stimmung wollte sich nicht wieder finden. Die seltsame Erscheinung hatte mich aufgeregt und vergebens suchte ich die immer neu sich aufdrängende Frage niederzudrücken, wer dieser Fremde sei und ob derselbe soeben bei vollem Bewußtsein mit seinem Leben gespielt habe.

Ich kam an diesem Abend später als gewöhnlich in meinen Gasthof zurück. In dem prächtigen Speisesaale war schon ein Teil der Lichter ausgelöscht. Ich ging auf die noch hell erleuchtete, behagliche Ecke zu, in welcher ich mich an den letzten Abenden durch das Lesen von Zeitungen auf die Stunde des Bettgehens vorbereitet hatte. Mein gewohnter Sitz war nicht mehr frei; ich hatte meinen Unbekannten vom Dache wieder vor mir. Derselbe erhob sich rasch mit weltmännischem Anstande, frug mich mit verbindlichem Lächeln, ob er mich vielleicht eines lieben Stammplatzes beraubt habe, entschuldigte sich dann vielmals, daß er vorhin nur so knapp für den von mir gezeigten guten Willen gedankt habe; er sei jedoch schwindelfrei wie ein Schieferdecker, mir aber nichts desto weniger für meine Dazwischenkunft sehr verbunden. Ein Wort gab das andere, wir machten gegenseitig Bekanntschaft. Er war Russe, machte seine erste Reise in Italien, halb zum Vergnügen, halb um kunstgeschichtlicher Forschungen willen. Es traf sich herrlich: auch er beschäftigte sich vorzugsweise mit altchristlicher Kunst. Die byzantinischen Ueberlieferungen in der Kirche seines Vaterlandes hatte er gründlich untersucht und zu diesem Zwecke bereits auch glückliche Forschungsreisen nach Konstantinopel, durch Kleinasien und Syrien gemacht. Jetzt waren die alten Kunstdenkmäler Roms sein Hauptziel; er hatte aber heute einen Brief aus Ravenna erhalten, der ihn benachrichtigte, man sei gerade im Mausoleum der Galla Placidia auf eine bisher verschüttete Mosaik gestoßen, die ohne Zweifel aus dem fünften Jahrhundert stamme. Morgen früh mit dem ersten Zuge wollte er dahin fahren; ob ich mich vielleicht anschließen wolle?

Wie wäre es möglich gewesen, eine so liebenswürdige Einladung auszuschlagen, eine so herrliche Gelegenheit zu versäumen? Meine Zusage, ihn zu begleiten, erfüllte ihn sichtlich mit der größten Freude. „Von Ravenna fahren wir dann,“ sagte er, „zusammen nach Rom und durchforschen miteinander die Katakomben; ein Landsmann, an den ich Empfehlungen habe, ein Kunstfreund und Bildhauer, wird dort unseren Cicerone machen.“ Auch die Aussicht auf ein so langes Zusammensein und auf noch weiteren gesellschaftlichen Zuwachs hatte nichts Unangenehmes mehr für mich. Wir ließen ein paar Flaschen Chianti kommen und tranken auf eine glückliche gemeinschaftliche Reise.

Mitternacht war bereits herangerückt. Der Russe schien mich aber durch verdoppelte Liebenswürdigkeit und Gesprächigkeit vom Schlafengehen abhalten zu wollen. Als ich zuerst vom Aufbrechen sprach, scherzte er, ich sei kein echter Deutscher, daß ich mich vor einem so leichten

Weine, wie der Chianti, fürchte. Dabei schien er zu vergessen, daß er mir fast allein das Trinken überlassen hatte. Endlich sagte ich ihm, ich müßte es als ein ungünstiges Vorzeichen für unseren gemeinschaftlichen Reiseplan betrachten, wenn wir damit begännen, unseren ersten Zug zu verschlafen. Offenbar etwas verstimmt erhob er sich endlich. Der Kellner schritt uns schlaftrunken mit zwei Kerzen auf der breiten Steintreppe voran, um uns nach unseren beiden Zimmern, die nebeneinander lagen, zu leuchten. Die Treppe — ein jeder Besucher Bolognas kennt sie — hat in der Mitte einen breiten Absatz; antike Sarkophage, Gedenktafeln, Büsten sind von dem früheren kunstliebenden Palastherrn längs der Mauer aufgestellt. So oft ich die Stelle betrat, war es mir fast, als schritte ich durch einen verlassenen Tempel. Die Lichter des Kellners, der schon auf der Höhe der Treppe angelangt war, warfen nur einen schwachen, zitternden Schein herab; bloß die weißen Marmorbüsten und Sarkophage trotzten dem Dunkel, das uns zu umhüllen begann. Da unterbrach plötzlich der Russe das Schweigen, indem er mich mit der Hand am Arme faßte, sein Gesicht ganz dem meinigen näherte und mich fragte: „Tragen Sie auch Pistolen bei sich?" — „Nein, wozu auch?" antwortete ich kurz. — „O," sagte er in düsterem Tone, „man weiß nie, was einem begegnen kann; sehen Sie, dies trage ich Tag und Nacht bei mir." Damit zeigte er mir einen Revolver, den der herzugetretene Kellner mit größerer Aufmerksamkeit als ich betrachtete. Einem Versuch meines Nachbars, unter meiner Thüre eine neue Unterhaltung anzuknüpfen, wich ich aus.

Solange ich mich auskleidete und die Vorbereitungen zur morgigen Abfahrt traf, wollte mir die seltsame Frage und der Ton, in dem sie gesprochen worden, nicht aus dem Kopfe. Mein Nachbar war offenbar ein sonderbarer Mensch. Was hatte er jetzt noch, statt sich zur Ruhe zu begeben, mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab zu gehen und halblaut mit sich selbst zu sprechen? Dies beschäftigte mich, solange ich noch die Augen offen hatte. Eine Stunde etwa mochte ich geschlafen haben, da hörte ich meinen Nachbar an die Zwischenthüre pochen und mehrmals dringend meinen Namen rufen. Ich sprang aus dem Bette und riegelte die Thüre auf. „Was ist Ihnen? sind Sie unwohl?" war meine Frage an den Russen, der, seine fast herabgebrannte Kerze in der Hand, Todesblässe im Gesicht, mit unheimlich glänzenden, weit aufgerissenen Augen mich anstarrte. „Mir fehlt nichts," antwortete er, offenbar bemüht, in seine Stimme mehr Ruhe zu legen, als er wirklich besaß; „aber haben Sie denn bei dem entsetzlichen Geräusche schlafen können, das der Sturm in den Gängen und Kaminen und an den Fensterläden verursacht; man könnte glauben, der jüngste Tag breche an." Ich wünschte innerlich den Störer in das Land, wo der Pfeffer wächst. Er schien durch meine Versicherung, daß ich nichts gehört habe und auch jetzt nichts höre, zwar nicht überrascht zu sein; aber, meinte er, nachdem er mich schon aufgeweckt habe, werde es mir wohl nichts ausmachen, wenn er den Rest der Nacht vollends auf meinem Zimmer zubringe; es werde dann ohnedies um so sicherer derjenige, der zuerst aufwache, den anderen rechtzeitig wecken können. Wohl oder übel mußte ich zusehen, wie er sich auf meinem Sofa ausstreckte. Dort war er bald in tiefen Schlaf gesunken, während mich lange der Eindruck dieses seltsamen Auftrittes nicht zur Ruhe kommen ließ.

* * *

Fast rührend waren die liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, womit am Morgen mein Reisebegleiter mich die Unannehmlichkeiten dieser Nacht vergessen zu machen suchte. Wie im Fluge legten wir plaudernd die Fahrt nach Ravenna zurück. Welches reiche Wissen, einen wie klaren Verstand, eine wie reiche Einbildungskraft, welche Gabe zu erzählen, zu schildern, zu scherzen entfaltete mein Genosse! Unser erster Gang vom Bahnhofe war zum Mausoleum. Es waren eben einige Altertumsforscher aus der Stadt und der Nachbarschaft da, um den Wert des neuen Fundes zu prüfen. Die Ravennaten waren alle von der Ueberzeugung durchdrungen, die Mosaik rühre aus der Zeit, da die Tochter Theodosius' des Großen die Kirche, die jetzt den Namen S. Nazario e Celso trägt, gegründet. Ihre Kollegen von auswärts wollten nicht ohne weiteres beistimmen; Kirchturm-Patriotismus und Wissenschaft entbrannten in heftiger Fehde; an die Stelle der Gründe traten bald gegenseitige Vorwürfe und Verdächtigungen, und wer weiß, ob die Gelehrten nicht am Ende noch handgemein geworden wären. Da legte sich der Russe ins Mittel, er berief sich auf seine Unparteilichkeit als Fremder, auf seinen allen Fachmännern bekannten Namen und legte nun, als es stille geworden, mit so zwingenden Beweisen, mit Gründen, die er aus dem Fund-

orte selbst, aus dem Material des Werkes, aus der Ausführung desselben in seinen Einzelheiten schöpfte, den viel späteren Ursprung dieser Mosaik dar, daß ihm schließlich alle, die Ravennaten nicht ohne Schmerz, recht geben mußten. Die ganze Gesellschaft schloß sich uns bei der Besichtigung aller übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt an; und mit einem Liebesmahl, das bis in die späten Nachtstunden dauerte und das den über dem Grabe einer schönen Hoffnung Ravennas geschlossenen Frieden besiegelte, endigte der genußreiche Tag, den ich meinem Reisebegleiter dankte.

Inzwischen hatten wir ganz vergessen, uns nach einem Quartiere für die Nacht umzuschauen; es war zu spät geworden, noch unser Gepäck vom Bahnhofe draußen hereinzuholen, und so entschlossen wir uns kurzwegs, in den nächsten besten Gasthof einzutreten. Allzufreundlich sah es da freilich nicht aus; die Wirtsleute selber und die paar Gäste, die noch bei trübem Lampenschein im unteren Raume saßen, flößten uns wenig Vertrauen ein; allein wir blieben doch, nachdem wir einmal die holperige Treppe hinaufgestolpert und in zwei leidlich hergerichtete, aneinander stoßende Stübchen geführt waren. Erst als der Wirt sich wieder entfernt hatte, bemerkten wir, daß an der Eingangsthüre kein Schloß war. So leicht wollten wir es denn doch nächtlichen Einbrechern nicht machen; unter Lachen und Scherzen rückten wir einen Tisch und ein paar Stühle an die Thüre; lange noch, nachdem sich der Russe im vorderen, ich im hinteren Zimmer mich niedergelegt, spann sich unser fröhliches, lautes Zwiegespräch fort. Endlich machte die Natur ihre Rechte an mich geltend, nur wie im Traum hörte und erwiderte ich noch manchmal die Worte meines Nachbars. Ich mußte längst schon eingeschlafen sein, da schreckte mich mit einemmal ein unheimlicher Ton auf, der aus einer anderen Welt zu kommen schien, ein Stöhnen, wie es sich nur einer mit Todesqualen kämpfenden Menschenbrust entringt, und zugleich traf mein Auge das Licht der Kerze, die immer noch das andere Zimmer erhellte. In einem Nu war ich von meinem Lager auf, um nach dem Russen zu sehen. Ich blieb jedoch regungslos auf der Thürschwelle stehen bei dem entsetzlichen Anblick, der sich mir bot. Aufrecht saß der Mann in seinem Bette, geisterbleich war sein Antlitz, und wie auf ein versteinerndes Medusenhaupt starrten seine aus den Höhlen herausgetriebenen Augen auf die Mündung des gespannten Revolvers, den er sich mit den beiden Händen entgegenhielt. Durch mein Hirn schoß mit Blitzesschnelle die peinliche Erinnerung an das, was in Bologna vorgefallen war, sowie das lichte Bild geistiger Hoheit, das dieser Mann soeben noch dargestellt und das schmählich unterging, wenn nicht Rettung kam.

Auf den Unglücklichen losstürzen und ihm seine Schießwaffe entreißen, war denn das Werk einer Sekunde. „O, warum lassen Sie mich nicht sterben?“ jammerte er auf, „nur der Tod kann mich von der Qual und Angst meiner Seele erlösen, nur er vermag die Schreckbilder zu verjagen, die mir nachts den Schlaf rauben und mich auch bei Tag nicht mehr loslassen wollen.“ Dabei senkte er, wie von Scham niedergedrückt, sein Gesicht auf meine beiden Hände nieder, die er mit einem Strom von Thränen benetzte, während krampfhaftes Schluchzen seine Brust zu zersprengen drohte. Jedes andere Gefühl in mir wich einem tiefen Mitleid mit dem Manne, dessen Geist ich jetzt in so wilder Zerrüttung sah. Alles Bemühen, ihn zu veranlassen, er möge mir doch sein Herz ausschütten, wies er zwar ängstlich zurück, aber er beteuerte mir, was ich ihm gern glaubte, daß er mehr unglücklich als schuldig sei, und er bat mich, ihn in seiner Not nicht allein zu lassen; er hoffe, mir nicht lange zur Last zu sein; Nachrichten aus der Heimat werden doch endlich anlangen und ihn aus einer Ungewißheit über sein Los reißen, die seine Nerven bis zum Wahnsinnigwerden, bis zum Gedanken an Selbstmord überreize. Ich ließ ihn lange ohne Unterbrechung fortreden; nicht nur seine, sondern auch meine eigene Aufregung, die sich bereits wieder in bedenklichem Herzklopfen ankündigte, konnte dadurch nur beschwichtigt werden, und ich gab ihm das Versprechen, ihn nicht zu verlassen noch von dem Vorgefallenen irgend jemand etwas zu verraten. Er wurde denn auch allmählich wieder ruhiger; ich blieb am Rande seines Bettes sitzen, bis er fest eingeschlummert war. Am Morgen war er wieder ganz der Alte, sein Geist so frisch und schnellkräftig wie Tags zuvor. Nur schien seine Liebenswürdigkeit mir gegenüber etwas von der Art eines Kindes zu haben, das sich an den schützenden Arm des Vaters mit Vertrauen schmiegt. Auf unserer Fahrt nach Rom war von den Vorgängen dieser Nacht nicht die Rede; um so reichlicheren Stoff zu unbefangener Unterhaltung bot die Erinnerung an den gelehrten Kampf im Mausoleum von Ravenna.

* * *

Im Bahnhofe zu Rom stellte sich uns der russische Bildhauer vor, an welchen mein Reisebegleiter Empfehlungen hatte. Ich mochte nicht fragen, ob derselbe, ohne daß ich darum wußte, telegraphisch von unserer Ankunft verständigt worden war. Immerhin etwas befremdet, hatte ich keine Lust, mich einzumischen, als der Bildhauer mit zudringlicher Höflichkeit seinen Landsmann bestürmte, statt in einem ungemütlichen Gasthofe bei ihm Wohnung zu nehmen. Als beide schließlich ihr Gespräch in russischer Sprache zu führen begannen, hielt ich mich jeder weiteren Verpflichtung für ledig, versorgte mein Gepäck und verabschiedete mich von meinem Russen mit gleichgültiger Höflichkeit, wie von der nächsten besten flüchtigen Reisebekanntschaft. Ich stieg in einem mir seit lange wohlbekannten Albergo ab, dessen Wirt mich mit alter Herzlichkeit begrüßte; das Zimmer war das nämliche, von dem aus ich in früheren Tagen zu meinen Wanderungen in Stadt und Campagna ausgezogen war; von dem Fenster sah ich drunten an der Straßenecke noch die nämliche alte Obstverkäuferin sitzen, die für den Dottore tedesco immer ihre schönsten Früchte aufbewahrte; in der Auslage des Kunstladens gegenüber standen noch die nämlichen falschen Altertümer, welche den unschuldigen Engländern stets so ins Auge stachen; nichts schien hier verändert, und ich konnte mich ganz einer Art behaglichen Heimatgefühles hingeben, mich wieder ganz von der Aufregung der letzten Tage erholen. Der erste Abend brachte mich in der traulichen Künstlerkneipe mit den deutschen Freunden von ehedem zusammen und manchem Fiasco süßen Orvietos wurde zur Feier des Wiedersehens der dünne Hals gebrochen.

Wir standen am Vorabend des berühmten, durch Scherzgedichte und lustige Abbildungen schon mehrerer Geschlechter gefeierten Cervaro-Festes, einer Art Maifest, welches die deutschen Künstler Roms im Verein mit italienischen Genossen nach altgermanischer Sitte durch Mummenschanz und wackeres Trinken in den Cervaro-Höhlen zu feiern pflegen, Ueberbleibseln großer Steinbrüche aus der alten Römerzeit, etwa sieben Miglien von der Stadt in der Nähe der alten Via Collatina gelegen. Diesmal hatte die ganze Künstlerschaft Roms, ohne Unterschied der Nation, ihre Beteiligung zugesagt. Daß auch ich morgen beim Stelldichein nicht fehle, wurde mir noch beim Nachhausegehen von den Freunden zur heiligen Pflicht gemacht.

Ich fand denn morgens alles, was sich in Rom zu so früher Stunde dem Bett entreißen konnte, an der Porta Maggiore versammelt, um den Karneval der Deutschen, wie die Römer das Fest tauften, mitzumachen oder wenigstens zu sehen. Unter einer endlosen Reihe von Wagen, Reitern und Fußgängern zog ich mit landsmännischen Kunstfreunden und Künstlern auf der sonst so einsamen alten Via Präneſtina hinaus zu der Tor de' Schiavi. Hier, auf dem herrlichen grünen Rasenplatze um die alten Ruinen hielt der Vorstand des deutschen Künstlervereins Musterung über seine Truppen. Kein Feldherr konnte je mit vergnügteren Sinnen auf sein sieggewohntes Heer schauen als dieser Inhaber einer Eintagsmacht. Stolz saß er, in seinen altdeutschen Kaisermantel gehüllt, auf dem Throne des fahnenumrauschten, von vier Ochsen gezogenen Maiwagens, umgeben von den Großen der Krone und von den Hofnarren treulich unterstützt in seinem hohen Amte. Neben ihm fuhr mit dem stattlichen Gespann von vier Schimmeln der Prachtwagen des Imperator Vitellius, den ein italienischer Maler darstellte, einen riesigen Kochlöffel als Zepter seiner Majestät schwingend, während fascestragende Liktoren, römische Soldaten, barbarische Söldlinge, in Tierfelle gekleidet, und Auguren auf ihren Eseln den Herrscher Roms umgaben. Unter dem rauschenden Spiel dreier Musikbanden, die in bekränzten Omnibussen fuhren, begann der Umzug des festlichen Heeres, voran der Kuchelwagen, besetzt von Ganymeden, deren Kopfbedeckung umgestülpte Weinflaschen waren, dann stolze venetianische Reiter mit gezücktem Degen, eine Reiterin mit der schön gemalten Bundesfahne der deutschen Künstler, sodann endlose Geschwader von Eselsreitern, Artillerie in der Uniform der weiland Reichsarmee und endlich die Ritter des berühmten Bajocco-Ordens mit dem Becher am roten Bande, der das Anrecht auf die gemeinschaftliche Atzung verlieh, unter den letzteren mancher Veteran, dessen Brust mit unzähligen Bajocchi, Ehrenzeichen aus alter Zeit, bedeckt war. Nach beendigter Musterung versammelte der Kapellmeister seine Getreuen um sich und es wurde das Bundeslied der Künstler gesungen.

Der Anblick dieser buntbewegten und buntfarbigen Menge, der Campagna ringsum, die in saftigem Grün und im Blumenschmuck des Lenzes prangte, der Kirchenkuppeln, die fern von Rom herüber grüßten, und der aus dem

Morgenduft auftauchenden Spitzen und Ketten des Sabiner und Albaner Gebirges war entzückend schön und erfüllte mein Herz mit festlicher Freude. Nach kurzer Rast brach der Zug wieder auf. Vor den Cervaro-Höhlen hatte sich bereits eine unabsehbare Wagenburg gebildet; fliegende Wirtschaften entstanden wie durch Zauber; Campagnolen waren mit ihren Frauen und Mädchen in Masse herbeigeströmt, und von Minute zu Minute wuchs die schaulustige Menge, die von Rom herauspilgerte. Böllerschüsse verkündeten jetzt den Beginn des Hauptfestes. Die Priester des Vitellius schlachteten mit feierlichen Ceremonien, häufigen Libationen und unter brünstigem Gebet zu den Göttern ein Opferlamm. Der Imperator flehte mit den Seinigen um günstige Vorbedeutung für das Fest. Die Eingeweide wurden untersucht, und siehe da, im Herzen des Tieres fand sich ein wohlversiegeltes Sendschreiben der Gottheit an den Vorstand der deutschen Künstler, das der Hofnarr des letzteren entzifferte und vorlas. Es war eine Aufforderung an die Künstler, das Fest lustig und in brüderlicher Gesinnung zu begehen. Ein Tusch der Musik und allgemeines Hochrufen antwortete auf die frohe Kunde. Nun stieg man in die Höhlen nieder, wo aller ein überraschender Anblick wartete. Auf einer kleinen Anhöhe hatte der Herrscher der Künstler deutscher Nation und der römische Kaiser Vitellius mit seinem glänzenden Hofstaate sich aufgestellt. Zu ihren Füßen bewegten sich die Gruppen der Kostümierten um die Menge der anderen Gäste, worunter gar manches schöne Frauenbild aus Rom und der deutschen Heimat, und das aus den zerrissenen Flanken des Hügels in einzelnen Strahlen hereinfallende Tageslicht wirkte belebend und lusterregend wie der Glanz von Kronleuchtern in einem Festsaale. Nach einer neuen Ansprache des Vorstandes an die Gäste nahm man unter den Klängen der Musik und tausend Scherzen das lecker bereitete Mahl ein.

Alsdann begann draußen das Wettrennen zu Pferd und zu Esel; der Schauplatz war eine Wiese zwischen dem Ausgang der Cervaro-Höhlen und den Krümmungen des hier vorbeifließenden Teverone. Die Reiter in ihren mannigfaltigen Trachten, die komischen Zwischenfälle, zu denen die störrischen Esel und die schlechten Mietgäule reichlichen Anlaß gaben, die Gruppen der Zuschauer im Thale und auf den Höhen fesselten die Aufmerksamkeit der meisten stundenlang. Aber ohne Vergleich lohnender schien mir der hier eröffnete Ausblick über die weite Campagna, entlang den grünen Ufern des Teverone, hinüber zu den blauen oder noch mit Schnee bedeckten Sabiner Bergen, dem stattlichen, aus ihrer Mitte emporragenden Monte Gennaro und seitwärts zu den Bergen von Albano. Nur zögernd konnte ich mich gegen Abend von dem wunderbaren Schauspiel trennen und mich dem Zuge der Heimkehrenden anschließen.

In dem Jubel gleichgestimmter Landsleute über das gelungene Fest waren mir kaum hin und wieder die Unheimlichkeiten des Fremdlings eingefallen. Derselbe schien nicht bloß seinen Vorsatz, mit mir die Kunstschätze Roms zu besichtigen, vergessen zu haben, sondern auch dem Verkehr mit der Welt überhaupt ausweichen zu wollen. Denn warum hätte er sonst bei dem Feste gefehlt, an dem doch alle in Rom weilenden Fremden teilgenommen hatten? Der Gedanke, es möchte ihm etwas zugestoßen sein, beschäftigte mich aber doch bei der Nachfeier des Festes, die mein Freundeskreis in unserer Lieblings-Trattoria beging: da trat er, gefolgt von seinem Landsmanne, in den Saal ein.

Täuschte ich mich nicht, so lag etwas wie eine Wehmut oder Reue in dem Gruße, mit dem er an mich herankam. Unsere Unterhaltung kam nicht in Fluß wie ehedem. Es fiel mir auf, daß meine Landsleute mit verdrießlicher Miene wegrückten und sich der Teilnahme am Gespräche enthielten, als sich der Bildhauer zu uns setzte. Dieser merkte nichts oder that, als ob er nichts merke. War er mir schon beim ersten Anblick widerlich gewesen, so wurde er mir dies noch mehr, indem er nicht nur gegenüber unserem gemeinschaftlichen Bekannten einen Ton der Ueberlegenheit anschlug, sondern auch erstaunt schien, daß ich nicht das Gleiche thun wollte. Der Mensch machte mir den unwillkürlichen Eindruck, als sei er in das Geheimnis des anderen eingedrungen und wisse dies nun auszubeuten. Dieser unbehagliche Eindruck wuchs noch, als mir beim Auseinandergehen meine Freunde sagten, es herrsche gegen den Bildhauer ein allgemeines Mißtrauen; vor Jahren mit einem Staatsstipendium nach Rom geschickt, habe derselbe noch keine einzige Arbeit gezeigt; er pflege sich seinen reichen Landsleuten anzuhängen und müsse wohl hiervon, wenn nicht von Schlimmerem, leben.

Von gemeinschaftlichen Kunstausflügen konnte nun freilich die Rede nicht mehr sein. Aber auch eine Warnung vor dem bedenklichen Umgang schien mir nutzlos, denn so oft ich den beiden begegnete, fiel mir die Beschützermiene, die der Bildhauer zur Schau trug, und die Ergebung, fast Unterwürfigkeit auf, womit der andere sich dies gefallen ließ. — Einige Tage nachher traf ich ihn auf dem Korso, den Bildhauer wie seinen Schatten an ihn geheftet. Er sah matter und abgespannter aus als jemals. Nachdem wir uns begrüßt und einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, sprach ich ihm von meiner Absicht, Neapel zu besuchen, wo man einen nahen Ausbruch des Vesuvs erwartete. Ich war nicht wenig erstaunt, als er den Wunsch äußerte, mich dahin zu begleiten; auch war es mir, als sähe ich plötzlich in dem Auge des Bildhauers einen Strahl tückischer Freude aufleuchten. Wäre es noch möglich gewesen, seine Gesellschaft abzulehnen, so wurde dies durch den Eifer vereitelt, womit er, ohne meine Antwort abzuwarten, fortfuhr: „Wir wollen gleich heute noch reisen; wir nehmen gar kein Gepäck mit; ich lasse," wandte er sich zu dem Bildhauer, „meinen Koffer bis zu meiner Rückkehr bei Ihnen." Der Bildhauer war offenbar über diese Aussicht befriedigter als ich. Was würde, nach den Erfahrungen von Bologna und Ravenna, mein ärztlicher Freund in Wien zu diesem neuen gemeinschaftlichen Ausfluge gesagt haben? Vielleicht: „Sieh Neapel und stirb!"

* * *

Der Zug, in welchem wir die Nacht hindurch nach Neapel fuhren, war mit Reisenden überfüllt. Wir wurden mit einer sechs Köpfe starken englischen Familie zusammengepfercht; an Schlaf oder Unterhaltung konnte nicht gedacht werden. Zerschlagen und verstimmt langten wir in Neapel an. Obwohl uns am Bahnhofe hundert heisere Kehlen den Namen aller möglichen Gasthöfe zuschrieen, mußten wir eine unerquickliche Stunde lang herumfahren, um immer wieder den Bescheid zu erhalten, daß alles besetzt sei. Endlich nahm uns in einer Seitengasse der Chiaja ein neu eröffneter Gasthof auf, in dessen zweitem Stocke neben allerlei Vorratskammern zwei elende Zimmer frei waren. Trotz unserer Müdigkeit und trotzdem sich das Wetter sehr zweifelhaft anließ, wollten wir noch am nämlichen Tage den Vesuv besteigen. Wir trieben endlich einen Wagen auf, der uns bis zum Observatorium brachte. Das Wetter hatte sich inzwischen ganz zum Schlimmen gewendet. Ein dicker Nebel legte sich um die Höhe des Berges, leiser Regen, der allmählich stärker wurde und uns bis auf die Haut durchnäßte, sank auf den mißfarbenen Aschenstaub nieder, in dem wir bis an die Kniee wateten. Am Ende weigerten sich gar unsere Führer weiter zu gehen, da an keinen Umschlag des Wetters mehr zu denken sei und sie, durch Nebel und Regen am Ausschauen verhindert, uns nicht gegen drohende Gefahr schützen könnten. Stumm und verdrießlich traten wir den Rückweg zum Observatorium an, trockneten am Herdfeuer notdürftig unsere Kleider und fuhren dann im geschlossenen Wagen wieder nach Neapel. Die sonst in so herrlichen Farben leuchtende Umgebung der Stadt glich der trübseligsten und langweiligsten holländischen Landschaft, Grau in Grau schmolz der Regenhimmel, die Buchten und die nächsten Inseln des Meeres ineinander, und von der Heerstraße wie von den sonst so belebten Gassen der Stadt hatte das Unwetter Menschen und Tiere verjagt. Von dem ganzen Tage war nichts mehr zu retten; es blieb nichts übrig, als heute einmal mit den Hühnern sich schlafen zu legen. Auch mein Gefährte hatte nichts hiergegen einzuwenden.

Mehrere Stunden war ich in bleiernem Schlafe gelegen, als mich ein schreckhafter Traum aufweckte. Doch, träumte ich noch oder war es Wirklichkeit? Ich hörte ganz deutlich, daß etwas durch mein Zimmer sich bewegte; es machte kleine rasche Schritte, es schleppte einen Gegenstand am Boden hin, hielt einen Augenblick inne, dann knackte es wie von brechenden Knochen; es hob ein Zischen und Knurren an, ein Streiten und Balgen mehrerer, die in nächtlichem Kampfe begriffen und ihre zornigen Stimmen zu dämpfen schienen; dann huschten sie wieder auseinander, und abermals begann es unter schwerem Schnaufen und Stöhnen hin und her zu wandeln, geheimnisvoll zu zischen und zu zanken und sich hin und her zu zerren. Eben richtete ich mich, völlig erwacht, in meinem Bette auf, da stürzte zur Thüre mein Reisebegleiter herein, mit von Angst halb erstickter Stimme nach Hilfe rufend. Ich machte schleunig Licht und half dem Unglücklichen auf, der sich in Zuckungen am Boden wand; noch lange geberdete er sich wie ein Wahnsinniger, während ich mich abmühte, ihn zu beruhigen; er redete von Feinden und Verfolgern, die ihm, dem Unschuldigen, nachstellten, von seinen Seelen-

qualen, die ihn nirgends zur Ruhe kommen ließen; es gebe für ihn kein Entrinnen mehr, dies hätten ihm die Stimmen der Nacht in die Ohren geraunt. Er lächelte trüb und ungläubig, als ich ihm sagte, auch ich habe ganz deutlich das unheimliche Geräusch vernommen, und wir werden ohne Zweifel bald die Ursache desselben erforscht haben. Ich untersuchte zuerst mein und dann sein Zimmer, ohne etwas zu finden; unseren Fenstern gegenüber erhob sich, durch eine schmale Gasse getrennt, eine mehrere Stock hohe fensterlose Feuermauer, auch dorther konnte das Geräusch nicht rühren. Wir traten auf den Gang hinaus; auch hier und im ganzen Hause alles still. Umsonst zerbrach ich mir den Kopf, wie diese nächtliche Störung entstanden sein und plötzlich wieder aufgehört haben konnte. Es blieb am Ende nichts übrig, als auf die Lösung des Rätsels vorerst zu verzichten und meinen inzwischen etwas beruhigteren Reisebegleiter zu Bette zu bringen. Allein kaum hatte ich die Lichter ausgelöscht, so fing der Höllentanz von neuem an, und abermals war nichts zu erblicken, als ich rasch wieder Licht gemacht. Mißmutig, meinen Begleiter nicht durch natürliche Gründe beschwichtigen zu können, ergab ich mich schließlich darein, mit ihm zu wachen, bis der hereinbrechende Morgen unsere Lichter überflüssig machte. Sobald es im Hause hell wurde, befragte ich den Wirt und seine Leute, ob sie den Lärm in dieser Nacht nicht vernommen und keine Kenntnis von der Ursache desselben hätten. Man beteuerte uns bei allen Heiligen, daß niemals im Hause etwas Unheimliches sich vernehmbar gemacht habe, und man beschwor uns, um des Rufes des neu eröffneten Gasthofes willen über das zu schweigen, was wir gehört zu haben glaubten. Ich war in einer eigentümlichen Lage: so groß meine Ungeduld war, das Geheimnis dieser Nacht aufzuklären, so dringend gebot mir die Menschlichkeit, meinen Reisebegleiter nicht zu verlassen, dem in Neapel der Boden unter den Füßen brannte und der mich beschwor, auf der Stelle mit ihm nach Rom zurückzufahren. Endlich entschloß ich mich, auch noch dieses letzte Opfer zu bringen, und so langte ich denn nach bloß zweitägiger Abwesenheit wieder in der Siebenhügelstadt an.

* * *

Nachdem ich einige Stunden in meinem Gasthofe gerastet hatte, ging ich aus, um frische Luft auf dem Korso zu schöpfen. Der erste Bekannte, der mir aufstieß, war mein Reisebegleiter und der Bildhauer. Der erstere faßte mich unter den Arm und forderte mich auf, mit ihm zur Post zu gehen, wo er einen Brief abzuholen habe; um den Bildhauer kümmerte er sich nicht. Doch folgte uns dieser, obgleich auch ich kein einziges Mal das Wort an ihn richtete. Was mochte zwischen beiden vorgefallen sein? Statt wie zuvor fügsam, begegnete mein Begleiter dem Bildhauer mit unverhohlener Verachtung, welche dieser mit herausforderndem Trotze zu erwidern schien. — An dem Schalter für eingeschriebene Briefe reichte man meinem Begleiter einen Brief heraus, den derselbe mit zitternder Hand erbrach. Aber kaum hatte er einen Blick in denselben geworfen, so stieß er einen lauten Freudenschrei aus und stürzte ohnmächtig zu Boden. Ich rannte nach dem nächsten Brunnen, um in meinen Hut Wasser zu schöpfen und dem Armen Stirn und Schläfen zu benetzen. Zu meiner inneren Entrüstung blieb der Bildhauer teilnahmslos an eine Säule gelehnt. Endlich schlug der Ohnmächtige die Augen wieder auf; Thränen, aber offenbar Freudenthränen rannen ihm über die Wangen, er dankte mir in abgerissenen Worten für die ihm bewiesene Liebe, umarmte mich stürmisch und lief dann fort, ohne zu sagen wohin. Seltsam ergriffen von diesem Vorgange, blickte ich nach dem Bildhauer. Dieser hatte eben den zerknüllten Brief vom Boden aufgehoben und las laut, wie um seine unverschämte Neugier zu bemänteln, den kurzen Inhalt desselben: „Lieber . . ., ein paar Stunden, nachdem Du diesen Brief erhalten, werde ich bei Dir eintreffen. Dein Oheim . . .“

Der Bildhauer murmelte etwas wie einen Fluch zwischen den Zähnen, dann bat er mich mit kriechender Höflichkeit, mit ihm in unser gewöhnliches Café am Korso zu treten, wo er mir manches zu meiner Aufklärung sagen werde. Ich überwand die Abneigung, mich mit dem widerlichen Menschen an einen Tisch zu setzen. Bald genug erfuhr ich denn, was ich längst vermutet hatte: Der Bildhauer hatte gleich in der ersten Nacht, die mein Begleiter in seiner Wohnung zubrachte, den Zustand des letzteren erkannt und sich offenbar auch nicht ohne Erfolg bemüht, die Ursachen desselben zu erforschen. Wie mußte mein armer Freund durch eine solche Mitwissenschaft gelitten haben! Ich schnitt dem Bildhauer zu seinem großen Verdrusse das Wort ab, als er sich in ziemlich durchsichtigen Andeutungen darüber erging, daß ein schweres Ver-

brechen auf der Seele seines Landsmannes lasten müsse. Und eben war ich im Begriffe, wieder wegzugehen, da trat mein Reisebegleiter zur Thüre herein, hinter ihm ein hochgewachsener Mann im Reisemantel; er schritt auf meinen Tischnachbar zu, spuckte vor demselben aus und ging zu einer anderen Thüre wieder hinaus. Der Bildhauer hatte sich leichenblaß von seinem Sitze erhoben, fand aber erst Worte, als die beiden schon wieder draußen waren; dann brach er in eine Flut von Verwünschungen aus und rief, er werde seinen Beleidiger aufs Schafott bringen, derselbe sei ein gemeiner Verbrecher, ein Mörder. Der ganze Auftritt, der viele Zeugen hatte, war mir im höchsten Grade peinlich. Ich ließ den Bildhauer in ohnmächtiger Wut forttoben und trat auf die Straße hinaus. Hier kam mein Reisebegleiter rasch auf mich zu und bat vielmals um Entschuldigung, daß er mir jenen Auftritt nicht erspart habe; aber er habe, bevor ihn sein Oheim, General . . ., nach der Heimat entführe, an dem Elenden sich rächen müssen, der sein Vertrauen betrogen, ihn durch die Drohung, sein Geheimnis zu verraten, entsetzlich gemartert und ihn schließlich sogar bestohlen habe. Der Bildhauer hatte seinen Koffer während unserer Abwesenheit in Neapel mit einem Nachschlüssel geöffnet und alles Geld aus demselben genommen; nur einige Bankscheine, die zwischen den Blättern des Baedekerschen Reisehandbuches verborgen lagen, waren seinen diebischen Händen entgangen. Außerdem hatte er sich aus seinem Briefwechsel alle diejenigen Stücke angeeignet, die er vielleicht einmal als Erpressungsmittel benutzen konnte.

„Lieber Freund,“ fuhr der Russe dann fort, „ich bin leider ein sehr unheimlicher Reisebegleiter für Sie gewesen. Aber für alle Aufregung, die ich Ihnen verursacht, für alle Freundschaft, die Sie mir bewiesen, bin ich Ihnen zum mindesten Wahrheit schuldig. Sie wissen, welche beneidenswerte Stellung ich in der gelehrten und gesellschaftlichen Welt von St. Petersburg einnahm. Nichts fehlte mehr zu meinem Glücke, als die Hand eines Fräuleins am kaiserlichen Hofe, das ich liebte und das meine Liebe erwiderte. Es waren nur zwei Hindernisse zu überwinden. Die Großfürstin . . ., deren Ehrgeiz ist, eine national russische Oper zu gründen, glaubte in meiner Geliebten wegen ihrer prächtigen Stimme ihre künftige Primadonna gefunden zu haben und hielt sie, um ihre Ausbildung zu leiten, fast klösterlich abgeschlossen in dem Flügel des Schlosses, den sie bewohnte, so daß wir nur äußerst selten und kurz uns sprechen konnten. Das zweite Hindernis war, daß meine Geliebte durch ein älteres Familienübereinkommen bereits einem anderen, einem Gardeoffizier, den ich selbst wegen seines freundlichen Wesens zu meinen liebsten Bekannten zählte, so gut als versprochen war. Um uns endlich über die Lösung dieser beiden Verhältnisse besprechen zu können, hatte mich die Geliebte eines Abends spät, da sie die Großfürstin auf dem Hofball wußte, zu sich geladen. Wir waren über die Schritte, die zu thun seien, einig geworden und voll seliger Hoffnungen trat ich aus ihrer Thüre, als ich mich dem Offizier gegenüber befand, der unglücklicherweise gerade in dieser Nacht den Dienst in diesem Schloßflügel hatte. Den Auftritt zu beschreiben, der nun folgte, müssen Sie mir erlassen. Umsonst war all mein Bemühen, ihn zu überzeugen, daß ich nicht unehrlich gehandelt habe; er schrie nur immer, ich habe ihn und seine Braut entehrt und einer von uns beiden müsse tot auf dem Platze bleiben. Endlich folgte ich ihm, um nur nicht durch den Lärm noch das ganze Schloß in Aufruhr zu bringen, in die Wachtstube; dort riß er einen Säbel von der Wand, warf mir denselben hin und drang dann mit wütenden Streichen auf mich ein. Die ihm untergebenen Soldaten, die ohne sich zu rühren zuschauten, mußten nachher bezeugen, daß ich mich immer nur zu decken suchte. Aber einmal war mein Säbel, unter der Wucht eines Hiebes, tief gesunken, mein Gegner stürmte vor und rannte sich meine vorgehaltene Waffe in den Magen. Lassen Sie mich nicht bei dem Jammerbilde verweilen, wie das blühende Leben des Freundes in wenig Minuten verlosch, wie ich umsonst dasselbe zu bannen suchte und er mich noch mit seinen letzten Worten zur eiligen Flucht mahnte. Die Erinnerung an diese Schreckensstunde, der Schmerz über die blutige That, über den Verlust der Geliebten und meiner ganzen Zukunft verfolgten mich wie die Erinnyen, wohin ich auch den Fuß setzte. Lange galt ich in meiner Heimat für einen gemeinen Mörder; die Familie des Toten und die Großfürstin selbst, die sich in ihrer Hofdame gekränkt sah, der ganze Hof, der den Bruch des Burgfriedens im Schlosse für ein unverzeihliches Verbrechen erklärte, ließen lange keine Entschuldigungs- oder Milderungsgründe für meine That

aufkommen. Nachdem mich die Verzweiflung bereits in den Zustand versetzt hatte, in dem Sie mich gesehen haben, überbringt mir jetzt mein Oheim die endlich erwirkte Erlaubnis des Zaren zur freien Heimkehr und das endgültige Jawort der Geliebten."

Mit großer Rührung hatte ich diese Erzählung angehört und wir verabschiedeten uns als Freunde fürs Leben. Als ich des Abends in meinem stillen Kämmerlein alle diese wundersamen Erlebnisse nochmals überdachte, brachte man mir einen Brief. Derselbe war von unserem Gastwirt in Neapel. Man hatte nach unserer Abreise das ganze Stockwerk durchsucht, wo wir wohnten, und in den alten Vorratsräumen eine Menge Eulen entdeckt, die, solange es hell war, sich ganz ruhig verhielten, aber einen Höllenlärm machten, sobald es dunkel wurde. Die Eulen seien jetzt alle weg, schrieb der Biedere, ich solle nur wieder nach Neapel kommen und bei ihm wohnen. Dies gelobte ich denn auch zu thun, freilich jetzt ohne Reisebegleiter.

Zwei Gedichte.

Von

Bodo Fechter.

I. Märchen.

Als ich heut zum Wald gegangen,
Welch ein Blühen, welch ein Prangen,
Welch ein wundersamer Duft!
Wie wenn Elfenstimmen riefen
Aus den dunklen Waldestiefen,
Geht ein Klingen durch die Luft.

Welch ein Raunen, welch ein Rauschen!
Klang das nicht wie Küssetauschen,
Nicht wie heimlich Liebeswort?
Und was regt sich in den Zweigen?
Welch ein Wiegen, welch ein Neigen,
Welch ein Winken dort und dort?

Zarte Blumengeister schwanken
Um die Kelche, um die Ranken
Leise mit Geflüster hin.
Und auf duft'gen Blütenflocken,
Güldnes Krönlein in den Locken,
Ruht die Elfenkönigin.

Und sie scheint sich zu erheben,
Und sie winkt im Näherschweben
Lächelnd mit des Schleiers Saum . . .
Herz, und fühlst du nicht ein Glühen,
Nicht ein neues, reiches Blühen?
Sprich, und ist das nur ein Traum?

II. Geständnis.

Still flüstern Baum und Zweige
Ein Lied von Liebeslust;
Nun komm zu mir und neige
Dein Haupt an meine Brust.

Leg' deine kleinen Hände
In meine Hände du,
Und deine Augen wende
Du meinen Augen zu.

Du sollst in meiner Seele
Geheimste Tiefen schau'n,
Und was ich stets verhehle,
Dir will ich es vertrau'n.

Doch, daß du im Gemüte
Hältst treulich es bewahrt,
Und daß dein Herz behüte,
Was ich dir offenbart,

Daß du wirst schweigen müssen
Von dem, was nun dir kund,
Verschließ' ich dir mit Küssen
Den holden Plaudermund.

Amerikanischer Hotelwagen (S. 67).

I.

Eine Reise nach Amerika bietet dank den gewaltigen Fortschritten unserer modernen Schiffahrtstechnik jetzt so wenig Schwierigkeiten dar, daß man sie mit größerem Gleichmut unternimmt, als vor 50 Jahren eine Reise vom europäischen Kontinent nach London. Man geht nach Hamburg oder Bremen, setzt sich daselbst in ein schwimmendes Hotel erster Klasse, faulenzt auf demselben bei vorzüglicher Naturalverpflegung und anerkennenswertem Komfort höchstens 14 Tage und steigt dann, in New York angekommen, wieder aus. Das ist die Reise, wenn man absieht von Seeunannehmlichkeiten, wie Seekrankheit, Sturm, Kollisionen, Feuer, Maschinenbruch u. a. m., Fälle, die vorkommen **können**, aber glücklicherweise nicht immer eintreten und deren Eintrittswahrscheinlichkeit sich umsomehr vermindert, in je kürzerer Zeit die Dampfer die Reise zurücklegen.

Einst, in den fünfziger Jahren, bedurften sie mindestens 14 Tage für die Reise von Bremen oder Hamburg nach New York. Jetzt sind aber Schnelldampfer erbaut worden, wie die „Elbe", die „Werra", die „Fulda", der „Neckar", sämtlich dem Bremer Lloyd gehörig, welche die Reise in ca. 9½ Tagen beendigen. Und mit der Schnelligkeit ist auch der Komfort und die Pracht in der Ausstattung dieser schwimmenden Hotels gestiegen. Man hat die erste Kajüte in das Mittelschiff gelegt, in welchem man die Schwankungen des Fahrzeuges und die Schläge der Schraube am wenigsten empfindet, und alle Kräfte unsres jetzt so hochentwickelten deutschen Kunstgewerbes herangezogen, um die Salons stilvoll auszustatten.

Wahre Schmuckkästchen in gediegener und geschmackvoller Eleganz sind die Damenboudoirs und die Herrenrauchkabinette dieser Schiffe. Ich sage ausdrücklich Herrenrauchkabinette; denn auf englischen Schiffen beginnt man jetzt sogar Rauchkabinette für Damen einzurichten.

Trifft man nun neben diesem Komfort noch gutes Wetter und angenehme Gesellschaft und liebenswürdige Offiziere, wie ich auf meiner Hinreise auf dem Steamer „Donau" und auf der Rückreise auf dem Steamer „Werra" des Bremer Lloyd das Glück hatte, so vergehen die neun

Reisetage so überraschend schnell, daß man das Ende derselben fast ungern herannahen sieht.

Aber nicht die geschilderten Reiseerleichterungen veranlaßten mich, das schon zweimal von mir bereiste Land der Vereinigten Staaten zum drittenmal zu besuchen, sondern die Kunde von der Fertigstellung neuer Schienenwege durch die amerikanische Wildnis. Die amerikanischen Blätter lieferten enthusiastische Berichte über die landschaftliche Schönheit und Fruchtbarkeit der dadurch neu erschlossenen Länderstrecken. Diese Berichte gingen von Mund zu Mund und erregten das Interesse der Männer der Wissenschaften ebensowohl, als das der Emigranten, die drüben eine neue Heimstätte suchen. So bedurfte es nur noch eines zweiten Impulses, um den Entschluß zur Reise zu einem definitiven zu machen und dieser kam unerwartet in Gestalt einer liebenswürdigen Einladung zum Kongreß der National Photographic Association in Nordamerika. Am 29. August v. Js. betrat ich zum drittenmal den gastlichen Boden Nordamerikas und die merkantile Hauptstadt des Landes, die Riesenstadt New York. Große tiefeingreifende Veränderungen sind hierselbst in den sieben Jahren, wo ich es nicht mehr gesehen, vorgegangen. Man hat eine gewaltige Hängebrücke über den Meeresarm geschlagen, der New York von seiner, auf der Insel Long Island gelegenen Nachbarstadt Brooklyn trennt. In allen Tonarten haben New Yorker Berichte dieses von zwei Deutschen, Röbling, Vater und Sohn, errichtete Riesenwerk gefeiert, das an 6000 Fuß lang ist, sich über 100 Fuß über das Wasser erhebt, über die Dächer der Uferhäuser hinwegführt, von vier 15 Zoll dicken Kabeln getragen wird, einer breiten Fußgängerbahn, zwei Fahrwegen und zwei Schienensträngen Raum gewährt und 15 1/2 Millionen Dollars gekostet hat. Es ist jetzt die Hauptsehenswürdigkeit von New York und gewährt nicht allein einen prachtvollen Anblick sowohl bei Tage, als auch abends, wenn es von elektrischen Lampen erleuchtet ist, sondern auch eine wundervolle Rundsicht von seiner Höhe auf die tief unter ihr liegenden Städte, den schiffebelebten Meeresarm und die grandiose inselumrahmte Bai von New York (Fig. 1).

Fig. 1. New York und Brooklyn-Brücke bei Nacht.

Nicht so reizvoll, weder im Anblick noch in dem Ausblick, den es gewährt, erscheint ein anderes Resultat amerikanischen Unternehmungsgeistes, die New Yorker Hochbahnen oder sogenannten elevated railroads. Für den ungeheuren Verkehr der zwischen dem Eastriver und dem Hudson eingeengten, schlauchartig lang ausgedehnten Stadt erwiesen sich die Pferdebahnen längst nicht mehr als vollkommen genügend; sie arbeiteten für den eilfertigen Amerikaner zu langsam und so errichtete er Stadtbahnen, wie sie London schon seit Jahrzehnten und Berlin seit drei Jahren besitzt.

Während aber London dieselben in die Tiefe der Erde verlegte, um die Straßen möglichst zu schonen, wurden die Hochbahnen New Yorks auf eisernen Pfeilern in den Straßen selbst errichtet und so laufen sie meilenweit in der Bowery, dem Brennpunkte des deutschen Lebens und in verschiedenen Avenuen entlang. An

zahlreichen Punkten nehmen sie den Bewohnern der Straßen Luft und Licht, sie degradieren die Parterrelokalität zu Kellerwohnungen und diese unerhörte Rücksichtslosigkeit, diese Vergewaltigung sondergleichen wurde von den glücklichen Konzessionären der Bahn verübt, ohne daß für das den Bewohnern Geraubte auch nur ein Pfennig Entschädigung gezahlt wurde. Entwertung zahlreicher Grundstücke in den geschädigten Straßen ist die Folge davon. Man erstaunt, wie eine solche despotische Rücksichtslosigkeit in einer freien Republik möglich war, selbst wenn man die Nützlichkeit des Unternehmens zugeben muß.

Abgesehen aber von der Benachteiligung der Häuser, erscheint das Eisengerüst in den Straßen so über alle Maßen roh und prosaisch, daß es dieselben in häßlichster Weise verunziert. Man hat sich bei Konstruktion der Hochbahn auf den minimalsten Materialaufwand beschränkt und

Fig. 2. Bahnhof im Grand Central Depot (S. 66).

an manchen Stellen erscheint das Gerüst auf so dünnen Säulen stehend, daß der ganze Bau, mag er auch, wie man versichert, auf dreifache Festigkeit berechnet sein, den Eindruck des Gebrechlichen macht. Doppelt so schnell als die Pferdebahnen legen die Hochbahnen die Fahrt durch die 16 englische Meilen lange und am breitesten Teil nur vier Meilen breite Stadt zurück, die Geschäftsstadt oder Unterstadt (downtown) mit der Wohnstadt oder Oberstadt (uptown) verbindend, ein Unternehmen, nützlich und abscheulich zugleich.

Ist New York eine schöne Stadt? Die Frage kann bejaht und verneint werden. New York ist häßlich an der Wasserseite des Hudsonstromes, dem es nur hölzerne Werften und riesige Warenhäuser zukehrt; New York ist häßlich in den Straßen, die von dem Landungsplatze der Fährboote nach dem Broadway hinaufführen, Straßen, die an bodenloser Unordnung, Gestank und Schmutz ihresgleichen suchen. New York ist häßlich in der Bowery, in den unendlich nüchtern erscheinenden Straßen des Ostend, die man ihrer Bewohner wegen auch unter dem Namen Kleindeutschland zusammenfaßt. New York ist aber schön in der stolzen Straße der fünften Avenue am Madisonsquare und Unionsquare und in einem Teile des Broadway, der Hauptgeschäftsstraße der Stadt, allenfalls auch an der Batterie, dem parkartig ausgestatteten Südende, an dem Hudsonriver und Eastriver zusammenlaufen und jetzt der grandiose Backsteinbau der Kornbörse seiner Vollendung entgegengeht. New York ist schön am Centralpark und noch manchen anderen

Punkten. Aber Schönes und Häßliches liegen dort oft dicht zusammen, und deshalb macht die Stadt einen gemischten Eindruck, trotzdem auch hier die Neigung, stilvoll zu bauen, mehr und mehr Boden gewonnen hat und Leute genug existieren, die den kunstgewerblichen Bestrebungen der Neuzeit sich angeschlossen haben.

Noch weniger günstig ist der Anblick New Yorks bei Nacht. Die Straßenbeleuchtung ist ungenügend, sie unterbleibt in Mondscheinnächten; das Gas ist schlecht. Als Ersatzmittel desselben dient jetzt massenhaft elektrisches Licht, aber leider ist dasselbe höchst ungleichmäßig verteilt. Eine regelrecht gleichmäßig durchgeführte elektrische Beleuchtung zeigt nur die Hängebrücke und die beiden großen Plätze, der Madisonsquare und der Unionsquare. Hier sind große Masten errichtet, an denen ein Kranz elektrischer Lampen hängt, leider zu hoch, um nach unten mit der nötigen Intensität wirken zu können, so daß es nur den zahlreichen, an den Häusern verteilten elektrischen Lampen der Magazine zu danken ist, wenn die Plätze leidlich gleichmäßige Erleuchtung zeigen. In den Kaufläden, Hotels, Bahnhöfen hat sich eben das elektrische Licht allenthalben in Amerika Bahn gebrochen, sei es im Osten oder im fernen Westen. War ich doch nicht wenig überrascht, es selbst in den einsamen Regionen des Yellowston-Nationalparks zu finden.

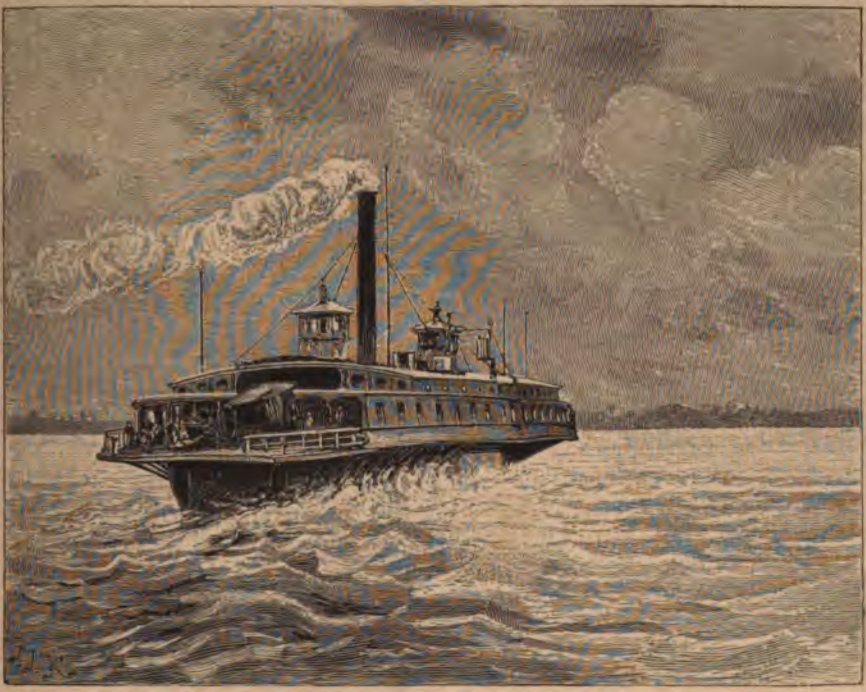


Fig. 3. Fährboot am Hudson River (S. 66).

In erster Linie freilich ist es das Bogenlicht, welches sich den Beifall der Amerikaner erorbert hat. Der gleißende, blitzende, weithin mit prahlerischem Glanze leuchtende Funke entspricht den Absichten der Hotels und Geschäftshäuser, sich auffällig, bemerkbar zu machen, am besten; es ist ein Licht für das Avertissement und so läßt man denn seinen Glanz weithin strahlen, oft ohne dessen augenblendende Grellheit durch matte Glocken zu mildern.

Das mild leuchtende Glühlicht findet man auch in Amerika, aber es ist viel weniger verbreitet als das Bogenlicht.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine Detailbeschreibung des schon tausendmal beschriebenen New York zu liefern. Nur auf das Neue, was ich dort vorgefunden, wollte ich den Leser aufmerksam machen.

Fig. 5. Pittsburg (S. 68).

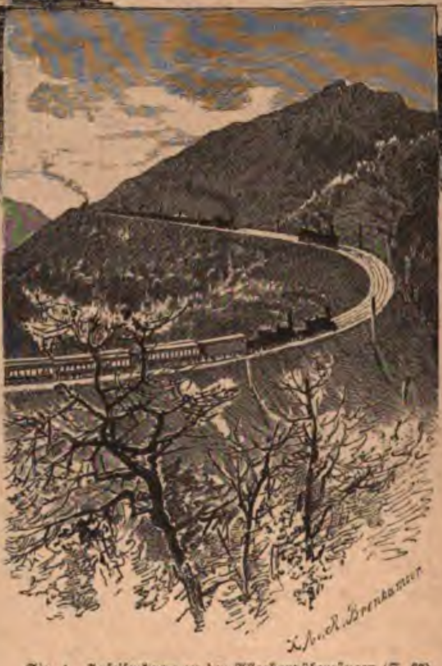


Fig. 4. Hufeisenkurve an den Alleghanyübergängen (S. 67).

Jetzt lade ich ihn ein, mir nach dem fernen Westen zu folgen. Zahlreiche Eisenbahnlinien stehen dazu zur Disposition, aber nur ein einziger Bahnhof, das Grand Central Depot, der New York-Central und Hudsonbahn zugehörend, findet sich in New York selbst (Fig. 2, S. 64).

Alle übrigen Bahnhöfe befinden sich jenseits des New York an der Westseite begrenzenden Hudson, des amerikanischen Rheines, welcher den germanischen Strom nicht nur durch Breite und Tiefe, sondern auch in vieler Hinsicht durch die malerische Schönheit seiner Ufer überragt. Die Städte New Jersey und Hoboken, wo die europäischen Dampfer landen und zahlreiche New Yorker wohnen, nehmen die Ostufer an seiner Mündung ein. Zahlreiche „Ferrys“ (Fährboote, Fig. 3, S. 65) verbinden dieselben mit New York; sie landen zumeist unmittelbar an den am Flusse gelegenen Bahnhöfen.

Ein solches Ferry trug mich in später Nacht nach dem Bahnhofe der Pennsylvania Bahn, die mich über die Alleghanyberge und Pittsburg, dem amerikanischen Birmingham, nach dem nahe an 1000 englische Meilen von New York gelegenen Chicago führen sollte.

Zwei Nächte und einen Tag dauerte diese Fahrt, die man in den bequemen amerikanischen Sleeping cars mit Leichtigkeit zurücklegt. Denn man hat den Reisekomfort jenseits des Oceans bis zum raffinierten Luxus entwickelt. Die fürstlich ausgestatteten Schlafwagen sind öfter wahre Meisterstücke der Kunsttischlerei. Für 2 ½ Dollar täglich ist der Reisende berechtigt, die Bequemlichkeit dieser „Sleepers“ zu genießen, die in der Nacht ein breites wohlausgestattetes Bett, am Tage in originellster Metamorphose die schwellendsten Polstersitze, außerdem Eiswasser, Waschtoilette nebst anderen Bequemlichkeiten darbieten.

Die hohe Ausbildung des Reisekomforts ist eine Notwendigkeit in einem Lande, wo man lange Fahrten zu machen gewöhnt ist, wo eine Reise von New York nach Chicago, entsprechend einer Fahrt von Berlin nach Petersburg, zu den alltäglichen Dingen gehört und infolge der starken Konkurrenz zahlreicher nach demselben Ziele führender Linien auch billig (ich zahlte 20 Dollars) geleistet werden kann.

Leider schafft all dieser Komfort eine allgemeine Landplage der amerikanischen Eisenbahnen nicht hinweg, das ist der schaudervolle Lokomotivenqualm. Die unsere Lokomotiven an Größe übertreffenden Maschinen, welche meist der Billigkeit halber (denn amerikanische Eisenbahnen werfen nicht die glänzenden Dividenden ab, die man ihnen nachrühmt) mit schlechten Kohlen geheizt werden, speien aus ihrem breiten dütenförmigen Schornstein eine Masse feiner Kohlensplitter und Asche aus. Diese Substanzen fliegen bei geöffneten Fenstern in die Wagen (um nicht das aus dem Deutschen entlehnte, leider trotz Stephan bei uns noch gebräuchliche mißtönige Wort Waggon zu gebrauchen) und bedecken mitleidslos die schwellenden Polster, die luxuriöse Holzarchitektur, die eleganten Teppiche, und was das Schlimmste ist, auch den, oft von der amerikanischen Hitze arg genug geplagten, in Schweiß gebadeten Reisenden mit einer unangenehmen Patina von Staub. Nicht selten finden die feinen Partikel auch ihren Weg in die Augen und verursachen empfindliche Schmerzen, so daß man oft genug, selbst in starker Hitze, die Fenster schließt und auf den frischen Luftzug verzichtet, bloß um den abscheulichen Staub abzuhalten.

So genoß auch ich den Anblick der malerischen Alleghanyberge (Fig. 4, S. 66) durch Fensterscheiben und hielt mich, hinter den geschlossenen Fenstern auf frische Luft verzichtend, schadlos an dem im Hotelwagen von schwarzen Kellnern kredenzten Breakfast (Fig. 6, s. Titelvignette). Außer dem schrecklichen Lokomotivenqualm bieten aber die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen trotz allem Komfort mancherlei andere Mängel dar, die dem europäischen Reisenden mehr auffallen, als dem Eingeborenen. Die amerikanischen Wagen sind ohne Coupés; sie bilden große, lange Kästen, die mindestens 50 Personen fassen, in der Mitte einen Gang haben und durch die Plattform derart verbunden sind, daß der Reisende durch den ganzen Zug gehen kann. Dieses ist angenehm für den Reisenden, der sich einen Platz suchen will, unangenehm für denjenigen aber, der solchen gefunden hat und sich fortwährend durch neue durchlaufende Ankömmlinge gestört sieht. Den amerikanischen Wagen fehlen ferner die bei uns üblichen Gepäcknetze oder Bretter. Statt dessen haben sie dünne leichte Konsole, die höchstens einen Hut zu tragen vermögen. So ist man genötigt, schwerere Gepäckstücke, die man nicht abgeben mag, zwischen die Füße auf den Boden des Wagens zu setzen, wo sie bei längerer Tour recht unbequem werden.

Von den kühnen Bauten der Pennsylvaniabahn auf der Strecke, wo dieselbe die Alleghanys überschreitet, wird in Amerika viel erzählt. Dem Europäer, welcher die Semmeringbahn, die Schwarzwaldbahn oder gar die Alpenbahnen (Brenner, Gotthardt ꝛc.) gesehen hat, werden diese Alleghanyübergänge schwerlich imponieren. Unsere Illustration 4 stellt einen der öfter genannten Uebergänge, die Hufeisenkurve dar. Man erkennt leicht, daß Aehnliches in Deutschland vielfach zu finden ist.

Aber malerisch erscheint die Scenerie in ihrem mannigfachen Wechsel wundervoll bewaldeter Berge und schattiger Thäler. Nur dort, wo der innere, aus Kohlen und Eisenerz bestehende Reichtum der Berge die Gewinnsucht herausgefordert hat, findet man oftmals die malerischen Scenen durch große Berghalden, Kohlenhaufen und sonstiges rohes Menschenwerk gestört.

Pietät gegen die Natur, deren reiche Gaben dort gierig ausgebeutet werden, findet man in Amerika selten. Am erfreulichsten ist der Anblick der Sommersitze auf den Höhen des Gebirges. Dort in der reinen Luft, in einer Höhe von 3000 Fuß hat man ein prächtiges Hotel errichtet und den umgebenden Wald in einen herrlichen Park umgewandelt. Cresson heißt der anziehende Platz, der freilich seine Segnungen nur dem Begüterten spendet, denn der Board beträgt täglich 4½ Dollar.

Jenseits dieser Station senkt sich die Bahn. Der Zug eilt bergab, ohne Dampf zu gebrauchen, dem berühmten Ohioflusse zu, um bald das dicht an demselben gelegene rauchige Pittsburg zu erreichen, dessen Eisen-, Kupfer- und Glaswerke und Petroleumraffinerieen ungeheure Massen von Qualm entwickeln, in welchem oft alles verschwindet (Fig. 5).

Für 50 Millionen Dollars Wert wird hier in gedachten Artikeln jährlich fabriziert; so erzählte mir ein amerikanischer Gentleman, bei dem ich mich über den entsetzlichen Qualm beklagte und fügte hinzu: smoke is business. Bei aller Anerkennung des amerikanischen Unternehmungsgeistes ist man doch froh, wenn man aus der prosaischen Stadt wieder heraus ist und mit dem Eisenbahnzuge den von grünen Hügeln begrenzten Ufern des Ohio folgt, der von kleinen, sonderbar, gleich schwimmenden Pavillons gebauten Steamers belebt ist, welche durch ein einziges, am Hinterende des Schiffes liegendes Schaufelrad getrieben werden. (Siehe unsere Abbildung auf S. 66.)

Manchmal sieht man diese Dampfer als Bugsierdampfer wirken; aber sie ziehen die Kähne nicht, wie bei uns, sondern stoßen dieselben und, um das zu ermöglichen, sind die Enden derselben flach abgestumpft.

An den Ufern des Ohio wächst auch Wein — fast hätte ich hier im Andenken an den Grüneberger gereimt: Er braucht nicht Regen, nicht Sonnenschein. Der Amerikaner schätzt dieses Ohiogewächs, aber den verwöhnten europäischen Lippen will er nicht recht munden. Der Geschmack ist eigentümlich erdig. Wenn ich die Wahl habe zwischen Ohio und Grüneberger, so greife ich zum letzteren.

Leider folgt die Bahn nicht zu lange den Ohioufern, bald biegt sie nördlich ab und führt dann durch weniger interessante Regionen der Staaten Ohio und Indiana. Zwar ist es eine fruchtbare Landschaft, in der zahlreiche Laubwaldungen mit wohlbebauten Feldern wechseln, aber es herrscht in der hügelreichen Landschaft eine gewisse Einförmigkeit in der Bodengestaltung wie in der Anlage der Wohnplätze. Letztere gleichen einander zum Verwechseln, zum Verzweifeln. Fast alle Städte haben denselben Grundriß (er bildet ein Netz sich rechtwinklig durchkreuzender Straßen) und denselben Gebäudestil — soweit von Stil die Rede sein kann. Wer einige amerikanische Mittelstädte gesehen hat, findet beim Anblick der übrigen nur Bekanntes wieder und das bleibt so auf tausenden von Meilen. Portland, die Hauptstadt des von den Wellen des Stillen Meeres bespülten Staates Oregon, sieht nicht anders aus, als eine Mittelstadt des amerikanischen Ostens.

Zu dieser Einförmigkeit trägt nicht wenig die Vorliebe der Amerikaner für Holzbauten bei, die billig und schnell errichtet und, wenn der Standplatz (der oft nur gemietet ist) nicht mehr gefällt, weiter transportiert werden können. In den Alleghanys, wo Petroleumquellen gebohrt werden, um nach kürzerer oder längerer Zeit wieder zu versiegen, wandern oft ganze hölzerne Städte, die den Quellen ihre Existenz verdanken, um an neuerschlossenen Petroleumfundorten sich neu zu installieren. Solche Holzhäuser zeigt Fig. 7.

Je weiter nördlich, desto einförmiger wird die Landschaft. Schließlich bildet sie eine relieflose Ebene. Endlich erblickt man in gänzlich reizloser Umgebung, zwischen flachen Ufern den Michigansee, einen jener fünf gewaltigen Seen, welche, ohne sich durch hervorragende landschaftliche Reize auszuzeichnen, dennoch eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit des nordamerikanischen Kontinents bilden und als Wasserstraße selbst Seeschiffen (welche durch den mächtigen Lorenzostrom und den den Niagarafall umgehenden Wellandkanal in dieselben gelangen) den Zugang gestatten, so daß Chicago, obgleich an 1000 englische Meilen vom Ocean entfernt, dadurch zum Seehafen wird.

Fig. 7. Holzhäuser an Petroleumfundorten.

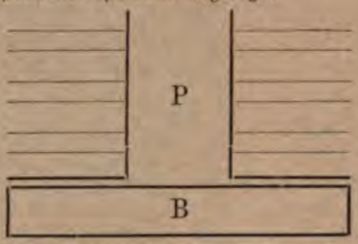
Wie ein Meer dehnen sich diese Wasserflächen vor dem Auge des Beschauers aus und vergeblich sucht das Auge das jenseitige Ufer.

Endlich kündigt sich Chicago an. Die Einfahrt in diese „Königin des Westens" ist nicht viel versprechend. Zwischen endlosen Reihen elender ruppiger Bretterhütten, weiterhin zwischen qualmigen Fabrikanlagen fährt der Zug entlang, um endlich in dem neuerbauten Depot

(mit dem Namen Depot bezeichnet man im allgemeinen in Amerika einen Bahnhof) zu endigen.

Die amerikanischen Bahnhöfe waren Anfang der siebenziger Jahre noch entsetzliche Institute. Man konnte sie mit Scheunen vergleichen; sie boten Obdach vor dem Regen, das war alles. Von Erfrischungsräumen, Wartesälen 2c. wußte man damals nichts. Vielfach ist es heute noch so. Aber in New York, Philadelphia, Washington, Chicago sind jetzt neue, zum Teil nach europäischem Muster eingerichtete Bahnhöfe entstanden, welche so ziemlich allen Komfort bieten.

Zu diesen gehört auch das neue Depot, welches vier verschiedenen Bahnen als Ausgangspunkt dient (Fig. 8). Diese „Union Depots" sind so ziemlich nach derselben nachfolgend dargestellten Schablone angelegt:



Von dem langen Stationsgebäude B, in dem die Bureaus und die Restaurants untergebracht sind, geht ein breiter Weg — Perron — P senkrecht ab, zu dessen beiden Seiten die verschiedenen Bahnen einmünden. Oft halten in solchen Depots gleichzeitig acht zum Abgehen bereite Züge, und der Reisende muß wohl auf die an denselben aushängenden Tafeln achten, um den richtigen Zug nicht zu verfehlen.

Fig. 8. Unions Depot in Chicago.

II.

Chicago ist an Einwohnerzahl höchstens halb so groß wie New York, man gibt dieselbe jetzt auf 600 000 an; aber an Rührigkeit, an geschäftlichem Unternehmungsgeist und Großartigkeit des Verkehrs gibt es jener Stadt nichts nach; zwar ist es nicht ein universeller Weltmarkt wie jenes, aber es dominiert in dem Handel mit Brettern, Getreide und dem im Deutschen Reiche jetzt verbotenen Schweinepökelfleisch. Topographisch hat es vor New York den Vorteil voraus, in seinem Wachstum, von der Seeseite abgesehen, ganz ungehindert zu sein, denn ringsum erstreckt sich die endlose Steppe nach drei Himmelsrichtungen, reizlos und flach wie ein Billard. Von Terrainschwierigkeiten ist keine Rede. Das Land liegt fast au niveau mit dem Michigansee und bei Sturmfluten ergoß sich dieser einst sogar auf die Straßen. So bildeten sich Sümpfe und das Uebel wuchs in so bedenklichem Maße, daß der Magistrat von Chicago eine Hebung der ganzen Stadt um ca. sechs Fuß veranlaßte. Durch untergezogene Balken und ein untergelegtes Schrauben-

system hob man Haus für Haus aus dem Grunde heraus und stellte es auf neue Fundamente. House raising (Häuserhebung) ist eine Eigentümlichkeit Amerikas. Sie wird auch angewendet, wenn man die Häuser um ein Stockwerk erhöhen will. Hier setzt man ein solches auf, dort setzt man's unter.

Die Stadt wird durch den Chicagofluß in zwei ungleiche Teile geteilt. So vorteilhaft derselbe für die Schiffahrt sein mag, so unangenehm ist er durch die zahlreichen Verkehrsstörungen, wenn die Brücken aufgezogen werden müssen, um Schiffe passieren zu lassen. Man hat deshalb an einer Stelle den Fluß durch einen Tunnel ähnlich dem Themsetunnel untergraben, der nicht nur wie jener Fußgängern, sondern auch Wagen und Pferden die Passage gestattet.

Fig. 9. Minneapolis (S. 72).

Chicago ist das erstaunlichste Beispiel rapiden amerikanischen Städtewachstums, denn 1830 hatte es erst 12 Häuser und höchstens 100 Einwohner und erst 1837 wurde es als Stadt inkorporiert. Eine fatale Unterbrechung erfuhr sein den Neid anderer amerikanischer Städte erregendes Wachstum durch die furchtbare Brandkatastrophe von 1871, welche 12500 Gebäude in Asche legte, 100000 Menschen obdachlos machte, für 190 Millionen Dollars Eigentum zerstörte und den Bankerott zahlreicher Feuerversicherungsgesellschaften zur Folge hatte. Man ging rasch genug an den Wiederaufbau der Stadt, aber lange blieb Chicago noch eine Stadt der Brandruinen. Fünf Jahre nach dem Brande, 1876, fand ich dieselben noch in ziemlicher Zahl; selbst der Bahnhof am See, wo ich ausstieg, gehörte noch zu ihnen. Der allgemeine Rückgang der Geschäfte in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre that dem erneuten Aufblühen der Stadt wesentlichen Abbruch. Jetzt hat sie sich vollständig wieder erholt. Ich fand sie 1883 blühender und belebter als vor dem Brande.

Fig. 10. Uniondepot in St. Paul. Ausgang der Nordpacifikbahn (S. 72).

Hochbahnen wie New York hat Chicago Gott sei Dank noch nicht. Straßenbahnen vermitteln den Verkehr hauptsächlich; aber sie werden nicht mit Pferden getrieben, sondern durch endlose Drahtseile, die unterhalb des Pflasters über Rollen laufen und durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden. Der Kanal, in welchem die Seile liegen, ist mit der Länge nach aufgeschlitzten Eisenplatten bedeckt. Durch den Schlitz kommuniziert die Kuppelvorrichtung mit dem Wagen. Die Drehung eines Hebels genügt, diese Kuppelung mit dem laufenden Seil fest zu verbinden oder aber dieselbe davon zu lösen. Für den Neuling haben diese ohne Pferde laufenden,

Fig. 36. Cap Disappointment (S. 86).

Fig. 11. Minnehahafall (S. 73).

keinen Bewegungsmechanismus zeigenden Wagen (oft bilden zwei bis drei einen Zug und ist von diesen nur der vorderste mit dem Seil verkuppelt) etwas Ueberraschendes; sie bilden die Striking novelty von Chicago. In der That sind sie jedoch nicht neu. San Francisco besitzt dieses System schon seit 10 Jahren. Es ist die Erfindung eines Deutschen, Namens Eppelsheimer.

Milwaukee, die nur vier Eisenbahnstunden von Chicago entfernte, ebenfalls am Michigansee gelegene Stadt zeigt eine bedeutend günstigere Situation wie diese. Sie liegt auf hügeligem, waldreichem Terrain, welches wegen seiner Erhebung über den See nicht nur malerischer, sondern auch gesünder erscheint, als der Untergrund von Chicago. Der See bildet hier eine natürliche Einbuchtung, die den Schiffen einen sichereren Ankerplatz gewährt, als die Reede von Chicago, und doch ist Milwaukee in der Entwickelung, bei gleichem Alter wie letzteres, erheblich hinter diesem zurückgeblieben, so daß es wenig über 100 000 Einwohner zählt, darunter die Hälfte Deutsche.

Dennoch fehlt es ihm keineswegs an Betriebsamkeit. Bierbrauerei, Müllerei, Kornhandel und Eisenhüttenbetrieb stehen hier in Blüte. Die Stadt weist ein Ausstellungsgebäude von großen Dimensionen, nicht minder großartige Geschäftshäuser für den Groß- und Kleinhandel, imposante Hotels und Bankgebäude auf. Ohne solche ist überhaupt eine amerikanische Stadt, selbst eine kleine, nicht denkbar. Leider sind diese Bauten überall nach derselben Schablone errichtet.

Chicago und Milwaukee galten einst für den New Yorker als far west. Jetzt sind die Grenzen des Westens durch den Bau der Pacificbahnen viel weiter hinausgerückt.

In Europa baut man Eisenbahnen, um große

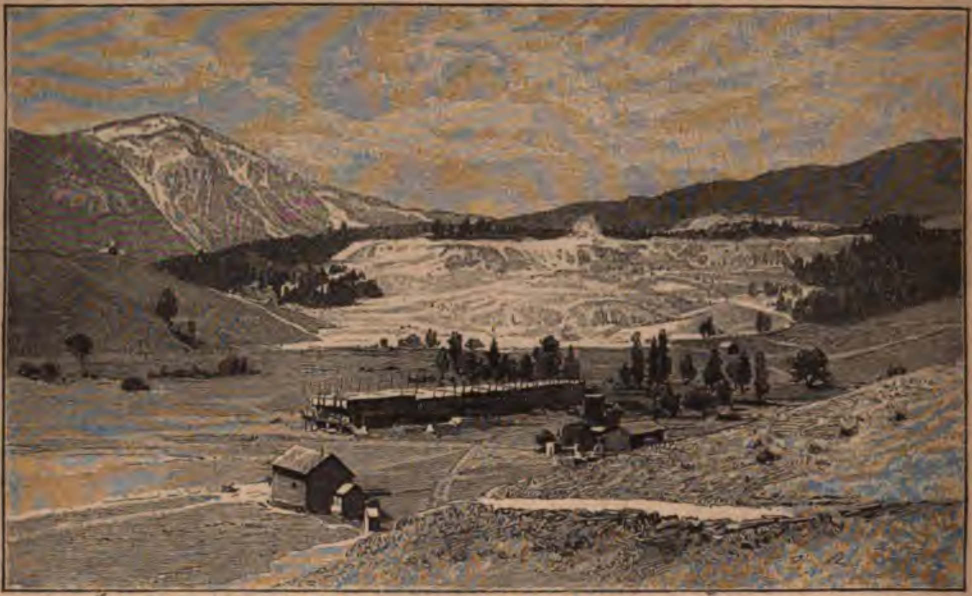


Fig. 19. Mammoth Hotspring (S. 76).

Fig. 12. Fort Snelling (S. 73).

Städte miteinander zu verbinden, in Amerika führt man sie in die Wildnis, um diese der Kultur zu erschließen und dadurch zur Gründung von Städten Veranlassung zu geben. Daher findet man an den neuen Eisenbahnlinien Städte in allen Entwickelungsstadien. Manche nur ein Sammelplatz elender Holzhäuser, gegen welche die im ersten Kapitel abgebildeten fast als Paläste erscheinen (S. 68), andere wieder, die neben der Majorität ihrer Holzhäuser einige Steingebäude zeigen, wieder andere, in denen die Geschäftsstadt und die Wohnstadt sich gesondert haben und letztere bereits Villen mit wohlgepflegten Gärten aufweist, endlich solche im letzten Stadium, in denen die Steinhäuser wenigstens in der Geschäftsstadt die Holzbauten so gut wie verdrängt haben.

Der dritten Periode gehören zwei blühende, am oberen Mississippi gelegene Städte an, St. Paul (Fig. 10, S. 70) und Minneapolis (Fig. 9, S. 70), beide nur zehn englische Meilen voneinander entfernt, beide von nahezu derselben Einwohnerzahl (50—60000), beide von der gleichen Betriebsamkeit und beide, wie

das in Amerika bei Nachbarstädten die Regel ist, gegenseitig eifersüchtig auf ihre Entwickelung.

Fig. 13. Minnetonkasee

St. Paul liegt malerischer als Minneapolis; es ist auf einem hoch über dem Mississippi aufsteigenden Plateau gebaut, ein Kranz villengezierter Hügel umrahmt die Stadt und gewährt herrliche Ausblicke auf diese und das hügelumrahmte Mississippithal. Das bergige Terrain hat Veranlassung gegeben zur Abweichung von dem regelmäßigen aber langweiligen schachbrettförmigen Grundriß, den sonst alle amerikanischen Städte zeigen. Aber der westliche Charakter der Stadt verleugnet sich trotz aller großstädtischen Einrichtungen nicht, so sind z. B. die Straßen ohne Pflaster.

Regelmäßiger ist das flachliegende Minneapolis angelegt, die Mühlenstadt **par excellence**. Es weist die größten Mahlmühlen der Welt auf, welche ihre Betriebskraft von den mitten in der Stadt gelegenen Mississippifällen leihen, auch St. Anthonys-Fälle genannt. Dieselben sind für diesen industriellen Zweck gründlich verbaut, so daß jede Spur von malerischem Charakter, den sie sonst gehabt haben sollen, vernichtet ist. Den Umgebungen der beiden Städte fehlt es nicht an romantischen Punkten. Da ist der von Longfellow besungene Minnehahafall (Fig. 11, S. 71) — das indianische Wort bedeutet: „Lachende Wasser" —, bei dem sich eine wenig geteilte Wassermasse, einer Gosse ähnlich in ein bewaldetes Thal stürzt, ferner das Fort Snelling (Fig. 12, S. 72), malerisch gelegen auf hoher Felsenbank am Mississippi, jetzt Sitz des Generalkommandos für sämtliche Forts im fernen Westen, endlich der Minnetonkasee, der mit seinen zahlreichen Ein- und Ausbuchtungen und seinen hügeligen, bewaldeten Ufern auffällig an die Havelseen bei Berlin erinnert (Fig. 13).

St. Paul ist der eine Anfangspunkt der neuen Nordpacificlinie (der andere, nördlicher liegende ist Duluth am oberen See). Eine Fahrt von zwölf Stunden genügt, um von hier aus das große Gebiet der westlichen Territorien zu erreichen, die erst durch die neue Bahn der Kultur im großen Stile erschlossen werden sollen.

Fig. 14. Fargo (links Bahnhof der Nordpacificbahn) (S. 74).

Auf der weiten Strecke der nunmehr vollendeten 1900 Meilen langen Bahn sieht man Städte in allen oben geschilderten Anfangsstadien, dar-

unter Ortschaften, wo sogar Holzbauten Luxus sind und die Leute noch in Zelten wohnen.

Das gewaltige Gebiet zeichnet sich aus durch seine trockenen Sommer, in welchen das Gras zu einer braunen Masse ausdörrt und die Regenlosigkeit vielfach eine künstliche Bewässerung der Felder nötig macht. In den östlichen Territorien finden sich Bäume in größerer Zahl nur in der Nähe der Flußläufe; Wälder weisen nur das bergige Territorium Montana, ferner Oregon und Washington auf.

Fig. 15. Ernten in Dakota (S. 75).

Die Reihe der Steppenstädte wird eröffnet von Fargo (Fig. 14, S. 73), gelegen am roten Flusse, der die Grenze von Minnesota und Dakota bildet. Fargo zählt 12000 Einwohner und besteht gleich vielen anderen Steppenstädten aus zwei Häuserreihen zu beiden Seiten der Bahn, in denen einige Seitenstraßen rechtwinklig einmünden. Kleinere Steppenplätze weisen oft nur eine solche, der Bahn parallele Häuserreihe und gar keine Nebenstraßen auf. Fargo ist unter allen Steppenplätzen der Nordpacificbahn die volkreichste und vorgeschrittenste. Es hat bereits eine ziemliche Anzahl Steingebäude, ein Opernhaus, in dem hie und da eine Wandertruppe sich hören läßt, zwei täglich erscheinende, freilich herzlich wenig Interessantes enthaltende Zeitungen, drei Hotels, Wasserleitung und sogar elektrisches Licht, aber kein Pflaster. Das elektrische Bogenlicht dient jetzt bereits an vielen Plätzen Amerikas zur Straßenerleuchtung, aber in sehr ungeschickter Weise. Man errichtet 150 bis 200 Fuß hohe eiserne Gestelle (siehe Fig. 14) oder aber Masten, an deren Spitze ein Kranz elektrischer Lampen angebracht ist. Leider hängen dieselben zu hoch, um mit hinreichender Kraft nach unten wirken zu können und die Türme sind zu weit voneinander entfernt, als daß das Licht des einen, die von dem andern Licht verursachten Schatten aufhellen könnte. Fargo ist ein Hauptverladungsplatz für Weizen, das wichtigste Erzeugnis Dakotas. Hier finden sich in der Nähe jene gewaltigen Farmen, wie die Dalrymble Farm, die bei 20000 Acker 136 Erntemaschinen, außerdem eine entsprechende Zahl an Säe- und Dreschmaschinen besitzt, denn hier sind Arbeiter selten und teuer und deshalb weist man alle Arbeit möglichst den Maschinen zu. Ende Mai beginnt die Aussaat in den von dem harten Winter fußtief gefrorenen Boden, Ende August die Ernte. Viehzucht treibt man hier nicht. Das geschnittene Getreide wird nicht eingefahren, sondern gleich auf dem Felde mittels

Fig. 16. Pflügen in Dakota (S. 75).

Fig. 17. Bismarck.

Lokomobile und Dreschmaschine ausgedroschen und dann zur Bahn abgefahren. Scheunen und dergleichen Gebäude sind deshalb überflüssig (Fig. 15 u. 16, S. 74). Ein Acker des Dakotalandes liefert 15 bis 30 Bushel Weizen.

Je weiter man mit der Eisenbahn nach Westen fortschreitet, desto weniger kultiviert erscheint die Steppe, desto trister wird das Ansehen der Steppenstädte, desto steriler der Boden. Die Bahn überschreitet den Missouri auf hoher eiserner Gitterbrücke und verbindet hier zwei gegenüberliegende miteinander rivalisierende Orte, Bismarck (Fig. 17) und Mandan, letzteres mit 2000, ersteres mit 3000 Einwohnern. Im westlichen Thal des Staates Dakota tritt ein Sandsteinplateau auf, das zum Teil Braunkohlen einschließt und von zahlreichen Erosionsthälern durchfurcht ist. Der Regen hat hier an den Abhängen der Felsen eigentümliche pyramidenförmige Gestalten ausgewaschen; daher hat man diesem Landstrich den Namen Pyramidenpark gegeben. Der Boden ist wenig zum Ackerbau geeignet, aber die Sohle der Thäler enthält vielfach reichlichen Graswuchs, der Gelegenheit zur Viehzucht gibt. Tausende von Rindern weiden bereits hier, um voll gemästet nach dem Osten verkauft zu werden. Die Eigentümer halten keine Ställe, die Kühe laufen Sommer und Winter frei umher und werden zeitweise durch reitende Hirten beaufsichtigt, welche die Eigentümer der Kühe an den den letzteren eingebrannten Zeichen erkennen.

Fig. 18. Hölzerne Brücke über den Little Missouri.

In manchen Orten, z. B. Little Missouri, hat sich die in der Erde liegende Braunkohle entzündet und die überlagernden Felsen ganz braun gebrannt, ähnlich wie in Deutschland bei Duttweiler und Königshütte. Westlich von Little Missouri erreicht die Bahn bald den Yellowstonefluß, einen aus dem berühmten Yellowstonegebiet kommenden, der Elbe an Größe gleichenden Fluß und sie folgt ihm hunderte von Meilen weit bis zu seinem Ausgangspunkte,

Fig. 20. Campparlie (S. 78).

dem berühmten Yellowstonethal, das sich bei Livingstone öffnet. Hier befindet man sich bereits in dem, seinen Namen in der That führenden Bergland Montana. Hohe, zum Teil schneebedeckte Piks ragen zu beiden Seiten der Bahn auf, freilich weniger malerisch wie die der Schweiz, denn die meisten der Höhen zeigen kahle Abhänge. Die malerischen Partieen des durch seine zahllosen heißen Quellen berühmten Yellowstonegebietes erreicht man, wenn man die Hauptlinie verläßt, um einer Zweigbahn in das Yellowstonethal zu folgen. Dieses zeigt in seinen oberen Partieen einen fast alpinen Charakter, obgleich keiner der umgebenden Berge die Höhe von 12000 Fuß überragt. Aber nicht die Hochgebirgsnatur allein ist es, welche das Yellowstonegebiet so interessant macht, sondern die Unzahl heißer Quellen, welche hier der Erde entsprudeln, teils ruhig zu Tage tretend, teils als permanente Sprudel emporspringend, teils als intermittierende Geiser kochende Wasser bis zu mehreren hundert Fuß emporschleudernd, manche Kalk, andere Kieselerde, wieder andere Schlamm und Schwefelwasserstoff ausscheidend. Das erste Naturwunder dieser Art, welches der von der Eisenbahn kommende Reisende erreicht, ist der Mammoth Hotspring (Fig. 19, S. 72), ein kolossaler, terrassenförmiger, aus Kalk bestehender Quellenberg, auf dessen Stufen sich zahllose, Kalk ausscheidende

Fig. 21. Castlegeiser (S. 79).

Becken gebildet haben. Durch diese Kalkausscheidungen seiner Quellen ist der Berg, der von weitem einem Gletscherfuße ähnelt, aufgebaut worden. Vor demselben liegt das erst in diesem Jahre vollendete Mammothhotspringhotel (in der Figur in seinen Anfängen sichtbar), das erste

Fig. 22. Geisergebiet (S. 79).

Hotel der Art, welches die von der Regierung konzessionierte Parkimprovement Company im Yellowstonepark gegründet hat.

Andere Ansiedelungen sind hier nicht gestattet, denn das ganze Terrain in der Größe von 100 englischen Quadratmeilen soll, laut Kongreßbeschluß, den Naturfreunden vorbehalten bleiben.

Diese machen denn auch von den ihnen verliehenen Rechten den umfassendsten Gebrauch. Der Amerikaner liebt eine eigene Art der Sommer-

Fig. 26. Uebergang über Clarke's Fork (S. 82). Arbeiterstadt.

reisen, die er mit Camping bezeichnet. Er befrachtet einen Wagen mit Zelt Jagd- und Küchengeschirren, Lebensbedürfnissen verschiedener Art fährt damit, oft die ganze Familie mit sich nehmend, in eine durch malerische Scenerieen ausgezeichnete Landschaft und hält unterwegs nach

Belieben Rast zur Herrichtung der Mahlzeiten und zur Nachtruhe, die teils unter dem Zelte, teils unter freiem Himmel abgehalten wird. Das Holz zum Abkochen seiner Mahlzeiten fällt er, wo er es findet, und er ist oft undankbar genug gegen den Wald, der es ihm liefert, indem er leichtsinnig sein Bivouacfeuer brennend zurückläßt, dem gar zu leicht der ganze Wald, zum Opfer fällt. Solche Camppartieen (Fig. 20, S. 76) durchschwärmen massenhaft den Yellowstonepark und Waldbrände gehören daselbst zu den Alltäglichkeiten. Auch der Präsident der Vereinigten Staaten, Arthur, bereiste zur Zeit meiner Anwesenheit in dieser Weise den Yellowstonepark. 280 Maultiere waren nötig, um sein und seines großartigen Gefolges (er reiste mit dem Höchstkommandierenden der Vereinigten Staaten, General Sheridan, mehreren Governors und 50 Sergeanten) Gepäck zu befördern.

Fig. 24. Yellowstonecanion (S. 75).

Fig. 25. Eruption des old faithfull (S. 79).

Der oben erwähnte Mammothberg liegt ein ziemliches Stück von den großen Geisern entfernt. In merklicher Zahl zeigen sich dieselben erst einige Meilen südlicher am Gibbonfluß. Ruhig fließende heiße Quellen sind an dessen Ufern massenhaft verteilt. Man merkt ihre Gegenwart oft nur in den kühlen Morgen- und Abendstunden durch die ihnen entsteigenden Dampfwolken. Lauter und vernehmlicher offenbart sich aber die Gegenwart der heißen Quellen in einem in der Nähe des Gibbonflusses liegenden waldigen Thale, das man das Norrisgeiserbassin genannt hat; hier blickt man in einen wahren Hexenkessel. Der Boden des Thales ist ganz weiß von Kieselerdeinkrustationen, an manchen Stellen bilden dieselben Becken, aus denen unaufhörlich Wasserstrahlen mit Dampfwolken bis an 30 Fuß emporschießen. An anderen Stellen ist der Boden aufgeklafft und entsendet zischend Dampfwolken, die zum Teil mit einem Geräusch hinauspfeifen, als würde ein Dampfkessel abgeblasen. Die Bäume der Umgebung erscheinen von der ausgeschiedenen Kieselerde oft ganz weiß inkrustiert. Manche dieser Geiser sind Schlammvulkane, d. h. sie sprudeln ein schmutziges, oft schwarzes Wasser empor. Weiter nach Süden am Gibbonsflusse entlang wird die Geiserthätigkeit wieder eine ruhigere, doch findet man fast alle hundert Schritte am Wege mehr oder weniger versteckt eine warme Quelle, oder ein mit siedendem Wasser angefülltes dampfendes Becken, aus

dem oft das Wasser als immerwährender Springquell emporsprudelt.

Größere Geiserbassins weist die Nachbarschaft des Fireholeflusses auf. Man unterscheidet hier ein unteres, mittleres und oberes Geiserbassin. Das letztere ist das großartigste. Hier findet sich die kolossalste aller Geiser, d. h. intermittierende heiße Springquellen zusammen. Das Geiserbecken ist ein weißes vegetationsleeres Feld von Kieselsinter, in welchem die Oeffnungen der Geiser die mannigfachsten Formen bilden. Manche haben sich Krater aus Kieselerde aufgebaut, wie der Castlegeiser (Fig. 21, S. 76, und Fig. 22, S. 77), andere entspringen auf der Höhe eines sanften Kegels, wie der old faithfull (Fig. 23, S. 78), wieder andere wie der Grantgeiser zeigen als Krater nur ein unregelmäßiges Loch in dem Boden des Bassins. Ebenso mannigfach erscheint die Höhe der springenden Wassersäule und die Zeit zwischen zwei aufeinander folgenden Eruptionen. Die höchste Höhe dürfte 250 Fuß sein. In Bezug auf Häufigkeit

Fig. 27. Spokane Falls (S. 82).

der Eruptionen steht unter den großen Geisern der old faithfull obenan, er speit jede Stunde eine Wassersäule bis 150 Fuß. Neben diesen großen Geisern gibt es noch eine Unzahl kleiner heißer Quellen, die oft regelmäßige, kreisrunde, mit Kieselsinter aufgebaute Bassins bilden (s. Abbildung), aus denen das heiße Wasser unaufhörlich in den benachbarten Firekoleriver abfließt. Eine andere Gruppe heißer Quellen sind die Schwefelquellen. Diese bilden kreisrunde Becken, welche enorme Massen Schwefelwasserstoff aushauchen, durch dessen Zersetzung in den Höhlungen des umgebenden Gesteins sich Schwefel ausscheidet, der sich oftmals in schönen Krystallen ansetzt. Es haben sich in dieser Art förmliche, ganz mit Schwefel durchsetzte Berge gebildet.

Aber nicht minder interessant als die Geiser sind die großen Seen, Wasserfälle und Schluchten des Yellowstonegebietes. Sein Hauptwasserbecken, der 8000 Fuß hoch liegende Yellowstonesee sendet seine Wasser durch den Yellowstonefluß thalwärts. Dieser stürzt sich in zwei mächtigen Wasserfällen in eine tiefe Schlucht, den Yellowstonecanion (Fig. 24, S. 78), die an 2000 Fuß tief in das trachytische Hochplateau eingeschnitten ist. Nicht allein der gewaltige Wasserfall fesselt hier die Aufmerksamkeit der Reisenden, sondern auch die im höchsten Grade phantastischen Gestaltungen und Farben der die Schlucht einengenden Felsen. Dieselben gleichen bald Türmen, bald Bastionen oder Kastellen und springen weit in die mannigfach gekrümmte

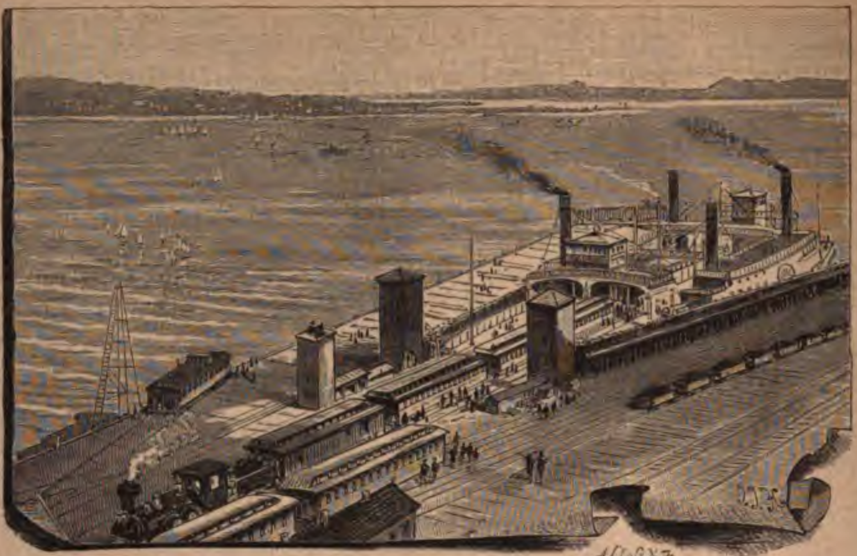


Fig. 28. Flußübergang durch Ferry (S. 84).

Flüssen nicht glaubte, bis zuerst Lieutenant Deane in diese Regionen drang und die Wahrheit jener Angaben durch eigene Wahrnehmung erkannte. Zwei Jahre später wurde die Region durch eine große wissenschaftliche Expedition unter der Führung von Professor Hayden durchforscht und nunmehr ist sie durch die Nordpacificbahn allen zahlungsfähigen Naturfreunden zugänglich gemacht.

In landschaftlicher und naturhistorischer Hinsicht bildet das Yellowstonegebiet den interessantesten Punkt an der nördlichen Pacificlinie. Die Scenerieen, welche sich den Reisenden bei der Fortsetzung des Eisenbahnweges nach Westen hin darbieten, erscheinen im Vergleich zu dem Yellowstonepark anfänglich etwas nüchtern. Das

Schlucht vor. An manchen Stellen bilden sie spitze hochragende Zacken, die von Adlernesten gekrönt sind. Ihre Farbe zeigt alle Schattierungen, vom hellen Schwefelgelb und Rostfarbe bis zum tiefen Dunkelbraun. Die Höhe der Felsen ist mit reichem dunkelgrünem Tannenwald geziert. Wir haben in Europa ähnliche Schluchten, der Bodekessel des Harzes gibt eine ungefähre Idee davon im kleinen — aber wohl keine, die neben so merkwürdigen Formen und Farben solche gewaltigen Wasserfülle aufweist.

Merkwürdig ist, daß dieses Wunderland der Yellowstones bis zum Jahre 1870 eine Terra incognita war, daß man den Erzählungen der Indianer von springenden Geisern und siedenden

Fig. 29. Flußübergang durch Ferry (S. 84).

ziemlich komplizierte, eines einheitlichen Charakters ermangelnde System von Gebirgsketten, welches man unter dem Namen des Felsengebirges zusammenfaßt, bietet nicht entfernt die landschaftlichen Reize europäischer Gebirge dar. Die Höhen sind meistens kahl oder nur mit spärlichem Grase, das im Sommer braun und verbrannt erscheint, bedeckt. Wälder finden sich nur sporadisch. Einige Abwechselung gewähren die Flüsse, deren Lauf die Bahn folgt, so der Gallatinfluß und der Missouri, welcher ersteren aufnimmt. Nach Verlassen des Missourithals erreicht die Bahn die Hauptstadt Montanas, Helena genannt, nach Fargo der volkreichste Ort an dieser Strecke, denn er zählt 8000 Einwohner. Die Straßen der Stadt erscheinen häuserreicher, nicht durch so viele leere „Lots" unterbrochen wie die Fargos und der übrigen Steppenplätze, und die bergige Umgebung ist nicht unmalerisch, trotz ihrer Kahlheit. Die Stadt steht auf goldhaltigem Boden. Ringsum ist derselbe aufgewühlt durch Goldsucher. Jetzt hat die primitive Goldwäscherei dem hydraulischen Minenprozesse Platz gemacht. (Vgl. V, p. 609 ff.)

Fig. 30. Am Kolumbiastrom (S. 84).

Jenseits Helena durchbricht die Bahn das Gebirge in einem großen Tunnel, der zur Zeit meiner Reise ähnlich einem anderen östlich von Helena befindlichen noch unvollendet war und auf einem provisorischen Geleise umgangen wurde. Die Landschaft in der Umgebung des Tunnels ist waldreich und malerisch. In Kurven überschreitet hier die Bahn das Gebirge und erreicht in der 5773 Fuß hohen Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Pacifischen Ocean den höchsten Punkt.

Die Stationen an diesem Teile der Bahn sind oft nichts weiter als eine Vereinigung einiger Zelte oder Bretterhütten. Missoula, eine Stadt von 1200 Einwohnern, ist der einzige Ort von Belang. Bei der einsamen Station Arlee betritt die Bahn eine Reservation der Flatheadindianer, d. h. einen Landstrich, welcher regierungsseitig den Indianern als Eigentum reserviert ist und in welchem sich kein Weißer ansiedeln darf. Freilich wird dieses Verbot oft umgangen.

Bei der Durchschneidung dieser Reservation hat der Reisende reichlich Gelegenheit, Indianer und deren Zelte resp. Hütten zu sehen. Erstere zeigen in Bezug auf Kostüm die größte Mannigfaltigkeit. Sehr gern tragen sie bunte wollene Decken, welche ihnen auf Regierungskosten geliefert werden und in denen sie selbst bei glühender Hitze auf den Stationen Parade machen. Die Kleidung der Männer besteht im übrigen

aus Ledermokassin, Beinkleid und einer Art Kittel. Alle haben tiefschwarzes schlichtes Haar, das in zwei Zöpfen zu beiden Seiten des Gesichts herunterhängt. Einzelne schminken ihre Stirn rot. Ein Häuptling, den ich bei der Station Arlee sah, trug ein von den anderen etwas abweichendes Kostüm, ein Lederwams mit aufgenähten bunten Lederstücken und langen Lederfransen. Um seinen Filzhut war ein Stück Pelz gewickelt und eine hohe Feder auf denselben gesteckt.

Fig. 31. Zwillingsfelsen und Nordpacificbahn am Kolumbiastrome (S. 84).

Die Weiber tragen ein langes Unterkleid von sehr buntem Stoff, eine nicht minder bunte Jacke und ein ebenso farbenreiches Kopftuch. Ihre Kinder (sogenannte Papusen) schleppen sie in einem sackartigen Tuche auf dem Rücken.

Mit dem Verlassen der Indianerreservation erreicht die Bahn das waldreiche Thal des Clarke's Fork (Fig. 26, S. 77), eines großen Nebenflusses des Kolumbiastromes, der sich in das Stille Meer ergießt. Wald, Fluß und Gebirge vereinigen sich hier zu anmutigen, zum Teil sogar großartigen Landschaftsbildern.

Leider werden dieselben erheblich beeinträchtigt durch die Waldbrandverheerungen. Meilenlang dehnen sich die durch Feuer verwüsteten Wälder, deren Stämme, teilweise ihrer Aeste beraubt, wie schwarze Masten in die Lüfte ragen, an der Bahn entlang aus. Nicht selten durcheilt der Zug noch brennende Forsten, und davon aufsteigender Höhenrauch bedeckt die ganze Gegend wie dichter Nebel.

Die Bahn nimmt hier eine nordwestliche Richtung bis zu dem durch seine Naturschönheiten berühmten Lake Pend d'Oreille, wendet sich dann südlich zum Spokanefluß, ebenfalls ein Nebenfluß des Kolumbiastromes, welcher hier zahlreiche Wasserfälle bildet, deren Wasserkraft von Sägemühlen wacker ausgenutzt wird, und dem jedenfalls die Stadt Spokane Falls (Fig. 27, S. 79), die jetzt schon 2000 Einwohner zählt, ihren Ursprung verdankt. Weiter westlich erreicht die Bahn das Hochplateau des Territoriums Washington, einen öden Landstrich, der außer Salbei und Sonnenrosen kaum eine Vegetation aufweist. Hier wird der lockere Boden durch den Wind in mächtigen Wolken von Staub emporgewirbelt, welcher den Reisenden in unangenehmster Weise belästigt. Selbst in der Nähe der Flußläufe erscheint diese Hochebene öde, und doch soll der Boden derselben eine große Fruchtbarkeit entwickeln und reiche Weizenernten gewähren, wenn er von den gewöhnlich im Oktober eintretenden Regen durchfeuchtet wird.

Die Bahn endigte zur Zeit meiner Reise an

Fig. 32. Portland (S. 85).

dem Snake River bei der Station Ainsworth, einem aus Bretterbuden bestehenden Steppenplatze, hauptsächlich von Arbeitern bewohnt, die

Fig. 33. First Street in Portland (S. 85).

hier bei dem großartigen, noch in den Anfangsstadien befindlichen Bau der Brücke über den Snake River beschäftigt sind. Bis zur Vollendung des Baues werden die Züge bruchstückweise auf einer Dampffähre übergesetzt.

Solche Flußübergänge mittels Ferrys sind für Uebersetzung von Eisenbahnzügen in Amerika häufig im Gebrauch. Unsere Figuren 28 u. 29 (S. 80) zeigen eine der am besten konstruierten Anlagen der Art am Sacramento.

Nach Ueberschreitung des Flusses erreicht die Eisenbahn bald einen anderen Wüstenplatz, Wallula, und weiterhin den berühmten Kolumbiastrom (Fig. 30, S. 81), einen mächtigen Fluß, der bis 700 Meilen von seiner Mündung schiffbar und etwa doppelt so breit als die Donau bei Pest ist, er durchbricht in seinem oberen Laufe ein Basaltplateau, dessen schwarze Felsenmassen ihn auf beiden Seiten überragen und keine Spur von Vegetation zeigen. Die dunklen Felsen sind von hellgelbem Flußsand überdeckt, und an manchen Stellen in der Nähe der Bahnlinie bildet derselbe förmliche Berge. Er gefährdet oft selbst den starken Bahndamm.

Je weiter man nach Westen fortschreitet, desto großartiger wird die Scenerie. Die Basalte bilden phantastische Klippen, welche die Eisenbahn in tiefen Hohlwegen durchbricht (siehe Fig. 31, S. 82). Das Flußbett zur Seite der Bahn ist durch breite flache Basaltinseln unterbrochen, über welche das Wasser in Kaskaden hinwegrauscht. Das sind die berühmten Stromschnellen, welche unter dem Namen Passage of the Dalles bekannt sind. Hier erblickt man zuerst die schneebedeckten Häupter des vom Kolumbiastrome durchbrochenen Kaskadengebirges, darunter den Mount Hood von 17500 Fuß Höhe.

Bei der Station Dalles, einer aufblühenden Stadt von 3500 Einwohnern mit großen Hotels,

Fig. 34. Chinesische Restauration (S. 85).

hübschen Läden, einer Gießerei und einem Walzwerk, deren Häuser terrassenförmig den Abhang

am Kolumbiastrom bedecken und eine herrliche Aussicht auf denselben gewähren, ändert sich plötzlich die Scenerie. Es stellt sich reiche Vegetation ein. Großstämmige, oft an 180 Fuß hohe Fichten bilden imposante Wälder und geben gemeinschaftlich mit den hochragenden Basaltklippen und dem stolzen, inselreichen Strome eine immer wechselnde Folge prachtvoller Landschaftsbilder.

Endlich verläßt die Bahn den Fluß, um sich der an einem Nebenflusse des Kolumbiastromes, dem Willamette, liegenden Hauptstadt von Oregon, Portland, zuzuwenden, das bereits einen ganz imposanten Ort von 35 000 Einwohnern bildet.

Die europäischen Mittelstädte unterscheiden sich von den Großstädten gewöhnlich dadurch, daß ihnen wichtige Verkehrshilfsmittel, Anstalten zur Erleichterung des Handels, der Komfort und die Eleganz in der inneren Einrichtung der Wohnhäuser und in der äußeren der Straßen mehr oder weniger fehlen. Dieser Unterschied besteht in Amerika nicht. Bei uns haben wir zahlreiche Mittelstädte ohne Wasserleitung. Der Amerikaner gründet solche oftmals, ehe er mit dem Bau einer Stadt beginnt. In Deutschland ist das elektrische Licht noch immer Gegenstand des Versuchs in Großstädten; in Amerika erhellt dasselbe bereits Wüstenplätze (siehe oben die Beschreibung von Fargo). In Amerika haben Mittelstädte großartige Hotels, Banken, Warenlager, Schulbauten; kurz, der Unterschied zwischen Mittel- und Großstadt ist verwischt und existiert nur noch in der Ausdehnung, in der Einwohnerzahl und der Großartigkeit des Verkehrs.

So ist es auch mit dem fernen, nur 35 000 Einwohner zählenden Portland in Oregon (Fig. 32, S. 83), das ein Europäer, der seine gewaltigen Werften am Willamettеflusse, welcher für schon ziemlich schwere Seeschiffe zugänglich ist, und seine Hauptstraßen (Fig. 33, S. 84) sieht, für eine echte Großstadt halten würde.

Die Entwickelung von Portland beruht auf dem Ernte- und Holzsegen des Landes und der nahen Verbindung mit dem Stillen Meer. Wie in Dakota, so werden auch hier bereits, trotz der dünnen Bevölkerung, reiche Weizenernten dem Boden entlockt und leichter per Schiff als dort per Eisenbahn in die Kanäle des Welthandels geleitet. Sägemühlen ohne Zahl finden sich am Kolumbiastrome und an dem wundervollen Meerbusen des nördlich davon gelegenen hochmalerischen Pugetsunds, und Tausende von Fischerbooten sind thätig, um die zahllosen Lachse zu fangen, die im Kolumbiastrome sich tummeln. Das Thal des Willamette, in dem Portland liegt, ist ebenso ausgezeichnet durch den Reichtum seines Bodens als durch seine malerischen Scenerieen, in welchen die von herrlichstem Wald gekrönten Abhänge überall den Hintergrund bilden. Ist das Wetter völlig klar, was leider infolge der auch hier grassierenden, Höhenrauch erzeugenden Waldbrände nicht immer der Fall ist, so erblickt man auch den kegelförmigen, dem Aetna ähnlichen, 60 Miles entfernten schneebedeckten Mount Hood, den König des Kaskadengebirges. Ein milder Himmel wölbt sich über dieser Landschaft. Die Sommer sind nicht allzu heiß, die Winter so mäßig kalt, daß Schnee und Eis zu den Ausnahmen gehören.

Aber Portland ist nicht der einzige Endpunkt der Nordpacificlinie. Ein anderer Zweig geht von Wallula aus nach Takoma am Pugetsund, dessen Umgebung klimatisch, landschaftlich, landwirtschaftlich und forstlich nicht minder gesegnet erscheint als diejenige des Kolumbiastromes und Willamettes. Portland liegt 128 Miles vom Meere entfernt, und leicht kann es kommen, daß es von den näher am Meere gelegenen Orten überflügelt wird, sobald diese in das sich rapid erweiternde Eisenbahnnetz hineingezogen werden.

Portland birgt mehrere tausend Deutsche und verfügt sogar über eine deutsche Zeitung, einen deutschen Turn- und Gesangverein. Außerdem aber weist es mindestens ebensoviel Chinesen auf, die hier wie in San Francisco sich mitten in der Stadt angesiedelt, große Handelshäuser, Schuh- und Stiefelfabriken, Wäschereien, Restaurants in chinesischem Stil (Fig. 34, S. 84) und Joßhäuser, d. h. Tempel, und sogar ein Theater gegründet haben. Als Kinderwärter, Hausdiener, Gärtner sind sie allseitig gesucht und um so unentbehrlicher, als die Preise, welche europäische Arbeiter hier fordern, unsinnig hoch sind, und viele, selbst wohlhabende Familien Portlands, welche die Chinesen nicht lieben, es deshalb vorziehen, sich ohne jeglichen Dienstboten zu behelfen. Denn eine starke Animosität besteht gegen die den Weißen Konkurrenz machenden Bewohner des himmlischen Reichs, ein Nativismus, der allerdings dadurch eine Berechtigung gewinnt, daß die Chinesen sich nicht mit Amerikanern vermischen, in Kleidung, Sitten und Gewohnheiten ihrem Mutterlande treu bleiben und stets, wenn nicht lebendig, so doch als Leichen nach demselben zurückkehren, denn die chinesischen Kompanieen,

welche die Einwanderer des himmlischen Reichs importieren und dafür von dem Verdienste gewisse Prozente ziehen, sind auch kontraktlich verpflichtet, im Falle des Ablebens ihre Leiche nach der Heimat zurückzutransportieren, und Chinesenleichen sind deshalb kein seltenes Frachtstück für europäische Schiffe, die zwischen Kalifornien, Oregon und China fahren.

Jetzt ist durch die von der Arbeiterpartei durchgesetzte Antichinesenbill die Einfuhr der Chinesen erschwert, aber keineswegs unmöglich geworden. Man landet sie nicht mehr direkt in den amerikanischen Häfen, sondern in Kolumbia.

Werden in Amerika Gesetze gegeben, so werden zu gleicher Zeit Mittel und Wege erfunden, sie zu umgehen, so ist es mit den Temperenz-(Mäßigkeits-)Gesetzen und auch mit der Antichinesenbill.

Portland steht mit San Francisco vorläufig noch in keiner direkten Eisenbahnverbindung. Aber schnell nähern sich die die beiden Städte vereinigenden Linien der Vollendung. Inzwischen wird der Verkehr hauptsächlich durch Schraubendampfer der Oregon-Eisenbahn- und Schiffahrts-Gesellschaft (Fig. 35) vermittelt, die wöchentlich zweimal zwischen beiden Städten laufen und drei Tage und drei Nächte Fahrzeit benötigen. Die Schiffe berühren auf ihrer Fahrt durch den Kolumbiastrom die Stadt Astoria, einen vom Stillen Meere nur zehn englische Meilen entfernten, den schwersten Schiffen zugänglichen Hafenplatz. Hier erscheint der von waldigen Hügeln eingerahmte Kolumbiastrom majestätisch breit, gleich einem fließenden Meere; hier wird der Ertrag der Lachsfischerei gelandet, um in den sogen. Cannaries gekocht, in Büchsen gepackt, verlötet und über die ganze Welt versendet zu werden. Im Jahre 1881 wurden nicht weniger als 550 000 Kisten Lachs im Gesamtwerte von $2^3/_4$ Mill. Dollars verpackt und verschickt. Wiederum sind es Chinesen, die in diesen 49 Cannaries als Arbeiter thätig sind. Astoria birgt wohl von allen amerikanischen Städten den höchsten Prozentsatz an chinesischer Bevölkerung, denn es hat unter nahe 6000 Einwohnern 2000 Chinesen. 1500 Boote sind ausschließlich mit dem Lachsfange beschäftigt, von denen jedes im Durchschnitt per Saison 1200 Lachse liefert. Der Fischfang wird zur Zeit, wenn die Ebbe beginnt, an der Mündung des Flusses betrieben, nahe der großen Sandbank, welche schon manchem Schiffe gefährlich wurde.

Ein schöner Dampfer der Oregon-Dampfschiffkompanie, die „Queen of the Pacific", strandete hier zur Zeit meiner Anwesenheit in Portland und wurde nur mit Verlust der halben Ladung wieder flott. Weniger glücklich war die „Great Republic", welche vor drei Jahren an der Sandbank Schiffbruch litt und deren Wrack mit Resten von Maschinenteilen zur Zeit der Ebbe noch heute aus dem Wasser hervorragt.

An jener Stelle endigte gegenüber dem Cap Disappointment (s. Fig. 11, S. 71) mein Flug nach dem fernen Westen und vorbei an der gefährlichen Barre trug mich der Dampfer südwärts auf dem Stillen Meer nach San Francisco.

Fig. 35. Dock der Oregon-Eisenbahn- und Schiffahrts-Gesellschaft in Portland.

Wär' ich geblieben doch Auf meiner Heiden!

Novelle von

M. Berger.

(Schluß.)

Nun hielt er auch jenes in der Hand, auf welchem das liebliche Gesicht verzerrt, fast unkennbar erschien; eine düstere Wolke zog über seine Stirn und das Bild erweiterte sich. Mitten in der südlichen Pracht und Herrlichkeit Italiens sah er jenen Ort, an dem soviel Unglück, soviel Sünde geschah, und sah sich selbst dort, von einem Ausfluge zurückkehrend, den Spielsaal durcheilend — aber plötzlich fand er seine Schritte gehemmt durch eine ihn überwältigende Macht. Er sah eine junge Frau dort mitten unter den Spielern sitzen, einen Haufen Gold vor sich, mit glücklichem Lächeln umherblickend, immer größere Summen wagend, bis das Glück sich wendete und alles Gold einem anderen zugeschoben wurde.

Und da sah die Frau jenem Bilde gleich — und es war *seine Frau*. Wie er sie von dort weggeholt, wie sie schwur, so oft sie Gelegenheit fände, wieder zu spielen, trotz seiner Bitten; warum solle er ihr verbieten, was sie als Kind bei Vater und Mutter gesehen und selbst gethan?

Das stand heute lebendig vor seinen Augen; aber noch ein anderes stand ebenso sichtbar daneben. Schwach und krank lag sein schönes, blühendes Weib und mit matter Stimme sagte sie zu ihm: „Edgar, vergib mir, vergiß, was ich dort in Monte Carlo that, was ich dort sagte; ich kann nicht gesund werden mit dieser Last auf dem Herzen, wie oft ich sie auch gebeichtet habe, sie wird nicht von mir genommen, wenn du sie nicht von mir nimmst."

Und als er versprach, zu vergeben, zu vergessen, da hatte sie einen Schwur auf das Kruzifix verlangt — und er hatte ihr nicht gewehrt, seine Finger darauf zu legen. So war damals im dunklen Krankenzimmer aufs neue der Bund besiegelt worden, der ihn und sie zu Gefährten auf dem Lebenswege machte, der Bund, den vor so wenig Monaten sein stürmisch Herz verlangend geschlossen im Rausche wonnevollsten Glückes. Was hatte ihm dieses Glück gewährt, hatte es gehalten, was es versprochen?

Man hörte draußen Schritte.

Er deutete nach der Thüre:

„Sie wäre die Rechte gewesen!"

Marianne trat ein; sie sah bleich aus, so träumerisch, wie nachtwandelnd.

„Mein Vater will nicht mitgehen," sagte sie tonlos.

„Und Sie?" fragte Santen.

Sie richtete große fragende, angstvoll blickende Augen auf ihn.

„Ich gehe mit, wenn Sie es wollen."

„Gut, wir werden Sie um drei Uhr abholen," erwiderte der Maler.

Zur bestimmten Stunde fuhr ein Wagen vor und Marianne stieg ein.

„Ist es nicht viel schöner so, als mit der häßlichen Eisenbahn?" fragte Melanie, sie begrüßend.

„Gewiß," entgegnete das junge Mädchen, „zumal an diesem wundervollen Tage."

„Edgar ist voraus, es dauerte ihm zu lange mit dem Wagen, er muß natürlich stets etwas anderes wollen."

„Er hätte die besten Stunden verloren, wäre er so spät angekommen," sagte Marianne.

„Nun natürlich, die Arbeit geht vor allem," spottete Melanie.

Sie fuhren durch Felder und an blühenden Obstbäumen vorüber; bald hinter der Stadt lagen einzelne Villen mit größeren Gärten, überall Knospen und Blüten und fröhliche Menschen, die sich des Frühlings freuten.

An einem kleinen Wirtshause hielt der Kutscher an; „von hier müssen die Damen zu Fuß gehen, immer dort hinaus, bis zum Walde und dann gleich rechts den Bach entlang, dort liegt die Mühle, von der Herr Santen sagte, daß er da warten wolle."

Sie stiegen aus. Melanie war sehr guter Laune und fand alles schön und nach Wunsch, wie es auch kam, selbst den schlechten ausgefahrenen Feldweg mit den großen Rinnen. An den Hecken blühten Blumen, sie pflückte eine ganze Handvoll.

Der Weg war nicht weit, der Wald noch nicht so dicht belaubt, man sah die Mühle bald und auch Santen dort vor dem Hofthore sitzen, welches alt und gebräunt war. Er bemerkte die Herannahenden nicht, ganz leise schlich Melanie hinter ihn und warf ihre Blumen über seinen Kopf, daß sie zwischen seine Hände fielen. Ehe er sich umwenden konnte, hatte sie auch schon ihre Arme um seinen Hals geschlungen und rief fröhlich: „Gefangen!" gab ihm einen Kuß und erlöste ihn.

Er aber stand auf, hob sie von der Erde, hielt die kleine, zarte Gestalt hoch in die Höhe, daß sie um Gnade bat, küßte sie mehrmals und setzte sie dann nieder.

„Blumenfee," rief er lachend, „welch einen Ueberfall hast du dem sorglosen Gatten bereitet; bist du allein, wo ist Marianne?"

„Dort steht sie ja, ganz entsetzt über dein Benehmen, Edgar, es war aber auch zu arg," sagte Melanie in gekränkter Würde, die ihr sehr komisch stand.

Marianne stand noch an derselben Stelle, ihren Strauß Blumen in der Hand. Zitternd hatte sie der Begrüßung zugesehen.

„Er hat sie doch lieb," jubelte es in ihr. Sie wußte nicht, daß Edgar, wie heute früh, auch jetzt plötzlich denken mußte: „Bezaubernd und doch nicht die Rechte," und bei diesem Gedanken suchte er unwillkürlich jene ernsten seelenvollen Augen des jungen Mädchens, die so vieles verschwiegen und so manches aussprachen.

Er begrüßte sie nun auch, indem er ihr gleich seine Skizze zeigte; bald war ihr Interesse ganz und voll bei seiner Arbeit, verweilend bei diesem oder jenem kleinen Detail, diesem oder jenem Lichteffekt.

„Nun möchte ich schnell noch einiges festhalten, ehe die Sonne eine andere Richtung nimmt, führen Sie einstweilen Melanie im Walde umher, sorgen Sie, daß sie mir nicht ungeduldig wird, nicht wahr, Fräulein Marianne?"

Melanie sprang herzu, legte ihren Arm in den der Freundin und sie wanderten ins Grüne hinein, bald hörte man ihre Stimmen fröhliche Lieder singen. Ihr Gesang hatte anderen erweckt, nicht nur Vogelsang; aus der Mühle ertönte eine helle Mädchenstimme, sie war nicht stark, hatte aber einen eigentümlich weichen Klang, der eindrucksvoll wirkte. Santen lauschte, es waren keine fröhlichen Lieder; Volkslieder, aus denen Heimweh herausklang. Auch Marianne und Melanie waren stehen geblieben, kamen langsam der Mühle näher.

Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden,
Da hätt' ich nichts verspürt von all den Leiden,
Wär' ich daheim doch nur, wär' ich geblieben,
Da hätt' ich nichts gewußt von all dem Lieben!
Bleiben, ach, darf ich nicht und kann nicht scheiden —
Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!

Schon bei den ersten paar Worten war Marianne stehen geblieben und hatte, Melaniens Arm loslassend, sich an einem schlanken Baumstamme festgehalten; jedes weitere Wort fiel auf ihr Herz centnerschwer; und als ob all das Schwere, was auf dies junge Herz fiel, es zum Bersten bringen mußte, stand's auf einmal klar vor ihr: „Du liebst jenen Mann, der dort drüben auch diesem Liede zuhört, der zu dir herblickt, ob du's auch recht hörst und der einer anderen angehört."

„Bleiben, ach, darf ich nicht und kann nicht scheiden!" wiederholte das Lied und langsam und traurig schloß es:

„Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!" Ein Heimweh nach ihren Tannen überfiel Marianne, ein Einsamsein überkam sie, Thränen strömten ihr über die Wangen.

„Nun haben wir ein Geheimnis miteinander und das ist nicht gut," hörte sie Edgar sagen; alles kam ihr wieder in den Sinn, der Augenblick vor der sixtinischen Madonna, so manches kleine Zeichen, welches bedeutete — wir gehören zu einander und gehören einander doch nicht an!

„Ein langweiliges Lied, wie einfältig, es kommt ja gar nichts darin vor, es sagt gar nichts, noch weniger wie eure Geheimschrift," hörte sie Melanie ausrufen, die ihrem Gatten entgegenging, der nun auf sie zukam.

„Wie kalt deine Hand ist, Edgar, du hast zu lange da gesessen;" er aber sah nur das Mädchen, welches immer noch den schlanken Stamm

des Eichbaumes im Arme hielt, wie um sich zu schützen.

„Ich glaube, es ist Zeit, nach Hause zu fahren," sagte er, „ich will den Kutscher benachrichtigen."

„Aber ich bin sehr hungrig, ich dachte, wir würden ein ländliches Mahl in der Mühle einnehmen, das hattest du mir versprochen."

Marianne erwachte aus ihren Träumen zum Bewußtsein des Gedankens: „Sie darf es nicht wissen," und mit den Worten: „Ich gehe in die Mühle, zu sehen, was wir dort bekommen können," lief sie hinweg. Bald war jemand gefunden und das Mahl bestellt, welches in der mit Gaisblatt bezogenen Laube aufgetragen wurde. Auch ein Strauß Goldlack und Narcissen fehlte nicht; Marianne ordnete noch die großen Gläser mit der schäumenden Milch und schnitt das frische Schwarzbrot auf, als Santen mit Melanie hereintrat.

„Für Sie habe ich Bier bestellt und etwas Käse, die Milch würde Ihnen wohl nicht behagen," rief sie ihm zu.

„Ja, das haben Sie gut gemacht," entgegnete er und sie setzten sich alle um den einfachen Holztisch.

„Wer singt bei Ihnen?" fragte Melanie die Müllersfrau.

„Es ist ein Schwesterkind, es wohnt hier eine Zeitlang, weil es krank war, soll sich erholen; eigentlich hat der Herr Doktor das Singen verboten, kann's aber nicht lassen, 's hat eben Heimweh," sagte die Frau, „dort kommt es."

Ein bleiches, zartes Mädchen trat aus der Hausthüre und wollte nach dem Walde zu.

„O sie soll uns noch singen," rief Melanie.

„Du hörst ja, sie darf nicht," erinnerte Santen.

„Nur noch ein Lied, das schadet nicht."

Die Frau war geehrt, daß des Schwesterkindes Singen der feinen gnädigen Frau gefalle.

„Annele, komm her, sollst noch eins singen, dein liebstes, thu's nur," redete sie dem Mädchen zu, als jenes sich ein wenig zierte. Bald aber war es überwunden, sie setzte sich in die Laube, die Hände in dem Schoße gefaltet und sang noch einmal:

Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!

„Das gefällt mir nun gerade nicht so gut," rief Melanie, als das Lied zu Ende war, „singe doch noch etwas, mein liebes Kind."

„Aber Melanie, das Mädchen ermüdet sich," warf ihr Gatte ein.

„Laß doch!" sagte sie ärgerlich.

Das Mädchen sang weiter, ein Lied nach dem anderen; bleich und teilnahmlos saß sie da und doch klang ihr Gesang so wunderbar und ergreifend.

Melanie dankte endlich, nahm eine Kette von roten Korallen von ihrem Halse und gab sie dem Mädchen, welches erstaunt zur Müllersfrau hinblickte. Diese redete durch Wort und Gebärde zu und so küßte das Mädchen die Hand der Geberin und verließ mit der Tante die Laube.

„Ich wollte, du hättest dies nicht gethan," sagte Santen zu seiner Gattin.

„Warum?" fuhr jene auf. „Edgar, vergiß nicht, daß ich Herrin meiner Sachen bin und durchaus keine Einsprache in meine Handlungsweise liebe."

Dabei blickte sie auf und unwillkürlich mußte Marianne an jenes Bild denken, noch mehr, als Santen mit eiskaltem Tone sagte: „Meine liebe Melanie, das werde ich niemals vergessen," sich steif und ceremoniös verbeugte und die Mühle mit den Worten verließ;

„Ich werde den Kutscher schicken, für mich selbst ziehe ich die raschere Fahrt mit der Bahn vor."

Er hörte gar nicht mehr, als sie ihm nachrief: „Man kann ja nicht bis hierher fahren, wir gehen mit," und war so schnell im dichteren Laubwald verschwunden, daß sie das Nachgehen bald aufgab.

Marianne hörte schweigend zu, als die junge Frau in bittere Klagen ausbrach, sie dachte nur das eine:

„Wir haben ein Geheimnis miteinander und das ist nicht gut."

Welche Qual brachte das Ende des so heiter begonnenen Ausfluges!

Melanie war plötzlich müde und kaum fortzubringen; sie weinte, stampfte mit dem Fuße auf, wollte nicht weiter gehen, wollte nicht allein im Walde bleiben. Fast verlor Marianne die Geduld — „wieviel mehr muß er leiden, und ich will ihm nicht diese kleine Stunde abnehmen?"

Und wieder redete sie der Freundin zu, nahm die kleine Frau auf den Arm, sie eine Strecke weit tragend, bis ihr die Arme so weh thaten, daß sie es nicht länger konnte: „Wie schade, das war so schön," lachte Melanie und hüpfte voran wie ein Kind.

Endlich war der Wagen erreicht, schon fing es an, dämmerig und kühl zu werden; gut in Decken eingehüllt, lehnte Frau Santen in der Wagenecke und war bald eingeschlummert.

Wie segnete Marianne diesen Schlummer, nun war sie mit ihren Gedanken allein — und doch, sie konnte ja nichts anderes denken als: „Bleiben, ach, darf ich nicht und kann nicht scheiden! Nein, nein und kann nicht scheiden."

So erreichte man endlich die Stadt; durch das Gerassel auf dem Straßenpflaster erwachte Melanie, bald hielt der Wagen vor der Villa. Im Garten gingen zwei hohe Männergestalten, Ferrand und Santen. Sie kamen an den Wagen. Edgar öffnete und half Marianne heraus. Ihre Hand lag in der seinen, sie fühlte einen leisen Druck.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Marianne, Sie dürfen uns nicht verlassen," sagte er zu ihr, ohne daß es die anderen hörten, die ebenfalls miteinander sprachen.

Marianne nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Scheiden, ach, kann ich nicht!" diese Worte standen mit glühender Schrift vor ihren Augen und das andere Wort: „Bleiben, ach, darf ich nicht!" war ausgelöscht, vergessen.

Ihr Vater nahm ihren Arm in den seinen und führte sie dem Hause zu.

„Du hast mir gefehlt, es war überall so still und leer; ich habe den Thee bestellt, brauchst keine Pflichten heute mehr auszuüben, du siehst blaß und müde aus. Armes Kind! Santen machte sich Vorwürfe, dich allein mit seinem kleinen Satan gelassen zu haben, und doch wieder sagte er mit dem Egoismus des Künstlers — ‚ich konnte nicht mehr bleiben, sie hat mir meine ganze Stimmung verdorben. Ich werde diese Skizzen nicht brauchen können, ich verliere die Freiheit im Schaffen, wenn dieses Erlebnis mir stets in den Sinn kommt'. Wir müssen schon treu bei ihm ausharren. Der arme Kerl ist übel daran."

„Aber weshalb hat er sie denn geheiratet?" stieß Marianne endlich heraus.

„Siehst du nicht, wie bezaubernd die kleine Hexe sein kann?" fragte lachend ihr Vater. „Und außerdem die anspruchsvolle Künstlernatur, die nicht bedenkt, wo sie verbraucht, die nicht rechnen kann; Melanie ist ein reiches Mädchen gewesen, eine sogenannte gute Partie, du hörst sie ja selbst sagen — wozu arbeiten, mein Vater gibt uns ja alles, was wir wollen. Das sind schwere Ketten für einen Mann und doch ist keiner so frei in sich selbst, um sich davon loszumachen. So sind nun einmal die Männer, das bezaubert, betört und dann ist's zu spät. Mein Kind, es finden sich nicht alle, die zu einander gehören, und wenn sie sich gefunden haben — ja dann werden sie getrennt," schloß Ferrand bitter, ihren Arm loslassend, als sie die Stufen der Veranda hinanstiegen. Drinnen war alles hell und friedlich, der Theekessel summte sein altes, ewiges Lied und es lautete gastlich und einladend.

Marianne bereitete den Thee und als sie ihrem Vater, der düster vor sich hinschauend im Sessel lehnte, die erste Tasse reichte, blickte er sie so freundlich und liebevoll an, daß sie leise an dem Stuhle niederglitt, ihren Kopf an seinen Arm lehnte und den Thränen nicht länger Einhalt gebieten konnte.

„Kind, was ist dir?" fragte Ferrand erschrocken.

„Und wenn sie sich finden, dann werden sie getrennt," flüsterte sie.

Er strich sanft über ihre heißen Wangen.

„Ja, sie gehörte wirklich zu mir," sagte er mit einem tiefen Seufzer.

Marianne erhob sich, sie hatte an anderes gedacht, aber es war gut, daß er sie nicht verstanden, sie wollte sich selbst nicht verstehen, dann müßte ja auch das andere Wort wieder sichtbar werden: „Bleiben, ach, darf ich nicht."

„Tante Agnes hat geschickt, du möchtest morgen in der Frühe zu ihr kommen, sie fühle sich unwohl. Es ist mir leid, wenn deine Studien hierdurch gestört werden, aber ich wünsche, daß du für Frau von Martin alles thun möchtest, was du kannst," sagte Ferrand nach einer Weile zu seiner Tochter.

Marianne war gern hierzu bereit, und so geschah es, daß, als Santen am nächsten Tage kam, ihre Staffelei leer war, nur das angefangene Bild mit den indigoblauen Wellen und den hellgelben Felsen erinnerte an die Ereignisse des gestrigen Tages. Er setzte sich vor das Bild und begann daran zu malen, unter seinen Händen verschwand bald die grelle Farbe. Er änderte nichts an der Komposition — „das ist ihr Gedanke, der muß bleiben, denn er ist gut."

Dann ging er an die eigene Arbeit, aber heute war kein guter Tag für ihn. Er war unruhig, öfters wandte er sich nach der Thüre um, ging ins Nebenzimmer, sah durch die Veranda

nach dem Garten, malte wieder eine Weile und legte dann Pinsel und Palette unmutig nieder.

Ferrand kam, eine kleine Thonvase in der Hand: „Hier, Santen, bringe ich Ihnen etwas, das Sie eigentlich begeistern sollte."

„Ja," entgegnete er, „diese einfache Form ist schön und ich habe wirkliche Freude am Anschauen derselben, aber wenn ich sie mit meiner Kunst in Zusammenhang bringen soll, ist sie mir verleidet; denn dann muß ich an die Ausstellungen denken, die nächstens wie ein großer Geschirrmarkt aussehen werden, da kann mich eine Wut erfassen —" und er ergriff die Vase, als wollte er sie zu Boden schleudern.

Santen ereiferte sich, wie es Ferrand scheinen wollte, mehr wie notwendig war, er eilte, sein Eigentum zu retten und wollte begütigen.

„Nein, deshalb brachte ich sie Ihnen nicht, daß Sie in eine solche Berserkerwut ausbrechen sollten. Was haben Sie denn heute gemalt?" fragte er, vor die Staffelei tretend.

Santen hatte sich nach dem Fenster gewandt: — „es will heute nichts werden," nahm seinen Hut und wollte das Zimmer verlassen. „Ich will in die Galerie wallfahrten, vielleicht wird meine Stimmung besser," sagte er, Abschied nehmend.

„Ihr seid wunderbare Leute mit euren Stimmungen. Zum Glück hat Marianne noch nichts davon," sagte Ferrand ihm auf die Schulter klopfend. Er beachtete diese Worte nicht und eilte hinweg.

Es war um die Mittagszeit, als er in der Galerie anlangte. Die Säle waren leer, er verweilte bald vor diesem, bald vor jenem Bilde, so kam er endlich auch in das Heiligtum — zur sixtinischen Madonna. Ohne einzutreten, blieb er in der Thüre stehen, sich an einen der Pfosten lehnend und schaute auf das Bild hin. Kein Laut störte seine Betrachtung, da regte sich plötzlich etwas in dem kleinen Kabinett, er hörte ein unterdrücktes Schluchzen, er blickte hinein, eine Frauengestalt lag fast in sich zusammengesunken auf dem Diwan, die Hände vor das Gesicht gepreßt.

„Marianne!" schrie Santen auf; jene zuckte zusammen. „Hier finde ich Sie, weshalb ließen Sie mich allein? Ich kann nicht malen, wenn Sie nicht da sind, ich bin nun einmal daran gewöhnt."

Seine Stimme klang hart und vorwurfsvoll.

„Ich war zu Frau von Martin gerufen worden," entgegnete das Mädchen, welches sich erhoben hatte, und dessen stolze Haltung beweisen sollte, daß es den Vorwurf nicht zu verdienen glaubte.

„Ausreden," warf verächtlich der Maler hin, „und ohne mich in die Galerie zu gehen — es ist und bleibt mein Vorrecht, Sie hier einzuführen."

„Seit wann habe ich Ihnen meine Freiheit geopfert?" suchte Marianne zu scherzen. „Ich war nicht allein hier, sondern im Correggio-Saal, bei den spanischen Bildern —"

„Und die haben Sie zum Weinen gebracht?" unterbrach Santen.

Marianne errötete, er fuhr fort: „Warum haben Sie geweint? ich will es wissen, ich muß es wissen."

Er faßte ihre Hand.

„Sie brauchen es nicht zu wissen," antwortete Marianne, ihm die Hand entziehend, „und nun kommen Sie noch einmal zu der ‚Maria in Aegypten', die will i ch Ihnen zeigen."

Er blieb stehen.

„Versprechen Sie mir eins — gehen Sie nicht mehr aus, wenn ich zum Malen komme, ich kann Sie nicht entbehren; das ist doch wahrlich kein so großes Opfer!"

„Und doch noch größer, als ich zu leisten vermag, die Wünsche der Tante Agnes gehen noch vor den Ihren. Uebrigens habe ich stets vergessen, Ihnen zu sagen, daß Frau von Martin Sie kennen zu lernen wünscht; freilich eben ist sie krank und kann nicht viel Menschen sehen, später aber müssen Sie mit Melanie hingehen, sie zu besuchen."

„Wie Sie wünschen, Fräulein Ferrand," sagte Santen plötzlich verändert, „nun lassen Sie uns zur ägyptischen Maria gehen."

Sie traten vor das Bild. Heute sprach sie, und er hörte zu; so schien es wenigstens. Dann trennten sie sich und jedes suchte sein Heim auf.

Es vergingen Tage, es vergingen Wochen, aber kein Tag und keine Woche, an dem Santen nicht kam, Marianne nicht an ihrer Staffelei saß, sie nicht ein gemeinsames Interesse am Nachmittag oder Abend zusammenführte. Wohl waren Melanie und auch Ferrand stets mit ihnen, und doch war es, als gehörten nur sie zu einander und Marianne fühlte immer deutlicher, wie ihre Freiheit im Denken und Handeln gänzlich dahin schwand, wie sie nur noch lebte in seinem Willen und nach demselben.

Wie oft schon hatte sie sich empört gegen

diese Gewalt, die in ihr Leben getreten und sich ihrer mit solcher Herrschaft bemächtigt hatte; wie oft geglaubt, sich befreit zu haben und dann war sie doch wieder zu schwach gewesen, einen Entschluß, der sie von Santen trennen würde, zu fassen, wenn sie sah, wie sie seinem Glücke, seinem Wohlbehagen nötig war, wie selbst Melanie durch ihren Einfluß weniger launenhaft, beständiger wurde.

„Wir müssen treu bei ihm ausharren," hatte ihr Vater gesagt, es war Freundespflicht, sie durfte nicht gehen; wie hätte sie es auch gekonnt, durfte sie den Vater verlassen? So war das junge, thörichte Herz bald zur Ruhe gesprochen und das Verhängnis schritt langsam seinen Gang fort. Ferrand sah nicht die bleichen Wangen und die öfters verweinten Augen, er bemerkte nicht das Aufleuchten derselben, wenn Santen eintrat, sein Name als Künstler erwähnt wurde, auch nicht das müde, abgespannte Wesen, wenn Melanie einen Nachmittag lang allein dagewesen war. Mit seinen Studien beschäftigt, sah er die Tochter nur, wenn andere dabei waren, oder wenn er ihrer bedurfte und sie zu sich rief; dann fand er sie stets angeregt und heiter, stets bereit, dies oder jenes für ihn zu thun.

Marianne war nicht unglücklich; wohl litt sie namenlose Pein, wenn sie sah, wie Santen in seiner Häuslichkeit alles entbehrte, was ihm zum Glücke nötig war, wohl war es oft eine Qual, die sie kaum zu ertragen vermochte, wenn er gereizt und unzufrieden, auch gegen sie bitter und ungerecht erschien; lag es aber dann in ihrer Macht, ihn umzustimmen, gelang es ihr, ihn heiter zu sehen, dann war alles Weh vergessen.

Die Briefe an den Großvater sprachen von Befriedigung und Freude an den neuen Beschäftigungen, den neuen Pflichten, sie sagten aber nicht viel von den neuen Freunden.

„Ehe die Tannen ihr Winterkleid anziehen, komme ich zu dir — o wie wollen wir uns dann des Zusammenseins freuen. Grüße mir auch Gertrud."

Aber es war noch lange bis zu der Zeit, da die Tannen ihr Winterkleid anzogen; der Monat Juli mit seinen glühenden Sommertagen neigte sich kaum dem Ende zu. Santen hatte eine kleine Reise angetreten, er wollte die Ausstellung besuchen, sein Bild hatte dort viel Aufsehen erregt und war bald verkauft worden, man erwartete ihn in den nächsten Tagen zurück.

Melanie hielt ihren Sommerschlaf, nur des Abends erschien sie und holte öfters Ferrand und seine Tochter ab, um mit ihr auf die Brühlsche Terrasse zu gehen oder eine Spazierfahrt im Mondschein zu unternehmen.

Noch immer hatte die Einführung Santens und seiner Frau bei Tante Agnes nicht stattfinden können, Frau von Martin war lange Wochen leidend gewesen, hatte niemand, selbst Marianne nicht sehen können; nun war sie wieder wohler und sobald Santen zurückgekehrt, sollten die Freunde das stille Heim in der Rosenstraße kennen lernen. Marianne fühlte eine gewisse Scheu vor diesem Ereignisse, die Ursache davon war ihr selbst nicht klar.

Sie war an ihrer Staffelei fleißig gewesen, hatte gezeichnet und gemalt — wie freute sie sich, dies alles dem Zurückkehrenden zu zeigen. Würde er zufrieden sein, würde er Fortschritte finden? Also in die Zukunft denkend, hörte sie plötzlich, wie die Thüre der Veranda heftig geöffnet wurde, rasche Schritte durcheilten das Gartenzimmer, sie erhob sich, es mußte Santen sein; ehe sie noch einen Schritt vorwärts gethan, stürzte er ins Atelier, reisebestaubt und erhitzt, in freudiger Erregung seinen Hut auf den nächsten Stuhl werfend, beide Hände ihr entgegen reichend.

„Marianne! nun bin ich wieder bei Ihnen."

Sie aber stand bleich und stumm an der Staffelei, dem ersten Impuls, seine Begrüßung ebenso stürmisch zu erwidern, nicht nachgebend.

Auch Santen kam nicht näher, fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte nach einer Weile:

„Verzeihen Sie, ich vergaß mich."

Sein Blick wurde ernst und trübe, sein Gesicht fast so bleich wie das ihre; dann aber kam er doch auf sie zu, langsam und ruhig.

„Waren Sie fleißig?" sagte er mit sehr verändertem Tone und betrachtete ihre Studien.

Marianne durchzuckte ein wilder Schmerz. Sie hätte aufschreien mögen, und in ihrem Herzen rief es laut und immer lauter: „Mein bist du und doch bist du's nicht, warum, warum!"

Endlich hatte sie soviel Gewalt über sich gewonnen, um sich zuzutrauen, ihn anzureden:

„Und Ihr Bild kommt nicht zurück? Ich wünsche Ihnen Glück dazu, mir aber thut es leid!"

„So wenig Ehrgeiz haben Sie für mich?" fragte er mild und freundlich.

„Das nicht, aber es fehlt mir hier," entgegnete sie beherzter.

„Es war uns ein guter Kamerad, nicht wahr? Nun, ich fange ein anderes an. Und Sie? Malen Sie immer wieder das Meer, haben Sie Heimweh danach, Sie Schwarzwaldmädchen?" Und er setzte sich vor die Staffelei.

„Ja, das Meer hat es mir angethan," sagte Marianne. „Kennen Sie das Lied: ‚Das Meer erstrahlt im Sonnenschein, als ob es golden wär', ihr Brüder, wenn ich sterbe, versenkt mich in das Meer.'"

„Ja, ja, ich kenne es," fuhr Santen lebhaft auf und summte eine Melodie vor sich hin: „Hab' immer das Meer so lieb gehabt, es hat mit sanfter Flut so oft mein Herz gekühlet, wir waren einander so gut."

„Sterben wollen wir aber nicht, Marianne, wir wollen leben — leben!"

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte leise und bestimmt:

„Sterben wollen wir nicht, wir wollen arbeiten!"

„Ja, arbeiten," wiederholte er mit dem Kopfe nickend. „Doch ich muß nach Hause, Melanie weiß nicht, daß ich heute zurückkomme; hier dieses lasse ich da, ich brauche es gleich morgen, wollte es nur schnell im Vorübergehen abgeben. Adieu Fräulein Ferrand, auf Wiedersehen! Doch halt, fast hätte ich vergessen, ich habe Ihnen dies mitgebracht." Und er reichte ihr eine Photographie hin.

„Wie entzückend," rief Marianne freudig aus, „ist es ein Relief? Ah, von Thorwaldsen, wie erinnert es an Goethes: ‚Wer kauft Liebesgötter.'"

„Er nennt es die Liebesalter. Sehen Sie dort den Korb mit den Amoren, neugierig betrachtet von denen, die nicht wissen, was jene sind; dann diese Gestalt, die sehnsüchtig die Arme nach dem kleinen geflügelten Burschen ausbreitet, diese hält ihn fest am Busen, damit er ja nicht entfliege, diese trägt ihn weinend nur noch an den Flügeln, und jenem ernsten Manne sitzt er im Nacken, ihn beherrschend wie ein Joch, dem Greise entflieht er."

Er hatte ihr das Blatt wieder genommen, als er es ihr erklärte, jetzt gab er es zurück.

„So, nun nehmen Sie es, und suchen Sie sich Ihr Ebenbild, das meine kenne ich."

Er ging und Marianne vertiefte sich mit neuem Ernst in ihre Arbeit.

Kaum war eine kleine Stunde verflossen, als ein Wagen vorfuhr und Melanie eintrat.

„Ich war bei Tante Agnes," rief sie, sich fröhlich in einen Sessel werfend, stolz auf den köstlichen Streich, den sie ausgeführt.

„Melanie, du scherzest," sagte Marianne erschreckt.

„Ich war bei Tante Agnes, Rosenstraße 20."

„Aber sage mir, wie war das möglich?"

„Nun, das ist ganz einfach. Heute beim Frühstück las ich in der Zeitung: ‚Ein Papagei zu verkaufen, Rosenstraße 20', fuhr natürlich hin, denn ich wünschte mir nichts sehnlicher, als einen Papagei, komme richtig an, aber der Vogel ist eine Stunde vorher verkauft worden; so geht mir's ja immer; ich will wieder fort, lese nur noch unten die Namen der Hausbewohner, da sehe ich plötzlich — Frau von Martin — kehre schnell um, laufe hinauf, man öffnet, ich gebe meine Karte und werde eingelassen. Etwas mußte ich doch haben!"

„Konnte es der Papagei nicht sein, so mußte es Tante Agnes sein," sagte Marianne lächelnd. „Aber so früh am Tage, die arme Tante."

„Sie ist auch sehr erschrocken, sie glaubte, es sei euch etwas Wunderbares geschehen, als ob man mich dann schicken würde! Sie hat sich jedoch bald wieder gefaßt; ich erzählte ihr, wie es mir mit dem Papagei gegangen und sie lud uns alle auf morgen Nachmittag ein, vorausgesetzt, daß Edgar noch heute kommt. Nun wäre dies endlich auch soweit und diesmal habe ich es fertig gebracht."

Marianne malte eifrig weiter.

„Dein Gatte ist zurück, er legte einiges hier ins Atelier."

Die kleine Frau sprang auf: „Und das sagst du mir jetzt erst. Wie wird er zanken, daß ich nicht zu Hause war; er wird alles gleich sehen, was ich in seiner Abwesenheit kaufte, und eine Menge Dinge merken, von denen er nichts wissen sollte!"

„Hast du Heimlichkeiten vor ihm?" fragte Marianne in fast verächtlichem Tone.

Mit leichtsinnigem Achselzucken antwortete Melanie: „Je nun, zuweilen!"

„Dann fahre schnell nach Hause, denn es ist schon eine Stunde verflossen, seit er hier war."

Frau Santen nahm eilig Abschied.

Als Marianne später ihrem Vater von dem Besuch bei Tante Agnes erzählte, erheiterte ihn dieser Ueberfall sehr.

„Du mußt gegen Abend hingehen, um zu sehen, wie die arme Frau dies überstanden hat," sagte er.

Tante Agnes saß auf dem Balkon, als am Abend ihre junge Freundin bei ihr eintrat. Sie sah müde und angegriffen aus.

„Ich erwartete dich," rief sie jener zu, „weißt du, daß Melanie Santen bei mir war?"

„Deshalb komme ich," antwortete Marianne. „Ich bin unschuldig daran, Tante Agnes, Melanie ist unberechenbar."

„Und das ist die Frau eures Freundes," sagte Frau von Martin, „ist er wohl sehr glücklich mit ihr? Passen sie zusammen?" fuhr sie fort, das junge Mädchen forschend ansehend.

Marianne errötete bis unter die krausen Haare: „Sie ist nicht immer so kindisch," entgegnete sie.

„Ihr kommt morgen alle zu mir; sagte sie dies?"

„Ja, aber ist es nicht zu viel für dich, liebe Tante, bist du wohl genug?" fragte Marianne.

„Ich wünsche es dringend," erwiderte Frau von Martin sehr bestimmt.

Und so geschah es.

Ferrand ging mit seiner Tochter schon frühe nach der Rosenstraße, alles war festlich hergerichtet, Blumen zierten das Zimmer, den Theetisch.

„Du vertrittst die Hausfrau, mein Kind," sagte Frau von Martin.

Endlich kam auch Santen mit seiner Frau, Melanie wie eine alte Bekannte Tante Agnes begrüßend, Edgar, etwas befangen und förmlich, wie er es leicht Fremden gegenüber sein konnte; bald aber verschwand dies und die allgemeine Unterhaltung war lebhaft und angeregt.

Frau von Martin sprach am wenigsten und öfter begegnete Marianne ihren Blicken, die ängstlich und forschend auf ihr ruhten und dem Mädchen die gewohnte Unbefangenheit raubten. Santen saß zwischen ihr und der Tante; Melanie plauderte eifrig an Ferrand heran, der ihr wie immer lächelnd zuhörte und zuweilen einen kleinen Hieb versetzte, den sie weiter nicht beachtete. Santen erzählte von der Reise, von der Ausstellung, Marianne hörte ihm zu, um so begeisterter, wenn er eines der Bilder besprach.

„Wollen wir Tante Agnes nicht etwas vorsingen?" fragte plötzlich Melanie; eine düstere Wolke, die Frau von Martin nicht unbemerkt blieb, flog über das Gesicht des Malers.

„Ich weiß nicht," antwortete Marianne zögernd.

„Wir singen sehr schön zusammen, gnädige Frau," versicherte Frau Santen, „zweistimmige Volkslieder, ohne Begleitung; komm, Marianne, wir setzen uns draußen auf den Balkon, das wird reizend."

Marianne wußte nur zu gut, daß, hatte Melanie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, sie nicht davon abzubringen war, es schien ihr klüger, nachzugeben.

„Wenn du erlaubst, liebe Tante?" fragte sie. „Gewiß, gewiß," entgegnete Frau von Martin, „ich freue mich sehr, euch zu hören."

So sangen sie denn alle die kleinen Lieder und es war wirklich lieblich anzuhören.

„Wie hieß doch gleich das Lied, welches dir und Edgar so gut gefiel, das Mädchen sang es damals draußen in der Mühle," sagte Melanie, schon in der Balkonthür stehend, um wieder einzutreten.

Santen erhob sich so rasch und heftig von seinem Stuhle, daß die Tassen auf dem Tische klirrten.

„Edgar, wie hieß es?" beharrte die junge Frau.

„Ich weiß nicht, welches du meinst, es gibt viele Lieder, die mir gefallen," antwortete er ungeduldig.

„Ach was; das eine, ich brachte es dir ja auch, Marianne: etwas von einer Heide. Ihr wißt es recht gut. So hilf mir doch jemand, ich möchte wissen, ob ich so unrecht habe, ich finde es nämlich entsetzlich albern," wendete sie sich zu Frau von Martin.

„Ich hörte dich's erst neulich singen, Marianne, als ich dich abholte und du im Atelier saßest, in deinen Skizzen herumsuchend."

Marianne schwieg noch immer. Santen war erregt und blickte seine Frau unmutig an. Ferrand, eine Scene fürchtend, redete seiner Tochter zu, das Lied zu versuchen.

Marianne blieb draußen auf dem Balkon, der noch von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet war; im Zimmer wurde es fast dunkel, außer Frau von Martin konnte niemand das junge Mädchen sehen. Sie aber sah wie Marianne, das bleiche Gesicht von dem Widerschein des sonnenvergoldeten Himmels beleuchtet, noch immer regungslos auf dem kleinen Sofa saß, die Augen in namenloser Qual nach oben gerichtet, die Hände krampfhaft

gefaltet. Dann kam es plötzlich wie ein eiserner Entschluß über sie und sie sang mit lauter, sicherer Stimme:

Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden,
Dann hätt' ich nichts verspürt von all dem Leiden,
Wär' ich daheim doch nur, wär' ich geblieben,
Dann hätt' ich nichts gewußt von all dem Lieben!
Bleiben, ach, darf ich nicht, und kann nicht scheiden —
Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!

Sie hatte geendet — einen Augenblick waren alle still; das Lied war eine Geschichte tiefsten Herzeleids, es war der Aufschrei eines Herzens, das verzweifelnd unterliegt im Kampfe mit sich selbst.

Und all dies hatte ein jeder gehört und auf seine Weise ausgelegt.

In diese Stille hinein schlug eine kleine Pendeluhr im Nebenzimmer mit hellem Klange eilig sieben Uhr. Melanie horchte und zählte.

„Sollte um sieben Uhr nicht das Theater angehen? Marianne, du weißt noch gar nicht, daß wir auch für dich ein Billet genommen haben; es wird Othello gegeben, ich freue mich so sehr auf den Mohr! Müssen wir nicht gehen?“ fragte sie den Gatten.

Sie hatten alle während dieser Auseinandersetzung der jungen Frau Zeit gehabt, sich aus den Gedanken herauszufinden, die jenes Lied Mariannens in ihnen erweckt.

Santen sprang auf, als könne er nicht schnell genug ins Theater kommen, Tante Agnes schien einen Versuch machen zu wollen, Marianne dazubehalten, diese selbst ließ willenlos über sich bestimmen und Melanie erklärte: „Ohne dich gehe ich nicht, du mußt mitkommen, du gehörst zu uns.“

So schieden sie.

Man hörte unten an der Hausthüre den Maler einen Wagen anrufen, sie stiegen ein, im nächsten Augenblick war der Wagen um die Ecke verschwunden.

Ferrand und Frau von Martin waren allein.

„Wie soll das weiter gehen, Ferrand?“ fragte sie erregt.

Er schien aus einem Traume zu erwachen: „Was weiter gehen?“

„Nun, sehen Sie denn nicht, daß Marianne Santen liebt, konnten Sie so blind sein?“

„Marianne — Santen liebt“ sprach Ferrand nach, als wisse er nicht recht, was diese Worte bedeuten sollten.

„Und zu Grunde geht,“ sagte Frau von Martin mit Nachdruck.

„Ach was, so unvernünftig ist Marianne nicht,“ wehrte Ferrand ab.

„Liebster Freund, damit hat die Vernunft gar nichts zu schaffen; ich sage Ihnen, diese beiden gehören zusammen, sind füreinander geschaffen, und ihre Herzen streben einander zu, trotz dieser unglücklichen Frau, die das gerade Gegenteil ist von dem, was Ihren Freund glücklich machen könnte. Und glauben Sie mir, Ferrand, Santen weiß sehr genau, wie es mit Marianne steht, und sein eigen Herz wird er auch kennen. Und nun sagen Sie mir, was soll daraus werden!“

„Ich habe das Mädchen niemals so singen gehört,“ sagte Ferrand wie zu sich selbst. „Ueberhaupt wenn ich sie vergleiche mit dem Kinde, das mir in die Arme flog, als ich vom Reisen sprach, dort oben auf ihrem Berge bei dem Alten, man sollte nicht glauben, daß sie dieselbe ist. Agnes, sollten Sie recht haben?“

„Sie fragen noch und sehen dies Tag für Tag mit an? Schon lange wollte es mich bedünken, als müsse in Marianne etwas vorgehen, was ihr ganzes Sein erregt, ich wollte aber erst mit eigenen Augen urteilen.“

„Und Sie meinen, daß diese beiden sich wirklich lieb haben?“ fragte Ferrand.

„Um Gottes Willen, Ferrand, wie schwer Sie begreifen! Sich lieb haben ist noch ein viel zu schwacher Ausdruck: sie sind eine Seele geworden ineinander, sie können sich nicht mehr entbehren. Sehen Sie nicht, wie Santens Augen eintauchen in die Ihrer Tochter, bis man aus Mariannens Augen heraus nichts anderes sieht als sein Bild? Hier muß gehandelt werden, Marianne muß fort, ich aber will mit ihr reden.“

Ferrand fuhr sich mit der Hand über die Stirn: „So kurzsichtig sollte ich gewesen sein? So vertieft in meine eignen Angelegenheiten, daß ich mein Kind aus den Augen verlor? Agnes, ich dachte nur immer an Nora, wenn ich Marianne um mich hatte, und Nora konnte niemand anderes lieben, sie liebte mich!“

Er legte seine Hand auf die Augen, dann sagte er trübe: „Sie meinen, sie gehören zusammen! Ja, dafür sorgt das Schicksal, daß die sich nicht finden, die zusammengehören,“ schloß er bitter.

Er reichte Frau von Martin die Hand. „Ich schicke Ihnen das Kind morgen früh.“ Sie wagte

nichts mehr zu sagen, er sah so namenlos traurig aus und so hilflos in seiner Trauer.

„Gute Nacht, Ferrand.“

Und so schieden sie.

„Die einen schütteln ihr Schicksal ab, die andern suchen ihm zu entfliehen; nur wer es auf sich nimmt, als von dem Einen geschickt, der die Menschenseelen als sein Eigentum zurück haben will, wenn das Leben gelebt ist, nur diese sind nicht davon überwunden worden — sie bleiben Sieger.“

Leise sagte dies Tante Agnes, als sie allein war.

Ferrand ging nach dem Theater, er nahm ein Sperrsitzbillet und trat ein. Er suchte im Hause umher, ob er seine Tochter sähe. Dort saßen sie in einer kleinen Loge, der Bühne ziemlich nahe; Melanie mit glühenden Wangen und glänzenden Augen, in voller kindlicher Freude an dem Ungewöhnlichen, sein Kind auf dem Stuhle zurückgelehnt, blaß, kalt, teilnahmlos, hinter ihr Santen, düster vor sich hinschauend.

Im Zwischenakte ging Ferrand zu ihnen. „Ich möchte Marianne abholen, sie sieht so müde aus und hatte einen angestrengten Tag,“ sagte er, sie fragend ansehend.

„O ich gehe gern mit, lieber Vater,“ antwortete sie lächelnd. „Es ist wahr, ich bin müde und habe Kopfweh.“

„Wie schade,“ rief Melanie, „dann siehst du nicht, wenn er sie erdrosselt, das muß ganz gruselig werden.“

Santen sagte nichts. Er reichte Mariannen die Hand, blickte ihr tief in die Augen: „Gute Nacht,“ flüsterte er ihr zu, so wie man einem Freunde, den man lange nicht mehr sehen wird, „Lebe wohl“ zuruft.

„Auf Wiedersehen,“ erwiderte Marianne im Tone der Gewohnheit.

Sie sprachen nicht viel zusammen auf dem Heimwege. Ferrand schien anzunehmen, daß Marianne sogleich zur Ruhe zu gehen wünsche, und begleitete sie nach ihrem Zimmer, küßte sie auf die Stirn und gab ihr schweigend die Hand.

Nun war sie allein — allein, seit sie gesungen und im Liede ihr Geheimnis verraten. Erschöpft sank sie auf einen Stuhl, thränenlos starrte sie vor sich hin, die Hände fest ineinander gelegt. „Nun wissen sie es alle, und ich weiß es auch ganz klar,“ sagte sie vor sich hin, „und nun müssen wir uns trennen. O hätte das Mädchen jenes Lied nicht gesungen, niemals hätte ich so deutlich verstanden, was mir im Herzen wunderselig und namenlos traurig lebte. Nun muß ich scheiden — und darf nicht bleiben,“ fügte sie leise hinzu. „Großvater, so kommt dein Kind zurück, so müde, so todesmüde! Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!“

Am nächsten Morgen beim Frühstück bat Marianne den Vater, ihr zu erlauben, auf ein paar Wochen zum Großvater zu gehen. „Laß mich noch heute reisen,“ sagte sie eindringlich.

Ferrand gestand es ihr zu, wußte er doch, weshalb sie es wünschte: „Ich selbst werde dich hinbringen.“

Bald nachdem sie sich getrennt, trat sie beim Vater ein, zum Ausgehen gerüstet: „Ich will Tante Agnes lebewohl sagen.“

So brauchte er sie nicht aufzufordern, Frau von Martin zu besuchen.

Das Atelier stand offen, als sie vorüber kam, sie ging hinein, trat an seine Staffelei, an die ihre, räumte ihre umherliegenden Skizzen zusammen, legte die Farben in den Kasten; das Bild ließ sie stehen.

„Vielleicht malt er noch etwas daran zum Andenken!“

Dann machte sie sich auf den Weg. Sie kam an der Galerie vorüber.

„Nein, nicht dort hinein. Nichts, was daran erinnert.“

Frau von Martin begrüßte sie liebevoll, ohne Gruß ging Marianne auf sie zu, sie reichte ihr die Hand, sie küßte sie; als Tante Agnes reden wollte, wehrte sie ihr.

„Ich weiß, was du sagen willst, o sage es nicht!“ bat sie flehend. „Ich muß fortgehen, ich will es thun, es ist ein großes Leid, was ich mit mir nehme. Gebe Gott, daß ich es allein trage. Ich hätte das Lied nie gesungen, man zwang mich ja dazu, aber als ich es singen mußte, konnte ich's nicht anders singen, und da wußtet ihr alles, was ich mir selbst noch nicht eingestanden hatte. O meine Mutter! ich will an sie denken und an das, was du von ihr gesagt hast: — erfülle dein Herz mit Geduld, Liebe und Treue — wie schwer, wie schwer, wenn das Leben so harte Wege führt!“

Ueber die bleichen Wangen flossen Thränen, der Ausdruck des jungen Gesichtes aber war fast steinern.

Als Marianne schwieg, rief Frau von Martin aus: „O daß ich euch nicht früher sehen konnte.“

Das junge Mädchen strich ihr sanft über die Wangen: „Gute Tante," sagte es wehmütig lächelnd, „laß mich nur zum Großvater kommen, der wird schon zu helfen wissen. Es ist mir gar nicht so traurig zu Mute, nur wehe thut es, sehr wehe. Es ist, als sei ein großes Netz über mich ausgebreitet, aus dem ich mich befreien müsse, jetzt, wo ich nichts mehr für ihn sein darf!"

Und wieder blickten die Augen so starr und teilnahmlos in die Weite.

„Eine Sünde ist es, jemanden so lieb zu haben!" sagte sie nach einer Weile.

Frau von Martin suchte vergebens nach einem Worte, welches klären und trösten sollte, und doch konnte sie sich nicht entschließen, das Urteil und den Trost auszusprechen, den man für die bereit hat, welche den Mann liebt, der einer anderen angehört.

Sie konnte nichts von dem sagen, was sie sich vorgenommen, alles verstummte vor der heiligen Unschuld dieser reinen Liebe.

„Leb' wohl, Tante Agnes, ich komme nun nicht mehr hierher. Der Vater bringt mich nach dem Heiligenberg; es thut mir leid, daß er allein bleiben soll, aber — ich komme ja wieder zu ihm! O es wird alles gut, dort oben unter den Tannen beim Großvater."

Frau von Martin nahm das Kind der Freundin in ihre Arme; lange hielten sie sich umschlungen, kein Wort wurde mehr gesprochen.

Von hier aus wollte sie zu Melanie, sie mußte Abschied von ihr nehmen, ihr Weggehen sollte kein Entfliehen sein; Santen war ja nicht zu Hause, er malte dort, wo sie sonst auch war. Mühsam stieg sie die Treppen hinauf, schon von weitem hörte sie das Bellen des Hundes, er war auch der erste, der sie begrüßte und zwar ziemlich feindselig.

„Die gnädige Frau schläft noch," hieß es.

Ja das hätte sie sich wohl denken können.

Noch war es zu frühe, um den Heimweg anzutreten, sie wandte sich nach dem „großen Garten," sie ging umher auf bekannten und unbekannten Wegen.

Ist es nicht, als sei ich heimatlos? dachte sie. Sie war so müde. Endlich schlug die Stunde, zu welcher Santen das Atelier stets zu verlassen pflegte. Marianne kehrte um. Sie mied die großen Straßen, sie wollte ihm nicht begegnen. Der Weg dünkte ihr endlos. Nun stand sie vor der Villa, sie schien wie ausgestorben; sie trat durch den Garten ein ins Speisezimmer. Die Thüre des Ateliers war geöffnet; Santen stand vor seiner Staffelei, sie mußte ihn noch einmal sehen, er bemerkte sie ja nicht. Als sie sich aber dann leise zurückziehen wollte, wandte er sich um und kam erregt auf sie zu.

„Glauben Sie, ich wäre fortgegangen, ohne Sie gesprochen zu haben? Und wenn Sie bis zum Abend ausgeblieben wären, Sie hätten mich hier gefunden. Ich habe Ihren Vater gesprochen; Sie wollen fort —, wissen Sie nicht, daß Sie alles mitnehmen, was mir das Leben lebenswert macht? Ohne Sie, Marianne, bin ich nichts, Sie sind es, die mich begeistert, zu neuer Arbeit anspornt, Sie sind es, die mich versteht und ich brauche Verständnis — ich kann dich nicht gehen lassen."

Er redete wie außer sich, er faßte ihre Hand, zog die bebende Gestalt in seine Arme, küßte sie mit Leidenschaft. Ihre Kraft war gebrochen, sie ließ es willenlos geschehen. Dann sank sie auf einen Stuhl und es war einen Augenblick ganz still.

Er stand noch immer vor ihr, sie fühlte seine brennenden Blicke.

Sie wußte nichts, als daß sie ihn liebe — grenzenlos, und als sie die Augen zu ihm erhob, da stand's dort zu lesen so klar.

„Marianne, nur ein Wort; sag' mir, einmal nur muß ich es hören, sag mir, daß du mich lieb hast —"

„O Edgar, wie sehr —" sagte sie leise, indem sie die Hand auf seine Schulter legte, da er nun vor ihr kniete.

Er bedeckte die Hand mit Küssen.

„Und doch willst du mich allein lassen, allein mit ihr, die bethören kann, bezaubern, aber die Liebe des Weibes, wie sie dem Manne nötig ist zu seinem inwendigen Leben, zu seinem äußeren Schaffen, nicht geben kann, weil sie nur sich versteht, nur sich liebt; du willst mich allein lassen mit Melanie?"

„Melanie," sagte Marianne langsam und dann war's, als käme die ganze Energie, deren sie fähig war, mit einemmal zurück.

Sie sprang auf.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre der Veranda und Stimmen, die in schneidendem Widerspruche mit dem eben hier Erlebten standen, wurden vernehmbar.

„Hier werden wir sie finden, die passionierten Künstler, kommen Sie nur mit, Lieute-

nant Steinbach," rief Melanie, „warum wollen Sie denn nicht eintreten? Edgar, Marianne, seht, wen ich gefunden habe!"

Umsonst blickte sich Marianne nach der Thüre um. Das Atelier hatte wohl einen Ausgang auf den Flur, dieser aber war von außen verschlossen; nach dem Speisezimmer stand die Thüre offen, man mußte sie von der Veranda aus schon bemerkt haben; ein Entfliehen war unmöglich. So ging sie denn den Ankommenden entgegen und versuchte, lächelnd die Gäste zu bewillkommnen. Melanie blickte sie verstört an:

„Was ist geschehen — Edgar?" rief sie und stürmte an dem Mädchen vorbei ins Atelier. Dort stand ihr Gatte, es war ihm nichts geschehen, gar nichts — und doch! Warum strömte ihr alles Blut nach dem Herzen, warum blieb sie an der Thürschwelle wie festgebannt?

Ein wunderbarer Gedanke blitzte in ihr auf. Zum erstenmal sah sie etwas vor sich, was nicht greifbar und doch wirklich und schrecklich war. Sie fing an zu begreifen, was ein Wort bedeuten konnte, welches sie, wie oft, lächelnd, spielend gebraucht — verlieren! War es möglich, konnte sie Edgar verlieren und sah ihn dort vor sich stehen? Ein wilder Schrei entrang sich ihren Lippen; umsonst streckte sie die Arme nach einer Stütze aus; sie schwankte und fiel, und Dunkel umfing sie.

Draußen auf der Treppe der Veranda stand Lieutenant Steinbach, tausend Entschuldigungen, tausend Begrüßungen ungeschickt stammelnd. Marianne glitt wie eine Nachtwandlerin durch den Speisesaal auf ihn zu, die Hand hinreichend, als sie den Schrei hörend sich umwandte.

Edgar hielt die Bewußtlose im Arme, totenblaß wie sie selbst; Marianne nahm die erstarrten Hände der jungen Frau in die eigenen: Marmorkälte konnte Eiseskälte nicht erwärmen.

„Tragen wir sie in mein Zimmer und dann überlassen Sie mir die Sorge."

Während dies geschah, kam Ferrand, der die Gartenpforte offen gesehen, durch diese in die Veranda.

Staunend begrüßte er den Lieutenant, der, das Geschehene erklärend, Abschied nehmen wollte: „Ich dachte nicht im entferntesten an die Möglichkeit, Sie hier in Dresden zu treffen, als ich mich plötzlich von Frau Santen anrufen hörte, die trotz aller Gegenreden mich mit hierher nahm. Doch ich muß eilen, ich werde erwartet, meine Frau — ich bin seit einigen Tagen verheiratet, befinde mich auf der Hochzeitsreise. Es war ein langjähriger Wunsch meiner Mutter, die meine Frau schon seit ihrer Kindheit kannte, gewissermaßen für mich ausgesucht, sie gehörte den Kreisen der haute-finance von Berlin an," brachte er endlich unter Zögern und Stottern hervor.

Ferrand schüttelte ihm die Hand, und da er sah, mit welcher Unruhe der junge Offizier nach der Uhr blickte, geleitete er ihn durch den Garten nach der Straße, indem er die Gartenpforte hinter ihm schloß. Als er nach dem Hause zurückkehrte, begegnete ihm Santen:

„Ihre Frau fühlt sich nicht wohl," redete er diesen an; „ist sie besser?"

„Ich weiß nicht, sie ist mit Marianne," und der Maler stürmte an ihm vorüber auf die Straße.

Wieder war Ferrand allein, nicht ohne eine dunkle Ahnung davon zu haben, es müsse etwas geschehen sein, was keiner aussprechen wollte. Wie er an seiner Tochter Zimmer vorbeiging, hörte er diese leise sprechen; seiner Hilfe bedurfte keines, so ging er hinauf in sein Arbeitszimmer, die Lösung dieser Rätsel zu erwarten.

Das aber, was Marianne sprach und er nicht verstanden, Melanie hatte es stürmisch und ungeduldig verlangt. Es waren die Worte jenes Liedes:

Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!

Still lag sie, mit geschlossenen Augen lauschend; auch als Marianne zu Ende war, schwieg sie und schaute sie an: „Du liebst Edgar, und nicht allein dies, er liebt dich auch! Was bleibt dann noch für mich?"

Thränen liefen die bleichen Wangen herab, und die braunen Rehaugen richteten sich starr und fragend auf die Freundin: „Muß ich nun fortgehen, zurück zu meinem Vater, oder ins Kloster?"

„Melanie, wie kommst du auf solche Gedanken?" entgegnete sanft und leise das junge Mädchen. „Du bist seine liebe, kleine Frau, die für ihn sorgt, die ihm ein sonniges Heim bereitet, in dem er sich wohl fühlt, die ihn begeistert, wenn er mutlos wird, ihn tröstet, wenn seine Kraft erlahmt, die ihm alles erfüllt, sich selbst vergißt und nur in seinem Glücke lebt, die —"

„Halt ein, halt ein," rief Melanie, die Hände der Sprechenden ergreifend, „das thue ich nicht, das habe ich nie gethan, das kann ich auch nicht thun!" rief sie tonlos.

Marianne hauchte einen leisen Kuß auf die weiße Stirn der jungen Frau: „Das wirst du aber jetzt thun, mein liebes Herz, du hast deinen Gatten lieb, dann ist dies alles ganz leicht.“

„O, es dünkt mir sehr schwer und sehr viel. Marianne, ich fürchte mich vor Edgar. Bleibe du bei uns.“

„Ich gehe in mein Tannenheim zum Großvater,“ entgegnete jene. „Morgen schon, heute noch!“

Fester noch hielt Melanie der Freundin Hand umfaßt, ohne zu sprechen, eine Weile blieben ihre Augen starr und unverwandt auf deren Antlitz haften, dann schlossen sie sich und ein sanfter Schlaf löste alles qualvolle Denken mitleidig auf.

Marianne saß an dem Lager wohl eine Stunde lang, dann löste sie ihre Hand aus den Fingern der Schlafenden; es wurde leise an die Thüre gepocht, Edgar fragte nach Melanie.

„Sie schläft und darf nicht gestört werden,“ antwortete Marianne, ohne zu öffnen.

So verging eine zweite Stunde. Marianne durchlebte noch einmal alles, was in den letzten Tagen innerlich und äußerlich in ihr Leben getreten; wie sie auch dachte, wie sie auch fühlte, es konnte nicht anders sein, sie mußte gehen, wenn es auch schwer war und immer schwerer wurde mit jedem Augenblicke.

Wieder kam Edgar an die Thüre. Diesmal ging sie hinaus zu ihm; sie stattete Bericht über den Zustand der jungen Frau ab, sie sagte ihm manches von dem, was sie miteinander gesprochen:

„Ich muß gehen, noch heute gehen. Wir müssen frei werden von dem Banne, der unsere Herzen beherrscht, Sie und ich — und nur die Trennung kann diese Freiheit bringen. Aber,“ fuhr sie sanft und weicher werdend fort, „gerade das, was Sie zu verlieren meinen, wenn ich fort bin, soll uns verbinden; in der Kunst finden wir unsere Freiheit wieder. Das ist der einzige klare Gedanke, den ich zu fassen imstande bin, und so wollen wir scheiden, nicht im Sturme der Gefühle, die uns irre zu führen drohen — in der Klarheit dessen, was uns gemeinsam bleibt, ohne daß es Sünde wird.“

„Sie haben recht, Marianne, wie immer. So müssen wir scheiden. Leben Sie wohl!“

Ihre Hand ruhte in der seinen.

„Gehen Sie zu Melanie,“ sagte sie und verließ ihn, um ihren Vater aufzusuchen.

Am Abend reiste Ferrand mit seiner Tochter ab, in wenig Tagen waren sie am Ziel. Der Fußweg an den Fällen hinauf war für Marianne zu beschwerlich, sie fuhren bis vor das Forsthaus.

Der alte Bollmann, welchen ein Telegramm von der Ankunft benachrichtigt hatte, hob sein Enkelkind aus dem Wagen, prüfend die bleichen Wangen anschauend, kopfschüttelnd die fragenden Blicke auf Ferrand gerichtet.

Gertrud nahm der Heimkehrenden das leichte Handgepäck ab und führte sie in ihr altes Zimmerchen. Auch sie sah „dem Kinde“ scheu und ängstlich nach, es schien ihr verändert. Aber niemand wagte zu fragen.

Ferrand blieb nur wenige Tage. Ehe er Abschied nahm, hatte er eine lange Unterredung mit seiner Tochter.

So saßen denn der Großvater und das Enkelkind wieder zusammen unter den Tannen, aber es war nicht mehr wie damals, als es Frühling werden wollte.

Die Sommerglut war gekommen und hatte vernichtet, was nicht Kraft zu widerstehen fand — in der Natur und im Menschenleben.

Marianne hatte ihre Farben und Pinsel ausgepackt und begann fleißig zu malen. Der Großvater freute sich, wenn er seine Tannen wiedererkannte. Gertrud verwunderte sich gebührendermaßen, das war doch noch anders als die Vögel und Blumen und die Sterne in des Fräuleins Zimmer auf weißgetünchter Wand.

„Das ist's also, was du draußen in der Welt gelernt?“ fragte er Mariannen.

Sie stand auf.

„Laß uns hineingehen in den tiefen Wald, Großvater, ich will dir's sagen.“

Sie faßte seine Hand, wie sie's als kleines Kind gethan und als sie dort zwischen den schlanken Edeltannen gingen, begann sie zu erzählen von Santen, von Melanie, von dem Tage in der Mühle und von dem Liede bei der Tante.

„Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden,
Dann hätt' ich nichts gespürt von all dem Leiden,“

sagte sie leise. „Und doch, Großvater,“ fuhr sie fort, plötzlich stehen bleibend und ihn mit blitzenden Augen ansehend, „dünkt es dir nicht ungerecht, auf ein Glück verzichten zu müssen, welches einem eigentlich gehört? Hat nicht jeder Mensch, einer wie der andere, ein Recht auf Glück, auf Liebe; weshalb muß ich hergeben, was mein gehört, weil eine andere es sich angeeignet hat?

Warum darf ich nicht sagen: verlaß diesen Platz, es ist der meine. Warum muß Edgar mich vergessen, warum muß ich ihn vergessen, wenn wir edel und gut sein wollen? O wie oft habe ich gedacht — hinweg mit allen diesen von Menschen festgesetzten Begriffen, ich will besitzen, was mein gehört! Dann freilich sah ich dich vor mir stehen und du schütteltest den Kopf und winktest mir mit ernstem Blicke hinweg. O ich scheue das Leid nicht; ich bin jung und kann damit kämpfen, und ich habe die Kunst, die kann mich freimachen. Ich muß lernen und fleißig sein, der Vater hat es mir versprechen müssen, daß er im Winter mit mir nach München geht, und wenn ich dann einmal so schöne Bilder male wie er — sie hielt einen Augenblick inne — dann kann ich wieder ganz glücklich sein." Der Großvater schüttelte ungläubig den Kopf: „Mein Kind," begann er langsam und feierlich, „die Kunst ist etwas Schönes und Herrliches, aber ein anderes ist es, was dich allein vom Leide freimachen kann, weißt du nicht, was das ist? Mir würde keine Kunst der Welt geholfen haben, mein einsam Leben, aus dem alles genommen ist, was Freude und Glück darin war, weiter zu führen, wenn ich nicht die Kunst gelernt hätte, es zu des großen Gottes Ehre zu leben, der es mir so geschenkt hat wie es ist. Hast du daran noch nicht gedacht?" Da fiel Marianne dem Großvater um den Hals: „Ja, Großvater, ich wußte, daß ich bei dir das Rechte finden würde für Herz und Verstand. So will ich denn still sein und hilf du mir, daß ich es einst vermag, all mein Lieben und mein Können, mein Wollen und Mögen dem großen Gott anheimzustellen, dann kann ich auch vielleicht wie du mein Leben zu Ende bringen zu Gottes Ehre."

* * *

Mehrere Jahre sind vergangen. Ferrand lebt mit seiner Tochter in München, wo Marianne ernste Studien gemacht hat. Mit rastloser Energie und eisernem Fleiße arbeitet sie. Man beglückwünscht den Vater zu dem Talente der Tochter. Er hat nur ein wehmütiges Lächeln zur Antwort. Keiner begreift den teilnahmlosen Mann. Keiner weiß, daß sein Herz trauert um das frische, fröhliche Kind, das er vor nicht so langer Zeit vom Heiligenberg geholt hatte, wenn er jetzt die ernste, bleiche Jungfrau unermüdlich arbeiten sieht und ihm der fest geschlossene Mund und der tiefe Ernst auf ihrer Stirne von neuem auffällt. Es ist des Morgens früh. Marianne bereitet den Thee am Frühstückstische, ihr Vater tritt ein, Zeitungen und Briefe in der Hand, auch für sie sind zwei dabei.

„Von Tante Agnes," ruft sie erfreut, und legt das zweite Couvert weg. Erst nachdem sie manches aus Frau von Martins Schreiben dem Vater vorgelesen, öffnet sie den anderen Brief. Zwei Blätter entfielen demselben, das eine davon war sorglich in ein kleines Couvert gelegt.

„Von Lieutenant Steinbach," sagt Marianne erstaunt, doch je weiter sie liest, um so mehr scheint der Inhalt sie zu bewegen.

Langsam fallen Thränen aus ihren Augen, ohne zu reden, gibt sie den Brief Ferrand, nun das andere Schreiben zur Hand nehmend.

Sie öffnet es nicht gleich. Sie blickt vor sich hin, als sähe sie Gestalten aus weiter Ferne erstehen und vor sie hintreten. Vorsichtig legt sie dann das Blatt auseinander, leise streicht sie darüber hin, es waren nicht viel Worte, die Handschrift unsicher und schwach. Dies war zu lesen:

— „Marianne! Einen letzten Gruß und eine letzte Bitte. Ich weiß, daß du sie erfüllen wirst; drum kann ich ruhig sterben. Steinbach sagt dir, was zu schreiben ich nicht die Kraft habe. Das Kind heißt Marianne wie du, möge es dir ähnlich werden. Edgar."

Ferrand blickt die Tochter an, als er den Brief zu Ende gelesen:

„Melanie elend umgekommen, nachdem sie um des Spieles willen Mann und Kind vernachlässigt, Santen gestorben am römischen Fieber oder wahrscheinlich an fieberhaftem Ueberarbeiten, während der gute Lieutenant mit seiner reichen Frau in süßem Nichtsthun prosperiert. Das ist was sie Leben nennen! Und du, mein Kind, was hast du beschlossen?"

„Kannst du fragen, mein Vater," entgegnete Marianne mit einem wunderbaren Leuchten in den Augen.

„Aber deine Kunst," wollte Ferrand einwenden.

„War sein Vermächtnis, wie es nun sein Kind ist. Laß mich an der kleinen Marianne gut machen, was das Leben Schweres für ihren Vater brachte."

Ferrand küßte die gerötete Wange seiner Tochter:

„Die Liebe ist eine gewaltige Macht. Für das Weib ist sie das Verhängnis oder die Erlösung."

Frühlingsboten.

Von

L. Baldamus.

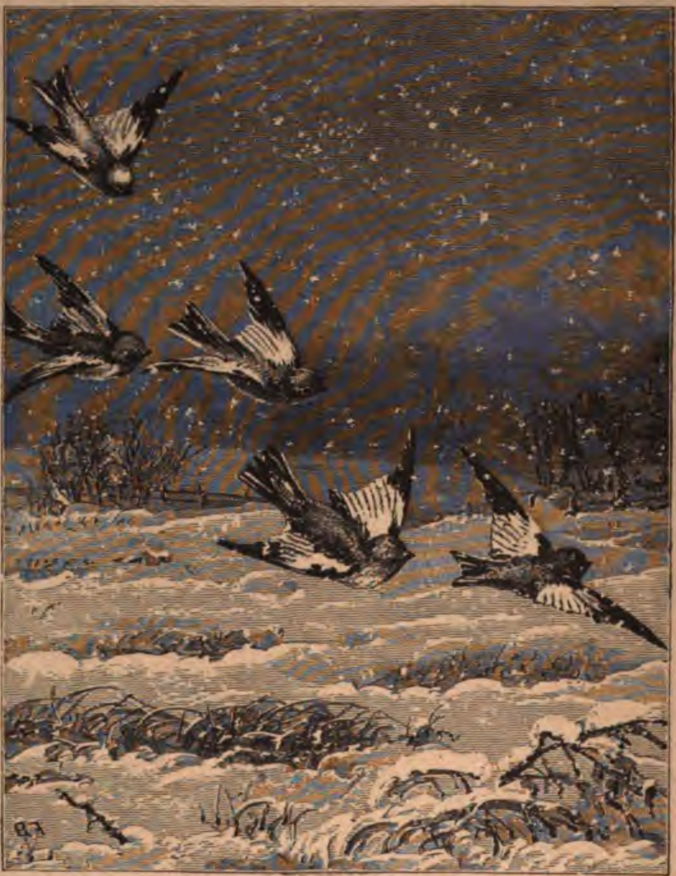
Drüben im „dunklen“ Erdteile — der gar nicht so dunkel ist, wie das modische Epitheton vermuten läßt — ging es kurz nach Neujahr auf den meteorologischen Stationen der befiederten Astronomen gar lebendig zu. Das war ein Regen und Rühren, ein Plauschen und Plaudern, ein Jauchzen und Jubilieren, wie es selbst in der sanguinischen Vogelwelt nur ein großfrohes Ereignis zu erzeugen vermag. Und ein solches hatte sich allerdings für die Wintergäste des vasten Erdteiles vor kurzem zugetragen: die Lebensweckerin alles Irdischen, die liebe Sonne, schritt zusehends dem Norden zu, um ihm den schönen Frühling zu bringen. Den Frühling! Weißt du, o Mensch, was dies offenbar der Vogelsprache entstammende Wort für die *außertropische Vogelwelt* bedeutet? Diesseits und jenseits der Wendekreise: Frühling ist Grünen und Blühen und Duften, ist Dichten und Singen und Jubeln, ist Heimat, Liebe, Mutterlust und Mutterlast, ist *alles*, *was* *das* Vogelherz Größtes und Herrlichstes in sich faßt. Und nun gar Frühlingsahnung!

Zuerst war sie über die Wintergäste des Südens gekommen. Im Kaplande, an den schönen freien Ufern des Oranje und Limpopo, rings um den Ngamisee begann es allmählich kühler zu werden — die Sonnenstrahlen fielen schräg und schräger. Bald merken's auch die anderen, die weiter nördlich Winternden, daß die Sonne auf der Fahrt nach dem Norden ist, nach *ihrem* Heim. Und hätten sie es noch nicht gemerkt, die Gäste der großen Seen und der großen und kleinen Flüsse des kompaktesten aller Erdteile: ihre südlicheren Genossen erinnern sie um so lebhafter daran.

Vieltausendstimmig ertönt in der Morgenfrühe ihr Mahnruf. Am Congo, am Niger und am hundertarmigen Nil. „Wißt ihr's nicht? Ahnt ihr's nicht, ihr Träumer? Der Frühling hat seine Wanderschaft angetreten! Er zieht

mit der Sonne nach Norden! Nach Norden in unsere Heimat! Auf! erwacht, macht Platz, rückt weiter, ihr Glücklichen, die ihr vor uns sein Nahen verkündigen dürft! Und grüßet, grüßet unser gesegnetes, seliges Daheim! Bald ziehen wir jubelnd euch nach! Ade, ade, und vorwärts!"

Und am Tage und am Abend und in der Nacht wird es lebendig über dem dunklen Erdteile. An seinen riesigen Wasserstraßen entlang eilt alles nach Westen und Norden, was in dem buchten- und bildungenreichen Europa seine Heimat weiß — immer neue und ungezählte Scharen rücken nach — rücken weiter bis zur langgestreckten Nordküste Afrikas.



„Sie kommen, sie sind da — jubelte ein junger Feldlerchenherr, der mit den Seinen zwischen Senegal und Gambia überwintert hatte und vor einigen Tagen nach Tunesien vorgerückt war, seinem Bräutchen zu — sie sind da und nun geht's fort über das blaue Meer!"

„Und dann — dort —"

„Und dann?" wisperte verschämt die schlanke, junge Braut.

„Du weißt es ja, du meine süße, herzige Liebe! Nach unserer trauten deutschen Heimat geht es — und dann — dort gründen wir unseren glücklichen, unseren ersehnten Hausstand. Ha, welche Wonne, wenn wir über der grünenden, blühenden Wiese schweben werden, deren zartes Laubdach die Wiege unserer Kinder —"

„O singe mir das schöne Lied," unterbrach die glückliche Braut und lehnte ihr Köpfchen an die Schulter des Geliebten, „singe mir das reizende Lied vom ‚grünen Wiesenplan' das du neulich gedichtet hast, o Lieber."

„Ach ja, Herr von Alauda, ‚Tirili, tirila, nun sind wir wieder da' bitte recht sehr! Sie singen es ja schon recht leidlich, Verehrtester! Und drüben wird es noch sehr viel besser gehen! Hm! Und was ich ferner bemerken möchte: sehr viel besser klingt es doch, als das eintönige, geschmacklose Geleier der Wüstenlerchen hier herum, eurer sand- und lehmfarbigen Vetterschaft. Aber natürlich, sehr natürlich! Denn wie wir Lateiner sagen: Quale vinum, tale latinum! Diese jämmerlichen Sand- und Steinwüsten, und unser herrliches Wald- und Wiesengrün; dieses brackige Lagunenwasser und unsere klaren kühlen Quellenbäche, diese riesigen hartgepanzerten Käfer, Schnecken und —"

„Ah! unsere verehrte Gutsherrschaft," unterbrach sich Herr Sprehe-Star diesmal selber.

Bevor wir jedoch diese großen Respektspersonen dem freundlichen Leser vorzustellen die Ehre haben, müssen wir wohl die Anwesenheit des redseligen Herrn Sprehe-Star in Tunesien erklären. Der merkwürdige Kauz war, vor fünf Jahren, vorzeitig seinem Häuschen entschlüpft — am 30. Mai war's — und ins nasse Gras gefallen. Dort hatte den durchnäßten, frostzitternden Nestling ein Knabe gefunden und seinem Vater gebracht, der ihn zwischen Rock und Weste erwärmt und getrocknet hatte. Nach kaum einer Stunde mundeten ihm ein Dutzend Mehlwürmer ganz vortrefflich, und von Stund' ab zeigte er eine rührende Anhänglichkeit an seinen Wohlthäter, der ihn frei in Haus und Garten umherfliegen und mit den letzten Nachzüglern gen Süden ziehen ließ. Herr Star, der seinen ersten Winter in Süditalien und Sizilien zugebracht und daselbst den Namen eines Sign. Stornello geführt hatte, war im nächsten Februar zu seinem Retter zurückgekehrt, besuchte dann in den nächsten Wintern unter dem Namen Mr. d'Etourneau die herrliche Riviera, die Ahnen des Herrn Gambetta und Südfrankreich, dann Spanien und Portugal und war in diesem Winter als Berichterstatter und Interviewer nach Tunis gegangen.

Was nun Herrn Stars „verehrte Gutsherrschaft" anlangt, so hatte sich diese soeben aus einer größeren Gesellschaft „der Gesellschaft", welche in unnahbarer Höhe ihre Kreise zog, in Doppelschraubenwindung ganz in der Nähe unserer kleinen Bekannten nieder- und herabgelassen. Diese aber wußten sehr gut, daß die großen Leute den Zank und Streit der kleinen zu benutzen pflegen, um beide Teile zur gerechten Strafe und im Namen des Naturgesetzes zu verschlucken. Diesmal geschah dies nun zwar nicht. Einmal, weil Herr Star zwar ungewöhnlich laut und deutlich gesprochen, aber doch ganz friedlich und keineswegs aggressiv; es handelte sich ja in der Fremde auch nicht um Wahlen! Dann aber auch, weil zur Zeit ein erklecklicher Reptilienfond in Tunesien vorhanden, welcher den Schlund der Herrschaften bei weitem glatter passierte, als das Federvolk. Endlich — wir müssen den hochbeinigen und langschnäbeligen Borussen, welche nur durch das Rot der eben bezeichneten Extremitäten sich als Angehörige des Deutschen Reiches dokumentieren, Gerechtig-

keit widerfahren lassen — endlich freute sich doch das gutsherrliche Ehepaar sichtlich des Zusammentreffens mit ihren heimatlichen Hintersassen in der Fremde, wenn es auch daheim die nötige gesellschaftliche Reserve beobachten mußte.

Das geht nun einmal so in der lieben Vogelwelt!

„Auch bereits zur Reise gerüstet?" schnarrte Herr von Klapperstorch-Weißenstein herablassenden Tones.

„Freut mich sehr, Sie hier versammelt zu finden," fügte, das ‚sehr' offenbar bereuend, die spitznasige Frau Gemahlin hinzu, und reichte dem Größten unter den Kleinen die äußerste Spitze des Mittelzehes zum Gruß.

Herr Sprehe-Star setzte sich eben in Positur — und das verstand er gründlich — um in eine Flut von Dank- und Ergebenheitsversicherungen unterzutauchen, als Herr von Klapperstorch den langen Schnabel öffnete.

„In 14 Tagen ist Petri Stuhlfeier. Da erwartet uns unser liebes Schwaben. Noblesse oblige! Fertig also, wer unter unserer Protektion reisen will!"

„Sehr gnädig," stammelten hochbeglückt Herr Star und der Lerchenjüngling. „Wir erwarten nur noch," setzte dieser hinzu, „unsere Verwandten und Reisegefährten, Heidelerches, Wiesenpiepers." — „Ja und Hausrötlings und Wippstärts," fiel Star ein, „die übrigens, wie uns soeben der Sahara-Fernsprecher Stephans meldet, samt den Fitissen der gelben und braunen Linie, noch heute eintreffen werden." — —

Wer zählt die Myriaden sehnsüchtiger Vogelherzen, welche am Abende dieses Tages der Heimat entgegenklopfen! Der ganze weite Strand von Tanger bis Suez ist bedeckt von Scharen, groß und klein, welche die ersten sein wollen, drüben jenseits des Mittelmeeres den nahenden Lenz zu verkündigen, und ihre altgewohnte oder neu zu erkämpfende Heimstätte zu gewinnen! Wie fernes Gewitterrollen klingt es bei den ersten Flügelschlägen.

Auf! Empor! Hinüber! Nur drüben blühen Lenz und Liebe!

Drüben aber im schönen Schwabenlande war der Vorfrühling diesmal schon recht früh eingezogen: schon einen oder zwei Tage vor Petri Stuhlfeier. Mit den Schneeglöckchen und Schneetropfen und den goldgelben Christwurzröschen waren die Vorposten der Feldlerchen und Stare, mit den blauen Märzblümchen und den Lerchensporntrauben Heidelerchen und Wiesenpieper den bedächtigen Störchen vorangeeilt.

Ein altes, kleines, sauberes Städtchen mitten in Schwaben und in sprossendem Wiesen- und Gartengrün. Und darin eine alte Kirche mit altem, geräumigen Turme, und gegenüber das alte gotische Rathaus mit geräumigem Keller, und über dem Ganzen die helle, warme, wohlige Sonne von Petri Stuhlfeier. Das war ein Sonnenschein, wie ihn Robert Reinick geschildert hat. Durch alle Thüren und Fenster drang er und stahl sich in alle Herzen hinein. Zumal auf die hohen hellen Fenster der Schulstuben hatte er's abgesehen, daß sie wie von selber aufsprangen. Und die Buben und die Mädchen springen auf und stürzen hinaus auf Straße und Markt — und die Lehrer hinterher. Selbst in das enge dunkle Herrenstüble des Ratskellers drängt er sich hinein und schürzt und schürt und schärft den Alltagsdurst der ehrsamen Bürger beim Frühschoppen. Aber sein Meisterstück führt er doch im Turmstüble des alten Stadtpfeifers aus. Der lugt am Südfenster ins Himmelblau; am westlichen stehen zwei, die sollen und wollen nach Westen schauen — und sie thun's auch wirklich einmal — und: „Vater, die Trompete! Sie sind da! Da sind sie!" jubeln die zwei und blicken sich glückselig in die Augen. Schon hat der Alte die Trompete an die welken Lippen gepreßt, da reichte er sie dem jungen braunlockigen Manne: „Nein, ich kann doch nicht Abschied blasen! Der Ton möchte zittern vor Wehmut, heute, wo ich zum fünfzigsten Male — hier, nimm hin, mein braver Sohn! Zum Anblasen unserer lieben Störche gehören freie Lungen und feste Lippen!"

Drunten aber in den sonnigen Straßen hatte man die wohlbekannten Töne vernommen und in die Häuser waren sie eingedrungen, und jubelnd stürzte jung und alt hinaus in den Sonnenschein auf Markt und Straße: „Der Storch ist kommen! Der Storch ist da! Unsere Störche! Willkommen, willkommen!"

Ueber allem Sang und Jubel hatten die Leute gar nicht bemerkt, daß die lustige Trompetenfanfare heute so ganz anders klang. Das war ein frischer, fester, fröhlicher Ton und der doch so ganz eigen vibrierte.

Droben auf dem Kirchdache hatte sich inzwischen das gefeierte Paar niedergelassen, um von hier aus mit würdiger Bescheidenheit die Huldigungen der guten Heimatstadt entgegenzunehmen, welche ihm reichlich dargebracht wurden.

„Voyez Madame“, sagte Herr von Storch, der noch immer bei feierlichen Gelegenheiten einige französische Brocken als zur Repräsentation gehörig betrachtete. „Sehen sie nur, Frau Gemahlin, wie uns unsere gute Heimatstadt ehrt mit Sang und Klang! Der Empfang unserer braven lieben Landsleute läßt ma foi nichts zu wünschen. Drücken wir ihnen denn in gewohnter würdiger Weise unsern Dank für solches Willkommen aus, indem wir ihnen ein richtiges Storchenduett klappern!“

„Ich danke, Herr Gemahl,“ erwiderte Frau von Storch etwas pikiert, „ich danke! Klappere du nur allein!“

„Aber Frau, was hast du? Was soll ich von dir denken?“ fragte der Herr Gemahl, der sofort aus dem ‚Gesellschaftstone‘ fiel, wenn seine Frau Gemahlin übler Laune war. „Ist das eine Frühlingsstimmung, wie wir sie doch heute ganz besonders empfinden müssen, da wir —“

„Frühlingsstimmung?“ unterbrach die Gattin. „Woher soll sie mir kommen? Stehen wir nicht schon eine halbe Stunde lang auf diesem langweiligen Kirchendache, und hast du dich auch nur einmal nach unserem Hause umgesehen? hast du —“

„Ei potz! Nein, ich will meiner Würde nichts vergeben. Aber galt ihm denn nicht unser erster Blick, als wir im goldenen Sonnenschein unsere Kreise über dieser Stadt zogen?“

„So? Nun, ich habe nichts von diesem Blicke bemerkt.“

„Aber, liebe Frau!“

„Ja, ja! Deine Blicke galten nicht der Wiege unserer Nachkommen, die doch jedenfalls der Ausbesserung bedarf. Sie galten —“

„Nun, Madame, sie galten?“

„Thue nur nicht so unschuldig! Ich hab's wohl bemerkt, sie galten, ja, ja, sie gelten — denn eben blickst du wieder nach ihr — der schmucken Türmertochter galten und gelten sie! Lache nur nicht, du Treuloser!“ rief schluchzend die arme Frau.

Und leider hatte sie recht, die arme Frau. Ihr Herr Gemahl blickte noch eben mit sichtlichem Wohlgefallen auf die schmucke blonde Dirne hinab, welche in freudiger Erregung dem Ratskeller zuschritt, um den althergebrachten Labetrunk für ihren Vater in Empfang zu nehmen, mit welchem die Stadt die Verkündigung des Storcheneinzuges lohnte. Auch weidlich gelacht hatte Herr von Storch trotz des Schluchzens seiner armen Frau; auch dies müssen wir leider bestätigen. Dann aber hatte er das linke Bein unter die Federn gezogen, wie er stets zu thun pflegt, wenn er Gehirn oder Schnabel in ernste Thätigkeit zu setzen vorhat, und der armen Frau eine Geschichte erzählt, welche sie vollständig beruhigte.

Eine Frühlingsblume nach der andern hatte sich entfaltet, den selten schönen März und die erste Hälfte des April hindurch. Den Veilchen, Primeln und Anemonen war die Sippe der Ranunkeln gefolgt. Im Garten blühten Narcissen, Hyacinthen und Frühtulpen. Und mit jeder neuen Blüte, mit jedem neuen Dufte zogen auch neue Klänge durch die laue feuchte Lenzluft. Die große Mehrzahl der Sänger — und unter ihnen mancher Virtuose ersten Ranges — war bereits von Strich und Zug heimgekehrt und vereinigte sich mit dem zurückgebliebenen Stamme des Frühlingsorchesters zu den täglichen Proben für die große Lenzkantate, welche am 10. Mai ihrer Generalprobe entgegensah und am 12. des Wonnemondes zur Aufführung kommen sollte. Früher war diese trotz des zeitigen Lenzes nicht wohl zu ermöglichen; denn einige Hauptsolisten des gefiederten Orchesters sind von Natur so zartbesaitet, daß sie jedes rauhe Lüftchen scheuen, oder vielmehr so verwöhnt, daß sie nun einmal vor dem 8. Mai nicht eintreffen, oder doch nicht bei Stimme sind.“

„Einen ganzen Korb voll Neuigkeiten, liebe Frau,“ klapperte Herr von Storch seiner Gattin zu, welche bereits seit einigen Tagen auf vier großen weißen Eiern saß und von der Zukunft ihrer Kinder träumte. „Zunächst aber laß mich dein Frühstück auspacken, meine Teure! Diesmal ist es nicht so übel und wird, hoffe ich, deinen Appetit reizen. Ich sehe, du hast da noch die drei Taufrösche vor dir liegen. Auch die fette Ringelnatter hast du nicht angerührt. Nun, was sagst du zu diesem Häschen und diesem dreitägigen Entchen? Mit dieser Karausche nimm dich ein wenig in acht, von wegen der Stachelflossen, du weißt ja!“ Unter solchen Reden hatte der fürsorgliche Gatte all die Herrlichkeiten vor der Gattin ausgebreitet und mit einigen blauen Sumpf-Vergißmeinnichtzweigen und Maiblümchen zierlich bekränzt.

„Es sind die ersten; ich habe sie am Waldrande für dich gepflückt, meine Teure,“ fuhr der galante Gatte fort, indem er der Teuren einige der Maiblumen über die Nase hielt.

„Und nun meine Neuigkeiten! Also erstens: übermorgen ist Polterabend droben auf dem Turme. Der junge Trompeter hat kurz nach Petri Stuhlfeier das Patent als zünftiger Stadtmusikus ausgestellt erhalten. Die Väter der Stadt haben die schmetternde Anzeige unserer Ankunft nach Gebühr zu würdigen verstanden. Am selben Tage natürlich stille Verlobung der blonden Babette mit dem braunlockigen Künstler, aber doch nicht so still, daß Tauben, Dohlen und Segler, welche den alten Turm bewohnen, nichts davon bemerkt hätten, und da die drei ungefiederten Turmbewohner den gefiederten stets freundlich gesinnt waren, so machte Frau Dohle den Vorschlag, die ganze geflügelte Stadtmusik aufzufordern, den Hochzeitstag durch ein großes Konzert zu feiern. Frau Dohle sprach wie gewöhnlich so beredt und wußte ihre Rede mit ihren wasserblauen Augen so eindringlich zu begleiten, daß ihr Vorschlag allgemeine, und ich kann wohl sagen freudige Zustimmung fand.

„Und so ist denn morgen die erste Probe im Buschgarten der Wirtschaft zur Neckartraube, woselbst das Hochzeitsfest gefeiert werden soll, anberaumt worden. Auch ich habe auf Ansuchen des Komponisten, welcher die geistreiche Ansicht aussprach, die Klapper habe das gleiche Anrecht auf musikalisch-tiefsinnige Verwendung, als z. B. Peitsche und Becken, und besonders bei Hochzeitsmärschen auch eine tief sinnige Bedeutung. Ja, meine Liebe, unser Instrument kommt noch zu Ehren! Ich werde es aber auch tüchtig üben, um den beabsichtigten Effekt nicht abzuschwächen."

„Hörst du? die andern üben gleichfalls! Ah, Herr Nachtigall! Er ist doch der Meister, der unübertroffene, unübertreffliche! Und dort das prächtige Grasmückentrio! Und hier unter uns im Stadtgraben der Sumpf- oder Gartenspötter — und über der Wiese die Feldlerche — und am Waldhange die Heidelerche — und Singdrossel und Amsel und — — O, da muß ich auch einstimmen."

Und Kopf und Schnabel auf den Rücken stemmend, klapperte Herr von Storch ein begeistertes Solo, das ebenso deutlich, wenn auch weniger melodisch, als die übrigen Sänger, den Lenz und die Liebe und das Leben, das Wonneleben des Grünens, Blühens und Singens der Natur zu preisen verstand.

Der Sammler

Zur Zeitgeschichte.

Vereinswesen.

Die erste Generalversammlung des Deutschen Kolonialvereins tagte am 5. Januar in Frankfurt a. M. Der Präsident, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, wies darauf hin, daß zwei Unternehmungen den Vorstand in erster Linie beschäftigten, der Plan Hasses zu einer Erschließung Paraguays im Interesse der deutschen Volkswirtschaft und die deutschen Templerkolonieen in Syrien. Der Verein gedenkt diesen ersten, wirklich deutsch gebliebenen Kolonieen, denen die Mittel zu rascherer Entwickelung fehlen, durch ein im Heimatlande aufzubringendes Darlehen unter die Arme zu greifen.

Die Begründung eines Westdeutschen Kanalvereins fand am 5. Januar in Münster statt. Ehrenpräsident: von Hagemeister, Oberpräsident: von Westphalen, Vorsitzender: Dr. Natorp in Essen.

Theater und Musik.

Der Zigeunerbaron ist der Titel einer komischen Oper, die Strauß gegenwärtig komponiert und deren Libretto, von Maurus Jokai verfaßt, eine historische Anekdote aus der Geschichte Wiens zum Gegenstande hat.

„Der Richter von Zalamea" als Oper ist in Euvers (Belgien) über die Bühne gegangen. Verfasser des Textbuches sind Armand Silvestre und Detroyat, die der Erfolg des Calderonschen Stückes in Deutschland zu ihrer Arbeit veranlaßt hat. Die Musik komponierte der Belgier Benjamin Godard.

„Der Mohr des Zaren" von Rich. Voß hat, wie seinerzeit in München, auch im Stadttheater zu Hamburg eine sehr beifällige Aufnahme gefunden.

Der Fürst Nikita von Montenegro hat ein dreiaktiges Drama: „Die Balkankaiserin" verfaßt.

Im Breslauer Stadttheater errang am 10. Januar „Penelope" ein vieraktiges Lustspiel von Oskar Justinus, einen vollen Erfolg. Die Kritik rühmt einstimmig das Fesselnde der in den Freiheitskriegen sich abspielenden Handlung und die Feinheit der Diction.

Zur Säkularfeier der ersten Aufführung von Schillers „Fiesco" in Mannheim ist in Mannheim und Leipzig das Trauerspiel in der Fassung, die es vor hundert Jahren hatte, zur Aufführung gebracht worden.

Flotows nachgelassene Oper: „Der Graf von St. Mégrin" ist bei ihrer ersten Aufführung in Köln sehr freundlich aufgenommen worden. Die Musik ist durchweg melodisch.

Oskar Blumenthals Probepfeil ist auch am Lobetheater in Breslau und am Frankfurter Stadttheater mit entschiedenem Erfolg gegeben worden. Die Kritik rühmt die feine Intrigue und den von Kalauern nirgends beeinträchtigten geistreichen Dialog.

Kapellmeister Otto Drache in Dresden wurde zum Musikdirektor am königl. Hoftheater daselbst ernannt.

Therese Malten, Königl. Kammersängerin in Dresden, erhielt vom Herzog von Sachsen-Altenburg die goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft.

Josephine Gallmeyer, unter dem Namen: „die fesche Pepi" der Liebling der Wiener und überhaupt aller, welche sich an dem ursprünglichen und genialen Humor dieses weiblichen Komikers irgend einmal ergötzen durften, ist am 3. Februar in Wien einer schweren, unheilbaren Krankheit erlegen, die bereits 1882 von Professor Albert als Neubildung in der Beckenhöhle diagnosiert wurde. Josephine hatte gewünscht, ohne Sang und Klang in einem Massengrabe beerdigt zu werden wie — eine Bettlerin, als welche sie, was ihre Hinterlassenschaft betrifft, freilich auch gestorben ist. Ihre Freunde haben indessen diese Verfügung umgestoßen und ihr am 5. Februar ein schlichtes, aber an Ehren reiches Begräbnis bereitet. Ernestine Wegner und Pepi Gallmeyer, die populärsten Vertreterinnen nord- und süddeutschen Humores, beide tot, dahingerafft im besten Lebensalter, im Zenith ihres künstlerischen Ruhmes. Fürwahr, da hat Herr Mors einen raffinierten Geschmack bewiesen und eine ganze Welt voll Lust, Leben und sprühender Laune mit zwei Sensenstrichen hingemäht. „Aus is" wie der Titel einer hübschen Novelle von Josephine Gallmeyer lautet. —

Kunst und Denkmale.

Ed. v. Gebhards religiöses Historienbild: „Waschung des Leichnams Christi", früher unter dem Titel: Pietà bekannt, ist von der Verwaltung der königl. Gemäldegalerie in Dresden angekauft worden.

Die Erbauung eines Kunsthauses in Darmstadt ist vom dortigen Kunstverein endgültig beschlossen worden.

Der berühmte Kupferstecher Prof. Rud. Stang in Düsseldorf ist nach Amsterdam berufen, um dort eine neue Kupferstechschule zu begründen.

Robert Volkmann soll ein Grabdenkmal erhalten; es hat sich zu diesem Zwecke in Budapest ein Komitee gebildet, das Beiträge unter der Adresse Herrn Gustav Fuchs, V. Adlergasse 23, Budapest, entgegennimmt.

Dr. **Schliemann** befindet sich zur Zeit in Marathon, um einen in der Mitte der Ebene gelegenen Hügel aufzudecken, er vermutet in demselben ein Grabdenkmal zu Ehren der Gefallenen. Die griechische archäologische Gesellschaft beabsichtigt, in diesem Jahre Ausgrabungen im Eleusinischen Cerestempel, und in Epidaurus, wo dem Asklepios ein Heiligtum erbaut war, vorzunehmen und den Meeresgrund der historischen Bucht von Salamis untersuchen zu lassen.

Feste.

In Heidelberg trifft man schon jetzt Vorbereitungen zu dem 500jährigen Jubiläum der Universität, welches im Spätsommer 1886 gefeiert werden wird. Aus Staatsmitteln werden zu der Feier allein 160 000 Mark bewilligt werden. U. a. beabsichtigt man auch die Herausgabe einer Sammlung von Urkunden, die sich auf

die Geschichte der Universität beziehen und eines Verzeichnisses aller Professoren und Studenten, die mit der Universität als Lehrer oder Hörer in Verbindung standen.

Die Stadt Leipzig hat sich bereit erklärt, für das daselbst abzuhaltende 8. deutsche Bundesschießen nicht allein den Festplatz darzubieten, sondern auch einen Garantiefond von 170 000 Mark zur Deckung der Kosten aus Stadtmitteln aufzubringen.

Die neuerbaute Stadthalle in Mainz, die zweitgrößte Deutschlands, ist am 5. Januar feierlich eingeweiht worden. Dieselbe erhebt sich im italienischen Renaissancestil in unmittelbarer Nähe des Rheines und faßt 3800 Personen.

Die Zwinglifeier in Kappel bei Zürich am 6 Januar nahm einen sehr würdigen Verlauf. Am Zwinglistein ermahnte Pfarrer Egg in zündender Rede die verschiedenen Konfessionen zur Eintracht.

Der Festzug nach dem Pantheon in Rom als eine Kundgebung nationaler Dankbarkeit für Viktor Emanuel und sein Werk, fand am 9. Januar unter Beteiligung von 25 000 Personen mit 1500 Fahnen und 80 Musikkapellen statt. Die Feier verlief programmmäßig.

Das 50jährige Stiftungsfest des Wissenschaftlichen Centralvereins und der von diesem gestifteten Humboldt-Akademie hat am 26. Januar in Berlin stattgefunden.

Bücherwesen.

Max Nordaus Schrift: „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" ist in Wien wegen Beleidigung des Kaiserhauses und verschiedener anderer Delikte konfisziert und von der Censur in Oesterreich verboten worden.

Aus der Feder der Königin von England ist ein neues Buch hervorgegangen, betitelt: „Einige Blätter mehr aus dem Tagebuche über ein Leben in den Hochlanden von 1862 bis 1882", ein Nachtrag zu ihrem vor 15 Jahren veröffentlichtem Tagebuche. Eine Volksausgabe mit zahlreichen Illustrationen und Porträts ist in Vorbereitung.

In **diesen Tagen** erscheint ein neues Buch von Busch über den **Fürsten Bismark**, das interessante Enthüllungen aus dem Leben des großen Staatsmannes enthalten wird.

Witterungsverhältnisse.

Der Meteorolog **Reis** in **Göttingen** macht uns für die nächste Zeit schlechte Aussichten. Nach seiner Annahme folgt den milden Wintermonaten dieses Jahrs wahrscheinlich im März ein Nachwinter mit Schnee.

Verbrechen.

Ein Raubmörder, der sich ein Gewerbe daraus machte, Mädchen unter Heiratsvorspiegelungen an sich zu locken und sie dann meuchlings zu ermorden, um sich in den Besitz ihrer Ersparnisse zu setzen, ist in der Person eines gewissen Hugo Schenk von der Wiener Polizei entdeckt worden. Es ist bereits erwiesen, daß der Verbrecher seit 1879 vier Mädchen umgebracht hat. Auch der Bruder Schenks und der Maschinenschlosser Schlossarek, die den Mörder bei seinen Bluttthaten unterstützten, sind mit demselben verhaftet worden.

Ein großer Postdiebstahl wird aus Budapest gemeldet. An dem dortigen Postamt ist am 5. Januar eine 38 kg. schwere Geldkiste in Lederumhüllung, die 245 000 fl. in Banknoten enthielt, auf rätselhafte Weise gestohlen worden. Auf die Entdeckung des Thäters ist eine ansehnliche Belohnung ausgesetzt. Ein anderer Postdiebstahl ist auf der Strecke Leipzig—Berlin verübt worden. Hier gelang es den bisher unermittelten Thätern Postbeutel mit einem Inhalt im Wert von 80 000 Mark zu entwenden.

Ein vierfacher Mord ist am 17. Jan. in Neuenkamp, einem zu der Bürgermeisterei Neukirchen bei Opladen gehörigen Hofe verübt worden. Ein Mann Namens Fuchs tötete ein junges Mädchen und dessen Vater und Mutter, teils durch Schnitte in den Hals, teils durch Schüsse und schließlich sich selbst. Die Unthat der die Familie zum Opfer fiel, entsprang nicht etwa persönlicher Rachsucht oder jäh ausbrechender Leidenschaft, sondern der verbrecherischen Phantasie eines durch den Kampf mit Not und Sorgen gänzlich verwilderten Menschen.

Ein Raubanfall, der in Plan und Ausführung an denjenigen erinnert, der unlängst in einem Stuttgarter Bankgeschäft verübt wurde, ist in Wien zur Ausführung gekommen. In die Wechselstube des Bankiers Eisert drangen am 10. Januar Abends zwischen 5 und 6 Uhr zwei Männer ein, welche dem Besitzer Eisert Sand in die Augen warfen und ihn mit einer Hacke schwer verletzten. Eisert flüchtete hilferufend in ein nach hinten gelegenes Zimmer, in welchem sich seine beiden Knaben mit ihrer Lehrerin befanden, und von da in den Hof, verfolgt von dem einen der Mordgesellen, der dem Bankier noch mehrere lebensgefährliche Wunden beibrachte. Sein Genosse hatte inzwischen die Lehrerin und den älteren Knaben schwer verletzt und dem jüngeren Kinde das Genick umgedreht. Sodann raubten die beiden Verbrecher die Kasse aus, während ein dritter Genosse vor dem Geschäftslokale Wache stand. Obwohl die gräßliche That gleich darauf bemerkt wurde, gelang es den Verbrechern, mit ihrem Raube zu flüchten. Als mutmaßlicher Mörder wurde ein gewisser Joseph Pongratz, alias Troitz, auch Trauz verhaftet.

Unglücksfälle.

Ein schreckliches Brandunglück ereignete sich in Pennsylvanien auf der Bredford-Berdell und Kinzna-Eisenbahn. Eines der über dem Schienengeleise angebrachten Petroleumreservoirs barst und das herabströmende Erdöl entzündete sich in dem Augenblick, als ein Personenzug darunter durchfuhr. 26 Menschen erhielten schwere Brandwunden, drei Frauen fanden in den Flammen den Tod.

Der Dampfer City of Columbus erlitt am 18. Januar beim Kap Gayhead an der Küste von Massachusetts Schiffbruch. 104 Personen ertranken, gerettet wurden nur 22 Menschen.

Die Not und der pekuniäre Schaden, welchen die **Ueberschwemmungen** in Wheeling und Newport (Kentucky) angerichtet, hat eine bedenkliche Höhe erreicht; der Verlust allein in Wheeling beziffert sich auf sechs Millionen Dollars. Von allen Seiten werden Aufrufe um Hilfe erlassen.

Totenschau.

Rouher, ehemaliger Staatsminister und Ratgeber Napoleons des III. starb am 3. Februar in Paris.

Lasker, Eduard, Dr. jur., Rechtsanwalt in Berlin, hervorragender deutscher Parlamentarier und Politiker, welcher einen nachhaltigen Einfluß auf die Gesetzgebung des neuen deutschen Reiches und auf die Gestaltung des Parteiwesens geübt hat, geb. am 14. Oktober 1829 zu Jarotschin in Posen, starb, auf einer amerikanischen Reise begriffen, in New York in der Nacht zum 5. Januar am Gehirnschlag.

Ehlert, Louis, Komponist und geschätzter Musikschriftsteller, geb. am 13. Januar 1825 in Königsberg, starb am 4. Januar in Wiesbaden.

Rostock, Fritz, talentvoller Landschaftsmaler, starb in Berlin am 26. Dezember, 31 Jahre alt.

Erbkam, Heinr. Wilh., Dr. theol. Konsistorialrat und Professor der Theologie an der Universität Königsberg, starb daselbst am 9. Januar im 74. Lebensjahre.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Franzisca v., Gemahlin des Prinzen Chlodwig zu Hohenlohe und Tochter des Grafen Moriz Esterhazy, geb. am 24. September 1856, starb am 10. Januar in Abbazia.

Suchard, Philippe, Begründer der bekannten Schokoladenfabrik zu Serrières, Kanton Neuenburg, starb daselbst am 14. Januar, 87 Jahre alt.

Cramer, Alphons v., Genre- und Porträtmaler in Düsseldorf, geb. 1834 zu Smyrna, starb am 4. Januar in Pegli.

Horwitz, Dr., berühmter Schachspieler Breslaus, starb kürzlich in Bozen.

Lange, Dr., Richard, bekannter Pädagog, Inhaber einer höheren Knabenschule in Hamburg, Herausgeber der von Diesterweg begründeten „Blätter für Erziehung und Unterricht", starb in Hamburg am 10. Januar.

Mühlenfels, Elfriede v., begabte Dichterin, auch durch ihre Wohlthätigkeit bekannt, starb in Dresden am 12. Januar.

Ulrici, Dr., Hermann, Geh. Regierungsrat u. ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Halle, berühmt durch seine Shakespeare-Forschungen und Revision der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Uebersetzung, Verfasser mehrerer philos. Schriften, geb. am 23. März 1806 zu Pförten in der Niederlausitz, starb in Halle am 11. Januar.

Personalien.

Der bayer. Kultusminister, Johann v. Lutz, ist vom König von Bayern in den erblichen Freiherrnstand erhoben worden.

Geh. Hofrat Dr. Rudolph v. Gottschall in Leipzig erhielt vom Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha das Komthurkreuz 1. Klasse des Sachsen-Ernestinischen Hausordens.

Edmund Kretschmer, dem Komponisten der „Folkunger" hat der König von Sachsen das Ritterkreuz 1. Klasse des Albrecht-Ordens verliehen.

Dr. Leopold Kompert wurde vom Kaiser von Oesterreich in Anerkennung seiner litterarischen Thätigkeit und seines gemeinnützigen Wirkens der Titel eines Regierungsrates verliehen.

Dr. Hermann Riegel, Direktor des Museums in Braunschweig, wurde von der königl. belgischen Kunstakademie zu Antwerpen zum Ehrenmitgliede ernannt.

Intendanzrat Chronegk, der Direktor des sachsen-meiningischen Hofschauspiels, ist vom König von Bayern durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Verdienstordens vom heiligen Michael ausgezeichnet worden.

Ein entsetzliches Verhängnis ist über den bekannten Dürer-Biographen **Thausing** hereingebrochen. Der geistvolle Kunstgelehrte, Professor an der Universität Wien, wurde in Rom, wo er dem neuerrichteten historischen Institut in Rom beigegeben war, plötzlich wahnsinnig.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Begonien.

Die Mitglieder dieser Familie (Begoniaceae R. Br., so benannt nach Michel Begon, der 1638 geboren wurde und als französischer Intendant auf St. Domingo starb; ein eifriger Beförderer der Pflanzenkunde) sind saftige, schönblühende Kräuter oder Halbsträucher mit am Grunde schiefen Blättern. Ihre zahlreichen Arten stammen meist aus den Tropen, einige aus den Hochgebirgen von Peru, Bolivia u. s. w. Seit ihrer Einführung in die Gärten durch den französischen Franziskanermönch Charles Plumier (geb. 1646 zu Marseille, † 1704 auf der Insel Gadis am Hafen von Cadiz) haben sie zu den beliebtesten Pflanzen unserer Gewächshäuser gehört, aber so vielfältige Wandlungen durchgemacht, wie kaum eine andere Pflanzenfamilie, und sind sie schließlich zum bevorzugtesten Liebling unserer Blumenfreunde

Fig. 1. Begonia discolor hybrida (S. 110).

geworden, der in seinem Fortschreiten, in seiner Verbesserung den Endpunkt noch lange nicht erreicht zu haben scheint, weshalb er auch in diesen Blättern eine Besprechung verdient.

Aber es ist überflüssig, auf die vielen, seit zwei Jahrhunderten aufgefundenen und in die Gärten eingeführten Arten viele Worte zu verschwenden, denn die Liebhaber wie die Fachmänner unterscheiden heute nur zwei Hauptgruppen: **Blatt-** und **Blüten-** oder **Knollen-Begonien.** Die ersteren, die Blatt-Begonien, stammen alle von einer Art, **dem König**, Begonia Rex Ptz. von Ostindien, dessen Griffel wahrscheinlich mit dem Blütenstaub von Discolor R. Br. und anderen Arten befruchtet wurde, wodurch viele Blendlinge entstanden sind, Pflanzen mit kurzem Stamm und dunkelgrünen bis tief purpurroten Blättern, die in der Mitte durch eine scharf abgegrenzte breite, oft silberweiße Zone gezeichnet sind; ihre Unterseite ist rötlich und mit dunkelziegelroten Nerven versehen. Die Anzahl dieser Blendlinge vermehrt sich beinahe täglich, weil die schönen Blätter mit ihren verschiedenen Farben und Zeichnungen eine zweckmäßige Verwendung auch in dem leichten, graziös zusammengestellten „Deutschen Blumenstrauß“ gefunden haben. Die Angehörigen dieser Gruppe sind auch gute Zimmerpflanzen, die sich leicht vermehren lassen, und bieten sie der Pflege keine besonderen Schwierigkeiten.

Zum Zweck der Vermehrung legt man ein Blatt oder nur einzelne Teile desselben mit mehrfach durchschnittenen Nerven auf die sandige Erde einer flachen Schale, wo es durch mehrere Häkchen oder oben aufgelegte Steinchen festgehalten und oben

Fig. 2. Begonia tuberosa erecta superba (S. 110).

mit einer Glasscheibe oder Glasglocke von der äußeren Luft abgeschlossen wird; man hält es mäßig feucht und in einer Temperatur von + 14 — 16° R. Bald erscheinen an den Schnittpunkten der Nerven kleine Pflänzchen, die, nachdem sie sich genügend bewurzelt haben, abgelöst in ganz kleine, später in

Fig. 3. Begonia tuberosa Sedeni perfecta (S. 110).

größere, mehr flache als tiefe und nie zu große Töpfe mit möglichst fruchtbarer, aber lockerer und sandiger Erde gepflanzt werden. Sie vertragen viel Sonne, wenn sie auch während der Mittagszeit gegen dieselbe einigermaßen geschützt sein wollen. Während des Wachstums sollten sie reichlich, zuweilen mit Dungwasser begossen werden; später begießt man wenig, während des Winters beinahe gar nicht. Im Sommer können die niedrigbleibenden, buntblättrigen Pflanzen auch zur Einfassung von Blumen- oder Blattpflanzengruppen verwendet werden. Uebrigens präsentieren

sich auch die Blüten des einen Blendlings, der Begonia discolor Rex hybrida, Louise Chrétien (Fig. 1, S. 109) sehr vorteilhaft.

Eine schöne halbstrauchartige Hybride ist Begonia erecta superba (Fig 2, S. 109) die ihre großen, brennend scharlachroten Blumen bis in den Spätherbst entwickelt; Stecklinge vom Frühjahr blühen außerordentlich dankbar schon im ersten Sommer und auch noch im folgenden Winter, weshalb man sich auch niemals alte Pflanzen halten sollte, die bald unschön werden.

Die höchste Stufe der Vollkommenheit haben doch die **Knollen- oder einziehenden Begonien** erreicht; sie sind im Laufe vieler Jahre durch Kreuzungen entstanden, d. h. durch Uebertragung des Blütenstaubes der einen auf das Pistill der anderen Art, wie Begonia Boliviensis A. DC. von Bolivia, Veitchi Jos. Hook., rosae flora Jos. Hook., beide aus Peru und der von diesen stammenden Bastarde Sedoni (Fig. 3, S. 109), Froebeli (Fig. 4) u. a. m.

Fig. 4. Begonia tuberosa Froebeli.

Daraus entstanden Pflanzen mit Blumen, die an Größe, schöner, regelmäßiger Form und Mannigfaltigkeit der Farben — reines Weiß, Gelb, Rosa, Scharlach u. s. w. — alles übertreffen, was von Florblumen jemals gesehen worden ist, und zeichnen sich namentlich die Züchtungen des Kunst- und Handelsgärtners **Paul Hirt** in Uelzen (Hannover) vor allen anderen vorteilhaft aus, wie auch unsere Abbildungen beweisen, die, gleichwie die obigen Blattbegonien, nach den in seinem Garten genommenen Photographieen gefertigt sind.

Herr Hirt hat Knollenbegonien mit einfachen und solche mit gefüllten Blumen, welche letzteren in ihrer durchaus regelmäßigen Form sich mit Balsaminen, selbst mit Kamelien vergleichen lassen und die durch die Verwandlung der männlichen Geschlechtsorgane, der Staubgefäße, in Blumenblätter entstanden sind; da aber die beiden Geschlechter sich auf verschiedene Blumen derselben Pflanze verteilen, so finden sich auch auf einer Pflanze gefüllte Blumen neben einfachen; gewöhnlich ist die mittlere von drei nebeneinander sitzenden Blumen eine gefüllte, weil männliche, während die anderen zwei oft einfach, weil weiblich, sind.

Fig. 5. Bouquet diverser Knollenbegonien.

Man zieht die Pflanzen ziemlich leicht aus Samen — womit nicht behauptet werden soll, daß jedes, einem Exemplar mit gefüllten Blumen entsprossene Samenkorn auch wieder gefüllte Blumen gibt — im Gegenteil! Nur ein kleiner Teil der Samenkörner wird das erhoffte Resultat ergeben, gewöhnlich nur die schwächsten Samen, solche die schwer keimen und deshalb spät aufgehen, weshalb man die zur Aussaat benützte Erde geduldig und recht lange halten soll, ehe man sie wegwirft, auch wenn alle aufgegangenen Sämlinge bereits verpflanzt sind; die Nachzügler geben gewöhnlich die schönsten Blumen. Es ist deshalb besser, die besten, namentlich die gefüllten Varietäten, durch Stecklinge zu vermehren, die leicht wachsen und bald blühen. — Das Verfahren bei der Anzucht aus Samen ist folgendes:

Der Same ist staubfein, die ihm entsprossenen Pflänzchen anfangs sehr klein und die gewöhnliche Erde meist so mit Unkrautsamen verunreinigt, daß die aus diesem hervorwachsenden Pflanzen die eigentlichen Pfleglinge sehr leicht unterdrücken. Deshalb sollte man zur Aussaat von Begoniensamen nur ausgeglühte, also unkrautfreie Erde nehmen. Auf diese streut man die **reichlich mit feinem Sand gemischten** Samenkörner dünn aus, drückt sie fest und bedeckt sie leicht, nicht mit Erde, sondern 2—3 mm. hoch mit Fichtennadeln, auf die man durch eine feine Brause gießen kann, ohne befürchten zu müssen, daß die Samen aus ihrer Lage verschwemmt werden; wo Fichtennadeln nicht zu haben sind, muß man **von unten** gießen, d. h. in eine Schale oder einen Teller, auf dem das Gefäß mit den Samenkörnern steht. Die Aussaat geschieht am besten Mitte März, spätestens im Juni, und erhält man dadurch noch schöne Gruppenpflanzen, bei der späteren Aussaat für den Herbst. Die Sämlinge sollen, sobald sie sich fassen lassen, verstopft (pikiert) und dann einzeln in kleine, später in wenig größere Töpfe mit sehr fruchtbarer Erde oder auch in das freie Land des halbwarmen Mistbeets verpflanzt werden, wo sie, auch unter dem Fenster, **möglichst viel frische Luft erhalten müssen** und wo dann und wann ein milder, feiner Regen viel zu ihrem Gedeihen beitragen würde; von hier können sie, selbst während der Blütezeit, ohne weiteres auf das Blumenbeet oder einzeln in Töpfe gepflanzt werden. Im Anfange sind sie zu beschatten, später aber der vollen Sonne, mit Ausnahme vielleicht der Mittagssonne, auszusetzen. Sie blühen, selbst auf halbschattiger Stelle, unaufhörlich bis in den Spätherbst, besonders wenn sie vor drohendem Frühfrost durch eine leichte Decke geschützt werden.

Im Herbst sterben unsere Begonien ab, „sie ziehen ein", aber nur, um im nächsten Frühjahr um so kräftiger wieder zu erscheinen. Die Knollen befreit man im Herbst vollständig von aller ihnen anhaftenden Erde, legt sie zusammen oder sortenweis in trockenen Sand und bewahrt sie an irgend einem trockenen, frostfreien Ort auf. Im Februar bringt man mehrere zusammen in einen Topf oder eine Schale und treibt sie unter dem Fenster des Warmhauses oder des warmen Mistbeets an, pflanzt sie dann einzeln in kleine, später in etwas größere Töpfe oder, wenn zum Auspflanzen ins Freie bestimmt, weiter auseinander ins Mistbeet, von wo sie, nach und nach an frische, zuletzt an **viel Luft** gewöhnt, direkt aufs Blumenbeet versetzt werden können. Bei diesem mehrmaligen Verpflanzen kann man einzelne Triebe, oder alle bis auf einen abnehmen, um sie als Stecklinge zu behandeln.

Die Begonien sind eben so schöne Beetpflanzen wie sie auch stets das sonnige Fenster des Wohnzimmers zieren und ein herrlicher Schmuck des Blumentisches im Salon sein werden. Auf dem Blumentisch wird aber ihr Gedeihen, wohl aber auch das anderer Pflanzen, wesentlich gefördert, wenn die Töpfe während des Sommers dicht mit Moos umgeben sind, wodurch dem häufigen Wechsel des Feuchtigkeitsgehaltes vorgebeugt wird. Ein öfter gereichter schwacher Dungguß thut auch hier gute Dienste, und werden unsere Knollen- wie Blattbegonien überall die Freude der Blumen- und Pflanzenliebhaber sein, besonders wenn sie, die Samen, Pflanzen oder Knollen, den Gewächshäusern des Herrn Paul Hirt in Uelzen entstammen.

Die Gärtner Deutschlands haben in überwiegender Mehrzahl den Zollschutz abgelehnt, welchen andere, gegenüber der Einfuhr von abgeschnittenen und anderen Blumen aus Italien bezw. Frankreich, sich von der betr. Behörde erbeten hatten: sie wollen die nicht ungefährliche Konkurrenz in anderer Weise unschädlich machen, indem sie ihren Geschäftsbetrieb darauf einrichten, während des Winters mehr als bisher, selbst möglichst viele Blumen zu

erzielen, die, weil frisch, d. h. nicht von einer weiten Reise geschädigt, stets und zu entsprechenden Preisen Käufer finden, ohne dem Armen die Freude an einer mitten im Winter für wenige Pfennige erworbenen Rose zu verderben. Diesem Streben dient ein ebenso zeitgemäßes wie prachtvolles Werk der Verlagshandlung von P. Parey in Berlin:

„Die Winterblume. Anleitung für Gärtner und Gartenliebhaber zur Winterkultur der für den Schmuck der Wohnräume und Glashäuser, für Bouquets, Vasen 2c. geeigneten einheimischen und ausländischen Blumen und Blattpflanzen",

von dem als ausgezeichneter Pflanzen- und Blumenzüchter seit vielen Jahren anerkannten Königl. Preuß. Gartenbaudirektor H. Gaerdt, ein Werk, das sich in eingehender, sachgemäßer, durchaus praktischer Weise mit den Pflanzen beschäftigt, welche in natürlicher oder künstlicher Weise im Winter zur Blüte kommen oder auch schöne Blätter geben.

Ausführlich behandelt der Verfasser die Orchideen, die neuerdings auch in Deutschland zu hoher Bedeutung gekommen sind, nicht nur, weil jeder Pflanzenzüchter sie bei den in Hamburg, Berlin 2c. jährlich mehrmals wiederkehrenden Versteigerungen der Firma F. Sanders & Co., St. Albans bei London, leicht und billig erwerben kann, sondern auch, weil man endlich gefunden hat, daß ihre wunderbar schönen Blumen mehr als andre zum leichten, graslösen „Deutschen Blumenstrauß" u. dergl. zu verwenden sind, der hoffentlich recht bald das steife „französische Bouquet" verdrängt haben wird.

Das Buch, 46 Bogen in gr. 8, ist äußerst elegant, auch mit gelungenen Tafeln in Buntdruck ausgestattet und wird nicht nur dem praktischen Pflanzenzüchter von großem Nutzen, sondern wird auch jedem Salon zu großer und dauernder Zierde gereichen.

Fig. 2. Fig. 1. Fig. 3.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

In überraschend großer Auswahl sind die für die diesjährige Frühjahrssaison bestimmten Neuheiten bereits vorrätig. Es scheint, als wolle man allen auffallenden Moden den Abschied geben und in erster Linie den soliden, formvollendeten zum Durchbruch verhelfen.

Bei Wahl der Stoffe berücksichtigt man die glatten, fein geköperten, die sowohl in Wolle wie in Seide in feinen Farbenstellungen vertreten sind und vorwaltend mit Samt verarbeitet werden.

Gestreifte, sogenannte drellierte Gewebe, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit wohlverdiente Beachtung finden, werden gern mit glatten Tuchstoffen konfektioniert. Kasimir mit abgepaßten Bordüren oder punktartigen eingestickten Pleins ist viel zu den engen, englischen Kostümen in Verwendung, während die mit sichelartigen Samtfiguren oder kleinen Palmen durchwebten Stoffe mehr zu den nach französischen Mustern gefertigten Roben Anklang finden.

Recht apart sind die im Kanevasgenre gewebten Stoffe; man sieht sie zumeist in dunklen Farben, doch mit so grellen Mustern, die eine Art Kreuzstich imitieren, durchsetzt, daß leicht anzunehmen ist, man habe eine Tapisserie und keinen Kleiderstoff vor sich. Derartige auffallende Stoffe werden zu großen Mänteln, Redingotes und Polonaisen verarbeitet, mit breiten Samtstreifen umrandet und reich mit Samtmaschen garniert.

In der Reihe der Seidengewebe stehen die dick gerippten Ottomans immer noch im Vordergrunde. Glatte Taffetas haben nur dann eine Berechtigung, wenn sie mit façonniertem oder mit Samtblumen durchwirktem Satin kombiniert sind. Aeltere Kostüme lassen sich durch all die gemusterten, gestreiften, mit Samtfiguren durchsetzten Stoffe sehr leicht modernisieren. Besonders geeignet für diesen Zweck ist ein in allen Farben vorrätiger Atlasstoff, der in Zwischenräumen von je $\frac{1}{2}$ cm mit senkrecht gehenden Samtstreifen durchwirkt ist.

Satin-Rhadames mit geschorenen, ripsartigen Samtblumen und abgefaßten Bordüren wird gern zu Schleppen, eleganten, mit Spitzen garnierten Mänteln, auch zu kurzen schärpenartig arrangierten Tuniques verwendet.

Gestreifte Stoffe (Fig. 1) sieht man viel zu durchweg plissierten Röcken, die in entsprechenden Zwischenräumen mit gleichfalls gefalteten Samtauflagen gedeckt sind, garniert; die Schneppentaille ist mit Samt begrenzt und durch einen bis zur Achsel reichenden Samtkragen vervollständigt. Der vom Stoff der Robe gefertigte Hut wird wie diese durchweg plissiert, der Kopf geschoppt und anscheinend hinten durch eine Schleife zusammengezogen.

Mehr für die elegante Besuchstoilette bestimmt ist der in Figur 2 skizzierte Anzug. Das Hauptmotiv bilden die spitzen Zacken, die sich effektvoll von dem chamoisfarbenen Lederstoffe, der mit Goldsternen und roten Chenilletupfen durchstickt ist, abheben. Ueber der polonaiseartigen Tunique, deren Falten von der Taille aus herniederfallen, den Rock malerisch drapieren, sitzt ein sehr kleidsames kurzes Samtjäckchen, das rings herum auch an der Kante spitz gezackt ist und jede Falte und Stoffwendung zu bester Geltung kommen läßt.

Gleichfalls sehr beliebt, elegant und doch einfach ist das Kostüm Stefanie; eine vorn durch Patten und Stahlschnallen geschlossene Samttaille (Fig. 3) mit rundem Schoß, dem nach hinten zu Revers und Puff angesetzt sind, deckt fast zur Hälfte einen gleichfalls mit Samt garnierten Doppelrock, dessen Falten voll und tief herniederfallen und eine Art Tunique bilden, der jede Raffung fehlt.

Derartige glatte Doppelröcke mit breitem Samtstreif werden namentlich von gemusterten Stoffen gefertigt und dürften, da sie (weil wenig dem beim Sitzen unvermeidlichen Gedrücktwerden ausgesetzt) sehr praktisch sind, bestimmend für die Frühjahrstracht sein.

Als bequeme und doch kleidsame Haustracht empfiehlt man jetzt statt der langen Schlepproöcke kurze Röcke in lebhaften Farben und dazu passende Ueberwürfe aus hellerem, geblümten Stoff (Fig. 4, S. 112), die vorn lose sind, an jeder Seite eine handbreite Falte haben und die blousenartig gearbeitete Untertaille zur Geltung

kommen lassen; hinten ist der Ueberwurf hoch gerafft und bildet so ein Mittelding zwischen Straßen- und Haustoilette; die Figur erscheint in derartigem Kostüm vollkommen modegerecht, ohne eingeengt oder durch Spangen und Knöpfe belästigt zu sein.

Die Mäntelformen sind wenig von denen des Winters verschieden. Alt und jung trägt anliegende, lange Façons, die einfacheren sind vorn zweireihig geknöpft mit engen Aermeln, die eleganteren vorn zurückgeschlagen (Fig. 5), seitwärts geschlitzt und durch Schleifen zusammengehalten, der Aermel offen und wie der ganze Mantel mit breitem Samt besetzt. Vorstehende Modelle sind dem Atelier der Madame Breyér in Wien entnommen.

Allem Anschein nach werden die dem Kopf fest aufliegenden Capotes wie die die Stirn beschattenden gewölbten Hüte für diese Saison wenig in Verwendung kommen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die freistehenden Façons. Sie haben zumeist einen

Fig. 5. Fig. 4. (S. 111.)

diademartigen Aufschlag, sind aus Satin oder Samt gefertigt, mit stark gekrausten Federn oder auffallend großen Blumen garniert.

Der in Fig. 6 skizzierte Kapottehut ist kaum handgroß, so daß das hinten hoch frisierte Haar hervortritt; vorn ein breiter mit Goldschnur abgenähter Samtbügel, den links eine große goldgelbe Rose deckt. — Die innen mit Puffen garnierten Hüte (Fig. 7) haben einen geschoppten Kopf, vorn eine lange, längs des Außenrandes garnierte Feder, die in dieser Form trefflich kleidet. — Junge Damen tragen die rings herum aufgeschlagenen Hüte mit hohem Kopf, deren Rand einen sich nach vorn verbreiternden Samtbesatz zeigt. Fig. 8 kennzeichnet diese sehr kleidsame und sehr solide Form, die zur einfachsten, wie zur elegantesten Toilette getragen werden kann. Unsere Hutskizzen sind der Maison Maux (Wien) entnommen.

Eine eigene Modeindustrie beschäftigt sich jetzt mit der Wiedergabe von Scenen aus dem Tierleben, die durch Applikation oder Malerei auf die verschiedensten Luxusgegenstände übertragen werden. Man sieht Schleifen, Shawls, Fächer, Schärpen u. dergl. mit derartigen Tieremblemen dekoriert und weiß nicht, soll man diese den lieben Vierfüßlern zugewandte Sympathie belächeln oder gar gutheißen. Die Schlußvignette zeigt uns auf Fächern ganz reizende derartige Bilder; noch neuer und nicht nur für uns, sondern sogar zum Export nach Paris bestimmt, sind die nach Drusanys Ausstellung auf der Wiener Kochkunstausstellung aufgenommenen Skizzen, die die steierschen Kapaunen, denen man Nationaltracht angezogen, in allerhand Variationen zeigen und mit diesen unsere Modegegenstände schmücken. — Der Herr Drusany auf Gut Spindelhof im schönen Steiermark ist ein fachkundiger Geflügelzüchter, der, wie auch auf der Ausstellung anerkannt, das beste steiersche nach französischer Art gemästete Geflügel erzeugt, ob er aber dadurch das Recht erworben, seine feisten Kapaunen und Truthähne unseren Toilettenrequisiten als Siegel aufzudrücken, ist sehr fraglich. Immerhin läßt man sich einen gut gemästeten Indian en miniature, den

Fig. 7. Fig. 8. Fig. 6.

eine Schöne als Applikation auf ihrer Busenschleife trägt, noch eher gefallen, als die im Vorjahre üblichen Spinnen, an deren Anblick nervöse Personen sich erst gewöhnen mußten.

Der Phantasieschmuck zeigt gleichfalls Köpfe von allerhand Getier, Löwenklauen, Elefantentatzen, Schwanflügel, Eintagsfliegen, die, wie schon ihr Name sagt, nur zu schnell vergehen und so billig sie auch sind, immer noch zu teuer bezahlt werden, da sie, wenn die Mode ihnen nicht mehr hold, keinerlei reellen Wert haben. Für den echten Schmuck sind muschelartige Windungen mit Perlen sehr beliebt. — Seitdem die schwarze Perle auf künstlichem Wege täuschend ähnlich hergestellt wird (patentierte Erfindung des Juwelier Scharf, Wien) ist sie ein Modeartikel geworden, der anstandslos selbst von Damen, die sonst allem Falschen abhold sind, getragen werden kann.

Fig. 9 u. 10.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Abgangs-Zeugnis.

„In Bezug auf Sauberkeit ließ Minna kaum etwas zu wünschen übrig; nur ihr Maul war immer ungewaschen."

Guter Rat.

Kaufmann: „Sagen Sie mal, Herr Doktor, was mache ich mit meiner Frau? Gleichviel ob die Geschäfte gut oder schlecht gehen, sie muß alle Jahre ins Bad. Ihre Reisen nach dem Rhein, nach der Schweiz und Tirol haben mich schon ein schweres Geld gekostet, ohne daß ich irgend welchen Erfolg sehe. Wozu raten Sie mir?"

Doktor: „Zu Rügen."

Plausibler Grund.

A.: „Wissen Sie, warum die Häuser in Berlin alle so hoch sind?"

B.: „Na?"

A.: „Damit man die Hypotheken nicht sieht, die darauf stehen."

Aus der Reisezeit.

Dame: „Wie können Sie es wagen, mir eine Liebeserklärung zu machen? Sie sind ja verheiratet."

Herr: „Augenblicklich aber Strohwitwer."

Dame: „Strohwitwer? Aha! Darum fangen Sie wohl so leicht Feuer?"

Vom Versetzen.

„Ich bin versetzt!" sagte der Beamte — da kam er in die Hauptstadt.

„Ich bin versetzt!" sagte der Quintaner — da kam er nach Quarta.

„Ich bin versetzt!" sagte die Ohrfeige — da kam sie an die richtige Adresse.

„Ich bin versetzt!" sagte die Uhr — da kam sie ins Leihhaus.

Böse Krankheit.

Doktor: „Sie klagen über ein Nervenleiden, Herr Studiosus. Was fehlt Ihnen denn?"

Student: „Der nervus rerum."

A.: „Nun, Herr Baumeister, Sie sind ja heute so ernst und schweigsam?"

B.: „Ich habe schon einige Tage einen neuen Riß im Kopf."

Zehn Jahre Unterschied.

Schwester: „Aber, lieber Bruder, wie siehst du aus?"
Bruder: „Das kommt von unserem Katzenvieh."

Schwester: „Ums Himmelswillen! Bruder, wie siehst du aus?"
Bruder: „Das kommt von den Mensuren."

Offenes Geständnis.

Richter: „Wo haben Sie am letzten Sonntag geschlafen?"
Zeuge: „In der Predigt."

Scherzfragen.

Ist es denkbar, daß ein Herr und eine Dame, die zusammen zwanzig Jahre zählen, sich verloben?

Antwort: Ja! Sie ist neunzehn Jahre alt und er ist Einjähriger.

* * *

Wer ist der größte deutsche Staatsmann der Gegenwart?

Antwort: Gerson in Berlin. Er hat das Zeug dazu.

Neue Strafe.

„Onkel Regierungsrat ist in der letzten Zeit wohl recht unartig gewesen, Papa?"

„Weshalb denn, mein Sohn?"

„Na, weil er jetzt alle Tage in der Kammer sitzen muß."

Skat und Ehe.

Eine Skatspiel-Redensart
Klingt im Eheleben hart:
Niemals sagt zur Frau der Mann,
Daß sie ihn nicht „reizen" kann.

Gebotene Vorsicht.

„Sie! Nehmen Sie sich in acht, daß der Herr da drüben mit seinem Taschenmesser Ihrer Nase nicht zu nahe kommt."

„Warum denn?"

„Er ist Kupferstecher."

Immer nach eigener Anschauung!

A.: „Haben Sie schon gehört, daß die Raben hundert Jahre alt werden können?"

B.: „Hundert Jahre? Das glaube ich nicht, solange ich's nicht probiert habe. Morgen schaffe ich mir aber einen an."

Ein feiner Beobachter.

„Der Herr Doktor scheint ein großer Hundefreund zu sein."
„Woraus schließen Sie das?"
„So oft ich mit ihm in Gesellschaft war, habe ich immer einen kleinen Spitz bei ihm wahrgenommen."

Zum Kopf=Zerbrechen.

Bedeutender Fund.

Es wurde eine Inschrift auf einem Steine vorgefunden, in welchem die Buchstaben mit Stiften befestigt, angebracht waren. Ein großer Teil derselben war jedoch verloren gegangen, so daß an dem Steine außer den verbliebenen Buchstaben nur noch einige Stiften oder wenigstens doch kleine Aushöhlungen, wo die Stiften der verlorenen Buchstaben angebracht waren, ersichtlich blieben. Dieser Stein ist nun hier getreulich wiedergegeben:

Ein Gelehrter entnahm aus den Worten manibus, caper etc. daß es sich um ein Opfer handelt, welches den Manen eines Verstorbenen gebracht wurde. Die Gelehrten unserer Zeitschrift sind sich über den Inhalt nicht ganz einig und erwarten Aufschlüsse seitens der Leser.

Arithmetische Aufgabe.

Eine Bauersfrau, die einen Korb mit Eiern auf den Markt trägt, hat das Unglück, denselben fallen zu lassen, so daß die Eier zerbrechen. Ein vorübergehender Menschenfreund beschließt, ihr den Schaden zu ersetzen, und fragt, wie viele es gewesen seien? „Ja," sagt sie, „genau weiß ich es nicht, wenn ich aber die Eier zu zwei, zu drei, zu vier, zu fünf und zu sechs abzählte, blieb jedesmal eins übrig, wenn ich sie aber zu sieben abzählte, blieb mir nichts übrig; ich weiß aber, daß es keine siebenhundert waren; wie viel Eier hat die Frau gehabt?

Versetzaufgabe.

Wie kann man durch Versetzen der Buchstaben aus den vier Worten „Arbeit", „Jo", „Eva", „schilt" die Namen zweier Königinnen ein und desselben Landes, und aus den vier Wörtern „Park", „Salm", „ohne", „Seite" die Namen zweier Dichter dieses Landes erhalten?

Quadraträtsel.

Die mit einem Stern bezeichneten Felder des untenstehenden Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die fünf wagerechten Reihen fünf bekannte Wörter ergeben, und daß die erste und dritte senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, einen berühmten Komponisten nennen.

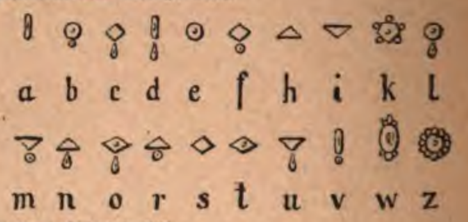
*	u	*	d	a
*	e	*	s	e
*	l	*	e	n
*	i	*	o	s
*	o	*	t	e

Dechiffrieraufgabe.

Q2flw 5q g21 K4w1t l3qk1 g12q L1tc,
G21 g5v N1d1q z1tk3qkn2fl c2111q!
Z1t b1v2wcw, g1t n1tqt h1tn2111q.
Z1t 2p Kn4fm 2vw, g1t n11q1 g1q Bflp1tc;

Auflösungen zu Heft 6, S. 715.

Schlüsselrätsel (Schlüssel dazu):



Rebus: Kolonialpolitik.

Algebraische Aufgabe: Ein Maler zu Amalfi malte niemals Hunde.

Silbenrätsel: 1. Und, 2. Acht 3. und 4. Hundert, 5. Zehn, 6. und 7. Achtzig, 8. Vier. Richtig untereinander gestellt ergibt als Ganzes: 1884.

Skataufgabe: Im Skat liegen: Treff-Bube und Pique-Zehn oder Pique-König). Mittelhand hat: Treff-Aß, Pique-König (resp. Pique-Zehn) ꝛc. Hinterhand hat: Coeur-Bube, Treff-Zehn, Pique-Neun und Acht ꝛc. — Erster Stich: Vorhand Pique-Bube, Mittelhand Coeur oder Carreau, Hinterhand Coeur-Bube. Zweiter Stich: Vorhand Treff-Sieben, Mittelhand Treff-Aß, Hinterhand Treff-Zehn. — Vorhand kommt nun entweder mit Pique-Aß oder mit dem Carreau-Buben an den Stich und hat dann Rest.

Buchstabenversetzung: Durch Versetzen der Buchstaben kann man aus den drei Wörtern „Dorf", „Grille", „Kette" den Namen Gottfried Keller, und aus den vier Wörtern „Rügen", „Rinde", „Reh", „ich" den Titel seines Romans „Der grüne Heinrich" erhalten.

Auflösung des Preis-Schlüsselrätsels in Heft 4.

a Mädchen, c mit h Schlitten mit Pferd, d Zelte, e Herren mit Schlittschuhen, f kleine Schlitten, g Damen, h (siehe c), i Knaben mit Schlittschuhen, k Löcher im Eise, l Hunde, m Bänke, n Schneehaufen, o Schneemänner, r Herren, s Damen mit Schlittschuhen, t Mädchen mit Schlittschuhen, u Knaben, w Fahnen, z Schneebälle.

Lustig tummelt auf dem Eise
Alt und Jung sich, Groß und Klein;
Jeder sucht auf seine Weise
Sich des Winters dort zu freu'n.

Schach-Aufgabe Nr. 3

von **J. W. Clark** in **Barnaul.**

(Schwarz.)

(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Schachpartie Nr. 2.

(Evans-Gambit.)

Diese Partie, vor einer langen Reihe von Jahren von dem 1879 verstorbenen Anderssen gegen den in Berlin noch jetzt lebenden Schachveteranen Dufresne gespielt, wird an Glanz und Eleganz von keiner anderen übertroffen.

Adolph Anderssen. Weiß.	Jean Dufresne. Schwarz.
1. e2 — e4	e7 — e5
2. Sg1 — f3	Sb8 — c6
3. Lf1 — c4	Lf8 — c5
4. b2 — b4	Lc5 × b4
5. c2 — c3	Lb4 — a5
6. d2 — d4	e5 × d4
7. 0 — 0	d4 — d3
8. Dd1 — b3	Dd8 — f6
9. e4 — e5	Df6 — g6 1)
10. Tf1 — e1	Sg8 — e7
11. Lc1 — a3	b7 — b5 2)
12. Db3 × b5	Ta8 — b8
13. Db5 — a4	La5 — b6
14. Sb1 — d2	Lc8 — b7
15. Sd2 — e4	Dg6 — f5?
16. Lc4 × d3	Df5 — h5
17. Se4 — f6 + 3)	g7 × f6
18. e5 × f6	Th8 — g8 4)
19. Ta1 — d1	Dh5 × f3 5)
20. Te1 × e7 +	Sc6 × e7 6)
21. Da4 × d7 +	Ke8 × d7
22. Ld3 × f5 + +	Kd7 — e8 7)
23. Lf5 — d7 +	K beliebig.
24. La3 × e7 ‡	

Erläuterungen: 1) Auf Sc6 × e5 geschieht Tf1 — e1 und gewinnt. 2) Ein Gegengambit zum Zweck der Schwächung des feindlichen Angriffes. 3) Einleitung zu überaus schönen Spielwendungen. 4) Mit der Drohung Df3: 5) Daß Schwarz, welches den Gegner ja mit ‡ bedroht, die folgende prachtvolle Opferkombination nicht erwogen, wird niemand wunder nehmen. 6) Auf Kd8 folgt das Turmopfer d7: 7) Bei Kc6 setzt Lf5 — d7 ‡

Schachbriefwechsel.

Die Lösungen der Schachaufgaben Nr. 2 und 3 folgen im Maiheft (8).

Die Schachaufgabe Nr. 4, welche im Maiheft erscheint, wird eine Lösungs-Preisaufgabe sein, worauf wir die Schachfreunde schon jetzt aufmerksam machen.

H. J. in **C.** Scheitert an 1. . . . ., f5 — f4. Senden Sie uns die fraglichen Partieen zur Ansicht ein.

P. R. in **H.** Falsch wegen 1. . . . ., Se4.

J. R. in **L.** Schlagen Sie in Portius' Schachkatechismus* Aufgabe Nr. 1 nach. Die Lösung ist falsch.

W. D. in **R.** Wie Sie aus der Lösung zu ersehen belieben, haben Sie richtig gelöst.

Nr. 1 wurde gelöst von W. Dams in Repelen, W. Liebmann in Leipzig und F. Vogeler in Chemnitz.

Nach berühmten Mustern.

Das Neujahrsrätsel im 5. Band, welches bei unseren Lesern so außergewöhnliches Interesse erweckte, ist einer Chiffrier-Manier nachgebildet, wie solche 1793 bei der Wurmserschen Armee am Rhein kurz vor ihrem Rückzuge entdeckt wurde. Die Neu-Franken bedienten sich ihrer, um mit Freunden zu verkehren. Einer dieser Briefe lautete:

Lieber Bruder!

Morgen früh reise ich auf 8 Monate fort, ohngeachtet der so stürmenden Winde. Gott wird uns die Freude geben, uns wohl wieder zu sehen. Diese Linien sollen Zeuge meiner Liebe seyn, bis wir uns wieder sehen.

Legte man dann auf diese Seite eine vorher verabredete Papier-Schablone, so erhielt man den wahren Sinn, welchen der Absender dem Adressaten mitteilen wollte, nämlich:

Morgen früh

stürmen

wir

die

Linien

Der Hinweis auf diese merkwürdige Korrespondenz, mit Schablone und Schreiben findet sich im Jahrgang 1795 des bei Johann Christian Dietrich in Göttingen erschienenen Revolutionsalmanachs Seite 283.

Fig. 2.

Die Kunst im Hause.

Von F. Luthmer.

Silberschmuck.

Fig. 3.

Wie die Toilette unserer Damen, so hat bekanntlich auch das Geschmeide seine bestimmte Rangordnung: für Ausnahmsgelegenheiten trägt man die Brillantgarnitur — wenn man sie hat! — für gewöhnliche Fälle den Goldschmuck und zum Hauskleid reicht ein Quincaillerie-Schmuck aus. Wie sich hinsichtlich der beiden letzteren Klassen die Ansichten in den letzten zehn Jahren verändert haben, das gibt einen bezeichnenden Maßstab für den freieren und richtigeren Standpunkt, den wir überhaupt den dekorativen Künsten gegenüber einnehmen.

Wer kennt nicht noch heute den Goldschmuck der fünfziger und sechziger Jahre, wie er für die Ansprüche der bescheidensten Kassen in Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd und auch wohl noch an anderen Orten angefertigt wurde, und der von den Juwelierläden unserer kleineren und kleinsten Städte auch heute noch nicht ganz verbannt ist, während in den größeren Städten schon ein Dienstmädchen, welches etwas auf sich hält, ihn verschmähen würde. Dem Technologen mag es auch späterhin immer noch ganz interessant sein, daß man das geringwertigste Gold zu dieser Dünne auswalzen und doch noch verarbeiten, ihm doch noch eine schreiende Politur geben konnte — vom kunstgewerblichen Standpunkte bezeichneten diese federleichten, von Ansehen unendlich klobigen Schnörkel, Cartouchen, Schleifen 2c. den vollständigen Bankerott des Geschmacks. — Freuen wir uns, daß es damit besser geworden ist; aber nicht die vollendeten Goldarbeiten unserer Tage, die nach etrurischen und altnordischen Vorbildern das edle Metall in seiner ganzen Schönheit zur Geltung bringen, dürfen wir jenen Schaumprodukten entgegenstellen, denn solide und ausgezeichnete Goldwaren zu teueren Preisen gab es auch damals; wer aber weniger aufwenden will, kann heute edel geformtes, solides und doch billiges Geschmeide tragen — denn das Silber ist als Schmuckmetall wieder in seine Rechte eingesetzt und gerade in den fleißigen Städten des Schwabenlandes, die wir oben anführten, werden heute Silberschmuckarbeiten hergestellt, die auch den verwöhntesten Geschmack befriedigen können.

Fig. 1.

Daß das Silber früher als Material für Schmuck nicht als ebenbürtig galt, ist eine von den Launen der Mode, nach deren Grund man gut thut nicht zu fragen. Wenn es auch nicht die leuchtende, fröhliche Farbe des Goldes hat, so ist das feine Grau, welches sein natürliches Kleid ist, doch ein äußerst dankbares Element in der Farbenstellung unserer Toilette, zumal wenn dieselbe neuerdings vor lebhafteren Tönen nicht mehr zurückschreckt. Die sonstigen guten Eigenschaften des Silbers, vor allem seine Schmiegsamkeit und Dehnbarkeit, welche ihm von jeher für die edelsten Werke der Kleinskulptur den Vorrang vor allen anderen gegeben hat, sei nur beiläufig erwähnt.

Fig. 4.

Wir können in dem aus Silber gefertigten Geschmeide der neuesten Zeit — dem die Leserin immerhin den Namen „Quincaillerie“ geben mag, wenn sie es nur trägt — zwei Hauptrichtungen unterscheiden, die englische und die deutsche. Die erstere verwendet das Silber in beinahe weißer Farbe und in einer stumpfen Behandlung der Oberfläche, welche dies Weiß recht entschieden hervortreten läßt. Die Formen sind zuweilen sehr derb und einfach, was bei diesem künstlerisch-dankbaren, an sich aber nicht wertvollen Material nicht recht motiviert erscheint; zuweilen sehen wir aber diesen Halsketten und Armbändern sehr edle Muster aus dem griechischen und römischen Altertum zu Grunde gelegt, zuweilen auch barbarischen Schmuck, keltische Gräberfunde u. dergl. mit Geschick benutzt. Immer ist der Gesamteindruck dieses englischen Genres im Silberschmuck ein durchaus ruhiger, freundlich-ernster, wir möchten ihm in der Toilette der Damen schon seiner weißen Farbe wegen ähnliche Rolle wie den Rüschen, Spitzen, Manschetten u. s. w. zuweisen.

Wesentlich anders wirkt der deutsche Silberschmuck. Er folgt dem entschiedenen Zug unseres Kunstgewerbes und entlehnt seine Vorbilder der deutschen Renaissance; ein später Rest derselben, der sich im Bauernschmuck bis ins vorige Jahrhundert in Süddeutschland erhalten hatte und jetzt noch häufig in unseren Sammlungen in außerordentlich reizvollen Beispielen zu sehen ist, bietet ebenfalls beliebte Muster. Der Charakter der letzteren ist eine durchgeführte Formenschönheit bis ins einzelne; in sehr kleinem Maßstab ist die letzte Ranke, das kleinste Engelsköpfchen noch durchciseliert. Auch die Rückseite ist meist noch mit dem Grabstichel behandelt. Alles dies geben unsere modernen Arbeiten, zum Teil wohl mit Hilfe der vorprägenden Maschine wieder, und besitzt hierin das unterscheidende Merkmal von der wirklichen Jahrmarkt-Bijouterie, die natürlich nicht versäumt hat, auch diese an sich schon billigen Sachen in schlechter Prägung plunderig aus versilbertem Messing nachzuahmen.

Bei der deutschen Silber-Bijouterie ist die helle Farbe des gereinigten Silbers nicht beliebt, man läßt es schwach oxydieren, ohne, wie die Contrefaçon thut, die Tiefe mit schwarzer Farbe zuzuschmieren. Die höchsten Stellen des Ornamentes, welche durch den Gebrauch blank werden, bilden zu dem zarten Grün einen hübschen Gegensatz. Dies letztere ist, wie bereits oben gesagt, neben einer stark farbigen Toilette ein sehr dankbarer Gegensatz; übrigens verträgt oder verlangt sogar auch dieses Silbergrau eine Aufhöhung durch Farbe an dem Schmucke selbst. So sehen wir farbige Halbedelsteine, besonders Granaten, aber auch Türkise, Lapislazuli, auch kleine Perlen mit Erfolg an dem Silberschmuck verwendet. Bei einer solchen, einen gewissen Farbeneffekt erzielenden Behandlung ist natürlich auch Vergoldung nicht ausgeschlossen, doch ist dieselbe mit

Fig. 5.

großer Vorsicht anzuwenden, um nicht den Eindruck des Unechten zu machen. Die unserem Aufsatz beigegebene Illustrationen stammen aus den Werkstätten der Herren W. Bauer in Schwäbisch-Gmünd und L. Ritter in Gotha und sind nach eigenen Entwürfen angefertigt. Außer den genannten auf diesem Gebiete bewährten Meistern beschäftigen sich aber im Norden und Süden von Deutschland noch viele Werkstätten mit diesem zwar billigen, aber echt künstlerischen Silberschmuck.

Der gestirnte Himmel im Monat April.*)

In diesem Monat kann man den Versuch machen, den Planeten Merkur mit bloßem Auge aufzufinden und zwar gegen Schluß des Monats kurz nach Sonnenuntergang. Der geeignetste Tag ist der 25., wo der Planet am weitesten östlich von der Sonne steht. Auch Venus ist noch gut zu sehen und zwar fast 2 Stunden lang nach Sonnenaufgang. Jupiter steht anfangs um 7 Uhr, schließlich schon $5^3/_4$ Uhr abends in Süden und geht natürlich auch entsprechend früher unter, zuletzt schon gegen 2 Uhr nachts. Noch beschränkter ist die Sichtbarkeit des Saturn, der bereits gegen 3 Uhr nachmittags im Meridian steht und endlich in der Abenddämmerung ganz unsichtbar wird. Das erste Mondviertel tritt am 2., der Vollmond am 10. ein. Letzterer ist von einer Mondfinsternis begleitet, die jedoch nur unbedeutend ist und von der überhaupt Europa nichts sieht. Man wird sie in Ost-Asien, Australien und dem westlichen Amerika beobachten können. Das letzte Mondviertel findet statt am 15., der Neumond am 25.; am folgenden Tage steht der Mond in der Erdnähe und soll dann nach einem alten, neuerdings wieder aufgefrischten Aberglauben, Regen und Wind bringen.

Aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Nützliche Verwendung der Speisenreste.

Suppe von Kartoffelbrühe. Man lasse etwas Mehl in Butter aufgehen, gieße die Kartoffelbrühe daran, thue Suppenkräuter hinein, wie in eine Fleischsuppe und hernach geröstete Weißbrotwürfelchen, kann die Suppe auch noch mit Ei und saurem Rahm abziehen.

Kartoffelbrühe sollte überhaupt nie weggeschüttet werden, da sie, wegen ihres Kartoffel- und Salzgehaltes, auch zu Saucen, Gemüsen und dergleichen, so viel besser ist, als bloßes Wasser; doch kann man sie nur von geschälten Kartoffeln benutzen.

Gansbrustreste in Ragoutmuscheln (Coquilles). Man schneide die Reste in kleine Würfelchen und schwinge sie mit etwas frischer heißer Butter einige Minuten lang über dem Feuer, gebe sie nun in die mit Sardellenbutter ausgestrichenen Muscheln und schlage vorsichtig, damit der Dotter ganz bleibe, ein Ei auf jede Muschel, salze es, setze die Muscheln einige Minuten vor dem Anrichten in den Backofen (Röhre), daß die Eier anziehen aber ja nicht hart werden und serviere sofort über einer achteckig gefalteten Serviette.

Aufgezogenes Sauerkraut mit Fisch. Man kann zu dieser sehr beliebten Sparschüssel, denn sie wird fast immer aus Resten bereitet, fast alle Fische benutzen, wenn gleich in Schwaben und Bayern der Hecht (Hechtkraut) bevorzugt wird, aber auch Schellfisch, Kabeljau, Karpfen und dergleichen, sind sehr gut dazu.

Man habe nun einen schönen Rest Sauerkraut und ein hübsches Stück gekochten oder gebratenen Fisch, den man entgrätet und in nette Stücke teilt. Dann verklopfe man etwa drei Eier mit einer Tasse saurem Rahm und vermische den größten Teil dieser Masse vermittelst einer Gabel, mit dem Sauerkraut, bestreiche eine Auflaufform wohl mit Butter, bestreue sie mit gestoßenem Weißbrot und lege den größern Teil des Sauerkrauts hinein, den Fisch darauf und auf diesen Stückchen Butter, Salz und etwas Pfeffer, darüber den Rest des Sauerkrauts und über dieses den Rest der Masse, gestoßenes Weißbrot und Stückchen Butter und setze die Form nun in den Backofen (Röhre), bis das Weißbrot schön bräunlich ist.

Farcierter Pfannkuchen. Man backe einen gewöhnlichen Pfannkuchen, steche aber nicht hinein, weil er nicht locker sein soll, lege ihn auf eine Schüssel und lasse ihn erkalten; nehme dann einen kleinen, etwa eigroßen Rest Fleisch, hacke ihn mit ein wenig Speck und vermenge ihn mit einem Ei, Salz, Pfeffer, Muskatnuß und ein wenig in Wasser geweichtem Weißbrot zu einer Farce, bestreiche damit den Pfannkuchen, rolle ihn auf und drücke ihn mit der Hand ein wenig nieder, schneide ihn dann der Quere nach in fingerdicke Scheiben und backe sie mit Butter auf beiden Seiten. — Gute und wohlfeile Beilage zu Gemüse und Salat.

Croquetten von Kartoffelpüree. Man gebe in die übrig gebliebene Püree, etwas in Wasser geweichtes Weißbrot, ein wenig Mehl, Salz, Muskatnuß, Citronenschale und ein paar Eier, forme längliche Croquetten daraus, wende sie in gesiebtem Weißbrot um und backe sie mit Butter in der Pfanne. — Beilage zu grünen Erbsen oder Möhrchen, oder mit Kompot zu geben.

Truthahnschlegel auf ungarische Art, mit Paprika. Man reibe die restgebliebenen Schlegel eines gebratenen Truthahns, jeden mit einer starken Messerspitze Paprika (spanischem Pfeffer) allenthalben ein, lasse dann ein Stück frische Butter in einer Pfanne recht heiß werden und die Schlegel fünf Minuten lang über starkem Feuer darin braten, worauf man sie recht heiß anrichtet und eine weiße Capernsauce dazu reicht.

Salat aus Rindfleischresten. Man schneide etwa $^1/_2$ kg kaltes Rindfleisch in feine, mundgerechte Stückchen, verrühre etwas Senf mit zwei Eßlöffeln dickem saurem Rahm und vier Eßlöffeln Essig, füge dann Pfeffer, Salz, fein gehackte Zwiebelchen, Esdragon, Pimpinelle und Pfefferkraut (breitblätterige Kresse) hinzu und menge das Fleisch damit an.

Mayonnaise. Zu dieser eignen sich Reste von gebratenem Geflügel am besten, die man nett zerlegt, mit Mayonnaisesauce übergießt und mit Salat und Eiern garniert, doch können auch Kalbsbratenreste, in hübsche Scheiben geschnitten, dazu benutzt werden.

Folgende Sauce ist besonders zu empfehlen: Man gebe in eine Schale einen halben Theelöffel gehackte Schalotten, einen Theelöffel gehackte Petersilie oder Esdragon, einen Theelöffel gestoßenen Zucker, 8 g Salz und ein Eigelb, rühre nach und nach einen Eßlöffel feines Oel und zwei Eßlöffel feinen Essig hinein und eben vor dem Anrichten $^1/_8$ Liter geschlagenen Rahm.

Schneeberg. Man schneide Reste von Kuchen oder Pudding in längliche Stücke, bestreiche eine Porzellanschüssel mit frischer Butter und lege abwechselnd eine Schicht von diesen Stücken und eine Schicht von eingemachten Früchten, welche auch aus verschiedenen Resten bestehen können, darauf, schlage drei Eiweiß zu steifem Schnee, vermische ihn mit drei Eßlöffeln gesiebtem Zucker und streiche dies über die Stücke, besiebe es mit Zucker und backe es in einem nicht zu heißen Ofen (Röhre), lichtgelb wie Biskuit.

Aus der Technik.

Neueste Patentanmeldungen.

Automatisches Minensystem. Zur Beseitigung eines noch schwerwiegenden Uebelstandes bei der Verwendung der Seeminen haben die Herren de Taund und Szigyarto in Wien eine Vorrichtung erfunden, mittels welcher die stets veränderliche Wasserhöhe über der Seemine selbstthätig reguliert werden soll. Mit dem zur Verankerung dienenden Stein ist eine Doppelrolle D (Fig. 1) verbunden, um welche sich zwei von der Mine ausgehende Drahtseile in mehrfachen Windungen schlingen und dann mit einem Cylinder C, dem Regulator, in Verbindung gebracht werden. Dieser Regulator ist oben vollständig verschlossen und außerdem noch zur Herstellung eines als Auftrieb wirkenden luftgefüllten Raumes mit einer Scheidewand S versehen, während unten ein durchlochter Boden den Verschluß bildet. Zwei von oben nach unten durchgehende Röhren R und R' dienen nur zum Durchlassen der Drahtseile. — Wird diese Vorrichtung nebst der Seemine bei einem beliebigen Wasserstand in der Weise, wie dies die Zeichnung angibt, versenkt, so bewirkt der Auftrieb der Seemine so lange ein Steigen derselben, bis das in den Regulator eindringende Wasser diesen derart beschwert, daß er dem Auftrieb der Seemine das Gleichgewicht hält. — Durch

---

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Heft beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

allmähliches Anziehen und endliches Festlegen der Drahtseile gibt man der Mine die erforderliche Lage unter der Wasseroberfläche. Erhöht sich alsdann der Wasserstand über derselben, so wird durch den hierdurch entstehenden größeren Druck ein größeres Wasserquantum in den Regulator gedrängt, so daß dieser nach unten sinkt, während die Seemine nach oben steigt. — Das Umgekehrte findet natürlich statt, sobald sich der Wasserstand vermindert, wodurch der Regulator gehoben und die Seemine heruntergezogen wird. — Unbedingt ist diese Vorrichtung äußerst ingeniös erdacht und verspricht auch bedeutungsvolle Vorteile beim Gebrauch der Seeminen; nur dürfen darum die Erwartungen noch nicht zu hoch geschraubt werden, denn erstlich erscheint das Funktionieren einer monatelang unter Wasser befindlichen Rolle keineswegs vollkommen gesichert und sodann beruht die Herstellung des notwendigen Gleichgewichts zwischen dem Auftrieb der Mine und dem Druck des Regulators vorläufig allein auf theoretischer Berechnung und diese ergibt in der Praxis nur gar zu oft Fehler, welche den Wert des ganzen Systems in Frage zu stellen vermögen.

Fig. 1.

Ein zusammenlegbarer Reisetisch. Herr Rudolf Peters aus Alt-Landsberg hat einen Tisch konstruiert, welcher auf jeder Reise als ein kaum 50 cm langes und 25 cm breites, resp. hohes Kästchen mitgeführt und an jedem beliebigen Ort, wo sich Raum dazu findet, also auch im Eisenbahncoupé, mit großer Leichtigkeit hergerichtet und aufgestellt werden kann. Die Hauptbestandteile dieses Tisches sind: Die Tischplatte T; dieselbe bildet beim Transport die vier langen Wände des Kästchens, besteht somit aus vier durch Scharniere miteinander verbundenen Teilen. Zu derselben gehören vier Steifen S, welche die Plattenteile zusammenhalten und sich mit denselben verschrauben lassen. Das Stativ Y mit drei durch Scharniere mit denselben verbundenen Füßen F und

Fig. 2.

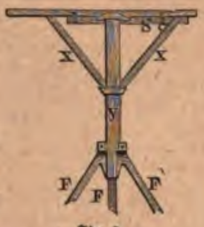


Fig. 3.

drei losen Streben X. Dieser Teil läßt sich mit Leichtigkeit zusammenklappen und dann in die zum Kasten formierte Tischplatte einschieben. Den Verschluß des Kastens bilden dann noch zwei Bodenbrettchen mit Handhaben, durch welche ein Riemen zum Zusammenhalten des Ganzen gezogen wird. Da sich in den vorhandenen Zwischenräumen des zusammengeklappten Kästchens noch mancherlei andere Reisebedürfnisse wie auch Lebensmittel ꝛc. unterbringen lassen, erscheint der Reisetisch durchaus praktisch und empfehlenswert. (Fig. 2 u. 3.)

Ein Taschentintenfaß. Zu den bereits zahlreich vorhandenen Artikeln dieser Art hat ein Studiosus Küster aus Berlin ein neues Exemplar erfunden, welches jedoch erwähnenswerte Vorzüge aufweist. Dasselbe besteht aus dem halbkugelförmigen eigentlichen Tintenfaß (A Fig. 4) mit Guttaperchadeckel und zwei konischen Aufhängern B B', dem Hängering C, welcher ebenfalls mit zwei Aufhängern B'' (B''') versehen ist, dem Gestell mit drei Füßen, die sich nach oben und zwar bis über den verschlossenen Guttaperchadeckel umklappen lassen, so daß dadurch der Deckel fest nach unten gedrückt wird und das Ganze sich bequem in der Tasche mitführen läßt. Der eine Fuß läßt sich durch eine Schiebevorrichtung S erheblich verkürzen, so daß das Stativ auf die schiefe Fläche eines Pults sicher aufgestellt werden kann. Das Ganze erscheint handlich und praktisch und ist als besonderer Vorzug die Hängeeinrichtung zu beachten, durch welche das Tintenfaß stets eine horizontale Lage erhalten kann, selbst wenn der Standort wie in Eisenbahnen, auf Schiffen ꝛc. erheblich schwanken sollte.

Fig. 4.

Apparat zur graphischen Darstellung von Tönen und zum Reproduzieren derselben. Herr Arthur French, St. Georg in London, hat einen äußerst sinnreichen Apparat zur Patentierung eingereicht, dessen Zweck darin besteht, die durch ein Telephon gelangenden Töne auf photographischem Wege festzuhalten und dann später wieder zu reproduzieren. Der Apparat ist ziemlich einfach und wie folgt beschaffen: Eine mit einer lichtempfindlichen Schicht versehene Glasplatte G dreht sich in einem Gestell um ihre Achse, was durch ein gleichmäßig arbeitendes Uhrwerk bewirkt wird. An entsprechender Stelle befindet sich ein Telephon T, dessen Rohr eine feine Durchbohrung O enthält, so daß ein durch O fallender Lichtstrahl die Glasplatte trifft. — Nun ist vor der Durchbohrung eine kleine, mit der Membrane des Telephons verbundene Klappe angebracht, welche entsprechend den Vibrationen der Membrane die Oeffnung O mehr oder weniger verschließt.

Fig. 5.

Wird nun die Glasscheibe gedreht, während Töne das Telephon treffen, so markieren sich ganz bestimmte Zeichen auf der Scheibe, die nachher photographisch fixiert werden können. — Es muß hierbei bemerkt werden, daß durch Vermittlung einer einfachen Vorrichtung der Weg, den obige Zeichen auf der Glasscheibe beschreiben, eine Spirallinie bildet, wodurch die Länge desselben weniger kurz bemessen wird.

Sollen nun, nach beliebig langer Zeit die so graphisch fixierten Töne wieder wachgerufen werden, so wird die betreffende Glasscheibe in den Apparat eingesetzt und sodann anstatt der Klappe ein kleines Stückchen Selen, welches Metall bekanntlich die Eigenschaft besitzt, die Elektricität nach Maßgabe des darauf fallenden Lichtes zu leiten, vor die Lichtöffnung gebracht und zugleich in die Leitung des zum Telephon gehörigen elektrischen Apparats eingeschaltet. — Sobald jetzt Lichtstrahlen durch die Zeichen der gedrehten Glasscheibe und die Durchbohrung O fallen, wird die Membrane des Telephons genau nach Maßgabe des auf das Selenstückchen fallenden Lichts in Vibration versetzt und das erwünschte Tönen tritt ein. So wunderbar die Wirkung dieses Apparats auch erscheinen mag, so haben uns doch die Erfahrungen der letzten Jahre belehrt, daß Wirkungen gleich wunderbarer Art sich thatsächlich hervorrufen lassen, und ist darum auch hier nicht daran zu zweifeln, daß mit dieser Erfindung wieder ein bedeutungsvoller Schritt vorwärts auf dem Gebiete der Elektrotechnik gemacht worden ist.

Die Holzblumen.

Gibt es denn Blumen von Holz, wenn man selbstverständlich künstliche Nachbildungen ausschließt? fragt der verehrte Leser. Allerdings gibt es solche und zwar gehören dieselben längst nicht zu den von der Mutter Natur am wenigsten bevorzugten. Freilich entbehren sie des süßen angenehmen Duftes, des bunten lieblichen Farbenschmuckes unsrer heimatlichen Blumen; — was aber ihre Form und Gestalt anbetrifft, so ist dieselbe, wenn auch von festem, kienichten Holze, in den meisten Fällen so schwungvoll und anmutig, daß man nicht mit Unrecht ihr häufig den Namen Rosa de madera „Holzrose" beilegt. Die Sache ist jedoch, wie es im ersten Augenblick erscheinen möchte, durchaus nicht neu. Der gelehrte Botaniker hat längst Kenntnis davon genommen und sie in den Bereich seiner wissenschaftlichen Forschungen gezogen, wie z. B. ans einer interessanten Abhandlung des Grafen von Solms-Laubach [1]) über diesen Gegenstand hervorgeht. Nichtsdestoweniger herrscht über die Art und Weise der Entstehung noch ein Dunkel, zumal bei derjenigen Art von Holzblumen, deren hier insbesondere gedacht werden soll und deren Heimat Centralamerika ist. Dieselben besitzen eine gewisse Gleichförmigkeit, sind durchgehends von einem proportionierlichen, kräftigen Unterstamm getragen und haften nicht, wie dies meistens bei den höchst ungleichförmigen, europäischen Auswüchsen der Fall ist, unmittelbar flach an dem Stamm des Baumes.

Die erste Bekanntschaft mit einer solchen Blume machte ich in dem Hause des Minister-Residenten von Guatemala, der sich

[1]) Das Haustorium der Loranthaceen und Thallus der Kofflesiaceen und Balnophoreen von H. Grafen zu Solms-Laubach.

Lützower.

seiner Zeit in Mexiko befand. Bei Gelegenheit eines Diners war die Tafel mit einer „Flor de madera“ geschmückt und erregte durch die Eigenartigkeit ihrer Erscheinung allgemeine Aufmerksamkeit. Leider vermochte der Eigentümer nicht über die eigentliche Entstehung dieser sonderbaren Blume, die von mehreren Anwesenden sogar als ein künstliches Erzeugnis betrachtet wurde, nähere Auskunft zu geben, er versicherte jedoch, daß es ein Naturprodukt sei und in den Urwäldern Guatemalas bei nur einer bestimmten Baumgattung vorkäme.

Diese Andeutung gab mir bei meiner späteren Anwesenheit in Guatemala Veranlassung, dem Gegenstande näher nachzuforschen. Ich erfuhr alsdann, daß die Blume unweit Antigua (Guatemala), vier Leguas von Guatemala entfernt, in den Waldungen vorkäme, welche sich am Fuße des Vulcan del ayuu (Wasser-Vulkan) hinziehen. Dort gedeihe die Blume bei einer besonderen Baumgattung, die bei den Eingeborenen den Namen Guillervilla führe; übrigens käme dieselbe im großen Ganzen nur selten vor. Der gütigen Vermittlung eines angesehenen Freundes, welcher zwei Indianer mit dem Aufsuchen einer solchen Blume beauftragte, verdankte ich nach einigen Wochen ein vortreffliches Exemplar. Es ist die größere der in beistehender Zeichnung nach einer Photographie wiedergegebenen Holzblumen, im sechsten Teile der wirklichen Größe. Die beiden anderen Exemplare erhielt ich einige Zeit später durch dieselben Vermittler, die zur Entschuldigung der Verzögerung anführten, daß die „Flor de madera“ immerhin nur vereinzelt vorkäme und das Aufsuchen mit mancherlei Schwierigkeit verknüpft sei.

Holzblumen.

Was nun die Entstehung dieser eigentümlichen Blumenerscheinung anbetrifft, so ist wohl anzunehmen, daß dieselbe entweder auf einen Insektenstich, oder, was wohl noch wahrscheinlicher ist, auf die Wurzelkraft einer Parasitenpflanze zurückzuführen ist, deren Samenkorn, vom Winde oder einem Vogel getragen, in die äußerste Knospenspitze eines Zweiges gefallen ist, hier allmählich auswuchert und vermittelst der sich ausbreitenden Wurzeln das eigentümliche Gebilde hervorruft, welches immerhin nur als eine Abnormität betrachtet werden muß. — Auch bei uns kommen verwandte Erscheinungen, z. B. bei der Esche und besonders beim Locantus europaeus vor, obgleich dieselben mehr den Charakter eines monströsen Auswuchses tragen und nie die Zierlichkeit und Gleichmäßigkeit einer blumenähnlichen Gestaltung, wie bei der Rosa de madera zeigen. H.

Tiroler.

Ein historisches Kartenspiel.

Im vorigen Band unserer Zeitschrift veröffentlichten wir auf p. 199 ff. 48 Karten eines historischen Kartenspiels. Leider fehlten in dem uns zur Verfügung stehendem seltenen Exemplar die vier Buben, welche zu König und Dame in Beziehung stehen und in folgender Reihenfolge auftreten: Bergschotte, Kosak, Tiroler und Lützower Freiheitskämpfer. Durch den Besitzer eines zweiten Exemplars sind wir heute in der angenehmen Lage, das damals fehlende nachzuholen, und hierdurch unsere Leser in den vollständigen Besitz des interessanten Kartenspieles zu setzen.

Kosak.

Der Rattenkönig.

Man hat es oft für eine Fabel gehalten, daß ein sogenannter Rattenkönig, d. i. eine Gruppe von Ratten, die mit den Schwänzen dergestalt ineinander verwickelt und zusammengewachsen sind, daß sie durchaus nicht voneinander können, existiere. Aber man kann an dem Vorhandensein derselben nicht zweifeln, da doch zuweilen solche Naturseltenheiten zu finden sind. So wurde vor einiger Zeit zu Lüneburg im Grundstücke des Herrn Ohlert an der Großen Bäckerstraße ein solches Naturwunder entdeckt, das unserer Zeichnung zu Grunde gelegen hat. Es sind ihrer acht Ratten, welche kreisförmig mit den Köpfen nach außen, durch ihre Schwanzenden fest und so unlöslich verschlungen sind, daß sie nur mit Anwendung großer Gewalt zu trennen gewesen wären. — Eine ähnliche Abnormität wurde vor vielen Jahren in Erfurt in der Schlossergasse angetroffen. Hier stand ein altes Haus, welches man als Getreidespeicher gebrauchte. Das Gebäude war aber so baufällig geworden, daß es eingerissen und abgetragen werden mußte. Als nun die Zimmerleute die Bodenbretter aufhoben, sprangen viele Ratten hervor und bald fanden die Leute unter der Diele eine Rattengesellschaft, welche mit ihren Schwänzen derart verwickelt waren, daß sie sich nicht fortbewegen konnten. So konnten sie mit Leichtigkeit getötet werden, was natürlich geschah, ohne zu ahnen, was für eine

Bergschotte.

Seltenheit damit dem Schicksal alles Fleisches überliefert wurde. Es waren nämlich elf der gewöhnlichen Hausratten, schwärzlich aschenfarbig und vollkommen ausgewachsen. Die Schwänze waren ineinander dicht verschlungen und zusammengewachsen. Sie glichen einem Knäuel von der Größe einer Faust. Die Verschlingung der Schwänze fing etwa einen Zoll von den Leibern an. Der Schwanzwulst ragte etwas über die Ratten hervor. In Ordnung gebracht, bildete der Knäuel den Mittelpunkt, und die elf Ratten bildeten ebensoviel Strahlen, an deren äußerstem Ende sich die Köpfe befanden. Die ganze Kreisfläche hatte wohl an 1½ Fuß im Durchmesser. Unter mehreren herbeikommenden Zuschauern ergriffen zwei junge Leute zwei entgegenliegende Ratten und zogen mit Gewalt daran; die eine riß nahe am Leibe ab und der Schwanz blieb im Knäuel zurück. Beim Drehen und Wenden dieser Rattenfamilie sah man deutlich, daß auf dem oberen Teile des Schwanzknäuels die Schwänze wie verschlungene Stricke über- und untereinander sich durchzogen, auf dem unteren aber mehr wie zu einem Kloß gebildet und ineinander verwachsen waren, an welchem man deutlich nur Erhöhungen wie Nähte oder Leisten gewahr wurde.

O. Lehmann.

Der Rattenkönig.

Vom Büchertisch.

Der 1. Band der im Verlag von Jul. Niedner (Wiesbaden 1883) erscheinenden „Erzählungen aus alten deutschen Städten“ von J. Bonnet“ enthält eine Erzählung aus dem 15. Jahrhundert betitelt „Der Geisterbanner von Rothenburg.“ Der Leser sieht sich mitten in das soziale und politische Leben und Treiben einer dazumal geistig regen Stadt versetzt. Die Repräsentanten jener mittelalterlichen Zeit sind keine Schemen und wesenlose Phantasiegebilde sondern lebensfrische und sympathische Gestalten. Das Zeitkolorit ist gewahrt, die Diktion nicht ohne Poesie und Wohllaut. Wir werden Gelegenheit nehmen, in kurzem die weiter erschienenen Bände an dieser Stelle anzuzeigen.

Im Anschluß an obiges Werk ist der historische Roman „Nürnberg“ von Luise Otto (Leipzig, H. Fischer Nachf.) zu erwähnen, zu dessen Empfehlung wohl die Mitteilung genügt, daß bereits die dritte Ausgabe dieses farbenprächtigen, auf ernsten Studien beruhenden Romanes aus dem 15. Jahrhundert vorliegt. „Auch ich sah dich, und deine Steine sprachen“; jedem der dies „Reliquienkästchen des alten deutschen Reiches“ gesehen, wird es ähnlich wie dem Verfasser ergangen sein, welcher „die alte Zeit lebendig ward und vor deren geistigen Auge die Jahrhunderte versanken wie der sinkende Tag“. — Möchte das Buch recht viele Leser finden.

Um einige Jahrhundert weiter zurück versetzt uns E. Hartners Roman „Unter dem schwarzen Kreuz“ (Leipzig, K. Reißner). Verfasser versteht es, schon nach wenigen Seiten den Leser zu fesseln und ihn für das Geschichts- und Kulturbild, welches er frisch und lebendig gezeichnet, zu interessieren. Der Vorwurf, den er sich gewählt, ist der Kampf, den die ihrer Götter und Freiheit beraubten Preußen im 13. Jahrhundert mit den Rittern des deutschen Ordens um diese ihre höchsten Güter gekämpft haben. Es ist ein heißes schweres Ringen des alten trotzigen Heidentums mit dem Christenglauben das unser ganzes Denken und Empfinden auf sich zieht und fesselt.

„Das bist du“ ist der vielversprechende Titel eines Romanes in 4 Büchern von G. v. Amyntor (Berlin, Fr. Luckhardt), des nun mehr im Herzen des deutschen Volkes Wurzel fassenden Verfassers der „hypochondrischen Plaudereien.“ Daß wir darauf verzichten müssen, an dieser Stelle den höchst lesenswerten Roman eingehender zu analysieren, bedauern wir. Bei dem guten Klang, dessen sich der Name Amyntor jedoch zu erfreuen hat, genügt wohl dieser kurze Hinweis. Mit Freuden begrüßen wir gleichzeitig die 2. Auflage des „Neuen Romanzero“ (Hamburg, J. F. Richter), eine Sammlung von lyrischen Erzeugnissen Amyntors teils geharnischter und polemischer Natur, teils philosophischer und rein menschlicher Richtung, wie u. a. die „Friedhofsmelodieen“. In den Romanzen ist vielfach der echte Balladenton getroffen; das den Schluß bildende Mysterium „Der letzte Mensch“ eröffnet einen erhebenden Ausblick in eine glücklichere Welt, in welcher der Mensch wissend und glaubend hier schon das verlorene Paradies wiederfindet. —

Ein Buch, das sich durch Frische und Ungesuchtheit stofflich wie formell sehr vorteilhaft auszeichnet, ist die Erzählung „Um Paris“ von Ad. Brennecke (Zürich, Cäsar Schmidt). Der Verfasser hat die geschilderten Vorgänge aus dem großen Kriegsjahre 70/71 zum Teil selbst mit erlebt. Wahrheit mischt sich mit Dichtung in harmonischem Guß; der offen zu Tage tretende Stolz auf sein Deutschtum verhindert Br. nicht, den liebenswürdigen Eigenschaften unserer westlichen Grenznachbarn volle Anerkennung zu zollen. Wir brauchen uns solcher Gegenstücke zu „au pays des milliards“ nicht zu schämen!

Der als Interpret der nordischen Litteratur bereits wohlbekannte L. Passarge hat die deutsche Litteratur vor kurzem mit einem neuen Werkchen, „Norwegische Balladen“ (B. Schlicke, Leipzig) betitelt, bereichert. Die Auswahl ist geschickt getroffen und sehr reichhaltig. Wir begegnen Namen wie Björnson, Blom, Ibsen, Storm u. a. — auch die Uebersetzung ist abgesehen von wenigen Härten im Ganzen fließend und poetisch. Höchst wertvoll sind die sachlichen Erklärungen unter dem Text, ohne welche ein Verständnis beim größeren Publikum rein unmöglich wäre.

Daß A. Godin aus dem Herzen schreibt und deshalb auch das Innere des Lesers erfaßt, haben wir wiederum bei der Lektüre der drei uns vorliegenden Werke der wohlverdient so beliebten Schriftstellerin erfahren. Der Roman „Mutter und Sohn“ (Leipzig, E. Keil) und „Gräfin Leonore“ (Leipzig, Schulze u. Co.) sind nur auf breiterer Basis aufgebaut und kunstvoller gefügt als die neuen Novellen, „Schicksale“ betitelt, welche zum Teil wahre Kabinettstückchen unserer modernen Erzählungslitteratur genannt werden dürfen.

Das liebenswürdige Erzählungstalent, welches Helene Stöckl bereits viele Freundinnen erworben hat, bekundet sich abermals vorteilhaft in den an die reifere weibliche Jugend adressierten vier Erzählungen, welche unter dem Gesamttitel „Verschlungene Lebenspfade“ (Berlin, Lubarsch u. Co.) erschienen sind. Da das Backfischalter (pardon, verehrte Leserin!) ein sehr leselustiges ist, hoffen wir durch Nennung eines wahrhaft guten Buches uns von verschiedenen Seiten Dank zu verdienen.

—g.—

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Das Preisrätsel im Weihnachtsheft, von dem in diesem Hefte die rechte Lösung veröffentlicht wird, wurde von den nachfolgend Angegebenen richtig gelöst und sind diesen die beistehenden Preise zuerkannt worden:

1. Preis: J. Baumann-Knobel, Zürich, Antheschergasse 20.

2. Preis: F. W. Schmidt, Lübeck, Wahmstraße 466.

3. Preis: Carl Lassen, Lübeck.

Weitere Lösungen gingen nicht ein und haben wir deshalb die Preise 4—12 an Löser des Rätsels in Heft 5 verteilt. Sie bilden dort die Preise 7—15.

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Ein stolzer [902]
Schnurrbart
erweckt stets das Interesse der Damenwelt, ein glattes Milchgesicht findet selten Sympathie. Wem **Schnurr- oder Vollbart** noch fehlt, der bestelle sich gleich den weltberühmten
Mustaches-Balsam
v. **P. Boße, Frankf. a.M.,** Schillerstr. 12.
Ganze Dose M. 2.50., halbe M. 1.50.

ZÜRICH — am Bahnhof.
Hôtel Habis. [975]

J. NEBRICH, ***Sekt-Depôt,*** **Köln.** [973]

Venus Schönheiten Cab. Pracht-Album
12 Blatt vers. geg. Eins. v. $3\frac{1}{2}$ ℳ franco t. eingeschr. **Adolph's Photogr. Anstalt, Löbau i. S.** Catalog gratis. [966]

Billigste Bezugsquelle für
Prima Holländische Cigarren u. Tabake
garantirt aus nur **besten** importirten Tabaken, frei von allen Surrogaten. [1023]
Rheinische Versand-Anstalt (Steiger) Moers am Niederrhein.
Preiscourant in Heft 2 dieser Zeitschrift.

Wäscheglanzeisen. [997]

Schönstes Geschenk.
Preis 3 Mark; vernickelt 4 Mark.
Ohne Uebung sofort feinste Glanzerzeugung.
Fritz Lange, Berlin. Schwedterstr. 252.

Stottern! [1096]
wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.**

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.
brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 57. **Maximilian Schmidt, Glasmacherleut.** Kulturbild aus dem bayrischen Wald.

„ 58. **J. Ludwig, Mein Großoheim und andere Erzählungen.** Mit einer Einleitung von H. de Bequignolles.

„ 59. **Bret Harte, Im Walde von Carquinez.** Mit einer Einleitung von E. Zabel.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige **Verfälschung tritt** sofort zu Tage: **Echte, rein gefärbte Seide** kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von **ganz hellbräunlicher** Farbe. — **Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht)** brennt langsam fort, namentlich **glimmen die „Schlußfäden“ weiter** (wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine **dunkelbraune Asche,** die sich im Gegensatz zur echten Seide **nicht kräuselt,** sondern **krümmt.**

Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so **zerstäubt** sie, die der **verfälschten nicht.**

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, **und liefere ich einzelne Roben** und **ganze Stücke** zollfrei ins Haus, **ohne Zollberechnung.** [844]

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. Hoflieferant.

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Bd. 28. Albertinus Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Hrsgb. von R. Frhr. v. Liliencron. (**Erster Neudruck!**) Bd. 29. Abraham a S. Clara „Judas der Erzschelm.“ Hrsgb. v. F. Bobertag.

Inhalt der Bände 1–27:

1 u. 6. Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“. (Werke 1. u. 2. Bd.) 2. Goethes „Faust“. (Werke 12. Bd.) 3. Schillers „Räuber und Fiesko“. (Werke 3. Bd.) 4. Kortums „Jobsiade“. 5. Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln 2c., Jugenddramen.“ (Werke 1. Bd.) 7. Wielands „Oberon 2c.“ (Werke 2. Band.) 9. Grimmelshausens „Simplicianische Schriften“. Bd. 11. Günthers Gedichte. Bd. 8, 10 u. 12. Stürmer und Dränger. Bd. 1–3. Enthalten Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Maler Müller, Ch. F. D. Schubert. Bd. 13. Gryphius Werke. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde. Bd. 15. Moscherosch's Gesichte Philanders von Sittewald. Bd. 16. Goethes Dramen. Bd. 1. (Der Werke 6. Band.) Bd. 17. Lessings Jugenddramen u. dramatische Meisterwerke. Bd. 2. 18. Schiller „Kabale und Liebe“ und „Don Karlos“ (in 3 Ausgaben). (Der Werke 4. Bd.) 19. Simon Dach und seine Freunde, Joh. Röling. 20. Goethes Gedichte. Bd. 1. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 21. Zeiglers Asiatische Banise. (Der Schles. Schule 2. Bd.) Bd. 22. Hebels Alemanische Gedichte. Bd. 23. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Bd. 24 u. 25. Lessings dramat. Nachlaß u. dramat. Meisterwerke. (Werke 2. Bd.) Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2 Bd. Bd. 27. Goethes Naturwissensch. Schriften. 1 Bd.

Die **„Deutsche National-Litteratur“** ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die **„Deutsche National-Litteratur“** zeichnet sich dabei durch musterhafte Ausstattung und eminent billigen Preis aus (die Lfg. à 6–7 Bogen nur 50 Pf.!)

Die **„Deutsche National-Litteratur“ ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, enthält eine solche Fülle der uns zunächst liegenden litterarischen Schätze, daß es mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.**

Preisausschreiben für Feuilletons.

Fortwährend bemüht, die **„Neue Musik-Zeitung“** zu einem Blatte ersten Ranges zu gestalten und ihren Lesern gediegensten Unterhaltungsstoff zu bieten, erlassen wir hiermit ein Preisausschreiben für Feuilletons unter nachstehenden Bedingungen:

§ 1. Den für die Preisbewerbung bestimmten Arbeiten müssen Motive aus dem Künstlerleben (Komponisten, Virtuosen, Sänger, Sängerinnen 2c. 2c.) zu Grunde liegen, dabei sind Gestalten der eigenen Phantasie entsprungen nicht ausgeschlossen. Sie sollen in erzählender Form abgefaßt sein, gleichviel ob im Gewande der Novelle, der biographischen Erzählung, des Märchens oder der Humoreske.

§ 2. Der Umfang eines Feuilletons darf nicht weniger als fünf und nicht mehr als fünfzehn Spalten der „Neuen Musik-Zeitung“ umfassen.*)

§ 3. Für die besten Arbeiten werden folgende Preise ausgesetzt:

Ein I. Preis von 600 Mark
Ein II. Preis von 300 „
Ein III. Preis von 150 „

§ 4. Undeutlich geschriebene und also schwer leserliche Manuskripte werden von der Konkurrenz ausgeschlossen.

§ 5. Die Arbeiten müssen mit einem Motto versehen und spätestens bis 1. Juni 1884 im Besitze des Verlegers der „Neuen Musik-Zeitung“ (P. J. Tonger in Köln) sein; dem Manuskript ist ein verschlossenes Couvert beizufügen, welches ganz dasselbe Motto nebst genauer Adresse des Einsenders **enthalten** muß. Außerdem ist das Motto und der Titel des Manuskriptes anzugeben.

§ 6. Die preisgekrönten Werke werden Eigenthum des Unterzeichneten.

§ 7. **Es bleibt vorbehalten, nicht preisgekrönte, aber dennoch gute, zur Preisbewerbung eingesandte Arbeiten, für die „Neue Musik-Zeitung“ auszuwählen; diese werden mit 10 Mark pro Druckspalte honoriert und gehen ebenfalls in das Eigenthum des Ausschreibers über.**

§ 8. Die unberücksichtigt gebliebenen Einsendungen können während dreier Monate von Bekanntmachung des Resultates an gerechnet, zurück verlangt werden; bis zu dieser Frist nicht reklamierte Manuskripte fallen der Vernichtung anheim.

§ 9. Als Preisrichter fungieren die Herren: [1188]

Felix Dahn, Professor in Königsberg,
Ernst Pasqué, Schriftsteller in Darmstadt,
August Reiser, Redakteur der „Neuen Musik-Zeitung“ in Köln.

§ 10. Das Resultat wird voraussichtlich bis 15. August 1884 bekannt gegeben werden.

Verlag der Neuen Musik-Zeitung
(P. J. Tonger) in Köln a/Rh.

*) Solchen Bewerbern, welchen die Neue Musik-Zeitung nicht bekannt ist, stehen Probeblätter in jeder Buch- und Musikalienhandlung oder vom Verleger gratis zur Verfügung.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig: [1161]

Die Diphtherie.

Ihre Entstehung, Verhütung und Behandlung.

Von Dr. **C. G. Rothe,** Altenburg.

Elegant in Leinwand gebunden. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Landw. Institut der Universität Leipzig.

Der Anfang des **Sommer-Semesters** ist auf den **22. April** festgesetzt. Programm und Stundenplan vom Unterzeichneten zu beziehen.

Der Director:

[1156] *Geh. Hofrath* ***Dr. Blomeyer.***

Weltpost.

Das Preisrätsel im 5. Heft hat auch seit dem Erscheinen des 6. Heftes noch zahlreiche Löser gefunden, die nachstehend mitgeteilt sind. Lösungen, die erst nach dem 10. Februar bei uns eingingen, konnten nicht mehr berücksichtigt werden.

1. Preis: P. A. Schmitt, pr. Adr. Eduard Fremann, St. Petersburg.

2. Preis: Frau Hedwig Schemel, Crone a. Brahe.

3. Preis: Max, Karl und Rosa Rohrweck in Wien, Ausstellungsstraße 17 II.

4. Preis: Franz Itzinger, Wien, Nordbahnhof 3.

5. Preis: Frau Dr. Kleemann, Altona.

6. Preis: Max May in Meiningen.

7. Preis: Eugen Paul in Dresden, Schumannstraße 24.

8. Preis: Dr. Emil Frey, Aarau.

9. Preis: J. Thannheimer, Aschaffenburg in B.

10. Preis: Adolf Herzog, Berlin, Landsbergerstraße 4 III.

11. Preis: Max Fischer in Chemnitz.

12. Preis: Ad. Meigatter in Pyrmont.

13. Preis: Eduard Flesch, Brünn.

14. Preis: Sieg. Gustav König in Walterswyl bei Langenthal, Kt. Bern.

15. Preis: Joh. Böttner, Bremen, Gellertstraße 38.

L. R. in H., E. E. v. B. in W., R. S. in P., H. H. in P., E. R. in W., J. A. in B., R. M. in G., J. R. v. R. in J., P. C. in Z., G. K. in R., E. L. in H., L. in K., M. K. in T., J. E. in B., J. H. in P., E. Ph. in B., R. B. in P., J. F. in M., F. H. in H., O. E. in O., W. H. in P., E. B. in H., P. B. in E., L. B. in W., A. R. in C., G. M. in R., A. H. in F., A. L. in B., G. G. in P., W. K. in W., W. F. in P., J. D. Nr. 10 in G., F. M. in F., C. L. in H., R. T. in T., A. R. in Oe., C. v. A. in M., M. L. in G., A. Z. in H., G. K. in B., J. R. S. in M., R. in W., Fr. H. in S., H. H. in B., J. G. in St., R. U. in L., J. W. in M., X. P. in A., E. R. in A., C. S. in H., Th. H. in J., E. T. in F., G. K. in R., A. F. in K., C. F. in N., A. S. in M., K. D. in W., A. L. in St. P., E. A. in T., L. B. in St., E. F. in E., F. H. in W., L. N. in N., M. A. in W., E. M. in B., P. G. in St. P., N. G. in L., C. M. P. in P., A. F. in B., E. K. in B., F. A. in N., F. R. in N., E. Z. in N., K. in R., L. B. in R., E. R. in H., P. K. in O., M. F. in Ch., H. E. in D. L., A. H. in C., H. F. in H., C. H. in P., General Cr. in C., W. S. in B., R. H. in C., F. K. in K., E. M. in N., 6 B. in P., W. M. in Sm., A. J. in A., K. H. in R., W. K. in H., H. L. in U., H. Sp. in C., R. L. in C., E. S. in B., B. in A., G. M. in B., Sz. in U., M. S. in H., A. K. in A., F. M. in B., J. W. in W., F. P. in N., E. M. in F. O., K. D. in B., R. G. in W., G. H. in W., H. S. in B., A. S. in B., W. W. in E., G. G. in M., S. S. in L. J. L. H. in W., F. H. in Z., E. E. in P., A. T. in W., C. R. in B., L. W. in P., H. H. in H., J. M. in O., O. K. in M., G. C. in R., E. B. G. in G., C. H. J. in A., J. K. in R., W. in S., G. A. C. in M.-Sch., J. R. in F., F. M. in B., M. v. D. in Z., O. K. in D., G. S. in B., L. J. in W., F. F. in G., E. H. in B., St. G. in B., M. T. in L., W. B. in E., R. H. in U., Pl. in L., A. v. W. in S., E. K. in R., A. St. in R., B. S. in St.,

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Troilus und Kressida

(Il Filostrato).
Ein Epos in 10 Gesängen und 2 Epilogen von

Giovanni Boccaccio.

Zum ersten Male ins Deutsche übertragen von
Freiherrn von Beaulieu-Marconnay.
Original-Büttenpapier. Liebhaber-Einband. **Preis 5 Mark.**
Verlag von A. Hofmann & Co. in Berlin. [1162]

Von **Paul Heyse, Georg Ebers, Fr. v. Bodenstedt, G. Brandes, Jul. Große, Rob. Waldmüller, Hieronym. Lorm, E. A. König, R. Döhn, L. Laistner** u. A. als ein höchst bedeutendes Werk anerkannt:

Raskolnikow, Roman von Dostojewskij.

Nach der 4. Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel.
Verlag von **W. Friedrich** in **Leipzig**. 3 Bände. 10 Mark, gbd. 12 M. 50 Pf.

Georg Ebers schreibt: „Dieser Roman ist eine furchtbar schöne, gewaltige Dichtung . . . . Ich habe kaum etwas Ergreifenderes gelesen, als dieses furchtbare Buch, welches sich auf gemeinen Mord gründet, der doch nicht gemein ist, welches uns das Herzensbündniß eines Räubers mit einem gefallenen Mädchen vorführt, welches uns anmuthet wie eine reine, durch Hagelschlag beschädigte weiße Blume. Mit fliegender Hand habe ich Seite um Seite gewendet, und als ich fertig war, athmete ich auf wie nach einer Wanderung über gähnende Abgründe. Dieses Werk, dieser Dichter sind groß und werth, daß man sie kennen lernt." **Paul Heyse** sagt: „Nun erst kann ich Ihnen danken, daß Sie mir dazu verholfen haben, dies höchst merkwürdige Buch kennen zu lernen, das in seiner Art vielleicht unerreicht dasteht, von einer psychologischen Kraft und Tiefe, wie sie selbst unter den Landsleuten des Verfassers sich selten finden wird." **Georg Brandes:** „Das Buch muß als ein Quellenwerk ersten Ranges für die Entstehungsgeschichte des modernen Rußland betrachtet werden." (N. fr. Pr.) — **Aehnliche Urtheile fällten die obengenannten Dichter und Schriftsteller.** [1185]

In **Heuser's Verlag** (Louis Heuser) in **Leipzig & Neuwied** erschienen soeben:
DIE MORPHIUM-EINSPRITZUNGEN, deren Wirkung, Anwendung und Abgewöhnung von **P. Altvater.** Preis M. 1. 80.
DIE MORPHIUM-SUCHT und ihre Behandlung von **Dr. Albr. Erlenmeyer. 2. Aufl.** Preis M. 3. 60. [1139]
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Bibliothek für Ost und West".

Unter Redaction von **Dr. Alfred Friedmann.** Jeder Band, mit einer Titel-Illustration von ersten Künstlern, ist einzeln käuflich und kostet elegant gebunden 60 kr. = 1 M. Jährlich erscheinen 25 Bände. Abonnenten auf complete Exemplare erhalten jeden 25. Band gratis.
Ausführlicher Prospect gratis und franco.

Band I. **Aus dem Kleinleben der Großstadt.** Wiener Genrebilder von V. Chiavacci, 15 1/2 Bogen Octav. Mit Titel-Illustr. von Hans Schließmann.

Band II. **Novellenkranz** von E. von Bauernfeld. 15 Bogen 8. Mit Titel-Illustration von L. Lewin.

Band III. **Blätter im Winde.** Neue Skizzen von Ferd. Groß. Mit dem Porträt des Verfassers.

Die weiteren Bände bringen Beiträge von **Joh. Nordmann, Julius von der Traun, Aug. Silberstein, Ada Christen, Leopold Kompert, Ad. Silberstein, Max Nordau, Balduin Groller, Ed. Mautner, F. von Schönthan, Max Kalbeck, F. Mamroth, Oscar Welten, Emil Peschkau, J. R. v. Weilen, Lucian Herbert, J. H. Wehle** u. v. A. [1173]

Berlin, Wien, Leipzig, **Hugo Engel.**

Weltpost.

C. W. in W., G. W. in U., J. E. in D., A. S. in O.-U., H. L. in Z., W. U. in F., L. W. in B. bei W., P. F. in D., G. C. in W., A. K. in P. bei F., A. W. in Ch., J. J. in K., A. in M., R. S. in L., J. M. C. in P., A. G. in T., E. T. in B., H. L. in S., J. H. in T., W. B. in N. Y., B. in B., A. v. B. in St., E. B. in W., G. H. in Z., M. F. in F., Frau F. in J., R. in S., F. W. in Th., J. M. in Z., F. Z. in T., A. K. in R., A. Sch. in C., J. K. in K., E. M. in H., G. O. in A., H. P. in D., L. S. in C., H. W. in B., J. S. in J., G. S. in B., A. U. in W., G. U. in S., F. P. in F., A. O. in E., A. in P., C. G. in G., J. C. in B., F. A. in N., A. M. in L., A. B. in D., M. K. in H., C. F. in H., F. G. H. in N. Y., H. in L., P. F. in T., F. B. in F., O. K. in W., J. S. in H. bei St. P., R. D. in B., P. Sch. in D., Frau G. in F., R. W. in L., K. in S., J. E. in M., C. G. J. in S., A. S. in R., H. N. in W., R. T. in H., C. B. in L., G. S. in M., G. N. in F., M. H. in C., J. St. in W., A. M. in C., M. L. in St., A. H. in G., R. B. in St., W. K. in Z. O., R. A. in W., H. K. in W., E. G. in G., J. B. in Sch., F. F. in B., F. L. in F., P. L. in W., J. A. O. in W., S. in S., R. M. in D. N., M. E. in D., Graf St. in H., C. D. in R., J. K. in E., A. St. in B., H. L. in B., A. M. in Py., P. L. in H., J. H. in B., H. S. in D., O. J. St. in N. Y., A. R. in K. bei S., D. J in M., W. J. A. in W., M. O. in St. P., W. W. in Ch., A. in N. J., E. A. in S., A. N. in T., C. Sch. in B., G. D. in H., F. K. in K., A. H. in W., M. R. in T., A. St. in B., M. H. in St. bei O., M. B. in L., B. Th. in H., J. F. in Ch., C. J. B. in K., D. in P., E. L. in R., P. J. in A., A. B. in O., A. W. in W., F. J. in W., O. P. in K., A. v. C. in W., W. N. in M., C. M. in A., B. H. in F., H. A. in Sch., J. L. in K., C. P. in W., R. v. E. in E., E. H. in B., A. K. in N., J. N. F. G. in M., S. in K., M. L. in B., R. W. in B., E. H. in S., D. K. in K., G. B. in St. P., E. T. in L., J. R. in St., J. W. S. in G., E. R. in O., M. S. in P., P. K. in H., L. K. in B., M. S. in W., A. F. in P., Z. in B., A. P. in B., S. in Z., O. K. in S., M. O. in R., J. F. in P.-O., O. K. in Z., Sp. in N., P. R. H. in H., K. C. in Kl., W. J. in N. bei W., H. B. in M., Dr. R. in W., F. B. in W., T. H. in Schw., L. L. in B., M. H. in B., R. L. in W., C. D. in St. P., P. A. Sch. in St. P., J. M. in K., E. K. in K., A. F. in Z., R. K. in St. P., Oe. in M., M. L. in M., H. M. in B., H. G. in H., M. S. in G., A. P. in N., J. H. in B., H. F. in St., A. F. in O. D., B. W. in G., E. W. in W., G. S. in H., A. L. v. L. in W., S. A. in P., Treuer Deutscher in P., K. A. D. in B., H. W. in M.-G., K. D. in H., R. in B., G. F. in L., A. R. in T., P. S. in B., M. Sch. in B., J. K. in B., O. E. in B., B. N. in M., A. H. in O., K. St. in T., J. in B., K. G. in B., O. in B., B. M. in H., J. N. in H., B. B. in B., S. S. in P., F. L. in S., E. S. in W., G. F. in H., A. D. in St., B. D. in H., S. B. in M., W. R. in W., Fr. E. in N., H. P. in W., J. W. in W., B. F. in N., A. D. in P., C. S.-H. in St. P., Dr. N. in L., J. B.

Berliner Tageblatt

73 Tausend Abonnenten — 73 Tausend Abonnenten

nebst seinen 4 werthvollen Beiblättern

„ULK“ illustrirtes Witzblatt, **„Deutsche Lesehalle“** illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt,

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“

und **„Industrieller Wegweiser“**

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die Vorzüge des **„Berliner Tageblatt“** bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt. — Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. — Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher raschefte und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Spezial-Telegramme.** — Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses sowie des Reichstags. — Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. — Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere. — Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte. — Militärische und Sport-Nachrichten. — Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten. — Ordens-Verleihungen. — Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. — Interessante Gerichtsverhandlungen. — **Theater, Litteratur, Kunst** und **Wissenschaft** werden im Feuilleton des **„B. T.“** in ausgedehntem Maße gepflegt, außerdem erscheinen in demselben

Romane und Novellen

unserer ersten Autoren.

Trotz der Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffes, wie solcher thatsächlich von keiner anderen täglichen Zeitung Deutschlands geboten wird, beträgt der Abonnementspreis auf das „Berliner Tageblatt“

für das Vierteljahr nur **5 Mk. 25 Pf.** für alle fünf Blätter zusammen.

Man abonnirt bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches vierteljährlich zum Preise von **5 Mk. 25 Pf.**; für den II. und III. Monat eines Quartals zum Preise von **3 Mk. 50 Pf.**; für den III. Monat eines Quartals zum Preise von **1 Mk. 75 Pf. Probe-Nummern gratis und franko.**

Für das Ausland beträgt das Abonnement 4,35 Mk. pro Monat, 13 Mk. pro Quartal incl. Porto für postfreie Zusendung unter Kreuzband und kann dasselbe mit **jedem Tage begonnen werden.** Bestellungen nebst Abonnements-Betrag sind direct an die Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48/49 einzusenden.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!

für das gebildete Publikum.

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch **originelle** litterarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, litterarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt“** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese litterarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montage, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt“** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von **2 M. 50 Pf.** pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1384** der Postzeitungs-Preisliste pro **1884. Probenummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montagsblatt“, Berlin SW.** [1194]

Weltpost.

in W., M. M. in W., G. J. in P., E. R. v. M. in L., M. L. in W., H. S. in L., G. H. in Mt., H. S. in C., Ch. W. in H., Frau W. St. in A., A. R. in F., A. E. in W., F. E. M. in L., M. B. in T., P. R in L., H. H. in W., P. R. in L., Fräulein T. in B., M. B. in F., J. R in L., R. B. in W., C. S. in B., A. B. in B., E. B. in G., C. A. in K., Th. B. in H., E. S. in B., J. B. in B., R. L. in ?, F. H. in T., J. K. in W., F. E. in D., A. J. H. in K., A. K. in W., H. B. in L., A. S. in H., Frau A. H. in S., B. G. in A., E. S. in C., Dr. E. in H., F. H. in H., G. F. in L., K. D. in P., H. B. in St., G. in K., P. S. in E., F. B. in L., F. W. in D., A. G. in A., A. S. in F., R. L. in L., A. L. in R., J. F. in B., K. L. in R., Ph. L. in L., A. D. in St., E. G. in W., H. B. in G., R. Sch. in B., Dr. S. in L., K. M. in R., R. L. in St., A. L. in St. P., Fr. J. K. in W., K. S. in ?, A. v. St. in D., Ch. W. in D., R. in K., J. R. in W., P. M. F. in L., L. H. in B., F. M. in B., O. H. in B., A. L. in A., B. S. in G., A. C. in T., A. St. in M.-O., A. C. in L., R. A. in K., G. H. in G., A. B. in B., H. P. in L., P. Z. in B., M. K. in W., F. St. in M., J. B. in K., O. G. in B., A. D. in C., H. C. in L., Frau W. in A., G. S. in Ung.-H., E. J. in L., A. H. in W., G. E. in R., H. B. in Z., E. K. H. in Pl., Schm. in W., J. B. in P., A. K. in L., B. P. in P. bei K., J. J. in D., A. H. in W., L. v. M. in W., E. G. in W., Th. L. in B., E. W. in B., A. W. in M., F. L. in B., R. K. in M., A. H. in K., M. R. in T., Chr. H. v. S. Schl. in W. R., B. B. in W., O. K. in W., J. v. A. in W., H. H. in B., Frau v. Z. in O., H. F. in E., E. St. in H., H. St. in B., R. Sch. in M., F. in F., W. Sch. in ?, D. in M., A. H. in B., M. E. in P., J. E. in Z., U. T. in Y., C. H. in D., Fr. E. in M., M. in B., J. A. C. in H., M. P. in B., F. S. in S., L. W. in B., J. D. in A., Th. R. in W. H. L. in W., Studiosus mit 16 Semestern in W., C. K. in W., G. H. in W., A. Z. in W., F. W. G. in W., B. L. in W., K. S. in M., Th. K. in B., W. F. in W., G. S. in A., A. F. in H., H. H. in R., P. G. in H., E. W. in L., G. K. in W., A. O. in D.-C., C. W. R. in P., G. in Z., G. B. in B., A. J. in J., C. v. R. in B., G. F. in K., H. in B., K. B. in D., M. N. in D., L. T. in B., F. S. in E., C. B. in D., G. E. in S., C. D. in S., E. v. M. in F., A. S. in B., P. L. in C., C. R. L. in S., E. D. in W., M. H. in W., H. K. v. F. in W., W. in W., A. H. in M., J. P. in M., J. C. in H., H. S. in B., A. J. H. in K., S. H. in M., E. F. in B., Ch. H. auf R., W. W. in W., C. A. in B., H. B. in F., C. R. in W., M. S. in T., E. St. in T., J. E. P. in P., P. B. in M., C. M. in B., J. R.-B. in O., J. L. in A.-L., A. D. in L., E. F. in A., L. P. in P., D. L. P. in B., H. B. in B., A. B. in D., H. H. in M., H. P. in W., L. in H., Hans G. in M., W. H. in F., A. B. in W., J. P. in W., E. K. in W., M. G. in L., E. G. in W., K. K. in W., J. B. in M., F. W. in L., W. G. in B., F. B. in W., C. W. in H., E. H. in Z., J. Q. in F., J. B. in K., W. B. in R., G. H. E. in B., E. M. F. in P., H. R. in Z., M. in G., Th. L. in B., J. in ?, J. S. in St. G., G. T. in E., W. W.

Verlag von ***Gustav Fischer*** *in Jena.*

Soeben erschienen: [1166]

Conrad, Dr. Joh., Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S. **Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre.** Statistische Untersuchungen. Preis: 6 Mark.

Schaefer, Dr. Dietr., o. ö. Prof. d. Geschichte a. d. Universität Jena. **Deutsches Nationalbewusstsein** im Licht der Geschichte. Preis: —. 75 Pf.

Jos. Blank, Heidelberg,

Bade-Apparaten-Fabrik,

Prämiirt 1876 — 1880 — 1881

empfiehlt als Specialität das Neueste und Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 24 verschied. Nummern. **Hydr. Universal-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit und ohne Zimmerheizung. **Patent-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werden kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünschten Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten-** und **Hausfeuerspritzen** &c. [903]

Illustr. Preiscourante gratis und franco.

Meinen **illustrirten Preis-Courant** über **Aquarien** mit reizenden Burgruinen, Tuffstein, Pflanzen, Goldfischen, sende gratis und franco. [1164]

C. A. Dietrich, Clingen-Greussen.

Kein Mann ohne Waffe!

Exakt eingeschossene **Teschins**, ganz ohne Knall, von 12 Mark an. **Bulldogg-revolver** von 12 Mark an. **Hinterlader-Jagdgewehre** von **35** Mark an. Preislisten gratis. Ich leiste für jede Waffe volle Garantie.

Hippolit Mehles, Waffen-Fabrik, **Berlin W.** Friedrichstr. 159.

Was willst du werden?

Die Berufsarten

dargestellt von Männern des Berufs **herausgegeben von Mentor.**

I. Das **acad. Studium** 2. Aufl. 3 Mk. Anhang dazu: Der **Student** 2. Aufl. $^{6}/_{10}$ Mk. II. Das **Geschäftsleben** 2. Aufl. 3 Mk. (Kaufmann, Buchhändler, Landwirth, Verkehrsbeamte, Soldat, Seemann.) III. **Kunst** 1 Mk. IV. **Ingenieur und Techniker** 2. Afl. $^{6}/_{10}$ Mk. V. **Weibl. Berufsarten** $^{8}/_{10}$ Mk. Alle 5 Abth. zusammen in Leinenband $8^{1}/_{2}$ Mk. [1157]

Darmstadt, bei **C. Köhler's Verlag.**

Garantirt echte **Briefmarken!**

Barbados 7 Stück verschiedene 50 Pf. — **Bulgarien** 12 versch. 60 Pf. — **China** 3 versch. 50 Pf. — **Cap Verde** 5 Reis à 5 Pf. — **San Domingo** $^{1}/_{4}$ centavo à 5 Pf. — **Gambia** 4 versch. 50 Pf. &c. &c. Ausführliche Preisliste gratis und franco.

Ernst Hayn, Berlin N., Invalidenstr. 15.

P. Pabst's

Musikalienhdlg. in Leipzig

versendet ihre Cataloge **gratis** und **franco.** Bei Musikalien-Ankauf **coulanteste** Bedingungen. Nichtconvenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Für Kirche, Schule und Haus.

ESTEY ORGELN

und **Harmoniums**

von 120—4000 *M*, unter 5jähr. Garantie. Illustr. Preislisten, Referenzen gratis u. fr.

Alfred Merhaut,

Leipzig, Turnerstr. 10, [959]

Die Hustenzeit

ist wieder da und erscheint es dieserhalb räthlich, alle diejenigen, welche mit Husten, Schnupfen, **Katarrhen**, Heiserkeit &c. behaftet, auf dasjenige Mittel aufmerksam zu machen, welches, auf wissenschaftlicher Basis beruhend, allein im Stande ist, die Ursache der Erkrankung: — die Entzündung der Schleimhäute, der Luftwege, sofort zu beseitigen. Wir meinen die Apotheker W. Voß'schen Katarrhpillen, welche in **Aachen:** Löwenapotheke, **Berlin:** Strauß- und Einhornapotheke, **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein, **Cöln:** Einhornapotheke, **Dresden:** Mohrenapotheke, **Hamburg:** Pharmacie Internationale, Neuer Wall, **Hannover:** Löwenapotheke, **Leipzig:** Engelapotheke, **München:** Rosenapotheke, **Posen:** Radlauer's Apotheke, **Straßburg:** Meisenapotheke, **Stuttgart:** Apotheker Reihlen & Scholl, **Wien:** Neustein's Apotheke, **Genf:** Sauter's Apotheke à Schachtel M. 1 erhältlich sind.

Nur ächt, wenn sich auf jeder Schachtel den Namenszug des pract. Arztes Dr. med. Wittlinger befindet. [1181]

Weltpost.

in S., F. G. in W., F. G. in G., K. J. in K., R. J. in Z., J. F. in L., J. W. in B., F. B. in F., F. v. E. in M., A. S. in P., M. F. in N., E. F. in B., F. B. in W., H. H. in W., M. T. in W., C. K. in L., F. in B., A. M. in P., G. U. in H., M. N. in A., G. Sch. in A., M. Ph. K. in S., R. R. in H., E. St. A. Schr. in B., P. W. in H., M. L. in E., W. A. in N., E. Str. in H., G. K. in G., G. in N., F. W. in W., Leseklub in J., R. D. in F., L. H. in St., B. L. in J., B. B. in W., A. W. R.-D. in M., C. F. A. in H., Dr. K. in W., E. G. in L., H. H. in H., L. B. in H., R. in S., K. H. in K., J. S. in F., C. S. in W., E. M. in G., Frau F. S. in M., O. S. in P., M. v. K. in M., P. A. W. in W., G. St. in D., F. H. in L., C. M. in C., L. G. in M., P. K. in G., Th. W. in C., R. C. in E., F. H. in K., L. in C., M. T. in P., E. A. in M., C. W. in B., W. E. in B., C. v. S. in P., M. H. in W., H. L. in R., R. U. in R., A. W.-St. in A., H. in K., R. P. 2 in L., O. D. in B., G. O. in D., F. G. in T., Th. H. in W., K. H. in M.-Tr., M. H. in W., R. N. in F., J. O. in M., K. in M., A. E. F. in E., O. D. in B., A. M. in K., B. E. in B., E. P. in B., J. G. in St., F. K. in E., H. R. in B., G. B. in P., A. K. in St., H. T. in B., Frau A. A. in N., O. R. in D., P. E. in P., J. St. in R., E. St. in T., P. S. in N., H. B. in B., F. N. in H., G. W. in S., M. C. in D., W. G. in W., A. in B., A. W. in H., T. L. in R.-E. bei A. L. D. J. in H., L. M. F. in L., B. H. in T., R. H. in B., A. in L., W. M. in A., J. K. in H., A. F. in K., C. A. in H., M. L. in L., K. F. in A., L. T. in B., J. F. in L., L. in C., A. F. in B., K. Schr. in K., E. H. in K., Franz L. in P., C. W. in H., C. v. G. in P., G. v. S. in T., E. K. in St., W. S. in G., F. H. in B., M. K. in P., G. K. in K., J. F. in B., M. S. in O., P. in B.-L., O. H. in E., S. B. in B., C. A. in T., A. in A., R. L. in R., P. in B., F. C. in B., M. K. in H., A. T. in R., B. G. in E., R. B. in A., H. L. in B.

Das Preisrätsel in Heft 6 wird in Heft 8 zur Erledigung gebracht, in dem wir auch die restierenden Antworten zu geben hoffen, was diesmal bei der Fülle der Einsendungen leider nicht möglich war.

Richtige Lösungen sandten ein:

F. M. in St., M. S. in C., A. B. in St., H. in C., P. in Z., R. M. in St., J. S. in F., E. N. in S., E. L. in St., A. B. in K., A. H. in M., R. W. in St., Fräulein H. in L., A. G. in R., J. L. in M., K. B. in O., A. R. in G., D. H. in M., C. H. in R., W. H. in B., H. B. in W., L. B. in R., E. S. in C., H. H. in W., Frau R. in S., B. S. in W., J. B. in M., A. A. in K., R. B. in R., R. M. in M., ß. in S., W. N. in E., Frau Z. in M., F. U. in M., E. S. in K., St. in M., G. H. in A., E. H. in M., R. H. in B., S. H. in M., E. H. in M., C. v. d. H. in L., C. S. in H., L. F. in M., H. P. in S., E. S. in St., H. H. in M., M. S. in F., G. H. in Z., G. L. Z. in F., E. B. in W., J. E. in B., M. H. in F., F. D. in St., J. C. in A., W. B. in R., A. U. in St., M. Th. in R., C. v. H. in St., M. B. in C., O. A. in St., G. G. in L., C. F. in Z., F. M. in R., K. K. in R., J. S. in G., M. St. in F., G. H. in

Soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:

August Reißmann, Dr. phil., **Die Hausmusik** in ihrer Organisation und kulturgeschichtl. Bedeutung. 8°. M. 6,00.

Georg Treu, Prof. Dr., Direktor der K. S. Antiken- u. Abguß-Sammlungen, Dresden: **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8°. M. 1,00.

Verlag von **Rob. Oppenheim** in Berlin.

Cognac *Deutsches Product der* **Export-Comp. für Deutschen Cognac, Köln** *a. Rh., garantirt frei von jeder künstl. Essenz, reinschmeckend u. von feinem Aroma, ist* **ganz bedeutend** *billiger als französ. Erzeugniss gleicher Qualität.* **Probeweise** *stehen 4 halbe Flaschen von 4 Qualit. gegen Einsendung von M. 5.50 franco zu Diensten.*

Zauber- u. Nebelbilder-Apparate f. Künstler und Dilettanten. Illustr. Preislist. grat. u. fr. [1129]
Wilhelm Bethge, Magdeburg.

Gesellschafts-Spiele [1155]
für Salon und Garten empfiehlt
Hugo Bruny, München.
Verzeichniß steht franco zu Diensten.

Verlangen Sie franco **GRATIS** Probe-Lection
durch den brieflichen prämiirten Lehr-Cursus
Jede Schrift wird schön
Adressiren Sie wie folgt:
Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut, Abtheilung für brieflichen Unterricht in ***Wien.***

Geistig Zurückgebliebene
finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügl. Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung, und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppellstr. 44.

Feinstes und angenehmstes **Parfüm** für das Taschentuch, aus den lieblichsten Blumendüften zusammengesetzt, empfiehlt sich seiner belebenden, nervenstärkenden Wirkungen wegen als unentbehrlicher Begleiter der eleganten Welt für **Theater, Concert** und **Ball.**

Zu haben in allen bessern Parfümeriehandlungen.

Preis per Flasche M. 1.50.

Neue praktische Gegenstände.

Patent-**Rollschutzwände** wesentlich **besser** als sogenannte Span. Wände. Patent-**Schieberwaage:** die einzig existirende Waage, die **ohne** Gewichte von 1 Gramm bis 10 Kilo **genau** wiegt, was bei Federwaagen unmöglich. **Rasenmähmaschinen** mit **4 Obermesser**, wodurch streifiges Schneiden unmöglich wird. Neueste **Petroleumkochherde**, 30 Größen von Mk. 5. — an, durch Wasserbassin **geruch-** und **gefahrlos.**

— Prospecte gratis. —

Theodor Küchler, Frankfurt a. M.

Erstes Specialgeschäft amerikanischer Oefen. [1190]

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb.

Heinr. Kleyer, Fabrikant der **„Herold"**, Frankfurt. 2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder. Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M. General-Agent der [900] **„Coventry Club"**, Sicherheits- u. „Salvo" Bi- und Tricycle. Ersatzth. u. Zubehör. — Neue Prosp. gratis.

Weltpost.

F., J. E. in B., M. H. in F., F. D. in St., H. B. in C., W. A. in W., P. B. in B., O. C. in L., O. T. in W., O. F. in B., Dr. J. S. in B., T. T. in N. bei W., A. M. in G., H. S. in A., J. R. in W., E. M. in W., F. P. in W., E. S. in Ober-D. bei W., H. W. in H., R. H. in E., v. B. in D., H. M. in G., A. H. in St., M. E. in D., A. S. in G., R. Z. in W., A. F. in B., G. R. in W., M. M. in M., J. Z. in L., A. B. in B., J. G. in N., H. C. in F., H. R. in B., Frau F. J. S. in F., Frau M. H. in L., Lehrer H. in B., E. H. in Z., M. E. in D., A. R. in K. bei T., F. K. in K., M. L. in P., C. Sch. in O., Th. E. in F., B. in B., R B. in F., W. Sch. in M., L. W. in L., E. C. in N., C. D. in C., Th. H. in S., D. in C., J. K. in M., C. M. in B., A. L. in G., E. G. in K., A. in K., A. v. H. in H., W. H. in K., M. C. in K., G. L. in O., M. M. in H., F. Sch. in H., E. M. in H., Th. G. in H., W. L. in K., Th. N. in H., M. Sch. in B., R. W. in P., L. W. in E., A. W. in W., L. E. D. in E., O. und R. B. in H., P. N. H. in H., T. J. in W., J. M. in Ch., M. H. Th. H. in B., A. W. in P., W. W. in Gr. S., W. A. in N., E. T. in H., A. L. in A., C. F. in H., N. G. in L., E. in B., H. B. in B., F. B. in W. N., W. B. in B., C. K. in A., C. G. in S., A. H. in G., A. F. in W., J. E. in M., A. Sch. in W., O. Sch. in K., L. W. in P., K. W. in C., M. G. in S., E. W. in W., W. N. in K., J. L. in A. L., Th. M. in B., M. O. in G., E. H. in B., G. Sch. in L., A. K. in K., S. S. in C., M. F. in R., H. H. in L., R. K. in L., J. B. in M., H. in H., G. H. in M., F. M. B. in M., S. A. in P., E. B. in B., G. Sch. in B., H. A. in B., A. Sch. in A., J. Sp. in G., P. Sp. in G., O. N. in H., E. K. in B., O. Sch. in G., A. K. in S., E. v. d. B. in B., H. E. in R., J. E. in W., A. Sch. in W. W., E. St. in A., G. S. in A., G. A. in L., R. W. in W., A. S. in W., A. B. in W. W., G. G. in W., C. F. in P., A. B. in F., J. B. in B., A. S. in H., A. B. in B., Frau W. in C., C. S. in B., R. v. O. in W., E. E. in B., D. H. in R., R. H. in N., E. R. in W., A. Sch. in W., F. K. in P., L. D. in Z., L. Sch. in M., B. in J., A. C. M. in W., K. F. in R., K. N. in N., M. M. in St., O. F. in N., R. B. in B., E. D. in K., L. H. in G. Sch., G. D. in D., O. in B., F. K. in W., E. K. in W., C. F. in M., M. H. in K., C. St. in L., C. M. H. in M., E. E. in F., B. in St., M. St. in F., S. W. in F., Frau v. K. in M., F. F. in M., A. K. in S., W. N. in M., F. A. in F., J. G. in E., J. H. in K., A. H. in D., H. K. in K. bei B., Direktor H. J. in Sch., J. W. in R., A. H. in O., O. S. in P., Baronesse St. in K., J. M. in W., Frau R. in E., B. H. in F., H. A. in Sch., C. M. in Sch., J. L. in B., J. D. in F., Frau St. in St., A. W. in H., A. K. in K., Fr. H. in N., G. L. in T., A. B. in H., F. O. in F., J. L. in K., N. N. in H., F. N. in T., E. F. in G., Frau A. O. in H., F. N. in H., P. F. in B., Waldvogel in G., A. W. in L., A. N. in B., H. in H., C. K. in B., S. M. in P., F. J. in L., P. F. in W., S. H. in W., F. Sch. in M., A. v. S. in M., A. Sch. in B., C. K. in M., J. A. in M., C. C. in O., E. W. in K., O. G. in R., W. P. in D., C. M., O. R. in P., E. St. in W., H. H. in M., L. K. in K., A. H. in C., H. G. in B., M. K. in W., E. W. in W., E. T. in W., M. N. in G., Frau A. S. in W., M. F. in Sch., K. B. in M., F. St. in W., T. L. in S., A. T. in St.

Alter Abonnent. Haben beim Verfasser angefragt.

Treuer Freund. Vielen Dank für die guten Ratschläge, die wir uns nicht nur hinter die Ohren schreiben, sondern die wir auch befolgen wollen.

W. W. in St. Der Blütenduft in dem Sie Ihre Nachtigall schmettern lassen, scheint Ihre Nerven stark affiziert zu haben. Sie sehen in diesem Zustand, wie der blaue Himmel die Erde mit g o l d e n e m Scheine küßt!

F. v. H. in T. Gedicht gern acceptiert. Glück auf zum Erfolg! Der Litteratur-Kalender berücksichtigt nur lebende Dichter.

Leste. 1) Rosge, 2) Ed. v. Hartmann, wenn Sie ihn dafür gelten lassen wollen. 3) Soviel uns bekannt, ja. Das Gedicht ist Unsinn. Was ist das für ein Bild:

„Ein junges Mädchen, froh und leicht
Wie B l a s e n auf dem Flusse“

— — — — — — —

O wie zersprang da die Blase so bald. Gebrauchen Sie Blasenpflaster.

Käthe. Mit Gedichten einer Siebenjährigen sollten Sie uns doch verschonen.

H. A. in A., H. A. in D. Vielen Dank. — **A. L.** Nicht nur die Vöglein schlafen bei Ihrem Gedicht — das kann auch Menschen passieren.

E. H. in M. Das ist etwas zu viel verlangt; wie sollen wir Kenntnis davon haben, wohin die Geburts- und Sterbeakten des vorigen Jahrhunderts, Ihre kleine Gemeinde betreffend, hingekommen sind? Wenden Sie sich doch einmal an die Straßburger Bibliothek, sie hat vielleicht Kunde davon.

Sibylle B. P. So thöricht sind wir denn doch nicht, auf diesen Leim zu gehen, das allem Anschein nach der Klopstockschen Richtung angehörige Gedicht aufzunehmen.

A. Sch. in H. Besten Dank.

Märzzuschlag. Sie wünschen einen Ersatz für Milchnahrung, da diese letztere Krankheitskeime enthalten kann. Es schiene rationeller, sich nach Mitteln umzusehen, wie eine gesunde Milch zu beschaffen ist. In ländlichen Gemeinden hat dieses keine Schwierigkeit, nur müssen Sie sich nach dem Gesundheitszustande der Kühe erkundigen, deren Milch Sie genießen wollen. Einsichtige Landwirte wissen sehr wohl, ob ihre Tiere gesund sind oder verdächtig. Geben dieselben wenig Milch und husten sie, so sollte der Verkauf der Milch unterbleiben. Eine weitere Aufsicht über die Ställe besteht leider noch nicht, doch drängen dazu die Thatsachen, welche wir und Andere ermittelt haben. Sollten sich, wie Sie sagen, „Unzählige“ durch diese Thatsache beunruhigt fühlen, so wäre Hoffnung vorhanden, daß jene sanitäre Forderung durchgesetzt wird. Nur müßten sich die „Beunruhigten“ zusammenthun, um auf die Behörden die nötige Pression auszuüben. P r o f. K l e b s.

R. W. in St. Im §. 33 Nr. 3 u. 4 des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1883 ist die Ehe zwischen Stiefeltern und Stiefkindern, aber auch zwischen Personen, deren eine die andere an Kindesstatt angenommen hat, verboten. Da dieses Gesetz Reichsgesetz ist, geht es den Landesgesetzen der einzelnen Staaten vor.

Passendes Geschenk für Damen!
Filet Guipure-Album
von Erna von Manteuffel.
41 Blatt in eleg. Mappe 15 Mk.
Harburg a. E. [873] Gustav Elkan.

Lebensgrosse Portraits in Kreide o. in Oelfarben, nach **jeder eingesandten Photographie.** Schönst. Andenken an Verstorbene. Aehnlichkeit garantirt. Preiscourant gratis u. fko. Artist. Institut [946]
C. HOMMEL,
Frankfurt a. M.-Bockenh.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich v. Preussen angewandten Methode von Professor Maas, Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franco durch die Expedition der Professor Maas'schen Unterrichtsmittel Berlin S., Luisen-Ufer 2a und durch jede Buchhandlung. [1099]

Flotho & Kaiser, Cöln
Importeure [921]
Griechischer Weine.
Versandt in Flaschen u. Fässern.
Preis-Courant franco.

Wer
ein geruchloses Closet mit Selbstdesinfection, D. R. P. Nr. 16,218, anschaffen will, verlange von [821]
H. Kleemann,
Kattowitz, O/Schl.

Richard Brumer, Dresden-A.,
Scheffelstr. 25, [1021]

offerirt seine **imitirten Glasmalereien** in Fenstern u. Anhängebildern (ca. 600 Dessins) religiösen, altdeutschen und modernen Genres, sowie sämmtliche Fournituren zur Selbstanfertigung. Complete Einrichtungen hierzu von M. 15. — an. Standartenträger, wie nebenstehend, 42 × 52 cm M. 12. — (Referat in „Ueber Land u. Meer“ Nr. 51.)

Bücher-Ankauf. [1152]
Bibliotheken und einzelne Werke, zu höchsten Pr. pr. Cassa. Kataloge meines Lagers (250,000 Bde.) liefere für 30 Pf. fco.
L. Glogau Sohn. Hamburg. Burstah.

6 mal prämiirt mit ersten Preisen!
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente.
Stumme Violine zum Studiren.
Zithern, Guitarren und Blas-Instrumente. **Bandoneon's, Concertina's, Accordeon's.** — Reparatur-Atelier. Schulen zu allen Instrum. Preiscour. frc.
Gebrüder Wolff, Instrumentenfabrik,
Kreuznach. [1035]

Weltpost.

L. Ch. in **K.** Sie haben gar kein Talent zum Dichten. Stecken Sie das Handwerk auf! — **M. B.** in **H.** Ihre Lieder kommen uns nichts weniger als „lieblich" vor. Bei dem Beginn des einen

„Ueber das leuchtende Meer der Gedanken Seh ich dich, Liebste, zu mir schwanken."

dachten wir, Ihre Geliebte litte an allzugroßem Durst. Warum wankt sie denn? Auch das Jagdlied ist musterhaft albern, finden Sie das nicht selbst, wenn Sie folgende Verse gedruckt sehen?

Tod liegst du
O Hirschkuh
Mir im Grase
Vor der Nase.

Der übrige Blödsinn mag verschwiegen sein. — **T.** in **Z.** Ganz unbrauchbar. — **H. Th.** in **L.** Nein. — **B. W.** in **H.** Auch für die Weltpost nicht verwendbar. — **H. M.** in **W.** — **F. M.** in **St.** Ohne Originalität. — **G. G.** in **W.** Schon zu viel dergleichen. — **H. K. C.** in **F.** — **M.** in **C.** — **R. F.** in **G.** — **P. L.** in **B.** Werden Sie älter. — **J. P.** in **R.** — **Dr. K. M.** Auch für das Epos haben keine Verwendung. — **Karlchen** in **G.** Ihre Furcht vor dem Papierkorb war nicht unbegründet. — **J. C. M.** in **B.** — **K. H.** in **K.** — **H. E. H.** in **T.** — **C. F.** in **H.** — **H. H.** in **W.** — **J. P.** — **H. R. H.** in **H.** — **W. H.** in **M.** — **H. K.** — **K. R.** — **K. v. M.** in **G.** — **R. D.** — **E. M.** in **C.**

A. in **K.** Mit Vergnügen acceptiert.

A. Wh. in **Salvator.** Ausrüstung des deutschen Infanteristen. Gewicht des Infanteriegewehres M 71 mit Bajonett 5,265 kg, ohne Bajonett 4,5 kg. 80 Patronen, die der Mann trägt, wiegen ohne Packschachteln 3,36 kg mit Packschachteln 3,48 kg. Gewicht im Durchschnitt: der Helm 1,1 kg, der Mantel 3,5 kg, der Säbel mit Scheide 0,92 kg, das Beil des tragbaren Infanterie-Schanzzeugs mit Futteral 3,5 kg, die Picke des tragbaren Infanterie-Schanzzeugs mit Futteral 2,5 kg, der Spaten des tragbaren Infanterie-Schanzzeugs mit Futteral 1,25 kg, der verpackte Tornister (ohne Mantel) etwa 15 kg. Die gesamte kriegsmäßige Ausrüstung des Infanteristen, in welche einbegriffen ist: Kleidung, Bewaffnung (Gewehr mit Munition), Gepäck an Ausrüstungsstücken, das Schanzzeug, wiegt gegenwärtig im Durchschnitt 30 kg. Dieses Gewicht ist etwas größer bei den größeren und stärkeren und geringer bei den kleineren Leuten, wobei das tragbare Schanzzeug nicht unerhebliche Gewichtsunterschiede bedingt, nicht minder auch die Kleidung. Es ist ja bekannt, daß das Gewicht der Ausrüstung in den Armeen verschieden ist und im Laufe der Zeit sehr gewechselt hat. Das höchste Gewicht erreichte wohl das Gepäck der Zuaven in der französischen Armee 1859 während des italienischen Feldzuges, es betrug 41,5 kg. — Das Angebotene würde die Redaktion sehr erfreuen.

J. M. in **B.** Wir empfehlen Ihnen in wärmster Weise die Anstalt für Glasmalerei von **Paul Gerhard Heinersdorff** in Berlin, 64 Unter den Linden, die das Schönste zu verhältnismäßig billigen Preisen auf dem Gebiete der Glasmalerei liefert. Sie versendet ihren instruktiven Bericht gratis und franko.

W. L. in **R.** Das geht nicht!

P. H. in **B.** Dank für Ihre freundliche Anmerkung.

F. G. in **K.** Soll geschehen.

W. H. Nur für den Hausbedarf.

Nervenschwäche, Nervosität.

Unter den Leiden, welche den Menschen heimsuchen und häufig durch eigenes Verschulden oder in Folge von Sünden unserer Voreltern entstanden sind, sind die Erkrankungen des Nervenlebens wohl die zahlreichsten, störendsten und langwierigsten.

In den seltensten Fällen weiß übrigens derjenige, welcher seine Nerven zerrüttet, was ihm eigentlich fehlt; er klagt heute über dies, morgen über jenes, bald das ... Schmerzen in diesem, bald in jenem Körpertheil, die ihn quälen; Mißmuth und Gereiztheit wechseln mit Freude und Niedergeschlagenheit; die Geisteskräfte und das Gemüth sind krankhaft afficirt und neben körperlicher Schwäche, Mattigkeit und Abspannung wird der Kopf von einer gewissen Schwere und Eingenommenheit befallen, denen sich häufig Schwindelanfälle und andere Uebel beigesellen.

Unzählig sind die weiteren Erscheinungen, welche je nach dem Grad, welchen das Leiden erreicht hat, sich einstellen können und wenn sie auch in ihrer Art verschieden sind, doch eine gewisse Aehnlichkeit in ihrem Wesen zeigen. [1177]

Möge doch derjenige, bei dem sich derartige Erscheinungen einstellen, nicht leichtsinnig darüber hinweggehen in der Hoffnung, es vergehe das Alles von selbst.

Die Ursache dieser Erscheinungen liegt häufig tiefer, indem letztere in der Regel Hand in Hand mit einem mangelhaften, resp. verdorbenen Blute gehen, das erst auf naturgemäße rationelle Weise wieder zu seiner normalen Zusammensetzung gebracht werden muß, wenn der Leidende wieder in den Vollbesitz seiner Gesundheit kommen soll.

Aus der in der 12. Auflage erschienenen hochinteressanten Broschüre, betitelt Dr. Liebaut's Regeneration, möge man übrigens sich selbst über die Ursachen, den Verlauf und die Beseitigung dieser Störungen im Nervenleben informiren. Dieselbe ist à 50 Pf. in **Stuttgart** bei **J. Ullrich's** Buchhandlung, Eberhardsstr. 35 erhältlich und gibt in einer für Alle verständlichen Weise über die geschilderten Zustände eingehend Aufschluß.

Cotillon

und **Carneval**-Gegenstände, Masken und **Costüme** aus Stoff, Orden, Touren, Mützen etc. empfiehlt die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden.** Illustr. deutsche u. franz. Preiscourante gratis und franco. [1694]

In neuerer Zeit wurden von unseren **Koryphäen der medicinischen Wissenschaft** die **Rich. Brandt**'schen **Schweizerpillen** einer Prüfung unterworfen und dieselben für ebenso sicher wirkend, wie angenehm zu gebrauchen, und durchaus unschädlich erklärt.

Gegen **Congestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- & Gallenleiden, Hämorrhoiden,** überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die **Rich. Brandt**'schen **Schweizerpillen** in unzähligen Fällen bewährt und als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die Gründe, auf welchen der Weltruf der Rich. Brandt'schen Schweizerpillen sich basiert. Der billige Preis von M. 1 pro Dose machen dieselben Jedermann zugänglich, doch achte man darauf, die ächten Rich. Brandt'schen Schweizerpillen zu erhalten, welche auf der Dose ein Etiquett, wie obige Abbildung zeigt, tragen. **Zu haben in den meisten Apotheken des In- und Auslandes,** u. A.: **Berlin:** Straußapotheke, Einhornapotheke; **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein; **Cöln:** Einhornapotheke; **Dresden:** Mohrenapotheke; **Frankfurt a. M.:** Adlerapotheke; **Hamburg:** Apotheker A. Koch; **Hannover:** Löwenapotheke; **München:** Rosenapotheke; **Strassburg i. E.:** Meisenapotheke; **Stuttgart:** Apotheker Reihlen u. Scholl. Oesterreich: **Wien:** Apotheker V. Groß, Hoher Markt 12. Schweiz: **Genf:** Apotheker A. Sauter. [866]

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkatarrhen,** bei **Verdauungsstörungen** überhaupt, wirken überraschend im **kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen. [798]

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Weltpost.

J. P. 1881. Eine Methode: „Schellack" allein oder mit einem anderen Harze in Terpentinöl oder Leinöl zu lösen existiert nicht, da Schellack nur in Spiritus (Alkohol) leicht löslich, dagegen in Terpentinöl und Leinöl nicht löslich ist. Schellack kann man auch mit Beihilfe von Borax in Wasser (heiß, raschkochend) lösen, am leichtesten jedoch in starkem Weingeist (nicht unter 96⁰). In Weingeist gelöster Schellack ist im Anstrich ziemlich spröde, weshalb man eine Kleinigkeit Leinöl oder Firniß der fertigen Lösung zusetzt. Genaue Vorschriften hierüber zu geben, ermangelt es hier an Raum und empfehlen wir Ihnen das Studium der über Lackfabrikation handelnden und in jeder besseren Buchhandlung käuflich zu habenden Werke.

Neuer Abonnent. Ihr Gedicht ist uns so aus der Seele geschrieben, daß wir es hierhersetzen. Ueber den Inhalt Ihres Briefes müssen wir schweigen

O dichte nicht!

Wenn du noch Wein zu trinken hast,
So dichte nicht, so dichte nicht!
Und seist du auch der letzte Gast —
Der Wirt, er spart die Lichte nicht.

So lang das Liebchen dir's vergunnt,
O dichte nicht, o dichte nicht!
So schön als wie ihr Rosenmund
Sind Bodenstedts Gedichte nicht.

Hast du noch einen Heller Geld,
So dichte nicht, so dichte nicht!
So arm als Dichter auf der Welt
Sind selbst die ärmsten Wichte nicht!

Poëta laureatus.

E. S. L. Unseres Wissens gibt es keine Konstruktion von Bicycles oder Tricycles, welche besonders empfehlenswert zum Gebrauch bei Steigungen ist. Sämtliche Vehikel dieser Art erfordern dagegen bei einigermaßen steilen Steigungen einen derart gesteigerten Kräfteverbrauch (Muskeln wie Lungen), daß Velocipedreiter auf Touren bergan abzusteigen und ihre Maschine vor sich herzuschieben pflegen. Für eine bergige Gegend, selbst wenn die Wege gut gehalten sind, erscheint die Anschaffung eines Velocipeds deshalb überhaupt nicht ratsam. Ein Arzt oder Geistlicher wird seine regelmäßigen Touren dort wahrscheinlich bequemer, rascher und mit geringerer Anstrengung zu Fuße zurücklegen, als mit Benutzung eines Velocipeds.

Nicht verwendbare Einsendungen machten: xx—x ². E. F. i. W., E. W. i. K. (wir hatten eine Gänsehaut, als Ihr Gedicht von uns verschluckt worden war, genügt Ihnen das?), O. K. i. Sch.-Z., Hischen, L. K. i. B., H. P. i. A.

P. ² 5 r. Inserieren Sie Ihre Schätze in Breithaupts „Sammler", München, Quaistr. 4, das ist der beste Platz. Das sonst Verlangte können Sie durch jede Buchhandlung erhalten.

Dr. E. W. in B. Sie schreiben uns: Im 2. Bde. (1882 August) Heft 11 S. 577 finde ich eine rätselhafte Inschrift der auf den Goldmacher Cajetani geprägten Münze. Die Sache stellt sich aber sehr einfach dar, wenn man annimmt, daß mit oder ohne Willen (wie es z. B. bei Glockeninschriften häufig geschehen ist) die Worte resp. Buchstaben verkehrt gesetzt sind. Ich lese: **Sic (Kys) mundus vult decipiquia (Kwya!) et alchemistarum plena sunt omnia, ergo (Ohcre = erebo = ergo) decipiatur!** — Besten Dank für die Mitteilung.

K. E. in B., J. Sch. in N. Wir haben vergeblich versucht, auf Ihre Fragen Antwort zu erhalten.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich **(6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals)** zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (M. 5. 60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein M. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. in Nr. 36 bis 42.

Militärische Rückblicke auf das Jahr 1883. (IV.) — Die neue russische Verkehrsstraße nach Centralasien. — Aus der Provinz Posen. — Der Fremdenartikel der rumänischen Verfassung. — Die englische Thronrede. — Die Schlacht bei Tokar. — Ein Stück Culturkampf in Basel. — Aus der preußischen Rang- und Quartierliste des Jahres 1884. (I.)

Wilhelm v. Bölk. (Nekrolog.) — Ursprung und Bedeutung von Schillers Ballade „Der Handschuh". Von Dr. M. Landau. — Zur Kunst-Archäologie des Mittelalters. — Allgemeine deutsche Biographie. — Briefe aus der Reichshauptstadt. — Staatsrechtliche Fragen zum bayerischen Universitätenbudget. — Zur neuesten deutschen Erzählungsliteratur. Von Fr. Muncker. (III.) — Niklas Ziegler, Albrecht Dürer und Hans Schäufelein. Von Fr. Leitschuh. — Hermann Ulrici. (Nekrolog.) Von M. Carriere. — Ernst Haeckel: Indische Reisebriefe. — Hermann Hettner. Von D. B. v. Strauß und Torney. — Artistisches aus Florenz. Von Fr. Pecht. — Ein neuer Roman Octave Feuillets. — Goethe bei Hans. Von H. Düntzer. — Studienblätter aus Istrien und Friaul. Von H. Noë. (VIII.)

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. Das Verhältniß des Hrn. Gladstone zu Hrn. Ferd. de Lesseps in der Suezcanalfrage.

Aufträge für Streifbandsendungen an die
Expedition in München.

In unterzeichnetem Verlage erscheint in 24 halbmonatlichen Lieferungen à 5—9 Bogen in gr. 8⁰ elegant ausgestattet zu dem Preise von „Eine Mark" pro Lieferung

Geschichte der deutschen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)

von

Franz Hirsch.

Diese neue deutsche Litteraturgeschichte will frei aber gewissenhaft, parteilos aber verständnisvoll für jede eigenartige Regung des Litteraturgeistes, ausgehend von wärmster Liebe und vollem Verständnis für alles, was der deutsche Geist litterarisch geschaffen, nicht nur lose zusammenhängende Litteraturbiographien geben, sondern in allen Litteraturerscheinungen die innige Beziehung zu deutschem Volkstum, zu deutscher Sprache und Sitte nachzuweisen suchen. [953]

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der Behandlung der Litteratur unserer Zeit und unterwirft dieselbe einer Beurteilung *sine ira et studio.* Der ganze dritte Band behandelt die Litteratur unseres Jahrhunderts, die bis auf das Jahr 1884 berücksichtigt werden soll. Jede einzelne Dichtungsart, auch selbst die kleinste dialektische Abweichung soll eingehende Erwähnung finden.

Die Behandlung des Stoffes soll im höherem Sinne populär gehalten sein; nur eine Mode vermag diese neue deutsche Litteraturgeschichte nicht mitzumachen — die Mode des litterarischen Bilderbuches mit begleitendem Text. Dieses Werk setzt den Inhalt über die Form, den Körper über die Gewandung und verzichtet gern darauf ein typographisches Raritätenkabinet zu sein.

Der erste Band behandelt die älteste Zeit bis 1500 und wird bis Weihnachten 1883 vollständig, der zweite Band enthält die Reformationszeit bis zur klassischen Periode, der dritte Band die neue und neueste Zeit bis 1884 und liegt das Werk Herbst 1884 vollständig vor.

Alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung nehmen Bestellungen entgegen.

Wilhelm Friedrich, K. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Fahnen u. Banner,
Kirchen-Paramente,
Hand- u. mechan. Decorationsstick.
fertigt die
Hof-Kunststickerei-Anstalt
von P. BESSERT-NETTELBECK
BERLIN, SW, 12 u. DRESDEN, A.

Die **„Süddeutschen Blätter für Geflügel- u. Vogelzucht"**, Verlag der Buchhandlung von **Friedrich Arnold** in **München**, empfehlen sich als das billigste Fachblatt Deutschlands allen Geflügelzüchtern, Vogelliebhabern und Händlern zum Abonnement. Zweimal monatlich erscheinend, bringen sie reichstes Material aus berufenen Federn, sämmtliche Vereinsangelegenheiten, vergleichende Marktberichte und in jeder Nummer einen stattlichen Inseratentheil. Der Preis dieser Zeitschrift ist pro Jahr 3 M., pro Quartal 75 Pf. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und k. Postanstalten entgegen. Die Post nur ganzjährig. Probenummern beliebe man von der Verlagshandlung franco zu verlangen. [1191]

Weltpost.

H. in **W.** Den Ehering wechselt man in vielen Gegenden gleich bei der Verlobung.

E. K. in **G.** Leider bin ich nicht Schachspieler, aber der „alte Bekannte" ist dem Redakteur mit der Zeit nicht unbekannt geworden, hofft ihn auch diesen Sommer vielleicht wiederzusehen.

F. St. in **M.** Gewünschter Aufsatz ist schon in Vorbereitung.

F. H. in **R.** Leider nicht mehr ausführbar.

F. J. in **W.** Empfehlen Kobersteins Grundriß der deutschen Nationallitteratur, Herausgegeben von Bartsch.

C. F. in **F.** Dank für freundliches Anerbieten, sind aber schon zu reich bedacht worden.

M. E. in **D.** Witz nicht neu, leider!

—l—r. H. a. D. E. Um 12. M. durch jede Buchhandlung.

A. H. in **B.** Freundlichen Gruß dem treu Gedenkenden, auch Herr Hausmann.

A. H. in **H.** Wurde längst in dem Kreis der Heilmittel einbezogen!

M—ff. Da dürfte ein Pferdedoktor doch eher zur Auskunft geeignet sein als wir.

G. de **K.** Auch nach Jahren haben solche Artikel noch Wert, denn ihr Inhalt gehört zu den charakteristischen Merkmalen der Zeit.

E. F. in **W.** Ein Conversationslexikon kann unmöglich jeden Autor berücksichtigen. Ueber den Grund der Nichtaufnahme vermag nur die betreffende Redaktion Auskunft zu erteilen.

H. K. in **P—h.** Bei hunderten von Einsendungen kann man die einzelnen unmöglich im Gedächtnis behalten. Die Witze (?) sollen gebracht werden, wenn wir nichts Besseres haben.

Elektrotechniker in Bromberg. Dankend abgelehnt.

P. A. Sch. in **P.** Die neuen Bände werden Sie mehr als reichlich entschädigt haben. Uebrigens herzlichsten Dank für ihr freundliches Wort.

Zwei Abonnenten in **L.** An solchen Verspätungen trägt nie der Verleger, sondern die betreffende Stelle von der Sie die Hefte beziehen die Schuld.

J. P. T. in **R.** Ausdrücken mit einem Uhrschlüssel und dann kalt auswaschen.

O. L. in **P. W.** Wurde uns schon früher eingesendet.

M. F. in Chemnitz. Haben beim Verfasser angefragt.

H. in **K.** Gelegentlich zu verwenden, Dank.

O. A. in **M.** Gewiß! Sollen wir von Ihnen denken, daß nur derjenige einen hinter der Thüre vermutet, der selbst dahinter gestanden hat?

A. M. in **P.** Wenden Sie sich an Zschlesche in Leipzig.

Pecchio. Das ist ganz richtig, denn das Urteil wird mit Rücksicht auf die verschiedenen Verbrechen nicht mit Rücksicht auf die Ausführbarkeit ausgesprochen.

B. Sch. in **M.** Leider nicht möglich.

Weanerin. Der Proben harre ich noch immer! Prof. Dr. Wessely in Braunschweig.

M. P. in **B.** Ihre Wünsche sollen, soweit möglich erfüllt werden. Die Bilder, welche Sie haben möchten, sind schon in Vorbereitung. Das französische und englische Werk nach dem einzigen daraus mitgeteilten Satz zu erkennen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Fraglich, ob dies selbst der Verfasser könnte. Von M. wird nichts kommen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [969]

Taschen-Repetitorium der
Sprachen.
Latein. à 80 Pf. **Französ.** à 60 Pf. **Englisch.** à 60 Pf.
Die 3 Sprach. zus. brosch. 1,80 M.
„ 3 „ „ cart. 2,— M.
Von Dr. G. Traut.
Für Alle, welche in kürzester Zeit diese Sprachen wiederholen wollen. [1158]
Darmstadt, bei C. Köhler's Verlag.

Specialität:
Badeapparate
und
Zimmerdouchen
von weltbekanntem Ruf, liefern auf Grund langjähriger Erfahrungen in anerkannter Güte ab **Heidelberg** oder ab **Berlin.**
Illustr. Prospekt versenden franco.
Umsatz bis 1884 5200 Apparate.

Vereinigte Sanitätsapparaten-Fabriken
vormals
Lipowsky-Fischer
(C. Maquet) [1186]
Heidelberg, Hauptstr. 25. | **Berlin C.,** Brüderstr. 13.

Weltpost.

C. G. in **W.** Lassen Sie sich den Weihnachts-Katalog von J. C. Schmidt in Erfurt kommen. Derselbe ist überaus reizend ausgestattet mit einer Photographie von Erfurt, um die sich getrocknete Blumen winden.

J. v. Z. in **G.** Wir entsinnen uns, dem Inserat über nikotinfreie Cigarren öfters in der Illustrierten Zeitung begegnet zu sein: vielleicht schlagen Sie dort einmal nach. Kenner behaupten, diese Erzeugnisse entbehrten des rechten Genusses.

F. H. in **S.** Nein.
Die Decken sollen weiter sein,
Dann kann die Weltpost mit hinein.

J. B. R. i. **H.** Die Langenscheidtsche Methode ist jedenfalls vorzuziehen.

F. M. in **S.** Die Zifferblätter sind mit leuchtender Farbe bestrichen, welche am Tage das Licht ein- und in der Nacht wieder ausstrahlt. Stellen Sie am Tage die Uhr recht ins Licht, womöglich direkt in Sonnenschein, so werden Sie die Leuchtkraft sehr erhöhen.

Ignotus. Das Bild ist gebracht worden und zwar in dem Artikel über den Maler v. Gebhardt.

C. R. in **O.** Schon im letzten Hefte fanden Sie einige derselben, weitere folgen.

A. Sch. in **R.** Herr Professor Uffelmann hat uns zugesagt, Ihren Wunsch zu erfüllen.

A. H. in **F.** Verfasser ist im Dialekt geblieben.

O. K. in **Sch-P.** Haben zuviel dergleichen um neues acceptieren zu können.

M. B. in **N.** Das kann nur aus Versehen geschehen sein. Haben Sie wirklich die schwierigen Rätsel nicht verstanden? Wo Außergewöhnliches zum erstenmal auftauchte wurde es auch immer erläutert.

Abonnentin in **Moskau.** Wir sind von Ihrer guten Absicht völlig überzeugt und danken herzlich dafür. Aber wir stehen zwischen zwei Feuern und thun wohl am besten zu schweigen.

Oekonom auf dem Erzgebirge. Die landwirtschaftliche Presse bei Parey in Berlin.

Freund und Abonnent in **Kalkutta.** Wissen wir leider nicht.

Cand. med. in **Erlangen.** Bertha Behrens. Kötschenbroda bei Dresden, Morizburgerstr. 18.

W. K. in **W.** Ketten- und Buchstabenrätsel gern acceptiert.

K. B. K. in **W.** Uns ist ein Schriftsteller dieses Namens nicht bekannt. Wissen Sie nichts Näheres über ihn?

K. in **S.** Jeder Teil der Zeichnung bedeutet einen besonderen Buchstaben.

Jeanne E. in **B.** Die Antwort ist nicht vergessen, sondern nur aus Mangel an Platz zurückgestellt worden. Höchst erfreut, daß auch Ihnen die Weihnachtsnummer so gut gefallen hat.

G. W. in **M.** Empfehlenswert sind die automatisch sich verschlossen haltenden Tintenfässer und Aschenbecher, die H. Schomburg & Sohn in Berlin anfertigt. (Siehe auch Inserat.)

L. Sch. in **D. K.** Welchen Einfluß der Genuß der Puffer auf die Gesundheit des menschlichen Körpers hat. Diese Frage kann doch wohl nur ein um sein leibliches Wohl allzusehr Besorgter stellen; denn es ist nicht einzusehen, daß ein unschuldiges Backwerk wie Puffer, irgend welche Nachteile für den gesunden Menschen haben könnte. „Allzuviel," ist allerdings, wie in allen anderen Dingen „ungesund".

L. P. Dazu fehlt uns die Zeit.

A. H. in **R.** Soll womöglich geschehen.

Weltpost.

Treue Abonnentin in **K.** Eine absolut sichere Auskunft vermögen wir nicht zu erteilen; nach ähnlichen Fällen aber zu urteilen, ist der Träger genannten Namens nicht berechtigt, sich G. v. D. zu nennen. Die sicherste Auskunft erhalten Sie durch das Heroldsamt in Berlin.

A. v. L. in **P.** 1) Kuglers Geschichte mit Menzels Illustrationen ist, so viel wir wissen, vergriffen, Sie müßten sie also antiquarisch suchen lassen. 2) Wegen des Preises kann Ihnen dort jede Sortimentsbuchhandlung Bescheid geben.

E. H. in **K.** Dankend acceptiert.

D. & Co. in **B.-M.** Gern acceptiert.

J. B. in **K.** Die Badesaison in Kreuznach beginnt Ende Mai.

W. W. in **L.-O.** Erscheint nicht mehr.

F. in **L.** Dankend empfangen. Empfehlung soll vorkommenden Falls gern erfolgen.

Campus solis. Wenden Sie sich vertrauensvoll an einen guten, zuverlässigen Patentanwalt, der wird Ihnen zur Ausführung und Patentierung verhelfen.

Kleeblatt in **Hannover.** Studienköpfe haben wir noch zahlreich in unserer Mappe, Sie sollen nächstens wieder deren zu sehen bekommen.

H. F. in **B.** Besten Dank für Ihre Mitteilungen über den Norddeutschen Lloyd, dessen vortreffliche Leistungen niemand mehr anerkennt als wir. In jenem Artikel sollte vornehmlich das englisch-amerikanische Dampfschiffwesen geschildert werden.

L. D. in **L.**, **P.** in **H.** Besten Dank.

H. in **B.** Leider läßt sich Ihr Wunsch nicht erfüllen.

M. E. in **W.** Das mit Kupfer legierte Silber besitzt eine weniger glänzende Farbe als das reine Silber, und man sucht daher die Oberfläche der silbernen Gegenstände mit einer Schicht von reinem Silber zu überziehen — die Gegenstände werden an- oder weißgesotten. Man erhitzt nämlich die Gegenstände zum schwachen Rotglühen und taucht sie 10—15 Minuten lang in eine in ein kupfernes Gefäß gebrachte Lösung von 2 Teilen Kochsalz, 11 Teilen Weinstein und 32—48 Teilen Wasser, bis sie völlig weiß erscheinen. Auch kann man verdünnte Schwefelsäure (1:40) und saure schwefelsaure Kalilösung anwenden, welche letztere schon bei gewöhnlicher Temperatur hinreichend wirkt. Gewöhnlich muß die Operation, nachdem der Gegenstand mit feinem Sand oder einer feinen Messingkratzbürste abgerieben und dann geglüht worden ist, wiederholt werden. Nach dem Ansieden ist die Oberfläche der Silbergegenstände natürlich matt, weil die Silberteilchen durch die Operation gewissermaßen voneinander getrennt werden; durch Polieren wird sie aber leicht wieder glänzend gemacht.

Alte treue Abonnenten in **Hannover.** Die diesmal aus Raummangel auf der statistischen Tafel unberücksichtigt gebliebenen Frequenzangaben der technischen Hochschulen, sowie der Fachschulen Deutschlands werden auf der nächstjährigen Tafel in möglichster Vollständigkeit vertreten sein.

P. P. Die einfache Adresse genügt.

Graf Steno. Jeder Punkt bedeutet ein Wort, aus der mehr oder minder häufigen Wiederholung der Punkte müssen Sie auf die Buchstaben raten.

H. E. in **Sch.** Mit Vergnügen acceptiert.

A. H. in **J.** Würde nur wenigen Abonnenten gefallen.

Wilhelm Emmer

Magdeburg, Berlinerstr. 25 u. 26,

Königl., Grossherzogl., Herzogl. und Fürstliches

Hof-Pianoforte und Kunst-Institut

liefert anerkannt nur preisgekrönte und preiswerthe

Pianinos, Flügel, Cottage-Orgeln

(amerikan. Harmoniums),

besitzt **vorzügl. Empfehlungen** von Musik-Autoritäten, wie **Ritter, Ehrlich, Bott, Remmert, Scheiffler** etc., bietet die **grössten Vortheile** durch **Zahlungs-Erleichterungen** und bei Baarzahlung durch **Vorzugspreise. Längste Garantie.** **Reparatur-Werkstätte.** [574]

Weltpost.

Frage.

R. L. in **S.** wünscht zu wissen, warum man für „in einer Woche“ sagt, „in 8 Tagen,“ während man für zwei Wochen richtig 14 Tage gebraucht. Wer kann uns Auskunft geben?

Antworten.

(Frage in Nr. 12 des vor. Jahrg.) die Zusammensetzung des Gastrophan von Apotheker J. Fürst in Prag betr.) Quassiaholz 30 g, unreife Pomeranzen 15,0 g, Galgantwurzel 4,0 g, Cardamomen 2,2 g, Sternanisöl 10 Tropfen, Pomeranzenschalenöl 10 Tropfen, Spiritus 180,0 g, Wasser 120,0 g werde digeriert und filtriert. 60 g hiervon kosten 70 Kreuzer (österr. Währ.) = 1,4 Mk. Es ist die Zusammensetzung des Elixirs gut, ist jedoch erständig parallisiert durch das zusammengesetzte Orangen-Elixir, wie es in jeder Apotheke zu billigem Preise zu haben ist.

(Frage Nr. 1 in Heft 1.) Glatte Flecken, sog. Spiegel, auf Kammgarnstoffkleidern entfernt man durch Abreiben mit Spiritus. J. L. K.

(Frage Nr. 2 in Heft 1.) Um blindgewordene Glasscheiben zu reinigen, d. h. sie von den mikroskopischen Lamellen, welche sich teils durch den Einfluß des Lichts, teils durch Temperaturwechsel von der Oberfläche des Glases gelöst haben, zu befreien, wendet man am besten verdünnte Flußsäure an, die man so lange mittels eines Schwammes aufträgt, bis die Scheiben vollkommen klar erscheinen. Zuletzt spült man noch mit reinem Wasser nach. Das Verdünnen der Flußsäure darf nur in Blei- oder Guttaperchagefäßen ausgeführt werden, auch ist dringend Vorsicht geboten, daß die Säure nicht mit den Händen in Berührung kommt, da sie höchst schmerzhafte und unter Umständen selbst gefährliche Wunden erzeugt.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S

Isländisch Moos-Pasta

gegen

HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Griechische

Weine.

1 Probekiste

mit **12** ganzen Flaschen, 12 ausgewählte Sorten von **Cephalonia, Corinth, Patras** und **Santorin.** Flaschen und Kiste frei. Ab hier zu

19 Mk. 50 Pf.

1 Postprobekiste

mit **2** ganzen Flaschen, herb und süss. Franco nach allen deutschen und österr.-ungar. Poststationen gegen Einsendung von

4 Mk.

J. F. MENZER,

Ritter des K. Griech. Erlöserordens.

Neckargemünd.

Magazin für Bijouterien von Doublé-Gold. MG Eingetragene Schutz-Marke.

Die **50,000ste Panzerkette** kam am 10. Januar 83 zum Versand. [926]

Panzer-Uhrketten

von echt Gold nicht zu unterscheiden.

5 Jahre schriftliche Garantie.

m. 14 kar. Gold vergold.

Herren-Kette Stück 5 M.

Damen-Kette mit eleganter Quaste Stück 6 M.

Garantie-Schein: Den Betrag dieser Uhrkette zahle ich zurück, falls dieselbe innerhalb 5 Jahren schwarz wird.

Max Grünbaum,

Berlin W., Leipzigerstraße 95.

Zahlr. Anerkennungsbriefe liegen zur Einsicht vor.

Illustr. Katalog gratis.

Briefmarken und Banknoten aller Länder nehme in Zahlung.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt,
Dresden, Bachstraße 8. [1136]
Für **Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Ausschläge, Nierenleiden, Frauenkrankheiten.** Prospecte frei. Schriften: **Dr. Kles' Diätet. Kuren, Schroth'sche Kur** 2c. 3. Aufl. Pr. 2 M. Durch j. Buchh. sow. direkt.

Mors atramenti (Tintentod) zur Entfernung v. Tintenflecken aus Papier u. Leinewand v. Prof. Leonhardi. Fl. 1 Mk. Zu bez. von G. Elkan, Harburg a. E.

Closets

f. Haus u. Zimmer, **vollständig** geruchlos, mit und ohne Wasserspülung, in einfach. w. elegantest. Ausstatt. **v. 9 M an**
Closetfabr. Dresden
Friedr. Gappisch.
Illustr. Preisc. **grat. u. franco.** [931]

Haardtweine.

Für **naturreine weiße u. rote Haardtweine** eigener Kelterung, **fein, mild** und **blumig,** von **M. 60** resp. **M. 80** pr. 100 L. an, suche Abnehmer.

Durch direkten Ankauf der Trauben am Stock u. Ersparung der Reisespesen bin ich in der Lage, dem Käufer für mäßige Preise Weine von hervorragender Qualität liefern zu können.

Probekisten von 10 Flaschen sortiert M. 12.

Spezielle Preisliste franko. [901]
H. Schartiger, Heidelberg.

Apfelsinen

(Orangen) oder **Citronen von Messina, feinste, reife, gewählte Früchte,** neuer Ernte, 35—45 Stück in einem schönen 10-Pfund-Korbe, m. Seegras geg. Frostgefahr schützend verpackt, versendet nach ganz **Deutschland packung-** und **portofrei** gegen Nachnahme von M. 2,90 [1071]

R. Maiti in Triest.

☛ Bei Abnahme v. 3 Körben auf **einmal** an eine Adresse u. franco Einsendg. d. Betrages 25 Pf. p. K. billiger.
☛ Nach **Oesterreich-Ungarn** auch **verzollt** à fl. 1,90 resp. fl. 1,76 p. Korb.

Anlehensloose.

Preisliste gratis. [906]
Homberger's Börsen-Comptoir,
Frankfurt a. M.

Alle Pfeifenraucher sollten d. **Holländ. Tabak** versuchen, welcher ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. **10 Pfd.** frco. kosten **8 Mk.** bei [1142] **B. Becker, Seesen a. H.**

Lungen- und Halskranke (Schwindsüchtige) werden auf die Brochüre **„Ueber Heilwirkung und Anwendung d. Pflanze Homeriana"** aufmerksam gemacht, welche über die, während der Dauer v. 9 Monaten eingeholten, ärztlich und amtlich konstatirten sensationell. Heilerfolge erschöpfende Darstellungen enthält. Gegen Einsendung von 10 Pf. Porto zu beziehen durch die centrale Vertriebsstelle diätetisch-hygienisch. Erzeugnisse
J. Kirchhöfer, Triest. [1112]

Cotillon- und Ball-Artikel

No. 252. **Papageno-Tour** für 6 Paare M. 5.50.

in großartigster Auswahl und billigsten Preisen versendet pünktlich die Fabrik von

N. L. Chrestensen,

Königl. Preuß. Hoflieferant etc.,
Erfurt (Preußen).

Cotillon-Orden, sortirt, per Dtzd. 0,75, 1, 2, 3 bis 12 Mark.
Cotillon-Bouquets von **getrockneten** Blumen, per Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 Mark.
Cotillon-Bouquets von **frischen** Blumen, per Dtzd. 6, 9, 12 bis 30 Mark.
Cotillon-Touren, Knallpapiere, Attrapen, Papierlaternen, Kopfbedeckungen etc. billigst.

Mein beschreibender **Pracht-Katalog** über **Ball-** und **Cotillon-Gegenstände** mit über 500 musterhaften Illustrationen, Erläuterungen für die neuen und neuesten Touren (über 150) und Gesellschaftsspiele ist erschienen und steht auf Verlangen **franco** und **gratis** zu Diensten. [922]

Meinen reich illustrirten **Weihnachts-Katalog** über **Decorations- & Luxus-Gegenstände, Makart-Bouquets, Vasen** 2c. 2c. versende ebenfalls **gratis** und **franco**.

Die feinsten Parfums sind:

Lohse's Maiglöckchen —

Lohse's Heliotrope blanc —

Neu!

Lohse's Excelsior Bouquet —

in Flaschen à 2 M.; grössere 3 M. und 5 M. 50 Pf.

Gustav Lohse, Kais. Königl. Hof-Parfumeur,

Berlin, W., Jäger-Strasse 46. [947]

Ausführliche Preislisten gratis. Aufträge nach ausserhalb prompt.

Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuk-Druckletttern nebst Zubehör zum Selbstbedrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M. an, Preisverzeichniß u. Schriftproben frco.

H. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Alle Annoncen

für: Vom Fels zum Meer — Ueber Land u. Meer — Illustrirte Welt — Bazar — Illustrirte Zeitung — Kladderadatsch* — Fliegende Blätter* — Deutsches Montagsblatt* — Berliner Tageblatt* — Gartenlaube — l'Indépendance belge*
sowie für alle anderen Zeitungen und Fachschriften
befördert am **billigsten** u. **promptesten** die Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse Stuttgart—Berlin—Breslau—Cöln—Dresden—Frankfurt a/M.—Hamburg—Leipzig—London—München—Nürnberg—Paris—Prag—Wien—Zürich etc.

Zeitungs-Verzeichnisse (Insertions-Tarif), sowie Kosten-Anschläge gratis. — Bei grösseren Aufträgen höchster Rabatt.

Für die mit* bezeichneten Blätter hat obige Annoncen-Expedition die **alleinige** Annoncen-Annahme. [967]

Ein Abend in den Schweizer Bergen.

Von Joh. Gottfr. Steffan.

Die Najade.

Novelle von A. R. Rangabé.

Deutsch von J. Pietsch.

I.

John Littel flanierte am Themsequai, die Cigarre im Munde, die Hände in den Taschen, die Augen in die Weite gerichtet, sorglos wie der reichste Lord der Regent-Street. Aber die durchscheuerten Ellenbogen seiner Rockärmel, sein abgenützter Hut, seine zerissenen Stiefel ließen in ihm kaum einen Sprossen der üppigen Aristokratie erkennen.

Und John Littel war in der That von niederer und armer Abkunft; aber seine Studien in der Schule seines Heimatdorfes und die Lektüre einiger Marryatscher Romane hatten seine Ideen über die Sphäre, in der er geboren war erhoben, und Littel glaubte sich zu großen Dingen bestimmt.

Bevor er aber zu einem Romanhelden werden konnte, mußte er leben; um zu leben, mußte man essen; zum Essen gehörte Geld, und um Geld zu haben, mußte man arbeiten, gleichviel was. Littel fand diese Schlußforderung unwiderleglich; infolgedessen entschloß er sich, die Stellung eines Commis in einem Handelshause anzunehmen. Das ist, so dachte er, ein notwendiger Anfang, die erste Sprosse der Leiter, auf welche man den Fuß setzen muß, um bis zur höchsten Sprosse derselben empor zu steigen.

Diese untergeordnete Stellung befriedigte fürs erste die Ansprüche Littels. Sie ernährte ihn.

Aber von jeher hatte Littel eine ganz besondere Neigung für das pale ale, das Nationalbier der Engländer; so verhunzte und parodierte er auch den einzigen griechischen Vers, den er aus seinen Schultagen im Gedächtnis behalten hatte: „Ariston men hydor“ (Wasser ist das beste, was es gibt) in seinem englisch-griechischen Accent mit „Airaistos men tziuthos“ (Bier ist das beste, was es gibt). Er liebte es auch, im anregenden Kartenspiel Erholung von der mechanischen Thätigkeit des Kopisten zu suchen. Zweifellos waren das Schwächen; er hatte aber in seinen Romanen gelesen, daß alle großen Männer der Vergangenheit und der Zukunft stets ihre Schwächen gehabt haben und sie immer haben werden. Das verhinderte die seinigen nicht, sein kleines Gehalt bis zum letzten Pfennig zu verbrauchen. Und darum sehen wir ihn mit durchlöcherten Aermeln, abgenütztem Hut und zerrissenen Stiefeln.

Das war nicht alles: aus seinen Lieblingsbüchern hatte er mehr als eine Lehre über die Unabhängigkeit, die Freiheit, die Würde des Mannes geschöpft.

Eines Tages schien ihm die Natur einiger Wechsel, die er einzutragen hatte, etwas zweideutig, und er faßte den Verdacht, daß sein Prinzipal dem Sklavenhandel nicht ganz fremd sei.

Ergriffen von edler Entrüstung lief er zu ihm und erklärte ihm, er wolle nicht länger einem Herrn dienen, der seine Mitmenschen verhandle und aus solchem Handel mit der Freiheit seiner Brüder Gewinn zöge.

Der Kaufmann antwortete ihm mit einem so kräftigen Fußtritt, daß er die Treppe, den Kopf zuerst, hinunter flog. Daher kam es, daß unser Held hier auf den Quais flanierte, die Augen in die Weite gerichtet und die Cigarre im Munde.

An dem so Beschäftigten ging jemand dicht vorüber und stieß ihn heftig an die Schulter.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr,“ sagte der Fremde.

„O, es ist nicht der Rede wert,“ erwiderte höflich Herr Littel.

„Glauben Sie mir, ich stieß Sie nur aus Zerstreuung, ich war etwas abwesend, vollständig absorbiert durch das prächtige Schauspiel der zahllosen Schiffe. Täglich wenden sich tausende nach den vier Himmelsrichtungen. Ich beneidete innerlich denen das Glück, welche die Welt auf den Flügeln dieser Meeresvögel

durcheilen können. Empfinden Sie nicht ähnliches, mein Herr?"

„Ich teile vollständig Ihre Ansicht," antwortete Littel. „Ich würde mich als den glücklichsten Menschen schätzen, sollte es mir je vergönnt sein, jene unbekannten Küsten zu besuchen, an denen der civilisierte Mensch so selten landet, alle die Wunder der Natur zu sehen und den Menschen unter allen socialen Bedingungen zu studieren."

„Ich begreife vollkommen Ihre philosophischen Neigungen und ich teile sie. Aber stellen Sie sich meinen Kummer vor! Eins der schönsten Schiffe, das Sie am Ufer sehen, jene Brigg dort, ist bereit, unter Segel zu gehen zum Zweck einer solchen wissenschaftlichen Reise. Ihr Kommandant, mein ausgezeichneter Freund, Herr Spray, hat mich aufgefordert, ihn zu begleiten. Unglücklicherweise halten mich dringende Geschäfte zurück und zwingen mich, diese herrliche Einladung zurückzuweisen."

„Oh! Sie haben unrecht," rief Littel enthusiastisch. „Wäre ich an Ihrer Stelle, kein noch so wichtiges Geschäft könnte mich zurückhalten."

„So hegen Sie den heißen Wunsch, eine ähnliche Reise zu machen?"

„Das fragen Sie mich? Nichts könnte mir ein größeres Vergnügen gewähren."

„In dem Falle," sagte der Fremde, „war es vielleicht ein glücklicher Zufall, der mich mit Ihnen zusammenführte. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Herr Spray mein Freund ist. Und so glaube ich, daß ich ihn nicht vergeblich bitten werde, wenn ich ihn ersuche, Sie an Bord zu nehmen. Warum nicht? Was ist dabei zu verlieren? Und er hat zudem noch den Genuß Ihrer Gesellschaft."

„Oh! mein Herr!" rief Littel ganz außer sich, „dürfte ich auf solch ein Glück hoffen? Aber nein; ich muß Ihnen aufrichtig bekennen..."

„Wenn Sie nicht wollen..." sagte der Fremde.

„Nicht wollen? Wie! das ist es nicht; aber, erlauben Sie... ich muß Ihnen wohl gestehen ... ich habe nichts, wovon ich meine Fahrt bezahlen könnte."

„Und wo wäre denn die Gunst, die mir Herr Spray gewährte, wenn er verlangte, daß Sie die Fahrt zahlten. Ich verlange, daß er Sie umsonst an Bord nimmt."

„Aber ... es ist nicht das allein. Ich habe wahrhaftig nicht einmal so viel, um ihm meine Kost zahlen zu können."

„Ah!" sagte der Fremde nachdenklich, „das ist eine Schwierigkeit. Aber vielleicht läßt sich doch ein Mittel finden... Sie sind ein junger, kräftiger Mann von blühender Gesundheit. Wenn Sie sich nun aus Liebe zur Wissenschaft entschließen, von Zeit zu Zeit mit Hand anzulegen ... Aber was sage ich? Ohne Zweifel behagen Ihnen die seemännischen Arbeiten nicht."

„Ganz im Gegenteil, mein teurer Herr," rief Littel auf dem Gipfel des Glücks, „im Gegenteil, ich habe in ihnen eine gewisse Erfahrung. Ich versichere Ihnen, daß ich nichts Besseres wünsche, als mir durch meine Arbeit mein Brot und mein Bier zu verdienen. Ich will Ihnen selbst nicht verhehlen, daß es mein Selbstgefühl beleidigte, wenn ich ihm zur Last sein müßte."

„Oh! dann wird sich die Sache wundervoll einrichten lassen," sagte der Fremde. „Sie können selbst, außer auf Nahrung und Bier im Ueberfluß, auf einige Belohnungen, auf ein kleines Gehalt rechnen. Wenn Sie also wollen, so holen Sie Ihr Gepäck; ich werde Sie hier erwarten, und Sie gleich meinem Freunde, Herrn Spray, vorstellen."

„Mein Herr," antwortete Littel, „mein Gepäck, ich trage es an mir."

„So gehen wir dann." Und sie stiegen in die nächste Barke.

„Und wohin wird die Reise gehen?"

„Nach Afrika, nach all den Orten, an denen die Natur einen würdigen Gegenstand für das Studium oder die Betrachtung bietet."

Littel drückte stumm die Hand seines Begleiters. Seine Dankbarkeit war so groß, daß er sie mit Worten nicht auszudrücken vermochte.

Der Kapitän Spray empfing den Freund seines Freundes mit großer Liebenswürdigkeit, reihte ihn in seine Mannschaft ein und versprach ihm, wunderbare Dinge zu zeigen, Dinge, von denen er sich keine Vorstellung machen könne.

Am nächsten Morgen verließ die Najade stolz die Mündungen der Themse, alle Segel vom Nordwind gebläht, und einen Monat später durchschnitt ihr Kiel die Wellen Senegambiens angesichts der Westküste Afrikas.

Während der Fahrt schienen unserem Freunde die Manieren des Kapitäns schroffer als bei dem ersten Zusammentreffen. Mehr als einmal hatte er ihn gesehen, wie er, die Pistole in der Hand, dem ersten, der ihm nicht gehorchen würde, drohte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Nach Littels Gefühl war das für den Chef einer wissenschaftlichen Expedition ein wenig zu wild; aber so sind die Manieren der Seeleute! Die Gewohnheit der absoluten Gewalt macht sie oft tyrannisch.

Uebrigens war der gute Littel — stets bemüht, seine Pflicht aufs Genaueste zu erfüllen — selten der Gegenstand des Zorns oder auch nur der Beachtung seines Vorgesetzten.

Eines Morgens bei Sonnenaufgang stand Herr Spray am Steuerbord der Najade und beobachtete aufmerksam den verlassenen Hafen, den man soeben passierte, und eine schmucke Goelette in dessen Hintergrunde, die dort vor Anker lag. Der von der Spitze des großen Mastbaums flatternde Wimpel ließ in ihr ein Kriegsschiff erkennen.

Auch die Goelette schien die Brigg bemerkt zu haben, denn schnell wurde ihre Flagge aufgehißt und ein Kanonenschuß bestätigte es. Die Meerbrise entrollte die Falten des Banners.

Hätte die Najade irgend ein Interesse daran gehabt, diese symbolische Frage nicht zu beantworten, so würde sie schleunigst ihre weißen Flügel in voller Weite ausgespannt und ihre Spitze ins Meer hinaus gewendet haben.

Anderseits aber würde, wenn es sich um einen Schnelligkeitskampf zwischen den beiden Schiffen gehandelt hätte, die kleine, einer Schwalbe gleich leichte und schlanke Goelette alle Chancen haben, den Sieg über ihren Gegner, die schwere starkbauchige Brigg, davon zu tragen.

Kein derartiges Interesse schien die Bewegungen der Najade zu beeinflussen. Sie hißte unmittelbar darauf, wie es einem Schiff zukommt, welches weiß, wie es sich zu benehmen hat, die Kauffahrteiflagge derselben Nationalität auf und begrüßte die Goelette, die aristokratischen Allüren der königlichen Marine nachahmend, sogar mit einem Kanonenschuß.

Zu gleicher Zeit wendete sie, ihrem Bug eine Neigung gleich einer graziösen Verbeugung gebend, zum Eingang des Hafens hin; bald lief sie in denselben ein und warf im Fahrwasser der Goelette Anker. Die Schnelligkeit und die Genauigkeit, womit ihre Segel eingezogen wurden, erregte die Bewunderung, vielleicht sogar die Eifersucht ihrer Nachbarin.

Das Boot der Najade wurde sofort ins Meer gelassen. Einige Minuten später stieg Kommandant Spray, gefolgt vom Matrosen Littel, die Treppe der Goelette hinauf.

„Habe ich die Ehre, mit dem Kapitän dieses Schiffes zu sprechen?“ fragte er einen jungen Offizier, der ihm entgegen kam.

„Ja, mein Herr,“ antwortete dieser, „Arthur Filthon, Kommandant der königlichen Goelette ‚Der Dauphin‘.“

„Welche Freude für Landsleute, Kommandant Filthon,“ rief Spray voller Wärme, „sich hier in diesen wilden Ländern zu treffen, so entfernt von dem gemeinsamen Vaterlande, unserem lustigen England!“

„Aber wünschen Sie vielleicht meine Papiere zu sehen?“

„Wenn Sie die Güte haben wollen,“ sagte der Kommandant, mit einer höflichen Verneigung das eifrige Anerbieten Herrn Sprays beantwortend.

Dieser zog sogleich ein goldgesticktes Portefeuille aus seiner Tasche, nahm einige Papiere heraus und übergab sie dem Offizier. Der Kommandant des Dauphin las die Dokumente, las sie dann noch einmal und noch ein drittes Mal, und schien ihnen eine Aufmerksamkeit zu schenken, die nicht besonders im Einklang stand mit der Rücksicht, die man einem so respektabeln Schiffe wie der Najade schuldete. Endlich gab er sie Herrn Spray, der geduldig wartete, zurück.

„Nehmen Sie die Papiere zurück,“ sagte er, „sie sind in Ordnung.“

Und nachdem er einige Augenblicke gezögert: „Herr Spray,“ fügte er hinzu, indem er diesen prüfend anblickte, „Sie reisen also zum Zweck wissenschaftlicher Forschungen? Sind Sie dessen ganz gewiß?“

„Ob ich es bin!“ erwiderte der andere, die Stirn runzelnd.

Aber gleich darauf lächelte er hinterhaltig und sagte, sich zu Littel wendend: „Lassen Sie uns allein, kehren Sie zur Barke zurück.“

Dann trat er auf den Kommandanten zu.

„Kapitän Filthon,“ sagte er in geheimnisvollem Ton, „ich darf mich ohne Furcht einem Offizier Ihrer Majestät anvertrauen? Kennen Sie diese Unterschrift?“

Und er überreichte ihm ein anderes Papier.

„Es ist die des Ministers der Kolonieen,“ sagte Filthon.

„Ganz richtig. Sie sehen: der Vorwand für meine Fahrt ist eine Expedition zu wissenschaftlichen Forschungen; aber der geheime Zweck meiner Sendung ist der, die französischen Niederlassungen und Faktoreien längs der ganzen

afrikanischen Küste zu beobachten. Sie werden begreifen, daß man ein Kriegsschiff nicht, ohne Verdacht zu erregen, mit einer solchen Aufgabe betrauen konnte. So haben Sie die Erklärung für das, was Ihnen an meinem Schiff nicht ganz in der Ordnung erscheinen mag."

„Ah! in dem Fall verstehe ich . . . das erklärt gewiß . . ."

„Und nun werden Sie erlauben, daß ich mich zurückziehe, nicht wahr, Herr Kommandant?" fuhr Spray fort. „Aber da ich das Glück hatte, Ihnen hier zu begegnen, entscheide ich mich, für diese Nacht hier im Hafen zu bleiben. Darf ich hoffen, daß Sie mir heute abend gegen acht Uhr mit Ihren Offizieren die Ehre erweisen, an Bord der Najade ein gutes Roastbeef und einen Plumpudding zu essen?"

Der Offizier schien einige Augenblicke zu zögern; dann aber, als hätte er seinen Entschluß gefaßt, antwortete er: „Mit großem Vergnügen, mein Herr! Auf acht Uhr also. Und ich bin um so mehr erfreut, als wir uns auch morgen noch nicht trennen werden. Auch ich fahre morgen nach Süden, und so werde ich die Ehre haben, als Bedeckung mit Ihnen zu segeln."

„Welch' unerwartete Freude für mich!" rief Kapitän Spray. „Wie munter werden wir reisen!"

Darauf zog er sich zurück, zwischen den Zähnen murmelnd: „Dieser Herr sieht mir ganz danach aus, als beargwöhne er die Respektabilität meiner armen Najade."

An Bord zurückgekehrt, gab er die Befehle für den abendlichen Empfang.

Der Kapitän Filthon seinerseits rief seinen Lieutenant. „Die Physiognomie des Schiffes dort will mir nicht recht gefallen," sagte er zu ihm. „Wie denken Sie darüber, Lieutenant Saltwater?"

„Ja," antwortete dieser; „es ist starkbauchig; und dann scheinen mir an seinen Masten mehr Lappen zu hängen, als es sich für ein ernstes und vernünftiges Schiff gehört. Ah, ah! Sie haben nicht unrecht, Herr Kapitän. Aber haben Sie denn seine Papiere nicht gesehen?"

„Sie sind in Ordnung, ich sage nicht nein," antwortete Filthon. „Er hat sogar geheime Instruktionen. Aber das alles ist mir nicht ganz klar. Ein Zeugnis kann gestohlen oder gefälscht sein. Er hat uns zu heute abend zum Souper zu sich an Bord geladen. Ich will, daß wir hingehen. Da soll es ihm nicht gelingen, uns zu täuschen."

„Und wenn er uns nachts entwischt? . . ." sagte Lieutenant Saltwater.

„Sie haben recht," antwortete der Kapitän. „Befehlen Sie, daß alles bereit sei. Sobald wir zurückgekehrt sind, lichten wir die Anker und postieren uns vor dem Eingang des Hafens. Und ich garantiere Ihnen, daß er uns nicht entwischt; er müßte sich denn in eine wirkliche Najade verwandeln."

II.

Abends ließ Kapitän Spray, der eine Ehre darin suchte, seine Gäste aufs beste zu empfangen, alle seine Boote ins Meer. Er selbst setzte sich in eines derselben und fuhr an die Goelette, um in Person die Herren Offiziere zu geleiten. Es waren ihrer vier an Bord des Dauphin. Der Kapitän Filthon nahm drei von ihnen mit sich. Der vierte, ein Aspirant, der die Schiffswache hatte, mußte trotz alles Drängens des gastfreundlichen Herrn Spray an Bord des königlichen Schiffes bleiben.

„Wann soll ich die Barken schicken, um Sie zurückholen zu lassen?" fragte der Aspirant.

„Oh! Sicher nicht vor Mitternacht," rief Herr Spray.

„Also um Mitternacht," sagte der Kapitän Filthon.

Die Besucher wurden auf dem Deck der Najade mit der Musik der Nationalhymne „God save the king" empfangen. Herr Spray hatte diese Schiffskapelle aus allen Dilettanten an Bord zusammengestellt.

Dann ließ er ein Feuerwerk abbrennen, das, obwohl es nur ein sehr einfaches war, doch durch die Neuheit des Schauspiels die Bewohner dieser wilden Einöden in Erstaunen setzen mußte.

Schließlich bat er seine Gäste, in den Salon hinabzusteigen. Das Gemach war glänzend erleuchtet, der Tisch luxuriös serviert.

„Sie haben ein schönes Schiff, Kapitän Spray," sagte Filthon. „Wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, uns dasselbe im Detail bewundern zu lassen?"

„Es ist nicht eigentlich schön, Kapitän Filthon," antwortete Spray; „es ist zu rund, zu weitbauchig. Ich habe mir vorgenommen, es

künftig nicht wieder zu benützen; aber Sie wissen, weshalb ich für diesmal seine unschöne Gestalt anderen eleganter und leichter gebauten vorziehe. Aber mit dem größten Vergnügen werde ich Ihnen das Schiff zeigen. Da Sie dasselbe der Ehre Ihres Besuchs gewürdigt haben, würde es mich glücklich machen, wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, dasselbe vom Mastkorb bis zum Kiel zu besichtigen. Sie werden erkennen, daß meine Najade besser ist, als sie aussieht. Ich werde mir nach dem Souper die Erlaubnis erbitten, Ihnen auf derselben die Honneurs zu machen."

Das Bankett war ausgezeichnet und dehnte sich bis in die Nacht hinein aus. Als es beendigt war, als die Flaschen wohl zwanzigmal herumgereicht waren, erhoben sich die Offiziere, und der Kommandant Filthon sprach den Wunsch aus, das Schiff besichtigen zu dürfen, bevor er auf das seine zurückkehre.

„Lichter!" rief der Kapitän Spray.

Sogleich traten Littel und ein anderer Matrose, Laternen in den Händen tragend, vor. Sie schritten voran und unter ihrer Leitung begann die Besichtigung des Schiffes.

Mit Ausnahme der Kapitänskajüte bildete der ganze Raum zwischen den beiden Verdecken einen einzigen großen Saal. Auf dem Boden und in den Wänden desselben waren in einer Entfernung von je drei Fuß untereinander feste eiserne Ringe angebracht.

„Was bedeutet dieser Saal und was diese Ringe?" fragte der Kommandant Filthon, Spray erstaunt anblickend.

„Sie sind für seltene afrikanische Tiere bestimmt, die ich auf meinen wissenschaftlichen Exkursionen erwerben und lebend dem Londoner zoologischen Garten überliefern will," antwortete Spray. „Das heißt, Kapitän," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „das bezweckt nur, andere auf eine falsche Fährte zu führen. Sie erraten, wen."

„Ich errate es," antwortete Filthon und warf dem Lieutenant Saltwater einen ausdrucksvollen Blick zu, den dieser mit einem bejahenden Neigen des Kopfes beantwortete.

Von da gingen sie in den untersten Schiffsraum und in die Pulverkammer. Der erste Gegenstand, auf den ihre Blicke fielen, war ein enormer Haufen von eisernen starken Ketten.

„Und dies, was bedeutet das?" fragte der Offizier.

„Ah! Habe ich Ihnen mein Abenteuer noch nicht erzählt?" fragte lächelnd Kapitän Spray. „Denken sie nur, vor einigen Tagen begegneten wir auf der Höhe von Senegal einem Schiff, dessen Aeußeres uns sehr verdächtig erschien. Auf zehn Meilen roch man den Händler mit Menschenfleisch. Ich näherte mich ihm und rief es an. Der Kapitän fragte mich, ob ich die Erlaubnis habe, auf feindliche Schiffe zu kreuzen, und mit welchem Recht ich ihn anriefe. Ich zeigte ihm meine Kanonen, und gegen diese Dokumente hatte er nichts einzuwenden. Ich bemächtigte mich seines Steuers, schiffte die Neger an dem Orte, wo er sie aufgenommen, wieder aus, und nachdem ich die Ketten konfisziert und zu mir an Bord hatte bringen lassen, ließ ich ihn selbst das Weite suchen, da ich in der That nicht die Vollmacht hatte, ihn zu hängen."

„Wir aber, wir haben diese Autorisation, Kapitän Spray," sagte der Offizier.

„Nun dann hängen sie ihn, wenn sie ihn haben," sagte Spray mit halb naivem halb ironischem Lächeln.

Littel drehte sich um und blickte erstaunt auf seinen Chef. Er begriff den Zweck dieser ganzen Lüge nicht.

„Aber wissen Sie, Herr Spray," bemerkte der Kommandant des Dauphin, „Sie thun nicht klug daran, eine solche Beute an Bord zu bewahren. Sie könnte peinlichen Verdacht erregen und dem Ruf der Najade schaden. Ich würde Ihnen raten, dies Eisen an Bord des Dauphin zu deponieren."

„Ich glaube wahrhaftig, Sie haben recht," sagte Spray, „und ich werde Ihrem Rat folgen."

„Jetzt aber, meine Herren, ist es Zeit, aufzubrechen," sagte Filthon zu seinen Offizieren. „Morgen also, Herr Spray, werden wir gemeinsam reisen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß wir noch zahlreichere Gesellschaft finden. Schiffe der königlichen Marine und zwar solche vom größten Kaliber, liegen in diesen Gegenden vor Anker. Ich zweifle nicht, daß sie, wenn ich ihnen einige Signale gebe, die Gefälligkeit haben werden, uns zu begleiten und die Einförmigkeit unserer Reise zu unterbrechen."

„Ah! welch' ein Glück!" rief Kapitän Spray.

„Brechen wir auf," sagte der Kommandant des Dauphin.

„Die Barke des Kapitän Filthon!" rief Spray mit lauter Stimme.

„Noch nicht angekommen,“ antwortete ebenso der wachhabende Matrose.

„Wie! ist das möglich!“ sagte Filthon. „Mitternacht ist doch vorüber.“

„Oh! das Unglück ist nicht groß,“ sagte Spray. „Gedulden Sie sich, sie wird kommen. So habe ich das Vergnügen, einige Augenblicke länger Ihre Gegenwart zu genießen.“

Daraufhin nahmen sie wieder Platz an der Tafel und leerten noch einige Flaschen moussierenden Porters. Eine Stunde nach Mitternacht war die Barke noch immer nicht erschienen. Der Lieutenant Saltwater verlangte ein Sprachrohr und es an den Mund setzend, rief er dreimal: „Oho, vom Dauphin! Die Barke des Kommandanten.“

Und dreimal wiederholte das Echo der Berge rings umher die Worte.

„Nun kann es ja nicht mehr lange dauern, sie muß bald kommen,“ sagte Herr Spray. „Setzen wir uns.“

Bei jedem Anschlagen der Wellen lief der Lieutenant hinaus, um nachzusehen; aber wieder verging eine halbe Stunde und die Barke kam nicht.

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll,“ sagte Kapitän Filthon. „An Bord des Dauphin schläft also alles, und auch Greedyfisch wird eingeschlafen sein! Kapitän Spray, werden Sie mir Ihr Boot leihen?“

„Das Boot ins Meer!“ rief Kapitän Spray.

Wenige Augenblicke später verabschiedeten sich der Kapitän und die Offiziere des Dauphin vom Kapitän der Najade bis zum nächsten Morgen, an dem er, wie Herr Filthon wiederholte, das Vergnügen haben würde, gemeinsame Reise zu machen. Sie stiegen in die Barke und steuerten auf die Stelle zu, an der der Dauphin vor Anker gelegen hatte.

Die Matrosen ruderten kräftig; zwanzig Minuten waren vergangen, da stießen sie ans Land.

„Was heißt das?“ rief Filthon zornig. „Lieutenant, Sie sitzen am Steuer, aber Sie haben schlecht gelenkt, mein guter Freund. Gestehen Sie nur, daß der Porter Ihnen die Windrose im Kopf verwirrt hat. Lassen Sie mir das Steuer!“

„Herr Kommandant,“ antwortete der Offizier, um zu beweisen, daß er nicht vom Wein benommen sei, „da ist der Thron der Kassiopeia und da der Krebs, dort müßte folglich der Dauphin liegen.“

„Sie haben recht,“ sagte der Kapitän; „dorthin werde ich wenden.“

Er wendete in der That dorthin; aber er kehrte bis nahe zur Najade zurück, ohne auf den Dauphin zu stoßen. Nun lavierte er nach allen Richtungen hin. Keine Spur der Goelette.

„Was für eine verteufelte Geschichte! was bedeutet das?“

„Mir fällt eben ein,“ bemerkte Saltwater, „ich habe dem Kadetten Greedyfisch den Befehl gegeben, die Anker zu lichten, damit wir uns nach unserer Rückkehr vor den Eingang des Hafens legen könnten. Hat er mich vielleicht falsch verstanden und sollte unverzüglich losgedampft sein?“

„Das wird es zweifellos sein. Er ist so unbesonnen, dieser Master Greedyfisch,“ antwortete Filthon, und mit einem heftigen Ruck das Steuer nach rechts drehend, wendete er das Boot gegen den Eingang des Hafens hin. Aber die Ruderer waren schon müde und die Entfernung noch sehr beträchtlich. Es waren ihrer sechs; drei von ihnen ruderten, die anderen sollten ihre Kameraden später ablösen. So wurde die Schnelligkeit des Bootes um die Hälfte verringert, und als man endlich an den Eingang des Hafens kam, begann es schon zu tagen. Die Offiziere ließen die Blicke ringsumherschweifen, aber nirgends entdeckten sie den Dauphin.

Filthon war ganz außer sich. Er konnte nicht daran denken, auf diesem gebrechlichen Fahrzeug ins Meer hinauszufahren; das erlaubten weder die erschöpften Kräfte der Matrosen, noch der Zustand des Meeres. Er sah sich also gezwungen, zur Najade zurückzukehren.

Aufs äußerste überrascht hörte Spray den Bericht der Offiziere an.

„Es ist ganz klar,“ sagte er, „daß sich Ihre Mannschaft empört hat. Aber seien Sie ruhig, mein teurer Filthon: so korpulent meine Najade ist, sie hat einen raschen Schritt, sie könnte noch dem Achill damit aushelfen. Die Burschen mögen frühstücken und ein wenig ausruhen, sie haben ja die ganze Nacht gearbeitet. Und ich werde mich stärken, um den Dauphin einzuholen.“

Das Frühstücken und Ausruhen der Burschen und das Lichten der Anker nahm den halben Tag in Anspruch. In jeder Minute

der sechs Stunden stießen die vier Offiziere im Chor ein energisches Goddam! aus, und in den Zwischenpausen zermarterten sie ihr Gehirn, um zu begreifen, was aus dem königlichen Schiff geworden sei; aber sie begriffen es dennoch nicht.

Aber nichts zwingt uns, gleichfalls in solcher Ungewißheit zu verharren. Eine Stunde, nachdem die Offiziere mit dem Kapitän Spray den Dauphin verlassen hatten, hörte man von der Goelette aus das Geräusch der Ruder einer sich nähernden Barke. Die Mannschaft des Dauphin schlief; die Wache rief: „Wer da!“

Die Barke legte darauf auf Backbordseite an. „Wir kommen vom Kommandanten Filthon,“ sagte eine Stimme. „Ich habe dem Herrn Offizier der Schiffswache einen Brief zu geben und ihm einige Worte zu sagen.“

Das Individuum, welches eben so gesprochen hatte, stieg in Begleitung zweier anderer Matrosen auf das Deck und übergab Herrn Greedyfisch, der vorgetreten war, ein Schreiben. Aber in dem Augenblick, wo dieser die Botschaft las, stürzte sich der Seemann, der sie ihm überreicht hatte, auf ihn, warf ihn mit herkulischer Stärke zu Boden, schloß ihm mit der einen Hand den Mund und setzte ihm mit der anderen die Pistole auf die Brust. „Wenn Sie sich rühren, wenn Sie einen Schrei ausstoßen, sind Sie verloren, Sie und Ihre ganze Mannschaft,“ sagte er.

Die beiden anderen Matrosen stürzten ebenso auf die Wächter, entwaffneten sie, knebelten sie und banden ihnen die Hände.

Gleichzeitig kamen noch zwei andere Barken heran, die sich bis jetzt im Dunkel verborgen gehalten hatten. Ihre Ruder waren mit Segeltuch umwunden, damit sie geräuschlos gegen die Wellen schlugen. Sie klammerten sich an der anderen Bordseite des Schiffes fest, und bald waren ungefähr zwanzig bis zu den Zähnen bewaffnete Männer aus den drei Fahrzeugen gestiegen und aufs Deck gesprungen. Die einen stürzten in das Arsenal, um sich der Waffen zu bemächtigen, die anderen aufs Zwischendeck, wo sie die Mannschaft, die ihrer Anführer und aller Verteidigungsmittel beraubt war, ergriffen und banden.

Im Augenblick waren der Offizier, die Wache und die Mannschaft in den Schiffsraum geworfen; man schloß sie ein und drohte, daß sie bei dem geringsten Versuch, denselben zu verlassen, über die Klinge springen müßten. Die Luke wurde geschlossen, zwei Männer, die Pistole mit gespanntem Hahn in der Hand, wurden als Wache aufgestellt, acht andere lagerten sich auf dem Verdeck, der Rest bestieg wieder die Barken und kehrte geräuschlos in dem Augenblick, als Kapitän Filthon und seine Tischgenossen die erste Flasche Champagner leerten, zurück. Die acht an Bord des Dauphin gebliebenen Matrosen Sprays durchschnitten mit einem Axthieb das Anker und bald verließ die Goelette, von einer frischen Brise, wie sie in diesen Gegenden jeden Abend vom Lande her weht, getrieben, den Hafen und fuhr scharf nach Norden.

Das war der Grund, warum Filthon sie vergeblich suchte.

Endlich, gegen Mittag, setzte sich auch die Najade in Bewegung. Anfänglich schien ihre Schnelligkeit nicht dem Lobe ihres Kommandanten zu entsprechen, zwei Stunden lang trieb sie schwerfällig im Golf dahin, ehe sie das äußerste Vorgebirge erreichte, welches die Aussicht nach Norden abschließt. Hier aber wendete sie nach Süden; und es schien, als zöge sie den Seitenwind dem ihr im Rücken wehenden vor. Denn kaum hatte sie diese neue Richtung eingeschlagen, als sie auch gleich einem faulen Pferde, das die Sporen in den Flanken fühlt, ihre Schnelligkeit verdoppelte, und mehr als zehn Knoten in der Stunde zurücklegte.

So segelte sie den Rest des Tages und die folgende Nacht. Der Dauphin war weit und breit nicht zu erblicken.

„Kapitän Filthon,“ sagte Spray zu dem Offizier, als sie sich bis auf geringe Distance einem öden Landvorsprunge genähert hatten, „wie Sie wissen, geht meine Route nach Süden, der Dauphin aber scheint nicht diese Richtung genommen zu haben, wir hätten ihn sonst eingeholt. Fahren Sie noch weiter mit uns, so entfernen Sie sich voraussichtlich immer mehr von ihm, und das kann Ihnen nicht angenehm sein. Das beste, was Sie thun können, ist, Sie erwarten hier irgendwo Ihre Goelette.“

„Nein, mein Herr,“ antwortete Filthon. „Im Namen der Königin befehle ich Ihnen, das Schiff zu wenden, damit wir den Dauphin in einer anderen Richtung suchen.“

„Mein teurer Herr Filthon, ich möchte mich Ihnen gern gefällig zeigen, aber Sie wissen, meine Instruktionen . . . Es ist mir unmöglich. Ich darf unglücklicherweise keinen anderen Befehlen gehorchen, als denen meiner Instruktionen.“

Dann rief er mit schallender Stimme: „Ein Boot ins Meer!“ Und sich zu seinem Lieutenant wendend, sagte er: „Sorgen Sie dafür, daß man für einige Tage ausreichende Lebensmittel in das Boot schaffe. Die Herren werden voraussichtlich keinen Markt in der Nachbarschaft finden. Nehmen Sie auch Waffen. Sie werden ihnen dieselben übergeben, wenn sie auf festem Lande sind. Ich zweifle nicht daran, daß Herr Filthon die Jagd liebt. Möge es Ihnen gut gehen, meine Herren! Seien Sie versichert, daß es mich ganz trostlos macht, so bald Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft beraubt zu sein.“

Die Offiziere sahen ein, daß unter solchen Umständen ein jeder Widerstand unmöglich und lächerlich sei. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, stiegen sie in das Boot und wurden mit ihren Waffen und ihren Vorräten an dem ersten Felsen des Vorgebirges ans Land gesetzt.

Als das Boot wieder zur Najade zurückgekehrt war, hißte Herr Spray die Flagge auf und ließ den Kommandanten der königlichen Goelette Dauphin reglementmäßig salutieren.

Drei Tage später lief die Brigg in einen buchtenreichen, tief ins Land einschneidenden Hafen, der hinter einem Labyrinth von unzähligen kleinen Inseln verborgen lag, ein. Ein fremdartiges Signal wurde bei der Einfahrt in diesen Hafen auf der Höhe ihres Mastes befestigt: ein in zwei Hälften geteiltes Faß, an dem ein langer schwarzer Lappen hing. Bald darauf wurde ein gleiches Signal auf einem der umliegenden Hügel sichtbar. Darauf stieg Kapitän Spray in sein Boot und ließ sich, während das Schiff Anker warf, ans Land fahren. Die anderen Boote der Brigg folgten bald dem seinen.

Wie groß war die Freude John Littels, der seinen Chef begleitete, endlich wieder festen Boden zu betreten! So sollte er denn endlich dieses jungfräuliche Land sehen, diesen Boden, dem die menschliche Verdorbenheit noch nicht ihre Spur aufgeprägt hat! Ganz in der Nähe sollte er die wilden Bewohner dieses Landes, diese erstgebornen Kinder der Natur und der Freiheit beobachten.

Die Barke des Kapitäns bog von der Küste aus in einen ziemlich breiten Fluß ein und fuhr denselben zwischen niedrigen und waldigen Hügeln eine halbe Stunde weit hinauf. Sie war mit Kisten und Tönnchen beladen.

Man war kaum gelandet, als ein riesiger Neger aus dem Gebüsch trat und den Reisenden entgegenkam.

„Mongas ist willkommen!“ sagte der Kapitän Spray. „Nun, haben wir die dreihundert Stück Ebenholz? Sieh' her, ich habe mein Versprechen gehalten.“

Und er zeigte ihm die Kisten.

„Dreihundert, nein!“ sagte der Schwarze, indem er englisch zu radebrechen versuchte, „dreihundert, nein, nur zweihundertundneunzig.“

„Wie, Sir Mongas, deine Majestät hält ihre Verpflichtungen nicht?“

„Ich, Majestät, halte Verpflichtung,“ antwortete Mongas, „aber ich, Majestät, können nicht mehr. Bin gegangen nachts, tief nachts Königreich Hotto-Ho. Arme Ebenholz schliefen. Waren dreihundertundfünfzig. Ich drüber hergefallen, sie lebend zu fangen. Schwarzer Teufel aufgewacht und gekämpft wie Hund. Er getötet zwanzig von Mongas, Mongas getötet sechzig von Hotto-Ho. Dreihundertundfünfzig, verloren sechzig, bleibt zweihundertundneunzig. Da sind sie alle.“

Er führte den Kapitän hinter einen Felsen, und John Littel sah voll Entsetzen auf einer kleinen Ebene mit gebundenen Händen und Füßen die zweihundertundneunzig Hotto-Ho, die Gefangenen des Königs Mongas, bewacht von dreißig Wilden seines eigenen Stammes.

„Du hast mir zweihundertundneunzig zugeführt,“ sagte er zu Mongas. „Hier sind 1450 Liter Branntwein, fünf Liter fürs Stück. Hier sind auch, wie es abgemacht war, die Stoffe zu den Schürzen und die allerfeinsten Halsbänder, alle aus rotem und blauem Glas.“

Mongas betrachtete diese kostbaren Gegenstände, besonders aber seinen geliebten Branntwein mit stumpfsinnigem Lächeln.

„Jetzt, ihr da, vorwärts!“ sagte der Kapitän zu seinen Leuten, indem er ihnen die am Boden liegenden Neger zeigte.

Die Matrosen holten sofort aus dem Boot Holzstücke, die der Länge nach in der Mitte gespalten waren. In denselben befanden sich immer in der Entfernung von je einem Fuß voneinander runde Oeffnungen. Durch jede derselben wurde der Hals eines Schwarzen gesteckt und dann darin fest geschlossen. Dasselbe Schandholz genügte für acht bis zehn dieser Unglücklichen. Jeder Matrose nahm das vordere Ende eines dieser seltsamen Joche auf die

Schulter und führte dies menschliche Vieh daran hinter sich her.

Littel war sprachlos bei diesem Anblick. Ihm dünkte, daß diese Anordnungen nichts mit wissenschaftlichen Forschungen gemein hätten. Seine Bestürzung stieg aber aufs höchste, als Kapitän Spray ihm in dem Augenblick, in welchem sich die erste Abteilung dieses scheußlichen Warenzuges in Bewegung setzte, eine Peitsche mit den Worten gab: „Begleite diese hier, und wenn das Ebenholz nicht marschieren will, so schlage zu, bis das Blut fließt."

Alles Gute in Johns Seele empörte sich bei diesen Worten.

„Ich, ich sollte diese Unglücklichen schlagen!"

„Du wirst sie schlagen, du wirst ihnen das Fleisch zerpeitschen. Siehst du, der erste, der da, will nicht schnell vorwärts."

„Aber seine Füße sind ja durch den Strick angeschwollen!"

„Schlag zu; ich will nicht so viele Worte."

„Niemals!" rief Littel, die Peitsche weit fortschleudernd. „Ich schlage nicht Geschöpfe Gottes, Menschen, die unabhängig und frei geboren sind, unseresgleichen und unsere Brüder."

„Ah! du schlägst nicht?"

„Nein, ich werde nicht schlagen. Und nun thun Sie, was Sie wollen, Kapitän Spray."

„Wir werden sehen," rief dieser wütend. „Werft diesen Mann zu Boden."

Sofort ergriffen die Matrosen Littel und warfen ihn nieder.

„Zieht ihm die Kleider aus und gebt ihm zweihundert Peitschenhiebe auf den Rücken."

Die Matrosen rissen ihm die Kleider vom Leibe.

„Verzeiht Mann diesem," sagte Mongas zum Kapitän. „Verzeiht, er es thun zu Gefallen mir, ich bitten Kapitän."

„Haben Sie denn seine Unverschämtheit nicht bemerkt?"

„Er nicht gewollt schlagen armen Schwarzen. Ich bitten sehr, sehr," wiederholte der gute Mongas.

„Es sei, aus Rücksicht für Eure Majestät, will ich ihm verzeihen. Geh' mir aus den Augen. Seiner Majestät magst du es danken, daß du mir entkommen bist," sagte der Kapitän, in dessen besonderem Interesse es lag, dem schwarzen Monarchen zu schmeicheln.

Auf solche Art wurden alle Schwarzen in die Boote und von diesen an Bord des Schiffes transportiert.

„Sind sie eingesperrt?" fragte der Kapitän.

„Ja."

„Ist noch Platz übrig?"

„Für die zehn, die uns fehlen."

„Und meint Ihr nicht, daß wo Platz für zehn ist, auch noch wenigstens für dreißig wäre?"

„Wie soll das möglich sein?" sagte der Lieutenant. „Wir geben jedem nur ein und einen halben Fuß Raum in der Breite; in der Länge stoßen die Füße aneinander."

„Gut, gut, seien Sie nicht zu gewissenhaft. Sie mögen sich ein wenig zusammenpressen; nur um zwei Zoll sollen sie aufeinandergeschoben werden. Was sind zwei Zoll? Dadurch gewinnen wir vierhundert Zoll, dreiunddreißig Fuß, also Platz für zweiundzwanzig Stück."

„Aber wo finden wir diese zweiundzwanzig Stück?" fragte der Lieutenant schon vollkommen überzeugt.

„Das werden wir sehen," antwortete Spray, und trat wieder zu Sr. Majestät dem König der Mongas.

„Lieber Mongas," sagte er zu ihm, „ich habe noch Branntwein übrig, die fünfzig Liter, die ich dir als Preis für die zehn Schwarzen, die du mir nicht verschaffen konntest, bestimmt hatte. Wir sind Freunde. Nimm die fünfzig Liter! Ich will nicht knickerig sein. Rufe deine Leute her, damit wir ihnen einschenken."

Die dreißig Neger, Mongas selbst, seine Frau und seine Tochter setzten sich um den Kapitän Spray. Man schlug das mit Branntwein gefüllte Faß auf, und jeder suchte so viel als möglich von dem Inhalt sich anzueignen. Bald lagen sie einer neben dem anderen schnarchend oder vollkommen betäubt und bewußtlos auf dem Boden. Nur der König, dessen Natur kräftiger war als die der anderen, hatte sich noch einige Funken von Vernunft bewahrt.

„Freund Mongas," sagte der Kapitän, „ich habe dir noch nicht das kostbarste Produkt unserer Länder gezeigt." Er öffnete eine Kiste, nahm eine Flasche heraus und goß in ein kleines Glas zwei Tröpfchen eines roten Liqueurs.

„Koste mal das," fuhr er fort. Der Neger trank und schien in himmlische Verzückung getaucht.

„Wir nennen das ‚Liqueur'," sagte der Kapitän.

„Bitte, gib Liqueur, Freund Kapitän," lachte Mongas in einem Tone, als verlange er das größte Gut der Erde.

„Oh," antwortete Spray, „oh mein Teurer, das geht nicht so. Der Liqueur ist teuer, sehr teuer. Ich kann dir nichts davon geben."

„Mongas gibt, was Kapitän will, wenn Kapitän gibt Liqueur."

„Mongas hat nichts zu geben; Kapitän wird keinen Liqueur geben," antwortete Spray, die Sprache des Schwarzen nachahmend.

„Ich bitte, ich bitte."

„Es gibt kein ‚ich bitte', das ihn dir verschafft . . . . Höre! Willst du mir die Menschen, die da schlafen, überlassen, so erhältst du den Liqueur. Eine Flasche Liqueur für fünf Stück Schwarze, weil du mein Freund bist."

„Warte! warte!" rief Mongas und zählte an seinen Fingern ab: „Fünf und fünf zehn, und fünf fünfzehn, und fünfzehn dreißig. So hat Mongas sechs Flaschen, sechs Flaschen?"

Und der Unglückliche klatschte in die Hände und tanzte vor Freude.

Herr Spray gab seinem Lieutenant ein Zeichen, worauf dieser mit seinen Matrosen herantrat, die dreißig Neger auf die weiter oben geschilderte Art in den Pfahl steckte und sie nach den Barken führen ließ.

„Nimm die sechs Flaschen," sagte der Kapitän zu dem schwarzen Oberhaupt. Dieser ergriff sie, öffnete die eine und leerte sie mit einem einzigen Zug. Der spirituose Inhalt derselben raubte ihm, dessen Bewußtsein schon nicht mehr klar war, jede Spur von Vernunft.

„Gib mir auch, mir auch," schrieen seine Frau und seine Tochter wie zwei bellende Hunde.

„Geht oder ich erwürge euch!" heulte Mongas in seinem Rausch, und er fuhr fort zu trinken.

„Gib mir auch, mir auch!" winselten die beiden Frauen.

„Freund Kapitän, nicht auch nehmen diese beiden? Mongas gibt sie umsonst," fuhr der Neger fort, der schon nicht mehr wußte, was er sagte.

„Ich will sie nicht umsonst," antwortete Spray. „Ich habe noch diese beiden Flaschen mit grünem Liqueur, der ist sehr kostbar. Willst du sie?"

„Nimm diese hier, nimm diese hier," rief Mongas wieder, indem er die beiden Frauen, die ihm unaufhörlich den Rest des Inhalts der Flasche streitig machten, zum Kapitän hinstieß. „Diese nehmen, mir grünen Liqueur geben!"

Der Kapitän gab ihm die beiden Flaschen, und während der Unglückliche aus ihnen trank, wurden die beiden Frauen von den Matrosen zu den Barken geschleppt.

„Laß es dir gut gehen, Mongas," sagte der Kapitän Spray. „Trachte nur, mir fürs nächste Jahr dreihundert Stück bereit zu halten, ich werde dir viel Liqueur mitbringen."

Und er bestieg sein Boot.

Jetzt blickte Mongas um sich und sah mit Erstaunen, daß er allein sei. Ein Strahl von Vernunft schien in seinem Gehirn aufzuleuchten. Zugleich hörte er die Stimme seiner Frau und seiner Tochter, die in dem Augenblick, als die Barke vom Ufer abgestoßen wurde, trostlos aufschrieen.

Wie ein Pfeil flog er an das Ufer des Flusses.

„Freund Kapitän," rief er, „gib mir Frau zurück, gib mir zurück Linga, Tochter meine. Linga ist mir Sonne, nicht mir Sonne nehmen."

Und der arme Neger lief längs der Küste hin, dem Lauf des Schiffes folgend. Die beiden Frauen streckten die Arme nach ihm aus, aber Kapitän Spray stellte sich taub. Das Boot verließ endlich den Fluß und näherte sich dem Schiffe.

Als Mongas es sich entfernen sah, stürzte er sich in die Fluten, und durchschnitt dieselben mit der Schnelligkeit eines Delphins. Sein Rausch war in dem kalten Wasser augenblicklich verflogen. Schwimmend erreichte er die Brigg und nun fing er von neuem an zu schreien: „Gib mir Frau zurück, gib mir Linga zurück, meine Tochter."

„Soll er haben, was ihm zukommt?" fragte der Lieutenant, seine Pistole ladend.

„O nein! Was fällt dir ein?" sagte Herr Spray. „Wirf ihm ein Tau zu und hilf ihm herauf."

Littel hörte diese Worte und dachte bei sich: „Der Mann ist also doch nicht durch und durch ein Schurke."

Das Tau wurde ins Meer geworfen, Mongas ergriff es und kletterte mit der Geschicklichkeit einer wilden Katze auf das Deck.

„Sind wir bereit?" fragte der Kapitän.

„Wir sind bereit," antwortete der Lieutenant.

„Man lichte den Anker."

„Freund Kapitän," sagte Mongas, „gib mir Frau, gib mir Tochter."

„Legt diesen Neger neben die beiden Frauen,“ sagte Herr Spray. „Geh', damit man dir deine Frau und deine Tochter geben kann.“

Er versetzte ihm einen Fußtritt vor den Leib. In demselben Augenblick ergriffen den Unglücklichen vier Matrosen, schleppten ihn ins Zwischendeck bis zum äußersten Ende des Raums, in dem die dreihundertundzwanzig Wilden auf dem Boden lagen, und steckten hier als eine besondere Ausnahme seine Füße in denselben Block, welcher die seiner Frau und seiner Tochter umschlossen.

III.

Man kann sich die Empfindungen des Negers eher vorstellen als sie beschreiben. König seines Stammes, bis jetzt unbesiegt, ungebändigt wie der Löwe der Sierra Leone, hatte er seinen Namen zu einem von Senegambien bis zur Pfefferküste gefürchteten gemacht. Jetzt lag er zu Boden geworfen, besiegt von Branntwein, vertiert durch die Trunkenheit, ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung; gebunden führte man ihn fort, um ihn in Amerika wie ein Lasttier zu verkaufen, damit er dann unter den Peitschenhieben erbarmungsloser Herren stürbe. Seine Augen, die sich auf unnatürliche Art erweiterten, unterliefen mit Blut; auf seine Lippen, welche er wie ein Tiger fletschte, trat ein rötlicher Schaum. Gebeugt saß er da, denn er hatte keinen Platz, um sich auszustrecken; er stieß eine Art Geheul aus und heftete starre, schreckliche Blicke auf seine Frau und seine Tochter. Die Najade setzte die Segel bei und gewann gegen Abend die hohe See.

Nach einer mehrstündigen Fahrt durch das Inselmeer, welches den Eingang zu dem Hafen schloß, mündete sie in das offene Meer. Der Wind kam noch immer aus Nordwesten und war sogar frischer geworden. Dieser Wind war der Brigg günstig gewesen, als ihr Kurs von Norden nach Süden ging, jetzt aber war er ihr konträr, denn der Kapitän wollte Virginien in den Vereinigten Staaten erreichen, um dort seine Waare auszuschiffen; und gerade aus jener Richtung wehte der Wind. Die Najade mußte nördlich segeln, um den Wind zu gewinnen und begann, sich bald nach rechts, bald nach links zu wenden. Das Schaukeln des Schiffes, der Luft- und Raummangel, die Tortur, die ihnen die zu fest geschnürten Bande verursachten, bereiteten den unglücklichen Gefangenen die schrecklichsten Qualen, lähmten ihre Kräfte und machten sie krank. Zwei oder drei, die schwächsten unter ihnen, starben nach einem mehrstündigen Todeskampf; aber sie blieben bis zur Zeit der Inspektion in ihren Ketten, dann erst wurden sie von denselben befreit und ins Meer geworfen.

„Wir müssen uns auf einen Verlust gefaßt machen,“ sagte der Kapitän Spray zum Lieutenant; „der zehnte Teil der Ware wird wohl umkommen. Um so mehr werden wir den Preis der übrig bleibenden erhöhen. Unterdessen gewinnen wir dadurch immer etwas Platz.“

Die Inspektionsbesuche fanden dreimal während des Tages und dreimal während der Nacht statt. Der Kommandant durchschritt bei denselben, begleitet von seinem Lieutenant, die Reihen der Neger. Ein Matrose schritt ihnen voran und ein anderer folgte ihnen. Bei der Inspektion am Mittag und am Abend gab man den Negern schwarzen, aus Gerste und Wasser gekneteten Zwieback. Als der Kommandant am ersten Abend an Mongas vorüberging, streckte der Gefangene seine kraftlosen Hände aus und krallte seine Finger, als wolle er seinen perfiden Henker zerreißen. Aber der großherzige Herr Spray warf ihm trotzdem sein Stück Brot hin und sagte: „Da iß, Mongas!“

Der Matrose, welcher hinter dem Kommandanten ging, war Littel.

Als er seinerseits an den Neger herantrat, beugte er sich fast unmerklich zu ihm nieder und ließ einen kleinen Gegenstand in seine hoch ausgestreckte Hand gleiten.

„Ah!“ rief der Wilde.

Er hatte eine kleine Feile erkannt. Littel nahm die Peitsche, die er am Gürtel trug und ließ sie über dem Kopf Mongas durch die Luft sausen, daß die schmalen Riemen aneinander klatschten.

„Was gibt's?“ fragte der Kommandant.

„Dieser Neger wollte schreien, und ich habe ihn geschlagen.“

„Gut so, mein Junge,“ sagte Spray. „Ich sehe, daß dir die Lektion genützt hat. Deine Erziehung ist fertig.“

Nachdem die Inspektion beendet war, richtete Mongas an die gefesselten Neger einige Worte in ihrer gemeinsamen Sprache und bald darauf begannen alle einen eintönigen Gesang, eine

Art wie Klagelied anzustimmen. Ihre Stimmen erfüllten das ganze Zwischendeck. Der laute Schall derselben übertönte das Knirschen der Feile, mit der Mongas das Schloß seiner Fesseln zerstörte. Plötzlich ließen sich Schritte auf der Treppe hören, und hastig verbarg der Wilde seine Feile.

„Was bedeutet dies Geheul?“ fragte der Kapitän.

„Armer Neger weint Vaterland seines,“ antwortete Mongas mit kläglicher Stimme.

„Sage ihnen, sie sollen nicht so laut weinen, sonst werde ich sie anders weinen lehren.“

Der Kapitän stieg wieder hinauf, um sich zum Schlaf niederzulegen. Während der ganzen Nacht wurde nun der Klagegesang nur von Zeit zu Zeit und weniger laut wiederholt. Die Feile begleitete ihn mit mehr Vorsicht.

Am nächsten Abend trat der Lieutenant während der Inspektion plötzlich auf Mongas zu.

„Was hast du da?“ fragte er ihn.

In der einen Hand hielt Mongas die Feile, in der anderen das Stück Brot, das er am Mittag erhalten hatte. Schnell schloß er die Hände aneinander und verbarg die Feile in der Krume des Brotes.

„Es ist eine Brotrinde zum Essen,“ sagte er.

„Ah! eine Brotrinde,“ antwortete der Lieutenant. „Aus Eigensinn hast du sie nicht verzehren wollen. Gut. Ich will sie ins Meer werfen; wir werden ja sehen, was du essen wirst.“

„Gebt mir Brot zurück,“ sagte Mongas mit flehender Stimme. „Armer Neger hat Hunger. Gebt zu essen armen Neger.“

„Ah! Appetit ist also wieder da?“ antwortete der Lieutenant und warf ihm, wie einem Hunde die Brotkruste hin.

Mongas ergriff sie und begann sie zu verzehren.

Die Offiziere hatten ihre Runde noch nicht beendet, als plötzlich eine Stimme aus dem Mastkorb herab erscholl: „Ein Segel! ein Segel am Horizont!“

Der Kapitän und sein Lieutenant stürzten auf das Deck und nahmen ihre Fernröhre zur Hand.

„Oh! schlechte Neuigkeiten!“ sagte der letztere. Es ist wahrhaftig ein Schiff und zwar einer der größten Dreimaster! Es läßt seine Wimpel wehen! Es ist ein Kriegsschiff!“

„Donnerwetter! Es hat uns gesehen!“ rief der Kapitän. Es hißt die Flagge auf! Halt! Die Trikolore! Dieser Herr ist Franzose! Ah, sieh' doch! Er hat die Nase auf unserer Spur. Er hängt alle seine Lappen aus. Er scheint sehr nach unserer Bekanntschaft zu verlangen! He, ihr da!“ schrie er seiner Mannschaft zu. „Jeder auf seinen Posten! Achtung! Alle Segel auf! Backbord gesteuert! Noch mehr! Noch mehr! Mit dem Winde gesegelt!“

Die Najade, deren Bug bis jetzt nach Norden gerichtet war, wendete sogleich nach Süden um und flog, von der Wirkung des Windes auf ihre voll entfalteten Segel getrieben, gleich einem wilden feurigen Pferde auf ihrer flüssigen Bahn dahin.

Aber nach einer Viertelstunde sah der Kapitän, daß alles vergeblich sei. Das sie verfolgende Schiff ging bedeutend schneller und schon erschien es hinter ihnen gleich einer riesigen Schneepyramide.

„Durch Schnelligkeit erreichen wir nichts,“ sagte er zum Lieutenant. „Versuchen wir es mit der List. Sobald es dunkel ist, ziehen wir den größten Teil der Segel ein, damit er uns aus den Augen verliert. Während er uns nach Süden hin sucht, werden wir den Kurs nach Norden nehmen, wir werden uns dem Lande nähern; vielleicht gelingt es uns, dort einen Schlupfwinkel zu finden. Ist er aber morgen früh noch auf unserer Spur, so bleibt uns noch ein anderer Ausweg.“

„Welcher?“ fragte der Lieutenant.

„Wir werfen von Zeit zu Zeit einige der Schwarzen ins Meer. Während der Herr Franzose seine Zeit damit verliert, sie aufzufischen, werden wir anderen versuchen, so schnell als möglich fort zu kommen. Und sollten selbst alle drauf gehen, so wahren wir doch unsere Haut, und die ist kostbar genug, daß wir den Versuch machen, sie zu retten.“

John Littel hörte diese Worte und schauderte.

Bei Einbruch der Dunkelheit ließ es sich der Kapitän, der durchaus nicht ruhig war, vor allem angelegen sein, dem Schiffe einen anderen Kurs zu geben. Littel benützte diesen Augenblick, um in die Kajüte des Herrn Spray zu treten. Sein Herz schlug mächtig. Er ergriff einen Bund Schlüssel, das über dem Bett des Kommandanten hing, nahm nacheinander jeden der Schlüssel und legte ihn auf einen Wachsabdruck, den er in der Hand hielt. Endlich fand er unter ihnen einen kleinen, der vollständig zu diesem Abdruck paßte; er löste denselben von dem Bund

ab, hing diesen wieder an seinen Platz und ging hinaus. Bei der mitternächtlichen Inspektion begleitete John wieder seinen Chef.

Als er bei Mongas vorüberging, gelang es ihm, diesem einen kleinen Schlüssel in die Hand gleiten zu lassen, und er wies dabei auch mit dem Finger auf die Ketten der Neger. Dann ließ er wieder seine Peitsche knallen und rief mit lauter Stimme: „Rühre dich nicht, wenn man es dir nicht erlaubt hat.“

„Dieser Littel wird ein besserer Negerwächter, als ich erwartete,“ sagte der Kapitän lachend.

Nach diesem Besuch begann der Klagegesang von neuem. Der Kapitän und der Lieutenant waren vollkommen durch die Beobachtung des französischen Schiffes in Anspruch genommen, dessen großes weißes Segelwerk sich deutlich von dem klaren Himmel der Tropen abhob. Es schien, als ob der Feind seinerseits die Bewegungen der Najade verstand oder doch argwöhnte, denn auch er verringerte die Zahl seiner Segel.

Währenddes hob Mongas mit Hilfe seiner Frau und seiner Tochter das obere Holz seines Blockes, zog seine Füße daraus hervor und öffnete geräuschlos, bis zu dem ihm nächst liegenden Schwarzen kriechend, die Ketten, die dessen Hände und Füße belasteten, übergab ihm den Schlüssel und nahm schleunigst wieder seinen Platz ein. Der erste Schwarze that das gleiche beim zweiten, der zweite beim dritten und so ging es weiter bis zum letzten, der den Schlüssel an Mongas zurückgab.

Um vier Uhr, der Stunde der zweiten nächtlichen Inspektion, waren alle Neger von den Fesseln befreit, aber nicht einer von ihnen bewegte sich. Nur Mongas gelang es, den Schlüssel an Littel zurückzugeben, der sich, sobald er wieder auf Deck gestiegen, beeilte, denselben auf seinen alten Platz zu bringen.

Am Morgen hatte sich das französische Schiff der Najade bis auf zwei Meilen genähert. Und nun begann eine verzweifelte Jagd ohne Rast und ohne Aufschub. Während die Najade alle ihre Segel entfaltete, als setze sie all ihre Hoffnung einzig in ihre Schnelligkeit, wendete sie dieselben bald nach rechts, bald nach links und versuchte durch unerwartete Manöver zu entfliehen, gleich einer Maus, welche die sie verfolgende Katze täuschen will. Alles vergeblich. Gegen acht Uhr sendete ihr das fremde Schiff seinen ersten Kanonenschuß, die Kugel zerriß das große Segel des Negerschiffes.

Das geschah in dem Augenblick der Morgeninspektion der Schwarzen im Zwischendeck.

„Uns bleibt kein anderes Mittel,“ sagte Herr Spray zu dem Lieutenant. „Wir müssen ihnen das Bad geben, müssen die Ware opfern, um unser Leben zu retten. Bringen Sie mir die Schlüssel. Die Mannschaft soll mit uns heruntersteigen. Aber passen Sie auf, daß man sie nur immer zu zehnen hineinwirft. Während er sie auffischt, gelingt es vielleicht, uns in jene Sackgasse zu retten. Da soll er uns nur aufsuchen! Die Enge hat kaum acht Fuß Wasser. Unsere Najade kommt durch. Der Herr Franzose soll nur kommen und sich hineindrängen, wenn er dort festsitzen will wie der Tower zu London!“

Er sah auf den Kompaß.

„Ruder nach Steuerbord!“ kommandierte er. „Osten, ein Sechzehntel Nordosten!“ Und mit einer Handbewegung gab er dem Steuermann die einzuschlagende Richtung an. Dann nahm er das Schlüsselbund und stieg, von der Mannschaft gefolgt, ins Zwischendeck. „Die dort unten müssen den Anfang machen,“ sagte er, auf die im Hintergrunde liegenden Neger zeigend; „die liegen am engsten aufeinander gepreßt. Es ist gut, wenn sie mehr Raum gewinnen.“ Und er ging mit den Matrosen auf sie zu.

In dem Augenblick, als er an Mongas vorüberging, beugte sich Littel zu diesem nieder und murmelte ihm zu: „Es ist Zeit.“

Der Kapitän war bis zur Mitte des Saals gekommen.

„Auf, Kinder Mongas'! Auf! Hotto-Ho!“ schrie das schwarze Oberhaupt mit schallender Stimme, indem er, seine Fesseln weit von sich schleudernd, aufsprang.

Sogleich erhoben sich die dreihundertundzwanzig Neger, warfen ihre Bande von sich, umzingelten die waffenlose, vollständig wie erstarrte Mannschaft, warfen die Matrosen zu Boden, und legten sie in ihre eigenen Ketten. Mongas entriß dem Kapitän die Schlüssel, schloß die Schlösser der Ketten und bestimmte fünfzig Schwarze als Gefangenwärter. Dann lief er mit den anderen ins Arsenal und legte Hand auf die Waffen. Dann stürzte er auf das Deck, bemächtigte sich dort der wenigen auf demselben gebliebenen Matrosen und des Steuermanns, und ließ sie das Schicksal der anderen im Zwi-

schenbeck teilen. Nicht einer von ihnen wagte den geringsten Widerstand.

In dem Augenblick riß eine zweite von dem französischen Schiff gesendete Kugel eine der Schoten des Fockmastes fort. Aber schon war die Najade, die die gleiche Richtung beibehalten hatte, in die Meerenge eingelaufen, und segelte in einen tiefen Golf. Das französische Schiff durfte sich nicht in denselben wagen; es mußte die Verfolgung aufgeben und sich damit begnügen, der Najade Kugeln nachzusenden, welche ihm aber mit der wachsenden Entfernung immer ungefährlicher wurden.

„Was nun thun?“ sagte Mongas zu seinem Befreier Littel. „Schwarze Haut nicht können Schiff regieren.“

„Willst du alles thun, was ich dir sagen werde?“ fragte Littel.

„Du armen Mongas gerettet und Frau und Tochter. Mongas dir gehorchen und stürzen ins Meer, wenn du sagst.“

„Hast du irgend einen mutigen, ergebenen Mann?“

„Varidas!“ rief Mongas.

Ein schwarzer Koloß näherte sich. Littel führte ihn ins Zwischendeck, in dem sich die Gefangenen befanden und sagte, eine Fallthüre aufhebend: „Nimm diese beiden Pistolen. Wenn diese Leute auf irgend eine Art ihre Ketten brechen, und ihre Wächter bewältigen, so gib Feuer in dieses Loch: es ist Pulver darin; wir werden dann alle in die Luft gesprengt.“

Mongas erklärte dem Neger diese Worte. Darauf setzte sich derselbe mit großer Ruhe angesichts der entsetzten Mannschaft neben die Fallthüre.

„Du, Freund Mongas,“ fuhr Littel fort, „steigst jetzt auf Deck und hältst deine Leute in Gehorsam.“ Littel seinerseits löste nun alle Segel und ließ eines nach dem anderen fallen; denn er allein konnte sie nicht handhaben. Er ließ nur eines der kleinsten entfalten; dann nahm er das Steuer zur Hand, während der Wind vom Rücken kam. Plötzlich sieht er vor sich in der Tiefe des Golfs auf einer Höhe, die hoch über dem Meere aufragte, einen Gegenstand, der sich in Form eines Signals bewegt. Es waren vier an der Spitze einer Stange befestigte Stücke weißen Segeltuchs. Er wendet augenblicklich das Steuer und gibt der Spitze die Richtung darauf hin; mit einem Axthieb schlägt er die Schoten des letzten Segels herab, damit das Schiff nicht weiter fahren kann, setzt mit Hilfe der Neger das Boot ins Meer, besteigt, die Najade Mongas' Obhut überlassend, mit einigen Schwarzen die Barke und steuert dem Orte zu, an welchem das improvisierte Signal weht.

Vier Männer waren oben auf dem einsamen Hügel. Wie groß war die Freude Littels, als er die vier von Spray verratenen Offiziere des „Dauphin“ erkannte. Er lief auf sie zu, erzählte ihnen, was geschehen war, nahm sie in sein Boot und führte sie zu der Brigg.

„Kapitän Filthon, bis jetzt habe ich die Brigg geführt; jetzt lege ich die Führung derselben in Ihre Hände.“

Der Kapitän nahm sogleich das Steuer, verteilte die Arbeit der Matrosen zwischen Littel und seinen drei Offizieren, ließ die Segel aufhissen und wendete das Schiff dem Ausgange der Meerenge zu. Die Fregatte lag vor derselben zum Angriff bereit. Aber der Kapitän Filthon stieg eiligst in sein Boot, begab sich an Bord des französischen Schiffes, nannte dort seinen Rang, schilderte seine gegenwärtige Lage und erbat den Beistand seines Kameraden. Er erhielt zwanzig Matrosen Verstärkung und kehrte zur Najade zurück.

Seine erste Sorge war, ein Kriegsgericht, aus seinen drei Offizieren bestehend, unter seinem eigenen Vorsitz zu bilden, den Kapitän Spray und den Lieutenant vor dasselbe zu stellen, beide summarisch zu verurteilen und sie im Verlauf einer halben Stunde, den einen links, den andern rechts an der Segelstange des Hauptmastes aufhängen zu lassen.

Nachdem das abgemacht, richtete er das Schiff nach Norden. Nachdem er einige Stunden gesegelt war, kam er zu jenem Golf, in welchem der Dauphin so schnell auf so wunderbare Weise verschwunden war. Bald erkannte er seine auf dem Schaum der Wellen tanzende leichte Goelette. Wahrscheinlich lagerte sie in dieser Gegend, die Rückkehr der Najade erwartend, um diese weiter zu begleiten, denn kaum hatte sie die Brigg bemerkt, so änderte sie ihren Kurs und kam derselben entgegen.

„Ah! ah!“ sagte der neue Kommandant des Dauphin, ich sehe, daß der Baum der Najade Früchte getragen hat. Ich wette, daß mein Vorgänger am Steuer der Goelette ist. Ich begrüße Sie, Herr Kapitän Filthon. Was meinen Sie zu ihrem Belvedere.“

In diesem Augenblick rief das Sprachrohr

den unrechtmäßigen Kapitän und den Lieutenant des Dauphin auf die Brigg. Beide beeilten sich, zu gehorchen, und da das Kriegsgericht in Permanenz tagte, so hingen beide nach Verlauf einer Viertelstunde an den beiden äußersten Enden der Segelstangen des Fockmastes. Die vier Ruderer der Barke, welche sie hergeführt hatten, wurden festgenommen und bald darauf wehte auf der Goelette wieder die königliche Flagge. Die alte Mannschaft hatte wieder das Schiff in Besitz genommen und die Räuber, die sich zu Herren desselben aufgeworfen hatten, lagen gekettet im untersten Schiffsraum.

Nach dreitägiger Fahrt warfen beide Schiffe an der Küste des Königreichs Mongas' Anker und gaben den Negern und ihrem Oberhaupt die Freiheit zurück.

Mongas warf sich wie ein Kind weinend an die Brust John Littels.

„Du retten Mongas," sagte er, „und Weib Mongas' und Linga, Tochter Mongas' und arme Schwarze. Sage Mongas, was du willst, Mongas wird alles geben, alles."

„Ich will," antwortete Littel, „von dem dankbaren Monarchen Abschied nehmend, „daß ihr euch nicht selbst zu Werkzeugen eures Elends macht, daß ihr nicht eure eigene Freiheit verratet, daß ihr nicht das Blut eurer Brüder verkauft."

Nach wenigen Wochen schon lief der Dauphin, die Najade im Schlepptau führend, in den Hafen von London ein.

Der Kapitän Filthon und der Aspirant Greedysish wurden vor ein Seegericht gestellt und frei gesprochen. Die Mannschaft der Najade erschien vor demselben Gericht und wurde in die königlichen Arsenale geschickt, was gleichbedeutend mit lebenslänglicher Zwangsarbeit ist.

Die Najade selbst wurde öffentlich konfisziert und zum Tode verurteilt; sie wurde zerstört und zu ihrem Holzpreise verkauft. Der Ertrag dieses Verkaufs, ungefähr 60000 Frank, wurde dem mutigen Littel als Belohnung zuerkannt.

Dieser widmete einen Teil der erhaltenen Summe zur Hebung des nationalen Bierhandels, den Rest aber zur Unterstützung einer Gesellschaft, deren Zweck die Befreiung der Neger ist.

Der Tod der Virginia.

Deutsche Lehrerinnen im Auslande.

Von

Mathilde Lammers.

Unter den Hunderttausenden von Auswanderern, welche alljährlich über die deutschen Grenzen hinausziehen, um in der Fremde zu suchen, was die Heimat nicht bietet, bilden Frauen, welche sich dem Lehrfach gewidmet haben, einen nicht unbedeutenden Prozentsatz. Da sie nicht wehrpflichtig sind, so kümmert sich die Regierung nicht um sie; da sie kein Vermögen mit hinausnehmen und nur eine Arbeitskraft solcher Art, an welcher im Vaterlande Ueberfluß ist, so schickt ihnen kein Volkswirt einen Seufzer nach. Die Familien, welche sie etwa zurücklassen, trösten sich über dem Schmerz der Trennung mit dem Gedanken, daß die Sorge um ihren Unterhalt so am sichersten gelöst ist. Und so würden diese Wanderzüge jahraus jahrein weiter gehen können, würden jetzt nicht plötzlich von verschiedenen Seiten Stimmen, und zwar gewichtige Stimmen laut, welche das Schicksal der in die Fremde pilgernden Lehrerinnen als ein höchst bedenkliches schildern und damit natürlich bei Eltern, Vormündern und den betreffenden Frauen selbst lebhafte Bedenken über die Zulässigkeit einer solchen Auswanderung wachrufen müssen.

Wenn nun der Zug deutscher Lehrerinnen ins Ausland lediglich auf dem von den Vorfahren ererbten germanischen Wandertriebe sich gründete, so wäre es in jedem einzelnen Falle leicht, ihn aufzuhalten, und jede, der ihre persönliche Sicherheit und ein erträgliches Leben daheim lieber wäre, als das Erproben von sicher verbürgten Gefahren im Auslande, würde schon von selbst zu Hause bleiben. In vielen Fällen spielt auch gewiß das Verlangen, die Welt zu sehen, etwas Neues zu erleben, der Enge der täglichen Verhältnisse zu entfliehen, bei dieser Art der weiblichen Auswanderung so gut eine Rolle wie bei der von den maßgebenden Gewalten mit viel größerer Sorge betrachteten Auswanderung männlicher Arbeitskräfte und ganzer Familien. Indessen würden die Lockungen der Ferne als solcher allein doch grade bei einzelnen Frauen und Mädchen schwerlich stark genug sein, fühlten sie sich daheim nicht thatsächlich überflüssig, und erwarteten sie nicht von einem Aufenthalt im Auslande Vorteile, welche die Heimat nicht bietet. Solange ein ungeheuer zählebiges Vorurteil den deutschen Frauen, die im häuslichen Beruf nicht mehr Arbeit und Brot finden, die Wege zu fast jeder anderen nützlichen und lohnenden Berufsthätigkeit außer dem Lehrfach versperrt, so lange wird es mehr Lehrerinnen bei uns geben, als wir im Lande gebrauchen können, und so lange werden die Ueberzähligen den Blick über die Grenzen dahin richten, wo man ihre Arbeit verlangt und bezahlt. Da nun obendrein ein Aufenthalt im Auslande nicht bloß denen ihren Lebensunterhalt verspricht, die ihn daheim nicht mehr finden können, sondern allen eine gewisse Weltgewandtheit und Selbständigkeit gibt, und in einigen Ländern eine Gelegenheit zur Erwerbung von Sprachkenntnissen, die leichter als jedes andere Wissen später in der Heimat zu verwerten sind, so scheint es doch wünschenswert, daß nicht diejenigen allein zu Worte kommen, welche an der Stellung der deutschen Erzieherin im Auslande nur Schattenseiten gefunden haben und den Schluß unvermeidlich machen möchten, daß jedes junge Mädchen, das als Lehrerin in ein nichtdeutsches Land oder in einen fremden Erdteil zieht, in äußerster Gefahr ist, an Leib und Seele verloren zu gehen.

Denn das ist faktisch der Inhalt mehrerer kürzlich veröffentlicher Journalartikel und längerer Aufsätze, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigen. Sie stellen es als die Regel hin, daß deutsche Erzieherinnen in der Fremde schlecht behandelt, unmäßig ausgebeutet, von allem Verkehr mit gebildeten Leuten ausgeschlossen werden, daß ihre Körperkräfte unter der unausgesetzten Arbeit bei unzulänglicher Verpflegung, ihre Geisteskräfte und ihr Gemüt durch die Demütigungen, denen sie ausgesetzt sind, und durch die unerträgliche Vereinsamung, in der sie leben müssen, zerrüttet werden, daß sie eine Beute der gewissenlosesten Spekulation nicht nur von seiten der Stellenagenturen, sondern von seiten der Helfershelfer des Lasters sind, und daß sie also körperlich, geistig oder sittlich Schiffbruch leiden müssen — während sie doch nach Meinung dieser kurzsichtigen Beobachter nur zu Hause zu bleiben brauchten, um allen diesen furchtbaren Gefahren zu entgehen. Gewiß haben die Urheber dieser Schilderungen im besten Glauben gesprochen; wer wollte daran im geringsten zweifeln? Gewiß sind ihre Urteile sämtlich aus konkreten Fällen

geschöpft, und es macht ihrem warmen Herzen und ihrer Ritterlichkeit Ehre, daß sie ihre Stimme erheben, um die Wiederholung solcher Fälle unmöglich zu machen. Und wenn sie nur solche Mädchen abschreckten, die aus reiner Abenteuerlust in die Fremde ziehen möchten, ohne auch nur im geringsten dem Kampf ums Dasein in dieser Form gewachsen zu sein, oder die aus Hochmut einem wirklich vorhandenen Beruf zu Hause entlaufen, so hätten sie ein gutes Werk gethan, und die Leute mit gegenteiligen Erfahrungen könnten still dazu schweigen, wenn auch zur Steuer der Gerechtigkeit und Wahrheit wohl viele Zeugnisse dahin abgegeben werden möchten, daß auch bei Engländern und Franzosen, bei Italienern und Russen, und wo immer Gottes Sonne scheint, ein Mädchen in abhängiger Stellung rücksichtsvolle Behandlung, wahre Herzensgüte, Wohlwollen, Anhänglichkeit und Dankbarkeit finden kann, nicht bloß in Deutschland.

Im Interesse vieler strebsamer Lehrerinnen aber, die auf ein so bedeutendes Bildungsmittel wie einen richtig ausgenutzten Aufenthalt im Auslande nicht schlechthin verzichten können, und vieler anderer, die dort unter weit vorteilhafteren Bedingungen arbeiten können als daheim, ist es geboten, daß nicht einzelne trübe Erfahrungen allein zu Worte kommen und dann vom großen Publikum als die allgültige Regel angesehen werden. Jeder Einzelne übersieht von der Gesamtheit der Fälle ja doch nur immer eine geringe Zahl; je mehr ein Berichterstatter mit alles umfassenden Behauptungen um sich wirft, desto vorsichtiger wird man seine Behauptungen aufnehmen müssen. So versichert Julius Einsiedel in einer bei Gebr. Henninger in Heilbronn erschienenen Schrift [1]), die Zahl der in England anwesenden Gouvernanten aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz belaufe sich auf viele Tausende, „von denen der dritte Teil bis die Hälfte immer außer Stelle ist“. Man möchte da doch fragen, auf welche statistische Erhebung sich diese Behauptung gründet, und wundert sich, wenn man, wie die Schreiberin dieser Zeilen, eine verhältnismäßig sehr ausgedehnte Bekanntschaft unter deutschen Gouvernanten jenseits des Kanals hat, daß, was so ohne weiteres als Regel verkündet wird, auf einen namhaften, seit vielen Jahren beobachteten Bruchteil noch nicht zum zehnten Teil Anwendung findet. Freilich hat derselbe Herr Einsiedel in sehr scharfsinniger Weise alle diejenigen, die ihm aus ihrer persönlichen Erfahrung etwa widersprechen möchten, mundtot gemacht. Er gibt zu, es sei zu verwundern, daß durch die Hunderte von deutschen Gouvernanten, welche die Ferien zu Hause verbringen, nicht längst alle Illusionen von der lockenden Fremde gründlich zerstört und die von ihm vertretenen trostlosen Anschauungen im großen Publikum an die Stelle getreten seien; aber diese „betrogenen Seelen“ ahmen bewußt oder unbewußt dem Fuchs in Aesops Fabel nach, der seinen Schwanz in der Falle gelassen hatte und nun nicht nur seinen Schmerz verbiß, sondern auch ganz so that, als ob er höchst zufrieden wäre und alle anderen es ihm nur nachmachen dürften. Gegen diese Palissade läßt sich schlechterdings nur mit einigen unbescheidenen Fragen Sturm laufen. Wieviel Hunderte von den aufgeführten Tausenden von Gouvernanten kennt dieser geehrte Herr persönlich? Von wie vielen kennt er die Stellung so genau, um zu wissen, wie weit sie zu Klagen berechtigt wären, auch wenn sie nicht klagen? Und wie groß ist daher sein Recht, von denen, die er kennt, auf die, welche er nicht kennt, zu schließen?

In den mir zugänglich gewordenen Aufsätzen über die vorliegende Frage ist durchweg so verfahren, daß über Stellung und Behandlung, Ausbeutung, Verlassenheit, Hilflosigkeit deutscher Lehrerinnen im Auslande ganz allgemeine Behauptungen aufgestellt und zum Beleg dann einzelne drastische Fälle erzählt sind. Ich möchte, statt von meinem Standpunkte aus durch dasselbe Verfahren zu gegenteiligen Schlüssen zu führen — was sehr bequem wäre — lieber ein paar von langjähriger und ausgedehnter Erfahrung eingegebene Ratschläge für diejenigen hersetzen, welche aus irgend einem Grunde Lust hätten ins Ausland zu gehen, aber nicht wissen, was dabei zu beachten ist.

Das erste ist das Hinkommen. Der unsicherste, kostspieligste und gefährlichste Weg — darin scheinen sich alle einig zu sein, die ihn versucht haben — ist durch Agenten oder Zeitungsanzeigen. Er schlägt nicht jedesmal fehl und führt nicht jedesmal in die Irre; aber wer ihn betritt, sollte sich immer erst nach einer persönlichen Bürgschaft für die Zuverlässigkeit der Verhältnisse umsehen, in die er eintreten will. Das ist am unerläßlichsten für alle überseeischen

[1]) Das Gouvernantenwesen in England. Eine Warnung von Julius Einsiedel. Bd. IX, Heft 3 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Länder, **Frankreich** und das östliche und südliche Europa, wo, wie mir noch heute eine genaue Kennerin dieser Dinge in Uebereinstimmung mit meinen sonstigen Beobachtungen schreibt, die sittlichen Anschauungen auf einer tieferen Stufe stehen als die unseren; am ersten zu entbehren für England und die übrigen germanischen Länder Europas. Leute, an welche man sich am sichersten um Auskunft wendet, sind Konsuln, höhere Polizeibeamte, protestantische Pfarrer; natürlich ist Diskretion geboten, wenn man die Wahrheit wissen will. Eine Vermittelung durch einen beiderseitigen Bekannten oder durch die Direktion einer Lehranstalt ist vorzuziehen, ist auch billiger als der oben bezeichnete Weg. Ist man einmal draußen, hat seine Stelle aufgegeben und sucht eine andere, so gilt dasselbe. Möchte bald in allen fremden Ländern, wo es viele ausländische Lehrerinnen gibt, das Beispiel unserer klugen und thatkräftigen Kolleginnen in England nachgeahmt werden, von denen ihrer etwa 700 jetzt einen Verein zur gegenseitigen Unterstützung, Stellenvermittelung und billigen, anständigen Unterbringung während der Ferien oder in stellenloser Zeit bilden! Dieser Verein deutscher Lehrerinnen in England hat sein eigenes behagliches Daheim in einem der besten Stadtteile Londons, 16 Wyndham Place, Bryanston Square W. Wer Mitglied werden will, muß über 20 Jahre alt sein, sich **persönlich** bei den Vorsteherinnen im Daheim vorstellen und ein Zeugnis von einer Dame beibringen, in deren Hause oder Familie die Betreffende mindestens ein Jahr lang als Erzieherin oder Lehrerin gewirkt hat. Die Vorsteherinnen kennen aufs genaueste die Anforderungen, welche das englische Publikum an deutsche Gouvernanten zu stellen pflegt, und können daher am ersten dazu helfen, daß nicht, wie die Engländer sagen, ein viereckiger Pflock in ein rundes Loch kommt.

Und dies führt mich aufs zweite, nämlich: die Anforderungen, welchen diejenige zu entsprechen hat, die eine erzieherische Wirksamkeit im Auslande sucht. Sie muß erstlich körperlich gesund und kräftig sein, nicht von zarter Konstitution und schwachen Nerven. Das versteht sich eigentlich von selbst, denn in welchen Beruf paßt ein zartbesaitetes Dämchen, das vom ersten Windhauch umgeworfen wird? Aber wer gleich dem Manne hinaus muß ins feindliche Leben, hat doch noch mehr Widerstandskraft nötig, als wer seine Arbeit im schützenden Banne des Hauses findet, und in der Fremde krank werden ist zehnmal schlimmer als daheim. Auch eine größere moralische Widerstandskraft ist in mehrfacher Beziehung derjenigen nötig, welche in ein fremdes Land geht, als derjenigen, die schlimmstenfalls in einer Tagereise ihre Bekannten wieder erreichen kann. Sie muß das Fremde, Ungewohnte heiter ertragen können, sich von Kleinigkeiten und vorübergehenden Dingen nicht beirren lassen, mehr zum Lachen als zum Weinen geneigt sein und nicht leicht etwas übelnehmen. Sie muß größere Reife und größere Charakterfestigkeit haben als ihre Schwester, die bei Vater und Mutter hinter dem Ofen bleibt, und in ihrem Wesen muß es sich ungesucht zeigen, daß sie ihrer sittlichen Würde nie etwas vergeben wird. Ob ein auffallend hübsches Mädchen, ein an Huldigungen der Männer gewöhntes, ein gefallsüchtiges, ein putz- und vergnügungssüchtiges Mädchen irgendwo zur Lehrerin und Erzieherin taugt, wollen wir hier nicht erörtern: ins Ausland taugt sie weniger als jede andere. Je mehr die deutsche Lehrerin mit den überall gültigen Formen der feinen Sitte vertraut ist und je schneller und geräuschloser sie sich den besonderen Sitten der Gesellschaft, in die sie eintritt, anzubequemen weiß, desto eher wird sie sich auch ohne besondere Anstrengung die Behandlung zu sichern wissen, die ihr als einer gebildeten Frau gebührt. Ich setze, obgleich das befremden mag, nichts über ihre wissenschaftliche, pädagogische und künstlerische Bildung hinzu. In dieser Hinsicht wechseln die Anforderungen nicht bloß in den verschiedenen Ländern, sondern je nach der Art der Wirksamkeit und auf den einzelnen Stellen zu sehr, als daß etwas Allgemeingültiges in ein paar kurze Sätze zusammengefaßt werden könnte. Folgendes aber ist zu beachten. Es weiß und kann nicht leicht eine Lehrerin zuviel, manchmal aber wohl zu wenig. Die Examina in Deutschland sind nicht nach den Anforderungen des Auslandes, sondern nach denen deutscher Mädchenschulen bemessen; ein gutes Examen ist also noch keine Bürgschaft, daß man für jede beliebige Stelle draußen tauge. Fremdsprachliche Konversation und brillantes Klavierspiel werden gewöhnlich im Auslande höher geschätzt als gründliche Kenntnisse in den Elementarfächern — bei Gouvernanten in deutschen Familien übrigens auch!

Fürs dritte lasse man sich vor Annahme einer Stelle nicht nur möglichst genau sagen,

was verlangt wird, und verspreche nichts, was man nicht leisten kann, sondern man mache auch vorher aus, wie man in Bezug auf Ferien und Freistunden, auf räumliche Unterkunft, auf Pflichten außerhalb der Unterrichtsstunden, auf Kirchenbesuch, Geselligkeit, Kündigung und ähnliches gestellt sein wird. Ein wenig Deutlichkeit vorher ist besser als gegenseitige Enttäuschung nachher. Es ist nützlich, eine bestimmte Anzahl jährlicher Ferienwochen vorher zu vereinbaren und auszumachen, ob man sie anderswo und auf eigene Kosten verleben muß oder nach Wahl auch auf der Stelle selbst verleben kann. Es ist nur bei wenigen Leuten nicht nötig, sich ein oder zwei tägliche Freistunden innerhalb der Tageszeit zum Selbststudium und zur Erholung auszubedingen, und ist doch zur Bewahrung der körperlichen und geistigen Gesundheit unerläßlich. Wer nicht Lust hat mit seinen Zöglingen das Schlafzimmer zu teilen, muß sich danach vorher erkundigen. Man frage genau, welche Aufsicht über die Kinder außerhalb der Schulstunden zu führen sein wird, und sei vorsichtig in der bindenden Uebernahme häuslicher Pflichten, weil viele Gebieterinnen — in Deutschland übrigens so gut wie anderswo! — darin kein Maß kennen. So gut aber wie es die Gouvernante freut und erquickt, falls wohlwollende Leute ihr über die festgesetzten Bedingungen hinaus gelegentlich eine Erleichterung schaffen, ein Vergnügen bereiten, ein Geschenk machen, an ihrem persönlichen Ergehen Anteil nehmen, sich nach ihrer Familie erkundigen, ihr Vertrauen schenken, so sicher verbessert und befestigt es auch ihre Stellung, wenn sie einmal ein wenig mehr thut als wozu sie kontraktlich verpflichtet ist: einmal bei einem kranken Kinde wacht, in einer besonderen häuslichen Not zuspringt und sonstwie zeigt, daß sie zu den feiner gearteten Menschen gehört, die geneigt sind mehr zu thun als sie müssen, und weniger zu verlangen als sie könnten.

Daß ein ganz junges Mädchen, und sei sie noch so trefflich angelegt, schwerlich fürs Ausland taugt, dürfte aus dem Gesagten schon hervorgehen. Anderseits muß noch soviel jugendliche Elasticität vorhanden sein, daß man sich leicht in fremde Menschen und Dinge schickt, wenn man zum erstenmal die schwarzweißroten Grenzpfähle hinter sich läßt. Leider ist kein Raum mehr, zu erörtern, in welcher Weise ein Aufenthalt im Auslande für die eigene Ausbildung besonders nach der sprachlichen Seite hin nutzbar anzuwenden ist, obgleich gerade darin eine der Bedingungen gegeben ist, auf einer halbwegs erträglichen Stelle auszuharren.

Jeder Platz in der Welt hat seine Schattenseiten, jede Gouvernantenstelle in Deutschland und außer Deutschland ganz gewiß auch. Wenn du die besonderen Lasten spürst, die mit deiner besonderen Stelle verbunden sind, so thue dies. Versetze dich so unbefangen, wie du kannst, in die Lage der Leute, von denen du abhängst, und frage dich, ob sie das, was dich drückt, nach ihrer Art und Eigentümlichkeit leicht ändern könnten oder nicht. Meinst du das erstere, so wage eine bescheidene, freundliche, ruhige Bitte. Wird sie dir abgeschlagen, oder scheint sie dir so aussichtslos, daß du sie nicht wagen magst, so wäge ab, ob die Vorteile deiner Stellung diesen Nachteil aufwiegen oder nicht, und danach trage entweder in der Stille, was sich nicht ändern läßt, oder mach' ein schnelles Ende. Und solltest du von Herrn Julius Einsiedel zu den Füchsen ohne Schwanz gerechnet werden, weil du nicht klagst, sondern meinst, daß tüchtige Gouvernanten gewöhnlich überall in der Welt gut behandelt werden und gute Stellen finden, so tröste dich mit der Schreiberin dieser Zeilen, der es auch so geht.

Mailiedchen.

Von

Ferdinand Avenarius.

Nun lacht das goldene Gottesaug'
Lenz in den dunkelsten Tann,
Da seh'n mit hellem Kinderblick
Maiglöckchen verwundert sich an,

Sie seh'n sich an und fragen sich:
Nun sag' mir, wer du bist?
Sie seh'n sich — und versteh'n ihn nicht
Den Falter, der sie küßt!

In Liedern mit der Lerche schwebt
Die Seele zum Firmament —
Ach, hätt' ich Einen, dem ich recht
Von Herzen danken könnt'!

Heizer. – Das Erproben der Ware

Die
Meißener Porzellanfabrik.

Von

Friedrich Pecht.[1])

Das Einkapseln in die Brennöfen.

Die Geschichte der weltberühmten Anstalt, von der ich hier eine kurze Skizze zu geben versuche, ist mit der Erfindung des Porzellans selber so genau verknüpft, daß beide nicht zu trennen sind und man notwendig sogar mit der ihres abenteuerlichen Begründers beginnen muß. Ich thue das um so lieber, als dieselbe in der That wie gemacht scheint zu einer kulturgeschichtlichen Behandlung. Allerdings wirft sie ein mehr grelles als erbauliches Licht auf unsere damaligen deutschen staatlichen Zustände sowohl als auf unsere Bildung. Denn zu einer Zeit, wo Frankreich schon fast auf der Höhe der seinigen stand, wo es schon einen Corneille, Racine und, was viel mehr ist, einen Molière und Voltaire nicht nur erzeugt hatte, sondern auch zu ehren wußte, wäre bei uns beinahe ein Krieg zwischen Preußen und Sachsen entbrannt um den Besitz eines schwindelhaften Apothekerlehrlings, der unsere Fürsten und Staatsmänner an der Nase herumführte.

[1]) Ueber Meißen im allgemeinen siehe Pechts Aufsatz S. 7 ff. dieses Bandes.

Dieser Apothekersjunge war niemand anders, als Joh. Friedr. Böttger, der spätere Erfinder des so berühmt gewordenen sächsischen Porzellans, ein begabter, aber abenteuerlicher Geselle. Er wurde am 5. Februar 1685 zu Schleiz geboren, wo sein Vater Münzkassier des regierenden Grafen von Reuß war. Später erhielt derselbe die Stelle als Münzwardein in Magdeburg, wo er bald mit Hinterlassung des Helden unserer Geschichte starb. Dieser Vater war ein geschätzter Chemiker und Goldmacher dazu, — in der Meinung anderer wenigstens — und vererbte offenbar dem Sohne seine Talente. Die Mutter heiratete nach jenes frühem Tode einen Ingenieur, der diesem Stiefsohn eine gute wissenschaftliche Erziehung geben ließ und ihn bei seiner bald hervortretenden Neigung zur Chemie schon im zwölften Jahr zum Hofapotheker Zorn in Berlin in die Lehre gab. In sich gekehrt, beständig Chemie und Alchymie studierend und deshalb die Einsamkeit suchend, setzte er sich da bald in den Ruf, entweder ein Genie oder ein Narr, jedenfalls etwas Besonderes zu sein. Die Neigung aller jungen Leute zum Wunderbaren mag mitgewirkt haben, ihm die kabbalistische Philosophie des Helmonte, deren er sich bemächtigt hatte, interessanter erscheinen zu lassen, als einfaches Pillendrehen, und das Forschen nach dem Stein der Weisen bei Paracelsus, Basilius Valentin u. a., sowie den Umgang mit dem „roten Löwen" und der „grünen Schlange" viel angenehmer, als den mit den Pflastern. Durch dies Gebahren ward er sehr bald der Gegenstand einer gewissen Aufmerksamkeit, die er sorgfältig zu nähren und sich in ein mystisches Dunkel zu hüllen verstand. Nun fing er auch an im stillen zu laborieren, natürlich mit den Materialien seines Prinzipals. Kam er dadurch mit diesem in Konflikt, so wurde er aber auch zugleich durch einige Abenteuer bei seinen Versuchen, die ihm einmal beinahe das Leben kosteten, zum Stadtgespräch. Vollends, nachdem er sich gar an einen als Alchymist herum abenteuernden griechischen Mönch, Lascaris, anschloß und von ihm die Goldtinktur sowohl als das Rezept zum Stein der Weisen angeblich erhielt. Immerhin ist es ein Beweis früher Reife, daß Böttger schon in so jungen Jahren verstand, sich in einen geheimnisvollen Nimbus zu hüllen. Der nüchtern vernünftige Prinzipal wurde ihm aber immer aufsässiger ob seines abenteuerlichen Wesens und so ging ihm denn der Lehrling schon mit dreizehn Jahren erst nach Breslau, dann ein Jahr später in eine entlegene Vorstadt durch, um beidemal nach einiger Zeit reumütig in die Apotheke zurückzukehren. Das Goldmachen wollte er aber trotz alles Verbotes nicht lassen, ja brachte es durch allerhand Kunststückchen sogar dazu, fertiges Gold vorzuzeigen und seinen Ruf geheimer Wissenschaft dadurch nicht wenig zu erhöhen. Auch erreichte er es auf Bitten seiner Mutter vom Lehrherrn Zorn, schon mit sechzehn Jahren von der Lehre freigesprochen zu werden, nachdem er erst vor dessen Augen und denen all seiner Verwandten in einem Tiegel nach langem Glühen wirkliches Gold produziert hatte, freilich nur, nachdem er vorher ein „rotes Pulver" in

Johann Friedrich Böttger.

denselben geschüttet. — Das machte ihn nun zum Helden des Tages und nur sein eigener Stiefvater war der sehr vernünftigen Meinung, er werde wohl Zorn selber das Gold gemaust haben, das er nachher im Tiegel gewiesen. Das half aber nicht das mindeste, ganz Berlin glaubte jetzt doch an ihn, ja sogar der König ließ sich das Gold zeigen, das er gemacht. Da Böttger aber wohl wußte, daß er die Erwartungen nicht erfüllen konnte, die er erregte, so blieb ihm nichts übrig als die Flucht. Diese führte er nunmehr sofort aus und ging nach der damals noch sächsischen Festung Wittenberg. So hoch war aber schon sein Ruf gestiegen, daß der des Goldmachens sehr bedürftige König alsbald einen Preis von 1000 Thalern auf seine Habhaftwerdung aussetzte, als seine Flucht in Berlin bekannt ward, und vor Zorn über dieselbe stampfte. Da Böttger nicht dazu gemacht war, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, sondern vielmehr in Wittenberg rasch wieder Gläubige, sogar unter den Universitäts-Professoren fand, so

Vorrichtungen zum Schlämmen.

Das Mischen und Entwässern der geschlämmten Erde.

wurde es in Berlin, wo sein plötzliches Verschwinden noch Stadtgespräch war, bald bekannt, daß er sich dort aufhalte. Der König sandte nun sogleich ein Kommando Soldaten, um ihn abholen zu lassen. Das gab ihm aber ein so gewaltiges Relief in den Augen der Sachsen, daß sie sich nunmehr dieses Juwel erst recht nicht wollten rauben lassen, sondern ihn im Gegenteil auf dem Schlosse wie einen vornehmen Staatsgefangenen festhielten und behandelten. Der König von Preußen hatte nun gut Botschaft über Botschaft schicken, ja er konnte dem Wittenberger Kreisamtmann 10 000 Thaler für die Auslieferung versprechen, Militär über Militär senden, man brauchte in Dresden Gold zu notwendig, um einen Mann auszuliefern, der es machen konnte, wie jedermann überzeugt war. Man verstärkte also erst die Garnison von Wittenberg, schickte einen Generalmajor — von Albendyll — und vier Offiziere zur

Meißener Porzellanfigur.

Bewachung des Apothekerjungen, und führte ihn zuletzt, als die Reklamationen und Versuche König Friedrichs I. immer drohender wurden, fort nach Dresden zur großen Befriedigung der Wittenberger, die sich schon auf eine preußische Belagerung gefaßt gemacht hatten.

Daß er aber jetzt einen Goldmacher in seinem Besitz haben sollte, das wirkte ganz elektrisch auf den ob seiner maßlosen Verschwendung in ewiger Geldnot befindlichen August II. von Sachsen, der sich gerade in Warschau befand. So hoch er daher auch die Freundschaft mit seinem preußischen Herrn Bruder schätzte, so setzte er sie doch lieber aufs Spiel und lieferte Böttger nicht aus, sondern schickte ihn, weil er ihn dort sicherer glaubte, erst als Staatsgefangenen nach dem Königstein und wies ihm später, als Böttger, dem die ewige strenge Bewachung anfing langweilig zu werden, sich darum toll stellte, eine sehr schöne Wohnung nebst Laboratorium in seiner eigenen Residenz an. Ja der Statthalter, Fürst zu Fürstenberg, reiste sogar, nachdem ihm Böttger erst das Goldmachen angeblich gelehrt, mitten im Winter nach Warschau mit dessen Tinkturen, um die Bereitung auch dem König zu zeigen, was sie denn auch richtig miteinander am zweiten Weihnachtsfeiertage um Mitternacht in tiefster Stille, in einem der geheimsten Gemächer der Residenz probierten und nach zweistündigem Glühen der Tinktur in einem Tiegel, denselben — voll einer Art Blei fanden.

Der Former- und Drehersaal. – Dreher bei der Arbeit.

Formen zum Pressen.

Meißener Porzellanfigur.

Da man wie gewöhnlich das Verunglücken der Operation auf Nebenumstände schob, die man außer acht gelassen, so ward Böttgers Ansehen dadurch gar nicht geschwächt. Im Gegenteil machte er jetzt die Bekanntschaft des damals weltberühmten Optikers und Chemikers Walther Freiherrn von Tschirnhauß, eines hochgebildeten Mannes, der aber auch seinerseits an dem jungen begabten Abenteurer alsbald lebendigen Anteil zu nehmen anfing und samt dem Statthalter selber bei ihm oft speiste, der auf königliche Kosten Gäste beliebig einladen konnte. Als aber der König selber nach Dresden kam, fand er erst recht Gefallen an dem jungen Mann. Gefangener blieb er freilich, wenn auch jetzt im goldenen Käfig, wo man ihn indes, des gehofften Gewinnes halber, bei bester Laune zu erhalten

Das Laboratorium.

suchte. An der Sorgfalt, mit der man ihn festhielt, änderte selbst der schwedische Krieg mit seinen Niederlagen nichts. Nach und nach erregte es aber doch Mißtrauen, daß Böttger zwar sehr viel Gold verlaborierte, aber keines machte, sondern nur immer neue Ausflüchte erfand. Schließlich machte er 1703 einen Fluchtversuch und kam bis nach Linz, ward aber dort eingeholt und fortan noch schärfer bewacht. Denn an sein Unvermögen, Gold zu machen, glaubte man deshalb doch nicht, ja in der größten Bedrängnis durch Karl XII. hoffte der für ihn sehr eingenommene König immer noch auf Böttgers Kunst, der ihn mit großer Gewandtheit in diesem Glauben zu erhalten wußte. Nach und nach bekam er sogar einen Hofstaat von nicht weniger als 17 Personen, teils als Gesellschaft, teils als Bewachung. So hatte er im April 1704 dem König schon 40000 Thaler gekostet, ohne daß dieser von seinem Aberglauben abzubringen gewesen wäre. Ja, Böttger wußte selbst die wissenschaftlich gebildeten Techniker Tschirnhauß und Pabst immer wieder durch sein anregendes und geistvolles Wesen zu bethören.

Nun brachte man ihn, als er Ende 1705 noch nichts erzielt hatte, nach Meißen aufs Schloß, „weil er dort ungestörter arbeiten könne". Von diesem ward er im September 1706 des Krieges halber wieder auf den Königstein und, nach einem mit anderen vornehmeren Staatsgefangenen lustig zugebrachten Jahre, 1707 zurück nach Dresden, diesmal in ein Laboratorium auf der Jungfernbastei geführt. Der König war nun doch endlich mißtrauisch geworden und drohte, ihn hängen zu lassen, wenn er seine Versprechungen nicht erfülle.

In dieser Not brachte ihn Tschirnhauß auf die Idee, die Fabrikation des Porzellans zu versuchen, die er selbst schon vergebens angestrebt, nachdem August I. schon Millionen für dieses damals nur aus China und Japan zu beziehende, aber ebendarum hochgeschätzte Fabrikat ausgegeben hatte. Und siehe da, was dem ernsten wissenschaftlichen Forscher nicht gelungen, schüttete jetzt das Glück dem leichtsinnigen Schwindler Böttger in den Schoß! Wie das eigentlich zuging, darüber weiß man nichts Sicheres; gewiß

ist nur, daß er schon im Oktober oder November 1707 das erste Porzellan lieferte und der König die Errichtung einer förmlichen Fabrik in Dresden genehmigte, bei der schon im Jahre 1708 zwanzig Personen angestellt waren. Ohne Zweifel hat Böttger Tschirnhauß' frühere Arbeiten gekannt und benützt, da dieser schon ein glasartiges Porzellan erfunden hatte. Das Böttgersche war erst rotbraun, wie das unterm Namen terra sigillata bekannte antike Geschirrmaterial. Erst zwei Jahre später gelang es ihm das weiße mit Vollkommenheit herzustellen. Der den großen Wert der Erfindung rasch einsehende König war nun bald versöhnt und förderte Böttgers Arbeiten auf alle Weise, um so mehr, als er auch jetzt die stille Hoffnung auf Entdeckung der Goldtinktur noch nicht aufgab. Böttger selber aber, der bei seinem ewigen Laborieren offenbar viele Kenntnisse erworben und der technisches Geschick von Haus aus besaß, arbeitete jetzt mit ungeheurer Energie trotz des bald darauf erfolgenden Todes seines Gönners Tschirnhauß und verbesserte die Fabrikation fort und fort, so daß er oft Tag und Nacht nicht von den Oefen wegkam.

Die Glasurstube.

Nun handelte es sich aber um einen passenden Platz, wo man die Fabrikation ins große treiben und doch geheim halten könnte, um sowohl den Ruhm als die Vorteile derselben allein zu ernten. Diese Geheimhaltung wurde so streng gewahrt, daß die Arbeiter die furchtbarsten Eide schwören mußten, das „Arcanum“ nicht zu verraten, welches doch Böttger ohnehin fast allein kannte, ja daß man überdies centnerweise Materialien, wie Gips u. dgl. herbeiführte, die man gar nicht brauchte, bloß um zu verbergen, welche Erde es vorzugsweise war, die man zur Bereitung des Porzellans am geeignetsten gefunden hatte. — Weil es als auf isoliertem Hügel gelegen, sehr bequem abzuschließen und die Kontrolle der Ein- und Ausgehenden leicht

Gefäß aus Meißener Porzellan.

durchzuführen war, geriet man jetzt auf das Meißener Schloß als den passendsten Platz zur Anlage der Fabrik. Durch feierliches Patent des Königs vom 27. Januar 1710 ward sie dort installiert, trotz des verzweifelten Widerstandes der Domherren des Stifts, die ihre schönen Wohnungen mit herrlicher Aussicht sehr ungern aufgaben. Es ward nun eine Administration gebildet und der noch immer gegen alles Recht als Gefangener gehaltene Böttger funktionierte bald als ihr Direktor, bald behielt er bloß die technische Leitung, lebte übrigens in Saus und Braus, um sich für die mangelnde Freiheit zu entschädigen. Die größten Vorsichtsmaßregeln aber wurden getroffen, ja eine eigene Schloßwache installiert, damit das „Arcanum" ja nicht durch die Arbeiter verraten werden könne, was freilich auf die Länge doch nichts half, nachdem einmal der Wert der Erfindung bekannt geworden war.

Der Bossiersaal.

Eine halbwegs gute Administration zu organisieren, gelang indes nie, obwohl der unordentliche und hochfahrende Böttger vorläufig noch in Dresden blieb zur Beaufsichtigung der dort belassenen Fabrikationszweige, als des Malens, Schleifens 2c. und nur zeitweise nach Meißen kam. Deshalb gab die ihren Betrieb doch fortwährend ausdehnende Fabrik noch lange keine Rente, sondern geriet immer tiefer in Schulden; nicht am wenigsten durch Böttgers Unordnung, der allmählich in seiner ewigen Gefängnishaft ein Säufer geworden war. — Im Jahre 1714 hatte er endlich die volle Freiheit erhalten, die ihm seit 1699 versagt geblieben war. Infolge seiner Ausschweifungen starb er indes schon am 13. März 1719 und hinterließ die Fabrik in einem nichts weniger als blühenden finanziellen Zustande. Es war dies um so mehr der Fall, als fast alle besseren Stücke, die sie erzeugte, vom König zu Geschenken verwendet wurden, mit denen er außerordentlich freigebig war. Man muß sich nur wundern, daß es Böttger wenigstens gelungen war, die Produktion fortwährend auszubilden trotz aller Hindernisse, welche seine und anderer schlechte Administration schuf, bei der er bald gar keines Ansehens mehr

bei den Arbeitern genoß, die hier selbst schon das Streiken mehrfach praktizierten. — Indessen hatten sich doch alsbald talentvolle unter ihnen gezeigt, so besonders Köhler, der Böttger schon bei den ersten Versuchen der Bereitung des weißen Porzellans geholfen und Schubert, welche beide die Bereitung der Masse, das Glasieren und Brennen leiteten. Selber liederlich, wie Böttger, konnten sie aber natürlich ihre Fabrikgeheimnisse nicht bewahren, die denn auch schon bald verraten wurden und zur Gründung von ähnlichen Fabriken in verschiedenen Gegenden Deutschlands führten. Daneben war die offizielle ungeheure Geheimhaltung einfach lächerlich.

Es bleibt nun übrig zu zeigen, wie weit zu Böttgers Lebzeiten die Fabrikation gebracht ward. Das erste Material hatte derselbe in der Dresdener Gegend gefunden, dann benützte er für das rote Porzellan die zu Okrylla bei Meißen gefundene Thonerde, die schon längst berühmt war. Für das weiße bezog er dann den Thon erst aus der Gegend von Kolditz und Waldenburg, besonders aus Terpizsch, später aber den feinsten Thon von Mehren bei Meißen. Ganz gelang die Fabrikation Böttger indes erst, als er durch Zufall auf die in Aue bei Schwarzenberg gefundene Erde kam. Dieselbe verkaufte, ob ihrer Weiße und Feinheit, der Besitzer dieses Terrains, Veit Hans Schnorr, schon lange als Puder. Böttger, dessen Kammerdiener sie als solchen für ihn selber verwendete, geriet, als er das erfuhr, auf den Einfall, sie zur Porzellanbereitung zu gebrauchen, was sofort glänzend gelang. Mehr Schwierigkeit machte die Erlernung des Glasierens und Brennens und die Behandlung der sich durch das Brennen sehr stark verändernden Farben, besonders des Blau. Indes präsentierte man doch schon 1717 dem König die ersten blauen Tassen. Mußte das erste rotbraune Porzellan noch geschliffen und poliert werden, so lernte man nach der Erfindung des weißen sehr rasch das Malen, Aetzen, Gravieren und Emaillieren desselben, wie man denn auch die längst ausgebildete Technik der Emailmalerei und Glasfabrikation, so das mit Gold und Silber, Stahl und Schmelzauslegen, das Ueberspinnen mit Gold- und Silberfäden 2c. rasch auf das neue Material übertrug. Schon auf der Ostermesse 1713 kam solches mit Gold, Silber, Stahl, Schmelz und Email verzierte

Auflegen von Spitzen und Blumen auf das Porzellan.

Der Blumensaal. — Porzellanwaren mit Blumenmalerei.

weiße Porzellan in Leipzig, 1715 auch in Dresden zum Verkauf, welcher aber sofort so bedeutend ward, daß lange nicht alle Nachfrage befriedigt werden konnte. Die Erfindung machte nunmehr das ungeheuerste Aufsehen in ganz Europa und Sachsen ward mit Recht allgemein um dieselbe beneidet. Daß Böttgers ohnehin großes Selbstgefühl nicht wenig dadurch gesteigert ward, ist selbstverständlich, wie nicht minder das aller Arbeiter.

Seinen eigentlichen Wert, die ganz specifische Bedeutung erhielt das sächsische Porzellan indes erst durch die Künstler, die jenen eigentümlichen Stil für dasselbe erfanden, der dasselbe als „Vieux-Saxe“ heute noch durch die ganze Welt gehen läßt. Hatte man nämlich anfangs als Muster zunächst die chinesischen und japanesischen Gefäße, Teller und Tassen benützt, die schon August I. in sehr großen Massen in Dresden angesammelt, so war das insofern sehr gut, als man dabei doch die mit Notwendigkeit aus der Technik und dem Material sich ergebenden Stilformen überhaupt, dann vorab das so feine japanesische Kolorit sich aneignen lernte. Nachdem aber ziemlich gleichzeitig mit Böttgers Wirksamkeit der Rokokostil in Dresden durch des unsterblichen Architekten Pöppelmanns Genie aufkam und zu jener größten Ausbildung gebracht ward, die schon Semper anerkennt und deren herrlichstes Denkmal der von Pöppelmann 1710 begonnene, um 1722 vollendete berühmte Zwingerpalast ist, so wirkte das unmittelbar auf die dekorativen Gewerbe ein. Ihm folgte der Umbau des japanesischen Palais und die Errichtung vieler anderer Gebäude durch den prachtliebenden August II. Diese Bauten, wie der am Hofe herrschende Luxus überhaupt, erzeugten eine Anzahl dekorativer Künstler ersten Ranges, welche nun alsbald diesen alle Welt mit Entzücken erfüllenden Stil auf die Porzellanfabrikation nicht weniger als auf alle anderen Kunstgewerbe übertrugen. Das Verdienst dieser Uebertragung kommt nun allem nach am meisten dem Genie zweier Männer zu, die nach Böttgers Tode bald die Seele der Fabrik wurden. Zunächst dem geschickten Maler Hörold, der den japanesischen feinen Farbensinn mit dem so zierlichen als pikanten Kolorit der damaligen Franzosen, vorab des Watteau auf die Porzellanmalerei verpflanzte. — Noch nachhaltiger und origineller aber wirkte der berühmte Bildhauer Kändler, der 1731 an der Fabrik angestellt ward und der Produktion eine ganz neue Wendung gab.

Meißener Porzellanfigur.

Dazu kam, daß nach des unordentlichen

Böttgers Tode doch eine wenigstens etwas bessere Administration einzuführen gelang, welche die großen Vorzüge auszunützen verstand, die das Meißener Porzellan selbst vor dem chinesischen voraus hat, seine Dauerhaftigkeit, Härte, Billigkeit, und die ihm alsbald einen sehr großen Ruf erwarben, sobald es durch jene Geschmacksverbesserung in der Produktion jenen Reiz wirklicher Neuheit gewann, der überall so unwiderstehlich wirkt. Diese verschaffte ihm denn auch alsbald in ganz Europa Verbreitung, so daß die Fabrik kaum genug liefern konnte. Nur das stand dem Absatz anfänglich noch im Wege, daß besonders noch die Leipziger Kaufleute, die bisher großen Gewinn vom Verkauf des chinesischen Porzellans gehabt, sich im geheimen der Verbreitung des sächsischen möglichst widersetzten. Also genau dieselbe Erscheinung, die wir auch heute noch in allen möglichen Industriezweigen wahrnehmen, wo nur zu viele unserer Kaufleute das ohnehin so große Vorurteil der Deutschen für alle fremde Ware noch nach Kräften befördern, weil sie vom Vertrieb derselben mehr Vorteil haben und so das Haupthindernis für das Aufkommen unserer eigenen Industrie bilden.

Saal der Poliererinnen.

Bei der Meißener Fabrik blieb freilich auch jetzt noch der sächsische Hof der beste Kunde, der ungeheure Quantitäten des Fabrikats zu Geschenken verbrauchte, allerdings aber dadurch auch nicht wenig seinen Ruf ausbreitete. Ebendeshalb und ob der immer noch sehr mangelhaften Administration gab die Fabrik nicht nur keine Rente, sondern erforderte oft Zuschüsse, was auch nach dem Ableben des verschwenderischen und prachtliebenden August des Starken und der Thronbesteigung August des Dritten nicht viel besser wurde. Umsomehr hatte sich der technische Betrieb, besonders durch Hörolds Talent, verbessert. Derselbe übte schon gleich nach Böttgers Tode den wohltätigsten Einfluß, besonders dadurch, daß er dann 1731 noch Kändler als Modelleur und Lehrer der Modellierkunst anstellte, dessen wahrhaft unerschöpfliche Erfindungen von graziösen Gruppen und Figuren wie Ziergeräten aller Art in Verbindung mit Hörolds koloristischem Talent der Fabrikation erst jenen ganz ungewöhnlichen

Fabrikzeichen, Zwiebelmuster, Königsblau, Drachenmuster, Porzellangefäß mit Watteauschild, Kunstmaler bei der Arbeit.

Emaillieröfen.

Kunstgehalt gaben, der sie allein durch Jahrhunderte zu erhalten vermochte, weil er so ganz dem Charakter des Materials wie dem der Zeit selber entsprach. Man sieht hier einmal recht, was geniale Künstler einer Industrie nützen können! Den Ton, welchen Pöppelmann in der Architektur anschlug, hatten sie allerdings nicht angegeben, aber sie setzten ihn doch im Kunstgewerbe fort. Es ist das Rokoko in seiner klassischen Form, wie es eigentlich nur in Deutschland zu seiner höchsten Ausbildung gebracht ward, und wie sich das glatte kühle, zierliche Material des Porzellans ganz vorzüglich dazu eignete. Diese koketten als Schäfer und Schäferinnen verkleideten Hofleute mit dem ewigen süßen Lächeln auf den Lippen, diese Pagodenfiguren mit wackelnden Köpfen, die zu allem Ja zu sagen scheinen, was der Uebermut der Herrscher befahl, der sie erhob durch seine Gunst und in ihr nichts versinken ließ, sie zerschmetterte wie Geschirr, wenn er sie ihnen entzog, sie waren eigentlich alle schon von Haus aus porzellanen gewesen und es war eine Art von Anachronismus, daß Böttger ihr Material erst erfinden mußte. Die lange Dauer der Wirksamkeit Kändlers, von 1731 bis 1775, begünstigte aber außerordentlich die Entwickelung des Stils und die Bildung seiner großen Schule wie einer festen Tradition. Während seine frühesten Arbeiten noch mehr die üppig übermütigen Barockformen zeigen, wird das zierliche aber innerlich nüchternere Rokoko allmählich

Porzellanfabrik im Triebischthal.

immer herrschender in denselben mit seinen auf die gebrochenen Barockformen nur aufgehefteten Blumenketten, seiner Rosen- und Zwiebelmusterverschwendung und seinem rasch wachsenden Naturalismus in der Nachbildung der Pflanzenformen, zu dem das jede Kühnheit erlaubende Material förmlich aufforderte. Unstreitig ist besonders bei der so häufigen Verwendung von Vögeln und anderen Tieren, mit denen man die Vasen und Aufsätze verzierte, Palissys Einfluß maßgebend gewesen,

Porzellanschale mit Fuß.

wie bei der oft mit merkwürdiger Virtuosität betriebenen Nachbildung aller möglichen Blumen, die ganz frei herausmodelliert und aufgeheftet wurden. Zugleich entfaltete Kändler aber in seinen Kompositionen nicht etwa nur die französische kokette Lüsternheit, wie wir sie z. B. an dem mitgeteilten Uhrgehäuse (S. 153) mit seinem sentimentalen Flötenbläser, der Lautenspielerin und dem Junker, der einem Landmädchen den Hof macht, finden, sondern er verstand sich auch ganz gut auf jenen echt deutschen, familienhaften Zug, wie wir ihn in den beiden kosenden Gruppen finden, wo die Mutter das Kind an der Brust oder dem Vater zulächelnd zeigt (S. 154), wie wir bei der an der Urne des Gatten trauernd stehenden Witwe und ihrem sofort bereiten Tröster (S. 155) auch jenen Humor entdecken, durch den sich dieser Künstler sehr zu seinem Vorteil vor den Chardin, Watteau und Boucher auszeichnet, die ihm als Muster vorgestellt wurden. Wie die Barock- und Rokokoarchitektur selber, geht auch diese Gefäßbildnerei bloß auf malerisch pikante Wirkungen aus, und unterscheidet sich dadurch gründlich von der der Renaissance. Die in allen Farben schillernde, süße und kokette, selten tiefe, aber immer pikante und reizende Färbung Hörolds, welche Watteau überaus glücklich ins lichtvolle des Porzellans übersetzte, unterstützte ihn dabei nicht wenig zur Hervorbringung in ihrer Art unübertrefflicher und einziger

Uhrgehäuse aus Porzellan (S. 152).

Produkte. Durch die ewige fabrikmäßige Wiederholung dieser Dinge aber bildete sich sehr bald ein so feststehender Stil in der Technik aus, daß er bis heute nicht ganz zu ruinieren gewesen ist. Und doch hatte die Fabrik so schwere Zeiten durchzumachen, besonders bei der preußischen Invasion 1745 und noch mehr bei der im siebenjährigen Kriege, wo sie fast zu Grunde ging und ihre Vorräte von den Preußen selbstverständlich als gute Beute behandelt wurden. Dennoch hatte sich der Absatz im Jahre 1752 bereits wieder auf 224 000 Thlr., die Zahl der Arbeiter auf nahezu 400 gehoben, die kurz nach dem siebenjährigen Kriege sogar auf 731 stieg. Friedrich der Große hatte während desselben die Anstalt oft besucht und sich alle Mühe gegeben, die Fabrikation nach Berlin zu verpflanzen, ihr überdies für mehr als eine halbe Million Waren entnommen. Dennoch erlangte sie gerade bald nachher ihren Höhepunkt, den sie bis heute nicht wieder erreicht hat. Dazu trug nun wohl die um diese Zeit erfolgte Berufung des berühmten Malers Dietrich als Direktor nicht wenig bei, dessen leichtes und gefälliges Talent dem Kändlers immerhin verwandt war, wenn es auch jenem an echtem Naturgefühl wie Kühnheit der malerischen Behandlung keineswegs gleichkommt. Mit ihm ging der Humor verloren und hielt der antikisierende Zopf seinen Einzug. Nach ihm ward der Bildhauer Acier aus Paris berufen, der indes Kändler so wenig ersetzte als andere Künstler.

Nachdem so 1774 die Fabrik wenigstens materiell ihre größte Höhe erreicht hatte, — die geistige datiert allerdings weit früher — ging sie erst langsam, dann immer schneller zurück, sie versteinerte ebenso, wie das gesamte deutsche Kunst- und Staatswesen. Die langen Kriege von 1792 bis 1815 waren aber nicht geeignet, sie zu heben. Nicht nur stockte der Absatz nach Rußland und der Türkei fast gänzlich, der bis dahin der größte gewesen war, sondern die alte Kunstfertigkeit war auch fast ganz verschwunden, die Fabrik von ihren zahlreichen Konkurrenten im In- und Auslande vollständig überholt worden, da sie mit dem Rokokostil ihr eigentliches Lebens-

princip aufgegeben hatte. — Erst die Gründung des Deutschen Zollvereins einerseits, die Hebung der deutschen und speciell der sächsischen Kunst seit Sempers, Rietschels und Hähnels Wirken in Dresden anderseits gaben ihr wieder einigen Aufschwung. War die Cornelianische Richtung aber nichts weniger als geeignet für die Porzellantechnik, so konnte auch die Anstellung des ihr angehörenden Ludwig Richter als Zeichnungslehrer der Fabrikation zunächst keine Früchte tragen, da er viel zu wenig Kolorist war, um irgend günstig zu wirken. Seinen eigenen Stil der Komposition aber, der das allenfalls wohl hätte thun können, wenn er einen Koloristen wie Hörold zur Seite gehabt hätte, hat überdies Richter nur erst nach seiner Versetzung an die Dresdener Akademie recht ausgebildet, obwohl er die Antriebe dazu in dem schönen Meißen empfing. Am allerwenigsten war aber die neueingeführte, streng bureaukratische nur aufs Rentieren sehende Administration geeignet, der Fabrik aufzuhelfen und so dauerte es denn auffallend lange, bis sich der künstlerische Gehalt der Leistungen, der einst so groß gewesen war, nur wieder einigermaßen hob. Dazu war die geniale Liederlichkeit unter August dem Starken mit ihrem feinen Geschmack und ihrer Gleichgültigkeit gegen das Geld zweifellos viel geeigneter. Selbst das außerordentliche Aufblühen des Kunstgewerbes in ganz Deutschland, zufolge der Ereignisse des Jahres 1870 mit ihrer ungeheuren Hebung des Nationalwohlstandes hat es nicht vermocht, dieser Anstalt wirklich neues Leben einzuflößen. Indes war es wenigstens vollkommen sachgemäß, daß man wieder auf die alten klassischen Produktionen des Rokoko zurückgriff, ihre Formen, die man noch großenteils besaß, wieder neu abdruckte und ihre Malerei kopierte, so gut oder vielmehr schlecht, als man es eben verstand. Das Witzige und Spitzige, den geistreich pikanten Vortrag derselben verstand man freilich offenbar gar nicht mehr, sonst hätte man nicht ihre feingebrochenen, aber kräftigen Farben durch süße und schwächliche ersetzt und den Vortrag derselben, die kecke, übermütige Pinselführung mit solcher punktierender Lahmheit vertauscht. Dennoch steigerte schon diese sentimentale Nachahmung den Absatz aufs glänzendste, aber selbst dieser wirkte nicht sonderlich auf die nur fiskalische Gesichtspunkte kennende Leitung. Dafür brachte man allerdings den technischen Betrieb wieder etwas mehr auf die Höhe der Zeit. War die Belassung der Fabrik in den bisherigen Lokalitäten immer ein sehr großes Hindernis gewesen, so daß die 1863 stattgefundene Verlegung derselben hinunter ins Triebischthal sich als absolut notwendig herausstellte, sowohl um eine Wasserkraft zu gewinnen, als die Ab- und Zu-

Meißener Porzellanfigur.

Meißener Porzellanfigur.

Schale aus Meißener Porzellan.

Gefäß aus Meißener Porzellan.

fuhr zu erleichtern, so vergrößerte man sie jetzt noch einmal zu Anfang der siebziger Jahre und der Absatz erhob sich 1874 bis auf 1 681 000 Mark, die Zahl der beschäftigten Personen auf 655. Angesichts des veränderten Geldwertes und der ungeheuer gesteigerten Konsumtion ist das freilich kaum die Hälfte der einstigen Blüte. Jedenfalls hat die gegenwär-

Meißener Porzellanfigur.

tige, vorzugsweise auf kaufmännische Principien basierte Verwaltung der Anstalt durch ihr Zurückgreifen auf die Form des Vieux-Saxe wenigstens jenen praktischen Blick erwiesen, der sich nach der Nachfrage richtet, allerdings ohne irgendwie schöpferisch vorzugehen.

Aber darüber kann doch keine Frage sein, daß der Betrieb einer solchen Staatsfabrik sich heute bloß dadurch genügend rechtfertigen läßt, wenn man sie als eine Musteranstalt betreibt, die der übrigen besonders in Sachsen, ja speciell in Meißen selbst sehr bedeutenden Produktion dieser Art entweder neue Wege zu weisen, oder doch auf den alten mit gutem Verständnis weiter zu gehen hat. Daß die Meißener Fabrik bis heute aber in ihrer Produktion nur wenig Einwirkung, weder der so vortrefflichen Dresdener Bildhauerschule, noch der dortigen ausgezeichneten Koloristen unter den Malern, wie z. B. des so genialen Scholz zeigt, während doch die gesamte deutsche Industrie den Farbensinn Makarts fühlen läßt, daß sie ebensowenig einen Einfluß der unter Graffs Leitung so frisch aufblühenden Dresdener Kunstgewerbeschule zeigt, das beweist doch, wie sehr ihr bis heute neben der finanziell untadelhaften Leitung das eigentliche artistische Verständnis fehlt. Da könnte nur ein künstlerisches Talent helfen, welches, wie seinerzeit das Kändlers, der Produktion eine neue Wendung zu geben, sie auf die Höhe der heutigen Kunst zu heben vermöchte, wie dieselbe sich einst auf die des vorigen Jahrhunderts, dank jenen Männern, mit so großem Glück stellte.

* * *

Während zu dieser Skizze für das Thatsächliche, die Biographie Böttgers von Engelhardt, Klemms Werkchen über die kgl. Porzellansammlung und Viktor Böhmerts neu erschienene „Geschichte und Statistik der Meißener Porzellanmanufaktur“ neben langjähriger eigener Beobachtung der Erzeugnisse dieser Anstalt benutzt ward, geben unsere Abbildungen die Fabriklokalitäten, wie sie jetzt sind, die einzelnen technischen Vorrichtungen und einzelne Erzeugnisse der Fabrikation. So sehen wir auf Seite 141 das Einfüllen der Waren in die Brennöfen, dann unten das Erproben derselben und oben den Heizer selber, welche uns diese so große Sorgfalt erfordernde Operation des Brennens des Porzellans in ihren verschiedenen Phasen versinnlichen. S. 143 zeigt dann den Apparat zum Schlämmen, und das Rundbild den, welcher zum Mischen und Entwässern der geschlämmten Erden dient. S. 144 führt oben einen Dreher am Drehstuhl vor, der wie bei aller Töpferei, so auch beim Porzellan, schon darum eine Hauptrolle spielt, weil die große Masse desselben, wie sie heute erzeugt wird, doch durchaus aus couranten Artikeln, Servicen und Tischgeräten aller Art besteht, das in der Hauptsache auf dem Drehstuhl hergestellt wird. Neben dem Drehen bildet das Pressen in die Formen, wie wir sie unten an diesem Bilde liegen sehen, eine Hauptarbeit. S. 145 führt uns dann das Laboratorium mit seinen verschiedenen Werkzeugen vor, und

Meißener Porzellanfigur.

S. 146 zeigt die Glasurstube, während uns im Bossiersaal auf S. 147 der Beginn der mehr künstlerischen Operationen, die Herstellung der Modelle, das Auflegen der Blumen und sonstigen Verzierungen auf dieselben dargestellt wird. S. 148 zeigt das Auflegen der Blumen und Spitzen ꝛc. auf die schon in der Hauptform hergestellte Ware, und S. 149 den Saal, wo die, eine so wichtige Abteilung der ganzen Fabrik bildende Blaumalerei vor sich geht samt der fertigen Ware im Vordergrund. S. 152 führt uns die Fabrik dann selber vor, wie sie sich jetzt nach ihrer Verlegung ins Triebischthal und infolge der neuesten Anbauten gestaltet.

Es folgen nun Muster der hauptsächlichsten Produkte der Fabrik, soweit derselben nicht schon früher gedacht worden. So auf S. 151 ein durchbrochener Teller, wie seine Herstellung durch jene Verbindung außerordentlicher Geschmeidigkeit und Härte des Materials allein ermöglicht wird, die Dinge erlaubt, welche sonst nur in Metall möglich sind. Im Fond des Tellers sehen wir dann den eigentlichen Kunstmaler an der Arbeit, wie er eben eine Scene in dem so beliebten Watteauschen Geschmack herstellt, die wir ähnlich auch oben am Rande und auf einer nebenstehenden Vase mit königsblauem Grund im Sèvresgeschmack angebracht finden, während nebenan Drachen und Eidechsen à la Palissy zusammen mit Vögeln und Blumen — besonders dem sogenannten Zwiebelmuster — also die specifische Ornamentation des Vieux-Saxe und ihre technische Kühnheit noch weiter versinnlichen. An den Ecken sind dann die verschiedenen Fabrikzeichen dargestellt, so das älteste mit Augustus Rex, das jetzige mit den zwei Schwertern, ebenso das Graf Brühlsche Zeichen ꝛc., während man unten noch die Emaillieröfen sieht. S. 150 führt uns in die Stube der Poliererinnen, da sich die zarten Frauenhände zu diesem bei dem zerbrechlichen Material so delikaten Geschäfte am besten eignen. S. 142 gibt uns des Erfinders Böttgers, Porträt, das wenigstens die Kühnheit des Mannes ahnen läßt; nachfolgende Vignette aber schließt das Ganze mit einer chinesischen Pagode, um die Herkunft der ganzen Technik anzudeuten, wobei wir nur wünschen, daß das Chinesentum bloß ihren Anfang, nicht auch das Ende bezeichne.

Eleonore.

Roman von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Nein! Indes das erste Glas edeln Purpurweins auf das, was wir lieben!“ sprach Herbig, indem er anstieß, austrank und das Glas hinstellte. „Zu Bücherzwecken reist man allein, mein Lieber. Sie bedürfen großer Vorbereitungen, schleppen Schreibzeug mit — unter zwei Galonen Alizarintinte, vier Pfund Stahlfedern und drei Ries Papier thun Sie's nicht. Billiger und bequemer, mein Freund, bleiben Sie daheim, schreiben die Reise in Ihrer Stube. Sie lachen? Nichts leichter. Mit Gsell-Fels und zwei anderen Welschlandschilderern vor sich, schreibt man darauf los, nicht zu schwunghaft, eher verkleinernd — es ist glaubwürdiger, hausbackene Nikolaische Nüchternheit ist zeitgemäß. Bei Messungen die Durchschnittszahl der früheren, oder man übertrumpft noch die niederste Angabe. Laokoon, den faradischen Stier, verschiedene Madonnen setze nur keck herunter. Halte dich darüber auf, daß die medicäische Venus die Gesellschaftstoilette fast übertreibe, polemisiere gegen den gelehrten Smel fungus in Yoriks Reise, weil er das Pantheon für ein geeignetes Lokal zu Hahnenkämpfen erklärt, während du selbst eine Lanze für eine große Welthundeausstellung im Kolosseum einlegen magst.“

„Machen Sie keine schlechten Witze!“ fiel hier Dräsow vollen Mundes ein.

„Gar nicht. Bin fest überzeugt, die beste Reise durch Italien wird neben einem Meidinger Ofen gemacht. Räubergeschichten ziehen nicht mehr. Dagegen große moderne Gesichtspunkte. Welche Nemesis! Einst zogen wir aus den germanischen Sümpfen, um jenseits der Alpen Schätze zusammenzuraffen. Jetzt raffen wir Schätze daheim zusammen, um sie hinüberzutragen. Um das ganze Mittelmeer herum sitzen Frankfurter und Berliner Banquiersfrauen und werfen Geld ins Wasser. Das als Grundmotiv. Sonst mag man, nach Barnstaples Rat bei Kapitän Marryat, die Seekrankheit nach der Meerfahrt auf dem festen Lande bekommen — merkwürdig, weil ungewöhnlich. Schade übrigens, daß Ihr Buch nicht schon fertig ist. Ich würde es mitnehmen — mit deiner Erlaubnis als Opiat! Denn — Macbeth kann nicht mehr schlafen.“

„Hm!“ machte Dräsow mit Messer und Gabel hantierend. „Und was treibt denn Sie über die Alpen?“

„Mich?“ versetzte Herbig und schlürfte langsam an seinem Glase. „Verschiedenes. Ich weiß es selber nicht. Es ist kein rechter Raum mehr zur Geistesthat. Der Baum, unter dessen Schatten wir geflüchtet, schattet zu viel — es wird kühl, feucht, dumpf, muffig — starke Pilzentwickelung. Kurz, ich dachte an Afrika, mitten durch von Biserta bis zur Tafelbai, fühle jedoch noch keinen Beruf zum Märtyrer, am wenigsten den, von Ofenhockern meine Entdeckungen angezweifelt zu sehen. Also fürs erste eine Wallfahrt nach Rom und Sizilien.“

„Auch die Schwalbe treibt der vandalische Wind!“ bemerkte Dräsow nachdenklich, indes Herbig fortfuhr:

„Und dennoch — so seltsam ist des Menschen Sinn — bei dieser Fahrt nach Süden weist mein Herz gleich der Magnetnadel nach Norden, nach den vandalischen Küsten.“

„An den Ostseestrand zurück?“ wisperte Dräsow empört. „Ist man ein Bernsteinkäufer, ein Salzfischhändler, ein Heringsmakler?“

„Ist die Perlenschnur alter Hansestädte von Lübeck bis Wisby nichts? Dann das Heiligtum von Arkona, Harthasee, Vineta ...“

„Phantasmen! Problematischer Nebel! Hyperboreisches Düster!“

„Sonnenauf- und Untergang breiten mehr Licht und Glanz um Rügens, Usedoms, Wollins Küste, als ich in Neapel finde,“ versetzte Herbig, der sich eine Cigarre ansteckte, nachdem er sich

überzeugt hatte, daß auch sonst in den voller gewordenen Sälen geraucht wurde. „Und dann jene duftige Verschleierung von nah und fern, Waldsee, Düne, das weite Meer . . .“

„Also immer noch reich an Stimmung,“ fiel Dräsow ein. „Wir ahnten stets den großen Lyriker in Ihnen. Aber wo erschienen Gedichte von Bruno Herbig?“

„Thorheit. Dies alles muß dem Publikum vorgesungen werden. Der Dilletantismus, dem seine Eitelkeit teuer zu stehen kommt, plagt mich nicht. Genug, wenn man zuweilen noch Poesie erlebt.“

„Und das haben Sie, erst jüngst, auf der Reise!“ sprach Dräsow ihn durch die Brille scharf fixierend. „Und es handelt sich um ein Weib!“

„Er könnte recht haben!“ meinte Herbig an die Decke blickend.

„Meine Scharfsicht täuscht mich nicht!“ fuhr Dräsow selbstgefällig fort, indem er Messer und Gabel aufstemmte. „Allein, wenn sonst nichts, Freund, so gedulden Sie sich. Jenseits der Alpen werden Ihnen flammende Blicke, flaumige Oberlippen, römische Büsten und Nacken aus dunklem Laube wie Goldorangen glühen.“

„Kein italisches Weib kann sich mit ihr messen!“ erwiderte Herbig ernsthaft.

„Mit Ihrer Braut?“

„Wäre sie's!“

„Wer ist sie denn?“ wisperte Dräsow vertraulich.

„Weiß ich's? Ich sah sie nur ein, zweimal. Allein, um dieses Weib könnte ich ein anderes Troja zerstören und wieder aufbauen.“

„Schwärmerei! Unser nordisches, verkümmertes zartes Geschlecht ohne Nacken und Büste, nur Haut, Knochen und — Geist!“

„Auch solche waren dort. Allein, als sie — dem Meere entstieg.“

„Also eine wahrhafte vandalische oder obotritische Schaumgeborne, — eine nordische Aphrodite!“

„Ein viel erhabeneres Weib.“

„Eine Walküre?“

„Nein, auch das nicht, Dräsow. Hab' die Walküren satt. — Können Sie sich eine Vorstellung machen von der hehrsten und schönsten der göttlichen Vanen . . .“

„Von welchen die Vandalen ihren Namen haben.“

„Mag sein. Also eine Freya Vanadis! Nur darfst du sie dir nicht zu hell denken, sondern dunkelblond, das Antlitz blaß, aber gleichsam mit durchsichtigem Braun untermalt. Nicht zu milchblütig, sondern wohl imstande zu zürnen, wie es in der Edda heißt:

> Wild ward Freya und fauchte vor Wut,
> Die ganze Halle der Götter erbebte.

Kurz, wenn du willst, eine germanische Pallas Promados.“

Dräsow hielt eine Weile vor Verwunderung im Benagen eines Rebhuhnflügels inne, drohte dann seinem Gegenüber scherzhaft mit dem Messer und fuhr in seiner Beschäftigung wieder fort, indem er sagte:

„Me Hercle! Bei Ihnen sitzt es tief. Die hohe Athena mit einem modernen Weibe vergleichen, dem weder Homer noch Pindar etwas ist, wenn er nichts in die Küche liefert!! Allein ich weiß schon von unseren Schulfreunden Odysseus und Aeneas her: auf Reisen ist man zum Schwärmen für Frauen leicht aufgelegt. Denk' an Schiller, der, auf der Flucht, zur Verzweiflung des Begleiters eine gewöhnliche Kellnerin anschmachtend, nicht zum Fortbringen war! I ja,“ fuhr Dräsow mit dem Anschein und dem Gebahren eines starken Geistes zu wispern fort! „Das ewig Weibliche zieht uns nicht hinan, sondern herunter. Und wenn man mit Gänsen sprechen will, muß man zischen. Und muß es sein, so bleibe man nur mit Haut, Knochen und dem bißchen Bildung daheim. Ich ziehe den römischen Typus vor, wissen Sie, — untersetzt, Büste, Nacken, Flaumlippe!“

„Sie wollen mich wohl umbringen, wie Simson die Philister!“ fuhr jetzt Herbig los.

„Indem ich essend und plaudernd den Kinnbacken gegen Sie gebrauche? Nicht übel. Aber genug!“ Und Dräsow legte Messer und Gabel weg und griff nach der ihm hingereichten Regalia, die er — ein wahrer Zündholzmörder — wohl ein dutzendmal anzündete, mitunter auch verkehrt in den Mund nahm. „Ich bin jetzt bereit, die empfindsamste Geschichte anzuhören. Vor allem erzählen Sie mir, wie man bei solcher Schwärmerei für die Weiber noch nicht unter den Pantoffel geraten ist.“

Herbig winkte dem Kellner zum Abräumen. Bevor er antwortete, sah er sich im gut ventilierten Saale um, — auch der Nebensaal hatte sich gefüllt, zum Teil mit Damen. Dann hielt er seinem Gegenüber eigenhändig die brennende Cigarre zum Anzünden, was nur für den Augenblick half, setzte sich bequemer, indem er aus

einer frischen Flasche einschenkte, mit Dräsow anstieß und nun zu der nachfolgenden Mitteilung schritt.

4.

„Sie wissen, oder wissen es vielleicht nicht," begann Herbig, „ich stehe völlig allein im Leben. Vater und Mutter liegen längst hinterm heimischen Oberrhein begraben, und ich selbst sitze droben im hohen Nordost als Privatdocent in der Stadt der reinen Vernunft, wie Sie hier, lese Länder- und Völkerkunde mehr zu meinem Vergnügen, als zu anderer Belehrung, — und mein Vermögen reicht gerade hin, solchen Luxus zu führen und — keine reiche Frau nehmen zu müssen. Dies zur Erklärung des Umstandes, auf den Sie zuletzt Bezug genommen. So sah ich mich nach einer gebildeten um und die gebildete nach mir. Allein, ich ließ sie sitzen oder — man weiß es nicht recht — sie mich, denn sie hat sich im Frühjahr anderweitig gut verheiratet. Thränen flossen nicht. Aber einsam, unbefreundet, ward ich ungesellig wie ein eingefangener Wolf. Und da ich für den Winter doch schwerlich ein Kolleg zusammenbringe, Sudan mir doch zu weit und heiß ist, gehe ich nach Rom, — Schupp in Halle will mit und erwartet mich. Von Königsberg aus fuhr ich zur See mit dem Dampfer nach Swinemünde, besuchte Heringsdorf auf Usedom, wo ich mich langweilte, und dann auch mit besonderer Gelegenheit — Misdroy auf Wollin. —"

„Und da geschah es."

„Ja, wohl geschah es!" versetzte Herbig seinem Gegenüber zunickend. „Um etwas mehr von der Insel zu sehen, hatte ich mich in einer tief einschneidenden Bucht des Haffs — beim Teerofen — aussetzen lassen, durchwanderte den schönen Wald und watete, ohne mich lange im Dorf mit seiner sehenswürdigen Kirche aufzuhalten, langsam vorwärts durch den heißen Dünensand der Insel. Mich ganz dem Zufall und zwecklosen Umherschleudern überlassend, geriet ich in die Dünen, die gegen den Nordwind schützen. Indem ich einem Hohlweg durch die Sandhügel folgte, schlug ein Tosen — erst leise, dann immer vernehmlicher — an mein Ohr. Und nun lag es vor mir — das tiefblaue Meer. Hier glatt, dort gekräuselt, eine Welt voll Licht und Glanz. Dann suchte ich Menschen auf, dort, wo Männer und Frauen getrennt badeten und vereint am Ufer wandelten. Nun lag vor mir — im Vordergrund — der helle, feinsandige, feste, belebte Badestrand. — Eine Weile sah ich dem Treiben zu. Bald aber war ich — der Fremde unter Fremden — des Anblicks satt und langweilte mich auch hier. Doch meines Schicksals Uhr schlug ihre Stunde. Eben wollte ich also, des Schauspiels überdrüssig, mich wieder hinweg wenden zur Rückfahrt. Da entstieg ein Weib dem Meere . . ."

„Dem Badekarren wollen Sie sagen!" warf Dräsow ein, dem die Regalia zum fünfzehnten Male ausgegangen war.

„Müssen Sie denn immer dreinsprechen!" brauste Herbig auf, doch minder rauh und ärgerlich als aus gut gelauntem Uebermut. „Sie thun besser, Ihre Cigarre ordentlich anzuzünden oder eine andere zu nehmen. Ich sage: ein Weib stieg heraus. Götter, welch' ein Weib! Die Herren rissen schon von ferne die Hüte von den blanken Scheiteln, die Damen trippelten knicksend und schnatternd hinzu; ein kleiner, dicker, glattköpfiger, reich gekleideter, ältlicher Herr kam mit einem Shawl herbei und stellte sich auf die Zehen, um ihr denselben um die Schultern zu legen, — und sie nahm es hin, als sei der saubere Alte ihr Grom oder Gemahl. Ich aber stand unbeweglich, eine Salzsäule, starrte nach ihr wie verzaubert. Ob sie mich überhaupt bemerkte! Sie war zu sehr umringt, und ich mußte zusehen, wie sie innerhalb des Schwarms dahinschwand, aus der Ferne nur noch an ihrem blauen Parasol erkenntlich."

„Und das war alles?" fragte Dräsow, unterdes fleißig dem Glase zusprechend.

„Das war für jetzt alles. Andere Leute gingen noch genug da auf und ab. Dennoch erschien mir der Strand verödet, der Himmel umwölkt, der Meeresspiegel gleichsam umgewendet, grau wie Quecksilber. Endlich wich ich selbst von der Stelle, suchte mit dem empfangenen Eindruck die Einsamkeit, verlor mich immer weiter am Gestade hin, wo es öde, wild wird, — rechts der steilen Düne häuserhoher Flugsand, links das weite, weite Meer. Ja, das Meer! seinen Anblick ersetzt kein anderer. Es lag jetzt da wie im Schlafe, dabei tief atmend; und bei jedem Atemzug schlug eine Welle an das Ufer und rollte schäumend und brausend über den Sand zurück. Und weit, weit, weit draußen schoß eine große Möwe mit schrägen weißen Schwingen über die Flut. Ich sah ihr lange nach, zuletzt nicht mehr allein. Hinter mir von

der öden Düne erscholl ein Menschenlaut, der mir ans Herz ging. Es riß mich herum. Und wen sah ich? Wer stand oben auf dem Strande des Dünengrates?"

„Sie!" ergänzte Dräsow, wieder ein Streichholz erprobend.

„Natürlich sie, das bedarf keines Kommentars, Dräsovius. Sie stand oben, zuerst allein. Nun traten andere hinzu. Gleichzeitig sah ich das blaue Parasol vom Rande fliegen und — es hatte sich inzwischen ein Wind erhoben — die schroffe Sandwiese herunter seewärts treiben. Im Nu sprang ich hinzu, wie ein Löwe auf seinen Raub. — Ich rettete das Parasol und begann mit meiner Beute sofort die bewegliche Düne zu erklimmen. Sie war nicht allzuhoch, aber grundlos, verräterisch nachgiebig, leidlich locker. Dennoch glaubte ich in meinem leidenschaftlichen Eifer alle Schwierigkeiten zu überwinden. Ich hob die Kniee, ich kletterte, ich stieg, ich klomm, kam aber dabei nicht mehr von der Stelle. Vergebliches Bemühen! Bis zur Erschöpfung strengte ich mich an, im Zickzack empor zu kommen. Ein mühsames Werk. Der Strandhafer, an den ich mich hielt, schnitt mir in die Finger oder gab nach; mit jedem Schritt im losen Sande glitt ich zwei zurück. Sie schütteln den Kopf? Versuchen Sie's einmal. Mit sandgefüllten Stiefeln und geschundenen Händen hätte ich vielleicht doch das Plateau erreicht, von welchem sich die edle Gestalt noch immer herunterbog. Aber ganz plötzlich schoß etwas Rundes, Dickes den lockeren Hang herunter und hätte mich wohl mit in die Tiefe gerissen, wenn ich nicht den Stiefelabsatz vorgehalten, da es mir vor die Füße rollte. Jetzt richtete sich der schwarze Knäuel vor meinen Augen aus dem Sande auf und entwickelte sich als dasselbe feiste Männchen mit dem blanken Scheitel, das mir schon am Badestrand aufgefallen war. Er bat um das blauseidene Parasol. Was wollte ich machen; — ich gab es hin. Aber wie kam es hinauf? Indes brauchte ich nicht lange dafür zu sorgen. Von einem erfinderischen Kopfe, der alle vorrätigen Tücher zu einem Rettungstau verbunden, wurde unter dem lachenden Beistand der übrigen das Parasol samt Männchen wieder emporgezogen. Noch sah ich dessen Beinchen in der Höhe strampeln, sah die hohe Frau sich huldreich zu mir niederbeugen, hörte sie klangvollen freundlichen Dank sagen. Dann entschwand die Gesellschaft unter Lachen und Scherzen hinterm Dünenrand, den zu erreichen ich mich vergeblich bemühte."

„Und warum zog das ewig Weibliche nicht auch Sie hinan?" erkundigte sich Dräsow, als Herbig eine Pause eintreten ließ.

„Lernen Sie rauchen, statt so unnütz zu fragen," bemerkte Herbig, mehr neckisch als übellaunig, indem er einschenkte. „Schon wieder ausgegangen? Nehmen Sie einmal diese! — Und was meinen Sie denn? Ich war der Gesellschaft völlig fremd, die Düne steil und ein Mensch ist keine Möwe, um sich hinanzuschwingen. Als ich auf einem Umweg dennoch oben anlangte, lag die Düne öd, ohne Spur jener Menschen, — vor mir in einiger Entfernung das Dorf mit seiner Kirche, hinter mir die bewegte See, und im Flugsand drüben tauchte ein Mann auf, der winkte und rief. Es war mein Fährmann, hohe Zeit zur Rückfahrt. Wir fanden jenseits des Waldes unser Boot, steuerten zwischen niederen Binsenwiesen — dahinter Dörfer, Windmühlen — in die Swine hinein. Und schwermütig erwachte ich anderen Morgens im „Deutschen Haus" zu Greifswalde, das ich noch am späten Abend mit dem letzten Zug von Swinemünde aus erreicht hatte. Mit tausend Fäden zog es mich nach Misdroy zurück."

„Warum sind Sie nicht dort geblieben?"

„Weil — wahrlich, Dräsow, Sie haben eine böse Art zu fragen an sich. Das müssen Sie sich abgewöhnen. Ich hatte in Rostock zu thun, wollte Rügen noch besuchen. Zurückgekehrt schickte ich von Swinemünde mein Gepäck voraus und schiffte mich wieder nach Misdroy ein. Auf der ganzen Tour — lassen Sie uns einmal anstoßen und trinken! — auf der ganzen Tour also hatte ich nur einen Gedanken: sie! nur eine Vorstellung: sie! Ich hätte den Ocean durchschifft, sie nochmals zu sehen: die hohe, ebenmäßig schöne Gestalt, das edle Oval des wie halbes Dämmerlicht mysteriös blassen Antlitzes, — die mehr breite als hohe Stirne vom Haar umwogt und umschattet, wie Rügens Kreidefels von Wald und Meer, — das Auge geheimnisvoll zwischen Braue und Wimpern ruhend, wie im Waldesdunkel der Herthasee, die Miene verschleiert, die Stimme tiefsinnig und der Gang —"

„Lächelnd," warf Dräsow ein, da Herbig sich besann.

„Bei der fünften Rippe Ihrer Großmutter!" brauste dieser auf, „Mann, unterbrich mich nicht mit so schnöden Glossen!"

Dieser bestand jedoch darauf, daß ein lächelnder Gang zu einer tiefsinnigen Stimme gehöre und schon dagewesen sei.

„Nein, unkundiger Thebaner," hielt Herbig entgegen, „ihr Gang glich jenem, den Homer der Hero und Athene zuschreibt, dem scheuer Tauben."

„So, so! Einen Taubentritt hatte sie. Schön. Aber weiter, wie ging es das zweite Mal in Misdroy?" fragte Dräsow mit vorgebeugtem Haupt und der wieder ausgegangenen Cigarre zwischen den Lippen, in einer Haltung und dem Ausdruck scheinbar erwartungsvollster Spannung, während Herbig fortfuhr:

„Ich suchte nach ihrer Fußspur im Sande, — verweht. Ich frug ihr beiläufig nach im Gasthofe; man konnte aus meiner Beschreibung nicht klug werden. — Was nicken Sie so zustimmend, Dräsow?! — Ich erkundigte mich vorsichtig am Strande nach ihr, auch bei den Fischern, — man ist ja Ethnograph. Und einer, der klügste, schien mich zu verstehen und sprach etwas von einer „Domänenrätin", — die Damen kämen öfter auf den Kaffeeberg. Ich stürzte mich auf den Kaffeeberg, wartete und wartete, vergeblich. Jetzt hieß es, viele Gäste seien inzwischen abgereist, unter anderen auch — ich hörte zufällig den Namen — Geheimrat Betting. Wenn Sie meine Verehrung für den vortrefflichen alten Herrn kennen, mögen Sie sich vorstellen, wie leid es mir schon seinetwegen that, nicht sofort nach Misdroy gegangen oder da geblieben zu sein. Es ist der Mann, dem ich die freundlichste Erinnerung bewahre. Nun ihm so nahe gewesen ohne Ahnung von dem liebenswürdigen Greise."

„Greis!" wisperte Dräsow, die nicht brennende Regalia aus dem Munde nehmend. „Greis?! Schlägt aus, wie eine hohle Weide, der man den Kopf stutzt."

„Bitte, rauchen Sie nicht immer kalt und sprechen Sie nicht so von einem Manne, der unsere höchste Achtung verdient."

„Die versag' ich ihm ja nicht. Aber dieser Greis hat vor drei Jahren wieder geheiratet, sag' ich Ihnen, — ein weibliches Wesen — —"

„Selbstverständlich."

„Ein Frauenzimmer," fuhr der andere fort, wieder eine Anzahl Streichhölzer vertilgend, „eine junge Dame . . ."

„Das spricht für die Empfindungen, die der vortreffliche Mann noch einflößt. Gewiß ein ausgezeichnetes Wesen."

„Man sagt es. Sie soll ihn vortrefflich halten. Es ist die Tochter eines an Gelehrsamkeit und Kindern reichgesegneten, an Glücksgütern armen Schulmannes aus einer Landstadt," berichtete Dräsow, indem er nunmehr nach jedem Wort oder Satze mühsam, für den Zuschauer geradezu beklemmend, an seiner Cigarre zog. „Hat ihren jüngeren Brüdern die griechischen — und lateinischen — Lektionen — überhört. An Freiern — mag's nicht — gefehlt haben. Aber der Alte — pflegte — wie der Doktor Erythropel in der Vasteuper Heide — jeden zu examinieren: ‚Haben Sie Sanskrit studiert? — Zend? — Aramäisch? — Neues aus der Steinzeit oder über den Gletscherschliff an unseren Fündlingen zu Tage gefördert? — Diatomeen untersucht? — oder auf atrophysikalischem Wege Beweise für Lungenatmer auf dem Monde beigebracht? — Nicht?! — Und Sie wollen mein Schwiegersohn werden? — Pflanzen Sie Buchweizen, — züchten Sie Heidschnucken, — schaffen Sie Material für Mett- und Schlackwürste, — aber meine Tochter schlagen Sie sich aus dem unentwickelten Cerebralsystem!' — Der Geheimrat bekam sie."

„Sehr begreiflich," bemerkte Herbig. „Aber hat denn auch diese keinen Zug? Sie strengen sich ja fürchterlich an, Dräsow. — Schade übrigens, daß ich den verehrten Mann hier nicht traf."

„Sie kommen — aber auch — zu einer Zeit — wo niemand hier ist."

„Sind Sie niemand? — Werfen Sie doch einmal den Stumpf weg und kommen Sie zu Atem. — Auch Steuber traf ich, wissen Sie, der immer aussah, als wäre Apollo sein Pate und hätte ihm seinen Konfirmationsrock geschenkt. Er heiratet."

„Ja," bemerkte Dräsow ruhig, „er hat sich schon als Referendar in Hannover mit einem Fräulein Pauline Brokholt verlobt."

„So!! — Er heiratet jedoch Fräulein Patzky, wie es scheint, eine reiche Erbin."

„Also dennoch!" sprach Dräsow sichtlich unangenehm berührt. „Abscheulich. Ich genoß eine Weile sein Vertrauen, mahnte ihn ernstlich an seine Pflicht. Seitdem hat er mich allerdings vernachlässigt. — Sprechen wir nicht weiter von ihm. — Sind Sie etwa hier auf der Spur Ihrer Unbekannten von Misdroy?"

Herbig seufzte und erklärte aufrichtig, daß er gehofft habe, bei Bettings einigen Aufschluß

über dieselbe zu erlangen, da sie jedem im Bade aufgefallen sein müsse.

„Aber,“ setzte er hinzu, „ich erlangte nichts als die Kunde von der Weiterreise der Herrschaften und diese nelkenduftige Rose.“

„So, daher stammt der seltsame Geruch,“ bemerkte Dräsow. „Uebrigens dachte ich mir schon den ganzen Abend, warum du in deinem anonymen Schreiben dieser nelkenduftigen Rose nicht als Erkennungszeichen erwähntest, da du doch von mir, um Verwechselungen vorzubeugen, als Merkmal eine Papierrolle in der Rocktasche verlangtest. Sie steckt noch im Ueberrock, — eine ungedruckte Abhandlung von mir über ‚die Mütter‘ und den Homunkulus im zweiten Teil des Faust.“

Herbig sah den anderen groß an. Dessen Reden erschienen ihm nachgerade unbegreiflich.

„Was soll ich gethan haben?“ frug er betroffen. „Gott bewahre mich! Ich habe dir weder geschrieben noch ein Zeichen verlangt, — gar eine Papierrolle mit den Müttern und dem Homunkulus.“

„Keine Papierrolle?“

„Fällt mir gar nicht ein.“

Statt aller Antwort langte Dräsow ein Billet aus der Brusttasche und hielt es dem Leugnenden hin. Nach einem Blick darauf sagte jedoch Herbig, das sei nicht seine Handschrift.

„Etwas verstellt,“ bemerkte Dräsow, „um mir eine Ueberraschung zu bereiten.“

„Nichts wollte ich Ihnen bereiten. So hübsch und charaktervoll schreibe ich nicht!“ beteuerte Herbig. „Es ist nicht von mir.“

Beide waren sehr verwundert über den Umstand. Sie prüften die Schrift wiederholt und lasen den Inhalt: eine anonyme ernste Bitte in achtungsvollen Worten, zwischen acht und neun im Hotel — mit einer Papierrolle in der Rocktasche als Erkennungszeichen — erscheinen zu wollen. Am Schluß wurde zum voraus Dank für diese Gefälligkeit und das Ersuchen ausgesprochen, die Anonymität fürs erste noch zu gestatten.

Es war doch sehr seltsam. Dräsow konnte sich durchaus nicht denken, von wem sonst das Schreiben herrühre, obwohl ihm die Schrift nicht völlig unbekannt deuchte. Sie mußte ihm schon irgendwo vorgekommen sein. Daß das Billet nicht von Herbig stammte, konnte er durch seine eigene Schrift leicht beweisen.

So kräftig die Züge des anonymen Schreibens, war die Annahme einer Frauenhand nicht ausgeschlossen, und Herbig scherzte nachgerade über römischen Typus, Nacken, Flaumlippe. Allein Dräsow, merklich verdüstert und nachdenklich, bat endlich sehr ernsthaft und in überraschend eindringlichem Tone, die Angelegenheit für jetzt auf sich beruhen und den Gegenstand fallen zu lassen. Er brachte die Rede auf Herbigs zweiten Besuch in Misdroy zurück und fragte nach dem weiteren Ergebnis desselben.

Herbig, noch immer mit dem Drange sich auszusprechen über das, was sein Gefühlsleben am tiefsten berührte, überlegte, wo er anknüpfen solle. Indem er einschenkte, mit Dräsow anstieß und trank, legte er sich rauchend auf die Lehne zurück.

„Richtig!“ begann er dann die Fortsetzung seiner Mitteilungen. „Ich vermochte also in Misdroy nicht zur Gewißheit zu gelangen, ob sie noch da, ob sie abgereist sei. Um sicher zu gehen besuchte ich beide Gasthöfe, ohne etwas zu erfahren. Ich ließ mir zuletzt ein Glas Grog und die Fremdenliste geben. Ich blätterte in letzterer herum, bei jedem Frauennamen erwägend, ob Stand und Herkunft zu der Erscheinung passe. Also: Frau Schiewe, Kanzleidirektorswitwe aus Posen — nichts; Fräulein Hilda Sandel, Schulratstochter aus Breslau — nichts; Frau Schurf, Kohlenhändler — — nichts; Frau von Krewitz, geb. Schlewitz, auf Plewitz bei Drewitz — auch nichts; Fräulein Linda — — Hier veranlaßte mich jedoch ein lautes, einem Posaunenstoß ähnliches Geräusch, aufzublicken. Ich war nicht mehr allein im Lokal. An einem anderen Tisch hatte ein kleiner, dicker, behäbiger, rotwangiger, feingekleideter Glatzkopf Platz genommen, der eben im Begriff war, sein Taschentuch einzustecken. Der Herr sprach mit dem Kellner über eine Lustpartie, an der teilzunehmen er verhindert gewesen; der ‚Jordansee‘ wurde genannt. Seine Erkundigungen waren so genau und ausführlich, daß denselben mehr als bloße Neugierde zu Grunde zu liegen schien. In seinem Benehmen hatte er etwas Gesetztes und besonders in der Art, wie er das Taschentuch benützte. Es ist unbekannt, wie er es anstellte, aber es ist Thatsache, daß seine Nase dabei wie eine Trompete dröhnte. Diese dem Anschein nach ganz unschuldige Eigenschaft erwarb ihm indessen die Hochachtung des Kellners, so daß der jedesmal, wenn ihm jener eigentümliche Ton zu Ohren kam, den Kopf schüttelte,

sich verneigte und fragte: Was befehlen Sie?"

Hier benützte Dräsow eine kleine Pause, um zu fragen, ob der kleine Herr identisch mit jenem Kollegienrat Schitschikoff eines russischen Romanes sei. Herbig verneinte, indem er fortfuhr:

„Gogols Schilderung seines Helden wandte ich nur, weil passend, beiläufig und teilweise auf mein Alterchen an, in welchem ich übrigens bereits das Männchen vom Strande und von der Düne erkannt hatte."

„Solche Exemplare," wandte Dräsow ein, „sind nicht allzu selten und finden sich allenthalben. Auch im Nebensaal sitzt eines. Doch, erzählen Sie weiter."

„Ohne mehr bei der Sache zu sein," so berichtete Herbig, „blätterte ich also in der Fremdenliste; allein, so war nichts herauszubringen. Aufschluß, und zwar genauen Aufschluß, konnte mir eben nur der kleine Herr mit dem gesetzten Wesen geben. Aber meine Scheu, ihn darum zu ersuchen, war unüberwindlich. Mechanisch las ich also weiter, ihn dabei stets im Auge behaltend: Fräulein Linda Strumpf — nichts; Frau Hempel, Fräulein Stempel — nichts — nichts — alles nichts. Aber hier: Frau Theodora von Frey, hier! — Domänenratsgattin! — — Kellner! rief ich aus vollem Halse, ärgerte mich jedoch, da der gesetzte kleine Herr sich etwas erstaunt nach dem Schreier umblickte. Wenn er der Domänenrat selbst wäre! — Also nur flüsternd erkundigte ich mich: Nicht wahr, Kellner, es ist eine kleine unansehnliche Frau, die Domänenrätin?! — Förmlich bestürzt sah mich der Bursche an. — Also groß? — ‚J ja, sehr!' — Sie ist es, jubelte es in mir. — Noch hier? — ‚Will gleich nachfragen!' Und damit wandte er sich zu meiner Bestürzung gerade an den ältlichen Herrn. Der drehte nochmals langsam den Kopf nach mir und quäkte: ‚Wenn Sie die große Dame meinen mit dem blauseidenen —' — Zu dienen! fiel ich hastig ein. Eben die mit dem blauseidenen! — ‚Die ist vor fünf Minuten hier vorüber nach dem Badestrande hinausgegangen!' — Verbindlichsten Dank! — Anscheinend ruhig trank ich meinen Grog aus, zahlte, verabschiedete mich, lief aber, einmal aus dem Gesichtskreis, wie ein Windhund nach dem Strande zurück, wo nach wie vor die Meereswellen in silberweißen Schaumlinien brandeten, konnte jedoch die schöne Frau nirgends vor den Badeplätzen entdecken. — Können Sie mir nicht sagen, wandte ich mich an den nächsten besten, wo die Frau Domänenrätin von Frey — — — ‚Hier,' fiel mir der Mann ins Wort, ‚hier!' und wies lächelnd mit einer diskreten Handbewegung auf einen vorüberwandelnden Turm. Ich sage Ihnen, sieben oder acht Fuß maß diese Domänenrätin, die in einem blauseidenen Kleide da ihren Spaziergang machte. Sie hätte sich auf einem Jahrmarkt sehen lassen können. Aber keine Spur von einer Aehnlichkeit! — Nun mögen Sie sich denken, wie begossen ich dastand, dann von hinnen ging, die nächste Gelegenheit zur Rückfahrt ergriff. Ich wollte dem Glatzkopf nicht wieder vor die Augen kommen. Zu meiner Beschämung gesellte sich die Ueberzeugung, daß er mich geflissentlich auf falscher Fährte ließ, indes er selbst die Rückkunft der schönen Frau von dem Ausflug erwartete. Und so ließ ich sie zurück, kam mit ungestillter Sehnsucht hierher. Meine Romfahrt ist mir verleidet. Ich fühle nur zu tief, daß all mein Lebensglück von diesem Weibe abhängt."

„Das ist Schwärmerei!" bemerkte Dräsow, als Herbig schwieg, mit unverkennbarem Ernst. Seine Stimmung war mit der Entdeckung, daß jener nicht der Absender des empfangenen Billets, völlig umgeschlagen. „Seien Sie froh," fuhr er fort, „daß nicht jedem Wunsch Erfüllung wird. Bescheiden Sie sich mit Ihrem Los, das Tausenden als das große erschiene. Gerade das am heißesten ersehnte Glück ist so oft die Quelle bittersten Leids, qualvollster Reue."

Höchlichst erstaunt sah ihn Herbig an.

„Sind Sie des Teufels, Sie flaumlippiger Sittenprediger! Sie fallen ja ganz ins Triviale, wie ein schnapsduseliger Macbeth im vierten Akt. Und bei solchem Wein! Trinken Sie einmal aus, Sie Streichholztiger!" sagte Herbig und hätte zweifelsohne in dieser jokos polternden Weise noch fortgefahren, wenn nicht während der Trinkpause jener mehrfach erwähnte Nasenton so kräftig aus dem Nebensaal erschollen wäre, daß beide aufmerksam wurden.

„Zum Donner auch, ich glaube, er ist's!" rief Herbig herumfahrend.

„Ich sagt' es ja," ergänzte Dräsow ruhiger, „es sitze einer drinnen."

„Kellner!" Der Schwärzliche lief herbei. „Was ist der alte Herr, der so viel Talent zum Stabstrompeter zeigt? Noch nicht eingeschrieben?"

„Doch, Herr Doktor," versetzte der Herbei-

gewunkene. „Rentier Venulo aus Amsterdam. Die Dame sitzt bei ihm."

„Welche Dame?" erkundigte sich Herbig lebhaft, und sein Gesicht ward blaß und dann blutrot.

„Die Sie im Foyer als Kandelaber ansahen, Herr Doktor," äußerte der Kellner im Hinwegeilen.

Herbig schien damit wieder mehr ernüchtert.

„Es ist seltsam, lieber Dräsovius," wandte er sich an seinen Gast, „ich sah am Abend nach meiner Ankunft hier in jeder Dame nur einen Kandelaber, so erfüllt war ich von der e i n e n. Wenn sie's wäre! Dieses holländischen Rentiers Gattin oder Braut?! Ich muß dahinter kommen. Soll ich hinein?" fragte er, mit dem Kopfe nach dem Nebensaal winkend. Doch kam er davon rasch ab zu einem anderen Entschluß. „Herr Oberkellner! Haben Sie die Gewogenheit: die beiden, der kleine Herr mit der Glatze hier innen und die Dame stehen demnach in intimen Beziehungen?"

„Bezweifle," war die gelassene Antwort, die mit einer anmutigen Bewegung des Blondkopfes verbunden war. „Die Bekanntschaft ist keine vertraute."

„Aber sie kamen doch mit dem Stettiner Zug?"

„Mit der Lehrter Bahn. Der holländische Herr äußerte zu mir selbst, er habe die Dame nur flüchtig auf der Reise, an den Haltstationen gesehen und kennen gelernt. Sie ist sehr einsilbig gegen Mynheer, gibt nur kurze Antworten, scheint etwas übellaunig und zerstreut, sieht manchmal gespannt nach dem Eingang, als erwarte sie jemand, kurz — — ich glaube übrigens, die Dame will sich zurückziehen. Entschuldigen Sie, meine Herren!"

Und der Herr Oberkellner begab sich in den Nebensaal. In der That wurden dort Stühle gerückt. Man schied da drinnen — ziemlich fremd, unter förmlichen Verbeugungen. Und nun kam sie — für einige Augenblicke sichtbar — vorüber, warf einen scheu forschenden, fast finsteren Blick umher, stutzte beim Anblick Herbigs zwar nur merklich, erwiderte aber dessen Verbeugung mit einem kurzen, fremden, stolzen Nicken und schritt dann rasch durch das Foyer nach der Stelle, wo ein Stubenmädchen ihrer harrte, um sie auf ihr Zimmer zu geleiten.

Herbig sah sehr betroffen drein, während Dräsow ihr schweigend, nicht ohne eine gewisse Bewunderung nachblickte.

„Ist sie's?" fragte er leise.

„Wer?"

„Vom Ostseestrand? Eine sehr anziehende Erscheinung. Schlank, nicht zu groß, schwarzlockig. So denke ich mir den sabinischen Typus."

Herbig verneinte.

„Es ist das Mädchen aus der Fremde," erklärte er, „dem ich heute abend nochmals unter sehr eigentümlichen Umständen begegnet bin." Und nun teilte er das Nähere mit.

Aufmerksam hörte Dräsow zu, von dem Vernommenen anscheinend tief erschüttert.

„Wenn sie es wäre," sagte er, „Pauline Brokholt, Steubers verlassene Braut! Und dieses anziehende, gescheite Wesen — ich habe einmal einen Brief von ihr gelesen — konnte er verlassen!"

Eine längere Pause trat ein. Auch nachher blieb das Gespräch einsilbig, stockte nicht selten ganz. Zum Trinken schienen beide nicht mehr aufgelegt.

„Sie sind müde, Freund. Flüstern wir nicht weiter zusammen," meinte Herbig, „sonst könnte die Welt noch auf den Verdacht kommen, wir seien in einem Komplott gegen sie. Komm morgen wieder, Freund, bitte — begleite mich zum Bahnhof. Jetzt aber halt' ich dich nicht länger auf und schreite zu weiteren Thaten."

„Was hast du noch Großes vor?"

„Ich werde noch eine Cigarre rauchen und dann zu Bett gehen."

So schieden sie für die Nacht. —

„Es ist ein vortrefflicher Mensch, ein ganz — vortrefflicher — Mensch," sagte Dräsow auf dem Heimweg zu sich selbst. „Allein — er liebt rauhe Ausdrücke!" Der Streichholztiger lag ihm noch in den Ohren. Und nun überließ er sich stets schwermütigeren Erwägungen. —

„Welch ein Wrack von einem Mann!" sprach Herbig, in seinem Zimmer auf- und niederschreitend. Dann horchte er, ob sich nichts in der Nebenstube rege.

Es war alles still.

5.

Spät erst erwachte Bruno Herbig andern Morgens aus einem verworrenen Traum. Er konnte sich des einzelnen nicht mehr entsinnen. Nur soviel war ihm erinnerlich, daß ihn die Seeflut wie ein brüllendes Ungeheuer den Flugsand

der Düne hinan verfolgte, wo er sich an einem Rosenstrauch hielt, dessen Dornen seine Hände zerfleischten. Aus jeder Rose sah ihn ein bekanntes Frauenantlitz an, schwarzäugig, braunäugig, blauäugig, strahläugig — und die schönste brach unter seiner Hand vom Zweige, und während sie über den Abhang rollte, stürzte er selbst tief, tief, immer tiefer in die See, die zum Sandmeer ward. Alles Mühen, dasselbe zu durchwaten und wieder zu der Rose zu gelangen, die mit eigentümlichem Nelkenduft die ganze Sahara erfüllte, war umsonst. Keuchend, lechzend sank er immer tiefer ein, und der Wüstensand wehte und legte sich über ihn hin.

Matt und immer noch keuchend lag er jetzt da mit offenen Augen. Seine erste Wahrnehmung bildeten die goldbraunen Tapeten des Zimmers, die zweite ein Geräusch hinter der Wand im Nebenzimmer — leise Tritte, Oeffnen und Schließen von Koffern und Schränken. Ein Gemisch von Rosen- und Nelkengeruch durchduftete die Stubenluft. Noch eine Weile lag er still, bis er den Kopf hebend zu vollem Bewußtsein kam. Die in den Teppich vor seinem Bette gestickte Rose konnte doch die Täuschung nicht hervorbringen! Er sah nochmals hin, — er reckte die Hand aus und hob eine wirkliche, welke Rose auf. Ihre Hauptfarbe war ein — wie mit Goldstaub bestreutes — dunkles Braunrot, das nach außen hin in eine bläulich-weiße Schattierung überging, der Rand tief aschgrau. Nun erinnerte er sich, daß er eben erst, noch halb im Schlaf, die seltene Rose auf dem Marmortischchen neben dem Bette liegen gesehen und danach gegriffen, also wahrscheinlich selbst fallen gelassen hatte, um im Nu, im Moment des Erwachens, noch ein ganzes Schicksal zu durchträumen.

Die Rose fiel in seiner Hand auseinander, die einzelnen Blätter flogen vor dem Hauch seines Mundes zum Teil wieder auf die Diele. Er stand auf, sammelte sie sorgfältig und legte, halb angekleidet, die zarten Blumenteile in ein leeres Schächtelchen, das er in einem Koffer barg. Warum er es that? Er wußte sich selbst kaum Rechenschaft darüber abzulegen, wenn nicht zur Erinnerung an einen hochverehrten Mann — es fiel ihm jetzt ein, — dessen Hausgärtchen er die Rose entnommen hatte.

Nachdem er sich völlig angekleidet, den Kaffee auf seinem Zimmer getrunken, die Koffer geschlossen und alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen hatte, machte er, obwohl ihm Zeit genug blieb, keinen weiteren Versuch, noch andere Bekannte aus der gelehrten Welt zu treffen, sondern ließ in gewohnter Weise das Gepäck zum Bahnhof befördern und nach Halle aufgeben, um sorglos reisen zu können.

Gegen Mittag, als eben die Sonne etwas hervortrat — der Himmel war heute bewölkt und der Wind ging — kam der kleine Kurzjack gelaufen mit der Meldung, daß der Herr von gestern abend mit der grünlichen Brille — Herr Doktor Dräsow — unten warte. Erfreut, noch einige Stunden verplaudern zu können, eilte Herbig hinunter. Es war ja doch eine treue, anhängliche Seele und ein zuverlässiger Mensch, dieser Dräsow! Der Empfang war herzlicher als gestern. Herbig bestellte noch ein Frühstück. Eine Menge Erinnerungen, die abends nicht zur Sprache gekommen waren, wurden aufgefrischt, eine Reihe wissenschaftlicher Streitfragen erörtert, wobei sich Dräsow dem Freunde als ein überraschend scharfsinniger und denkender Kopf zeigte. Ganz in die Freudigkeit des Gedankenaustauschs verloren, wandelten die Freunde jetzt lebhaft plaudernd im Foyer auf und nieder, Herbig mit stolz und hochgerecktem Haupt, der andere mit dem Kopf zwischen den Schultern und auf die Brust vorgesunken — das Bild eines deutschen Stubengelehrten.

Eben waren sie bei einem besonders interessanten Thema angelangt, als eine der fremden Damen, welche im Hotel wohnten, hinter der Glaswand die Treppe herunter kam, indem sie noch die feinen schwedischen Handschuhe fester zwischen die zarten Finger drückte. Eine hübsche schlanke Figur, leider verschleiert — das etwas windige Wetter rechtfertigte dies, — dagegen hell gekleidet. Die Gestalt erinnerte an das Mädchen aus der Fremde, auch die Haltung. Bei aller gemessenen Bewegung erschien ihr Gang entschlossen, als sie vorüberkommend die Verbeugung der beiden ruhig erwiderte und dann draußen bei dem grauköpfigen Portier stehen blieb, den sie dem Anschein nach bat, ihr eine Droschke herbei zu winken.

Während sie noch an der Stelle verweilte, trat der kleine Kellnerjunge mit der kurzen Jacke zu den beiden Herren im Foyer mit einem sauberen, fast zierlichen Paket heran und sagte, er sei beauftragt, dasselbe an Herrn Dr. Gotthold Daniel Dräsow, Privatdocenten an der Universität abzugeben.

„Das wäre nun allerdings ich," sagte der

Gebeugte mit der Brille, indem er das Papierpäckchen hinnahm und in der Hand wog, worauf er nach der Adresse sah. Es war genau und richtig die seinige; es gab keinen andern Privatdocenten dieses Namens in der großen Stadt, und zum Ueberfluß war noch Straße, Stadtteil und Hausnummer seiner Wohnung angegeben. Dräsow hielt die Adresse dicht vor seine Brille und machte dabei ein sehr verblüfftes Gesicht. Was ihn zumeist in Verwirrung setzte, war der Umstand, daß das Päckchen mit denselben klaren charaktervollen Schriftzügen beschrieben war, wie das anonyme Billet, welches ihn abends in das Hotel beschieden hatte.

Unterdes war draußen die Droschke vorgefahren. Denn die junge Dame grüßte nochmals mit einem stummen Abschied herüber, nickte dem Kellnerjungen zu, als ob sie besondere Ursache habe, mit demselben zufrieden zu sein, und ließ sich dann von dem grauköpfigen Portier über den Tritt und durch den geöffneten Schlag helfen. Von einem Fenster des Foyers aus konnte Herbig noch bemerken, wie sie dem Alten die Hand drückte und der mit einer tiefen Verbeugung dankend und schmunzelnd sich zurückzog. Ein Peitschenhieb, und die Droschke war davon, bevor sich Dräsow von seiner Ueberraschung erholt hatte. Noch immer wog er das Paket in der Hand. Und ehe er sich entschließen konnte, das Siegel zu erbrechen — es zeigte eine von einem Pfeil durchbohrte Taube, — fragte er den kleinen Kurzjack, wer ihn mit der Ueberreichung des Päckchens beauftragt habe.

„Die junge Dame, die soeben abgefahren," war die Antwort.

„Sieh', sieh'!" lachte Herbig auf. „Du bist denn doch nachgerade der Knopf auf Fortunas Mütze, machst aber ein Gesicht, als sei dir ein Donnerkeil in die Tasche gefahren."

„Was mag es sein?" fragte Dräsow, und das Paket zitterte in seiner Hand.

„Was es sein wird? Lieber Aesthetiker, und du fragst noch. Ein Bändchen Lyrik, über welches man dein Urteil verlangt, — ein Manuskript von Liebesseufzern und Elegieen, über welche du dein Gutachten abgeben sollst. Brich einmal das Siegel entzwei und sieh'!"

Mit bebender Hand befolgte Dräsow den Rat. Es ergab sich jedoch nichts, als ein weiteres versiegeltes Couvert mit seiner Adresse und eine kleine goldgeränderte Karte, die die Worte enthielt:

„Die Absenderin erwartet von Herrn Dr. Dräsow Diskretion, daß er die weiteren Siegel nicht vor abends sechs Uhr öffne." —

„Geheimnisvoll!" bemerkte Herbig, nachdem er ebenfalls die Worte gelesen hatte.

Eine Unterschrift hatte diese Bitte nicht, allein es war dieselbe Hand. Uebrigens fühlte sich der Inhalt des Pakets in der That wie ein Heft von Gedichten an. Es konnte jedoch auch etwas anderes sein. Halt! Da auf dem inneren Siegel steht etwas kaum merklich: Streben und Sterben! Aber Aufschluß gab es nicht.

„Hör' einmal, Dräsovius," begann Herbig, indem er ihm das Paket wieder zurückgab. „Es ist nicht möglich, daß dir hiermit ein sibyllinisches Buch übergeben ist, das all deine Lyrik über den Haufen wirft; daß du, während ich vergeblich danach trachte, bei aller trockenen Nüchternheit und ungesucht in einen Roman verwickelt wirst. Gar launenhaft wirft das Schicksal seine Lose, meine Teilnahme ist geweckt, abends sechs bin ich schon in Halle. Löse die Siegel."

„Das werde ich unterlassen," erwiderte Dräsow bestimmt. „Die Absenderin soll nicht umsonst meiner Diskretion vertrauen."

„So wollen wir mindestens hören, wer diese schlanke Parze oder Cumäische Sibylle war." Und Herbig winkte dem Oberkellner, der eben mit dem Portier sprach. Jener trat heran, dieser hielt sich mehr im Hintergrunde. „Wer war die Dame? Ich meine die junge entschlossene im hellen Kleide, die eben abfuhr? Eine Engländerin?"

„Eine Deutsche. Kannten Sie sie nicht mehr, Herr Doktor?"

„Ich habe eine bestimmte Vermutung. Also?"

„Dieselbe," berichtete der Oberkellner, die gestern mit dem ältlichen holländischen Herrn gleichzeitig anlangte, und die Sie dann für einen Kandelaber hielten." Der Oberkellner fügte noch die Bemerkung hinzu, daß sie die Note des Hotels, welche jeden Morgen übergeben zu werden pflegt, sofort berichtigt; für die Bedienung noch etwas Beträchtliches zugelegt habe, bevor sie wegfuhr. Und Oberkellner und Portier zeigten dabei sehr hochachtungsvolle Mienen, während Herbig, in seiner Mutmaßung bestärkt, weiter fragte:

„So kehrt sie nicht mehr zurück?"

„Doch, doch. Ihre Koffer stehen noch in ihrem Quartier."

„Wohin fuhr sie?“

„Zur Michaelskirche, befahl sie dem Droschkenführer,“ antwortete der Portier aus dem Hintergrunde.

„Und — wie heißt sie?“

„Sie wollte sich erst einschreiben, wenn sie zurückkomme.“ —

„Alles sehr geheimnisvoll,“ äußerte Herbig zu Dräsow gewandt. „Zweifelsohne ist jedoch die Karyatide, für welche ich Verblendeter sie zuerst ansah, mit dem Kandelaber am Luisenufer identisch. Ob deine Voraussetzung über ihre Person richtig, laß ich dahin gestellt, bis sich dir abends sechs das Rätsel mit dem Siegel löst, wenn du es bis dahin aushältst.“

„Gewiß,“ beteuerte Dräsow, indem er jetzt das Paket in der Brusttasche seines Rockes barg.

„Ich hätte gute Lust, noch zu warten, welchen Ausgang dies Abenteuer nimmt,“ fuhr dann Herbig fort. „Da ich jedoch keinen Teil daran habe, die Pflicht ruft, Wunsch und Sehnsucht schweigen muß, brechen wir allmählich auf. Meine Rechnung, Herr Ober — — halt! Da fällt mir ein, wo ich die weinende Karyatide gesehen, deren Anblick mich damals so erschütterte. Es ist ein Bildwerk Quellins im Rathaus zu Amsterdam. Wo ist Mynheer mit der Glatze hingekommen?“

„Bereits ausgegangen, Herr Doktor.“

„Nun, der Holländer kümmert mich weiter nicht. Bitte also, meine Rechnung, Herr Oberkellner!“

Wie bewegte See
Wallt des Busens Schnee,
Und ein Angesicht
Winkt wie Dämmerlicht! —

Dies vor sich hinsummend, hatte Herbig einmal das Foyer der Breite nach durchschritten und kehrte sich dann plötzlich zu Dräsow.

„Wo ich am liebsten wäre, brauche ich dir nicht zu erklären,“ begann er. „Doch darf ich nicht länger säumen. Mein Reisegefährte in Halle erwartet mich bestimmt heute noch. — Morgen geht es weiter nach Süden. Sieh' mein Los, lieber Freund, der du Fortuna für deine Stiefmutter hältst. Es ist doppelt traurig, nicht dahin zu dürfen, wohin das Herz neigt, sondern in entgegengesetzter Richtung weiter zu müssen, zumal auf so langweiliger Fahrt, die keinen Anblick, als märkische Kiefernheide, keine Abenteuer bietet, als solche, die gegebenenfalls mit einem Genickbruch verbunden sind.“

„Du fliegst darüber weg,“ bemerkte Dräsow halb abwesend.

„Stundenlang auf einen Sitz geheftet, zwischen duseligen Schnarchern eingepferchtt, nennst du fliegen?! Sonst,“ fuhr Herbig fort, „mit dem Hauderer war's anders, die Langeweile machte es interessant, wenn einen ein Achsenbruch zwischen Jüterbogk und Treuenbrietzen in eine fliegenbelebte Dorfschenke warf, wie es dem Münchhausen Immermanns widerfuhr. Dort auf dem Sandplateau des Flemming, wo der Dorfschulz jedem sein Quantum Wasser vorwiegt, halte ich einmal im Schatten märkischer Pinien bei Dünnbier von Zahna poetische Sommerfrische, wenn ich's erlebe. Ich liebe Einfalt der Natur und unausgetretene Pfade.“

Dräsow wies auf die Schlachtfelder von Großbeeren und Dennewitz an der Bahnlinie hin, auf die Höhen von Blankensee mit der Kapellenruine rechts von Trebbin, auf Jüterbogk, dessen Schmied, Tetzels Ablaßkasten, die Schloßkirche von Wittenberg, die dem Romfahrer eine Mahnung mitgebe, — auch möge sich derselbe zwischen Elbe und Mulde des frommen Sängers von ‚Befiehl du deine Wege‘ erinnern. Herbig beteuerte jedoch, sich an gar nichts erinnern zu wollen, als bei der „Warze“ des Mildensteins, daß der Sand hinter ihm liege und die Erde wieder Knochen zeige — an der Saale hellem Strande. Einmal in Halle, fügte er hinzu, sei ihm durch die märkischen Steppen der Rückzug abgeschnitten. Sei es denn!“

Nun ward die Rechnung berichtigt, und Dräsow fuhr mit zum Bahnhof. Zum letztenmal reichten sich beide die Hände, und der Zurückgebliebene sah noch eine Weile dem Zuge nach. — —

Abends, zur Zeit des Sonnenuntergangs, stand auf dem Perron des Bahnhofs in Halle ein untersetzter Herr mit dunklem energischem Gesicht, martialischem schwarzem Schnurrbart und einer behaarten Warze neben der Nase. Als der Zug hereinfuhr, eilte er mit mächtigem Schritt zum biedern Willkomm eines der Aussteigenden.

„Schön, daß Sie selbst kommen, lieber Herbig,“ sprach er mit dröhnendem Baß. „Sonst hätte ich Ihnen schreiben müssen. Meine Schwiegermutter ist gestern angekommen zu dem längst in Aussicht gestellten Besuch. Sie bleibt jedoch nur auf acht Tage.“

„Aber, lieber Schupp, was geht das mich an?“

„Ja, Sie begreifen, daß ich so lange nicht wegkann, — sie würde es übelnehmen, und ich habe Gründe, — kurz, vor acht Tagen wird aus unserer Romfahrt nichts, denn, wie die Dinge liegen, dürfen Sie nicht fort ohne mich.“

Herbig war erblaßt. „So wollt' ich, daß ein Donnerwetter —“

„Wie?“

„Mich an die Ostsee zurückschlüge!“

„Was thun Sie an der Ostsee, Herbig? Alles kehrt von da heim, sagte mir unser alter Geheimrat Betting — Sie kennen ihn ja — da er mit seinem Weibchen hier durch kam, ich glaube an den Rhein. Sie wissen doch, daß er wieder geheiratet hat.“

„Ich weiß, ich weiß, weiß alles, — daß er glücklich ist — alles weiß ich. Aber was nun anfangen, was hier thun?!“

„Sie können die Halloren auf ihren Ursprung untersuchen,“ ließ sich der biedere Baß des Freundes vernehmen, indes man dem Droschkenplatz sich näherte, „— nach den Denksteinen des Drusus an der Elbe forschen — vielmehr an der Saale, die nach dem Tacitus als Oberelbe gilt. Es wird Sie interessieren, daß hier in Halle das Calägia des Ptolemäus gestanden habe.“

„Ist mir ganz einerlei, wo das Nest gestanden hat.“

„Uebrigens bieten auch die Franckischen Stiftungen —“

„Kümmern mich nicht soviel!“

„Sie machen Ausflüge nach Wettin, Hohenturm, zu der Pfeilerbasilika auf dem Petersberge.“

„Fällt mir gar nicht ein.“

In dieser Weise wurden noch Gibichenstein — wo Ludwig der Salier den Flohsprung gemacht haben soll, — die Rudelsburg, Jena, Weimar in Vorschlag gebracht, jedoch so vergeblich wie Leipzig. Keinen Schritt wollte Herbig in diese Krambude setzen.

„So vergnügen Sie sich, wie Sie wollen, meinetwegen am Brüllen der Thüringer Waldhirsche am Rennsteig,“ meinte Schupp. „Es ist gerade Zeit.“

Er werde thun, was ihm gefalle und nie wieder eine Verabredung mit dem Hallenser Schupp treffen, versetzte Herbig, indem er sich in den Wagen warf und mit bitterem Groll gegen sein widriges Geschick nach dem Gasthof fuhr. Wie anders hätte er diese acht Tage an der Ostsee verwerten können oder selbst in der Hauptstadt mit dem treuen Dräsovius. Was der wohl jetzt trieb?! —

Vorerst nichts Besonderes. Gebückten Nackens war dieser Stubengelehrte nach der Abreise des Freundes um die Südfront der Hauptstadt bis zum Thorbecken gewandert und hatte, um sich Bewegung zu machen, von da unter den laubabwerfenden Baumreihen hin, an schönen Häusern und Villen vorüber, längs des Kanals, zuletzt die Brücke beim Engelbecken erreicht. Er war dabei einem innern Triebe gefolgt, durch diesen ihm fast noch unbekannten Stadtteil heimzukehren, auf den er durch die Mitteilungen Herbigs — des glücklichen Menschen! — aufmerksam geworden war. Der schöne, würdevolle, romanische Kuppelbau der Kirche innerhalb der jenseitigen Anlagen mit dem goldblinkenden Drachentöter über'm Portal, fesselte auch ihn. Menschen standen drüben umher, Karossen hielten vor der Kirche. Und als sich dieselben in Bewegung setzen wollten, entstand eine Bewegung am Rande des Wassers, aus welchem Schiffer etwas heraufholten und an der Wagenreihe vorübertrugen, daß der ganze Zug — wenn auch nur auf Augenblicke — stockte. Dann ging alles wieder seinen gewohnten Gang.

Dräsow überzeugte sich durch einen Griff an seine Brusttasche, daß er das ihm so überraschend zugestellte Paket noch hatte. Das Engelbecken umschreitend, folgte er dem Menschenstrom in der Richtung, wo er seine schlichte Wohnstätte zu erreichen hoffen durfte, zwischen deren engen Wänden sich ihm noch abends das Siegel des anvertrauten Geheimnisses öffnen sollte. Vorüberkommende hatten von einer Hochzeit gesprochen, einer Trauung, die in der Michaelskirche stattgefunden, und daß man während derselben eine Leiche aus dem Wasser gezogen habe. Er wollte Näheres hören. Niemand wußte oder sprach noch davon. Das Leben schlug seine Wellen brausend darüber hinweg durch die Straßen und Plätze der großen Stadt.

Zweites Buch. Der Zopf.

1.

Der Weg — eine alte, Nord und Süd verbindende Heerstraße über das Waldgebirg — wird, wo er die Höhe erreicht, noch im Ansteigen breit wie eine Fahrbahn durch die Heide, teilt

sich in mehrfach auseinanderlaufende Geleise, die wie die verschiedenen Rinnsale eines Stromes sich doch immer wieder im alten Bette zusammenfinden. Weiß- und Rotbuchen mit weitausladenden Aesten, knorrige Eichen, dazwischen ein Hagedorn, dunkle Fichtenpyramiden, stahlgrünes Wachholdergebüsch stellen sich ihm entgegen oder begleiten ihn gruppenweise, wo der geschlossene Laubforst ihn nicht einengt.

Wer diese Straße heute wandert, ist ein glücklicher Mann. Ein goldener Herbsttag liegt warm über dem Bergwald, der in buntester Farbenpracht sich weithin über Höhen und Thäler schwingt, dort die schroffe Schlucht hinunterklimmt, die enge Felsspalte überwölbt, hier aus der dunklen Tiefe an den Wegrand heraufsteigt. Und draußen — steil aufragende kahle Wände, überwaldete Halden, zum Teil urbares Tafelgelände, eines hinter dem anderen, dunkles Waldplateau, langgezogene oder malerisch sich schneidende Höhenlinien, der schöne Gebirgszug selbst, in dessen Faltenwurf die Ansiedelungen der Menschen sich bergen — alles in bläulichweißer, halb durchsichtiger Verschleierung, alles wie schwimmend im milden Dufte des herbstlichen Nachmittags.

Manchen Rückblick gönnt sich der Wanderer, der allein dieses Weges waldeinwärts zieht. Aus einem andern waldfrischen Thal des Landes hatte ihn der Bahnzug heute unter jenen hohen Kalkwänden, die in hellen kahlen Rillen schroff wie eine Alpfluh abfallen, durch eine Thalenge voll idyllischer Siedelungen hergebracht. Das Feengespinst der Sommerfäden flog über das herbstliche Gefilde oder hing sich an die klingenden Telegraphensaiten, welche den Schienenweg begleiten. Auf dem geschorenen Rasen der Thalwiesen weideten scheckige und einfarbig braunrote Kühe, die vorübersausende Wagenreihe gutmütig anglotzend und instinktiv die Zeitlosen vermeidend, deren Rosenkelche manche Strecke mit einem zarten Farbenschimmer übergossen. Kaum stand der Zug am Ziel, so sprang der Reisende heraus. Dort die Burg der Burgen, hier gleich gegenüber lud der Bergforst — dunkle Fichten — in seine Dämmerung ein. Im nächsten Gasthof wusch sich der Reisende den Staub ab und ließ ihn von seinen Kleidern bürsten; dann fort über die Brücke, in die Fichten hinan, an Berghöfen vorbei, über die Höhe in den stillen Thalschluß, bei der Quelle unter der Eiche vorüber durch das Wildgatter in den Forst, bergan im fallenden Buchenlaub, die schattigen Halden entlang und hinaus auf eine jener alten „Weinstraßen“, die zum Rennsteig hinanziehend und denselben kreuzend, über das Gebirg nach Franken führen.

So war er heraufgekommen an die Stelle, wo die Bergheide beginnt, der Weg sich teilt, die Fahrbahn links noch im Schatten des heraufsteigenden Laubwaldes weiter zieht, der breite Gangsteig jedoch, bald auf bald ab, über die Höcker des Felsrückens daneben führt. Heidekraut, zum Teil noch blühend, färbt die Höhe braun und, wo es zurücktritt, breiten Moosteppiche die wunderbarsten Samtfarben aus.

Oben, an einem der zahlreichen dichten Wachholderbüsche, lagerte sich der Wanderer, das Antlitz nach Norden gewendet. Die Aufmerksamkeit, mit welcher er auch die Einzelheiten der Naturerscheinungen betrachtet, das Kleine nicht übersieht, verrät naturwissenschaftliche Bildung. Bald hebt er einen Käfer aus der Sandrille zwischen dem Heidekraut, bald pflückt er eine Beere aus dem Nadelgeheg des Wachholders, um sie auf ihren äußeren Bau hin zu betrachten. Aber darüber büßt er den Ueberblick des Ganzen, die Freude an der Landschaft nicht ein.

Die Stadt selbst, von welcher er heraufgestiegen, liegt versteckt, fast ohne eine Spur ihrer Nähe. Doch erinnert mancher in die Einsamkeit heraufgellende Pfiff an das unsichtbar vorübersausende Dampfroß und an den belebten Bahnhof. Nun konnte es nicht ausbleiben, daß der sagenberühmte schroffe Kalkrücken gegenüber die Blicke nach Tannhäusers letztem Zufluchtsort bei seiner heidnischen Liebe zog. Allein, immer häufiger und länger kehrten die Augen des Wanderers zu den Hügelwellen zurück, die nach Norden im bläulichen Dufte des Herbsttages stets täuschendere Aehnlichkeit mit dem zum Horizont ansteigenden Meere gewannen. Und zuletzt verlor sich seine Seele ganz in diesen Anblick.

Die Einsamkeit entfesselte Herz, Brust und Stimme. Das Gefühl der Menschenferne hier über dem Bergwald verlieh den Mut, zu singen, was er sonst nur zu summen gewagt. Er sang ein Lied, das, auf der Reise entstanden, ihn überall hin begleitet hatte. Er sang es auch jetzt nicht allzulaut, aber doch mit tief innerlichem Klang vor sich hin bis zum Ende, ohne abzusetzen oder etwas auszulassen.

An der Ostsee Strand,
Wo die Woge blau
Rollt zum Dünensand,
Weilt die schönste Frau,
Blickt so hoch und hehr,
Wenn die Möwe fliegt
Ueber das weite Meer,
Das im Traum sich wiegt.

Auf der Dünenhöh'
Küßt die kecke Bö
Ihre Wangen kühn,
Daß sie röter blüh'n;
Und der Wogen Schaum
Flockt dem stolzen Weib
Weiß wie Schwanenflaum
Um den edlen Leib.

Ihrer Adern Glut
Kühlt die weiche Flut,
Die so wunderbar
Perlt vom Lockenhaar,
Wenn dem Meer entsteigt
Der geschmeid'ge Fuß
Und ihr Haupt sich neigt
Zum ersehnten Gruß. —

Ach, ein einzig Mal
Daß ich sie geseh'n!
Nun wird mir zur Qual,
Wenn die Lüfte weh'n,
Wenn der Laubwald rauscht
Hier im Binnenland,
Seit ich ihr gelauscht
Dort am Ostseestrand. —

Fern, am Horizont,
Leuchtet mir ein Bild:
Locken dunkelblond,
Augen tief und mild;
Wie bewegte See
Wallt des Busens Schnee,
Und ein Angesicht
Winkt wie Dämmerlicht.

Mein Gemüt so bang
Schwankt nun tief bewegt
Algen gleich und Tang,
Wenn die Flut sich regt, —
Wenn der Sehnsucht Wahn
Mich auf Flügeln hebt,
Daß mein Herz als Schwan
Hin zur Ostsee schwebt.

Eine Weile, nachdem das Lied verklungen war, saß er noch in derselben Haltung, das Antlitz nach Norden gekehrt, als ein leichtes Rascheln dicht neben ihm seine Aufmerksamkeit erregte. Sieh' doch, aus dem Stahlgrün des Wachholderbuschs, bei welchem er ruhte, nur wenige Zoll überm Boden hob sich ein züngelnder Schlangenkopf, der, platt und breit, deutlich am Halse absetzend, hin und her hackte und zum Bisse ausholte. Rasch sprang Herbig auf. Eine harmlose Ringelnatter war das nicht. Schon der tückische Blick verriet den Giftwurm. Ein Schlag mit der schwanken Gerte, und das Tier krümmte sich betäubt zu seinen Füßen. Ein weiterer Hieb tötete es vollends.

Auf dem Heidebuckel des hervortretenden Gebirges den Ruheplatz mit einer Kreuzotter zu teilen, war in heißer Tagesstunde eine ungemütliche Rast. Noch mehr des unheimlichen Gelichters konnten sich in dem dichten Dorngeheg des Wachholders bergen. Das dunkle Zickzackband auf dem Rücken, der am Halse deutlich absetzende flache Kopf, der dicke kurze Schwanz ließen ohnehin keinen Zweifel aufkommen, — die getötete war unverkennbar ein Exemplar der reizbarsten und gefährlichsten unserer Giftschlangen. Da er das Reptil nicht mitnehmen wollte oder konnte, hing er den Leichnam zur Warnung für nachkommende Wanderer an das Dorngeäst des Wachholders und schritt weiter auf dem hohen Rückgrat der Bergheide.

Wie hoch über dem Forst er seine Wanderung fortsetzte, zeigte ein Durchblick am buntbelaubten Rand über schroff abstürzenden Fels in tiefe Waldgründe. Der Pfad führte jetzt über einen laubbestreuten Anger, auf welchem eine Herde, aus dem Buchenwald heraufsteigend und scheinbar ohne Hirt — nur von Gnomen gehütet, die sich beim Näherkommen jedoch als Wachholderstauden auswiesen — ihre Glockenharmonie im Schatten weithingestreckten Astwerkes eines Paares mächtiger Bäume fortklingen ließ. Dann wieder sacht ansteigend, durch wildmalerische Bergheide, kam Herbig an den Steinsitz auf der Kuppe, wo sein Blick ostwärts den Thüringer Wald entlang bis zu dessen höchsten Punkten flog, während über den Südrand des Forstes am Rennsteig einzelne Kegel eines fremden Gebirges, der fernen Rhön, luftblau aufstiegen. Der schönste Ausblick ward ihm jedoch unterm breiten Laubzelt einer wetterharten kurzstämmigen Eiche, deren weitausgreifendes Astwerk — eine Eigentümlichkeit aller Laubbäume hier oben — einem Bilde den Rahmen gab, welches sich über tiefe Waldgründe und die Zinnen des alten Landgrafenschlosses nordwestwärts aufthat: die langgezogenen Linien der Bergterrassen im Hessenlande hintereinander bis zum Lieblingssitze der Frau Holda, dem hohen Basaltplateau des Meißner — in der verklärenden Beleuchtung der Herbstnachmittagsonne.

Nahende Menschenstimmen und das Gekläff eines Köters vertrieben Herbig aus einsamer

Betrachtung, die auch hier wieder zur fernen Meeresküste zurückkehrte. Alle Schönheit dieser Berglandschaft entbehrte für ihn des schönsten Inhaltes. Am Saum eines Lärchenbestands hinunter fand er sich in der Dämmerung malerischer alter Buchen auch ohne den dort angebrachten Wegweiser zurecht. Von da führte die „Weinstraße“ ihn die Höhe entlang wie durch einen Park, und nun kamen zwei schöne Landauer des Weges, deren Insassen über einen freien Waldschlag hin denselben Anblick der Berglandschaft genossen, wie Herbig oben im Eichenrahmen. Indem er vorüber eilte, ward die vom lichten Gehölz malerisch umsäumte Bahn wieder einsam, still. Die tiefe Ruhe hier oben that ihm wohl, nichts rührte und regte sich. Mit einem Mal aber rauscht es vernehmlich. Wer tritt dort aus dem bunten Geheg? Bei dem großen Pan und Dianens Köcher — der gekrönte König des Waldes selbst.

Nur fünfzig Schritte etwa entfernt stand in der That ein stolzer Zwölfender. Heräugend und den friedlichen Wanderer nicht scheuend, setzte er dann sonder Hast wohlgemut und leicht über den Weg ins Gehölz und verschwand.

Herbig fühlte sich durch diese Begegnung freundlicher angemutet, als durch andere seinesgleichen. Freudiger sah er auf Baum und Buschholz im buntfarbigen Herbstschmuck hüben und drüben am Wege, der den Bergforst in fernblickender Waldperspektive durchzog. Leider stand die Sonne jetzt, des Wanderers Augen blendend, gerade im Gesicht, so daß er Entgegenkommende kaum mehr unterschied, — auch ein Frauenpaar nicht, das goldumflossen in der Lichtung erschien. Ob die Gestalten herwärts, ob sie hinwärts schritten war schon der Entfernung wegen vorerst nicht zu erkennen, zumal das Sonnenlicht zwischen den bunten Waldsäumen in vollem Glanze unmittelbar hinter ihnen stand. Indem er sich zumeist auf dem Rasenpfad hielt, der hinter Einzelhecken und Bäumen daneben hinlief, wandelte Herbig etwas gebückt, den Hut in der Stirne, den Ueberzieher im Arm, auch etwas müde und der Begegnenden wenig achtend, dahin. Seine Gedanken irrten wahllos umher, und wie sie Bedeutsames und Unbedeutendes, auch eine Traumerinnerung streiften, wähnte Herbig sich unversehens von einem eigentümlichen, nelkenhaften Rosenduft angeweht, worüber der Wanderer auf der Höhe des Waldgebirges selber ungläubig lächelte.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte eine jugendliche Frauenstimme, ihn aus seiner Abspannung schreckend. „Entschuldigen Sie die Frage, ob man von hier oben durch die Landgrafenschlucht in die Stadt zurückkommt.“

Von der Sonne halb geblendet sah Herbig auf. Jenseits der Hecke auf dem Fahrweg standen — soviel vermochte er zu unterscheiden — Arm in Arm zwei elegant gekleidete, hochgestaltete Frauen. Er wischte sich mit dem Tuch die Augen und beschäftigte sich mit dem Binocle, indem er sich zur Auskunft anschickte.

„Allerdings, meine Damen!“ versetzte er, sich des Wegweisers unter den Buchen beim Drachenstein erinnernd. „Schon nach einer Viertelstunde werden Sie, wenn Sie den Weg nicht scheuen, an einen links zur Schlucht hinunterführenden Pfad gelangen.“

„Sie sind sehr gütig,“ sprach dieselbe Stimme wieder. „Allein, wollten Sie nicht die Freundlichkeit haben, uns ein Merkmal des zu wählenden Wegs näher zu bezeichnen?“

„Wollen die Damen nur die Güte haben, sich stets auf der Weinstraße hier weiter zu bemühen,“ erklärte Herbig noch immer mit undeutlich sehenden Augen, „bis der lichte Wald auf schmälerem Joch aufhört und der Weg unter großen alten Buchen sich im dämmernden Schatten zu verlieren scheint. An einer der Buchen steht der Wegweiser. Dort wollen Sie sich nur den stark betretenen Pfad links hinunter wenden, so können Sie nicht fehlen.“

„Und der Weg führt richtig zur Stadt zurück?“ fragte dieselbe Stimme weiter, die ihm fast das einzige Unterscheidungsmerkmal der beiden Damen blieb, so sehr flimmerte es ihm noch vor den Augen.

„Sicher, wenn Sie sich im Grund der Schlucht an den Wasserlauf halten, der links ins Marienthal hinausführt.“

„Sehen Sie,“ wandte sich hier die Wortführerin heiter zu der anderen und dann wieder an den Auskunftgeber: „Lohnt der Weg?“

„So viel ich von früher weiß, sehr!“ versicherte Herbig, der einzusehen begann, daß es bei so umständlicher Erkundigung galt, die Begleiterin zu überzeugen. „Schon der Abstieg ist reizend und die Schlucht selbst ein malerisch enges, überwaldetes Felsthal.“

„Wir danken Ihnen, mein Herr?“ fiel jetzt die andere Dame ein, und der vollere Klang dieser tiefer liegenden Stimme ließ die Absicht

durchtönen, der Belästigung des Fremden ein Ende zu bereiten. „Entschuldigen Sie die Störung.“

Und damit entfernten sie sich, wie sie gekommen waren, Arm in Arm, die Weinstraße auf der Höhe des Gebirgs entlang.

Herbig rieb sich nochmals und emsiger die Augen. Diese Stimme! Er konnte sich nicht enthalten, den Dahinschwebenden nachzuschauen. Beide schlanke Gestalten in lichten Gewändern, elastischem Schritt, die eine mädchenhaft hager, schmächtig, die andere noch etwas höher und mit mehr weiblicher Fülle. Es entging ihm nicht, daß sie zusammen flüsternd leise lachten, sich wohl über ihn, den blödsichtigen Auskunftgeber lustig machten. Welche reizende Erscheinungen im herbstlichen Bergforst! Da sie von der Abendsonne hell beschienen dahinwandelten, konnte er nachschauend und der Sonne abgewandt, deutlicher und genauer unterscheiden. Sie trugen die Sonnenschirme geschlossen, — wenn sie dieselben nur aufspannten! Wenn sie nur noch einmal zurückblickten! Diese stolze Figur und — ihre Stimme! Um Gott, wäre es denn möglich, keine Täuschung!

Herbig stand tief erregt, in großer Unruhe. Er wußte nicht, was beginnen, um sich zu überzeugen, daß er sich irre. Warum kehrte die schöne stattliche Frau ihr Gesicht nicht wieder her? Nachrufen, singen, um sie hierzu zu bewegen, verbot die Schicklichkeit. Aber wie, wenn sie etwas verloren hatten, das er zurückbringen konnte? Sein Auge flog den Weg entlang, — nichts, kaum ihrer Tritte Spur war zu bemerken. Wenn er mit seiner eigenen Börse, als angeblich gefundener, nachlief? Oder sie noch auf ein sicheres Erkennungszeichen des einzuschlagenden Pfades aufmerksam machte, ihnen als wirksamstes Mittel gegen Verirrung seine Begleitung anbot? — Ach, zu spät. Sie lachten ihm wohl ins Gesicht, wie ja seine tölpische Blödsichtigkeit bereits den rechten Moment versäumt und ihren Spott herausgefordert hatte. Die Entfernung zwischen ihm und ihnen ward immer größer.

Und nun waren sie völlig hinter Busch und Baum bei der allmählichen Biegung des Wegs entschwunden, ob er auch den hohen Rand desselben bestieg, um noch ihren Anblick zu erhaschen. Es war seine feste Ueberzeugung, daß dieselbe Stimme ihm auch den Dank vom Dünengrat an der Ostsee zugerufen, daß sie es gewesen, ihr schwebender Gang, ihre scheue, stolze Haltung. Nüchterne Ueberlegung machte zwar ihre widerstreitenden Zweifel geltend. Allein, er vermochte kaum von der Stelle zu weichen. Und voll innerer Erregung wandte er sich erst dann dem Walddurchschnitt zu, der schnurgerade nach dem alten Jagdhause am Rennsteig führt, als die Erwägung in ihm aufstieg, daß er da wohl Aufschluß über die Damen erhalten und dann, auf der Heerstraße ins Marienthal hinunter, den beiden zuvorkommend, ihrer ruhig am Ausgang der Landgrafenschlucht harren konnte.

Holz- und Bauernfuhrwerke hielten auf dem Scheitelpunkt der das Gebirg übersteigenden Chaussee vor dem Gasthause, wo sie den Rennsteig und die Weinstraße kreuzt, und Männer und Frauen saßen innen beim Bier. Es war hier oben auf der First des „Waldes“ noch mild genug, um einem Wirtszimmer an dem schönen Herbstabend jeden Platz im Freien vorzuziehen. Herbig trat in den Wirtsgarten an einen Tisch, auf welchem noch Kaffeegeschirr stand und fragte den halbwüchsigen Burschen, der herbeieilte, um die Tassen wegzunehmen und die Tafel abzuwischen, ob der Platz nicht belegt sei. Seines Wissens, antwortete der junge Mensch, seien die beiden Damen weg. Und wohin? Seines Wissens über die Weinstraße und durch die Landgrafenschlucht. Dann ließ er als Aufwärter die Frage folgen, was dem Herrn gefällig sei.

Herbig bestellte vorerst ebenfalls eine Tasse Kaffee und erkundigte sich beiläufig weiter, ob die Damen einheimische gewesen seien. Seines Wissens ja! war die Antwort; die eine wenigstens habe er schon öfter hier oben gesehen und vorige Woche zweimal. Und die andere? Hierauf zu antworten fand der junge Mensch keine Zeit, da er lebhaft an einen Tisch gerufen ward, wo eine Gruppe junger Forstakademiker belustigt einem müßigen Fremdenführer zuhörte, welcher den Wachtel- und Nachtigallenschlag, Hühnergegacker und andere Naturlaute nachahmte. Der Beifall ermunterte denselben zuletzt zu einer großartigen Rede über die Notwendigkeit des Fremdenführerwesens und die Ueberflüssigkeit aller Bädecker und leblosen Wegweiser.

„Kann Ihnen,“ fuhr er fort, Herbig ins Auge fassend, „kann ein gedruckter Bädecker oder ein toter Wegweiser Ihnen auf dem Wege die Zeit vertreiben, was vorpfeifen, Witze reißen, oder das Gepäck tragen, den Rock ausziehen,

ja die Börse abnehmen, wenn Sie's für gut halten? Kann er Ihnen ein Glas Bier bestellen, selbst austrinken und, wenn Sie sich einige Groschen nicht gereuen lassen, Ihre Gesundheit ausbringen, dazu eine geschmackvolle Rotwurst verzehren, um Ihren eigenen Appetit zu reizen? Nischt kann er, gar nischt. Aber ein Führer, wie sich einer in mir vorzustellen die Ehre hat, kann es und noch mehr. Machen Sie nur einmal die Probe. Und hätten die beiden Damens hier am Tische — schöne Damens, noble Damens, meine Herren, ausgezeichnete Damens — hätten Sie sich, statt allein zu gehen und tote Wegweiser zu befragen, meiner Obhut anvertraut, so wären sie geborgen gewesen," schloß er unter Halloh, „wären von mir, ihrem Kavalier, geführt, geleitet und verteidigt worden, in der Landgrafenschlucht oder im Liliengrund, bis auf den letzten Tropfen Bier."

Herbig empfand es unangenehm und wenig erquicklich, daß sich seine Gedanken in wunderlicher Weise mit denen dieses armen Schluckers kreuzten, reichte ihm abwinkend einige Groschen, worauf der schnurrige Geselle auch mit tiefer Verbeugung, schiefbeinig und in krumm getretenen Sohlen den Abmarsch antrat. Gleich darauf brachen die jungen Forsteleven auf, und Herbig saß für eine Weile fast allein. Nicht gesonnen, seine Erkundigungen schon aufzugeben, wiederholte er, als nun sein Kaffee gebracht wurde, die unbeantwortete Frage, ob nicht auch „die andere" öfter hier gesehen werde. Seines Wissens nicht, lautete die Erwiderung des Jungen; wenigstens so lange er hier bediene, sei sie zum erstenmal dagewesen. Aha, dachte Herbig, — und wer denn die Damen seien, fragte er. Seines Wissens Schwestern, lautete die Antwort. Ob sie jüngst in einem Ostseebade gewesen seien? Seines Wissens nicht.

Es war auch unwahrscheinlich. Selbst wenn er den Worten des jungen Menschen kein Gewicht beilegte, erschien ihm nachgerade seine Voraussetzung als eine täuschende Vorspiegelung seiner Phantasie. Warum sollte er die Unbekannte von der Ostsee hier wiederfinden, wohin ihn der Zufall, eine Verzögerung seiner Romfahrt, geschleudert hatte. Mit solchen Erwägungen heruntergestimmt, dachte er nicht mehr an raschen Aufbruch, zumal nach mehrstündiger Wanderung in der Sonnenhitze das Bedürfnis einer gründlicheren Erfrischung und Erholung sich einstellte. Sein Wahn war aus, die hoffnungsreiche Annahme ein Irrtum. Allein, hatte er nicht selbst die eine die andere mit „Sie" ansprechen hören? Das war ein Punkt, der mit dem schwesterlichen Charakter wenig übereinstimmte, ein Moment, mit dem man mindestens vorerst noch nicht ins reine zu kommen vermochte.

Nachdem er mit dem Kaffee fertig war, ließ er sich ein Glas Bier geben. Er verschloß sich nicht gänzlich mehr anderen Eindrücken und den Erscheinungen seiner Umgebung. Allmählich begann das abendliche Leben und Treiben um das Gasthaus auf dem Rennsteig ihn von den irrenden Gedanken abzulenken. Zudem war nun die Luft so erquickend, die schwindende Beleuchtung der Fichtenwipfel so warm, die herbstlich angehauchte Belaubung der Eichen und Buchen genau so farbenschichtig, wie man es auf Landschaftsbildern für unnatürlich hält. Dann und wann brüllte eine Kuh oder ein Ochse unterm Joch der Fuhrwerke draußen auf der Straßenhöhe, oder es wieherte ein Pferd vor den Equipagen, die aus den Bädern heimkehrend noch hier heraufstiegen und nach kurzem Aufenthalt wieder weiter rollten. Und jetzt, als bräunlich grüne Abendschatten sich über den waldumhegten Raum am Rennsteig oben legten und die rötliche Färbung der Wege und des Platzes vor dem Hause auffälliger hervortrat, hielten draußen die Grauschimmel des Brauerwagens; polternd versanken die vollen Bierfässer im Kellergewölbe, geschäftig wurden die leeren zur Seite gerollt, und auch das weibliche Dienstpersonal ging schäkernd ab und zu. Und als auch das vorüber, kamen noch spät ganze Züge von Gästen durch die Waldesstille herauf und trällernd über die Freitreppe hinan ins Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Von

Martin Greif.

Frühlingsflor, der dich erlebt,
Mag an deiner Pracht sich freuen,
Doch den man zuvor begräbt,
Ihm auch wirst du Blüten streuen.

Und es ist am Ende gleich,
Ob es so, ob so wird werden,
Wenn nur du an Knospen reich
Wiederum erscheinst auf Erden.

Die Kunst der Taxidermie.

Vorbereitungen zum Ausstopfen.

Wenn heute ein älterer Mann die Säle eines naturhistorischen Museums betritt und die daselbst aufgestellten ausgestopften Tiere mit denjenigen Specimen vergleicht, welche man vor vierzig bis fünfzig Jahren daselbst zu sehen gewöhnt war, so muß er in dieser Kunst des Ausstopfens der Tiere einen ungeheuren Fortschritt konstatieren. Die Taxidermie oder das Ausstopfen, wie es vor einem halben Jahrhundert geübt und in den älteren Büchern von Sukow u. a. m. gelehrt wurde, ist aus einem Handwerk zu einer wirklichen Kunst emporgewachsen, welche für die Naturwissenschaft und das praktische Leben eine unberechenbare Bedeutung erlangt hat. Alle Ansprüche, welche an die Plastik gemacht werden, gelten nun auch für die Taxidermie; wir dürfen nun mit Recht und mit Erfolg von den neueren ausgestopften Tieren und Vögeln nicht nur Schönheit, sondern entschiedene Naturwahrheit in Haltung, Tracht und Modellierung und ebenso Veranschaulichung des Typus und der Individualität verlangen. Die moderne Taxidermie hat in den größeren Säugetieren, in den Familiengruppen von Vögeln mit ihren Jungen und in den verschiedenen Sommer- und Winter-, Hochzeits- und anderen Kleidern wahrhaft künstlerische Meisterwerke aufzuweisen, welche für die Naturkunde von ungemeiner Wichtigkeit, von unbezahlbarer Lehrhaftigkeit sind und Wesen und Leben der Tiere unendlich deutlicher veranschaulichen als alle noch so vollendeten Kupferwerke und Atlanten in Aquarellkolorit oder in Farbendruck. Die künstlichen Färbungen auch der besten mit dem Pinsel kolorierten Abbildungen verbleichen mit der Zeit, zumal in den feineren Nuancen und Uebergängen; die natürlichen Farben der gut ausgestopften und wohl aufbewahrten Tiere trotzen der Zeit, wie dies in den größeren Sammlungen gar häufig an Exemplaren zu beweisen ist, welche, wenn auch etwas linkisch und ungefügig, schon vor achtzig und hundert Jahren ausgestopft worden sind. Ein gut

ausgestopftes und naturwahr dargestelltes Tier oder ein Vogel ist tausendmal praktisch lehrreicher und für Gedächtnis und Unterscheidungsvermögen wirksamer, als die beste Abbildung, und dies reiht die Taxidermie unter diejenigen nützlichen Künste, welche heutzutage eine ganz besondere Beachtung beanspruchen dürfen und sowohl als Dilettantismus wie als gewerbsmäßiger Broterwerb sich eine Menge Jünger erworben haben.

Dies mag es rechtfertigen, wenn wir unseren verehrten Lesern im nachstehenden an der Hand einiger Holzschnitte einen kurzen Begriff vom Wesen und der Praxis der Taxidermie und ihrer Leistungen zu geben versuchen, soweit sie den gebildeten Leserkreis zu interessieren geeignet ist.

Jeder Weidmann und Jagdfreund, jeder Freund der Naturwissenschaft, sei er nun Liebhaber oder Fachmann, interessiert sich angelegentlich für Taxidermie und versucht sich in ihr, denn sie setzt ihn in den Stand, sich die schönsten und seltensten Exemplare seiner Jagdbeute oder seines Fangs dauernd zu konservieren, damit seine Wohnung zu schmücken und ihn die charakteristischen Merkmale der einzelnen Arten und Varietäten kennen zu lernen. Der Ornitholog z. B. kann einiger Vertrautheit mit und einiger Uebung in der Taxidermie nicht entbehren, weil sie zumeist seine Studien zu fördern und ihm manche Mußestunde angenehm und nützlich auszufüllen und ihm das Specifische der Fauna seiner Umgebung dauernd vor Augen zu führen

Ausgestopfte Eule.

vermag. Daher schon einerseits die Menge von Naturfreunden, welche zugleich dilettantisch Jünger der Taxidermie sind. Allein diese Kunst findet auch noch aus anderen Gründen Verehrer in jenen Freunden des Naturschönen, welchen eine Gruppe von schönen, reich und bunt befiederten einheimischen oder exotischen, gut ausgestopften Vögeln unter einer Glasglocke oder in einem Glaskasten ein anregenderer und schönerer Zimmerschmuck ist, als die verschiedenen Nippes und Bibelots, welche wir in unseren Salons anhäufen. Und die Zahl dieser zu vermehren, ist ja teilweise auch das Ziel, welches wir mit den gegenwärtigen Zeilen im Auge haben.

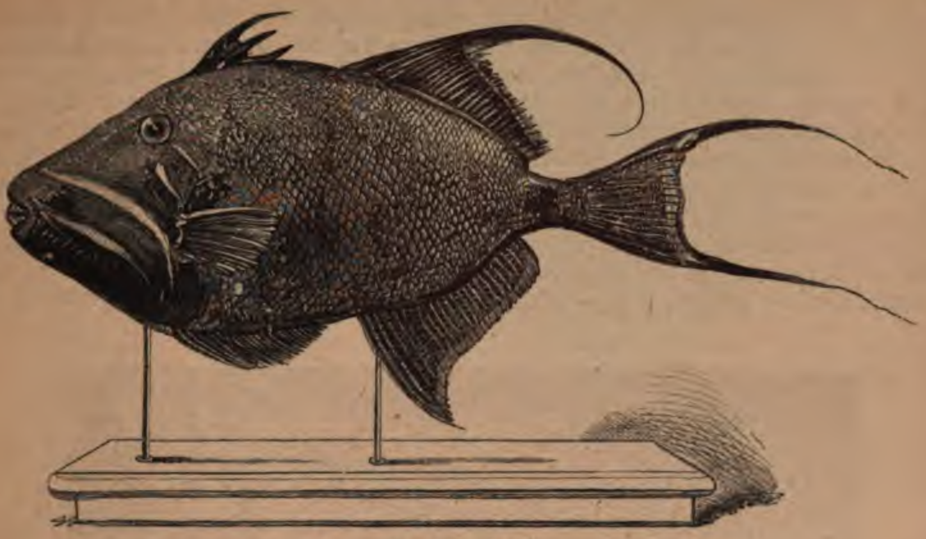
Die Vorfrage einer erfolgreichen Leistung in

Ausgestopfter Scharlachibis und junges Krokodil.

der Taxidermie ist das Beschaffen guten Materials, also der Bälge von Säugetieren und Vögeln, der Häute von Fischen, Schlangen, Eidechsen u. s. w. Diese Gegenstände sind allerdings leicht käuflich, denn es fehlt nicht an Naturalienhändlern, welche ungeheure Vorräte davon auf Lager haben, wie Hagenbeck in Hamburg, Jamrach in London, Frank in Amsterdam, die Nachfolger von Verreaux Frères in Paris, Henry A. Ward in Rochester, Staat New York u. a. m. Aber wir gehen von der Voraussetzung aus, daß der Liebhaber Jäger oder Vogelfänger ist und sich sein Material selbst verschafft, weil die Beurteilung der Güte und Brauchbarkeit käuflicher Bälge ohnedem einige Erfahrung erfordert. Da ist denn die Hauptsache die geschickte Ablösung und Vorbereitung, sowie Aufbewahrung des Balgs — das „Abziehen", welches minder gut

Ausgestopfte Waldschnepfe mit Jungen.

zu beschreiben als praktisch zu erlernen ist. Wir beschränken uns, hierüber nur einige Andeutungen nach der Vorschrift des rühmlichst bekannten Ausstopfers Waterton zu geben. Die erprobteste Art der Konservierung eines Vogelbalgs z. B. erheischt eine sorgfältige Aufmerksamkeit von dem Augenblick der Erlegung bis zu der Zeit, wo derselbe zum Ausstopfen bereit ist. Die Wunden müssen zunächst mit Baumwolle oder gehackter Hede (Abwerg) verstopft, die blutbeschmierten Federn mit einem feuchten Schwamm abgewaschen werden. In heißen Ländern muß der erlegte Vogel sogleich abgezogen werden; anderswo darf man den Vogel erst kalt werden lassen. Mit einem Einschnitt am Brustbein beginnend, wird die Haut langsam entfernt, indem man ein stumpfes Instrument ungefähr von der Gestalt eines Löffelstiels unter dieselbe zwängt, gleichzeitig aber Sorge trägt, die Haut nicht zu strecken. Die Flügelknochen werden an den Schultergelenken abgeschnitten, dann die Rückseite des Schädels



Ausgestopfter Seefisch.

bloßgelegt und die Halswirbel vom Kopfe getrennt. Nun wird das Hirn aus dem Schädel genommen, die Augen werden entfernt, indem man die kleinen Knochen zerbricht, welche die Augenhöhlen von der Decke des Mundes trennen; von dem Unterkiefer wird alles Fleisch beseitigt und dafür Sorge getragen, die Ohröffnungen und die Augenlider nicht zu verletzen. Hat man es mit Meeresvögeln zu thun, welche gewöhnlich sehr thranig sind, so muß man gepulverten Kalk reichlich verwenden. Die Haut wird sodann mit Arsenikseife oder einer Lösung von korrosivem Sublimat eingerieben und die entsprechenden Vorkehrungen getroffen, um dieselbe zu trocknen. Unmittelbar nach dem Erlegen des Vogels müssen genaue Notizen über seine Maßverhältnisse, die Farbe seiner Augen und Füße, sein Geschlecht, die Jahreszeit u. s. w. gemacht und dem Balge beigelegt werden; dann wickelt man den Balg in ein weiches Papier, etwa wie man ein Schreibheft aufrollt, und dreht oben und unten die Enden des Papiers übereinander. Soll der Balg auf größere Entfernung zum Ausstopfen verschickt werden, so muß man ihn, einzeln oder mit anderen, in eine Schachtel packen, deren sämtliche Ritzen und Fugen verpicht werden, um die Insekten abzuhalten, zu welchem Behufe auch reichlich Kampfer oder irgend ein anderer starker Riechstoff in die Schachtel gelegt wird. Werden die Bälge beim Verpacken einzeln in weiches Papier eingelegt, wie Pflanzen in einem Herbarium, so halten sie sich auf langem Transport noch besser.

Bevor man mit dem Ausstopfen eines Vogels beginnt, wird der Schädel mit korrosivem Sublimat gewaschen und der Balg vom Hals aus wieder darüber gestülpt, dann werden die Flügel und Füße genau angepaßt mittels Stückchen Eisendraht, die man mit einem Mittelstück verbindet, welches sich der Länge nach vom Kopfe bis zur Schwanzspitze erstreckt und hier ein Dreieck bildet, um die ausgebreiteten Steuerfedern zu stützen. Einer der Hauptfehler ausgestopfter Vögel ist eine scheinbare Verlängerung des Beins. Die drei Knochen, welche das Bein eines Vogels zusammensetzen, sind nämlich beinahe in Gestalt eines Z eingelenkt, und obwohl im Falle der Watvögel, wie Storch, Reiher und Kranich, das obere Glied des Schenkelknochens weniger geneigt ist, als bei den Waldvögeln, so ist es doch niemals ganz gerade. Zur „Puppe", d. h. zum Umwickeln des starken Mitteldrahts, welcher die künstliche Wirbelsäule des auszustopfenden Vogels bilden soll und der niemals die volle Dicke des Rumpfs des Kadavers erreichen darf, nimmt man Hede (bei großen Vögeln auch Seegras), welches man leicht mit Karbolsäure tränken kann; zum Nachstopfen, um dem Körper die nötige Plasticität der Muskeln zu geben, bedient man sich der Baumwolle, des zerhackten Flachses, der Hede und der zerzupften Schiffstaue. Dieses Nachstopfen muß immer

langsam und mit besonderem Bedacht geschehen; auch darf man beim Stopfen oder Zunähen die Haut nicht strecken, noch die Teile verdrehen. Die Augenhöhlen werden mittels einer Zange mit gehackter Baumwolle ausgesteckt, um sie für die Aufnahme der Glasaugen vorzubereiten, welche mit einem kalkhaltigen Kitt an den Schädel befestigt werden. Sollte die Nickhaut hervortreten, so muß sie mit der Spitze der Lanzette zurückgedrückt werden. Ist dem Vogel die entsprechende Stellung gegeben, so wird das Gefieder rundum mit Baumwollgarn umwunden, wie bei der nachstehenden Abbildung der Harlekinente (S. 181), damit die Federn in der Lage bleiben, bis der Balg vollkommen trocken ist.

Beim Abziehen eines Säugetiers legt man dieses auf den Rücken, die Beckenseite gegen sich, den Kopf des Tiers von sich abgewandt, verstopft Nasenlöcher und Kehle mit Baumwolle oder Werg, teilt das Haar in einer geraden Linie zwischen zwei Punkten, deren einer zwischen den Vorderbeinen und der andere in der Nähe

Werkstätte eines Ausstopfers.

des Schwanzes liegt, und macht auf dieser Linie mit dem Skalpell, Messer oder der Schere einen Einschnitt. Man wendet dann den Kadaver mit seiner Seite gegen sich, hebt die Haut an der Brust mit Zeigefinger und Daumen empor und trennt sie mittels der Finger, des Griffs des Skalpells oder des obenerwähnten löffelartigen Instruments vom Körper, soweit man reichen kann, gebraucht die Klinge des Messers nur, wo es absolut nötig ist, und stopft Baumwolle oder Papier hinein, um die Haare rein zu erhalten. Man muß besondere Sorge tragen, nicht in die dünne Haut zu schneiden, welche die Eingeweide bedeckt. Dann drückt man den Hinterlauf vorwärts, durchschneidet das erste Gelenk, welches in Sicht kommt, und läßt das Schenkelbein am Körper. Hat man dann dasselbe auch an der andern Seite gethan, so streift man den hinteren Teil des Kadavers vollends ab und schneidet den Schwanz ab. Nun legt man den Kadaver auf die Brust, zieht ihn dem Rücken entlang ab, trennt den Vorderlauf am unteren Gelenk des Knochens, welcher mit seinem oberen Ende an den Unterteil des Schulterblatts angewachsen ist, wickelt den Rumpf in Papier, damit er den Operationstisch nicht beschmutzt, schiebt die Haut ohne Zerren über Hals und Kopf herunter und schneidet sehr behutsam die Ohren

herunter und rund um die Augen herum. Der Hals wird dicht am Schädel abgeschnitten, die Augen entfernt und das Hirn durch das Loch des Rückenmarks herausgezogen; dann beseitigt man alle Muskeln und schabt die Knochen ganz rein. Die Vorderläufe werden dann herausgestülpt und bis zu den Zehenwurzeln von allen Muskeln entblößt und der Schwanz so weit abgezogen, als dies möglich ist. Hierauf wird die Haut von jeder Spur von Fett und Muskeln gereinigt und die Schrotlöcher zugenäht. Ist dies geschehen, so ist die Haut zum Ausstopfen fertig; kann dies aber nicht sogleich vorgenommen werden, so pinselt man die Knochen mit Sublimatlösung, bestreicht sie und die ganze Fleischseite der Haut mit Arsenikseife und trocknet sie an einem luftigen Orte im Schatten.

Für die Säugetiere wird von Draht und bei größeren auch von Holz und Eisen ein ähnlicher künstlicher Rückgrat gemacht, in welchem die Drähte für die Beine und den Schwanz eingelassen werden, und darüber wird die sogen. „Puppe“ gestopft. Da aber eine praktische Demonstration hierüber unendlich lehrreicher und

Ofenschirm aus einem Pfau.

häufig zu erlangen ist, so nehmen wir von einer weitläufigen Beschreibung Umgang und wollen noch einige Worte über das Ausstopfen der Fische sagen, das ein besonderer Zweig der Taxidermie ist und zwar von vielen geübt, aber nur von wenigen zu einiger Vollendung gebracht wird.

Wenn Fische aus dem Wasser genommen werden, haben sie noch einen besonderen Glanz auf ihrer Haut, welchen man dem Reif oder Duft auf einer reifen

Südamerikanisches Aeffchen.

Zwetsche vergleichen möchte. Um diesen zu bewahren, muß der Fisch unmittelbar nach seinem Fang abgezogen und ausgestopft werden und zwar höchstens eine halbe Stunde später und von einer sorgfältigen und erfahrenen Hand; auch sollte, nach Waterton, Goadby und anderen Autoritäten, der Fisch, um seine Schuppen und Farben zu bewahren, vor dem Abziehen der Haut mit Battist oder Seidenpapier umwickelt und die abgezogene Haut in ein nasses Tuch eingeschlagen werden, um sie geschmeidig zu erhalten. Wie ausgestopfte Fische aufgestellt werden, ist aus dem vorstehenden Holzschnitte zu ersehen (S. 177).

Das seither Gesagte betrifft den mechanischen Teil des Ausstopfens, und nun beginnt der künstlerische, dem Tiere die Stellung, Tracht, Bewegung, Habitus, neben der plastischen Naturwahrheit auch das Typisch-Charakteristische, die Individualität zu geben. Dies ist das Schwierigste in der Taxidermie, dies erhebt sie aus dem Handwerk zur Kunst. Dazu gehört Naturbeobachtung, genaue Kenntnis des Charakters, der Lebensweise des betreffenden Tieres und künstlerische Begabung. Selbst berühmte Ausstopfer, Meister ihres Faches, welchen keine der obigen Eigenschaften abging, waren nicht gleich glücklich im Ausstopfen von Vögeln und Säugetieren. Der

verstorbene Konservator Hermann Ploucquet in Stuttgart z. B., welcher 1850 in Leipzig die ersten charakteristischen und individualisierten Tiergruppen ausstellte und in seinem Fache förmlich bahnbrechend wirkte, stopfte seine Säugetiere lange nicht so vollendet charakteristisch und lebenswahr aus, wie seine Vögel und namentlich seine Raubvögel und sein Federwild. Wieder andere, wie z. B. Kerz aus Darmstadt, nun in Stuttgart, haben ihre Force in Säugetieren, namentlich in den großen Katzentieren. Sind die obigen Eigenschaften nicht alle in einem Taxidermisten vereinigt, so kommen auch bei Meistern Monstrositäten vor, die das Auge des Kenners verletzen, so z. B. wenn ein Ausstopfer einen Adlerbalg mit hängenden Schwingen

Waldkauz mit Horst und Jungen.

und beinahe mit dem Boden parallelem Körper ausstopft und ihm dadurch das träge Aussehen eines Geiers gibt, während der Habitus des Adlers Würde, Mut und Anmut ausdrückt. Oder wenn ein Ausstopfer einer Elster, diesem Inbegriff von Schlauheit, Beweglichkeit und Vorsicht, eine schwerfällige trübselige Stellung gibt; oder wenn einer einem Fuchse, der als ein Nachttier, elliptische oder Katzenaugen hat, runde Hundsaugen einsetzt und dadurch das listige lauernde Wesen Reineckes ganz verfehlt. Bei diesem letzten Akte der Taxidermie muß auch auf das Kleinste sorglich geachtet werden; es muß das Verhältnis, welches jede Kurve oder Anschwellung, jede Spannung oder Zusammenziehung eines einzelnen Teils zum Ganzen einnimmt, genau studiert und wiedergegeben werden. Vor allem aber ist alles Theatralische, alles Forcierte zu vermeiden, weil es naturwidrig und unwahr ist; das Tier soll im Affekt dargestellt werden, aber nicht auf Kosten der Wirklichkeit, der anatomischen und physiologischen Gesetze. Deshalb ist es so schwer, einem ausgestopften Raubtiere, einem Löwen, Tiger, Panther, Jaguar, Leoparden, einem Wolf den wahren Charakter des Raubtieres aufzudrücken, ohne die Natur zu überbieten, ihr Zwang anzuthun, theatralisch zu werden, wie es oft von Bestellern ver-

langt wird, welche nichts von Naturgeschichte verstehen und nicht zwischen dem Idealen und dem Realen zu unterscheiden verstehen.

Wie nun einerseits die Taxidermie dem Laien und Dilettanten eine Quelle des reinsten Vergnügens und dauernder Belehrung in der Naturgeschichte ist, so bildet sie anderseits auch einen erheblichen Zweig des Kunstgewerbes. Es ist in Amerika und England Mode, den Meisterstücken der Taxidermie an Schmuckvögeln und schönen Säugetieren auch einen Platz als Zimmerschmuck anzuweisen, und niemand wird in Abrede ziehen können, daß ein Ofenschirm aus einem ausgestopften Pfau (S. 179) mindestens ebenso schön wie ein gestickter oder stramingenähter oder mit japanesischen Zeichnungen bedeckter ist, daß eine Waldschnepfe mit Jungen (S. 176), eine kalifornische Wachtel, ein Felsenhuhn u. dgl. auf einer Konsole unter Glasglocke mindestens so ornamental und jedenfalls anmutender und lehrreicher als eine Majolikavase ist, und daß eine Eulengruppe mit dem Horst (S. 180) in einem hübschen Glasschrank an der Wand dem Effekt eines gewöhnlichen Oelgemäldes gleichkommt. Niemand wird daher der Taxidermie die Berechtigung wie die Befähigung bestreiten können, zum Schmucke unserer Wohnräume beizutragen, und diese Kunst hat deshalb, abgesehen von ihren höheren wissenschaftlichen Zielen, noch eine große Zukunft — weniger vielleicht bei uns in Deutschland, wo sie noch verhältnismäßig schlecht bezahlt wird, als in England und Amerika, in jenen größeren Städte, wohin die Schätze der exotischen Faunen in Menge auf dem Handelswege zusammenfließen. Gleich manchen anderen Künsten und Industriezweigen steht auch die Taxidermie in England und in den Vereinigten Staaten auf einer entschieden höheren Stufe als bei uns und wird von einer Reihe von tüchtigen Meistern mit entschiedenem künstlerischem und materiellem Erfolg ausgeübt. Diese Meister haben große Lager von Säugetieren und Vogelbälgen und stopfen einzelne Tiere und Gruppen auf den Verkauf aus, und es fehlt ihnen nicht an Kunden in Gestalt von Privaten, Sportsmen und zoologischen Museen, in deren Errichtung dermalen die größeren amerikanischen Städte untereinander wetteifern. Derartige Meister sind Edwin Ward in London, welchem die ostindischen Offiziere und Weidmänner immer die schönsten Exemplare ihrer Leoparden, Tiger u. s. w. zusenden und die er auf Bestellung in jeder beliebigen Stellung und tadelloser Naturtreue liefert und wobei er in jedem einzelnen Falle erst Studien im Zoologischen Garten im Regentspark macht und sich seine Skizzen nach der Natur zeichnet; ferner der schon erwähnte Amerikaner Henry A. Ward in Rochester, N.Y., heutzutage einer der größten Naturalienhändler, welcher eigene Sammler und Jäger nach Asien und Afrika schickt, und mittels seiner ungeheuren Thatkraft und riesigen Sammlungen Außer-

Harlekinente im Verband.

ordentliches zu leisten imstande ist, wovon nachstehend nur ein einziges Beispiel. Als die Fischereiausstellung in Berlin vorbereitet ward, die man am 18. April 1880 eröffnete, schrieb im März der Präsident White, der damalige nordamerikanische Gesandte in Berlin, an Ward, welcher damals in Paris war, er möge doch die Ausstellung mit den Fischen Amerikas beschicken. Zwei Tage nach Eröffnung der Ausstellung langte

Goldadler.

in Berlin eine beinahe vollständige Sammlung amerikanischer Fische an, bestehend aus fünfzehnhundert ausgestopften Exemplaren, welche binnen Monatsfrist aus dem amerikanischen Hauptquartier durchaus klassifiziert, etikettiert, benamst und verpackt abgesandt worden waren.

In ähnlicher Weise hat der verstorbene Ploucquet in Stuttgart schon vor Jahren mehrere große Sammlungen von Säugetier- und Vogelgruppen teils zur Ausstellung teils zum Verkaufe hergestellt. Die erste derselben, zum Teil die Gruppen enthaltend, welche Ploucquet 1851 auf der Londoner Weltausstellung gezeigt hatte, ging durch Kauf an einen schweizerischen Forstmann, Chalande, über, der sie erst in allen größeren Städten der Schweiz ausstellte und dann an das naturhistorische Museum in Neufchatel verkaufte, wo sie noch zu sehen ist; eine zweite größere, welche Ploucquet selbst in Stuttgart mehrere Jahre und dann 1866 während des Kriegs in Wien ausgestellt hatte, ward nach London verkauft, wo sie nun im Sydenham-Krystallpalast aufgestellt ist.

Unsere deutschen Ausstopfer, wie geschickt und verdient sie auch sein mögen, schlagen sich notdürftig durch; in Amerika werden die geschickteren unter ihnen reiche Leute, aber auch die minder geschickten finden noch ihr gutes Aussehen, denn die Taxidermie spielt dort im öffentlichen und gewerblichen Leben eine größere Rolle als bei uns. Der Geflügelhändler will für sein Schaufenster ausgestopfte Hühner, der Wildbrethändler Hirsche, Truthühner, Fasanen, Wildenten, der Fleischer Lämmer und Kälber, der Blumenhändler Schwäne und Tauben, der Milchmann ruhende Kühe, der Kürschner aufgerichtete Bären, schreitende Löwen und Tiger, und der Sportsman und der Reisende verzieren ihr Heim mit der ausgestopften Beute, welche sie mitbrachten. Die Leistungen der Taxidermie erscheinen im häuslichen und öffentlichen Leben der Amerikaner unter hunderterlei Gestalten.

Eine eigentümliche Beschäftigung ist der Taxidermie drüben neuerdings zugefallen: es sind mehrere geschichtlich berühmte Pferde ausgestopft worden, so General Sheridans Schlachtroß „Rienzi“, welches ihn von Winchester zwanzig Meilen weit trug, ist jetzt auf Governors Island zu sehen; Shermans berühmtes Pferd „Tecumseh“, welches er „von Atlanta bis zum Meere“ ritt, ist in der Universität von Wisconsin zu Madison, und General Robert E. Lees' Kriegspferd „Traveller“ in dem Museum der Washington und Lee University in Virginien aufgestellt. So schwierig auch die kurzhaarigen Tiere wie Pferd, Giraffe, Windhund u. a. auszustopfen sind, so hat man es doch hierin neuerdings wunderbar weit gebracht, so daß auch der Kenner von ausgestopften Tieren nicht die leiseste Schwellung oder Ausladung einer Ader, Sehne oder Muskel vermißt und der edle Habitus und feurige Charakter des Tieres voll zur Geltung kommt.

Das eben Gesagte mag beweisen, daß die Taxidermie, welche bei uns bisher eine solch untergeordnete Rolle spielte und kaum beachtet

ward, noch einer großartigen Entwickelung als Kunst, Kunstgewerbe und nützlicher Zeitvertreib fähig ist. Sie einigermaßen mehr in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit zu rücken und dem Interesse der Gebildeten näher zu führen, ist die Absicht der vorliegenden Spalten.

Die Kontagiosität der Tuberkulose.

Von

J. Affelmann.

Alt, sehr alt ist der Verdacht, daß die Schwindsucht eine ansteckende Krankheit sei. Durch eine Reihe von Schriften tüchtiger Aerzte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zieht sich ein solcher Glaube hin; ja, wir finden ihn angedeutet bereits in noch früherer Zeit. Die Erfahrung, die Beobachtung in der Praxis gab eben den Aerzten zahlreiche Indizien dafür, daß die Uebertragung des Leidens von dem Kranken auf einen bis dahin völlig gesunden Menschen möglich sei. In dem nämlichen Verhältnis, wie die Zahl der Fälle wuchs, in denen man eine solche Ansteckung vermuten mußte, nahm auch der Glaube an die letztere zu, und so sehen wir, daß derselbe sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wenigstens bei sehr vielen Medizinern, zur völligen Ueberzeugung steigerte. Die angesehensten Praktiker traten für die Ansicht auf, daß die Schwindsucht ansteckend sei; in einzelnen Ländern kam es sogar dahin, daß auf Grund dieser Ansicht besondere Gesetze zur Verhütung der genannten Krankheit erlassen wurden. Am schärfsten ging man in Neapel vor. Dort ordnete die Regierung, auf ein Gutachten des obersten Gesundheitsrats sich stützend, an, daß jeder Fall von Schwindsucht der Behörde angezeigt werden mußte, befahl ferner, daß ärmere Schwindsüchtige sofort nach Bekanntwerden ihrer Krankheit in ein Spital zu überführen, daß die Räume, in welchen solche Patienten gelebt hatten, zu desinfizieren, ihre Kleidungsstücke zu vernichten seien und bedrohte jede Kontravenienz, insbesondere auch das Verkaufen, bezw. Verschenken der betreffenden Kleider mit den rigorösesten Strafen. In Florenz und Venedig schritt man zu ähnlichen Maßnahmen, und auch Portugal erhielt ein Schutzgesetz gegen die Uebertragung der Schwindsucht. Dies war zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Seit jener Zeit verlor die Ansicht der damaligen Aerzte allmählich wieder viele ihrer Anhänger; der Verdacht, daß die Tuberkulose ansteckend sei, wurde minder oft ausgesprochen, die Ausführung der Schutzmaßregeln sistiert, wo sie angeordnet worden waren. Jetzt aber scheint sich herauszustellen, daß das, was vom obersten Gesundheitsrat zu Neapel vor hundert Jahren mit solcher Bestimmtheit als richtig hingestellt wurde, thatsächlich richtig ist. Die Entdeckung des Tuberkelspaltpilzes, des Trägers des Schwindsuchtgiftes, die Konstatierung der Thatsache, daß die Ueberimpfung dieses Pilzes die gefürchtete Krankheit hervorruft selbst bei solchen Tieren, welche sonst von ihr durchaus verschont bleiben, sowie der Nachweis, daß der Auswurf Schwindsüchtiger allemal den Träger des Giftes beherbergt, daß er nach erfolgter Trocknung und Zerstäubung Tiere, die ihn einatmen, tuberkulös macht, haben gezeigt, daß das Leiden eine specifische Ursache hat, daß es übertragbar ist und daß die Uebertragung auf Menschen, wenn nicht noch auf andere Weise, so wahrscheinlich durch den Schleim geschehen **kann**, welchen die Patienten aushusten und welcher dann die Luft mit infektiösen Keimen erfüllt. Der Beweis, daß diese letzteren die wirkliche Ursache der bösen Krankheit sind, daß ihre Uebertragung das tuberkulöse Leiden hervorruft, wurde mit solcher Bestimmtheit erbracht, daß ein Zweifel an der Richtigkeit der soeben aufgestellten Sätze nicht mehr zulässig erscheint. Fortan haben also Aerzte und Hygieiniker mit der Tuberkulose als einer Infektionskrankheit zu rechnen. Hielt man sie noch vor kurzem für die Folge der Vererbung, hygieinischer Uebelstände und socialen Elends, so muß man jetzt, ohne deshalb das Gewicht dieser kausalen Momente geringer zu schätzen, immer daran denken, daß **die eigentliche und letzte Ursache doch ein specifischer Keim, ein pathogener, zu deutsch krankmachender, Pilz ist.**

Die Feststellung der Thatsache, daß die Schwindsucht eine Infektionskrankheit ist, beweist nun freilich für sich noch keineswegs, worauf so vieles ankommt, daß sie ansteckend

ist. Selbst jenes Faktum, daß der zerstäubte, von Tieren eingeatmete Auswurf Schwindsüchtiger bei jenen Tuberkulose hervorruft, kann für sich allein noch nicht zeigen, daß dieses Leiden von einem Menschen auf den anderen durch die Luft übertragbar ist. Es bedarf einer Ergänzung durch die ärztliche Beobachtung, bedarf der Konstatierung von Fällen, in denen die Ansteckung thatsächlich statthatte. Nach dieser Richtung hin ist nun die Wissenschaft in allerjüngster Zeit sehr thätig gewesen. Dasjenige, was sie sammelnd und sichtend zu Tage förderte, im Detail zu schildern, ist nicht hier der Ort. Wohl aber scheint es mir am Platze zu sein, einzelne belangreiche Daten hier kurz zu registrieren und zu beleuchten. Das Collection Investigation Board in England, der leitende Ausschuß einer Gesellschaft, die sich zum Zwecke gemeinsamer Erforschung von Krankheiten und Krankheitsursachen gebildet hat, erhielt bis jetzt 1028 Antworten auf die Frage, welche bezüglich der Kontagiosität der Schwindsucht an die Mitglieder gerichtet worden war; von diesen Antworten lauteten im ganzen 262 rein bejahend und 673 rein verneinend. Unter den Fällen, in welchen eine Ansteckung angenommen war, befanden sich 119, in denen der Ehemann die Frau, und 69 andere, in denen die Frau den Mann mit der Tuberkulose angesteckt haben sollte. In 130 dieser Fälle konnte bestimmt konstatiert werden, daß das in zweiter Reihe erkrankte Individuum vor der Ehe nicht an Tuberkulose litt und sogar auch frei von einer erblichen Anlage dieses Leidens war. Eine jüngst veröffentlichte Schwindsuchtsstatistik des Vereins schleswig-holsteinischer Aerzte enthält die Notiz, daß beim Tode von 938 an erworbener Tuberkulose dahingerafften Eheleuten 101mal die Tuberkulose des anderen Ehegatten sich feststellen ließ, daß Ehefrauen häufiger von tuberkulösen Männern, als diese von tuberkulösen Frauen angesteckt wurden, und daß die Uebertragung auf dem Lande entschieden häufiger vorkam als in der Stadt. Mehrere Gefängnisärzte, insbesondere Dr. Baer zu Berlin, berichteten über das außerordentlich häufige Vorkommen der Schwindsucht in den Gefangenanstalten und brachten dasselbe in kausalen Zusammenhang damit, daß die Tuberkulösen mit den Gesunden vielfach gemeinsam arbeiten, vielfach in einem Saale schlafen, und daß die Kleidung der Tuberkulösen der Regel nach ohne zuvorige ausreichende Desinfektion neuankommenden Sträflingen überwiesen werde. Zahlreiche Aerzte endlich veröffentlichten Fälle der eigenen Praxis, in denen die Uebertragung der fraglichen Krankheit auf einen bis dahin völlig gesunden Menschen als einzig mögliche oder doch höchst wahrscheinliche Ursache anzuschuldigen war. So erwähnt ein anderer Arzt der Thatsache, daß im Militärinvalidenhause zu Berlin die Tuberkulose bei den zusammenlebenden Insassen doppelt so häufig ist wie bei den einzeln wohnenden.

Doch audiatur et altera pars! Es gibt Aerzte, welche bestimmt erklären, es seien ihnen in großer Praxis keine Fälle vorgekommen, in denen mit Sicherheit die Kontagiosität der Schwindsucht von ihnen konstatiert werden konnte. Ja, was ungleich wichtiger ist, die statistischen Erhebungen in den Schwindsuchtsspitälern besonders Englands zeigen sehr deutlich, daß unter dem zahlreichen Wartepersonal, welches dauernd in denselben den Dienst versieht, das Vorkommen von Tuberkulose durchaus kein häufiges, vielmehr ein relativ seltenes ist. Diese Thatsache, denn als solche darf sie getrost bezeichnet werden, wollen wir uns sorgsam merken; sie verdient vollauf die Beachtung eines jeden, der sich mit dem Studium der Kontagiositätsfrage befaßt. Auch den vorhin erwähnten Mitteilungen der Gefängnisärzte stehen andere gegenüber, welche gar nicht für die Kontagiositätslehre sprechen. So liegt mir in diesem Augenblicke ein Bericht über die schwedischen Gefangenanstalten vor; dieselben hatten während des ganzen Jahres 1881 die erstaunlich niedrige Ziffer von nur 38 Schwindsuchtssterbefällen.

Wägen wir alles gegeneinander ab, so müssen wir sagen, daß ein entscheidendes Urteil noch nicht gegeben werden kann. Doch dürfen wir jedenfalls aus dem vorliegenden Material so viel schließen, daß die Gefahr der Uebertragung von Tuberkulose durch Ansteckung keine so große ist, wie sie in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten geschildert wurde. Es bedarf sicherlich außer dem Vorhandensein des specifischen Pilzes noch gewisser die Einnistung und Wucherung desselben begünstigender Momente, welche entweder in dem Individuum selbst oder außerhalb desselben liegen können. Wäre dies nicht der Fall, so müßte die Ansteckung ungleich häufiger beobachtet werden, als bisher möglich war. Die Thatsache, daß bei gewissen Arbeitern,

welche infolge ihres Berufs sehr leicht eine Verletzung der Schleimhaut ihrer Atmungsorgane sich zuziehen, Tuberkulose ungemein oft vorkommt, gibt einen bedeutsamen Fingerzeig dafür, daß Veränderungen der normalen Beschaffenheit der Atmungswege ein sehr wichtiges, die Einwanderung des Pilzes beförderndes Moment abgeben. Es ist ferner bekannt, daß alle Infektionskrankheiten mit Vorliebe geschwächte Individuen befallen; und auch dies Faktum dürfte einen belangreichen Anhaltspunkt dafür bieten, weshalb in einem Falle die Ansteckung geschah, in einem anderen aber unterblieb, obschon in letzterem vielleicht die Gelegenheit zur Uebertragung eine größere war als in ersterem. Doch kann ich diese disponierenden Momente hier nur andeuten, nicht ausführlich besprechen.

Ist aber auch die Gefahr der Ansteckung keine so überaus große wie bei manchen anderen Infektionskrankheiten, z. B. der Diphtheritis, dem Scharlach, den Masern, dem Keuchhusten u. s. w., so ist sie doch vorhanden. Es würde nicht richtig sein, die zahlreichen positiven Daten gegenüber den negativen einfach zu ignorieren. Wenn aber jene Gefahr vorliegt, so muß sie auch bekämpft werden. Handelt es sich doch um den Schutz vor einem der bösesten Leiden, welche den Menschen befallen. Wie aber soll man dem Feinde entgegentreten? Das ist eine der wichtigen Fragen, welche nach Erkenntnis des wahren Charakters der Tuberkulose jetzt auf der Tagesordnung stehen.

Gehen wir näher auf das soeben bezeichnete Thema ein, so ist das Geständnis vorauszuschicken, daß eine definitive Lösung der Aufgabe zur Zeit noch nicht gegeben werden, ja noch nicht einmal versucht werden kann. Wir kennen den Feind, kennen sein Aeußeres, das Gefährliche seines Wesens, auch die hauptsächlichsten Stätten, an denen er vorkommt. Aber noch fragmentär und unzureichend ist unser Wissen bezüglich seiner Lebensbedingungen, ich meine bezüglich der Momente, welche sein Wachstum, seine Wucherung befördern oder aufhalten, seine Uebertragung auf den Gesunden begünstigen oder verhindern. Nach dieser Richtung hin Aufklärung zu schaffen, sind viele Forscher zur Zeit fleißig bemüht. Bei dem großen Eifer, mit welchem sie zu Werke gehen, läßt sich hoffen, daß das erstrebte Ziel bald erreicht werde. Ehe dies aber nicht der Fall ist, kann unmöglich eine rationelle Prophylaxis nach allen Seiten Platz greifen. Und doch läßt sich schon jetzt sehr vieles thun, um die Macht des Feindes zu brechen. Ja, es würde ein großer Fehler sein, wenn man zu solchem Zwecke die neuerlangte Kenntnis, so sehr sie auch noch der Ergänzung bedarf, nicht ausnutzen wollte.

Auf dem jüngsten internationalen Kongresse für Hygieine, welcher im Jahre 1882 zu Genf abgehalten wurde, und auf welchem der in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannte Professor Dr. Alfonso Corradi aus Pavia einen interessanten Vortrag über die Kontagiosität der Tuberkulose hielt, war es Leudet, welcher im Anschluß an die Worte Corradis folgende Sätze aufstellte, um die empfehlenswerten Maßnahmen des Schutzes zu präcisieren:

1. dem Abschlusse der Ehe einer tuberkulösen mit einer gesunden Person ist zu widerraten;
2. die Isolierung der Kinder einer tuberkulösen Familie voneinander ist vorteilhaft;
3. die Isolierung der Tuberkulösen ist zwar wünschenswert, in praxi aber meistens nicht zu realisieren, auch nicht einmal in Spitälern.

Es ist klar, daß Maßnahmen, wie die von Leudet vorgeschlagenen, zu wenig bestimmt und zu negativ sind, als daß sie viel nützen und die Hygieine befriedigen könnten. Die letztere verlangt mit vollem Recht ein entschiedeneres Vorgehen gegen die Krankheitsursache selbst. Man soll den Feind aufsuchen und vernichten; das ist die Parole im Kriege eines Volkes gegen das andere, aber sie ist es auch im Kampfe gegen die feindlichen Infektionsstoffe, welche uns bedrohen. Wir haben den Tuberkelpilz unschädlich zu machen, wo wir ihn nur fassen können; auf dieser Basis muß die Prophylaxe sich aufbauen, nachdem festgestellt wurde, daß er die Ursache der Schwindsucht ist, daß diese nicht ohne ihn entsteht.

Als eine Hauptquelle dieses Pilzes und als ein Hauptherd seiner Ausbreitung muß der Auswurf schwindsüchtiger Individuen betrachtet werden; ihn hat man deshalb in erster Linie unschädlich zu machen. Das ist rationell, verspricht den größten Nutzen und ist außerdem praktisch leicht durchführbar. Es wird zu solchem Zwecke anzuordnen sein, daß der Tuberkulöse den ausgehusteten Schleim allemal in einen Behälter entleert, welcher ein gewisses Quantum einer desinfizierenden Masse, z. B. 5% Carbolsäure enthält, und daß dieser Behälter mehrmals täglich gereinigt wird. Ferner ist jede

Verunreinigung des Zimmers mit dem Auswurfe streng zu verbieten, weil sie sicher eine Anfüllung der Luft mit dem Pilze zuwege bringen würde, ist aber, wenn sie trotzdem statthatte, sofort gründlich zu beseitigen; und endlich muß dafür gesorgt werden, daß Tücher, die etwa zur Aufnahme des Schleimes benutzt wurden, jedenfalls noch vor dem Trockenwerden des letzteren aus dem Wohnraume entfernt und desinfiziert werden. Solche Maßnahmen sind geeignet, die Gesunden zu schützen und dem Kranken dasjenige, was zur Heilung seines Leidens in erster Linie nötig ist, zu sichern, nämlich eine vom Tuberkelpilz möglichst freie Luft.

Bereits wurde in zahlreichen Spitälern diese Unschädlichmachung des Auswurfs der Schwindsüchtigen mit Ernst ins Werk gesetzt; von vielen Aerzten ist sie auch schon in der privaten Praxis angeordnet worden, und zweifellos wird sie binnen kurzer Frist allgemein eingeführt sein.

Man könnte vielleicht den Einwurf erheben, daß die Feststellung der Natur des Leidens, von welchem hier die Rede ist, nicht immer, zumal im Anfange, leicht sei, und daß es aus gewissen Rücksichten sich nicht empfehle, in noch zweifelhaften Fällen Anordnungen zu treffen, welche den Kranken und seine Angehörigen möglicherweise ängstigen könnten. Darauf ist zu erwidern, daß die Natur des Leidens in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle thatsächlich sehr leicht festgestellt werden kann, wenn nur der Auswurf von kundiger Seite untersucht wird. Jeder Arzt muß jetzt mit der Methode der Auffindung des Tuberkelpilzes bekannt sein; das darf von ihm gefordert werden. Wenn es aber möglich ist, leicht Gewißheit zu erlangen, so kann es kaum noch vorkommen, daß man Maßnahmen der vorhin bezeichneten Art unnötigerweise anordnet.

Ein weiterer Schutz liegt in der ausgiebigen Ventilation aller Räume, in denen der Tuberkulöse sich aufhält. Durch sie erzielen wir Fortführung der mit dem Krankheitsstoffe erfüllten und Zuführung reiner, guter Luft, in jedem Falle also eine starke Verminderung der Zahl der Pilze. Auch damit wird wiederum den Gesunden, wie den Kranken genützt, und es ist gleichfalls eine leicht zu handhabende Maßregel, gegen welche nur leider allzu oft seitens der Patienten Opposition gemacht wird.

Wir müssen ferner ins Auge fassen, daß auch die Kleidungsstücke und Betten des Tuberkulösen den Krankheitskeim beherbergen und somit ansteckend wirken können. Gelegenheit zur Aufnahme desselben haben sie ja häufig genug, vielleicht in jedem Augenblicke, da die Luft in den Wohn- und Schlafräumen der fraglichen Kranken, selbst bei ausgiebiger Ventilation, nicht frei von den betreffenden Pilzen ist. Würde man den Kleider- und Bettstaub untersuchen, so würde man dieselben zweifellos in großer Menge vorfinden. Auch hier werden wir also den Feind vernichten oder unschädlich machen müssen. Es ist jedenfalls angesichts der bestehenden Gefahr nicht zu gestatten, daß ein Gesunder die nicht ausreichend desinfizierten Kleidungsstücke und Betten eines Schwindsüchtigen benutzt. Am zweckmäßigsten wird immer sein, dieselben nach dem Tode des letzteren kurzweg zu verbrennen; da man dieses aber in den niederen Ständen schwerlich wird erreichen können, so sollte man in solchem Falle eine Desinfektion durch heiße Luft, bezw. siedendes Wasser anraten und anordnen, daß alle Effekten, welche eine derartige Behandlung nicht zulassen, erst nach langer Lüftung wieder benutzt werden, wenn der Besitzer sich nicht entschließen kann, sie zu vernichten.

Endlich ist es jetzt nach besserer Erforschung des Wesens der Tuberkulose unabweislich, nicht bloß in der Auswahl von Ammen, sondern auch von Wärterinnen für Kinder, überhaupt von Dienstpersonal, größere Vorsicht als bisher anzuwenden, damit einer Uebertragung der bösen Krankheit von vornherein vorgebeugt werde. Die Notwendigkeit einer derartigen Vorsicht liegt so sehr auf der Hand, daß eine nähere Begründung nach dem vorhin Gesagten überflüssig erscheint. Oeffentliche sanitäre Schutzmaßnahmen, die einzelne jüngst verlangt haben, können zur Zeit schwerlich bereits angeordnet werden, weil es dazu noch an der nötigen Unterlage fehlt. Man wird sich nicht schon dazu entschließen, die Isolierung der Schwindsüchtigen zu fordern, wie damals in Neapel, wird nicht die Ehe Tuberkulöser mit Gesunden verbieten wollen, so sehr dies auch im Interesse des öffentlichen Wohles liegen würde. Am frühesten könnte man noch ein Vorgehen gegen das Verkaufen und Verschenken oder Ueberlassen der Kleidungsstücke und sonstigen Effekten Tuberkulöser erwarten. Aber es mangelt, wie eben gesagt, noch allzusehr an der sicheren Unterlage, als daß man schon eine gesetzliche Regelung der Schutzmaßnahmen erhoffen dürfte. Um so drin-

gender ist es nötig, daß privatim für den einzelnen Fall alles das angeordnet wird, was nur prophylaktisch angeordnet werden kann. Nach dieser Richtung hin dem Nichtarzte Belehrung zu bringen, war der Zweck dieser meiner Darstellung, die übrigens, wie ich kaum zu betonen nötig habe, keineswegs das ganze Schutzverfahren, sondern lediglich die Verhütung der von dem tuberkulösen Kranken selbst drohenden Gefahren einer kurzen Besprechung unterziehen wollte.

Vereinsleben in Oesterreich

vor dem Jahre 1848.

Von

Johannes Nordmann.

Es ist nachgerade Brauch geworden, die politische Zeitrechnnng in Oesterreich vom März des Jahres 1848 zu datieren. Ein schweres Unrecht aber wäre es, nicht mit der Kulturbewegung rechnen zu wollen, welche diesem Sturmjahre vorangegangen und es vorbereitet; wie ja auch, allerdings in größerem Stile, die geistige Arbeit der Encyklopädisten die Revolution des vorigen Jahrhunderts in Frankreich vorbereitet hat. Von jenen Hebelkräften des geistigen Lebens in Wien, die für jene Kulturbewegung im Vormärz in Thätigkeit waren, will ich sprechen.

Ein Vereinsleben, wie wir es derzeit kennen, konnte sich vor dem Jahre 1848 nicht entwickeln; der Horror der Regierenden gegen ein solches war so stark, daß man beispielsweise dem Turner Steffani gestattete, nicht eine Turn-, sondern nur eine gymnastische Schule zu begründen und einzurichten, welche letztere Bezeichnung fast den Schluß erlaubte, als hätte man ihm damit das Recht, Kunstreiter und Cirkusspringer, nicht aber kräftige Männer für eine gelegentliche That heranzubilden, einräumen wollen. Ein wahres Wunder ist es zu nennen, daß man damals jene, denen „Gesang gegeben," sich unter dem Namen „Männergesangsverein" zusammenscharen ließ; und einen eigentlichen Kampf erforderte es, den Namen: „Juridisch-politischer Leseverein" für gleichgesinnte Männer, die sich finden und über die Zeitereignisse aussprechen werden, durchzusetzen. Mit den beiden letztgenannten Gruppen war die Summe des Vereinslebens in seiner zahmsten Bedeutung erschöpft. Was äußerlich und offen als verpönt galt, mußte also auf geheimen Wegen erreicht, das politische Vereinsleben mußte durch litterarische und geistige Berührungs- und Vereinigungsgruppen angebahnt werden.

Wenn einer eine Reise thut, heißt es in einem alten und viel verbrauchten Sprichworte, so kann er was erzählen. Nun habe ich schon eine ziemlich lange Wegstrecke des Lebens, immer nur mit leichtem Gepäcke, das gleich dem eines fahrenden Schülers nur in Pennal und Tintenfaß bestand, zurückgelegt und habe mir also das Recht ergangen, von meinen Erlebnissen zu erzählen. Mein Streben war zeitlebens bei vielen Quer- und Irrgängen vorzugsweise auf die Litteratur gerichtet; diese war mein Hauptzielpunkt; was ich erreicht und errungen, ist gering und wiegt federleicht; was ich auf meinen litterarischen Wanderungen erlebt, dürfte aber von einigem Interesse sein. Ich rechne bei meinen Rückblicken mit den Alten und Jungen; mit den Alten, die sich vielleicht nicht ungern manche Erinnerungen aus halbvergangener Zeit auffrischen lassen; mit den Jungen, die sich gleichfalls nicht sträuben werden, zu erfahren, wie das politische und litterarische Leben in Wien geartet war, bevor das Sturm- und Gewitterjahr 1848 die Luft in Oesterreich von vielen verderblichen Miasmen gesäubert hatte.

Es war ein schlechter und wohlfeiler Brauch, der vor jenem freimachenden Jahre „draußen im Reiche" gang und gäbe war, und mit dem man über die geistigen Regungen und Strebungen in Oesterreich den Stab brechen zu können glaubte. Durch zwei Dichter: durch Schiller und Grillparzer, von denen der eine als unrichtiger Interpret von dem „Lande der Phäaken" und der andere von Wien als von einem „Capua der Geister" sprach, wurde man in dem abfälligen Urteile noch bestärkt. So schlimm stand es denn doch nicht in unserer damals viel verlästerten Heimat. Wenn richtig ist, daß Zahlen sprechen, so wäre mit diesem Faktor der Beweis zu führen, daß die Oesterreicher sich nicht in dem verschrieenen Zustande geistiger Verwahrlosung befanden. Es ist eine unbestrittene Thatsache, die auch heute ihre Gültigkeit nicht eingebüßt hat, daß Oesterreich und namentlich Wien der beste Absatzmarkt

für die Produktionen des deutschen und fremden Buchhandels war.

Nun kann nicht angenommen werden, daß diese Bildungsmittel, für welche die Oesterreicher mit dem Gelde nicht sparten und mit denen sie sich reichlichst versorgten, spur- und wirkungslos an ihnen vorübergegangen wären. Und sie mußten sich diese Bildungsmittel in den meisten Fällen nicht ohne Mühe und Gefahr verschaffen. Die Mühe des ungesetzlichen Schmuggelgeschäftes hatte allerdings nur der hiesige Platzbuchhändler, welcher die verlangte verbotene Ware seinen Kunden besorgen wollte; vor der Gefahr einer Hausdurchsuchung und sonstiger Drangsalierung vonseiten der Censur- und Polizeibehörden hatten wieder jene nicht zurückzuschrecken, die sich sogenannte „freisinnige Schriften“ einwirtschaften und nicht die Bevormundung, deren Bedarf erga Schedam decken zu dürfen, gefallen lassen wollten. Die lustigsten Geschichten wären darüber zu erzählen, wie die Sortimenter in Wien solche Bücher eingeschmuggelt hatten. Eine Unzahl von Exemplaren des „Leben Jesu“ von David Strauß ging unter den Titeldeckblättern der bestbeleumundeten Andachtsbücher nach Oesterreich, und ganze Ballen von Börne's „Pariser Briefen“ wanderten unter den Titelumschlägen Clauren'scher und anderer unverfänglicher Romane aus dem Revisionsamte, wo allerdings diese geistigen Schätze nicht immer von Argusaugen gehütet wurden, sondern wo der eine und andere freisinnige Beamte ganz gut sah, aber nicht sehen wollte, wenn mit einem schon revidierten Pakete mehrere Kolli, die einen weitaus verdächtigeren Inhalt vermuten ließen, verladen wurden. Wäre eine Vigilanz par Ordre du Mufti strenge geübt worden, so würde nicht möglich gewesen sein, daß die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ von Anastasius Grün und Herwegh's „Lieder eines Lebendigen“, die mit dem strengsten Interdikte belegt waren, fast in keinem gebildeten Hause fehlten. Ich weiß aus dem Munde des Verlegers, daß mehr als zwei Dritteile aller Auflagen der „Lieder eines Lebendigen“ nach Oesterreich gingen, und kann noch als Kuriosum mitteilen, daß die anerkennendste Kritik über diese Lieder in dem von einem österreichischen Censor, nämlich von dem Dramatiker Deinhardstein-redigierten und in Wien erschienenen „Jahrbuche“ veröffentlicht wurde. Ein Erklärungsgrund dieses Kuriosums liegt freilich darin, daß das „Jahrbuch“ eine sehr geringe Verbreitung hatte, also nahezu wirkungslos bleiben mußte. Mit diesen kurzen Andeutungen sollte nur bewiesen werden, daß der Oesterreicher von „Anno dazumal“ der litterarischen Bildung nicht aus dem Wege ging, sondern daß er dafür mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln keine Opfer scheute.

Abgesehen von der komischen Seite dieses Schleichhandels, mit dem die Bildungsmittel in das Land gebracht werden mußten, war damit ein ganz eklatanter Nachteil und Schaden vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus verbunden, da man das fertige Buch auch als Ware zu betrachten hat. Der Import dieser Ware wurde mit den angedeuteten Mitteln schwunghaft betrieben, mit dem Exporte aber sah es verdammt kläglich aus. Es fehlte im Lande nicht an den produzierenden Händen, das Imprimatur der Censur aber, das ihren Werken gleich einem Brandmale aufgepreßt wurde, war kein Markenschutz, sondern das Buch, das die Firma eines österreichischen Verlegers trug, war vorwegs gerichtet und fand weder in der Fremde, noch in der Heimat Käufer. Von diesem Fluche wurde einzig und allein der Verlag medizinischer Werke nicht getroffen; für alle übrigen Hervorbringungen war er eine ausnahmslose Regel. Die Folge davon war, daß die besten Produzenten ihre Werke von deutschen Verlegern aus der Taufe der Druckerschwärze heben ließen, und daß Leipzig, Stuttgart und Hamburg den österreichischen Schriftstellern die Wege der Anerkennung in ihrer eigenen Heimat bereiten mußten. Das eigene Fabrikat erhielt erst dann einen Verkaufswert, wenn es aus dem Auslande bezogen wurde.

Die notwendige Folge war wieder, daß nicht allein das Produkt, sondern auch der Produzent seine Heimat verließ, in der er keinen Schutz und vielmehr Verfolgung für seine Geistesarbeit zu erwarten hatte. Der „fahrende Poet“, Carl Beck, dem erst, nachdem er die längste Zeit verurteilt war, „die harten Treppen des Exils auf- und niederzusteigen,“ in seinen alten Tagen gegönnt war, sich in der Heimat auf das Krankenlager zu betten, hatte für eine ganze, kaum poetisch flügge gewordene Schar das Beispiel gegeben, sich von ihrem Vaterlande loszureißen.

Mit der dürftigsten Habe, deren problematisches Wertstück ein Manuskript war, wanderten sie aus. Was diese modernen Argonauten erbeuteten, war kein goldenes Vließ, und sie wirtschafteten sich in den meisten Fällen Kummer und

Elend ein. Das machte sie nicht mutlos, und sie waren schon überaus glücklich, wenn sie draußen einen Verleger fanden, der ihrem Manuskripte Gevatter stand, nicht etwa deshalb, weil ihn dessen Wertschätzung bestimmt hätte, sondern aus dem viel trivialeren Grunde, weil er damit, wenn es mit dem non admittitur der Nichtzulässigkeit, oder gar mit einem damnatur der Verdammung der österreichischen Censurbehörde belegt wurde, auf ein gutes Geschäft rechnen konnte. Die Buchhändlerstadt Leipzig war zunächst der Zielpunkt dieser Zugvögel; es trieb sie dahin vor allem die sächsische Einundzwanzigbogen-Freiheit für Bücher; eine problematische Wohlthat, deren Wert heute nicht mehr erkannt wird, während sie damals als das höchste erreichbare Gut betrachtet wurde. Nun war es aber keine geringe Sorge für die freiwilligen Exulanten, mit ihren schmächtigen Liederheften diese zwanzig Bogen und darüber zu füllen, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie Moritz Hartmann eines Tages auf meine Stube in der „großen Feuerkugel" in Leipzig kam, in welchem Hause die aus „Dichtung und Wahrheit" bekannte Scene zwischen Goethe und Gottsched vorfiel, und mir sein Leid klagte, daß der Druck seiner Gedichte schon beim siebzehnten Bogen halte und er auch nicht einen Vers für den erforderlichen Rest habe. Da war guter Rat teuer, und er fühlte sich gerettet, als ich ihm einriet, sein Buch durch Uebersetzungs-Fragmente aus der „Königinhofer-Handschrift" zu ergänzen.

Eine eigentliche Kolonie von Poeten hatte sich vor dem Jahre 1848 in Leipzig angesiedelt, für die bald als Pendant zum außer Mode gekommenen „jungen Deutschland" der Schelmennamen „junges Oesterreich" gefunden war, um sie für die scharfe Vigilanz der Polizei zu stigmatisieren. Die jungen lustigen Poeten aus Oesterreich waren zum Verdrusse und Leide einer Anzahl von deutschen Schriftstellern gerne gesehene Gäste in den besten Kreisen der Leipziger Gesellschaft; das machte sie ihrer Heimat nicht fremd, an der sie trotz alledem mit Leib und Seele hingen.

Nachdem ich in allgemeinen Zügen eine schüchterne Verteidigung des vormärzlichen Oesterreichers versucht, und ihn gegen den Verdacht und Vorwurf, er hätte sich als Genußmensch jeder geistigen Strömung ferne gehalten, in Schutz genommen habe, rücke ich meinem eigentlichen Thema an den Leib: nämlich das litterarische und geistige Leben in einer Zeit zu schildern, in der das politische Leben noch im langen Winterschlafe lag, der erst durch die Frühlingsonne des Jahres 1848 gelöst wurde. Eine solche Schilderung wäre unmöglich, wenn ich gleichsam von Haus zu Haus ginge, um die Durchschnittsbildung des damaligen Wiens zu ermitteln; und sie wird jedenfalls leichter gelingen, wenn ich die festgegliederten Gruppen kennzeichne, in denen das litterarische und geistige Leben und Streben pulsierte und zur Erscheinung kam. Ich lasse dabei den „juridisch-politischen Leseverein" abseit liegen, nicht etwa, weil ich dessen starke Bedeutung für die freiheitliche Entwickelung in Oesterreich nicht erkennen und anerkennen würde, sondern weil diese Gruppe nicht in den Rahmen meiner Schilderung paßt. Man weiß aus Erfahrung oder Tradition, daß aus dieser Gruppe Männer hervorgegangen, die zum Segen und auch zum Unheil in die politischen Geschicke Oesterreichs eingegriffen. Dieses Kapitel ausführlicher zu behandeln, bleibt als Aufgabe einer kundigern Hand vorbehalten, und ich deute nur soviel an, daß der „juridisch-politische Leseverein" das Treib- und Warmhaus für unsere volkstümlichen Minister nach Metternich war.

Als Einleitung zur Gruppenschilderung des litterarischen und geistigen Lebens in Wien produziere ich ein Dokument, das wenigstens durch sein äußeres Ansehen den Schein einer historischen Urkunde heuchelt. Diese Urkunde ist „zur ewiglichen Gedächtnuß und frumben Erinnerung der gemein Stadt Wien mit Bleiß zusamengetragen, ausgefertigt, ingleichen mit Poesie gut versehen von Pater Hansen Krampelmayer, Kuchelmeister des P. P. Dominikaner Klosters", und ist unter dem während der Stadterweiterung und Verjüngung Wiens gleichfalls demolierten „Cavallir" in dem steinernen Sarkophag dieses Chronisten nach dreihundert Jahren aufgefunden worden. Darin ist die Rede von einer „Bruderschaft von Gelarten, Doktores, Authores, Mudathores, Geologen, Meteorologen, Philosophen, Poeten und Bybliopolen", die sich wöchentlich an einem Abend bei Speise und Trank zusammengefunden haben.

„Und wird unter sie fürnemblich ein sicherer Casustelli als erster Hauptnaturforscher und animalium hominumque amicus seyn Text und moralische Sprüchlein dareingeben; item Doctor Schmidelius, der waz ein gelart literärisch Diarium ediret; item Ludovicus Augustin

der Frankler, seynes Zeychens ein Poet; item Carajanus, der waz ein wahrer Janus der deutschen Sprüche und Verslein; item Hanns Nordmann, der Layerer zubenambst; item Lupus, der Wolf, welcher ist stark und gewandt in der hyspanischen und anderen Litteratur u. s. w."

Diese Bruderschaft, wie sie der Chronist, hinter dessen Pseudonym-Maske sich der in alten Büchern überaus kundige Feil barg, benamste, hieß eigentlich die Gesellschaft der „Namenlosen", und deren Mitglieder waren außer dem leichten Federvölklein von Poeten und Litteraten in der Majorität ernste Gelehrte und Akademiker. Ihr Bestand war nicht ein allzulanger, nicht etwa aus dem Grunde einer geringen Teilnahme, sondern weil sie durch die hereinbrechende Revolution aus den Fugen gebracht wurde.

Die Gesellschaft der „Namenlosen" war ein Ableger der „Concordia", die nach langer Fahrt schiffbrüchig geworden war. Der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" hat keinerlei Verwandtschaft mit jener gleichfalls „Concordia" getauften Gesellschaft. Von einem Statut konnte nicht die Rede sein, da nach dem Regime jener Zeit jedes Vereinswesen verpönt war; man duldete aber, daß sie an einem Tage in der Woche ihre geselligen Zusammenkünfte hielt, für die ein großer Saal und mehrere kleinere Lokalitäten im Gasthofe zur „Kaiserin von Oesterreich" in der Weihburggasse gemietet waren. Was zur Kunst und Litteratur gehörte oder dazu zählen wollte, ferner Kunstliebhaber und Litteraturfreunde ambitionierten, als Mitglieder in jene „Concordia" aufgenommen oder wenigstens als Gäste zu ihren Symposien zugelassen zu werden. Das hielt aber schwerer, als es heute fällt, sich irgend einem der hundert Vereine in Wien anzuschließen. Es wurde für jene Gesellschaft eine Ballotage geübt, die zuweilen den drakonischen Charakter annahm. So wurde beispielsweise, als von einem Mitgliede die Aufnahme Donizetti's ventiliert war, von einem andern Mitgliede, das sich als eingefleischter Widersacher der italienischen Musik gebärdete, Einsprache gegen diesen Komponisten erhoben; doch brauche ich zur Ehre der „Concordia" nicht erst zu erwähnen, daß diese Opposition von der größten Majorität niedergestimmt wurde. Alle einigermaßen hervorragenden Persönlichkeiten Wiens waren in der „Concordia" vertreten, und alle Berühmtheiten, die aus der Fremde nach Wien kamen, mußten erst in dieser Gesellschaft die Feuerprobe bestehen. Im Winter verstrich nicht ein einziger „Concordia"-Abend, an dem nicht mehrere illustre Gäste zu begrüßen waren. Die besten Bilder standen, bevor sie ihren Weg in die Kunstausstellungen nahmen, früher dort auf der Staffelei.

Damals war noch das Virtuosentum in der üppigsten Blüte; die Mitglieder der „Concordia" hatten immer früher die Künstler gehört, bevor sich diese im Konzertsaale produzierten. Oehlenschläger und Andersen, Hektor Berlioz, Felicien David und Liszt, von zahllosen anderen Celebritäten, die in Wien sich aufhielten, nicht zu sprechen, hätten es als ein Vergehen angesehen, würden sie nicht der „Concordia" ihren ersten Besuch gemacht haben. Trotzdem diese Gesellschaft vorzugsweise nur Unterhaltungszwecke verfolgte und sich auf die litterarische und künstlerische Produktion beschränkte, war sie der Polizeibehörde und namentlich dem Grafen Sedlnitzki ein Dorn im Auge und es war die Gefahr vorhanden, daß sie strenger überwacht oder gar verboten würde. Dieser Gefahr vorzubeugen, wurde von einem Mitgliede, das im Auswärtigen Amte arbeitete, der Vorschlag gemacht, dem Staatskanzler Fürsten Metternich das Protektorat der „Concordia" anzubieten, und es wurde dessen Annahme in sichere Aussicht gestellt. Dieser Vorschlag fand keinen Enthusiasmus, und er wäre, hätte man ihn als Antrag zur Abstimmung gebracht, zuverlässig gefallen. Im Winter des Jahres 1846 tagte die „Concordia" zum letztenmal.

Eine andere Gesellschaft, die gleichfalls, aber nur zum geringeren Teile litterarischen Zwecken gewidmet war, und in der notorische Lebemänner tagten, deren Witz sozusagen die Kosten des Humors für ganz Wien trug, war das „Soupiridon". Die Aufnahme in diese Gesellschaft war an seltsame Bedingungen geknüpft; der Neophit hatte ein Examen zu bestehen, aus dem er nur dann mit Erfolg hervorzugehen hoffen konnte, wenn er eine Glocke zu läuten verstand, die gewöhnlich nicht zur Andacht geschwungen wird. Der vor kurzem gestorbene Dichter Egon Ebert, der nach manchen Stürmen ein stiller und frommer Mann geworden, war in dem Ehrenbuche des „Soupiridons" als der beste Kandidat verzeichnet. Der Ernst und besonders die Langeweile waren aus dieser Gesellschaft verbannt. Wer etwas vorlesen wollte, mußte sich gefaßt machen, mit Spott und Schande abgeführt zu werden, wenn er nicht schon nach der Lektüre der ersten Blätter

die Lacher auf seiner Seite hatte. Der aus dem Jahre 1848 bekannte Dr. Tausenau hatte eines Abends die ganze Gesellschaft mystifiziert, indem er ein humoristisches Stücklein von Jean Paul vorlas, gegen das auch richtig mit einem Höllen-Charivari Verwahrung eingelegt wurde. Trotz diesem Zwischenfalle, der, als der Dolus des Schelmes einbekannt war, nicht verstimmend wirkte, konsumierte das „Soupiridon" eine starke Quantität kerngesunden Witzes, und es war der Ausgangsort von den meisten lustigen Bonmots, mit denen sich die Kaiserstadt über die keineswegs erquickliche politische Wirtschaft hinweglachte. (Schluß folgt.)

Die russische Weichselstellung.

Von

Hoenig.

Seit Jahren wird schon das Gespenst eines deutsch-russischen oder gar eines deutsch-österreichisch—russisch-französischen Krieges an die Wand gemalt, und wenn man nicht besser wüßte, so müßte man glauben, daß wir mitten in einem Kriege lebten. Neben den Gelegenheitsrüstungen französischer und russischer Generäle hat die Presse sich weidlich in die Zukunftskriege und Zukunftsschlachten ver—flacht, so daß heute jeder seine „fertige" Ansicht darüber hat, wie die Dinge verlaufen werden. Wo soll das enden, wenn die Kombinationsjagd so weiter geht? In den Kreisen, welche wirklich ein „Wörtchen" mitsprechen könnten, herrscht tiefes Schweigen und im stillen mögen sie sich nicht selten ob der sonderbaren veröffentlichten Phantasiegebilde amüsieren. Gegen die Zeitungsstrategen sollte indessen einmal ernstlich Front gemacht werden, denn im Grunde genommen richten sie mit ihrer Hypothesenfechterei eine heillose Verwirrung an und sie erzeugen eine verderbliche Unruhe im Publikum, die wie ein Alp auf dem ganzen öffentlichen Leben lastet. Gott behüte, daß wir die Freiheit der Presse angreifen wollten; nein, wir wollen an ihre hohe Aufgabe erinnern, vor allen Dingen verständig zu sein. Was man nicht genau weiß, sollte man nicht sagen, viel weniger schreiben; vielleicht käme dann auch das bisher nur allzuberechtigte Sprichwort aus der Welt: „Er lügt wie gedruckt!" Ein jeder sollte besonders dahin wirken, daß eine so ernste Sache wie der Krieg nicht leichtfertig behandelt werde, daß man sich nicht gewöhne, davon wie von einer Partie Pikett zu reden. Da sind wir aber bereits angelangt, und die Zeitungen machen den Eindruck, als ob sie ohne Kriegsbilder nicht mehr bestehen könnten. Oder sollte das Publikum wirklich glauben, daß sich unter all den tagaus tagein redenden Zeitungsstrategen einer befände, welcher politisch autorisiert und militärisch qualifiziert sei, die Ansichten ins öffentliche Leben zu tragen, die bei der maßgebenden Stelle herrschen? Diesen Glauben muß man ihm kategorisch nehmen; wehe dem Generalstabsoffizier, der das Geheimnis verletzte, welches in dieser Behörde bestehen muß und welches in Deutschland auch besteht. Alle Auseinandersetzungen können daher nichts anderes als persönliche Anschauungen sein, die auf mehr oder minder ernsten Privatuntersuchungen, Reisen und Studien beruhen. Wenn man die Sache so auffaßt, verlieren die Kombinationen mit einem Schlage ein Wesentliches; so muß sie aufgefaßt werden und dieses Schicksal teilen auch die nachfolgenden kurzen Darlegungen.

Der Koloß Rußland wird mehr gefürchtet, als er es verdient. Dieses riesige Reich ist, mit den anderen großen Militärmächten verglichen, infolge seiner verhältnismäßig auf großem Raum spärlichen Bevölkerung, seiner mangelhaften Kommunikationen, seiner Finanzlage, seiner Ausbreitung über zwei Weltteile, seiner inneren und äußeren politischen Verfassung — trotz der absolut höheren Heeresziffer als die Deutschlands — doch nur eine Militärmacht zweiten Ranges, und schwerlich wird es ihr gelingen, eine dem deutschen Heere gewachsene Stärke ins Feld zu stellen. Indem wir diesen Satz voranschicken, müssen wir allerdings auf seine Beweisführung mit Zahlen verzichten; dafür fehlt hier der Raum, jedoch darf diese Anschauung hier hingestellt werden, weil in ihr alle Berechnungen eingeweihter Kreise übereinstimmen. Die Zahl der Feldarmee, ihre innere Organisation und taktische Tüchtigkeit sind im Kriege zwar nicht allein entscheidend, aber sie sprechen doch wesentlich mit, und wenn wir behaupten, daß das deutsche Heer für den konkreten Fall eines Krieges zwischen Rußland und Deutschland dem russischen in diesen drei Richtungen entschieden überlegen ist — trotz dem Vorsprung, den Rußland in einzelnen Beziehun-

gen hat —, so überheben wir uns nicht; wir sagen vielmehr die nüchterne, durch die Geschichte geheiligte Wahrheit.

Rußland ist Deutschland gegenüber aber außerdem in Bezug auf die allgemeine strategische Lage unterlegen.

Schon allein der Umstand, daß die Basis seiner Kriegsvorbereitungen ein Land ist, welches in der Zeit der Ruhe gewiß 100 000 Mann absorbiert, um niedergehalten zu werden (Polen), ist für Rußland ein großer Hemmschuh. Polen zu allgemeiner Erhebung zu bringen, so daß die russischen Kriegsvorbereitungen noch wesentlicher behindert würden, würde nicht schwer fallen.

Rußland hat dies erst in neuerer Zeit erkannt, wenigstens kann man sich sonst nicht erklären, warum es dort die notwendigsten militärischen Maßnahmen bis dahin geradezu vernachlässigt hat. Aber auch dies beruht auf politischen Gründen. Bis in die neueste Zeit erblickte Rußland in Deutschland (Preußen) seinen stillschweigenden Verbündeten, sobald es sich um polnische Bewegungen handelte, und daß Preußen der Verbündete war, hat die Geschichte ja bewiesen. Heute stehen die Dinge umgekehrt. In jedem Kriegsfalle zwischen Rußland und Deutschland wird ersteres zunächst innerhalb seiner eigenen Grenzpfähle einen nicht zu unterschätzenden Gegner — höchst wahrscheinlich einen Verbündeten Deutschlands — zu bekämpfen haben, und zwar unmittelbar auf der Ausgangsbasis für diesen Krieg. Dies ist keine verlockende Kriegsaussicht. Im Jahre 1877 gedachte Rußland anfangs die Türkei zum Teil durch die Insurgierung Bulgariens zu Fall zu bringen. Es gründete hierauf seinen Kriegsplan und es eröffnete infolgedessen den Krieg mit gänzlich ungenügenden Mitteln. Einen ähnlichen Fehler wird Deutschland nicht machen, aber daß das große, hilfsquellenreiche Polen eine ganz andere Rolle als das arme und verkommene Bulgarien spielen kann, liegt auf der Hand. Damit nicht genug. Will Rußland Deutschland niederwerfen, so muß es einen großen Offensivkrieg führen, sein Heer muß in Berlin einziehen. Doch dafür liegen alle Bedingungen sehr ungünstig, trotz der geographischen Nähe Berlins von der russisch-polnischen Grenze. Die Polen flankierenden Provinzen Ost- und Westpreußen — an eine der russischen überlegene Kriegsflotte auf dem Meere gelehnt — verhindern wegen ihrer geographisch-militärischen Gestaltung so zu sagen ein Eindringen der Russen in die Flankenstellung, von der aus Deutschland jederzeit in der Lage ist, vom rechten Weichselufer aus — auf Thorn, Danzig und Königsberg gestützt — die Offensive auf Warschau zu ergreifen; und gesetzt den Fall, daß Rußland sich gegen diese Flanke vollständig sichern könnte, so müßte es gegen eine Front angehen, die ihm zu bezwingen ebenso beschwerlich würde: einmal wegen der Stärke derselben mit der Centralstellung Posen, und dann, weil die russischen Heere von Schlesien aus wiederum in ihrer linken Flanke bedroht sind, allerdings nicht so sehr als in der rechten von Preußen aus.

Dieser Kriegslage gegenüber war die russische Westfront so unzulänglich wie möglich und sie wird — auch nach Vollendung aller im Bau begriffenen Eisenbahnen und Festungen — nichts weiter als eine starke Centralstellung werden mit durchaus defensivem Charakter, wenigstens so lange, als Rußland nur einen Weichselübergang, den bisherigen bei Warschau, hat.

Thatsächlich war Warschau nicht im verteidigungsfähigen Zustande; die dasselbe schützen sollenden sechs Forts, welche auf 3—600 Meter entfernt liegen, gewähren ihm heute keinen Schutz mehr. Es ist also natürlich, daß man dem abzuhelfen suchte und daß man andere wichtige militärische Punkte mitbedachte. Die russische Weichselstellung liegt an und hinter der Weichsel zwischen den Zuflüssen der letzteren, Bug und Wieprz. Ihren Centralpunkt bildet Warschau mit einem Weichselübergang, in dem alle aus dem Osten kommenden Bahnen über die Weichsel geführt werden. Einen starken Tagemarsch nördlich folgt Nowo Georgiewsk am Bug, 3—4 Kilometer südlich Iwangorod auf beiden Seiten des Wieprz. Ungefähr 140—150 Kilometer östlich dieser Linie liegt die Festung Brest-Litewsk.

Alle diese Punkte haben eine gewisse strategische Bedeutung; solange aber bei Nowo Georgiewsk und Iwangorod keine stehenden Brücken über die Weichsel führen, ist diese eine Defensive. Daran ändern die Verstärkungen der Festungen an sich, sowie ihre Schienenverbindungen unter sich nichts. Was nun Wahres daran ist, daß die genannten vier Festungen zu den modernen Anforderungen entsprechenden Waffenplätzen umgebaut werden, ist bis heute nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Thatsächlich wird seit Jahr und Tag an allen gebaut. Handelte es sich aber um größere Bauten, so würden diese unbedingt mit aller Bestimmtheit in ihrem ganzen Umfange bekannt ge-

worden sein; denn solche Dinge sind nicht geheim zu halten, allein nicht wegen der vorausgehenden Enteignungen von Grund und Boden u. s. w.

Nehmen wir an, jene Plätze würden Festungen ersten Ranges, so würde auch hierdurch nur die Defensivkraft — nicht die Offensivkraft — der einzelnen wie des ganzen Festungssystems gehoben.

Nach Norden schließen sich an dasselbe weitere Befestigungen bei Bialystock, Grodno und Kowno zum Schutze der Eisenbahnverbindungen, und zwar die Befestigungen von Bialystock und Grodno für die Linie Warschau-Wilna, die von Kowno für die Bahn Königsberg-Petersburg. Die Werke von Bialystock liegen um den Schnittpunkt der Bahnen Warschau-Wilna und Königsberg-Lötzen-Brest-Litewsk, die von Grodno und Kowno dienen dem Schutze der Eisenbahnübergänge über den Niemen.

Auf dem linken Weichselufer sind nur einzelne kleinere selbständige Werke zu nennen, welche zum Schutze der Thorn-Warschauer Bahn bei Kutno und an der Warthe bei Sieradz und Kola erbaut worden sind. Diese haben ebenfalls eine rein defensive Bedeutung, jedenfalls zwingt die ganze Konfiguration Polens dazu, gesamte Truppentransporte bei Warschau endigen zu lassen, so daß der strategische Aufmarsch innerhalb des oben skizzierten Festungssystems auf dem rechten Weichselufer erfolgen müßte. Ohne auf die Leistungsfähigkeit der russischen Eisenbahnen einzugehen und einer vergleichenden Zeitberechnung für die Transporte dies- und jenseits absichtlich ausweichend, kann mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden, daß, trotz der großen in Polen angehäuften Truppenmassen, Deutschland weit schneller zur Eröffnung eines Krieges bereit stände als Rußland und daß es von vornherein numerisch weit stärker als jenes auftreten kann. Die russische Weichselstellung hat für Deutschland keineswegs soviel Bedrohendes, daß an sie, wie es geschehen, so vielfache uns beunruhigende und die russischen Heißsporne ermunternde Kombinationen geknüpft werden mußten.

Dies wird um so klarer, wenn man die Dimensionen im ganzen übersieht. Diese betragen von Norden nach Süden ungefähr 110, von Westen nach Osten ungefähr 150 Kilometer, ein Raum, der auf längere Zeit einem Heere von 2—300 000 Mann kaum die erforderliche Unterkunft gewähren kann, wenigstens hier nicht; die Umgegend von Warschau ist mit der von Paris — oder auch nur Metz — nicht zu vergleichen. In einem Offensivkriege würde der Umstand weniger zur Sprache kommen; einen solchen wird Rußland schwerlich mit Aussicht auf Erfolg gegen Deutschland unternehmen können. Wird Rußland aber in die Verteidigung geworfen, dann erst dürfte sich zeigen, daß die Weichselstellung auf längere Zeit solchen Massen keine Unterkunft bieten kann, wie sie sich hier gegenübertreten würden.

Immerhin hat die russische Weichselstellung keine geringe militärische Bedeutung. Sie deckt zunächst jeden Aufmarsch gegen Westen in verhältnismäßiger Nähe der Westgrenze des großen Reichs, die bisher so ziemlich schutzlos war; sie ist ferner für die Niederhaltung Polens von großem Wert und sie wird im Falle einer Niederlage dem Vordringen des Gegners große Verlegenheiten bereiten, die allerdings Deutschland keineswegs die Möglichkeit nähmen, an ihr nördlich vorbei zu gehen, falls das im Plane der Heeresleitung liegen sollte. Auch lasse man sich nicht durch die inneren strategischen Linien blenden. Innere Linien haben strategisch nur Sinn, wenn sie sofort ausgenutzt werden. Dies ist von der Weichselstellung heraus fast unausführlich, weil die ganze Offensivarmee über mehrere Brücken gehen müßte, von denen alle, mit Ausnahme der stehenden bei Warschau, erst während der Operationen geschlagen werden müßten, und wie schwierig Uferwechsel sind, hat neuerdings die eingeschlossene Armee des Marschalls Bazaine gelehrt. Dadurch entstehen solche Verzögerungen, daß der Zeitgewinn wegfällt; getrennten Heeren gegenüber haben innere Linien zudem nur dann Wert, wenn sie erlauben, den einen Gegner zu schlagen, bevor der andere herankommen kann. Eine auf dem Schlachtfelde in beiden Flanken angegriffene Armee befindet sich auch auf der inneren Linie, jedoch ist dann der strategische Vorteil in den taktischen Nachteil umgeschlagen und ähnlichem ist ein auf Warschau basiertes russisches Heer Deutschland gegenüber immer ausgesetzt.

Diese Darlegungen sind nichts als persönliche Anschauungen, jedoch hoffe ich, daß sie dazu beitragen werden, sowohl in Rußland als in Deutschland die Dinge zu betrachten, wie sie sind! Dies ist der beste Weg, sich von großen und gefährlichen Abenteuern fern zu halten.

Wer war's? Eine Parabel.

Von
Gerhard von Amyntor.

In das Dunkel des abendlichen Waldes schimmerten die leuchtenden Fenster eines Schlosses hinaus, das in seinem Inneren merkwürdig genug eingerichtet war. Es mochten in dem Gebäude für die untergeordneten Bewohner desselben wohl noch versteckte kleinere Räume vorhanden sein; in der Hauptsache aber war das Schloß nur in zwei rießengroße Säle geteilt, in denen eine eigentümliche Gesellschaft hauste. Der eine Saal war trotz des Spätjahres ungeheizt, und selbst die zahllosen Lichter, die in prächtigen Krystallkronen brannten, verbreiteten einen eishauchenden Glanz; feines Blumengewirr, das die großen Scheiben der hohen Fenster von außen bedeckte, verriet, daß die Temperatur des Saales eine ungewöhnlich niedere und sehr weit unter den Nullpunkt gesunkene sein mußte, denn im Freien waren immerhin noch einige Grad Wärme dem langsam absterbenden Walde vergönnt. In der Mitte des Saales stand auf marmornem Sockel eine Statue, deren Haupt und Glieder durch ein faltiges, dichtgewebtes Gewand verhüllt und nur in den allgemeinen Umrissen erkennbar waren. Die Menschen, die in diesem Saale verkehrten, befleißigten sich eines fast trappistischen Schweigens; sie schienen ein jeder nur mit sich selbst beschäftigt; und nur selten redete einer den anderen an, um eine kurze, exakte Antwort auf die ebenso kurze, exakte Frage zu erhalten. Wenige Weiber waren sichtbar; die überwiegende Mehrzahl der Versammlung bestand aus Jünglingen, Männern und Greisen. Betrachtete man die einzelnen Personen genauer, so mußte es einem auffallen, daß sie fast alle übermäßig entwickelte Stirnen und ihre Gesichter dadurch etwas Abstoßendes, Koboldartiges hatten; ja, man würde diese Menschen außerordentlich häßlich gefunden haben, wenn nicht ihre großen, klugen Augen mit den energisch zusammengezogenen, weit in die Ferne blickenden Pupillen von einem magischen Glanze erfüllt gewesen wären, der jeden Beobachter überraschen und fesseln mußte. In allen diesen Augen brannte es wie stolzes, nimmer ruhendes Begehren; wie flammende Fragezeichen bohrten sie sich in die Dinge der Außenwelt und es schien, als ob jeder Gegenstand, den diese Blicke trafen, versengt sich krümmen und in helle Lohe auflodern müßte. Aengstlich wurde die hohe Thür zu dem Nebensaale bewacht, daß keine frevelnde Hand sie auch nur ein Ritzchen weit öffnete; man scheute sich vor der Atmosphäre, die nebenan herrschte.

Diese Scheu schien allerdings nicht ungerechtfertigt, denn in dem anderen Saale war es erstickend heiß. Die Gesellschaft, die dort verkehrte, war nur durch die Glut dreier Kamine beleuchtet. Die Kamineinfassungen waren aus kostbarem Stoffe und mit allegorischen Ornamenten versehen. In dem roten Scheine, der ab und zu von den Feuerstätten in den Saal flammte, erschien über dem einen Kamine ein kreuzähnlicher Schmuck, über dem anderen ein goldener Anker, über dem dritten eine aus Edelsteinen gebildete, herzförmige Figur. An den Wänden entlang standen verhüllte Schränke; sie mochten mit Büchern gefüllt sein; der Staub, der aber in den Falten der Verhüllung lagerte, bewies, daß die Oeffnung dieser Schränke zufällig oder absichtlich schon lange unterblieben war. Auf den Schränken lagen umgeworfene und beschädigte Instrumente aller Art: Destillierapparate, Astrolabien, Elektrisiermaschinen; auch Globen und Atlanten; alles unbenutzt, verrottet und verkommen; gezähmte Eulen hockten zwischen den Trümmern und glotzten mit großen, leuchtenden Augen in das Helldunkel. Die Decke des Saales war mit flimmernden Sternen bemalt, und unheimlich huschte dann und wann eine Fledermaus durch den Raum und streifte mit flatterndem Flügel die Schildereien des Plafonds.

Die Menschen in diesem Saale hatten sich in dichten Gruppen vor den Kaminen versammelt. Frauen und Jungfrauen bildeten den Hauptbestandteil der Gesellschaft; nur vereinzelt waren Männer und Jünglinge zu erblicken. Da gab es in allen Farben schillernde, stolz aufgeblähte Toiletten, aber auch die einfacheren Kostüme der Bürgerfrauen und Bäuerinnen, bis zu den schlichten weißen Hauben und schwarzen Kleidern der Nonnen und Ordensschwestern. Man schaute schwärmerisch in die Gluten; man warf sehnsüchtige Blicke zu den gemalten Sternen des Plafonds oder man harrte mit halbgeschlossenen Augen in geheimem Zwiegespräche mit den eigenen unklaren Gedanken. Nur wenn einer der anwesenden Männer das Wort ergriff, und Ermahnung oder Belehrung in sanftem, wohllautendem Flusse von seinen Lippen strömte, erhoben sich all die schönen Augen zu dem Quell der Beredsamkeit, und oft wäre es schwierig gewesen, zu entscheiden, ob das Verlangen und schmachtende Hingeben, das sich in den Zügen der an den Feuern Sitzenden malte, dem Redner oder dem Inhalte seiner Rede galt. War eine dieser kürzeren Ansprachen beendet, dann intonierte wohl eine geübte Stimme ein feierlich getragenes Lied; die anderen Stimmen fielen unisono ein, und weithin tönte der mächtig anschwellende Gesang, so daß die Bewohner des Nebensaales feindliche Blicke nach der Verbindungsthür warfen und, in ihren Meditationen gestört, sich verdrießlich die Ohren zuhielten.

Draußen im Walde schritt ein Mann durch die Dämmerung. Groß und von wunderbarem Ebenmaße der Glieder, trug er nur ein leichtes, malerisch drapiertes Gewand und an den bloßen Füßen Sandalen. Sein goldlockiges Haar war am Hinterhaupt aufgebunden; nur einzelne Locken fielen auf die Schultern, und ein Teil des Haares war über dem Scheitel in einen Knoten verschlungen. Von seinem Antlitz schien ein Leuchten auszugehen, und deutlich war die hehre Anmut und jugendliche Schönheit dieses Antlitzes zu erkennen. Er hielt in der Rechten einen Bogen, und auf dem linken Unterarme ruhte ihm ein Saiteninstrument an der Brust.

Wie er die hellen Fenster des Schlosses sah, blieb er stehen, und wehmütig zuckte es um den blühenden Mund.

„Die Thoren!“ rief er, mitleidig lächelnd, „noch immer die alte Feindschaft! Während die einen erfrieren, ersticken die anderen in der heißen, verdorbenen Luft! Ich will mich ihrer erbarmen.“

Er schritt in das Schloß, blieb in dem Korridor vor den beiden Sälen stehen und griff präludierend ein paarmal in die Saiten seines Instrumentes. Silbernen Klanges tönten die Akkorde durch die Wölbungen. Ueberrascht horchten die Leute in den Sälen auf. Doch es war keine freudige Ueberraschung. Die Bewohner der Eisregion blickten finster drein und schienen unentschlossen, ob sie den Störenfried, der seine Klimperei so dreist zum besten gab, nicht sollten fortjagen lassen. Die Schwärmer und Träumer von den Kaminen des heißen Saales wurden durch die Klänge noch unangenehmer berührt; nicht nur als Störung empfanden sie dieselben; sie witterten in ihnen auch etwas von sündhafter Weltlockung und verderbenbringender Sinnlichkeit. Ein hagerer, bleicher, asketisch vertrockneter Mann, der eben die Reste eines Astrolabiums auf einem der Schränke mit einem Stocke vollends zu zertrümmern suchte, faltete die Stirnhaut zwischen den Augenbrauen und rief in die Versammlung:

„Sollen wir diesen tempelschänderischen Klingklang nicht zum Schweigen bringen? Auf! laßt uns ein Exempel statuieren an diesem buhlerischen Musikanten!“

Wer weiß, zu welcher Gewaltthat die Versammlung vielleicht fortgeschritten wäre, wenn der Leierspieler draußen nicht von neuem eingesetzt und die Empörung der Kaminhocker wie durch Zauberkraft gesänftigt hätte. Widerwillig lauschte man in beiden Sälen den wunderbaren Melodieen; die starren Herzen wurden überwältigt; ein feuchter Schimmer verschönte die Augen der Hörer; die Galle wurde aus dem Blute weggezehrt — befreit, erlöst gab man sich selig der Wirkung der Akkorde hin und hatte nur den einen Wunsch, daß diese Musik nimmer enden möchte.

„Die Katharsis beginnt!“ sagte der Musikant befriedigt lächelnd zu sich selbst, „mag neue Lebensluft die Genesenden umwehen!“

Kräftiger rührte er die Saiten. Da erbebte das Schloß in seinen Grundfesten, und die ängstlich gehütete Thür zwischen den beiden Sälen sprang dröhnend auf. Scharf blies die kalte Luft in den dumpfen überhitzten Saal, dessen Glutatmosphäre oben nach dem eisigen Nachbarraum entwich. Die an den Feuern Hockenden schauerten erst empfindlich zusammen;

bald aber atmeten sie erleichtert auf, erhoben sich und begannen auf- und abschreitend die Muskeln zu spannen. Auch die Gäste im Eiszimmer fühlten sich anfangs durch die zuströmende Wärme lästig berührt; es dauerte aber nicht lange, und die frosterstarrten Glieder löften sich behaglich in der lebenweckenden Temperatur; man näherte sich der geöffneten Thür und warf neugierige und fast wohlwollende Blicke nach den bisher ängstlich gemiedenen Nachbarn.

Wenn sich auch die Temperaturunterschiede in den beiden Sälen ausgeglichen hatten, so fehlte der Luft immer noch das erfrischende und wahrhaft belebende Element. Der Mann mit der Leier trat in den Raum, stellte sich auf die Schwelle der Verbindungsthür und ließ die kundigen Finger wieder durch die Saiten gleiten. Sofort sprangen alle Fenster auf, und der Odem des Waldes flutete in breiten Wogen in die Säle. Es war, als ob ein neues Leben über die Versammelten käme. Heiter strahlten alle Mienen. Der Bann war gebrochen. Man ging aus einem Saal in den anderen, und die vorher getrennten Parteien verschmolzen zu einer einzigen Gesellschaft. Die Frische der einströmenden Luft des Spätjahres wurde durch die Kaminfeuer und die jetzt wärmestrahlenden Kerzen wohlthuend gemildert; jeder fühlte sich behaglich und zufrieden. Die Rollen der Gäste schienen ausgetauscht. Der Asket, der vor kurzem noch gegen den Leierspieler ein Attentat zetteln wollte, stand wißbegierig vor der verhüllten Statue der früheren Eisregion und suchte mit zager Hand einen Zipfel des Schleiers zu heben. Ein einsamer Grübler, der bisher hartnäckig geschwiegen hatte, war in den Nebensaal gegangen, hatte vor dem Kamine mit dem kreuzähnlichen Schmucke Platz genommen und sprach warm und beredt mit den Umstehenden über das anthropologische Phänomen des Glaubens. Frauen, welche sich vor dem Feuer unter dem Edelsteinherzen fast geröstet hatten, schleppten das zertrümmerte Astrolabium herbei und baten einen Gast aus dem Nebenraum, das Instrument wieder herzustellen und ihnen zu erklären. Der Aufgeforderte gehorchte gern; es bildete sich ein Kranz von Zuhörern um den Sternkundigen und er erläuterte den Lauschenden die Kreise der Himmelskugel.

Der schöne Jüngling auf der Schwelle lächelte befriedigt. Jeder, der bei ihm vorüberging, verneigte sich dankbar vor ihm und küßte ihm ehrfurchtsvoll den Saum der Gewandung; der Gehuldigte aber wies mit der Rechten nach oben, als wollte er sagen, daß auch er gottgesandt wäre, und daß der Dank einem Höheren gebührte. Noch einmal ließ er die Saiten tönen, und silberner Klang hallte wieder durch die Säle; dann grüßte er königlich und verließ das Schloß, um in der Tiefe des Waldes zu verschwinden. Ein Leuchten ging von seiner Fußspur aus, und ein magischer Schimmer deutete die Richtung, in der er entschwunden war.

* * *

Wer war der Jüngling? Der sinnige Leser hat es längst erraten. Nur wer dies zaubergewaltige Wesen kennt, wer ihm dient oder befreundet ist, nur der hat die Versöhnung der Gegensätze, die wie verderbenhungrige Klippen auch unter der scheinbar glattesten Oberfläche eines Menschenlebens lauern. Nicht immer und überall erlöst ihn der schöne Jüngling aus Kampf und Konflikt; das Dasein ist keines jener Rechenexempel, die ohne Rest aufgehen; aber wer mit den Augen dieses Jünglings in die Welt blickt, dem verschwindet thatsächlich jener gorgonisch-rätselhafte Zug in ihrem Antlitze, der das Hirn wirbeln, das Mark erstarren macht, und den gelähmten Menschen in die Hölle der Extreme schleudert.

Wer den Jüngling **nicht** kennt, wer nie die Sonnenhöhen reiner Anschauung erstiegen hat, der ahnt wohl auch nichts von der Polarität seiner eigensten, inneren Natur. Ein Solcher mag sich in unduldsamer Abgeschiedenheit am Kaminfeuer weiter rösten oder in der erstarrenden Temperatur des Saales mit dem verhüllten Bilde nicht nur die Nase, sondern auch das Herz erfrieren; er wird nie zu einem erlösten und erlösenden reinen Menschentum gelangen, und für ihn sind und bleiben diese Zeilen unverständlich, und das siebenfache Siegel, das sie verschließt, wird er nimmer sprengen.

Spruch.

Du suchst das Glück im Weltgebrande;
Es bleibt dir fern, scheint es auch nah.
Du findest nicht, wär' sie auch da,
Die Perle in dem Wüstensande.

A. Roderich.

Die Mafia in Sizilien.

Von
Martini.

Die Mafia? werden viele Leser fragen. Was ist das? Eine Eigentümlichkeit Siziliens? Und mancher, der einst diese schöne Insel besucht hat, antwortet darauf vielleicht: „Ach ja, ich erinnere mich, damals davon gehört zu haben; Mafia ist der sizilianische Name für Verbrecherbanden, wie sie früher die Insel heimsuchten." Dann werden wohl noch ein paar berüchtigte Namen, wie die der „letzten" Briganten, genannt und eine Schauergeschichte zum besten gegeben, womit die Sache abgethan ist. — Nun, in Sizilien selbst ist die Sache durchaus nicht abgethan; große Landstriche und volkreiche Städte werden durch das Treiben der Mafia geschreckt und zu Zeiten aus der dumpfen Lethargie aufgerüttelt, welche die Sizilianer gebannt zu haben und von erfolgreichem Vorwärtsstreben abzuhalten scheint. Ist doch die Industrie des gesegneten Landes gänzlich unentwickelt, gleich Null geblieben; der Ackerbau ist arg vernachlässigt, von der Viehzucht gar nicht zu reden. Es scheint unglaublich, ist aber doch eine Thatsache, daß fortwährend die Dampfschiffe von Neapel Fleisch und Geflügel nach der Hauptstadt Palermo überführen. Weit schlimmer noch würde es um die Insel stehen, wenn nicht ihre natürlichen Hilfsquellen so überaus reiche wären; Landesprodukte, wie Südfrüchte, Wein, Schwefel u. a., werden in bedeutender Menge ausgeführt und bilden die beträchtlichste Einnahmequelle. Die Hauptschuld an dem Rückgang Siziliens trägt die sittliche Verwilderung eines großen Teils der Bevölkerung, ihre entsetzlich vernachlässigte Bildung und die lähmende Unsicherheit, welcher Person und Eigentum ausgesetzt sind. Die beiden erst angeführten Ursachen bedingen diese Unsicherheit, indem sie Erscheinungen, wie das Brigantenwesen und die Mafia, entstehen und erstarken lassen. Jenes ist, wie wir unten sehen werden, weit harmloser als seine gefährliche Schwester, die Mafia; hier mag nur angeführt werden, daß es nach wie vor in Süditalien, besonders Kalabrien, und in Sizilien fortbesteht, und daß die königliche Regierung bisher nicht imstande gewesen ist, ihre Versprechungen bei Einigung der Monarchie, und die Hoffnungen, welche man auf ihr Eingreifen in diese traurigen Zustände gesetzt hat, zu erfüllen. Ohne weiteres Eingehen hierauf sollen nur einige Vorkommnisse der allerletzten Zeit obige Behauptung unterstützen. So fand z. B. am 25. August v. J. bei San Giovanni Belfiore ein Zusammenstoß der bewaffneten Macht mit der Bande des Briganten Ricca statt; ein lebhafter Kampf entspann sich, welcher erst nach anderthalb Stunden abgebrochen wurde, indem sich beide Parteien unter Mitnahme der Toten und Verwundeten zurückzogen. Man hatte es mit wohlorganisierten und gut bewaffneten Banditen zu thun, welche in der Folge noch mehrmals mit wechselndem Glücke bekämpft werden mußten. — Um dieselbe Zeit wurde dicht vor den Thoren der Stadt Girgenti der Grundbesitzer Santoro bei der Rückkehr von seinen Feldern nach der Stadt von Briganten „sequestriert", d. h. in die Berge fortgeschleppt. Seine Freilassung erfolgte erst nach Erlegung eines beträchtlichen Lösegeldes. — Weit größeres Aufsehen erregte die Gefangennahme des Herzogs Francesco Calvino. Derselbe kehrte am Abend des 3. November v. J. wie gewöhnlich von seinem Landgute nach Trapani, seinem Wohnorte, zurück. Als sein Wagen sich der Stadt bis auf 2 km genähert hatte, wurde er plötzlich von zwölf vermummten Männern mit falschen Bärten angehalten; sie schafften Wagen und Pferde in einen nahen Hohlweg, wo dieselben vorläufig nicht leicht entdeckt werden konnten, banden den Kutscher an einen Baum und ließen zu seiner Bewachung einen Mann zurück. Der Herzog wurde fortgeschleppt und nach einigen Tagen gegen ein Lösegeld von 150000 Frank freigegeben.

Derartige Begebenheiten sind nicht vereinzelt und es ist verwerfenswerte Schönrednerei, wenn man bei Erwähnung eines jeden solchen Vorkommnisses immer wieder von neuem von der „nunmehrigen Vernichtung der letzten Reste des Brigantentums" spricht. Die Zeitungen, welche in dieser Weise handeln, sind für solche berechnet, welche die Verhältnisse nicht kennen, während sich in Sizilien niemand mehr durch ähnliche Berichte täuschen läßt. Und wahrlich, wer sich auf sein gutes Recht und den Schutz des Staates verlassen wollte, wenn er einmal in die Hände der Briganten geraten ist, wer ihnen das Lösegeld verweigerte oder Verrat übte,

würde sich gewiß recht schlecht dabei befinden: es thut das eben auch niemand in solchem Falle, sondern rechnet lieber mit den thatsächlichen Umständen, also mit der Macht der Banditen und der Schwäche des staatlichen Schutzes ihnen gegenüber. Ein Hauptfaktor für die erstere ist das Ansehen, in welchem die Räuber beim niederen Volke, welches nichts von ihnen zu fürchten hat und meist ihre Partei ergreift, stehen. Sie sind daher besser bedient und mit Nachrichten versehen als die Gendarmerie. Diese mächtige Stütze wissen sie wohl zu schätzen und wählen ihre Opfer ausschließlich aus den Kreisen der reichen Grundbesitzer und Bürger; den Bauern, Pächtern und Hirten dagegen immer freundlich begegnend und oftmals ihre Dienste entsprechend belohnend.

Während die Briganten ausschließlich dem Raube leben und gewissermaßen aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschieden sind, steht es mit der Mafia ganz anders, welche sich seit ihrer Blütezeit unter der bourbonischen Regierung nur wenig in der Art ihrer Organisation und ihres Wirkens verändert hat. Die Mafia also fällt juristisch unter den Begriff der „Associazione di malfattori“, eine „Vereinigung von Verbrechern“, ähnlich der neapolitanischen Camorra. Sie existiert in Stadt und Land und wo sich auch eine derartige Gesellschaft gebildet hat — ihre Entstehungsgeschichte ist immer die gleiche. Die Begründer einer Mafia sind Leute, welche mit Verschlagenheit gewaltthätige Gesinnung und Verwegenheit verbinden; es darf einem Capo mafioso nicht darauf ankommen, den gefährlichen Feind, den Verräter oder den widerspenstigen Untergebenen niederzustechen; hat er erst Proben rücksichtsloser Gewaltthätigkeit abgelegt, so wächst schnell sein Ruf und Ansehen. Unzufriedenheit mit seiner Lage und der Trieb, eine geheimnisvolle Macht über seine Mitbürger zu erlangen, sind seine Beweggründe zur Gründung der geheimen Gesellschaft; man darf jedoch nicht glauben, daß nur verlorene Existenzen ihr angehören; nein, wohlsituierte Leute und angesehene Bürger schließen sich ihr an oder sind selbst die Anstifter, und ihre Protektoren, welche sie zu Zeiten für ihre speciellen Zwecke benutzen, findet sie in den höchsten Gesellschaftsklassen. Natürlich fehlen in der Mafia anderseits nicht die niedrigsten Elemente, Ausgestoßene, alte Verbrecher und Zuchthäusler, welche sich gegen materiellen Gewinn gern als ausführende Organe brauchen lassen. Der Capo sagt: morgen muß der und der sterben! Der Mafioso vollführt gehorsam den Befehl, ohne auch nur nach der Ursache desselben zu fragen. Daß diese Angaben nichts weniger als übertrieben sind, wird aus den am Schlusse mitgeteilten Thatsachen neuesten Datums hervorgehen, welche der Palermitaner monströse Mafiaprozeß im verflossenen Herbste mit erschreckender Deutlichkeit aufgedeckt hat. Ist die Mitgliederzahl der Mafia, welche manchmal in die Hunderte steigt, genügend angewachsen, so beginnt ihre eigentliche Wirksamkeit, welche sich in großen Städten meist über einen bestimmten Stadtteil, in kleineren Orten über deren ganzes Gebiet und die benachbarte Landschaft ausdehnt.

Was nun die Zwecke der Mafia anlangt, so kann man dieselben kurz unter folgenden drei Hauptpunkten zusammenfassen:

Erstens unbedingter Schutz jedes Mitglieds, sei es im Recht oder Unrecht, gegen die außerhalb der Mafia stehende Gesellschaft und gegen Justizbehörden und Staatsgewalt; daneben Förderung der Privatinteressen der Mitglieder durch erlaubte und unerlaubte Mittel. Hat ein Mafioso ein offenkundiges Verbrechen begangen und ist nicht mehr zu halten, so wird ihm wenigstens die Flucht ermöglicht; auch im Auslande bleibt er im Verbande, wirbt neue Genossen und wartet geduldig, bis er ohne Gefahr wieder zurückkehren kann.

Zweitens Befriedigung der Privatrache, Unschädlichmachung oder Beseitigung der Feinde der Mitglieder des Geheimbundes, ihrer Konkurrenten im Geschäftsverkehr, unbequemer Aufpasser und aller, die dem Ganzen gefährlich werden könnten. Ohne Schonung und Erbarmen entledigt sich die Mafia ihrer Widersacher und meist ereilt ihre Rache die Opfer, sei es früh oder spät.

Drittens endlich Beeinflussung aller kommunalen Angelegenheiten, der Besetzung der Aemter, der gesamten allgemeinen Interessen des Bezirks, gelegentlich auch der politischen Wahlen; kurz, Terrorisierung der Mitbürger durch Einschüchterung, durch Anwendung von List und Gewalt und durch ebenso prompte als grausame Bestrafung des Ungehorsams.

Hierin, im Letztangeführten, liegt der Schwerpunkt des Wirkens der Mafia; sie beeinflußt die Thätigkeit aller Privaten und Beamten durch die Furcht, sie wird zu einer ver-

hängnisvollen Macht, deren verderbliches Treiben auf Schritt und Tritt fühlbar ist. Während der Brigantaggio sich mit gemeinem Raube begnügt, verfolgt die Mafia ferner liegende, in ihrem Sinne „höhere“ Ziele, weshalb man an ihrer größeren Gefährlichkeit für das Land nicht zweifeln kann, da sie schließlich allmächtig wird und in alle Verhältnisse eingreift. Freilich verschmäht auch sie nicht den Raub, um die Kasse zu füllen, sondern vollführt zu diesem Behufe hin und wieder Schläge der keckſten Art. So glaubt man jetzt in Sizilien, die oben erwähnte Gefangennahme des Herzogs Calvino auf das Conto einer Mafia setzen zu müssen. Solche Ausnahmemaßregeln werden aber von den Häuptern der Mafia womöglich vermieden, denn sie haben sichere Mittel zur Förderung ihres Unternehmens. Diese Mittel bestehen aus dem den Mitbürgern auferlegten Tribute, wovon wieder ein beträchtlicher Teil regelmäßig in die Tasche der Capi wandert; sind diese doch niemand über die Verwendung der aufgebrachten Gelder Rechenschaft schuldig und lassen deshalb keineswegs ihr Privatinteresse außer acht. Der Tributzahlung an die Mafia werden nicht nur die kleinen Gewerbtreibenden und die Kaufleute ihres Bezirks unterworfen, sondern auch die höchstgestellten und einflußreichsten Persönlichkeiten müssen dieselbe leisten, um ihr Eigentum zu sichern oder wenigstens vor den schwersten Brandschatzungen zu schützen. Versuche, sich jener Abgabe zu entziehen, nehmen meist ein schlechtes Ende. So passierte letzten Herbst in Palermo folgender Vorfall. Ein reicher Aristokrat engagierte einen neuen Wächter für seine ausgedehnten Fruchtgärten, welche dicht an der Vorstadt gelegen sind. Dieser Wächter, ein redlicher und furchtloser Mann, trat vor seinen Herrn und ersuchte ihn, in der Folge den bisher üblichen Tribut an die herrschende Mafia Amoroso (so genannt und bekannt nach dem Namen der Häupter) nicht mehr zu entrichten: er wolle Tag und Nacht eifrig über dem Besitze seines Brotherrn wachen und sei von der Polizei durch kostenfreie Erteilung eines Waffenpasses für das Tragen eines Gewehres unterstützt worden, um sein Unternehmen wirksam durchführen zu können. In der That wurde die Abgabe an die Mafia alsbald eingestellt und als diese durch Beraubung und Verwüstung der betreffenden Gärten Repressalien ausüben wollte, fand sie sich durch die Unerschrockenheit des Wächters in ihrem Vorhaben zu sehr gestört. Daraufhin erhielt der Eigentümer der Gärten den Besuch eines Abgesandten der Mafia, welcher ihm in wenig Worten auftrug, den neuen Wächter binnen kurzer Frist zu entlassen. Solcher Aufforderung war in früheren Fällen regelmäßig entsprochen worden; hier jedoch geschah es nicht, und nach wenigen Tagen fand man den treuen Hüter hinterrücks erschossen unter den üppigen Limonen und Orangen. Seitdem ging der Tribut wieder regelmäßig ein.

Es ist auch vorgekommen, daß ein simpler Krämer, welcher seinen Laden in eine belebte Gasse verlegt hatte, wo er der Kontrolle der Mafia entrückt zu sein glaubte, die Zahlung der ihm auferlegten Abgabe verweigerte. Ein sein Leben gefährdender Dolchstich war die Strafe. Der Mann wurde im städtischen Hospital sorgsam gepflegt und vom Tode gerettet. Als er vernehmungsfähig war, fragte man ihn nach dem Vollführer der That. Er gab an, denselben wohl zu kennen, war aber nicht zu bewegen, ihn den Gerichten namhaft zu machen. Allein das geringe Vertrauen, welches er in den Schutz derselben setzte und die eingewurzelte Furcht vor der weitreichenden Macht der Mafia hielt ihn von der Denunziation ab; zu seinem Geschäfte zurückgekehrt, beging er nie mehr die Velleität, die Tributforderung abzuschlagen. — Ueberhaupt läßt der Sizilianer die Behörden gern außer Spiel; es ist für ihn eine größere Genugthuung, selbst Rache zu nehmen für erlittenes Unrecht, und häufig wiederholen sich die Fälle, in welchen der Geschädigte sich weigert, seinen Feind den Gerichten anzugeben. Er zieht es vor, ihn eigenhändig bei nächster Gelegenheit niederzustoßen, selbst wenn er dann langjährige Freiheitsstrafe zu verbüßen sichere Aussicht hat. Ganz dieselbe Erscheinung findet sich auf Sardinien und Korsika wieder, und durch die gleichen Ursachen erklärt sich die dort verbreitete Ausübung der Blutrache.

Ueber die innere Organisation der Mafia läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß ihre Statuten von drakonischer Strenge sind. Verrat wird unbedingt mit dem Tode bestraft, und die Furcht hält schwache und schwankende Mitglieder in Bann. Ungehorsam gegen die Oberen unterliegt ebenfalls der härtesten Ahndung; mit allen Mitteln wird der Besitzstand des ungehorsamen Mafioso ruiniert, seine Erwerbsquelle verstopft, seine bürgerliche Stellung zerstört. Wie der

Ungehorsam auch von Nichtmitgliedern bestraft wird, haben wir bereits an den erzählten Beispielen gesehen; die letzte Gewaltmaßregel ist immer der Mord, wenn anders Fügsamkeit nicht zu erlangen ist. Die Mafia hat ein anerkanntes Oberhaupt, welches in allen Fragen endgültig entscheidet und die Blutbefehle erläßt; ihm steht ein Beirat von hervorragenden Mitgliedern der Gesellschaft zur Seite, welche ebenfalls einen gewissen Einfluß auf alle Entschlüsse ausüben, aber doch nur beratende Stimme haben. Ein Sekretär führt die Korrespondenz mit den auswärtigen Mitgliedern; dieselbe wird möglichst beschränkt und nur unter den herkömmlichen falschen Namen geführt, da sie am leichtesten zum Verräter werden kann, wie es in der That schon geschehen ist (vergl. unten Prozeß Amoroso). Die Kassenverwaltung behält sich in der Regel der Capo selbst vor; er bestimmt die Anteile an der Beute für die einzelnen Mitglieder, erteilt ihnen Unterstützungen und Belohnungen und nimmt jedesmal den Löwenanteil für die Kasse oder — für sich selbst vorweg. Unterschlagungen seitens der Mitglieder werden weit härter bestraft als sonst im bürgerlichen Leben durch die Gerichte. — Die Mafiosi kennen sich nicht einmal alle gegenseitig, ein Grund mehr, niemals vor etwaiger heimlicher Beobachtung sicher zu sein und eine wirksame Waffe in der Hand der Oberen. Diese selbst sind als solche meist aller Welt bekannt und ihr Name ist gefürchtet, ihr Einfluß unbestritten. Auch die Polizei kennt sie und ihre Thaten, doch nicht in dem Maße wie das Volk. Sie werden nach besonders frechen Handstreichen und bei dringendem Verdacht in Untersuchungshaft genommen, ein Prozeß gegen sie instruiert. Dann verdoppelt sich die Thätigkeit der Mafia zum Schutze ihrer Angehörigen und verschärft sich ihre Ueberwachung der Mitwisser; die Einschüchterung des Publikums wird mit vergrößertem Eifer betrieben. Denn über die Gefängnismauern hinaus reicht die Macht des Mafioso, und der Prozeß endigt meist mit seiner Entlassung aus Mangel an Beweisen, da belastende Zeugenaussagen selten zu befürchten sind: die Furcht schließt den Mund des Volkes. Um so weniger ist den Häuptern der Mafia anzuhaben, als sie sich wohl hüten, durch Unvorsichtigkeiten ihre eigene Person zu kompromittieren, und trotz polizeilicher Ueberwachung, trotz oft wiederholter Haussuchungen stehen die Behörden ihnen ohnmächtig gegenüber. Die Polizei von Palermo zum Beispiel unterhält sehr zahlreiche, bezahlte Spione, deren Beschäftigung mit großen Gefahren verbunden ist, aber selten Früchte trägt, da sie die geschlossenen Reihen der Mafia nicht zu durchbrechen vermögen. In Stadt und Land entfaltet die Polizei eine wahrhaft unermüdliche Thätigkeit, und wird durch das ausgezeichnete und zuverlässige Gendarmeriecorps der Carabinieri mit aller Anstrengung unterstützt. Auch Militär wird noch heutzutage auf Sizilien in weitester Ausdehnung zu dem wenig anmutenden Sbirrendienste verwendet. Alle Hauptstraßen der Insel sind durch massive Wachthäuser mit militärischer Besatzung besetzt und häufige Patrouillen werden von diesen bei Tag und Nacht zu oft recht anstrengenden Ronden ausgesendet; ja selbst ohne ausgesprochenen Wunsch erhalten Reisende Bedeckung, wo es ratsam scheint. Allein das mächtigste Hindernis für die endliche Beseitigung der Unsicherheit liegt, wie gesagt, im sizilianischen Volke selbst, und die Bemühungen der italienischen Regierung werden so lange nur ungenügende Resultate ergeben, als die Sizilianer die von ihr geschickten Beamten als hassenswerte Fremdlinge, die Polizei als eine Kaste zur Unterdrückung des Volkes betrachten. Wie tief diese Voreingenommenheit, fast könnte man sagen dieser Haß, eingewurzelt ist, zeigt der Unwille und die Widerspenstigkeit, womit das niedere Volk (welches überhaupt in dieser Beziehung hauptsächlich in Betracht kommt) den ausführenden Organen der Staatsgewalt begegnet. Ist es nicht Abscheu erregend, daß Carabinieri bei ihren pflichtgemäßen Streifereien hinterrücks ermordet worden sind, ohne daß persönliche Feindschaft oder etwa Selbstverteidigung seitens der Thäter das Motiv gewesen wäre? Nein, die grausame Genugthuung, ungestraft einen der verhaßten Wächter der öffentlichen Sicherheit niederstrecken zu können, bildete allein den Beweggrund. Fast niemals wagen sich daher die Gendarmen einzeln hinaus.

Die Häupter der Mafia Amoroso in Palermo verurteilten einen Vetter gleichen Namens zum Tode und ließen ihn in der That ermorden, „weil er den Familiennamen durch das Tragen der italienischen Carabinieri-Uniform geschändet hatte“, obwohl jener brave Jüngling sich von ihrer verbrecherischen Gemeinschaft absolut fern gehalten hatte und daher nicht einmal imstande gewesen wäre, ihr durch Verrat zu schaden.

Wenn die Mafiosi sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit befinden, denkt ihrer das leicht impressionierte Volk eher mitleidig als der armen Verfolgten, denn als der strafwürdigen Verbrecher. Nur deshalb war es möglich, daß vor zwei Jahren in Palermo Gefangene, welche im Polizeiwagen unter Eskorte vom Gefängnis nach dem Gerichtsgebäude geführt wurden, der Begleitmannschaft auf offener Straße entrinnen konnten, nachdem sie den zu wenig solide gebauten Wagen von innen auseinander gesprengt hatten und hinausgesprungen waren. Das aus Neugier in Masse versammelte Volk bot ihnen bereitwillig Mithilfe zur Flucht, indem es ihnen eiligst Platz machte, sich aber dann vor den Gendarmen wieder wie eine undurchdringliche Mauer zusammenschloß. Letzthin war das Tribunal bei Gelegenheit des großen Mafiaprozesses vorsichtiger; nicht nur wurden zum Geleite der Gefangenen Gendarmerie und Militär in übergroßer Stärke befohlen, und waren im Sitzungssaale Polizisten und Soldaten in unverhältnismäßiger Anzahl aufgestellt, während die Angeklagten hinter einem starken Gitter wie wilde Bestien im Tierkäfig saßen; nein, selbst alle Straßen, durch welche der Transport führte, wurden für Fußgänger und Wagen zunächst während der ganzen Dauer der Sitzung, dann auf lebhafte Reklamationen der Ladenbesitzer hin für die Dauer des Transports gesperrt. Man hatte eben vor einem gewaltsamen Befreiungsversuche Angst.

Der erwähnte Prozeß, schon an und für sich interessant, rief in allen Schichten der Palermitaner Bevölkerung, in deren Mitte sich die darin verhandelten Vorgänge abgespielt hatten, Aufregung und Spannung auf den Ausgang hervor; man sprach von nichts anderem, als von der Mafia Amoroso und debattierte lebhaft die Chancen der Angeklagten. Die Mannigfaltigkeit der sich im Laufe der Verhandlungen aufrollenden Bilder aus dem Verbrecherleben, die entsetzliche Grausamkeit, womit die Mafiosi Ströme von Blut vergossen hatten, die zur Sprache kommenden Scenen der vollendetsten Räuberromantik, alles vereinigte sich, um das Publikum bis zum Schluß in atemloser Spannung zu erhalten. Einige kurze Notizen über diesen Prozeß mögen schließlich zur Illustrierung der vorangehenden Skizze über die Mafia dienen.

Angeklagt waren 23 Bewohner von Palermo, wovon drei flüchtig, als Mitglieder der Mafia, welche von den fünf Brüdern Amoroso, wohlhabenden Besitzern, in der Vorstadt Orto Botanico vor länger als zehn Jahren gegründet worden war und seitdem jenes Stadtviertel terrorisiert hatte. Die Voruntersuchung hatte mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; freilich sprachen die Leute auf der Straße davon, daß die Amoroso diesen Mord und jenen Raub vollführt hätten; allein sobald der Untersuchungsrichter nach Beweisen für die Richtigkeit seiner und aller Ueberzeugung forschte, wurde jedermann überaus zurückhaltend und vorsichtig: einer hatte es immer nur vom andern gehört! Ein Ehepaar, dessen jugendliche Tochter als Aufwärterin im Hause der Amoroso beschäftigt, den Lüsten eines der Mafiosi zum Opfer gefallen und darauf eines Tages auf Nimmerwiedersehen „verschwunden" war, fand erst nach Wochen den Mut, bei der Polizei die betreffende Anzeige zu machen: so sehr war man von der Nutzlosigkeit dieses Schrittes und von der Furcht weiteren Unglücks überzeugt, falls man die Mafia reize. Wie einem Verhängnis beugte man sich ihr. — Der Staatsanwalt wünschte sich — nach seinem eigenen Ausdruck — Argusaugen, um alle die unzähligen Verbrechen der Mafia ergründen zu können. Endlich hatte er genug Beweismaterial gesammelt zur Ueberführung der Mafiosi, seit dem Jahre 1874 neun Morde vollbracht, deren zwei versucht zu haben: dies genügte, ihnen den Hals zu brechen. Die meisten waren teilweise wegen derselben Verbrechen, für welche sie nun zur Rechenschaft gezogen wurden, schon früher wiederholt, doch immer resultatlos, zur Untersuchung gezogen worden. „Mangel an Beweisen" hatte sie jedesmal der Freiheit und ihrer verbrecherischen Thätigkeit zurückgegeben. Unter anderem war eine rivalisierende Geheimgesellschaft gleicher Art von der Mafia Amoroso aufgerieben, ihre Mitglieder fast vertilgt worden, obwohl einst zwischen beiden ein mit Blut unterschriebener Friedensakt vollzogen war. — Die wertvollsten Beweismittel über Organisation und Wirksamkeit der Mafia erhielt der Staatsanwalt durch Uebersendung einer Korrespondenz seitens eines Sizilianers, welcher in New Orleans ein Hauptmitglied der Mafia, den berüchtigten Salvatore Marino, kennen gelernt hatte. Auf dem Sterbebette bat ihn dieser, gewisse Briefe vor seinen Augen ins Feuer zu werfen. Der Betreffende rettete die Briefe, an ihrer Stelle wertlose Pa-

piere den Flammen übergebend, und unterstützte durch ihre Uebersendung aufs wirksamste die Behörden bei der Instruktion des Mafiaprozesses.

Am 29. August 1883 begannen die Verhandlungen vor den Geschworenen. Jeden der drei Transporte, in welchen die Angeklagten zum Gerichtsgebäude geführt wurden, begleiteten mehr als 50 Polizisten und Soldaten, während der betreffende Straßenzug, welcher passiert wurde, fürs Publikum gesperrt war. Zur Dienstleistung im Sitzungssaale waren circa 150 Mann unter ihren Offizieren kommandiert. Die langwierigen Sitzungen, in deren Verlaufe etwa 300 Zeugen vernommen wurden, fanden nun täglich außer an den Sonntagen statt. Die Verstocktheit der Angeklagten während der Verhandlungen war grenzenlos; schlechte Witze und Lachen war bei ihnen etwas Alltägliches, und sie machten den Eindruck von Zuschauern einer Theatervorstellung. — Erst am 17. Oktober 1883 fand die Schlußsitzung in diesem für alle Beteiligten in höchstem Grade anstrengenden Prozesse statt. An diesem Tage um die Mittagszeit zogen sich die Geschworenen in das Beratungszimmer zurück; den Nachmittag und die ganze Nacht hindurch waren sie mit der Beantwortung der ihnen vom Tribunal gestellten Fragen, an Zahl nicht weniger als 424 (!) beschäftigt, und erst am nächsten Morgen um 7½ Uhr konnte das Resultat derselben verkündigt werden. Die Vorlesung des Spruchs der Geschworenen nahm allein zwei Stunden in Anspruch. Nun stellte der Staatsanwalt seine Anträge und nachmittags um 4 Uhr wurde vom Gerichtshofe das Urteil gesprochen, welches über zwölf der Angeklagten die Todesstrafe, über die anderen langdauernde Freiheitsstrafen (bis 25 Jahre Bagno) verhängte.

Alle Gutgesinnten begrüßten das strenge Urteil mit offenbarer und unverhehlter Genugthuung; der Staatsanwalt hatte richtig vorhergesagt: „Wenn auch die Füße der Gerechtigkeit von Blei sind und sie nur langsam vorwärts schreitet, endlich erreicht sie dennoch die Schuldigen und zertritt diese zum Wohle der Menschheit!“

Eisenberg.

Eine römische Industriestadt der Vergangenheit auf deutschem Boden.

Von

C. Mehlis.

„Civis Romanus sum“. — „Ich bin römischer Bürger“, diese Signatur galt ja lange Jahrhunderte nicht nur bei den wirklichen Welschen sondern auch bei den echten Deutschen als hervorragender Ehrentitel.

Und wahrhaftig kein Volk der Vergangenheit darf solche Bezeichnung des Bürgerrechtes mit größerem Stolze tragen als die Bezwinger des Erdkreises — die Römer.

Nicht nur Punier und Griechen, Asiaten und Afrikaner, Gallier und Germanen überwand die kriegsgeübte Jugend Roms und Italiens, sondern jenen Völkern, welchen sie allen das beste ihrer Einrichtungen, ihrer Kulte, ihrer Bildung entnommen hatte, brachten sie im reichlichen Maßstab das Entgelt für solche Vergewaltigung in dem Stempel der römischen Kultur, den sie jedem einzelnen der besiegten Völker aufzudrücken verstanden. Noch heute zeugen ja die Arenen und Wasserleitungen, die Tempel und Kastelle, die Münzen und Inschriften, die wir im Bereiche des ganzen imperium Romanum auf und unter der Erdoberfläche vorfinden, von der gewaltigen Kulturhand, die der bezwungenen Völker ganze Kraft zusammenfaßte, um in römischen Formen den römischen Zwecken zu dienen. Und ebensosehr legt von diesem durchdringenden Einflusse der Tiberbewohner das innere Leben der romanisierten Nationen Zeugnis ab.

Römische Sprache, römisches Recht, römische Sitte, römische Götter hielten ihren siegreichen Einzug zu den niedergeworfenen Stämmen an dem Euphrat und an der Rhone, an

der Themse und am Rhein, und das einheimische Leben verfiel oder wurde umgewandelt zu Gunsten des stärkeren Typus.

All dies hat in den einzelnen Phasen des Gesamtprozesses von seiten der Archäologen und Historiker schon verdiente Beachtung gefunden. Eins nur hat man bisher bei der Betrachtung dieser Kulturentwickelung weniger der Beachtung unterzogen — den Einfluß römischer Technik.

Bildnis des Waldgottes Silvanus (S. 204).

Wenn auch der Römer, besonders in dem ersten Jahrhundert seiner Herrschaft am Rhein und an der Donau, als Krieger dem Barbaren gegenübertrat, so ging doch selbst in solcher bewegten Zeit eine Reihe von neuen Bildungselementen in die benachbarte Germanenwelt über, welche, wie der Stein im Wasser, jenseits des Grenzgrabens ihre Kreise zogen. Gerade aber in der technischen Behandlung des Thones, des Steines und des Metalles hatten die Römer als gelehrige Schüler der Griechen und Etrusker, der Spanier und Punier Tüchtiges zu leisten gelernt, und diese Fähigkeiten setzten allgemach in das Land der barbarischen Nachbarn an den Landesgrenzen über und gingen daselbst in das Fleisch und Blut der Halbwilden über.

War auch die Hauskunst der Germanen, von welchen wir im besonderen reden, sowohl nach den Nachrichten der Autoren wie Tacitus und Plinius, keine ganz niedere, und weiß ersterer selbst von dem Schmucke zu reden, mit dem die Rheinanwohner des Aeußern ihre sonst primitiven Blockhäuser bedachten, so hatte sich doch Technik und Kunst im dichten Dunkel ihrer Waldungen nicht über die Stufe erheben können, welche die Wilden des heutigen Tages, Neuseeländer und Congoneger, mit ihren einfachen Geräten und Vorstellungen zu erreichen wissen.

Mit Mühe und Not verstand es der Germane, aus dem Sumpferz und dem Raseneisenstein das nötigste Material für den Pflug und die Lanze zu gewinnen; mit einfachem Griffel zeichnete er rohe Ornamente in die schlecht gebrannten Gefäße ein, welche der Rundung der Drehscheibe entbehrten; anstatt hehren Göttertempeln und Marmorstatuen dienten seinem religiösen Bedürfnisse unförmliche Klötze oder phantastische Bilder.

Aber mit dem kampfbereiten Legionär rückte allgemach der Handelsmann, der Handwerker und der Künstler ein in das Dickicht des Hercynischen Waldes, und von den Mittelpunkten aus, welche der vielerfahrene Welsche an den Hauptpunkten des Rheins und der Donau gegründet hatte, strahlte das Licht aus, welches nach jähem Niedergange während des Sturmes der Völkerwanderung zwar erlosch, aber in der Renaissance der Karolingerzeit seine Leuchte wieder erhielt, um fortan ohne Störung das Emporblühen des germanischen Kulturbaumes hell zu bestrahlen.

Wolle der geneigte Leser uns zu einem solchen Centrum begleiten, während dessen Blüteperiode der Römer dem Germanen zum Vorbilde die von Italien mitgebrachten technischen Fertigkeiten verwandt hat, um mit einheimischem Ma-

terial seiner Position neue Stützpunkte für Krieg und Frieden zu verschaffen. —

Von der Saar führte über das niedrige Hartgebirge, welches längs der ganzen Linie vom Rheinkamm bei Basel bis zur Rheinniederung bei Köln die bequemsten Passagen von West nach Ost bot, ein uralter Straßen- und Handelszug längs den Mooren bei Landstuhl und Kaiserslautern und weiter zum Ursprung der Alsenz, über den Paß des Schorlenberges in das Eisthal. Der Weg stieg in dieses hinab und zog an seinem rechten oder südlichen Hochufer durch den Wald hinaus in die Ebene bis nach Worms, dem altgallischen Borbetomagus. Die mittlere Mosellandschaft mit dem in seinem Centrum gelegenen Divodurum=Metz, dem Hauptorte der gallischen Mediomatricer und das mittlere Rheinland waren durch diesen Straßenzug seit uralter Zeit auf dem geradesten Wege miteinander in Verbindung gesetzt. Die ältesten Ansiedler, welche sich noch des Steinbeiles bedienten, hatten sich schon längs dieser Linie angesiedelt, und als ihre Nachkommen vom Süden her mit der schimmernden Bronze bekannt wurden, errichteten sie die hohen Grabhügel, ihre Totenmale, gleichfalls längs dieses Völkerweges. Die Römer, welche stets die Errungenschaften ihrer Vorgänger sich zu eigen machten, benutzten ebenfalls diese direkte Straße, um sich von Augusta Treverorum, Trier, und Divodurum, Metz, aus mit dem halb gallischen, halb germanischen Gebiete am unteren Mittelrhein, dessen Hauptstadt Borbetomagus, Worms, war, in nächste Verbindung zu setzen.

So wandeln wir, wenn wir die Quelle der Alsenz bei Alsenborn verlassen und über den einsamen waldigen Bergrücken des Schorlenberges dem Rhein zu nach Osten fürbaß ziehen auf altbetretenem Pfade. Mäßig führt die Straße bergan, um in steileren Schlangenlinien dem klaren Wasser eines kleineren alpinenhaften Sees zuzustreben, in welchem der Bach, dem wir jetzt zu folgen haben, die Eis, ihren Ursprung erhält. Ringsum ist der krystallhelle Eisweiher oder die Eiswog von waldbedeckten Höhen eingeschlossen, welche zum sogenannten Stumpfwalde gehören, urkundlich „stamp“ genannt. Der ganze weite Forst bildet den Tummelplatz zahlreichen Wildes, vor allem der borstigen Wildschweine, und die Jäger der ganzen Vorderpfalz zieren sich gern mit den Hauern der erlegten Ungetüme. Das war schon zur Römerzeit so, und des ist Zeuge das im Sandstein kunstreich gehauene Bildnis des Waldgottes Silvanus, das hoch erhaben vormals auf dem Bergrücken zur Linken stand und von Waldarbeitern vor einem Menschenalter (anno 1843) in drei Stücke gebrochen dort vorgefunden ward. Der Gott ist fast in Lebensgröße mit dem kurzen Jagdgewande (S. 203) dargestellt, auf der Brust hängt die Jagdtasche, in der Rechten hält der bebartete Mann den starken Speer und zu seinen Füßen liegen links und rechts zwei Rüden, welche den Hirschen und Sauen tüchtig nachsetzen sollen. Das Piedestal trägt eine Inschrift, nach welcher ein Römer oder ein romanisierter Gallier Lucidus Cinonis (Sohn des Cino?) zur Erfüllung eines Gelübdes dem Gotte Silvanus dies Denkmal weihte. Vielleicht, daß dem Votanten vor Zeiten hier ein Kernschuß gelang, vielleicht daß ihn die Gottheit aus Unheil errettete! Die Technik des Votivsteines zeugt von recht gutem Verständnis; der Gott und seine Begleiter sind mit Sicherheit und Verständnis aus dem Material, dem Buntsandstein des Hartgebirges, herausgearbeitet.

Wir verfolgen den Waldweg zur Rechten, moosig und verlassen, doch fest und wohlgefügt. Es ist die alte Römerstraße, welche oben auf dem Bergrücken den nächsten Weg verfolgt, während die moderne Straßenanlage dem Thale zu in sanften Windungen läuft. Bald fallen uns mächtige Steinringe zur Rechten und Linken auf; Hügel wohl 40—50 Schritte im Durchmesser, welche bald in gewissen Abständen, bald regellos den Weg begleiten. Es sind Grabmale vorrömischer Volksstämme, deren Tote hier mit Schmuck und Waffen aus Bronze, mit rohen Ringen und perlengestickten Leibgürteln, sowie mit rohen Urnen unter primitiver Steinwölbung im Schatten der mächtigen Buchen schlummern. Aber daneben liegen andere, mehr ovale und noch ausgedehntere Steinhaufen, welche aus Eisenschlacken bestehen, welche schwer wiegen und eine hellgeschmolzene, mehr getropfte wie geflossene Masse zeigen. Die letzteren lehnen sich zumeist an die Hänge von Hügeln an, und ihre Untersuchung hat gezeigt, daß es die Ueberreste alter Eisenschmelzen sind. Schon vor den Römern in den ersten Jahrhunderten vor Christus haben die erfindungsreichen Urbewohner dieser mit Eisenstein aller Art reichgesegneten Gegend es verstanden, in einfacher Weise durch starken Holzkohlenbrand dem Eisenerz einen Teil seines Gehaltes zu entnehmen. Nur die Hälfte oder wenig mehr des Eisenstoffes ward flüssig und war

zu Waffen und Werkzeug zu verschmieden, das andere Material blieb gefangen in der Schlackenmasse.

Noch legt manch verbogenes Eisenschwert, manch starker Eisenring, der in den anstoßenden Grabhügeln ausgegraben ward, Zeugnis ab, wie diese vorgeschichtlichen Ansiedler das Eisen zu ihren Gewaffen umzuschmieden verstanden. Aber weiter durch den dichten Forst, in welchem nur hie und da ein Gehöfte verstreut liegt, hinaus in die Thalmulde! Pochen und Hämmern tönt an unser Ohr, wir sehen im Eisthale unten gedehnte Fabrikhallen und stark qualmende Essen sich erheben. Da wird geschmolzen und gegossen, gehämmert und geformt, daß weit und breit das Thal von dem Lärme lebendig wird! Es ist das Eisenhüttenwerk der Gebrüder von Gienanth, der pfälzischen Krupp, das seit 1½ Jahrhunderten die Eisenerze der Umgegend verhüttet hat und jetzt im Eisengusse Vortreffliches leistet. Und weiter unterhalb der weitgedehnten Fabrikanlagen schimmern glänzend rote Ziegel und gelbliche Ornamentstücke. Der feine Thon hierzu wird an den Hängen der weitgedehnten Thalmulde gewonnen, welche das Eisthal von Eisenberg abwärts bildet, und der sonst seltene weiße und blaue, der gelbe und braune Thon, der in tiefgehenden Lagern rings gewonnen wird, geht zu Fabrikationsstellen, welche weit entfernt von hier liegen. Die allgemein bekannten Mettlacher Plättchen, die Kölner Pfeifen, das frühere Frankenthaler Porzellan, die großen Terracottavasen, die bauchigen Drainageröhren und hundert andere Gegenstände der massenhaften Herstellung besserer keramischer Gegenstände werden aus dem Material des Eisthales fabriziert. Und Thon und Eisen hat vor Jahrhunderten bereits der Gallier und der Römer hier aufgespürt, verarbeitet und exportiert — tout comme chez nous!

Wir sind längs dem südlichen Hochufer der Eis weitergewandelt und stehen jetzt an dem Bahngeleise, das uns in wenig Minuten zum Bahnhofe von Eisenberg bringt. Das alte Isanberc, das schon im 20. Regierungsjahre Kaiser Karl des Großen, also Ende des 8. Jahrhunderts in Urkunden erscheint, ist nach langem Schlafe, während dessen die Stätte wohl ausgeruht hat, von dem bunten Leben zur Römerzeit wieder aufgewacht und entrichtet dem Verkehre und dem Merkur seinen leicht zu bezahlenden Tribut. Eisenteile und Thonwaren, Säulen und Kessel, Walzen und Mobiliargegenstände, alles aus dem schweren Blute der Erde, dann wieder Waggons voll blendender Erde und roten Dachziegeln gehen mit Dampfkraft gen Worms, dem Rheinthale zu, um von dort in aller Völker Länder zu wandern. Dort drüben am Hange einer bewaldeten Kuppe, hinter Lehnen mit weißschimmernden Thonlagern, überragt von einem mittelalterlichen Befestigungsturme, den Meister Klapperbein bewacht, liegt das industriereiche, aber menschenarme Eisenberg, bewohnt von etwa 1½ tausend Seelen.

Die ganze Umgegend des Ortes und dieser selbst, besonders aber die Südseite des Thales, auf welcher die Bahngebäude und oberhalb desselben der Friedhof liegt, bildet eine wahre Fundgrube für römische Altertümer. Kein Tag vergeht, ohne daß der fleißige Ackersmann ein „Heidenköpfchen“, wie hier die Römermünzen genannt werden, der schweren Scholle entnimmt. Hunderte wertvoller Münzstücke und Medaillons von allen Kaisern, in allen Größen, aus Gold und Silber, aus Billon und aus Kupfer sind dem Boden entnommen worden. Nicht nur Gefäße, kleine Bronzen, Gläser, Waffen, Instrumente, Eisenteile aller Art aus der Okkupationszeit vom 1.—5. Jahrhundert n. Chr. bilden die Gegenstände der seit Menschengedenken andauernden Funde, auch wertvollere Gegenstände sind darunter. Am rechten Ufer zog sich inmitten des heutigen Ortes eine römische, mit Häusern besetzte Straße. Hinter jedem Wohnplatz befand sich ein tiefer, nach unten spitz zulaufender Ziehbrunnen. Am Boden eines derselben grub man aus dem Flötzsande eine Goldwage, ein Ohrlöffelchen und Zängchen, alles aus Bronze, dazu eine eiserne Fibel. Die vier Gegenstände lagen in einer kunstreich abgedrehten Doppelkasserole mit Durchschlag. Dieselbe hat einen charakteristischen breiten Stil mit Absätzen, und das Metall zeigt Spuren von Vergoldung. Das Stück gehört in deutschen Museen zu den seltensten Gegenständen. Eine andere, östlich des Bahnhofes und längs der Bahnlinie laufende Gebäudereihe lieferte neben zahlreichen Münzen einen großen Kessel, eine weitbauchige Flasche, beides aus Bronze, und neben Gefäßen der mannigfaltigsten Art einen Metallgegenstand von vorzüglicher Arbeit. Ein Bronzebeschlag, (S. 206) diente es, wie andere der Art, doch von roherer Form, nach Ansicht des Altmeisters der deutschen Altertumskunde, des Direktors

Lindenschmit zu Mainz als Deichselbeschlag. Dasselbe ist kunstreich hohl gegossen und sorgfältig ornamentiert. Das Schlußende läuft in einen fein stilisierten Adlerkopf aus, der eine Erbse im Munde hält. Der unten angebrachte Aufhälter hat die Gestalt eines Basilisken, der sich dem Adler mit dem kammgeschmückten Haupte zuwendet. Leider sind die meisten seltenen Fundstücke nach aller Herren Länder verschleppt; Eisenberger Münzen haben allerwärts guten Klang und das Ausland besitzt deren mehr, oft unter fremdem Namen, als die Heimat. Seit neuester Zeit sind charakteristische Funde im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg und im Provinzialmuseum zu Speyer aufbewahrt.

Von der intensiven Kolonisierung und dem langandauernden Aufenthalt der Römer an dieser günstigen Stelle, wo man den Verkehrsadern nahe war, ohne des Schutzes von Wald und Berg zu entbehren, zeugt die Thatsache, daß nicht weniger als drei Friedhöfe aus der Römerzeit zu Eisenberg konstatiert wurden. Der eine liegt drüben zu Ende der Brunnenstraße, wo das Thal gen Worms zu zieht; hier war die Asche in Urnen beigesetzt, die einfach in den Erdboden gestellt waren. Die als Obolus daneben liegenden Münzen gehören dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. an. Ein zweiter Begräbnisplatz lag dem ersten gegenüber am rechten Ufer, ebenfalls außerhalb der Wohnplätze nach Osten. Ein Hügel, Senderkopf genannt, dessen Name wohl von incendarium, Verbrennungsplatz, herrühren mag, streckt sich dort mit flachem Scheitel empor. Hier waren die Aschenurnen in ausgehöhlten Steinkisten beigesetzt oder zwischen gespaltenen Steinplatten aufgestellt. In jedem Grabe lagen außer der Haupturne gehenkelte Amphoren, Thränenkrüglein, Thonlämpchen, Glasbecher und Münzen. Letztere weisen auf die Benutzungszeit des Friedhofes im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. hin. Einer noch späteren Periode, welche bereits in die Zeit des Christentums hineinreicht, gehört der dritte Leichenhof an. Er liegt etwas westlich von der altromanischen Kirche des Ortes. In wohlbearbeiteten, steinernen Sarkophagen, die von West nach Ost lagern, wie es der Christenglaube verlangte, waren hier die Leichen bestattet. Daneben lag manch geschmackvoll und eigenartig verzierte Urne, mancher Rest von perlenverzierten Gürteln, auch eine zu Stein gewordene Salbe u. a.

Während die Straßen des römischen Platzes, dieses Vicus an der Eis, dem Bache entlang von West nach Ost zogen und zwar zu beiden Seiten desselben, lag das Centrum der hiesigen merkantilen und militärischen Römermacht am südlichen Hochufer der Eis, wo die Hauptverkehrsader, die Straße nach Worms und Metz zog. Etwas oberhalb des Bahnhofes liegt nach Norden, Westen und Osten von schluchtenartig eingerissenen Verbindungsstraßen umgeben ein kleines Hochplateau. Von diesem aus hat man

Bronzebeschlag einer Deichsel (S. 205).

einen freien Blick auf die ganze, wohl zwei Stunden lange Thalmulde, die bei Asselheim, dem Förderungsplatze eigenartiger Bausteine, von ihrer Farbe „Kapuziner“ genannt, mit einer Thalenge abschließt. Gen Osten bemerkt man die Türme des Wormser Domes und dahinter des Odenwaldes kegelförmige Berghäupter, im Norden liegt die weite Hochfläche, wo der Nassauer Adolf gegen den Habsburger anno 1298 Krone und Leben verlor, im Westen dreuen die dunklen Waldhäupter des Stumpfwaldes und Schorlenberges und im Süden blicken über die Hochfläche einzelne Bergmassen, welche das Isenachthal begrenzen. Hier war im Eisthal für Land und Leute, Gut und Geld am leichtesten Wacht zu halten; der Ort heißt bedeutungsvoll „Hochstatt“ und seine Fläche und deren nächste Umgebung bildete, nach den gefundenen Denkmälern und Bauresten zu schließen, den Mittel-

punkt und das Reduit der ganzen römischen Ansiedlung. Das Ganze war nach Art eines Kastelles von einer starken, im Viereck ziehenden Mauer umzogen. Im Inneren desselben erhob sich auf 3 m dicken Mauern ein 25 m langes und 19 m breites Gebäude; dasselbe enthielt sechs Gelasse und hatte seinen Eingang nach Norden. Asche und Kohlen, verbranntes und geschmolzenes Metall, zerbrochenes und geschwärztes Geschirr, massenhafte Knochen von Rind und Wildschwein im wilden Durcheinander mit Ziegelstücken und Mauerbrocken, was man alles in den letzten Jahren bei Nachgrabungen vorfand, vermelden von dem Greuel der Zerstörung, mit dem hier, wie an allen Punkten dieser Römerkolonie, das blühende Leben zu Grabe getragen ward.

Auf der Hochstatt und nahe derselben hat der Landmann schon manchen goldenen Schatz gehoben und der Altertumsfreund schon manchen steinernen entdeckt. Ein Altarstein von hier trägt auf vier Seiten die Bildnisse der Fortuna, der Diana, des Merkur und der Minerva. Ein anderer, kleinerer ist der nährenden Ceres geweiht. Hier gefundene Töpferstempel erzählen von ihren Meistern, welche sich Icelius, Taiuba, Alpinius nannten. Zwei Römer, Angehörige der Familie der Paternier, hatten hier dem höchsten Gotte, Jupiter, zu Ehren einen Denkstein errichtet. Dem Mars und der Viktoria, den Siegesgöttern hatte ein anderer, wohl ein Eingeborner, Giamonius Sina, der die Würde eines Ortsbürgermeisters bekleidete, und sich deshalb magister vicanorum nennt, ein kunstreich drapiertes Monument gestiftet (S. 210).

Aber nicht nur von Kampf und Streit, von Göttern und Göttinnen, von Töpfern und Bürgermeistern, von zu Grunde gegangenem Geld und Gut weiß die Hochstatt uns zu berichten, sie war noch mehr damals, als der Legionär auf hoher Mauer den Speer festhielt und der Landeseinwohner vor ihm den Nacken beugte. Hier war zugleich der Mittelpunkt für Massenindustrie, die hier zur Römerzeit in Thon und Eisen betrieben wurde.

Auf dem Plateau der Hochstatt hat man vor kurzem Brennöfen, aus der römischen Epoche herrührend, ausgegraben, welche mit ganz und halb gebranntem Geschirr gröberer und feinerer Art angefüllt waren. Man grub wie heute den geschmeidigen roten und weißen Thon in den nahen, mächtigen Lagern. Je nach Bedarf drückte man denselben in mit eingeschnittenen Mustern bedeckte Schüsselformen und bestrich die Gefäße nach ihrer Brennung mit einem rotglänzenden Firnis. So erhielt man die prächtigen Gefäße aus sogenannter terra sigillata oder aus samischer Erde, von denen man früher annahm, sie seien auf dem Boden Italiens oder gar in Samos hergestellt worden. Allein hier und im nahen Rheinzabern, dem Tabernae Rhenanae, war die Fabrikationsstelle für dies römische Porzellan, das vom Mittelrhein nach allen Seiten als Handelsartikel versandt wurde.

Gefäße gröberer Art von gelber, rötlicher, dunkelblauer, schwarzer Farbe wurden aus demselben, hier gegrabenen Thone, den man jetzt noch dazu verwendet, auf der Drehscheibe hergestellt, mit einem Ueberzug von Graphit überzogen oder hell glasiert und dann in Masse in den Oefen gebrannt. Kein Ort wohl am ganzen Mittelrhein ist so reich an römischem Geschirr der verschiedensten Art, von der groben Milchschüssel und dem primitiven Vorratsgefäß bis zu den feinsten und reich ornamentierten Prunkvasen.

So war wohl ein großer Teil der Kolonisten an dieser Stelle mit der Herstellung von Topfwaren beschäftigt; schon vor den Römern mögen zu solcher Fabrikation die reichen und reinen Thonlager angelockt haben. Allein erst seit Ende des ersten Jahrhunderts, als in den allmählich aufblühenden und an Bevölkerung zunehmenden Rheinlanden der Bedarf an Thongeschirr besserer Art ein größerer wurde, nahm hier diese Industrie für den Export einen größeren Aufschwung.

Daß Thonwaren in dieser an Verkehrsmitteln noch armen Zeit auf weitere Entfernungen versandt wurden, darf uns an Bequemlichkeiten aller Art gewohnte Menschenkinder der Neuzeit nicht befremden. Berichtet doch der griechische Historiker Strabo, daß bereits in sehr früher Zeit Töpfergeschirre von dem Mittelmeere aus selbst nach Britannien gelangten und zugleich mit Salz und eherner Ware die hauptsächlichsten Tauschmittel gegen die Zinnausfuhr bildeten. Zeigen uns doch die Grabhügel Süddeutschlands, so die von Rodenbach in der Pfalz, vom Kleinaspergle bei Ludwigsburg, von Hallstadt im Salzburgischen, von Tägersweiler im Thurgau, von Uetliberg bei Zürich, daß Jahrhunderte vor der römischen Occupation fein bemalte etrurische Thongefäße,

Becher und Schalen über die Alpen nach Süddeutschland gelangten. Wie jetzt noch ambulante Töpfer mit ihren Karren und Geschirren die Welt durchziehen, wie es im Mittelalter die „Wattenheimer“ vom Nachbarorte Eisenbergs thaten, so mag es auch im Altertum gewesen sein.

Wenn wir den Erdboden auf der Hochstatt in der weitgedehnten Flur, die sich nach Norden zur Eis abdachen, aufmerksam betrachten, so bemerken wir, daß die Ackerkrume mit kleineren und größeren schwarzen Steinen vermengt ist. Bei näherer Betrachtung entpuppen sich dieselben als gut geflossene, reguläre Eisenschlacken. Wir überschreiten unterhalb der Hochstatt die Bahnlinie und treffen ca. 100 Schritte davon nach Norden auf eine eben aufgedeckte Stelle des Erdbodens. In Mannstiefe stehen hier innerhalb einer durch die Kultur verebneten Schlackenhalde drei zuckerhutförmige, aus Thon bestehende Ofenmäntel. Ihre Höhe variiert von $^1/_2$ m—1 $^1/_2$ m; der eine links hat mehr die Gestalt eines halben Eies, die anderen zwei zur Rechten haben die Form eines veritablen, oben etwas abgestumpften Zuckerhutes (S. 209). Außerhalb der drei sonderbaren Brennöfen liegen Massen von Schlacken und Roteisenstein untermischt mit Resten von Gefäßen und Ziegeln, welche unverkennbar auf römischen Ursprung deuten. Bei näherer Besichtigung zeigt sich eine durch den Mantel sich schief hindurchziehende Röhre aus Thon. Im Inneren, dessen Lichtraum bei den einzelnen Schmelzöfen — denn das sind die thönernen Bienenkörbe — von 20—40 cm wechselt, liegen in der unteren Lage stark eisenhaltige, dicke Schlacken, darüber einzelne Holzkohlen; letztere treffen wir auch an den mit Klebsand, der sich gleichfalls zu Eisenberg vorfindet, beschmierten Seitenwänden an. In diesen Thonmänteln gewann man vor anderthalb Jahrtausenden aus dem geringhaltigen Roteisenstein der Umgegend mittels starker Holzkohlenfeuerung das dem Römer wichtigste Metall, das Eisen. In kleinen Klumpen wurde es als Schmiedeeisen direkt aus den Erzen reduziert, nicht wie heutzutage als Roheisen in mächtigen Hochöfen geschmolzen. Auf der Sohle der kleinen, mit Blasebälgen aus Tierhäuten versehenen Rennöfen oder Wolfsöfen sammelte sich nach längerer Feuerung der Eisenkuchen, der sofort durch Klopfen von den Schlacken befreit und auf dem Amboß in die gebräuchliche Form gebracht wurde. Versuche, welche Graf Wurmbrand zu Hüttenberg in Steiermark mit solchen Oefen angestellt hat, beweisen, daß man in denselben nach 26stündiger Arbeit einen Eisenklumpen von etwa 12 Pfund Gewicht erhielt. Die Herstellungsmethode war berechnet für billige Holzkohlen, und der Preis derselben war vor anderthalb Jahrtausenden bei den minderwertigen Arbeitskräften und dem in den nahen Forsten aufgestapelten Holzvorrat ein sehr geringer. Schon früher hat man auf demselben Flecke zu Eisenberg, der den Namen „in den Geldäckern“ führt, ähnliche Oefen aufgegraben; doch erst der Neuzeit war es vorbehalten, den Zweck derselben ins richtige Licht zu stellen.

Mag sich der Leser mit uns das Bild vorstellen, wie hier der Römer zu seinem Schutz und Trutz lange Jahrhunderte das Erz gewann, das ihm Angriffswaffen gegen die Rheinstämme lieferte und ihm den Stoff zu den Werkzeugen bot, die das Land mit den Künsten des Friedens bekannt machen sollten.

Auf weitem Plane leuchten nebeneinander wohl zwanzig Oefen, aus deren Oeffnungen das glühende Gas hoch herausschlägt. Rußige, nervige, sehnige, schlankgewachsene Gestalten erscheinen im rotschimmernden Lichte wie Dämonen der Unterwelt. Die einen brechen die glühenden Erzklumpen aus den Oefen, die anderen löschen deren Glut in nahen Wassertümpeln; andere hinwiederum schmieden auf den erklingenden Ambossen den funkensprühenden Erzkuchen zu länglichen Eisenluppen. Und daneben steht spähend eine kleinere, hagere Gestalt, das breite Schwert zur Linken und den Kommandostab in der Rechten führend. In fremdländischer Zunge erteilt er von Zeit zu Zeit laute Befehle, und an schwere Arbeit gewöhnt, gehorchen die gallischen Eisenarbeiter. Ihnen selbst gehörte vormals das Land, jetzt müssen sie für den fremden Zwingherrn die Waffen schmieden, womit der Welsche sie züchtigt.

Die Eisenluppen wie man die überschmiedeten Barren nennt, haben längliche, in der Mitte verdickte Gestalt (vgl. S. 209). Der Durchschnitt der Luppe, die aus vortrefflichem Schmiedeeisen besteht, hat viereckige Form. Die Länge derselben wechselt von 48—55 cm, das Gewicht von 4—6 k. Jede dieser Luppen ist als die Ausbeute einer Tagesarbeit in einem Rennofen anzusehen; das hat Graf Wurmbrands Versuch bewiesen.

Ihre Form machte sie ebenso geeignet für den

Inneres eines Schmelzofens (S. 208).

Transport, der mittels Maultieren bewerkstelligt wurde, wie für den Käufer, der nur ein zugespitztes Ende zur Probe in das Feuer zu stecken brauchte, dies heiß ausschmiedete, dann bog und brach.

Und diese Eisenluppen finden sich zum Beweise, daß sie wirklich von Eisenberg aus nach verschiedenen Richtungen expediert wurden, an einer Reihe von nahegelegenen Punkten, deren Verbindungslinie fast einen Kreis mit unserem Platze als Mittelpunkt bildet. Ihr Befund steht bei den meisten mit Altsachen aus der Römerzeit in Verbindung.

Auf römischem Pflaster fand sich auf der Ebernburg an der Nahe, im Norden unserer Fabrikationsstelle ein solcher Eisenbarren. Von Ramstein im Westen sind deren zwei bekannt. Im Süden liefert Dürkheim zwei. Im Osten kennt man von Studernheim einen. Im Nordosten hat das Museum zu Mainz zwei, und bei Monzenheim in Rheinhessen fand man 1868 26 Stück der gleichen Art. Nach diesen Fundstellen ging der Hauptexport in der Richtung des Rheinthales, der Hauptfestung im römischen Germanien zu, gen Mogontiacum, Mainz, dem Schlüssel des Germanenlandes.

Die Umgebung von Mainz entbehrt des Eisenerzes, und das Eisenberger Rohmaterial mußte herbei, um im Kastell, wo tausende von römischen Kriegern lagen, daraus Schwerter und Speere, Beile und Hobel, Messer und Scheren, Anker und Ketten zu schmieden. Ein zweiter Zug der Ausfuhr scheint nach der zweiten Römerfestung im Mittelrheinlande, nach Argentoratum, nach Straßburg, gegangen zu sein. Den nahen und gefürchteten Barbaren gegenüber am rechten Rheinufer wird der Römer hier, wie anderswo, mit wohlerwogener Vorsicht die Eisenbereitung als Staatsmonopol betrieben haben. Daher rührt denn die Dürftigkeit der meisten Gräber zu Eisenberg her; sie gehörten zumeist den armen, leibeigenen Schmieden an, die für kärglichen Lohn im Schweiße des Angesichtes das Eisen ausgruben und bearbeiteten.

Und soll eine Stätte, so wichtig für die Behauptung des Rheinlandes, seit alters Sitz gewinnreicher Industrie, namenlos in alten Zeiten gewesen sein? Eisenbergs Name selbst, im Mittelalter Isanburc, Isinburc, rührt ohne Zweifel vom deutschen Worte für „Eisen“ her und erinnert mit neuem Klange an verschwundenes Leben. Auch auf diese Frage gibt die Forschung Antwort. Der Alexandriner Ptolemäus, der im zweiten Jahrhundert n. Chr. eine geographische Beschreibung des den Alten bekannten Erdkreises mit Angabe der Längen- und Breitengrade verfaßte, gibt für Obergermanien, oder

Germania superior, wie der Römer das linke Rheinufer von Basel bis Mainz nannte, eine Reihe von Städten an.

In das Gebiet der Vangionen, welche südlich der Rheinbiegung zwischen Mainz und Bingen zwischen dem Strome und dem Saargebiete wohnen, versetzt dieser Autor Borbetomagus und Rufiana. Jenes liegt etwas südlicher, wie das erstere, und zwar etwas nordwestlich von Noviomagus im Gebiete der Nemeter, das sich mit Speyer deckt. Lange umsonst ward diese Stadt im Vangionengau, dem Wonnegau des Mittelalters, von den Gelehrten gesucht. Die einen stellten Rufiana auf den Platz von Oppenheim zwischen Mainz und Worms, die anderen auf die Stätte von Ruffach im Oberelsaß. Mit beiden Orten hat Rufiana nichts zu thun. Es stimmt sowohl die geographische Angabe des Alexandriners, wie die Bedeutung unseres Platzes, wenn wir Rufiana mit dem altrömischen Eisenberg gleichsetzen. Hier hatten schon Gallier gesiedelt, die der Stätte von dem roten Eisenerz den Namen „Rotstadt“ (von der Wurzel ruf gleich „rot“) verliehen; die Gunst der Lage und der Bodenschätze erkannte auch der jenen nachfolgende Römer an. Jahrhundertelang trieb hier, in der Vangionenstadt Rufiana der Südländer Industrie auf Thon und Eisen; jahrhundertelang ward von hier aus das Mittelrheinland mit Thongeschirr und Eisenluppen versorgt, bis die Barbaren von jenseits des Rheines in die Provinz einbrachen und mit Schwert und Feuer die altangesessene Kolonie verwüsteten.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Des Inhalts war der Racheruf, mit dem Alemannen und Franken jahrhundertelang angehäufte Schmach schrecklich rächten! Aber das gefangene Rom hat den wilden Sieger doch an sich gefesselt und mit Banden, fester als Stahl, an sich gebunden!

Und in solche Betrachtungen über vergangene Zeiten versunken, deren Entwickelungsprozeß die Kunst und Technik der Römer, ihrer Tracht und Sprache wieder aufleben ließ in der Karolingerzeit, trifft uns der letzte scheidende Strahl der Sonne. Er kommt vom Schorlenberge her, weit über das dunkle Gebirg und er vergoldet mit seltsamem Lichte die alten Schlacken vor uns, daß sie glühend leuchten, wie das Rheingold, des Alberich Schatz. Ja, in ihnen, im Eisen und seiner Gewinnung, ruht gleichfalls ein wertvoller Schatz, und das schwarze Erz und die Kunst, es der Muttererde zu entnehmen, hat mehr Segen dem Menschen gebracht, als des Goldes unheimlich Gefunkel.

Und horch! Von oben her ertönt noch der schweren Hämmer rasche Folge, hoch wirbeln im Hüttenwerk Gienanths aus den schwarzen Essen

Ein römischer Grabstein (S. 207).

die blinkenden Funken zum Abendhimmel empor! Ja, dies Lockmittel, das die Natur hier in den Boden gelegt hat, der gelbe Thon und das rote Erz: sie haben den Menschen nicht mehr von hier losgelassen. Dem Ureinwohner folgte in deren Gewinnung der Gallier, der Römer dem Gallier, dem Römer der Franke, dem Mittelalter die Neuzeit, und so hat sich Generation auf Generation abgelöst, dem Boden seine Schätze abzugewinnen und den Erlös durch den Weg des Handels nach Kräften zu verwerten.

Der Letzte.

Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer.

Verirrt! Das ist ein unbehagliches Wort.

Man steht zu herbstlich dämmernder Zeit auf ödem Felde und sieht in der Runde, so weit die Blicke reichen, kein Dach, keinen Kirchturm und keinen steigenden Rauch — man steht im Walde, in dem die Vögel schon zur Ruhe gegangen, und sieht keinen Weg, nur finstere Bäume; und über den dunklen Aesten schimmert kein Stern, der zum Weiser dienen möchte.

Da steht man nun lange Minuten, blickt ratlos und verlegen umher und rührt mit unbehaglichem Empfinden die Schultern unter der Joppe.

Schließlich rückt man den Hut und wandert zu und immer zu, im Dunkeln stolpernd und stürzend über Steine, Wurzeln und Gräben — man ärgert sich, man brummt und flucht wohl auch; aber man weiß, daß man am Ende doch zu einem Wege, zu einem Hause und einem Dorfe gelangen muß.

Schlimmer ist das in den Bergen. Da hat der heiße Jagdeifer bei Verfolgung eines wunden Wildes den Jäger in die Wände gelockt — und da sieht er sich plötzlich an einer Stelle, an welcher jeder weitere Schritt den gewissen Sturz bedeutet.

Das heißt dann nicht mehr „verirrt", das heißt „verstiegen" — und dieses letztere Wort hat einen noch bei weitem unliebsameren Beigeschmack als das erstere. Davon weiß ich zu erzählen. Doch will ich eine solche Geschichte nicht um ihrer selbst willen berichten, sondern dem alten Manne zuliebe, den ich dabei kennen lernte.

Es war ein Tag in der ersten Augustwoche. Bei dämmerndem Morgen verließ ich die hochgelegene Jagdhütte und folgte einem Pirschpfade, den ich des öfteren schon mit Waidmannsglück begangen hatte. Er führte mich vorerst durch ein schmales, grobsteiniges Felsenthal, das von zahlreichen Murmeltieren bewohnt ist, deren schrille Pfiffe auch ab und zu die tiefe Morgenstille unterbrachen; dann senkte der Weg sich niederwärts über lärchenbestandene Hänge und stieg wieder empor durch latschenüberwucherte Mulden und Rinnen, bis er schließlich in ziemlich gleichbleibendem Niveau die in weitem Bogen gekrümmten Wände und Schroffen umkreiste.

Langsamen Fußes schritt ich dahin, jedes Geräusch vermeidend, auf- und niederblickend mit emsigen Augen. Mir zur Linken senkte sich der Grund dem Bergwald zu, und leise rauschten da drunten vor dem thalwärtsziehenden Winde die zierlichen, lichtgrünen Wipfel der Lärchen. Breite Lawinengassen hatten stellenweise den Wald durchbrochen und ließen den Blick hinuntergleiten in die graue Seetiefe, darüber noch die vielgestaltigen Frühnebel wallten und wogten. Mir zur Rechten stiegen die brüchigen Felsen schief auf zu einer Höhe von etwa hundert Meter, in eine schütter bewaldete Kuppe sich verlierend.

Wieder bog ich um eine Ecke — da rollten und klapperten mir zu Häupten die Steine, und ich sah einen feisten Gemsbock in kurzen Sätzen den höher gelegenen Felsen entgegenflüchten.

Nun galt es, gut zu zielen; mein Schuß durfte nur schwer verwunden, da ein tödlicher Schuß das Wild in unwegbare Tiefe gestürzt hätte. Jetzt krachte meine Büchse — das Tier wankte, verhielt sich wieder, zog mit gekrümmtem Rücken über den rinnenden Sand und die rollenden Steine der Höhe zu und entschwand zwischen klotzigen Felsen meinen Blicken.

Lautlos verharrte ich eine geraume Weile; dann schritt ich den Steig dahin bis zu einer Stelle, von welcher aus mein Auge einen Weg hinter jene Felsen fand, und da sah ich auch auf einer leichtgeneigten Platte den Gemsbock liegen, bereits verendet.

Ohne langes Besinnen begann ich den Auf-

stieg. Anfangs machte sich die Sache ganz passabel; je mehr ich aber zur Höhe kam, desto steiler wurde der Grund und desto brüchiger auch, so daß ich bald für Hand und Bergstock keinen festen Halt mehr zu finden wußte und nur dadurch vorwärts kam, daß ich mir für jeden Schritt mit scharrendem Schuh in das verwitterte Gestein eine Stapfe schürfte. Minutenlang stand ich oft an einer Stelle, um zu rasten und wieder ruhigen Atem zu bekommen. Ich dachte wohl an die Umkehr; diese wäre jedoch bei weitem noch gefahrbringender gewesen als der fernere Aufstieg, da ich in dem Steingrund, der einzig aus schiefliegenden Splittern und Blättchen bestand, wohl noch für den aufstrebenden, aber nicht mehr für den niedergreifenden Fuß einen halbwegs verläßlichen Halt finden konnte. So stieg ich denn mühselig höher und höher, von dem ersichtlichen Troste gestärkt, daß von der Stelle an, an der die massigeren Felsen begannen, der fernere Aufstieg bis zur Kuppe zwar immer noch eine Beschwerde aber keine Gefahr mehr zu nennen war.

So gelangte ich endlich in die Nähe des ersten großen Felsens, den ich auf dem brüchigen Gehänge noch umgehen mußte, da er zu hoch und zu glatt war, um überklettert zu werden. Wieder schürfte ich mir eine Stapfe, als plötzlich unter dem tiefer stehenden Fuße der Grund zu weichen begann. Zeit, um zu denken, war da nicht mehr — mit einem herzhaften Satze sprang ich dem Felsen zu und faßte hier auch glücklich festen Fuß, während hinter mir das staubüberwirbelte Geröll zur Tiefe fuhr.

Da stand ich nun auf einem grasigen Flecke von der Größe eines Stuhlbrettes; ein leichtes Zittern rührte meine übermüdeten Kniee; ich nahm meine Büchse vom Rücken, lehnte sie mit dem Bergstocke in die Felsecke, setzte mich nieder und betrachtete meine Hände, die den Händen eines Maurers glichen; das alles that ich völlig gedankenlos — in den ersten Augenblicken nach einer überstandenen Gefahr versagt das Gehirn des Menschen, und es überkommt ihn eine seltsame Art von Stumpfsinn. Wird er dann wieder eines klaren Gedankens fähig, so denkt er vorerst nur das eine: wie es nun wohl um ihn stünde, wenn er die Gefahr nicht überstanden hätte.

Es waren recht unerquickliche Bilder, die meine Phantasie mir unter dem Zwange dieses Gedankens zeigte.

Nach kurzer Rast erhob ich mich wieder, um vorerst meine Lage des Genaueren zu mustern. Das Ergebnis war kein beruhigendes: vor mir und mir zur Linken das unwegsame, schieferige Gehänge, mir zur Rechten und hinter mir der glattaufragende Fels, der von einer Höhe war, daß ich Arme von doppelter Länge hätte haben müssen, um seine Kante zu erreichen. So etwa fünfzig Meter unter mir umzog der sichere Steig die Wände — über ihm draußen aber lag die gähnende Tiefe.

Da gab es nun für mich, um wieder vom Flecke zu kommen, drei Möglichkeiten, die ich freilich mit gleichem Rechte auch Unmöglichkeiten nennen durfte. Ich konnte versuchen, im Sprunge mit den Händen die Kante des Felsens zu erfassen und dann über den scharfen Rand mich emporzuziehen. Wenn ich aber zu kurz sprang? — Ich konnte in sitzender Stellung über das Gehänge hinunterrutschen, in der Hoffnung, daß ich mich doch wohl trotz des heftigen Aufpralls am Steige zu halten vermochte. Wenn aber diese Hoffnung trog? — Ich konnte aber auch den Versuch machen, noch einmal den früheren Weg zu betreten, um auf dem brüchigen Steingrunde den Fels zu umklettern.

Hierzu entschloß ich mich auch, ergriff den Bergstock und begann mit seiner scharfbeschlagenen Spitze tiefe Stufen in das steile Geschiefer zu bohren.

Plötzlich hielt ich inne in dieser schweißbringenden Mühe und lauschte der Höhe zu.

Was ich gehört hatte, das war wie der Tritt eines menschlichen Fußes gewesen und wie ein Räuspern oder Husten.

„Hu—u—u—up!“ rief ich durch die gehöhlten Hände über das Gehäng empor.

„Hoho!“ klang eine heiser kreischende Männerstimme zur Antwort.

„Wer is denn da droben?“

„Ich bin's — der Weindler-Mickei!“

„So so!“ rief ich befriedigt entgegen, obgleich ich jetzt genau so viel wußte wie zuvor. Hurtig stülpte ich meinen Hut über das stumpfe Ende des Bergstockes und hob ihn über den Rand des Felsens. „Siehst mein' Hut?“

„Ah ja!“

„Kannst 'runter bis daher?“

Eine Weile war Stille. Der da oben beschaute sich wohl den Weg, den er zu gehen hatte — dann hörte ich ihn rufen: „Ah ja — es geht schon!“

„So komm!"

Ich hörte das Geräusch seiner niederwärts steigenden Tritte und hörte und sah zu meiner Linken und Rechten das Geröll in staubigen Massen zur Tiefe kollern.

„Jeh — da liegt ja a Gamsbock — und was für einer!"

„Ich weiß schon — komm nur!"

Näher und näher kamen die schweren Tritte — und über dem Rande des Felsens erschien nun ein altes Gesicht, grau, wie aus Stein gehauen. Ein weißer struppiger Bart verhüllte den Hals und die Wangen; an den Schläfen quollen lange weiße Haare unter einem Hute hervor, welcher ringsum mit dicken Büscheln frisch blühenden Edelweißes besteckt war, und aus dem Schatten des vorderen Hutrandes blickten, überdacht von buschigen weißen Brauen, zwei grauschillernde, blutunterlaufene Augen auf mich hernieder.

„Ah so — Sie sind's, Herr!"

„Kennst mich denn?"

„Ja — wissen S' — ich hab' Ihnen halt drunt' im Ort schon diemal g'sehen — ja! No — da haben S' Ihnen aber schön verstiegen! Kreuzsaxen! Wann ich jetzt beim Edelweißbrocken net grad im Zufall daherkomm', da hätten S' woltern a dumms Naussteigen g'habt!"

Erst bot ich ihm meine Büchse und den Bergstock empor; dann reichte er mir die beiden Arme hernieder, die ich knapp noch erfassen konnte — ein Sprung — ein Ruck — und ich stand auf der ebenen Platte des Felsens.

Kräftigen Druckes schüttelte ich dem Alten unter dankenden Worten die dürren, aber eisenharten Hände.

„Nix zu danken! Is gern g'schehen!" brummte er und schritt mir voran der Stelle zu, an welcher meine Beute lag.

So hatte ich Gelegenheit, ihn zu betrachten. Sein Gang war langsam; bei jedem Schritte sank er in die Kniee, als trüg' er eine schwere Last am Rücken. Aus großen, knolligen Schuhen, an denen das Eisenbeschläg wohl nach Pfunden wog, ragten zwei steckendürre, von grau-rupfigen Strümpfen lotterig umschlossene Beine. Entgegen dem landesüblichen Gebrauche trug der Alte eine bis unter die Kniee reichende Bundhose aus verwetztem, mit vielen Flicken überpflastertem Bockleder. Statt einer Joppe hing ihm über Brust und Rücken nur ein viereckiges Stück gelblichschwarzen Lodentuches, das in seiner Mitte durch einen kreisrunden Ausschnitt den weißhaarigen Kopf hervortreten ließ. Das Linnenhemd, das er darunter trug, war grob und schmutzig; an den engen Aermeln guckten durch große fransige Löcher die beiden Ellbogen, die sich ansahen, wie die grauknorpeligen Gallen eines Pferdefußes. Der Bergstock, den der Alte führte, war ein förmlicher Baum.

Als ich wenige Minuten später auf den Steinen kniete, um das erlegte Wild zu öffnen, kehrte der Alte mit dem Fuße den Kopf des toten Tieres hin und her und befühlte mit den Fingern das starke schwarze Gehörn.

„Der hat a paar Krucken! Kreuzsaxen! Da zahlet ich doch gleich a Maß Bier dafür."

Ich lachte. „Mein, Alter — die Krucken wärn mir um a paar Eimer net feil. Aber den Gamsbock selber, den wann d' magst, den kannst als a ganzer haben, daß doch weißt, um was mich da 'rauf'zogen hast."

Ein verlegenes, ungläubiges Lächeln umspielte die Lippen des Alten, und mit blinzelnden Augen sah er mir ins Gesicht.

„Is schon wahr! Er g'hört schon dein!" beteuerte ich. „Aber weißt, 'nuntertragen mußt ihn halt ins Ort, daß ihn der Förstner z'erst sieht."

„Ah ja! Ah ja!" kicherte der Alte vergnügt. „Ich traget ihn an ganzen Tag weit, wann ich weiß, daß er nachher mein g'hört. No — und ich dank' halt recht schön — ja! Und geben S' ihn nur gleich her — den Kerl!"

Bei diesen Worten hob er das Tier an den verschränkten Läufen über den Rücken und stieg dann mir voran den Rest des Felsenhanges empor.

Als wir die Kuppe des Berges erreicht hatten, deutete der Alte aufschnaufend mit dem Bergstocke nach einer Alm, die in kurzer Entfernung vor uns in einer grasreichen Mulde lag, und die ich vom Sehen wohl kannte.

„Schauen S', Herr, in derer Hütten, da bin ich — ja — ich und mein Bua, der Seppei."

„Wem g'hört denn die Alm?"

„Mir! Mir selber!"

Ich überflog den Alten mit einem wägenden Blicke — und er mußte aus der Art dieses Blickes wohl meine Gedanken herausgefühlt haben. Er kniff die Lippen ein, in seine roten Lider kam ein fieberndes Zucken, und während er mit dem Kopfe langsam vor sich hinnickte, sagte

er: „Ja mein — wissen S' — in frühere Jahr', da wär' ich schon alles z' stolz g'wesen, als daß ich selber an Senner g'macht hätt'. Aber jetzt — du mein! Der Wind, wann er richtig blast, nachher wirft er die dicksten Bäum'! Wissen S' — ich hab' halt viel Unglück g'habt im Leben — ja — viel Unglück — viel! Da hätten zehne dran g'nug g'habt! Mein — bei mir hat's allweil 'was 'geben, wo's Geld nur grad so g'flogen is. Und wie's halt nachher schon is — da hab' ich amal a klein's Kapital aufnehmen müssen. Und bei der G'schicht' bin ich halt an' Unrechten 'kommen. Mein — der Bauer is halt in manche Sachen a dummer Teufel — was versteht denn der von so 'was! Grad 'zahlt und 'zahlt hab' ich — und doch is d' Schuld allweil mehrer worden. Der Tropf, der eiskalt', der speggaliert halt auf mein Häusl. No — wird auch nimmer lang dauern, nachher g'hört's ihm —"

Da schlug dem Alten die Stimme um und er mußte sich mehrmals räuspern, bevor er weiter sprechen konnte: „Ja — im letzten Jahr' schon hab' ich die Zinsen nimmer z'samm' 'bracht. Und heuer — du mein — da fehlt's weit! Kaum daß man leben kann z' dritt. No — wie soll's ei'm denn da nachher noch a Sennerin leiden? Mein' Alte drunt' kann so 'was nimmer dermachen — die hat all unser Unglück noch ärger herg'rissen als mich! Da bin ich halt nachher jetzt selber heroben — ich und mein Bua — der Seppei. No — gar arg aufg'richt' bin ich freilich net mit ihm. Hüten kann er halt — hüten — wissen S' — sonst nix! Ja — in meine Jahr', da kommt ei'm so 'was hart an. Aber mein — wird schon so sein müssen — das — und alles andere. Ah ja!"

Mit einem pustenden Seufzer hob er den für kurze Rast zur Erde gelegten Gemsbock wieder auf die Schultern; mit nickendem Kopfe und raunenden Lippen schritt er dann dahin; ich folgte ihm schweigend.

Als wir aus dem struppigen Grunde auf das steinübersäte Weideland heraustraten, sah ich in geringer Ferne inmitten der grasenden Kühe auf einem verwitterten Felsblocke einen Burschen sitzen, welcher lange Schnüre zu einer Zopfgeißel verflocht.

„Seppei!" rief der Alte.

Da hob der Bursche sein Gesicht, ließ sich vom Steine auf die Füße gleiten und kam uns schwerfällig schwankenden Ganges entgegen. Ueber einem hager aufgeschossenen Leibe, dessen Arme bis nieder zu den Knieen reichten, saß ein unförmlicher Kopf, an welchem die borstigen Haare fast mit den Brauen verwachsen waren. Die Ohren standen weit ab; die Augen waren kreisrund und aufgequollen; die nasse Unterlippe hing bis über die Hälfte des Kinns. Der Bursche war mit größerem Rechte nackt als bekleidet zu nennen; außer dem Hemde, das an Hals und Brust weit offen stand und dessen Aermel bis zu den knochigen Schultern emporgestülpt waren, trug er nur eine aus altem, hellblauem Soldatentuche gefertigte Kniehose, welche so kurz war, daß sie ihm kaum mehr die halben Schenkel bedeckte. An den von dicken, rissigen Schmutzkrusten bedeckten Füßen waren die Zehen verkrüppelt und nach aufwärts gebogen.

Sein Alter war nicht zu schätzen; er konnte ebensogut fünfzehn wie fünfundzwanzig Jahre zählen.

Als er uns bis auf wenige Schritte nahegekommen war, fing er, gegen seinen Vater gewandt, mit beiden Armen zu gestikulieren an; dabei kamen aus seinem weitoffenen Munde, in dem sich die dicke Zunge schwer bewegte, wildkreischende Laute, die sich etwa anhörten wie ein immer wiederholtes: „Ai—laha—a—la—"

Aufmerksam hörte ihm der Alte zu — er mußte diese Sprache wohl verstehen — dann strich er ihm mit zitternder Hand über die struppigen Haare und sagte: „So? So? Kreuzsaxen! Das laßt dir net g'fallen! Ja — hau's nur recht durch, wann's net parieren will! Ja!"

Der Mund des Burschen verzerrte sich zu breitem Grinsen — und wieder begann er in seiner Weise mit den Armen und mit stammelnden Worten zu reden.

„So? Ja, ja — is schon recht!" sagte der Alte entgegen. „Aber gelt — Steiner därfst mir fein keine net 'neinflechten. Gelt — versprichst mir's. Ja — nachher kriegst morgen 'was z' essen — so 'was Gut's hast schon lang nimmer kriegt! Und jetzt geh', Seppei. Geh'! Geh' zu! Sigst es — dahint' — 's braune Kalbl, das will schon wieder weiß Gott wohin!"

Der Bursche folgte mit den Augen der angedeuteten Richtung, sein Gesicht färbte sich dunkelrot, ein zorniges Zittern befiel seinen Kopf, und unter lauten, abgerissenen Schreien humpelte er zwischen den Steinen dahin, die langen Arme drohend in die Höhe werfend.

Schweigend schritten wir weiter. Nach einer Weile blieb der Alte plötzlich am Wege stehen und wandte sich zu mir: „Der Seppei — das is der letzte — ja. Wissen S' — sechse hab' ich g'habt im ganzen. Und," er kehrte sich wieder von mir und folgte langsamen Ganges dem wenig betretenen Pfade — „g'wiß wahr — von die andern fünfe war keiner so — so — so — — Ja — da is einer säuberer g'wesen wie der ander' — lauter waxe, frische Burschen! Kreuzsaxen — um meine Buaben war ja grad 's G'riß unter die Deandln. No — der erste war bei der Militari. Und da hat's ihm halt net 'taugt. Ja — allweil is er in der Straf g'wesen. Und amal — da hat er Holz klieben müssen — und da hat er sich an Finger abg'hackt. Da haben s' ihm nachher 'naufdispadiert, er hätt's mit Fleiß 'than, damit daß er frei werden thät' — no — und da haben s' ihn nachher eing'sperrt. Ja — und in der Festung is er verstorben — wissen S' — in der Kränkung halt. Der zweite — no, das hat mehrer 'troffen — der is in Frankreich 'blieben. Den dritten, den haben s' bei der Rauferei in' Bauch 'neing'stochen — und da is er drauf'gangen. Der vierte liegt im See drunten — ja — und den fünften haben's mir beim Wildern derschossen. Mein, ich hab's ihm oft g'nug g'sagt, aber er hat's halt net lassen können. No — der Seppei — das is jetzt der letzte — ja. Den hat man halt zu gar nix net brauchen können — net zur Militari und net zur Lumperei — und drum is er mir 'blieben. No — es wird schon so sein haben müssen! Wissen S', ich hab' mich halt versündigt gegen unsern Herrgott — ja. Wie's mit dem ersten so 'gangen is, da hab' ich mir denkt, es wär' mir lieber, wann's net der — sondern — wann — wann — — No — und jetzt — jetzt hab' ich dengerst den Seppei lieber als wie alle die fünf andern. Mein — ich hab' ja sonst kein' mehr — es is ja der letzte!"

Mir war es eiskalt am ganzen Leibe. Um so tiefer hatte mich der Inhalt dieser Worte betroffen, als sie so ruhig, gelassen und gleichmütig gesprochen waren.

Nun aber verstand ich diese schneeweißen Haare, dieses graue steinerne Gesicht und diese kümmerliche, gebrochene Gestalt.

So etwas legt sich freilich in die Kniee.

Da waren wir an der Stelle, an welcher der nach dem Jagdhause führende Pfad sich seitlich abzweigte in das Weideland.

„Kehren S' net a bißl zu in meiner Hütten?" fragte der Alte, als ich hier den Schritt verhielt. „Ich hab' an ganz an frischen Buttern."

Ich schüttelte nur den Kopf. Dann riß ich aus meinem Taschenbuche ein Blatt, schrieb darauf einige Zeilen an den Förster bezüglich der Bestimmung meiner Jagdbeute und reichte das Blatt dem Alten.

„So — das gibst nachher dem Förstner. Und jetzt b'hüt dich Gott, Mickei! B'hüt dich Gott!" Als ich dem Alten bei diesen Worten die Hand zum Abschied drückte, schoß mir das Wasser in die Augen.

„B'hüt Ihnen Gott, Herr! Und halt noch amal an recht an schönen Dank —"

„Nix zu danken! Is gern g'schehen!"

Ganz unwillkürlich waren mir des Alten eigene Worte auf die Zunge getreten.

So trennten wir uns.

* * *

Es war genau zwei Monate später; in der ersten Woche des Oktobers. Da stieg ich wieder zu Berge, um in der Nähe jener Gegend, in welcher mir die Hände des alten Mickei aus so unangenehmer Lage geholfen hatten, auf Hirsche zu jagen. Ich hoffte mir guten Erfolg — es war ja Brunstzeit.

Der Tag war nicht allzuheiß — und doch lag eine seltsame Schwüle in der Luft.

Ich brauchte mich nicht zu eilen; wenn ich nur vor Einbruch der Dämmerung die Jagdhütte erreichte. Dazu hatt' ich fünf Stunden vor mir, um einen Weg zu machen, den ich sonst, wenn es Eile galt, in der Hälfte dieser Zeit zurücklegte.

So folgte ich gemachen Fußes dem bequemen, ziemlich breiten Pfade.

Im halben Wege ließ ich mich zu behaglicher Rast unter einem weitästigen Ahorn nieder ins weiche trockene Moos.

Drunten in dem von steil aufragenden Felsen umbordeten Thale lag schon der Schatten. Hier oben aber schien noch die gelbe Nachmittagssonne in das leise flüsternde Laubwerk.

Zu herbstlicher Zeit ist der Bergwald am schönsten. Da gibt es in der Welt keine Farbe, die er nicht zeigt: sei es an seinen hundertfältigen Moosen und Flechten oder an seinen hundertfarbigen Steinen, sei es an seinen welkenden Blumen oder an seinen gereiften und reifenden Beeren, sei es an den knorrigen Rinden und

immergrünen Nadeln seiner Fichten und Föhren, oder sei es an den weiß und grau erglänzenden Stämmen und Aesten seiner Buchen und Ahorne, deren Blätterfarbe von dem lang bewahrten Grün hinüberspielt in brennendes Gelb und in das tiefste Rot. Und mit der einzigen Farbe, die der Bergwald selbst entbehrt, mit dem lichten lachenden Blau überdacht der klare, wolkenreine Himmel das zahllose Volk seiner Bäume und Steine.

Lange lag ich, die Arme unter dem Nacken gekreuzt, schaute träumerischen Sinnes mit nimmersatten Augen in die Pracht, die mich umgab, und achtete des mannigfachen Lebens, das am Grunde und in den Lüften sich regte.

Auf allen Aesten huschten, flatterten und zwitscherten die Vöglein durcheinander, die sich, wohl bewußt der nun kommenden schweren Zeit, in doppelter Lust der letzten schönen Tage freuten; da strichen mit endlosem Gurren die wilden Tauben, mit geschwätzigem Kreischen die Häher von Stamm zu Stamm; da hackte und klopfte der Specht, daß sein roter Schopf im Eifer der Arbeit nur so zitterte; da sammelte und heimste das Eichhorn; da wimmelte alles Moos von winzigem Getier — und die Fliegen und Schnaken, denen schon die Flügel zu erstarren begannen, wollten das Fliegen nicht lassen und klammerten sich deshalb mit allen Füßen an die in den Lüften treibenden silberglänzenden Marienfäden.

So lag ich und lauschte und schaute, bis ich jählings aus meinen wohligen Träumen durch ein Geräusch erweckt wurde, welches all diese liebliche Harmonie recht störend unterbrach.

Es war das ein Schnauben und Pusten, ein schlurfendes Klappern langsam schwerer Tritte, und das holpernde Rollen und quiekende Pfeifen eines ungeölten Rades.

Dieses Geräusch kam näher und näher am höheren Steige; mich halb erhebend schaute ich lauschend den Hang empor, und sah um die nächste buschbesetzte Ecke einen flachen niedern Schubkarren biegen, welcher eine Last trug, die einem Menschen nicht unähnlich war — nun erschien auch der Führer des Karrens: der alte Mickei.

Ich konnte ihn nur aus der ganzen Gestalt erkennen; sein Antlitz sah ich nicht, denn das hutbedeckte, bei jedem Schritte nickende Haupt hing ihm tief auf die Brust hernieder.

Und der andere, der auf dem Karren saß, mit rückwärts fallendem Kopfe, mit steif über die Lehne baumelnden Armen — das mußte Seppei sein.

War der Bursche krank? Hatte er sich bei einem Sturze einen der Füße verletzt?

Näher und näher kam das seltsame Gefährt — jetzt ersah mich der Alte und nickte mir stillernsten Grußes mit dem Kopf entgegen — jetzt stand er vor mir und verhielt den Karren, welcher — nun sah ich's genau — eine Leiche trug. Und welch eine Leiche! Es widerstrebt all meinem Gefühl, diese Leiche zu schildern. Ein grausiger Anblick!

„Mickei, um Gotteswillen!“ fuhr mir's, indes ich von der Erde sprang, in jähem Schrecken über die Lippen.

„Um Gotteswillen?“ raunte der Alte, die beiden ersten Silben dieses Wortes so eigen betonend, mit einer Stimme, die halb wie spottendes Lachen, halb wie dumpfes Stöhnen klang. „Jetzt is alles ein Teufel!“ Und müde hob er den Arm, um mit dem Rücken der Hand den dickgeperlten Schweiß von seiner Stirne zu wischen. Dann nickte er mit dem Kinn gegen den Toten, kehrte mir langsam die blutumränderten Augen zu und sagte: „Da schauen S' her — was sagen S' — han? Das war der letzte — jetzt is der auch hin!“ Er fuhr mit den zitternden Händen unter den Lodenmantel und rieb sich den gekrümmten Rücken. „D'Halsbräune hat er kriegt — und wissen S' — bei so 'was geht's halt g'schwind. Gestern am Tag, da hat er sich g'legt und heut' am Morgen, da war's schon gar mit ihm.“ Er fuhr mit den dürren Fingern an die Lider und hielt sie eine Weile zugedrückt. Doch sah ich keine Thräne auf seinen Wangen — sie waren trocken und welk. Seine Züge zeigten nicht mehr jene steinerne Härte; sein Gesicht schien länger geworden, die Backen waren hohl und schlaff, die Schläfe gelb wie verregnetes Heu, die Kiefer klafften, und kleine Schaumbläschen standen ihm in den Winkeln des farblosen Mundes.

Ich wollte dem Alten ein Wort des Trostes sagen — und brachte keinen Laut über die Lippen.

Da streifte sein blinzelnder Blick mein am Ahornstamme lehnendes Gewehr.

„Geht's wieder jaagern jetzt? Ja, ja — die Hirsch' — sie schreien woltern schon. Ja — gleich hinter meiner Hütten schreit einer — a rechter Teufel. Die halbete Nacht lang hat er kein' Ruh' net 'geben — grad g'schrieen hat er!

Mein — ich hätt' am liebsten selber g'schrieen! Aber wissen S' —," wieder nickte er mit dem Kinn gegen den Toten, „bald er g'merkt hat, daß mich d' Ruh' verlaßt, da is er ganz wild worden. Ja — er hat mich gar arg gern g'habt. Warum auch net? Es hat ihn ja sonst kein Mensch net mögen. Und — so einer, der braucht d' Lieb' noch ehnder als wie an anderer. Ja — heut' in der Nacht, da hat er noch g'sagt: —" Weit öffnete der Alte den Mund, doch schloß er ihn lautlos wieder und schüttelte den Kopf. „Mein — Sie können's ja net wissen — ich aber — ich hab' ihn schon verstanden — ich schon — ich schon — mein — a Vater — und nachher — der letzte —"

Kaum vermochte ich diese Worte noch zu verstehen; das war keine Stimme, kein Reden mehr; es war wie das Gurgeln und Röcheln eines Erstickenden. Ein kalter Schauer rüttelte meinen Nacken. Ich fühlte mich nicht mehr wohl auf dem Boden, der mit mir zugleich solch einen Jammer trug. Unwillkürlich griff ich mit beiden Händen nach Gewehr und Bergstock.

Der Alte nickte.

„Ja, ja — derschießen S' ihn nur! Er fangt schon zum schreien an, lang vor's Nacht wird. A Mordskerl — a zwölfe muß er g'wiß haben!"

Nickend rückte er den Hut und wandte sich von mir. „Komm, Seppei — komm — jetzt machen wir, daß wir heim kommen!" Nun spuckte er fauchend in die gehobenen Hände, rieb den Speichel in die Schwielen und bückte sich nach den Stangen des Karrens. „Mein, Seppei — was wird d' Mutter sagen, wann ich dich bring' — so — bist ja der letzte."

Langsam schwankte er dahin — und in das schlurfende Klappern seiner Tritte mischte sich das quiekfende Pfeifen des Karrenrades. —

Einmal noch hab' ich den alten Mickei gesehen, doch nur von Ferne. Es war zehn Tage später. Ich stieg nach erfolgreicher Jagd von den Bergen zu Thal. Am Abend zuvor war heftiges Regenwetter eingetreten, und ich mußte, da ich nun aus dem Walde auf die Wiesen trat, bis an die Knöchel im Morast und im Sumpfe waten.

Da hörte ich von der Landstraße her einen heiser kreischenden Juhschrei, an den sich mit johlendem Gesange die Worte schlossen:

Geh', Weib, nimm a Ku—a—ah,
Dem Schinder treib's zu—a—a,
Sonst kriegt unser Bu—a—a
Zum Tanz keine Schuah!

Der schwerfällige Jodler, der sich daran schloß, endete in ein miauendes Geheul.

Die Stimme war mir fremd und doch wieder nicht; in einzelnen Tönen klang sie mir so bekannt.

Ich nahm meinen Feldstecher aus dem Rucksack und suchte mit ihm die Straße ab.

Vier Menschen sah ich gehen: zwischen zwei Gendarmen einen alten hutlosen Mann, dessen Gewand und Haare von Schmutz und Wasser troffen; und hinter den dreien her wankte ein gebrechliches Weib, mit beiden Händen eine blaue Schürze vor das geneigte Antlitz pressend.

Ich beschleunigte meine Schritte. Als ich das Dorf erreichte, sah ich vor dem Wirtshause die halbe Einwohnerschaft des Ortes versammelt.

Ich hielt einen des Weges kommenden Bauern an: „Was hat's denn 'geben — han?"

„Mein — gar nix B'sonders — derstochen is halt einer worden — a Güterhändler aus Reichenhall. Den alten Weindler-Mickei — geltens, den haben S' schon 'kennt? Wissen S' — dem is von dem Reichenhaller heut' 's Häusl versteigert worden und 's ganze Vieh — ja — und da sind dem armen Teufel nachher grad noch siebundzwanz'g Mark blieben. Damit is er ins Wirtshaus und hat sich an Schampani geben lassen — ja — und wie er z' viel 'kriegt hat, da hat er 's Spedaggalieren ang'fangt. No — beim Wirt haben s' ihn halt außag'schmissen, daß er sich nur so kugelt hat in der Straßen. Und wie's jetzt a dummer Zufall will, kommt g'rad der Reichenhaller Häuslschnapper daher — und da springt der Mickei auf in der rauschigen Wut — und — no ja!"

Der Bauer machte mit der rechten Faust eine gar wohl verständliche Bewegung.

„Wie's g'schehen war, da is er freilich völlig dernüchtert — und wie d' Leut' z'samm'g'rennt sind, da hat er grad allweil umeinander g'schaut — wissen S', so g'wiß wild — und g'rad in ei'm Trumm allweil hat er g'sagt: ‚Wird schon so sein haben müssen! Wird schon so sein haben müssen!' Erst, wie ihn d' Schandari packt haben, da is der Rausch wieder aussabrochen aus ihm — und grad g'schrien und g'rebellt hat er! No — jetzt haben s' ihn halt dahin! Ja — er dauert an jeden, der arme Kerl! Um denselbigen —," er winkte mit dem Kopfe hinüber nach dem Wirtshause und näherte seinen Mund meinem Ohre, „no — ich will nix sagen — aber — schauen Sie's nur an, wie s' da bei'nander stehn:

die Hälfte davon is ihm schuldig g'wesen — dem Leutschinder! Das war einer — mein! Da jammert jetzt nachher freilich keiner um ihn. G'rad der Bürgermeister schimpft — no — wegen was is er Bürgermeister. Er denkt halt, daß man dem Alten sein Weib jetzt von G'meinds wegen verhalten muß. Jetzt ich sag' allweil —"

„Hansei!" scholl in diesem Augenblick von einem Hause her eine schrillende Weiberstimme.

„Jesses! Mein' Alte schreit mir!" fuhr der

Neapolitanerin. Von Dürk.

Bauer auf. „Das is fein kein' gute! B'hüt Ihnen Gott, Herr!" Er wandte sich von mir und eilte mit langen Schritten seinem Hofe zu.

Ich weiß nicht, wie es kam — ich mußte ihm nachsehen, bis er verschwunden war. Mich fröstelte. Das Wirtshaus in weitem Bogen umgehend, suchte ich meine Wohnung auf. Dumpf und schwül kam mir die Stube vor. Ich öffnete die Glasthüre und trat hinaus auf den luftigen Balkon. Pochenden Herzens lauschte ich dem feucht anziehenden Winde entgegen — und meinte von einer fernen Höhe der Straße einher die hohen, langgehaltenen Töne eines Jodlers zu vernehmen. — Armer Mickei!

Der Sammler

Zur Zeitgeschichte.

Aus der Gesellschaft.

Die Entlarvung eines **spiritistischen Mediums** durch keinen Geringeren als den Kronprinzen und den Erbherzog Johann von Oesterreich hat in den weitesten Kreisen außergewöhnliches Aufsehen erregt und den spiritistischen Schwindel selbst bei seinen Anhängern arg diskreditiert. Wir benutzen die Gelegenheit, auf den interessanten Artikel Stindes über die Kunststücke der Spiritisten zu verweisen. (Bd. II (1882), p. 102 d. Bl.)

Paris ist neben manchen anderen Skandalen, in jüngster Zeit auch der Schauplatz einer skandalösen **Spielgeschichte** geworden. In dem eleganten Petitklub, der sich aus der vornehmsten französischen Gesellschaft zusammensetzt und vom Prinzen von Sagan-Talleyrand präsidiert wird, hat man entdeckt, daß mit falschen Karten gespielt wurde. Bei einer Durchsuchung der Klubbediensteten fand man eine Menge Gold und Wertpapiere und zugleich hunderte für Falschspieler hergerichtete Kartenspiele. Die Hauptschuldigen sind natürlich unter den Mitgliedern des Klubs selbst zu suchen, ob man sie aber jemals herausbekommen wird, ist noch sehr die Frage, da der Diener wenigstens bis jetzt jede Auskunft verweigerte.

Madame **Mackay**, die wie es scheint ebenso eitle als exzentrische Gattin des amerikanischen Krösus, hat den Sturm der französischen Zeitungen gegen sich heraufbeschworen, weil sie ihr von Meissonier gemaltes Porträt vernichtete. Das Bild soll wenig glücklich gewesen sein, und als die Bestellerin sich weigerte, es anzunehmen, drohte der Maler mit einer Klage. Frau Mackay bezahlte darauf 70000 Frank und verfuhr mit dem Opus wie angegeben.

Ausstellungen.

In Pest ist eine Ausstellung von Erzeugnissen der **Goldschmiedekunst** eröffnet worden, in der sich unter anderen hochinteressanten Stücken auch 7000 altungarische goldene und silberne Kunstgegenstände befinden.

Die nächste **akademische Ausstellung** von Werken lebender Künstler des In- und Auslandes findet im August und September im Hauptgebäude der Berliner Hygieineausstellung statt.

Expeditionen.

Die **Greely-Expedition**, welche bekanntlich im Polarmeer verschollen ist, soll jetzt aufgesucht werden, zu welchem Zwecke die amerikanische Regierung den Walfischdampfer „Hope“ für 20000 Pfd. Sterl. erwarb. Vor zwei Jahren hat Sir Allan Young das Schiff bereits zur Unterstützung der Nordpolarexpedition von Leigh Smith benutzt.

Eine Expedition mit wissenschaftlichen und kommerziellen Zwecken nach **Innerafrika** wird von dem portugiesischen Marineministerium vorbereitet.

Theater und Musik.

Der geniale Klaviervirtuose und Dirigent **Hans v. Bülow** hat jüngst durch einen Ausfall auf das Regime des Herrn v. Hülsen, Intendanten der königl. Bühnen in Berlin, einen großen Skandal hervorgerufen. Er konzertierte in der deutschen Reichshauptstadt mit seinem Orchester und ließ, nachdem er begeisterten Beifall gefunden, den Marsch aus dem „Propheten“ spielen. Als auch nach dieser Leistung nicht enden wollender Jubel laut wurde, hielt er eine Ansprache an das Publikum des Inhalts, er hätte zeigen wollen, wie der Marsch gespielt werden müsse, nachdem dieser jüngst im „Cirkus Hülsen“ in jämmerlicher Weise „massakriert“ worden sei. Diese Art der Kritik hat natürlich nicht verfehlt, Unwillen hervorzurufen, so sehr auch alle Einsichtigen von dem üblen Stand der Hofbühnen und dem künstlerischen Unvermögen ihres Leiters überzeugt sind. Eine öffentliche Erklärung Hülsens, welche es nicht verschmäht, Bülow kleinliche Motive unterzuschieben, macht die Sache nicht besser, um so weniger, als Hülsen darin erklärt, gegen Bülow in dessen Stellung als Hofbeamter vorgehen zu wollen.

Dem **Deutschen Theater** in Berlin scheint nicht die glänzende Geschichte seines französischen Vorbildes beschieden zu sein. Abgesehen von mancherlei Mißlungenem im Repertoir, hat jetzt eines der zugkräftigsten Mitglieder die Gesellschaft verlassen. Friedrich Haase kaufte sich durch Erlegung einer Summe von 17500 Mark und die Verpflichtung, bis 1886 an keiner anderen Berliner Bühne zu spielen, von seiner Mitwirkung am Deutschen Theater frei. — Die Pessimisten scheinen wieder einmal Recht zu behalten.

Die diesjährigen Vorstellungen von Wagners **„Parsifal“** in Bayreuth beginnen am 21. Juli und dauern bis zum 8. August. Jeden zweiten Tag findet eine Aufführung statt. Der Umstand, daß der Preis nur 20 Mark beträgt, macht auch weitesten Kreisen den Besuch möglich und in der That liegen bereits zahlreiche Anmeldungen vor. Von dem unveränderten, ja gesteigerten Interesse an der Wagnerschen Kunst haben die überall stattgefundenen Trauerfeierlichkeiten am 13. Februar — dem Todestage Wagners — beredtes Zeugnis abgelegt.

Von Spielhagens neuestem Drama **„Gerettet“** sagen die „Hamburger Nachrichten“: „Die ersten beiden Akte sind vortrefflich, voll Gehalt und Wirkung, der dritte und vierte Akt entsprechen jedoch nicht denselben und erregen eher unerquickliche peinigende Spannung, als das Gefühl der angenehmen, ruhigen Erwartung.“

Eine beißende **Satyre auf die Emanzipationsbestrebungen** der Frauenwelt bildet ein in Boston aufgeführtes Stück „Der Geist des Jahres 86 oder die Frau der Zukunft“. U. a. macht darin eine Altertumsforscherin die Entdeckung, daß Shakespeare ein Weib gewesen sei!

Herrigs „Nero“ — eine der vielen Tragödien dieses Namens — hat bei seiner ersten Aufführung am Weimarischen Hoftheater einen schönen Erfolg davongetragen. Der Dichter hat in dem Stück mit großem Geschick den Trägern einer verfaulten Kultur die Träger der neuen sittlichen Weltordnung des Christentums gegenüber-

gestellt. Das Publikum zeigte sich durch diese tiefergreifenden Gegensätze mächtig erschüttert.

Von sonstigen Novitäten sind zu erwähnen: das vieraktige Lustspiel **„Roderich Heller“** von F. von Schönthan, welches im Berliner Schauspielhause mit Erfolg aufgeführt wurde, das Schauspiel **„Va banque“** von Oskar Welten, ebenfalls mit Beifall, und zwar in Königsberg aufgeführt, u. a. m.

Litteratur.

Die Schriftstellerei übt wie es scheint auch auf gekrönte Häupter einen unwiderstehlichen Reiz. Zu den mancherlei Schriften von fürstlichen Persönlichkeiten, welche uns die letzten Jahre gebracht haben, gesellte sich soeben ein Bändchen Gedichte **„Poesias de Paz de Bourbon“**, welche von keiner Geringeren als der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern herrühren.

Gegenüber dem berüchtigten Buche des Grafen Vassili über die Berliner Gesellschaft zeichnet sich das eben erschienene Werk des P. Didon **über Deutschland** durch die ehrliche Absicht aus, mit der der Verfasser in unsere Verhältnisse einzudringen bestrebt ist. Vor allem kann Didon nicht genug unsere Hingabe an die Größe der Nation und unsere Zucht und Einheit rühmen.

Heilwissenschaft.

Die **Diphtheritis**, namentlich für Eltern ein Schreckgespenst der aufregendsten Art, hat in Berlin allein innerhalb zweier Monate 1424 Personen ergriffen, von denen 562 starben. Unter die Mittel, die der heimtückischen Krankheit erfolgreich entgegengesetzt werden können, rechnet ein englischer Arzt die Einatmung des Dampfes eines Gummibaumes. Die Blätter der Eukalyptus werden zu dem Zweck mit siedendem Wasser begossen; der dadurch entstehende Dampf wird in seinen Wirkungen noch unterstützt, daß man innen den Hals des Patienten mit einer Lösung aus Stahl und Glycerin pinselt.

Eine wichtige Entdeckung hat **Pasteur** gemacht, dem es gelang, Hunde durch Einimpfung anderer Mikroorganismen gegen Wutgift unempfindlich zu machen.

Entdeckungen und Erfindungen.

Bei Mürschwitz hat man am Fuße des Berges Isaak eine **germanische Töpferwerkstätte** entdeckt. Die Entdeckung gewinnt dadurch an Interesse, daß man Scherben von einer Bildung fand, wie sie bisher in keinem prähistorischen Grabe gefunden wurden.

Die Ausgrabungsarbeiten auf dem **St. Georgsberg in Goslar** schreiten rüstig weiter. Nach dem bis jetzt zutage Geförderten darf man überzeugt sein, von einem Bau Kenntnis zu erhalten, der das früher entdeckte Petersstift an Schönheit noch übertrifft.

Angeblich hat man bei Sonora in Mexiko eine **Pyramide** von der doppelten Höhe (4350 Fuß) der Cheopspyramide entdeckt, die aus Granitsteinen gefügt ist. Eine Fahrstraße soll sich bis zum Gipfel derselben hinziehen.

Kapitän John Ericson hat nach langjährigen Versuchen endlich einen **Sonnenmotor** erfunden, durch den es möglich wird, die Sonnenwärme durch einen Reflektor zu konzentrieren und zur Erzeugung einer mechanischen Triebkraft nutzbar zu machen.

Militärisches.

Das **deutsche Heer** hat seit dem Kriege 1870/71 bedeutende Fortschritte gemacht und eine heute erfolgende Mobilmachung würde 300 000 Mann mehr auf die Beine bringen können, als damals. Außerdem könnte im Notfall noch eine zweite Reservearmee von 500 000 bis 600 000 Mann aufgeboten werden.

Die **russische Armee** wird in der Folge die Dienstzeit ihrer Freiwilligen bedeutend verlängern, und zwar so, daß die bisher zu drei bis sechs Monaten Verpflichteten nun zwölf Monate, die übrigen sämtlich $1\frac{1}{2}$ Jahr dienen müssen.

In **Spanien** zählt die Infanterie zur Zeit 11 784 aktive Offiziere und 1427 in Reserve, die Truppen bestehen aus einem stehenden Heer von 306 327 Mann und aus einer Reserve von 295 238 Mann.

Unglücksfälle.

Das **Dynamit** zeigt sich als wahrer Fluch, der auf unserer Generation lastet. Es vergeht kaum eine Woche, welche nicht Kunde bringt von verheerenden Wirkungen, die das furchtbare Sprengmittel angerichtet hat. So berichtet man vom Januar aus der Kapkolonie, daß in Tebeers unweit Kimperley elf Magazine durch 33 Tonnen Dynamit, 7 Tonnen Schießpulver und 300—400 000 Patronen in die Luft gesprengt wurden. Trotz dieser enormen Massen von Sprengmaterial sind doch nur drei Menschenleben zu beklagen. Auf ein verbrecherisches Vorhaben ist die Dynamitexplosion zurückzuführen, welche auf dem Viktoriabahnhofe zu London stattfand. Auch auf anderen Bahnhöfen Londons wurden Pakete mit Dynamit gefunden, ebenso ein solches dem Prinzen von Paris zugesandt.

Eine Wasserhose hat in **Lima** große Verwüstungen angerichtet, abgesehen von Verlusten an Menschenleben wurden an Sachen für 500 000 Soles vernichtet.

Durch einen großen Brand, der auf dem **Moskauer Kaufhofe** in Charkow am 11. Februar ausbrach und zehn Magazine in Asche legte, sind Werte von mehr als einer Million Rubel vernichtet worden.

Ein entsetzliches Schicksal hat 150 Schiffer betroffen, die bei **Astrachan** auf einer Eisscholle ins Kaspische Meer getrieben wurden.

Verbrechen.

In Berlin ist neulich ein **Taschendiebsprozeß** zur Verhandlung gekommen, in dem die Hauptrolle eine Frau Pusmentierer spielte, welche an der Spitze einer ganzen Bande stand und diese mit großem Geschick dirigierte. Sie verteilte die Rollen unter die Mitglieder und ließ alle Messen, über die man genaues Verzeichnis führte, in ihrem „Geschäftsinteresse“ bereisen. Auch besondere festliche Anlässe wurden zur Ausführung von Diebstählen wahrgenommen. Wie es bei diesen Leuten moralisch aussehen muß, beweist die Stelle aus dem Briefe eines Mitangeklagten an seine Frau: „Die Geschäfte gehen schlecht, aber der liebe Gott wird schon weiter helfen“!

Der in Wien so viel Staub aufwirbelnde Prozeß gegen den Professor **Dr. Reminar**, der wegen betrügerischen Handlungen und schuldbarem Bankerott vor den Schranken des Schwurgerichts stand, hat damit geendet, daß R. nur wegen schuldbarer Crida zu sechsmonatlichem strengem Arrest verurteilt wurde.

Der **Neustettiner Synagogenprozeß**, der bei den ersten Verhandlungen zu einer Verurteilung der Angeklagten führte, ist jetzt zu Gunsten der letzteren entschieden worden. Sämtliche Angeklagten wurden freigesprochen.

Stuttgart ist abermals der Schauplatz eines frechen Raubattentates geworden, bei dem leider der Angegriffene sein Leben verlor. Am 23. Februar wurde neun Uhr abends inmitten der Altstadt der Pfandleiher Reinhardt erschlagen, die Ladenkasse ausgeraubt. Der Thäter ist noch nicht entdeckt. — Noch grausiger ist der Raubmord, der am 22. Februar in **Hermannstadt** ausgeführt wurde und dem ein Regimentsarzt Friedenmanger, nebst Frau, Kind und Magd zum Opfer fielen. — In **Köthen** hat vier Tage vorher der Rentier Dönicke sich und seine Frau erschossen. — Ein Scheusal, wie es deren hoffentlich wenige gibt, ist in der Person eines verkrüppelten Bettlers neulich in **Techau** verhaftet worden. Der Krüppel, welcher sich nur auf den Händen fortbewegen konnte, lohnte nach und nach sechs Mitleidige, die ihn auf seine Bitten ein Stück des Weges trugen, damit, daß er ihnen den Hals durchschnitt und sie beraubte.

Totenschau.

John Hutton Balfour, namhafter englischer Botaniker, Custos des kgl. botanischen Gartens in Edinburg, starb daselbst am 11. Februar.

Berghaus, der bekannte Geograph, starb im Februar zu Stettin.

Bernstein, Dr. A., der 1812 in Danzig geborene volkswirtschaftliche Schriftsteller, starb im Februar zu Berlin. Der Verstorbene ist besonders auch durch Begründung der Berliner „Volkszeitung“ bekannt geworden, die aus der ebenfalls von ihm begründeten „Urwählerzeitung“ hervorging.

Büchmann, Ph., bekannt als Herausgeber des in zwölf Auflagen erschienenen Buches „Geflügelte Worte“ starb am 24. Februar zu Berlin.

Cetewayo, der König der Zulukaffern, ist am 8. Februar in Ekowe mit Tod abgegangen.

Chenery, der Chefredakteur der „Times“, starb am 11. Februar in London.

Friesen, v., sächsischer Staatsminister a. D., starb am 25. Februar in Dresden.

Heyse, Theod., verdienter Philologe, starb Ende Februar zu Florenz.

Kadri Pascha, ehemaliger Großvezier, starb als Gouverneur von Adrianopel am 11. Februar.

Krikau, Pastor emer. in Neustadt a. D., der letzte Lützower, starb am 13. Februar, 94 Jahre alt.

La Roche, ausgezeichneter Schauspieler und letzter Schüler Goethes, starb hochbetagt am 11. März in Wien.

Lüderitz, Gustav, ein mit Recht gefeierter Kupferstecher, Professor an der Akademie der Künste zu Berlin, starb daselbst 80 Jahre alt.

Müllenhoff, Karl, ausgezeichneter Germanist, Professor an der Universität Berlin, starb am 19. Februar daselbst.

Notter, Friedrich, bekannt als Schriftsteller, wie als Uebersetzer, starb am 15. Februar im 83. Jahre zu Stuttgart.

Presber, Herm., geschätzter Novellist und Jugendschriftsteller, starb am 3. März in Frankfurt a. M.

Die französischen Generäle **Schramm** und **Wimpffen**, von denen der letzte 1870 bei Sedan eine große Rolle spielte, starben im Februar.

Tümpling, v., General der Kavallerie, bis vor kurzem Kommandeur des 6. Armeekorps, starb am 13. Februar zu Breslau. Geboren am 30. Dezbr. 1809.

Vollmar, Lud., Maler von Genrebildern, starb am 1. März in München.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Die Gartennelke.

Nächst der Rose ist wohl die Nelke seit alten Zeiten die beliebteste Blume aller Kulturvölker, wenigstens Europas, gewesen. Wie Gartenbaudirektor H. Gaerdt in seinem schönen Buche „Die Winterblume" nach Ovid erzählt, soll Diana einst in übelster Laune und unbefriedigt von der Jagd heimgekehrt sein, weil ein junger Schäfer durch die Töne der Schalmei ihr das Wild verjagt hatte; zornentbrannt riß sie ihm die Augen aus; aber bald hatte die Reue sie erfaßt, sie erinnert sich, daß seine Augen mild bittend sie angeblickt, und diese will sie nun verewigen, sie wirft sie auf ihren Gebirgspfad. Kaum haben die Augensterne den Boden berührt, so erheben aus ihnen sich duftende Blüten, das Abbild des Auges mit dunkler Iris (Regenbogen). In Frankreich ist die Nelke seit Jahrhunderten eine geheiligte Blume, die Ludwig IX. von seinem Kreuzzuge 1270 vom Morgenlande eingeführt haben soll. Später nannte man sie die Blume des großen Condé, des Siegers von Roccoy in den Ardennen (Louis II. le grand Condé, geb. 1621), der sie leidenschaftlich liebte und für ihre Pflege besondere Vorschriften herausgab; in seiner Fehde gegen Mazarin und Turenne machte er sie, die hochrote Nelke, unter seinen Soldaten beliebt und zur Parteiblume und als solche erblich in dem Hause Bourbon. Selbst in der Schreckenszeit der Revolution von 1793 spielte sie ihre Rolle: es wurde Sitte, daß die zum Tode Verurteilten eine solche beim Besteigen des Blutgerüstes in der Hand trugen.

Fig. 1. Hildesheims Riesen-Kaiser-Nelke.

In England erschien die Nelke zuerst im 16. Jahrhundert. Der Gärtner der Königin Elisabeth (1558—1603) soll die ersten schönen Nelken aus Polen erhalten haben, und wurde die Blume der kostbarste Schmuck der hohen Aristokratie; man sagt, daß für eine Nelke eine Guinee gezahlt worden sei, und ein Kranz aus Nelken, den die Herzogin von Devonshire bei einem Feste trug, 100 Guineen gekostet habe. — In Belgien ist die Nelke Volksblume geworden, besonders die der Arbeiter in den Steinkohlengruben, die ihre Lieblinge täglich mit dem Waschwasser begießen, das sie wieder zu weißen Menschen gemacht, nachdem sie ihrer gefahrvollen Arbeit glücklich entronnen sind; sie meinen ihnen dadurch ein üppigeres Wachstum, der Blume eine dunklere Farbe verschaffen zu können. Die Arbeiterwitwe aber erinnert sich bei ihrem Anblick wehmütig ihres Verlustes und dem jungen Arbeiter ist sie das Sinnbild des häuslichen Schmuckes und der Friedfertigkeit. Auch in Italien ist die Nelke zur Lieblingsblume des Volkes geworden; sie dient nicht nur der ländlichen schwarzhaarigen Schönheit als Schmuck beim Fest, sondern ist überhaupt der Talisman der Liebe. Eine gleiche Vorliebe für die Nelke, aber nur für die rote Blume, finden wir in Spanien.

Fig. 2. Strichnelke.

Auch in Deutschland ist die Nelke, wenn auch nicht mit dem Volksleben verwachsen wie in Belgien, Frankreich und Italien, bei den höheren Ständen beliebt und wegen ihres Duftes geschätzt, und die Dichter erhoben sie zum Sinnbild der treuen Freundschaft, weil die Blumenblätter ihre Farbe nicht verändern; aber als Erzieher und Pfleger haben sich lange Zeit nur die Geistlichen auf dem Lande der Pflanze mit den schönen Blumen angenommen, und unter ihnen bildete sich der Verein der Nelkenliebhaber mit einem besonderen Wörterbuch für die Eigenschaften ihrer Schützlinge und für die Zeichnung, Form und Farbe ihrer Blume. Ihr Dolmetscher war Dr. Weißmantel, der schon vor 100 Jahren das von Rudolfi, Hübner u. a. später ergänzte Nelkensystem aufstellte. Die besten Nelkenzüchter aber finden wir unter den Handelsgärtnern Wiens und der Städte in Thüringen, namentlich in Erfurt (Haage & Schmidt, Chr. Lorenz u. a.).

Fig. 4. Dianthus plumarius (schottische gefüllte Federnelke, S. 222).

Auch der Verfasser dieser Zeilen liebt die Nelke sehr und hat sich viele Jahre hindurch mit ihrer Anzucht und Pflege beschäftigt; aber er gehört nicht der Zunft der Nelkenliebhaber an; er macht deshalb auch nicht wie diese so hohe Ansprüche an die Blume; wir lieben den Wohlgeruch und die Farbe der Blume, auch wenn sie die nicht ganz regelmäßigen Formen der von Max Deegen jr. II. in Köstritz angebotenen Riesenkaisernelke (Fig. 1) zeigt, die mit ihrem leuchtend zinnoberscharlachroten Farbentone das Auge blendet und die auf der Gartenbauausstellung in Hietzing-Wien 1880 ein Certifikat erster Klasse erhalten haben soll. Wir fragen bei einer schönen Nelke nicht nach der Klassifikation, wie sie die „Zunft der Liebhaber" fordert, nicht danach, ob sie eine „Saum-" oder „Deutsche" oder „Römische Pikotte" sei (Strichnelke, Fig. 2, mit einer Zeichnungsfarbe auf weißem oder gelbem Grunde) oder eine „Pikott-Pikotte" (mit zwei Zeichnungsfarben) oder eine „Doublette" (Bandblume, Fig. 3, auf der die Zeichnung durch das ganze Blumenblatt bis zum „Nagel" läuft und breite Bandstreifen bildet) oder eine „Getuschte Blume" (Faxe bezw. Feuer-Faxe von fax = Fackel mit der Zeichnungsfarbe in der Grundfarbe verwaschen; die Unterseite des Blattes ist immer weiß) oder ein „Salamander" mit der Zeichnungsfarbe als Punkte über dem ganzen Blumenblatt zerstreut; wir gehen in der Ketzerei sogar so weit, daß wir selbst die einfache Nelke noch schön finden, die wie keine der gefüllten zum elegant und leicht gewundenen deutschen Blumenstrauß sich verwenden läßt.

Fig. 5. Dianthus plumarius fl. pl. Achille (S. 722).

Und deshalb können wir auch der Anzucht junger Nelken aus Samen das Wort reden, der nicht immer das erwartete Resultat ergibt, auch wenn er von der dichtest gefüllten Blume gewonnen wäre. Man schaffe sich guten Samen von einem bekannten Nelkenzüchter (z. B. einer der oben genannten Firmen) und säe ihn im Mai dünn in eine flache Schale, die man im Zimmer noch mit einer Glasscheibe bedeckt, oder die man in ein abgetragenes Mistbeet, auch wohl ins Vermehrungshaus stellt; die jungen Pflänzchen werden in andere Schalen verstopft und dann ins freie Land des Gartens mit

Fig. 3. Bandnelke (Doublette).

unter Erde versetzt, so daß sie wenigstens 25 cm. Raum nach allen Seiten erhalten. Ueber Winter deckt man sie wenig mit Laub. Sie blühen im nächsten Jahr, und kann man dann die Pflanzen mit den schönsten Blumen in Töpfe setzen mit kräftiger Erde, die aus altem Kompost, alt verwittertem Kuhmist, Teichschlamm, mürbem Lehm, Sand und kleinen Holzkohlen bestehen kann.

Alte Stöcke sind nicht mehr schön, aber sie können zum Blühen im Winter gezwungen werden, wenn man sie im August in Töpfe setzt, bis zum Anwachsen feucht, dann trockner hält, bei beginnendem Frostwetter in einen sonnigen aber kühlen Raum, aber vom Dezember ab in einen sonnigen warmen Raum, z. B. an das Fenster des Wohnzimmers stellt, wo sie wieder mehr Wasser nötig haben werden als in dem kalten Raume. Aber es gibt eine Gruppe von Gartennelken, deren eigentliche Blütezeit in den Winter fällt; das sind die „remontierenden Gartennelken“ (D. Caryophyllus semperflorens), die man ebenfalls aus Samen ziehen kann, selbst mit besserer Aussicht auf ein gutes Resultat als bei der erstbesprochenen Gruppe. Will man aber eine gute Blume behalten, so muß man die Pflanze durch Stecklinge vermehren (die mühsame Arbeit des „Absenkens“ kommt nur noch selten vor), was beinahe das ganze Jahr hindurch geschehen kann, am besten aber im März oder April, jedenfalls vor der Blüte, indem man kurze kräftige Seiten- oder Stocktriebe mit 2–3 Blattpaaren mitten durch einen Knoten wagerecht abschneidet, diesen bis 1–3 mm spaltet, ein Sandkorn in den Spalt schiebt, um ihn offen zu halten (alte Nelkenzüchter nehmen hiezu ein Stückchen Nelkenblatt), dann die Blätter zur Hälfte abschneidet und die so vorbereiteten Stecklinge einzeln in 2, 3–4 cm weite Töpfe oder zu mehreren in größere Töpfe, dicht am Rande, mit sandiger Heideerde setzt, sie mit einer Glasglocke bedeckt und im Gewächshause oder Zimmer, gegen die Mittagssonne geschützt, aufstellt. Beim Begießen muß man vorsichtig sein und die Glasglocke nicht eher aufsetzen, als bis die Blätter (oder Blattreste) abgetrocknet sind. Die Bewurzelung beginnt nach 3 Wochen und setzt man die Pflanzen dann einzeln in Töpfchen, hält sie kurze Zeit in geschlossener Luft und pflanzt sie nach geschehener Abhärtung ins freie Land, wo man ihnen 35–40 cm nach allen Seiten Raum gibt, sie aber sonst wie die Gartennelken behandelt. Im September pflanzt man sie in 11–14 cm weite Töpfe, hält sie einige Zeit in geschlossener Luft, beschattet sie, wenn nötig, und stellt sie dann in einem sonnigen Raume mit einer Temperatur von + 7 bis 10° C. (6 bis 8° R.) auf, bringt sie aber nicht eher ins warme Wohnzimmer, als bis sie gut ausgebildete Blütenknospen zeigen.

Fig. 6. Dianthus barbatus oculatus marginatus.

Gute Sorten von Remontantnelken sind: Le Grenadier, feuerrot, Président Degraw, L'Hermine und Louise Zeller rein weiß, Alégatière samtartig und dunkelrot, F. Peter weiß mit kirschrot gestreift, Christine Lorenz ist groß, rosenfarbig und dunkler gestreift, Kronprinzessin Victoria ist großblumig und rein weiß, Souvenir de la Malmaison, zart fleischfarbig, u. a. m.

Fig. 7. Dianthus Multiflorus.

Die Federnelke (Fig. 4, Dianthus plumarius L.) bildet eine weitere Gruppe von Gartennelken, die besonders zu Einfassungen von Blumenbeeten, Wegen u. s. w. benützt werden können; sie sind bedeutend härter als die andern Gruppen und nur die feinsten Sorten, von denen die Firma Haage & Schmidt in Erfurt uns einige Abbildungen geliefert, dürften eine leichte Winterdecke nötig haben. Auch sie werden leicht durch Stecklinge vermehrt. Gute Sorten sind, außer der hier abgebildeten „Achille“ (Fig. 5): Abbotsfordianus purpurrosa, Fimbriatus albus rein weiß, Nelly rosa, Virginal weiß und großblumig, Victoria schwarzpurpur mit rein weißen Flecken, u. a. m.

Schließlich erwähnen wir noch einer Gruppe, der immerblühenden Hybridnelke (D. hybridus semperflorens Hort.), vielleicht dasselbe, was die Engländer die „Vielblumige“ nennen, welche von September bis April ununterbrochen ihre schön gefüllten, würzig duftenden Blumen entwickelt, selbst ohne den von anderen Pflanzen geforderten Sonnenschein. Die Blüte ist meist karminrot; doch verzeichnen H. Cannell & Sons, Swanley, Kent, England, von ihren D. multiflorus (Fig. 7) auch folgende Sorten: Marie Paré rein weiß, Striatus fleischfarbig mit weißen Strichen und Punkten, Napoléon III. hochrot, Rose perpetual rosafarbig u. a. m.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Wennschon dem Kalender nach der langersehnte Frühling seinen Einzug gehalten, verhindert die unbeständige Witterung unsere Modedamen doch noch, die zu seinem Empfange angeschafften Neuheiten spazieren zu führen.

Man trägt jetzt zumeist noch farbige Tuchkleider mit passendem Samtbesatz, Veloursroben mit Marabouts garniert, einfache Kostüme von grobem Linsey-Wolsey oder Knicker-bocker, nur mit dicken Seidenkordeln besetzt, Kaschmirroben mit japanesischen und persischen Stickereien, und als Elegantestes farbige Seiden- oder Samtkleider mit lebhaften Goldstickereien.

Die Mäntel sind zumeist aus leichtem, gerauhtem Wollstoff, aus Ottoman oder geblümtem Samt gefertigt, ersterer mit reichen Passementerieen, die Samt- und Seiden-Konfektions vorwaltend mit Federn oder Stickereien besetzt. Breite Chenillefransen, Pompons, Spitzen oder Seiden-Grelots umgeben den Rand der in diesem Jahre besonders reich garnierten Umhänge. Ein leichtes farbiges Seidenfutter wird am Rande mit fingerbreiter Guipür besetzt und tritt, scheinbar absichtslos, doch mehr als nötig hervor. Beliebt sind noch immer die großen, fast die ganze Figur deckenden Redingotes.

Fig. 1 zeigt uns einen solchen, der aus kanevasartigem marineblauen Stoff gefertigt und mit breiten, gleichfarbigen Samtstreifen besetzt ist. Vom Grunde des stumpfen Stoffes heben sich effektvoll eine Art scheinbar in Tapisseriestich ausgeführter Blumen ab, die den ganzen Mantel decken. Man nennt derartige Gewebe „Tapisseries“, findet sie momentan schön, ohne ihnen, da sie sehr auffallend sind, eine längere Dauer voraussagen zu wollen. Der Mantel ist hinten reich gefaltet, an der Achsel auffallend schmal, mit Suwarow-Kragen von Samt, hochstehenden, halbweiten Aermeln, die inwendig mit Spitzen reich besetzt sind; vorn eine große Mantelschließe von Korallen, die mit der Farbe der Hutfeder und der des nur handbreit hervorstehenden roten Rockes übereinstimmt.

Fig. 2.

Den glücklichen Besitzerinnen echter Shawls gibt die diesjährige Mode Gelegenheit, ihre Herrlichkeiten, die, ach! so lange unbewundert unter Schloß und Riegel verwahrt blieben, in bester Form zu zeigen. Die neue Façon orientale wird aus indischen

oder türkischen Shawltüchern derartig gefertigt, daß das Tuch nicht zerschnitten zu werden braucht. Unsere Figur 2 zeigt den hinten in Puffen und Falten drapierten Shawl mit breiten, seitwärts gerafften Doppelärmeln und abschließendem Samtkragen so gut sitzend, als ob das Ganze nach der Figur geschnitten wäre; sogar die hochgestellten Achseln, der geschweifte Rücken ist vollkommen stilgerecht hergestellt, und dieses scheinbare Wunder dadurch ermöglicht, daß die Nähte fest unternäht, gebügelt und an entsprechenden Stellen mit Samt-Passementerieen gedeckt sind. Ohne sich also des Vandalismus schuldig zu machen, wertvolle

Fig. 1. Fig. 4. Fig. 3.

Tücher zu zerschneiden, werden unsere Modedamen jetzt in der Lage sein, ihre echten Shawls wieder zu Ehren zu bringen.

Die neuen mit Gold durchstickten Roben sind zwar für die Straße etwas zu grell, als elegante Besuchs- oder Gesellschaftstoilette indes sehr beliebt. Fig. 3 stellt eine aus braunem Surrahß gefertigte Robe mit polonäseartigem Ueberwurf dar. Der Rock ist bis hinauf mit schmalen, in Quetschfalten gelegten Volants gedeckt, der aus Ottoman gefertigte, durchweg in handbreite Falten gelegte Ueberwurf ist in der Mitte offen, so daß das Unterkleid zur Geltung kommt, vorn mit kurzem goldgesticktem Schurz, langen, nach unten spitz zulaufenden Goldbordüren und einer Art Goldweste, deren Vorderteile fast bis zur Mitte des Ueberwurfs hinabreichen. Die Goldstickerei ist in Arabeskenform mit feinstem Gold-Soutache, der von braunem Seiden-Soutache begrenzt ist, gefertigt.

Im Gegensatz zu dieser etwas auffallenden Robe stellt Fig. 4 eine einfache, doch sehr elegant aussehende dar. Sie ist aus broschierter Seide und passendem Samt gefertigt; unten ein Rock mit drei Volants von glattem Stoff, darüber ein Rock in handbreiten Falten, die unten zugespitzt sind und Samtschlupfen zwischen den Spitzen hervortreten lassen; nach oben hin kurz drapierte Tunique mit gleichartigen Samtschlupfen begrenzt und mit großer Samtrosette auf der Hüfte gerafft. Gleiche Rosette auf der Achsel als Abschluß des in der Art der Tunique travers gefalteten Brustteiles; das Samtmieder ist tief ausgeschnitten, spitz zulaufend mit hohen Achseln.

Die für die Straße bestimmten Kostüme werden mehr als im Vorjahre mit farbigen Stoffen garniert. Ein dunkles Blaugrün gilt als Modefarbe. Fig. 5 zeigt uns eine solche aus blaugrünem Kaschmir gefertigte, mit persischen Bordüren garnierte Robe, deren Taille mit Shawlkragen und gesticktem Latz gearbeitet ist. Der reich gefaltete Doppelrock ist oben rings herum puffenartig gebauscht, durch ein Band zusammengehalten, das vorn in langen Schlupfen endigt. Der untere Rock besteht aus zwei breiten Plissees, die durch eine handbreite gestickte Bordüre voneinander getrennt sind.

Man versucht neuerdings — auch einmal die Probe von dem Gegenteil — die vorn frackartig auslaufenden Taillen (Fig. 6) in Aufnahme zu bringen. Namentlich für starke Figuren ist diese Tracht sehr kleidend und dürfte vielleicht in Kreisen der Banting-Verehrerinnen Aufnahme finden. Unser Kostüm (Fig. 6), wie die zuvor skizzierten dem Atelier der Mme. Haizinger (Wien) entnommen, ist aus braunem Diagonal gefertigt, der Rock hoch troussiert, die Taille mit goldgelbem Passepoil umrandet, hinten auf der Tournüre aufliegend, vorn in langen frackartigen Schößen endigend.

Die neuesten Frühjahrshüte zeigen einen Reichtum an echten Spitzen, Federn und Jaisperlen, daß man staunt, wie all diese Herrlichkeiten auf der winzigen Kopffläche Platz finden können. Die Capottes sind weniger klein als im Winter, hoch geschweift, innen voll garniert, mit breiten Spitzenbarben abschließend. Hüte für junge Mädchen werden entweder aus gezogenem Seidenstoff, aus gefaltetem Tüll oder durchsichtigen Chenilleborten in möglichst freistehenden, an einer Seite aufgeschlagenen Formen gefertigt. An Stelle der kleinen Federtocques sieht man lange, fast bis zur Hälfte des Rückens herabhängende farbige Federn tragen; auch Federrüschen längs der englischen Baretts.

Wie sich draußen in der Natur die lieblichen Kinder Floras noch nicht hervorwagen, so treten sie auch nur vereinzelt an Hutgarnituren auf. Ist ihnen die Luft noch zu rauh? Wollen sie erst dann in voller Pracht erscheinen, wenn auch ihre Schwestern in Flur und Au ihr Wiederauferstehungsfest gefeiert haben? Fast scheint es so; die schon jetzt in einzelnen Typen

Fig. 6. Fig. 5.

vorrätigen Sommerhüte sind fast mit Blumen überladen; man sieht sogar Capottes, die ganz aus kleinen Streublümchen zusammengesetzt sind, andere, die statt der Bänder Blumenguirlanden haben, welch letztere man unter dem Kinn knüpft und dann als Taillenschmuck herabfallen läßt. Doch, noch ist sie ja nicht da, die von Roquettes Dichtermund so schön besungene goldene Rosenzeit, in der man diese Herrlichkeiten tragen wird; bleiben wir einstweilen bei der Betrachtung unserer nicht minder elegant stilisierten Tüll- und Stoffhütchen, an denen ich in dieser Saison besonders die kostbaren Flach- und Blaschstickereien, die reizenden Perlennähereien hervorheben möchte, die den kaum handgroßen Hüten oft einen künstlerischen Wert verleihen. Sehr in Aufnahme sind auch die aus Goldfäden geflochtenen Hutformen, die man, um den grellen Schein zu mildern, mit schwarzen Marabouts garniert, deren einzelnen Fädchen schwarze Perlen eingeknüpft sind. Aeltere Damen fangen wieder damit an, die ehedem beliebten weißen Hutrüschen zu tragen. Ob die Jugend folgen wird? Man findet, daß die Rüschen — alt machen. Grund genug gerade jetzt, wo die Mode ausschließlich jugendliche Trachten begünstigt — sogar keinen Anstand nimmt, die Matrone in derselben Tracht wie das eben erst in die Gesellschaft eintretende

sechzehnjährige Tausendschönchen erscheinen zu lassen, daß die in Anregung gebrachte Neuerung nicht durchdringen werde.

Jung sein! ist die Parole; und wer es nicht mehr sein kann, der versuche es zu scheinen!

So wenigstens ist das Streben jener nach Hunderttausenden zählenden Frauen zu verstehen, die Zeit und Geld und Bequemlichkeiten opfern, um trotz alledem und alledem — fesch aufzutreten.

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von

Dr. Karl Ruß.[1])

---

5. Stubenvögel. (a. Der goldgelbe Sänger.)

Alljährlich finden in Deutschland viele hundert Vogelausstellungen statt. Wir haben ja auf den Gebieten der Vogelkunde und -Liebhaberei, der Geflügelzucht und des Geflügelsports in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz wohl gegen fünfhundert Vereine vor uns und alle wetteifern darin, in immer größeren Kreisen des Publikums Anhänger für ihre Bestrebungen zu werben. Bei allen diesen Ausstellungen aber werden Kanarienvögel als zahlreiche und nicht selten sogar als Hauptgewinne der Verlosungen verwendet, und in der That, sie dürfen als solche keineswegs fehlen.

Wenn in den kleinen und minder wohlhabenden Vereinen auch immerhin geringwertige Kanarienvögel massenhaft als Gewinne gegeben werden, so setzen die größeren und bedeutenderen Vereine doch auch eine Ehre darein, stets einen oder mehrere der kostbarsten Harzer Kanarienvögel, im Wert von 75 Mark und darüber als Hauptgewinn zu spenden.

Da tritt uns nun aber von vornherein eine trübselige Erscheinung entgegen. Trotz des außerordentlichen Aufschwungs, welchen die Liebhaberei für den Kanarienvogel im allgemeinen allenthalben und vornehmlich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten gewonnen, gibt es doch nur verhältnismäßig wenige begeisterte Verehrer und Kenner des Harzer Vogels, die zu ermessen wissen, daß derselbe zu den köstlichsten Sängern gehört, welche wir unter den Stubenvögeln überhaupt vor uns haben, alle übrigen sehen den Kanarienvogel eben als einen allbekannten Gast in der Häuslichkeit an, dem gegenüber sie weder besondere Rücksichten zu nehmen, noch außergewöhnliche Vorsicht zu beachten brauchen; und doch geht er, wenn ihm solche nicht zu teil wird, nur zu leicht zu Grunde. Ueberaus einfach, mühe- und kostenlos ist seine Verpflegung, trotzdem vermag er sich nur dann seine wertvollste Eigentümlichkeit, den absonderlichen herrlichen Gesang, zu bewahren, wenn man ihm die erstere mit Kenntnis und Verständnis angedeihen läßt.

Bedenken wir, welche staunenswerte Fülle von Sachkenntnis, Ausdauer, Geld- und Zeitopfern dazu gehört, um einen solchen vorzüglichen Sänger in seiner möglichsten Vollkommenheit auszubilden, so bedauern wir es einerseits von ganzem Herzen, wenn derselbe in der Hand des Unkundigen erbarmungslos verkommen muß, und wir möchten entschiedene Verwahrung dagegen einlegen, daß gerade er zum Anlockungsmittel bei einer Vogellotterie dienen soll; erwägen wir dann aber im Gegensatz dazu, daß die Gefahr für den Sänger unschwer abzuwenden ist, wenn wir nur guten Willen voraussetzen dürfen und zwar gleicherweise bei den Kundigen, welche die Vogelausstellungen veranstalten, wie bei den Empfängern, welche die Vögel gewinnen, so sehen wir anderseits mit Vergnügen ein, daß die Schwierigkeiten sich wohl überwinden lassen und daß wir gerade den goldgelben Hausfreund als einen der Vögel, welche am besten dazu geeignet sind, die Liebhaberei für die gefiederte Welt in den weitesten Kreisen zu verbreiten, anerkennen und mit Freuden begrüßen dürfen.

Vor allem sollten die Veranstalter von Vogellotterieen es sich immer angelegen sein lassen, jeden Empfänger eines Harzer Kanarienvogels über alle Eigentümlichkeiten desselben zu belehren und Anleitung zur sachgemäßen Verpflegung zu geben, nicht minder aber sollte der glückliche Gewinner — wenn er es nicht vorzieht, den wertvollen Vogel sogleich zu verkaufen — ernstlich dahin streben, die nötige Kenntnis sich anzueignen.

Von diesem Gesichtspunkt aus will ich im nachstehenden die entsprechenden Anleitungen geben und zwar mit nachdrücklichem Hinweis darauf, daß der Kanarienvogel dann, wenn man seine einfachen Bedürfnisse kennt und dieselben mit bestem Willen zu befriedigen strebt, in so vollem Grade wie nur wenige andere Vögel als willkommener Gast in der Häuslichkeit sich zeigen kann.

Wie bereits erwähnt, werden wohl zahlreiche Leser meinen, daß solche Auffassung von vornherein nicht der Wirklichkeit Rechnung trage, denn den Kanarienvogel, der bereits seit 300 Jahren bei uns in Deutschland heimisch und Gast fast in jeder Häuslichkeit ist, kennt doch auch wohl jedermann, und eine besondere Anleitung zu seiner Verpflegung sei daher wahrlich überflüssig. Dies ist thatsächlich oder doch wenigstens im allgemeinen richtig, nämlich dem gemeinen deutschen Kanarienvogel gegenüber. In betreff seiner weiß man, daß er im ersten besten Bauer, oft genug sogar im winzigsten und unbequemsten, bei Wind und Wetter draußen auf dem Blumenbrett oder vor dem Fenster und selbst bei großer Kälte drinnen am Fenster, im dunstigen, schwülen, rauchigen Stübchen, wie im zugigen Vorzimmer, einfach mit Hanf und allenfalls sogenanntem Kanarienfutter (Rüb-, Kanarien- und gequetschter Hanfsamen) gefüttert und hin und wieder mit Zucker, Kuchen, Kaffeesemmel, Kartoffel und allen möglichen anderen Leckereien versorgt, wohl zwanzig Jahre und darüber gut ausdauert. Will man ihn indessen nicht bloß im einzelnen Ausnahmefall, sondern unter allen Umständen gesund und lebenskräftig erhalten, so füttere man ihn einfach bloß mit gequetschtem Hanf-, Kanarien- und Rübsamen zu gleichen Teilen, nebst etwas gespelztem Hafer und gebe ihm zur Erquickung hin und wieder ein Apfelschnittchen, etwas Salat oder Vogelmiere und als Leckerei ein Stückchen Zucker; alle übrigen unnatürlichen Nahrungsmittel halte man ihm durchaus fern. Die Hanfkörner müssen an jedem Tage frisch, vermittelst eines Rollholzes oder einer Mörserkeule auf einem Hackbrett nur angeknickt, nicht aber zu Schrot zermalmt werden. Alle diese Sämereien müssen im vorzüglichsten Zustande, nicht aber in dem erwähnten Gemisch wohl gar schon alt und ranzig geworden oder hart getrocknet sein. Ferner wolle man bedenken, daß es geradezu eine Tierquälerei ist, wenn man den Kanarienvogel in einem zu engen Käfige hält. Man möge nicht einwenden, daß er ja von Jugend auf daran gewöhnt ist, im kleinsten Raum zu sitzen, sondern immer bedenken, daß er bei ausreichender Bewegung sich nicht allein wohler fühlt, sondern auch besser gedeiht. Der Käfig für den einzelnen Kanarienvogel sollte 30—50 cm hoch, 30—40 cm lang und 22—28 cm tief sein.

Wollte man in ganz gleicher Weise den Harzer Kanarienvogel behandeln und verpflegen, so müßte sich daraus ergeben — wie es ja in Wirklichkeit bei Unkundigen leider nur zu oft geschieht —, daß der Vogel, selbst wenn er dabei gesund und am Leben bliebe, doch die Stimme und somit den herrlichen Gesang einbüßen würde. Wer, hingerissen von dem Genuß an der köstlichen Leistung des Sängers einen solchen anschaffen und halten will, bezw. wem der Glücksfall bei einer Lotterie ihn zugeführt, soll vor allen Dingen doch prüfen, ob er auch wirklich in der Lage ist, die immerhin geringen, aber um so mehr bedeutungsvollen Anforderungen zu befriedigen, welche die Pflege des Vogels an ihn stellen wird. Zunächst darf dieser gefiederte Gast, in Anbetracht dessen, daß er im Harz sowohl, als auch in anderen Züchtereien leider durchgängig in einer hohen Temperatur und zwar von 18—24 Grad R. gezüchtet wird, keinenfalls von vornherein in einem kühlen oder gar naßkalten Raum beherbergt werden. Man hat ihn vielmehr sorgsam vor jeder Erkältung durch plötzliches Sinken der Temperatur zu bewahren. Das Zimmer, in welchem er gehalten wird, muß eine möglichst hohe, vor allem aber gleichmäßige Stubenwärme haben, welche auch zur Nacht nicht unter 16 Grad R. sinken darf. Ganz allmählich erst gewöhne man ihn dann an eine geringere bis zur gewöhnlichen Stubenwärme von 15 Grad R. im Durchschnitt, die aber nachts doch keinesfalls unter 14 Grad R. stehen darf. Sodann gewähre man ihm einen ruhigen Standort, wo er vor Schreck und Beängstigung, insbesondere aber auch vor Zugluft bewahrt ist.

Der Käfig für den Harzer Kanarienvogel (s. Abb. S. 225) sei von der vorhin angegebenen Größe, nach Geschmack und Belieben hübsch ausgestattet, immer aber einfach-elegant und nicht mit unnötigem Prunk überladen. Seine Gestalt sei, wie die Abbildung zeigt, länglich viereckig, das Gestell kann aus gedrechselten und polierten hölzernen Säulen, auch aus einfachen Holzstäben oder am allerbesten von verzinntem Draht sein; im ersteren Fall ist das Gitter dann auch von Messingdraht mit rasch und ungemein hart antrocknendem japanesischen Lack gestrichen, so daß es jeder Feuchtigkeit widersteht, keinen Grünspan ansetzt und prächtig aussieht; im letzteren Fall ist es aus verzinntem Draht. Während der Sockel je nach der Ausstattung aus poliertem Holz oder Weißblech angefertigt worden, muß die Schublade selbstverständlich jedenfalls von Metall sein. Als eine praktische und zugleich schöne Vorrichtung erscheinen die mit mattgeschliffenen Verzierungen ausgestatteten

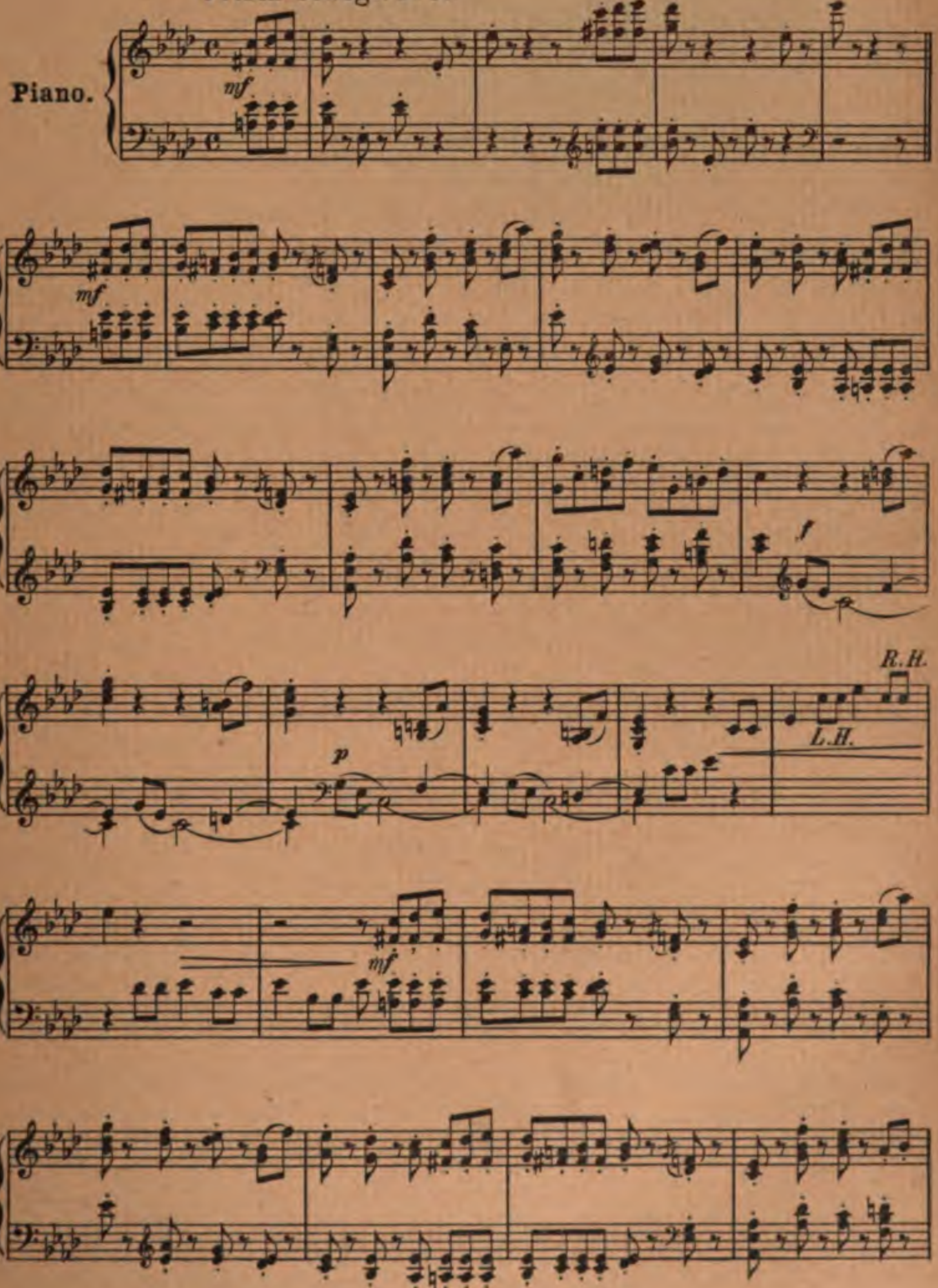
---

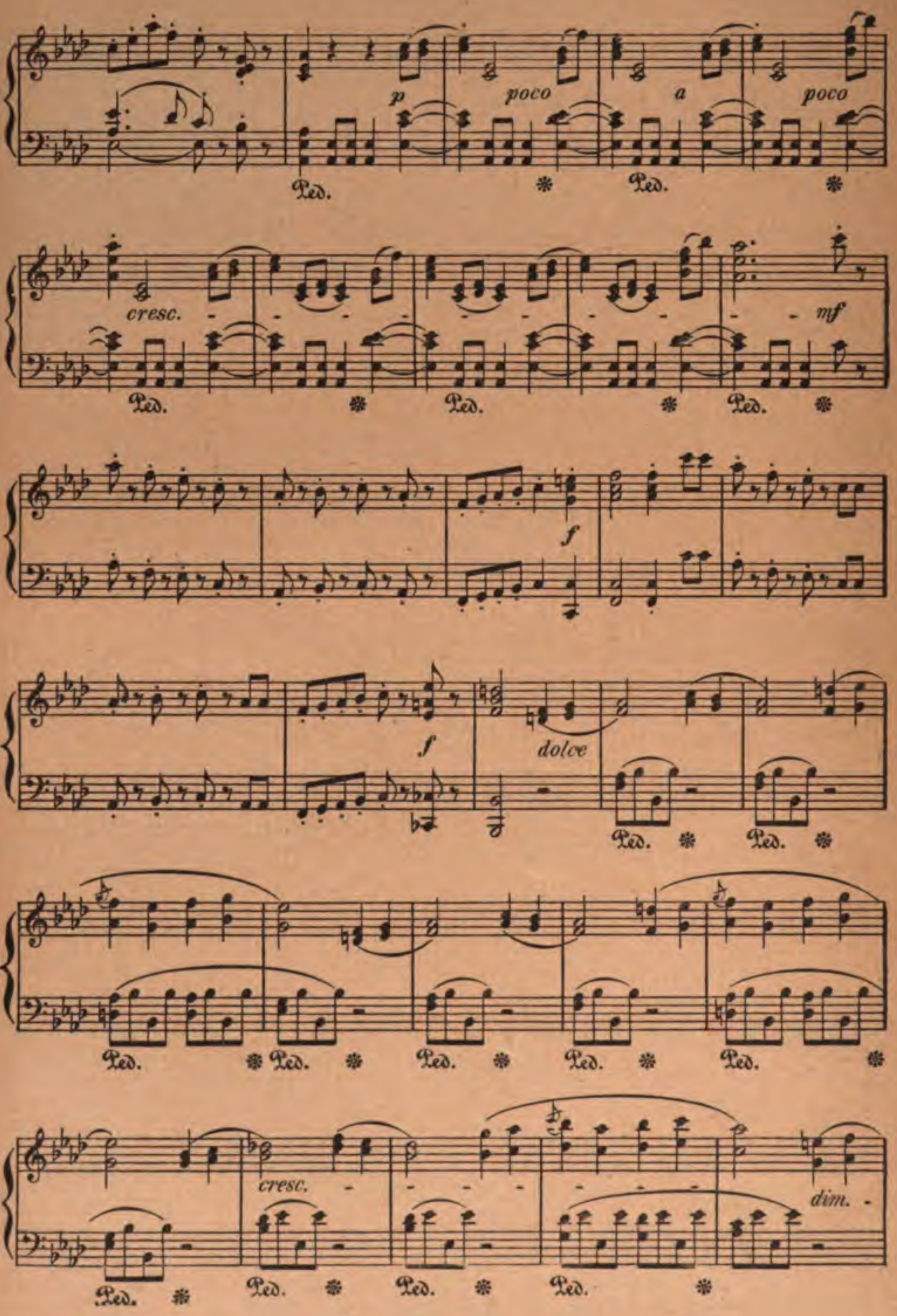
1) Vgl. Heft 6 dieses Jahrganges.

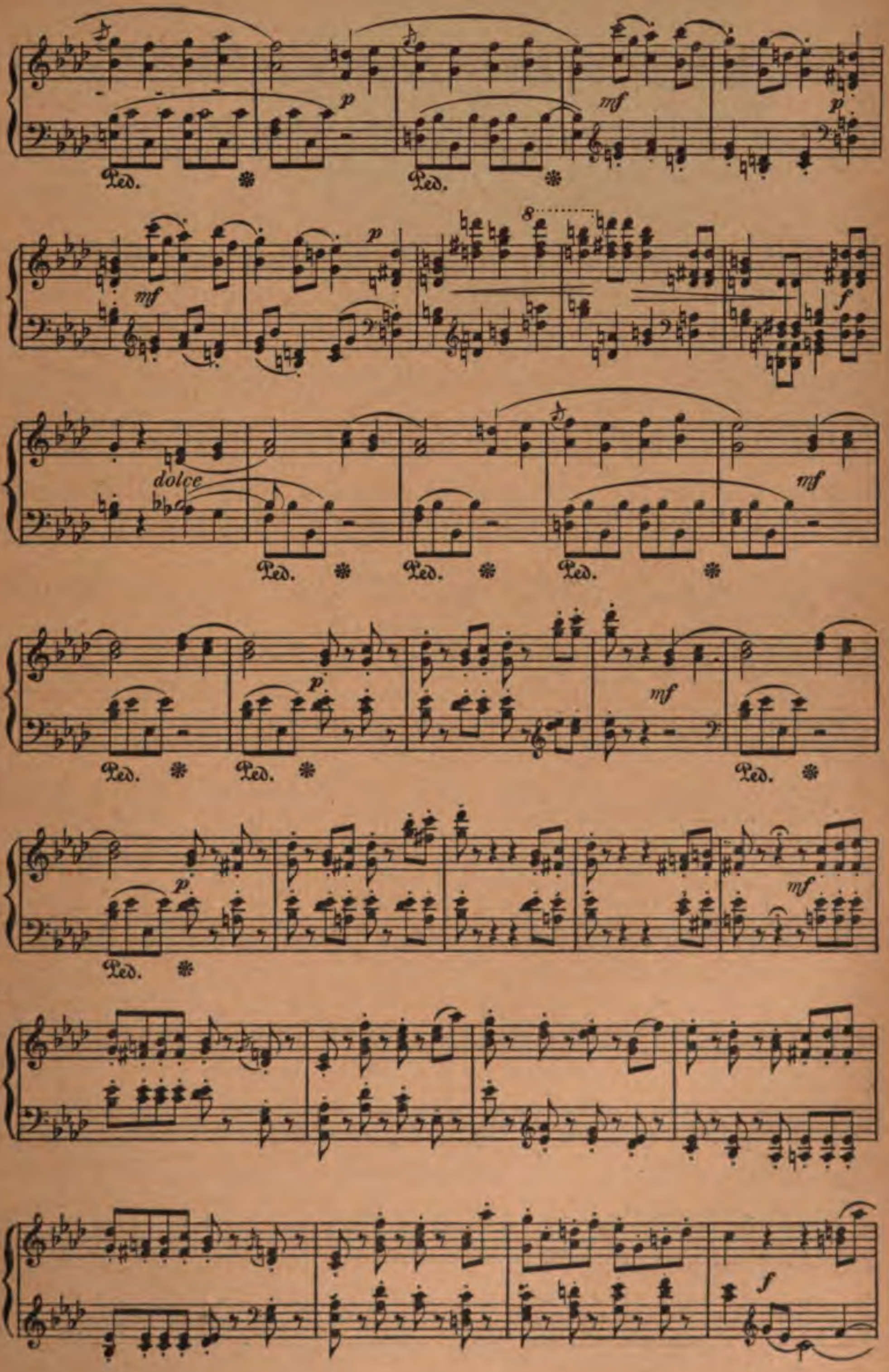
Ständchen.

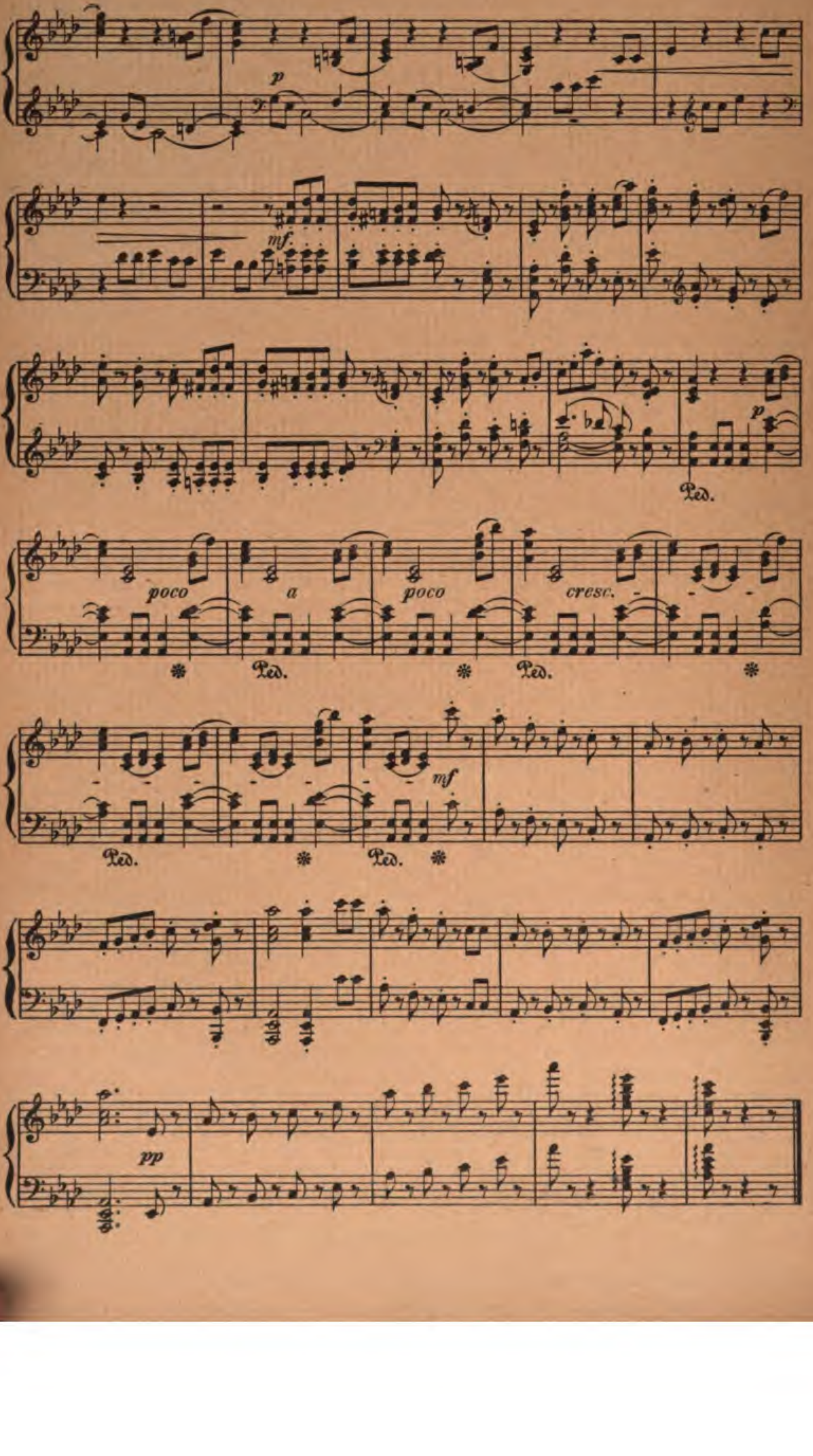
Frisch bewegt. 𝅗𝅥 = 84

Edmund Parlow.




p
poco
a
poco
Ped.
cresc.
mf
f
f
dolce
cresc.
dim.


dolce
Ped.


p
mf.
p
Ped.
poco
a
poco
cresc.
Ped.
Ped.
Ped.
mf
Ped.
pp

Glasscheiben, welche die unteren Wände des Käfigs bilden; sie verhindern, daß Sand, Hülsen u. a. verstreut und die Stubendielen verunreinigt werden. Die Anordnung der Futter- und Trinkgefäße, deren ersteres eine Kappe von Zinkblech hat, damit der Vogel die Körner nicht herauswerfen kann, ferner die der Sprunghölzer und der Schaukel (welch letztere auch füglich fortbleiben darf) ergibt die Abbildung.

Auch die Fütterung des Harzer Kanarienvogels muß eine ganz andere sein als die seines Verwandten. Sie besteht der Hauptsache nach in dem vorzüglichsten Sommerrübsamen, soviel der Vogel eben fressen will, nebst einer täglichen Gabe von trockenem Löffelbiskuit vom Konditor oder besser einen kleinen Theelöffel voll von Böckerschem Eifutter. Dieses letztere besteht einfach in gleichen Teilen von hartgekochtem, auf einer sauberen Reibe fein geriebenen Hühnerei (Eiweiß und Eigelb zusammen) und geriebenem Weizenbrot (sogenannter Semmel oder Wecken, altbacken und zerrieben oder auch im Mörser zerstoßen), beides sorgfältig untereinander gemischt, so daß es eine gleichmäßige lockere Masse bildet. Wer die Mühe der täglich frischen Herstellung dieses Futters scheut, kann, wie erwähnt, den Löffelbiskuit reichen, doch sollte man dann wenigstens alle drei bis vier Tage mit einer etwa bohnengroßen Gabe von bloßem hartgekochten Eigelb abwechseln. Wenn der Harzer Kanarienvogel, etwa durch übermäßige Gesangsleistung angegriffen erscheint und bei vorsichtiger Untersuchung einen spitzen Brustknochen zeigt, so darf man ihm auch, insbesondere aber im Spätsommer vor der Mauser, täglich einen halben Theelöffel voll gequetschten Hanfsamen bieten; sonst aber keinenfalls.

Um die Harzer Kanarienvögel zum herrlichen, gleichmäßig ruhigen Gesang zu erziehen, werden sie meistens in verdeckten, kurz und gut verdunkelten Käfigen gehalten. Wer keine Kenntnis dieser ganzen Vogelzucht hat, erachtet das erwähnte Verfahren wohl für eine Tierquälerei; eine solche ist es aber thatsächlich nicht, denn einerseits fühlen sich die Vögel dabei ja augenscheinlich wohl, denn sonst würden sie doch wahrlich ihren wundervollen Gesang nicht mit solchem unendlichen Eifer üben und anderseits liegt darin auch die einzige Möglichkeit, um sie zu solchen Gesangskünstlern zu erziehen; wenigstens ist letzteres die weitverbreitete Meinung, welche freilich einige der hervorragendsten Kenner nicht teilen. Gleichviel aber, wer auch recht habe — ich will das Halten der Harzer Kanarien in verdunkelten Käfigen keineswegs empfehlen, nur den Rat muß ich hier anfügen, daß man einen solchen Gast, wenn er zu sehr zu schreien anfängt, wenigstens mit einem leichten leinenen Tuch bedecke und nur oben am Gitter eine Oeffnung freilasse. Dieses Verfahren schadet ihm nichts, führt ihn aber dazu, daß er wieder ruhiger, mit mehr Sammlung und größerem Eifer seinen Gesangsstudien obliege.

Vogelbauer für Kanarienvögel.

Die Kanarienvögel von den Rassen, welche nicht als Sänger, sondern vorzugsweise oder hauptsächlich als Schmuckvögel gehalten werden, wie es ja im wesentlichen auch mit dem Kanarienvogel von gemeiner deutscher Rasse der Fall ist, sind im allgemeinen so zu verpflegen, wie der letztgenannte. Es sind der Kanarienvogel von holländischer Rasse (Trompeter, Pariser, Lord Mayor, Brabanter, Brüsseler) und die englischen Farbenkanarien (Norwich-, Yorkshire-, Londoner, zimtbraune, Lizards-, Lancashire- oder Riesenkanarienvogel) und außerdem die letzteren in allen Farbenvarietäten durch Cayennepfefferfütterung orangerot gefärbt.

Die Holländer werden einfach mit Kanariensamen nebst Zugabe von ein wenig Hanf und die letzteren nur mit Kanariensamen gefüttert.

Den englischen Farbenkanarien gibt man, falls sie durch Pfefferfütterung gefärbt werden sollen, vor und während der Mauser ein Weichfuttergemisch, welches in folgender Weise zubereitet wird: besten frischen roten Cayennepfeffer, feinst gepulvert, einen gehäuften Theelöffel voll, bringe man mit einem hartgekochten, fein zerriebenen Hühnerei und einer gleichen Menge von süßem, schwach angefeuchtetem Biskuit zu einem krümeligen, keinesfalls schmierigen Gemenge zusammen und davon bekommt jeder Vogel, soviel als er eben verzehren will, während ihm die Körnernahrung möglichst oder gar ganz entzogen wird.

Es ist selbstverständlich, daß ich hier auf alle Einzelheiten nicht näher eingehen und insbesondere daß ich keine Anleitungen für die Züchtung aller dieser Kanarienvogelrassen geben kann; ich habe hier nur die Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, von denen aus man dem einzelnen Sänger, wie dem Pärchen Kanarien als Schmuckvögel ein behagliches Dasein bieten soll, so daß auch der Kanarienvogelkäfig in der Reihe der Naturanstalten in der Häuslichkeit voll und ganz seinen Platz ausfülle.

Für die Liebhaber, welche sich damit aber nicht begnügen, sondern auch Anleitungen dazu haben wollen, wie sie Kanarienhecken einrichten, wo sie die entsprechenden Käfige, Futtermittel u. a. und namentlich die verschiedenen Vögel selber am besten beziehen können, seien auf mein Buch „Der Kanarienvogel" (4. Auflage, Magdeburg 1884, Preis 2 Mark) verwiesen.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai.[1])

In diesem Monat sind die Abende zur Beobachtung des gestirnten Himmels noch durchweg günstig, obgleich in der ersten Hälfte der Mondschein stören wird, da am 2. das erste Viertel, am 10. der Vollmond eintritt, während der Neumond auf den 24., das letzte Viertel auf den 31. fällt.

Merkur ist während des Mai nicht zu sehen, denn am 17. kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne.

Venus dagegen kommt erst 3 Stunden nach der Sonne in den Meridian und erreicht überhaupt als Abendstern ihre größte östliche Ausweichung von der Sonne.

Jupiter geht immer früher unter, man muß ihn daher spät abends in der Nähe des westlichen Horizonts suchen; Saturn endlich ist ganz unsichtbar.

[1]) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.

Ein Rätsel Goethes.

Dem Buchhändler Conrad in Gotha danken wir die Mitteilung untenstehenden Rätsels. Er macht zu demselben folgende Bemerkung: Dieses Gedicht fand sich abschriftlich in den Papieren des verstorbenen Grafen Friedebald von Salisch mit folgender Notiz: „Ungedrucktes Gedicht von Goethe. Mitgeteilt von Fräulein Sophie von Schlotheim, 18. Februar 1859. Ihr mitgeteilt 1828 von Mad. Vieweg geb. Campe."

Zwei stille See'n, des Himmels reinste Spiegel
Bewohnt ein Geist, der Mild' und Hoheit eint,
Nicht Bäume, Büsche, nicht begrünte Hügel,
Des Geistes Bild ist's was darin erscheint,
Und nahst du dich mit still bescheidnem Blick,
Strahlt dir dein eigen Bild verschönt zurück.
Und Perlen wohnen in den tiefsten Gründen,
Zwei Fischer nur die wissen sie zu finden,
Oh! daß wir heut' beglückt den Einen fänden
Und ew'ge Fesseln für den Andern wänden,
Der Heimat Bild, des Wiederseh'ns Entzücken
Und der Erinnerung namenlose Lust
Sie stiegen dann aus froh bewegter Brust,
Um uns aus jenen See'n zu beglücken
Und ewig wünschen wir hinein zu blicken.
Oh! gönnte doch Apoll die letzte Silbe mir,
Die beiden Ersten würdig zu besingen,
Und ruhten sie, die Lust und Freude bringen,
Doch freundlich heut' auf unser'm Spiele hier.

Rätsel.

Wer Freund der beiden Ersten ist,
Vertrau' dich dem zu keiner Frist!
Thust du das Letzte aus Herzensgrund,
Dann bist du heimisch im Erdenrund.
Das Ganze lobt nicht, was hoch ist und hehr,
Für Hübsches, Schelmisches taugt's umsomehr.

* * *

Ist's eine Knospe, mag sie dich erfreu'n!
Ist's eine Wunde, gibt's erneuten Schmerz.
Ist es ein Brief, schau, wer es darf, hinein!
Ist's deine Kasse, trifft ein Schreck dein Herz.

* * *

Der, wer mich liebt und achtet,
Ist kaum ein Mensch zu nennen;
Wer mich zu gewinnen trachtet,
Muß keinen Ehrgeiz kennen.
Trau' dem, der mich verrät,
Nicht dem, der mich versteht.
Was dir auch beschieden an Weh oder Heil,
Von allem bleib' ich doch das Gegenteil.

* * *

Das Erste drückt wohl manchen Mann,
Auch wenn er selbst nicht Schuld daran.
Das Zweite tragen Büffel durch die Sümpfe.
Das Ganze hilft dem Ersten auf die Strümpfe.

Versetzrätsel.

Mit e am Fuße — bin ich aus der Dichtung
Des großen Meisters wohl auch euch bekannt,
Ein Mädchen, das bei häuslicher Verrichtung
Gleich einer Göttin vor dem Jüngling stand,
Sein Herz entflammt zu schwärmerischem Lieben
Und ahnungslos ihn in den Tod getrieben.

Mit o am Fuß — erfülle ich nicht minder
Mit süßen Bildern Phantasie und Herz;
Oft trieb auch ich bethörte Menschenkinder
Schon in den Tod — durch der Enttäuschung Schmerz;
Und doch — ich winke, und es legen wieder
Viel Tausende ihr Scherflein vor mir nieder.

Auflösungen zu Heft 7, S. 114.

Bedeutender Fund: Anhaltspunkte zur Entzifferung bieten die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen mit der Zahl der verlorenen Buchstaben und das Jahr. Das Jahr ist bezeichnet mit . . C . . . . . V, also zwei Punkte, d. i. zwei Buchstaben vor C und fünf Buchstaben nach C. Ein Professor, dem der Fund vorgelegt wurde, machte folgende Kombinationen und versuchsweise Zusammenstellungen: Nachdem die Zeitrechnung von der Erbauung der Stadt Rom mit 753 vor Christi Geburt beginnt, so dürfte mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die ersten zwei Buchstaben D und C, d. i. mit Hinzurechnung des verbliebenen Buchstaben C 700 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom sind. Die noch folgenden vier Buchstaben dürften nach der nach den Eindrücken zu entnehmenden Form X sein. Wenn für diese vier Punkte X angenommen wird, so ergibt sich 40, also zusammen 740; dann kommt noch ein Punkt und hierauf V. Dieser Punkt kann nur I oder X andeuten. Nach der aus den Stiften &c. zurückgelassenen Eindrücken entnommenen Form dürfte es I sein, daher I und V das ist IV = 4. Die Gesamtzahl beziffert sich sonach mit 744, d. i. 9 Jahre vor Christi Geburt. In diesem Jahre ist Horaz gestorben. Die Punkte bei H gezählt geben gerade soviele Buchstaben als das Wort Horatii erfordert. Daher erscheint entziffert: manibus Horatii, den Manen des Horaz. — Jetzt ergänzen sich die Buchstaben leichter. In hac area anno DCCXXXXIV caper nimis magnificus com: (soll offenbar geopfert oder verbrannt bedeuten, also combustus, was gleichfalls mit der Zahl der verlorenen Buchstaben stimmt. I dürfte in und F . . O fumo bedeuten, woraus erhellt, daß die Alten einen großen Wert auf die Entwickelung des Rauches, als gutes Zeichen der Gefälligkeit des Opfers, legten. Weiterhin kommt der Name desjenigen, dem das Opfer galt, wie schon erwähnt Horatii, dann eine besondere Spende in Geld, und zwar asses. Nachdem dies eine kleine Münze ist, so dürften die zwei Punkte vor D entweder MM oder MD bedeuten; wahrscheinlicher ist das erste, weil ohnedies ein D folgt und man sonst statt zwei D ein M angebracht hätte, daher MMD = 2500 asses. . IV . . dürfte dives bedeuten. . Dann folgt der Name des Opferspenders TUMELICUS CLITUS, dessen Eigenschaft als callidus tenan charakterisiert wurde: ein reicher, kluger, bedächtiger, in seinen Grundsätzen fester Mann. Daher das Ganze: In hac area anno DCCXXXXIV caper nimis magnificus combustus in fumo. Immolavit manibus Horatii et donavit MMD asses dives Tumelicus Clitus callidus tenan. Zu deutsch: Auf diesem Grunde wurde im Jahre 744 ein über die Maßen prächtiger Bock verbrannt, und zwar in vollem Rauche, für die Manen des Horaz. Geopfert und noch ein Geschenk von 2500 Asses gegeben hat der reiche, kluge, charakterfeste Tumelicus Clitus. Ein Schüler des Professors las jedoch die übrig gebliebenen Buchstaben im Zusammenhange wie folgt: Ha! a Reh a no (auch noch), zu Capern is magnific, comifo (comme-il-faut). I moan, man hät do das für unmögli calten (g'halten).

Quadraträtsel:

F	n	L	d	a
R	e	i	s	e
A	l	s	e	n
N	i	s	o	s
Z	o	t	t	e

Arithmetische Aufgabe: 301 Eier.

Versetzaufgabe: Durch Versetzen der Buchstaben kann man aus den vier Wörtern „Arbeit", „Jo", „Eva", „schilt" die Namen „Elisabeth", „Victoria", und aus den vier Wörtern „Park", „Salm", „ohne", „Seite" die Namen „Shakespeare", „Milton" erhalten.

Dechiffrier-Aufgabe: Nicht an die Güter hänge dein Herz. — Die das Leben vergänglich zieren! — Wer besitzt, der lerne verlieren. — Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Beim Gewehr-Appell.

Lieutenant: „Musketier Malewsky, 'mal vor! Ihnen soll doch gleich der ganze Blocksberg in den Magen fahren; haben Sie Kerl Ihre Flinte, Ihre Ehre, Ihr ganzes Hab und Gut so weit einrosten lassen, daß selbst das schärfste Falkenauge nicht mal hindurchsehen kann. Feldwebel, notieren Sie sich den Kerl, aber machen Sie ein dickes Kreuz dahinter, damit ihm das Standgericht zum erstenmal klarmacht, was es heißt, seine Knarre verrosten lassen."

Feldwebel: „Der Musketier Malewsky hat vergessen, den Mündungsdeckel von seinem Gewehr zu nehmen."

Lieutenant: „Dann machen S' noch ein Kreuz dahinter, damit ihm das Standgericht zum zweiten klarmacht, was es heißt, seinen Herrn und Meister ins offene Gesicht zu betrügen!"

Erkenntnis.

„Ich nehme mir die Freiheit" — sprach
Ich schüchtern zu Amanden,
Als ich ihr einst mit O und Ach!
Hab' meine Lieb' gestanden.

Nun ist in zwanzigjähr'ger Eh'
Erkenntnis mir gekommen:
Ich hab', als ich sie freite, weh'!
Die Freiheit mir genommen.

Deutliche Sprache.

Herr (zärtlich): „O mein Fräulein! Was gäbe ich dafür, wenn ich wüßte, woran Sie jetzt denken!"

Dame: „Vielleicht genügt es Ihnen zu erfahren, woran ich nicht denke."

Herr: „Und das wäre?"

Dame: „Ich denke nicht daran — die Ihre zu werden."

Gipfel-Fragen.

1. Was ist der Gipfel des Aberglaubens?
   Wenn man keinen Roman Freytags liest.
2. Was ist der Gipfel der Eigenheit?
   Wenn man den Staub sogar von dem Flügel — des Schmetterlings wischt.
3. Was ist der Gipfel des Despotismus?
   Wenn man nicht einmal seine Briefe freimacht.

Aus dem lateinischen Exercitienheft des Quintaners Fritz Pfiffig.

(Fortsetzung.)

Nil admirari — Das Nil-Wunder.

Post nubila Phoebus — Phoebus fährt mit der Wolkenpost.

Nemo fit casu beatus — Durch einen Käse wird keiner glücklich gemacht.

Juste vivas — Juste, du sollst leben!

Im Theater-Foyer.

„Wissen Sie schon? Unser Theater hat jetzt eine Zugkraft allerersten Ranges gewonnen."

„Sie machen mich neugierig. Darf man den Namen erfahren?"

„Der Name thut nichts zur Sache, die in Rede stehende Zugkraft ist — ein dressierter Ochse."

Mensch und Tier.

Es ist zwei Uhr nachts. Draußen stürmt und regnet es. Doktor M. ist eben von einem Krankenbesuche nach Hause zurückgekehrt und im Begriff, sich niederzulegen; da klingelt es von neuem. Mißmutig öffnet er das Fenster: „Was gibt's?"

„Herr Dukt'r komme Se schnell ze meiner Bäuer'n, se is wieder schwer krank!"

„Nun, Jochen, wo hast du das Geschirr?"

„Do hab' ich keens mit. Wos denke Se denn, bei su än' Sauwetter zieht mer doch kee Pfärd aus'm Stalle."

Mythologische Betrachtung.

Daß Venus aus dem Wasserschaum
Emporstieg, scheint mir glaubhaft kaum.
Ja, wär's Champagnerschaum gewesen —
Das ließe sich schon eher lesen.

Fatal.

Der kleine Fritz ist mit seiner Mutter in Gesellschaft und läßt sich alles vortrefflich schmecken.

„Aber Fritzchen," sagt die Mutter, als er das dritte Stück Kuchen verschlang, „du verlangst zu Hause nie ein zweites Stück Kuchen?"

„Weil ich doch keins bekäme."

„O," sagte eine der Damen, „doch nur, wenn du nicht artig warst?"

„O nein," sagt Fritzchen rasch, „wir haben nie ein zweites."

Probat.

Studiosus Pfiff steht vor dem Examen, sitzt deshalb oft zu Hause, um zu ochsen; zu seinem größten Aerger wird er aber dabei durch die Besuche seiner Kommilitonen gestört. Um sie los zu werden, schreibt er mit großen Lettern an seine Thüre:

ICH OCHSE!

Auf einen Plagiator.

Die Stahlfeder gebraucht er so loyal,
Daß alle Welt es weiß: die Feder stahl.

Mißverstanden.

„Wie geht es Ihnen, Herr Professor, seitdem Sie in Frankfurt wohnen?"

„Ich danke, ich habe Aussicht auf ein sehr gutes Geschäft."

„Sie und Geschäft?! Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß — Rothschild mir vis-à-vis wohnt."

Logik des Leichtsinns.

Zeit wäre Geld? Verkehrtes Wort!
Nie hab' ich Geld, Zeit immerfort.

Auch eine Anschauung.

X.: „Ist Ihr Arzt Homöopath oder Allopath?

Y.: „Der is Allebad'; denn da mag een'm fehl'n, was will, gebadet wärd'r."

Schachaufgabe Nr. 4

von **H. von Düben** in **Landskrona.**

Lösungspreisaufgabe.

(Schwarz.)

(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Diejenigen, welche die richtige Lösung dieses Problems bis zum 30. April an die Redaktion einsenden, erhalten in freier Zusendung je einen Band der „Collection Spemann" nach Wahl.

Lösung von Nr. 2.

Die Unterschrift dieser Aufgabe muß heißen: Weiß zieht an und setzt in drei (nicht in zwei) Zügen matt.

1. Ka7 — a6 c7 — d6:
2. Lc4 — d5 c6 — d5:
3. Dd2 — c3 matt.

Lösung von Nr. 3.

1. Tc6 — g6 Ke4 — f5: 1. . . . . Ke4 — d5
2. Sf7 — d6 matt. 2. Le8 — c6 matt.
1. . . . . Ke4 — f3
2. Sf7 — g5 matt.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 1 wurde ferner gelöst von C. H. in A., Dr. O. M. in A.

Nr. 3 wurde gelöst von J. Geer in Nördlingen, W. Liebmann in Leipzig, Schmaderer in Ingolstadt, Dr. C. Hohn in Hamburg.

Briefwechsel.

M. H. in **Hall.** Unter Gambit versteht man das Preisgeben eines Bauern (mitunter in Verbindung mit dem einer Figur) zur Erlangung eines nachdrücklichen Angriffs vermöge rapider Figurenentwickelung. Die Bezeichnung kommt von dare il gambetto (ital.): ein Bein stellen.

H. W. v. D. in **Lübeck.** Die Stellung ist nicht verwendbar.

J. G. in **Nördlingen.** Ebenso.

G. W. in **L.** Sie haben Recht. Die Bedingung der Schachaufgabe Nr. 2 in Heft 6 muß heißen: „Weiß zieht an und setzt in drei (nicht in zwei) Zügen matt". — In Zeile 10 unter „Aus der Schachwelt" lies: M. Bier (statt Bör); beim 11. Zug der Schachpartie Nr. 1 (statt Lf1 — b5) Ld3 — b5.

Mitteilungen aus der Schachwelt.

Die Augen der gesamten Schachwelt sind gegenwärtig auf Nordamerika gerichtet, weil die berühmten Matadore W. Steinitz und J. H. Zukertort (abgesehen von dem amerikanischen Cheß-Champion Kapitän George H. Mackenzie) sich daselbst aufhalten. Beide geben Blindlings- und Simultanvorstellungen in den Schachklubs, so zu New York, Philadelphia, Chicago, St. Louis, Habana, New Orleans. Zukertort pflegt bis zu 12 gleichzeitigen Blindlingspartieen und bis zu 30 und mehr Simultanpartieen (gleichzeitigen Partieen am Brett), Steinitz bis zu 8 und bez. 30, Mackenzie bis zu 30 und mehr, zu führen. Steinitz hegt die Absicht, in Amerika zu bleiben. —

Zwischen der Schachgesellschaft zu Wien und dem Cercle des Echecs zu Paris hat am 27. Februar ein Wettkampf von zwei Korrespondenzpartieen per Telegraph begonnen. Aller vier Tage geschieht von jeder Seite ein Zug; Gesamteinsatz 4000 Frank; seine Kosten hat jeder Klub selbst zu tragen. —

Der „Deutsche Schachbund" umfaßt gegen 90 Schachvereine mit 2300 Mitgliedern. Der nächste Kongreß findet im Jahre 1885 zu Hamburg statt. Dem Bunde nicht angehören weitere circa 50 Schachklubs mit 1000 Mitgliedern. In Frankfurt a. M. findet im Juli d. J. der dritte Kongreß des Südwestdeutschen Schachbundes statt.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von **L. von Pröpper.**

Rezepte für den Mai.

Einfache Jüssuppe mit Eidottern. Man schneide $1/4$ k Rindfleisch zu groben Würfeln und gebe es nebst dem nötigen Salz in einen trockenen, sehr erhitzten eisernen Topf, decke ihn fest zu und lasse das Fleisch etwa zehn Minuten lang, unter öfterem Umschütteln dämpfen, wonach es in seinem Saft liegen wird und man den Topf nun offen läßt, damit der Saft verdampfe und sich am Boden eine braune Masse bilde, welche man, während dieses Abdampfens beständig, auch etwa zehn Minuten lang, mit einem Löffel umrühren muß, daß sie nicht anbrenne. Ist sie nun schön braun, so gieße man $1\frac{1}{2}$ bis 2 Liter kochendes Wasser daran, füge Suppengrün hinzu und lasse es eine halbe Stunde kochen, ziehe die Suppe mit einem Eßlöffel Kartoffelmehl ab und gebe sie durch ein Sieb in die Terrine.

Jetzt habe man rohe, recht frische und wohl abgewaschene Eier, breche sie auf, gieße das Weiße ab und lasse nur das Gelbe in einer halben Schale, stelle die Eier, um sie zu halten, auf einen Teller mit feinem Salz und serviere sie so zu der Suppe, die aber sehr heiß sein muß, damit die Dotter darin etwas steif werden können. Um die Eier aufzubrechen, daß sie einen glatten Rand bekommen, bediene man sich eines scharfen Messers oder noch besser einer Laubsäge und schneide das Häutchen dann mit einer Schere durch.

Ramequins. Man rühre 105 g frische Butter zu Schaum, dann fünf Eidotter, 45 g geriebenen Parmesan- und 45 g Schweizerkäse und eine kleine Tasse süßen Rahm hinein, zuletzt den Schnee von acht Eiweiß, fülle die Masse in Papierkapseln, backe sie in frischer Ofenhitze und serviere sofort über einer achteckig gefalteten Serviette.

Rinderbraten auf französische Art (Boeuf à la mode à la Jardinière). Man durchziehe etwa 3 k Schwanzstück eines jungen Ochsen mit fingerdicken und fingerlangen Speckstreifen, welche in eine Mischung von Salz, gestoßenem Gewürz, Majoran und geriebenen Zwiebeln gewälzt worden; lege dann in eine Kasserole zuerst feine Speckscheiben, darauf das Fleisch und über dieses Salz, Gewürz, Lorbeerblätter, Citronenschale und einiges Wurzelwerk und gieße $1/2$ Liter weißen Wein und $1/2$ Liter Fleischbrühe daran, thue einen recht fest schließenden Deckel auf die Casserole und lasse das Fleisch so langsam schön braun dämpfen; richte es nun auf erwärmter länglicher Schüssel an und umlege es mit, wie gewöhnlich abgekochten und mit feinem Bast zu Bündchen gebundenen, schönen Spargeln, welche man, die Köpfchen nach oben, schräg an den Braten anlehnt und jedes Bündchen mit einer schönen, ebenfalls in gesalzenem Wasser abgekochten Blumenkohlrose trennt; die Sauce wird durch ein Sieb gegossen und in einer Sauciere zu dem Braten serviert.

Spargelpüree mit Taubenkoteletten. Man schneide wie gewöhnlich geputzten, dünnen Spargel, sogenannten Brechspargel, in 1 c lange Stücke, koche sie in Wasser mit etwas Salz gehörig weich, lasse sie abtropfen und treibe sie durch ein Sieb; vermische sie, wenn es ein Suppenteller voll ist, mit 60 g Butter und dem Safte einer halben Citrone und rühre es über dem Feuer, bis es sich mit der Butter gut vermischt hat.

Außer zu feinem gebratenen Geflügel gegeben, eignet sich diese Püree auch zur selbständigen Schüssel, wenn man sie mit Eiern und Croutons umlegt oder mit über den Finger gerollten Scheibchen von rohem Schinken oder geräuchertem Lachs, und es können auch die Spitzen von geschoßenem Spargel, der aber noch keine Seitenzweige haben darf und etwa 4 c lang abgeschnitten worden, sehr gut dazu benutzt werden.

Weltpost.

Das Preisrätsel in Heft 6 hat noch die nachstehend verzeichneten Löser gefunden, bei der Verlosung der Preise hat sich folgendes Resultat ergeben:

Den 1.—6. Preis, bestehend aus je 5 Bänden der Collection Spemann erhielten:

A. Lehmann, Dresden.
Mich. Wegerstorfe, Wien.
R. Diestelmann, Schwenningen.
E. Budde, Herford.
H. del Sar, Hamburg.
Th. Uhlich, Chemnitz.

Den 7.—12. Preis, bestehend aus je 3 Bänden der Collection Spemann erhielten:

Jeannete Furoht, Wien.
Dr. Witt, Gotha.
Feldmann, Altona.
Paul Diettrich, Deutsch Lissa.
A. E. Hellmuth, Arnstein.
Paul Maresch, Wien.

E. F. in W., E. in Nieder-W., K. in St., A. A. in B., A. H. in W., E. Sch. in B., H. K. in M., Dr. K. in O., L. S. in G., R. L. in U., L. B. in St., K. H. in K., H. M. in F., G. B. in D., J. Sch. in N., G. v. T. in P., C. Sch. in H., A. T. in H., J. T. in L., F. W. in E., G. F. in L., E. L. in St. G., Frau Sch. in B., R. B. in A., A. v. E. in H. bei H., E. F. in F., A. S. in B., O. H. in F., H. B. in T., E. Sch. in A., E. H. in H., W. F. in W., A. G. in P., K. P. in P., C. P. in P., Brüder G. in P., J. M. in P., F. H. in P., E St. in H., K. M. in B.,

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.

brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 60. **Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin.** Band 1. Mit einer Einleitung von **Ludwig Geiger.**
„ 61. **Vergil's Werke.** Band 2. **Aeneïs.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **Dr. Hans Dütschke.**

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig u. Berlin.

Mit dem soeben erschienenen **achten** Bande liegt **vollständig** vor die **zweite**, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:

Illustrirte Weltgeschichte

Begründet von **Held** und **Corvin**, fortgeführt von **L. F. Dieffenbach**, Prof. Dr. **G. Diestel**, Professor Dr. **O. Kämmel**, Dr. **E. Lammert**, **J. G. Vogt**, Gymn.-Direktor Dr. **B. Volz** rc. Mit über 2500 Abbild., Tontafeln, Karten rc. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 ℳ = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden, geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden. [1206]

Volkstümliches Prachtwerk.

= **Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.** =

Seidenstoffe

(direct — ohne Zwischenhändler).

Schwarz- und weißseidene Atlasse	von M. 1.25 bis M. 13.50	pr. Meter
Schwarzseidene Failles und Taffete	„ „ 1.80 „ „ 14.00	„ „
Schwarzseid. Levantines, Satins-Luxor u. Satin merveilleux	2.65 „ „ 14.50	„ „
Farbige Failles und Taffete	von M. 2.20 „ „ 8.60	„ „
Gestreiste und carrirte Seidenstoffe	„ „ 1.80 „ „ 7.65	„ „
Weiße Failles und Taffete	„ „ 2.20 „ „ 15.60	„ „
Schwarze und farbige ganz seidene Damaste . . .	„ „ 3.85 „ „ 14.50	„ „

versende in einzelnen Roben und ganzen Stücken porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend zu Diensten. Briefporto 20 Pf. nach der Schweiz.

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. Hoflieferant.

[854]

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Bd. 30 u. 31. Bürgers sämtliche Gedichte. Mit Biographie, chronologischer Tabelle u. s. w. Hrsgb. von Sauer.

Inhalt der Bände 1—27:

1 u. 6. Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“. (Werke 1. u. 2. Bd.) 2. Goethes „Faust“. (Werke 12. Bd.) 3. Schillers „Räuber und Fiesko“. (Werke 3. Bd.) 4. Kortums „Jobsiade“. 5. Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln &c., Jugenddramen.“ (Werke 1. Bd.) 7. Wielands „Oberon &c.“ (Werke 2. Band.) 9. Grimmelshausens „Simplicianische Schriften“. Bd. 11. Günthers Gedichte. Bd. 8, 10 u. 12. Stürmer und Dränger. Bd. 1—3. Enthalten Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Maler Müller, Ch. F. D. Schubert. Bd. 13. Gryphius Werke. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde. Bd. 15. Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewald. Bd. 16. Goethes Dramen. Bd. 1. (Der Werke 6. Band.) Bd. 17. Lessings Jugenddramen u. dramatische Meisterwerke. Bd. 2. 18. Schiller „Kabale und Liebe“ und „Don Karlos“ (in 3 Ausgaben). (Der Werke 4. Bd.) 19. Simon Dach und seine Freunde, Joh. Röling. 20. Goethes Gedichte. Bd. 1. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 21. Ziglers Asiatische Banise. (Der Schles. Schule 2. Bd.) Bd. 22. Hebels Alemanische Gedichte. Bd. 23. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Bd. 24 u. 25. Lessings dramat. Nachlaß u. dramat. Meisterwerke. (Werke 2. Bd.) Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2 Bd. Bd. 27. Goethes Naturwissensch. Schriften. 1 Bd. Bd. 28. Albertinus Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Hrsgb. von R. Frhr. v. Lilienkron. (**Erster Neudruck!**) Bd. 29. Abraham a S. Clara „Judas der Erzschelm.“ Hrsgb. v. F. Bobertag.

Die **„Deutsche National-Litteratur“** ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die **„Deutsche National-Litteratur“** zeichnet sich dabei durch musterhafte Ausstattung und eminent billigen Preis aus (die Lfg. à 6—7 Bogen nur 50 Pf.!)

Die **„Deutsche National-Litteratur“ ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, das mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.**

Neckar-Hotel gegenüber der Schloß-ruine Heidelberg.

Unmittelbar über dem Neckar, 15 Minuten vom Schloß und 10 Minuten von der Bahn, an der alten schönen Neckarbrücke gelegen, ist dieses neu und elegant eingerichtete Hotel eines der schönst gelegenen Hotels Deutschlands. Schloß und Stadt Heidelberg bilden hier in voller freier Uebersicht ein unvergleichliches Panorama. Großer Garten und Terrasse beim Hause. Bäder. Table d'hôte. Restauration à la carte. Omnibus am Bahnhof. **Pension** das ganze Jahr. [899] **Friedrich Spitz.**

Haardtweine.

Für naturreine weiße u. **rote Haardtweine** eigener Kelterung, **fein, mild** und **blumig,** von **M. 60** resp. **M. 80** pr. **100 L.** an, suche Abnehmer.

Durch direkten Ankauf der Trauben am Stock u. Ersparung der Reisespesen bin ich in der Lage, dem Käufer für mäßige Preise Weine von hervorragender Qualität liefern zu können.

Probekisten von 10 Flaschen sortiert M. 12.

Spezielle Preisliste franko. [901]

H. Schartiger, Heidelberg.

Jeder Concurrenz die Spitze. [1218] **Massenproduction v. Photogr. u. Lichtdruckb. fertige 1000 St. von 18 M. an. Adolph's** Photogr. Kunstanst. **Löbau i. S.** Verl.-Catal. vers. franco überallh. g. 30 Pf.

Künstler und Dilettanten-schule für Musik

von Prof. **Wilh. Speidel,**
Stuttgart, Reinsburgstraße 34, III.

Klavier: die H.H. Prof. **Speidel, Röder, Blattmacher,** Frau **Größler-Heim** und Frl. **Grauer. Kunstgesang:** Herr **R. Emmerich. Violine:** Herr Hofmusikus **Duß. Violoncell:** Herr Hofmusikus **Seitz. Orgel:** Herr **F. Fink. Tonsatz:** Herr Professor **Speidel. Ensemblespiel:** die H.H. Hofmusiker **Künzel** und **Seitz.** — Beginn des neuen Semesters am **16. April c.** Prospekte gratis und franko. [1202]

BADEN-BADEN.

**Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C.
Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.**

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad“

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral. und medizin. Bäder jeder Art. — Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen. Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. [1201]

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Kur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Mittlere Jahrestemperatur: + 7,4° R.

Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuck-Drucklettern nebst Zubehör zum Selbstbedrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M. an, Preisverzeichniß u. Schriftproben frco.

H. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Weltpost.

M. Sch. in D., H. Sch. in H., F. P. in K., M. B. in N., L. J. in Sch., E. D. in H., G. L. in F., A. K. in Sch., C. B. in H., G. St. in B., H. L. in B., U. in B., St. in C., Frau Sch. in B., C. R. in P., A. v. W. in N. S., J. P. in H., O. F. in M., F. R. in M., E. B. in B., H. B. in W., E. M. in S., W. B. in D., H. K. in G., W. in D., E. H. in S., J. Th. in O., Frau a. d. Th. in B., C. St. in C., C. B. in D., E. T. in B., L. K. in O., R. C. in K., R. Z. in K., E. B. in A., J. W. in M., H. F. in B., Frau S. in W., G. D. in L., Th. K. in W., Th. G. in D., J. F. in B., O. W. in B., W. in M., W. K. in H., H. Sch. in K., G. K. in P., M. N. in N., H. B. in H., H. L. in B., O. F. in G., E. W. in O., Th. K. in H., K. in C., W. L. in R., A. B. in N., J. B. in K., F. G. in G., S. in M., Frau A. in P., G. R. in A., L. Sch. in H., H. M. in H., E. N. in St. P., W. B. in G., C. C. in H., P. K. in O. bei Z., Th. H. in O. bei Z., S. de L. in B., A. in W., G. K. in G., H. G. in B., H. G. in St., A. K. in H., L. B. in H., B. in B., C. v. W. in W., O. St. in W., F. Th. in F., E. T. in W., E. D. in W., A. v. D. in W., A. v. M. in Z., J. M. in O. St. B. bei W., H. O. in B., G. W. in Sch., H. in St., R. H. in A. bei W., N. in St., H. G. in H. bei W., A. R. in O., E. R. in W., St. K. in G., P. v. P. in B., W. St. in H., E. M. in H., L. M. in O., Frau L. Sch. in H., Frau Dr. E. K. in A., H. J. in W., E. E. in G., W. in M., G. F. in L., H. U. in B., J. M. in B., J. P. in P. S., H. B. in K., O. K. in A., J. Sch. in T., G. W. in B., G. G. in Ch., C. R. in B., L. B. in B., G. M. in B., H. P. in H., A. M. C. in C., L. S. in B., P. E. in B., J. N. in R., v. B. in F., E. S. in B., J. C. T. in K., C. H. in F., R. H. in B., J. M. in B., A. J. in L., K. W. in M., L. Z. in G., E. K. in H., J. R. in K. W., M. M. in F., R. W. in P., Triumvirat zu L., C. R. in W., A. L. in O., L. L. in B., P. H. in P., F. L. in C., B. B. in St., H. W. in C., E. v. E. in C., P. H. in E., R. L. in F., R. S. in E., X. P. in A., Frau A. W. in C., J. G. in P., J. W. in P., H. L. in M., J. Sch. in N., M. B. in T., Frau H. H. in O., P. St. in B., J. R. in G., A. H. in W., Frau G. L. in W., M. R. in Kl.-L., A. G. in C., H. G. in W., H. Th. in N., F. Th. in L., M. in H., D. H. in B., H. M. in O., v. L. in P., J. R. in M., Frau v. B. in H., G. R. in B., J. N. in F., G. K. in H. bei W., M. C. in M. G., J. K. in W., H. P. in B., F. K. in B., E. R. in L., L. Sch. in O., E. S. in Ch., B. N. in W., N. Sch. in W., F. R. in B., M. P. in S., Ch. Sch. in Sch., E. H. in B., B. R. in P., E. St.-H. in A., Dr. G. W. in T., H. H. in W., W. in P., Frau A. Sch. in Sch., C. F. in A., R. G. in D., W. S. in B., F. J. in B., M. F. in Z., D. E. in Z., B. B. in B., M. J. in B., Fräulein M. v. S. in B., Th. K. in A., W. L. in G., Abonnentin in B., E. H. M. in H., Frau E. Sch. in B., G. K. in B., K. O. in E., J. D. in P., R. B. in B., A. W. in Pf., H. Sch. in B., W. L. in D., Dr. F. in C., F. v. H. in W., Dr. F. in B., Th. L. in B., Ed. R. in O., L. H. in A., F. K. in W., A. S. in B., D. G.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist neu erschienen: [1217]

Dr. R. Schramm
(Domprediger in Bremen),

Unser Glaube.

Ein Wegweiser auf relig. Gebiet und eine Gabe zur Confirmation.

Zweite verbesserte Auflage.

Broschirt 6 Mark. — Fein gebunden 7.50.

Eine Darstellung des christlichen Glaubens vom Standpunkte des freisinnigen Protestantismus.

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
beginnen demnächst in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis vierteljährl. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.

Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig** und Berlin.

Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau
Dritte, völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:
Geheftet M. 9. 50.
Elegant gebunden M. 12.
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin **gratis** und portofrei. [1208]

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig

Soeben erschien: [1215]

Ueber Wissen und Glauben
von
Dr. Alois Geigel,
Professor d. Medicin a. d. Universität Würzburg.

2 Mark.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich v. Preussen angewandten Methode von Professor Maas. Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franco durch die Expedition der Professor Maas'schen Unterrichtsmittel Berlin S., Luisen-Ufer 2a und durch jede Buchhandlung. [1099]

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen: [1219]

Jetta.
Historischer Roman
aus der
Zeit der Völkerwanderung
von
George Taylor.

Preis geheftet: M. 8.
In Halbkalblederband eleg. geb.: M. 10. 15.

Lecture Parisienne
pour le Monde
où l'on veut s'amuser.
10 Oeuvres françaises **intéressantes** et **joyeuses** sont expédiées ensemble contre envoi précédent de 12 M 50 Pf ou contre remboursement franco par la poste.
Spécification gratuite. [1211]
Moritz Glogau jr., Hamburg,
Graskeller 20.

100 Visitenkarten
von 80 Pf. bis M. 5. 50. Elegante u. hochfeine Ausführung. Muster frco. gegen frco.
Hugo Pruny, München. [1213]

In **Heuser's Verlag** (Louis Heuser) in **Leipzig & Neuwied** erschienen soeben:
DIE MORPHIUM-EINSPRITZUNGEN, deren Wirkung, Anwendung und Abgewöhnung von **P. Altvater.** Preis M. 1. 80.
DIE MORPHIUM-SUCHT und ihre Behandlung von **Dr. Albr. Erlenmeyer. 2. Aufl.** Preis M. 3. 60. [1139]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Weltpost.

in B., E. F. in W., M. Z. in St., A. St. in B., J. T. in P., Dr. J. M. in O., Frau St. in M., A. U. in W., E. H. in W., C. M. in B., E. in M., Frau v. K. in H., F. H. in G., Th. K. in B., O. G. in W., P. C. in B., M. L. in O., J. Sch. in M., C. W. in S., A. F. in K., J. L. in K., J. E. in M., F. G. in H., Dr. B. in H., Dr. Sch. in St., U. J. in B., O. L. in B., F. P. in D., E. O. in St., Prof. Sch. in H., A. R. in R., J. K. in M., W. Th. in K., H. G. in P., C. J. in B., F. K. in W., R. C. in K., Frau M. K. in D., K. in E., J. Sch. in U.-H., A. R. in A., F. Sp. in L., E. J. in E., E. Sch. in G., C. Sch. in D., M. H. in W., K. in H., C. G. in K., P. Sch. in B., J. P. in B., E. M. in P. B., A. D. in B., A. S. in S., E. P. in R., W. K. in M., A. Sch. in B., M. Sch. in D., G. in D., M. S. in B., Frau L. O. u. M. in G., L. in B., J. in G., F. v. G. in M., R. K. in B., L. C. in A., J. K. in L., Gräfin S. in J., W. Sch. in B., M. Z. in M., O. M. in L., J. R. in G., J. B. in G., G. D. in H., H. Sch. in G., F. S. in R., E. S. in D., D. in W. bei R., S. K. in H., B. in P., F. M. in B., W. K. in H., O. G. in B., B. D. in M., M. Sch. in H., F. W. in B., M. Th. in Ö., G. F. in K., A. H. in W., L. G. in B., D. K. in H. St.-G., Frau M. Sch. in S., Th. F. in D., J. Sch. in K., P. L. in E., E. Sch. in Sch., M. Sch. in Pl., A. A. in R., G. O. in F., C. L. in B., S. R. in M., L. M. in L., F. F. in P., C. Pf. in Pl., M. R. in H., G. B. in H., C. G. in R., Frau R. W. in C., J. v. A. in B., H. M. in B., P. R. in Ch., Frau W. Sch. in G., A. B. in F., J. S. in S., G. v. d. O. in B., L. in H. R., M. M. in L. R., A. B. in T., C. Z. in St., R. v. Sch. in Ch., L. M. in A., A. F. in Z., K. J. in Z., A. Sch. in Sch., Frau S. in W., A. N. in T., Fräulein M. L. in P., Rektor Z. in C., F. P. in H., H. F. in B., Frau F. K. in K., R. in B., Geheimerätin N. in B., C. B. in N., M. K. in P., T. B. in D., Frl. E. W. in Th., B. Th. in H., O. L. in B., W. K. in St. P., H. L. in St. P., G. G. in L., C. H. in P., M. in St., L. U. in H., M. F. in H., Frau L. J. in B., P. K. in S., H. R. in B., L. L. in L., C. M. in K., A. T. in W., G. N. in F., X. Y. 15 in B., Frau O. G. in B., C. Sch. in E., E. Sch. in R., A. M. in W., B. P. in K., C. O. in P., A. L. in C., C. A. in M., P. R. in B., A. Sch. in B., C. S. in Kl.-K., C. P. in St., M. in Rh., O. D. in L., E. B. in L., G. F. in B., B. Sch. in M., H. F. in B., R. Th. in H., Frau Dr. A. M. in F., G. J. in St., A. R. in W., A. K. in W., H. K. in D., J. L. in W., E. G. in W., M. L. in W., C. K. in H., E. B. in T., Frau Dr. K. in N., Ph. F. in B., C. K. in K., N. B. in O., W. H. in K., F. N. in L., D. Sch. in H., R. A. in K., Amtsrichter B. in W., J. W. in T., A. K. in St., H. Sch. in B., R. K. in B., E. B. in B., A. B. in W., Frau H. B. in D., Frau E. R. in A., E. u. E. in B., A. H. in R., E. G. in B., Frau E. Sch. in B., J. P. in P., E. K. in Z., R. M. in Sch., E. K. in S., A. G. in W., H. B. in St., M. U. in P., S. A. in P., O. in B., B. in Sch., A. B. in St., P. F. v. O. in W., M. N. in A., L. B. in St., W. P. in B., H. D. in H.,

Vornehmstes Confirmationsgeschenk!

Die **Abendmahlskinder.**
Von **Esaias Tegnér.**
Illustrirt von **Erwin Oehme.**
Quartformat.
Reichster Prachtband im Renaissancestil.
Preis 12 Mark.

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Zum **Einjährig-Freiwilligen-, Fähnrich-Examen** rasche und sichere Vorbereitung im **Institut Khuen in Straßburg i. E.**

Soeben erschien:
REVANCHE! Bilder aus Paris von **Otto Röse.** 8. XX u. 341 S.
Berlin. Verlag v. Robert Oppenheim.

Soeben erschien das Werk: **Rettung von Trunksucht** u. Beseitig. ihrer schreckl. Folgen u. wird gegen Einsend. v. 50 Pf. in Briefm. fr. zugesandt., **Deutsche medicin. Buchhandlung Pankow,** Florastr. 30 bei Berlin. [1199]

Garantirt echte **Briefmarken!**
Barbados 7 Stück verschiedene 50 Pf. — **Bulgarien** 12 versch. 60 Pf. — **China** 3 versch. 50 Pf. — **Cap Verde** 5 Reis à 5 Pf. — **San Domingo** 1/4 centavo à 5 Pf. — **Gambia** 4 versch. 50 Pf. 2c. 2c. Ausführliche Preisliste gratis und franco. **Ernst Hayn, Berlin N., Invalidenstr. 15.**

Stottern! [1208]
wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.**

Correspondenz. — Rechnen. — Schönschrift. — Buchführung.
Prospect! — Probebrief!
Einfache, doppelt italienische und amerikanische
Buch-führung!
durch brieflichen **prämiirten** Unterricht.
Adresse: Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut, Abtheilung für brieflichen Unterricht in Wien.
gratis! — franco!
Prospect, Probebrief gratis.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. **Jährlich erscheinen:**
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [969]

J. NEBRICH, *Sekt-Depôt,* Köln. [973]

Die feinsten Parfums sind:
Lohse's Maiglöckchen —
Lohse's Heliotrope blanc —
Neu!
Lohse's Excelsior Bouquet —
in Flaschen à 2 M.; grössere 3 M. und 5 M. 50 Pf.
Gustav Lohse, Kais. Königl. Hof-Parfumeur,
Berlin, W., Jäger-Strasse 46. [947]
Ausführliche Preislisten gratis. Aufträge nach ausserhalb prompt.

Weltpost.

G. B. in St., P. J. W. in N.-U., J. Sch. in L., O. F. in B., G. F. in L., Dr. R. v. M. in W., M. K. in K., E. H. in A., C. H., H. Sch. in H., E. W. in Sch., M. St. in O., D. in W., E. H. in K., H. W. in Sch., A. Sch. in S. bei P., F. K. in B., H. T. in B., R. D. in B., A. R. in B., Th. B. in K., B. in P., J. W. in R., J. B. Sch. in B., K. K. in B., L. L. in H., F. W. Sch. in L., E. H. in O., R. H. in B., C. Th. in G., E. H.-B. in B., F. C. in B., A. M. in H., J. K. in A., A. D. in H., M. B. in G., F. G. in A., E. B. in Sch., W. M. in A., E. E. in H., A. v. G. in Z., M. L. in W., W. K. in S., E. K. in B., J. D. in M., H. B. in P., M. v. W. in Ch., C. A. in L. R., A. B. in H., L. H. in St., O. W. in B., A. L. in D., F. J. in B., O. P. in B., A. B. auf Insel R., Sch. in T., C. H. in D., H. W. in M. G., Frau A. P. in M., M. T. in B., C. S. in B., J. D. in J., R. S. in G., C. S. in H., M. D. in P. W. bei H., D. H. in D., A. H. in M., R. L. in W., G. U. in S., E. K. in St., H. S. in B., E. P. in J., M. O. in D., K. N. in A., E. L. in S., B. v. St. in D. R., O. W. in B., P. F. in W., A. S. G. Schloß St. bei L., H. Sch. in L., E. Sp. in St., F. Sch. in P., Frau H. S. in E., L. K. in A., T. L. in W., L. K. in W., A. E. in L., Dr. R. G. in T., H. R. in T., R. R. in T., H. E. in B., W. R. in A., Frau Dr. B. in W., Frau P. L. in C., F. H. in L., A. B. in T.-S., Th. T. in B., H. B. in G., K. R. u. M. R. in W., A. v. W. in S., J. R. in B., E. A. in B., L. K. in H., H. G. in H., W. W. in P., Dr. E. L. in P., H. W. v. D. in L., A. E. H. in A., P. K. in R., J. H. in L., J. W. van H. in E., E. C. in P., C. M. in L., G. K. in Sch., H. G. in B., J. R. in St., A. W. in B., M. v. L. in H., R. B. in W., B. in K., H. E. in K., O. J. in B., Dr. E. in D., W. H. in F., Frau R. Sch. in M., F. F. in B., A. H. in P., M. L. in B., H. K. in St., H. B. in H., H. A. P. in H., P. B. in St., M. J. in P., J. B. in K., F. G. in C., B. R. in P., R. K. in F., R. H. in M., W. in D., Pastor L. in K., E. P. in D., A. R. in E., C. W. in L., E. St. in G., J. K. in D., P. u. B. P. in P., J. H. in P., K. S. in M., J. A. in W., P. Q. in W., E. Sch. in R., L. R. in A., P. K. in L., Dr. M. in St. P., A. H. in St., R. Sch. in B., F. W. in B., O. C. in L., O. B. in St., O. Sch. in G., Ch. P. in R., G. W. in B., J. A. M. in R., P. W. in O. W., M. H. in L., M. B. in T., D. K. in W., Frau M. E. in J., A. J. in F., R. W. in E., F. H. K. in O., G. L. in W., G. in St. H., O. F. in P., P. H. in L., K. H. in E., G. R. in B., F. S. in H., J. Th. in A., S. v. H. in Sch., M. B. in B., H. M. in L., J. G. in T., F. H. in G., E. W. in G., A. F. in G., C. G. in D., Th. B. in K., E. R. in B., A. Sch. in D., J. Sch. in K., L. Sch. in M., C. Sch. in B., A. F. in F., G. G. in B., F. B. in L., L. A. in B., Frau W. H. in P., M. Sch. in M., E. R. in B., J. D. in K., M. S. in L., F. F. in B., E. B. in H., H. v. S. in H. U., Th. U. in Ch., J. F. in W., Dr. W. in G., Oberamtsrichter F. in A., P. D. in L., H. H. in Ch., F. B. in W., C. A. H. in M. a. St., Dr. F. in L., A. H. in S.,

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.

Otto Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk.

Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.

In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.

Prospekte gratis. Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

GRIECHISCHE WEINE

1 Probekiste mit 12 ganzen Flaschen, 12 ausgewählte Sorten von Cephalonia, Corinth, Patras und Santorin. — Flaschen und Kiste frei. Ab hier zu 19 Mk. 50 Pf.

I·F·MENZER·

Ritter des Königl. Griechischen Erlöserordens.

4 Mk. 2 ganze Flaschen, herb und süss. Franco nach allen deutschen u. österr.-ung. Poststationen geg. Einsendung d. Betrages 1 Postprobekiste.

NECKARGEMUEND·

Weltpost.

C. C. in B., P. H. in L., J. K. in R., J. T. in R., M. K. in R., Frl. S. in R., Frl. T. in R., F. in R., Frau B. in R., Dr. A. K. in R., W. B. in N., K. H. in T., H. H. in O., P. M. in K., A. L. in St., Dr. M. in Pr. M., Frau M. B. in W., J. P. in M., F. M. in B., O. H. in M. G., T. G. in S., A. H. in W., E. K. in W., L. in G., R. Sch. in B., H. F. in G., F. E. in Sch., J. U. in B., F. K. in B., Baron v. B. in Sch., K. H. in G., F. K. in R., M. A. in P., W. Z. in H., M. H. in R., B. D. in H., C. J. R. in W., A. in Pf., Frau K. in E., E. Sch. in K., B. St. in K., B. W. in P., G. W. in C., W. L. in K., W. L. in B., A. L. in Sp., F. X. K. in R., F. B. in N., A. W. in H., S. Sch. in F., J. G. H. in W., D. G. in K., A. P. in H., R. W. in W., A. H. in C., M. F. in Ch., C. G. in H., M. St. in W., J. R. in L., Dr. P. in Y., J. H. in R., Frau Sch. in E., A. W. in G., G. M. in H., G. in O. bei D., R. Sch. in L., J. L. in H., J. M. in K., K. in B., A. F. in M., F. B. in L., M. K. in H., Pf. in H., P. L. in H., A. R. in T., G. B. in D., Comtesse B. Z. in H., L. H. in H., Frau B. J. in D., C. F. R. in G. Sch., Frau L. B. in P. M., R. Sch. in D., L. H. in P., A. O. in H., A. G. in K., A. B. in S., C. H. in B., C. G. Sch. in S., G. F. in B., Dr. F. L. in B., A. E. in B., M. M. in B., C. G. in H., L. D. in G. E., A. R. in F., H. G. in G., H. G. in J., R. Sch. in G., v. F. in B., P. F. in D., A. L. in E., M. O. in B., A. K. in Gr., A. W. in E., L. B. in Sch., M. D. in C., Frau W. in K., H. v. P. in J., A. Sch. in G., A. R. in M., R. G., W. in B., Frau K. in B., O. F. in M., H. R. in M., K. D. in Sch., P. in B., Dr. R. in L., Dr. Z. in C., Frau H. N. in St., C. M. in S., E. R. in B., Dr. M. in T., L. P. in B.

Das Preisrätsel in Heft 7 ist bis jetzt von Folgenden gelöst worden:

B. W. in L., L. F. in L., E. E. in M. bei L., P. H. in H., H. B. in L., Prof. J. R. in St., A. B. in P., W. T. in P., Dr. Ch. in D., W. U. in G. L., F. in P., A. Sch. in L., K. H. in G., F. M. in H., A. H. in L., H. Sch. in G., B. G. in G., Frau K. in L., C. F. Sch. in G., D. v. H. in L., W. K. in St., C. Sch. in H., H. Sch. in St., H. E. in St., L. E. in D., Sch. in H., L. Sch. in H., L. K. in B., M. U. in L., E. E. in E., H. O. in E., P. K. in H., Frl. B. in K., H. K. in F., J. R. B. in H., O. O. in P., C. D. in St., Frau R. B. in M., W. L. in St., R. v. F. A. St. in St., Dr. M. in C., Frau A. St. in St., Abonnenten in St. P., J. K. in L., W. G. in St., E. K. in St., F. Th. in R., D. in N., R. B. in M., A. G. in St., F. B. in Pf., A. B. in H., W. D. in Pf., A. in L., Lehrer R. in W., C. M. in K., S. in B., P. Sch. in B., C. R. in B., Frau Dr. L. in B., M. B. in H., E. P. in W., F. Sch. in St., W. H. in F., H. in P., A. K. in H., M. in G., R. B. in Z., E. Sch. in N. M., C. L. in C., M. in M., C. P. in R., M. in D., W. Sch. in B., Frau L. in D., B. in H., St. in B., F. F. in B., W. W. in L., C. J. in B., A. R. in B., A. E. in H., B. in B., R. M. in H., Pf. in J., R. R. in D., E. B. in B., M. in B., M. in M., C. W. in

Wilhelm Emmer

Magdeburg, Berlinerstr. 25 u. 26,

Königl., Grossherzogl., Herzogl. und Fürstliches

Hof-Pianoforte und Kunst-Institut

liefert anerkannt nur preisgekrönte und preiswerthe

Pianinos, Flügel, Cottage-Orgeln

(amerikan. Harmoniums),

besitzt **vorzügl. Empfehlungen** von **Musik-Autoritäten,** wie **Ritter, Ehrlich, Bott, Remmert, Scheiffler** etc., bietet **die grössten Vortheile durch Zahlungs-Erleichterungen** und bei Baarzahlung durch **Vorzugspreise. Längste Garantie.** **Reparatur-Werkstätte.** [574]

ZÜRICH — am Bahnhof.
Hôtel Habis.
[975]

Technikum Buxtehude bei Hamburg.

Vorzüglich frequentirte Fachschulen für **Bautechnik, Maschinenbau, Tischlerei und Malerei.** [1225]

Näheres u. Gratis-Programme durch den Director **Hittenkofer.**

Soeben erschien:

Ein Streifzug durch den Nordwesten Amerika's. Festfahrt z. Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von **R. Mohr,** Redakt. d. Weser-Ztg. 8. VI u. 394 S. M. 6.

Berlin. Verlag v. Robert Oppenheim.

Bücher-Ankauf. [1162]

Bibliotheken und einzelne Werke, zu höchsten Pr. pr. Cassa. Kataloge meines Lagers (250,000 Bde.) liefere für 30 Pf. fco.

L. Glogau Sohn. Hamburg. Burstah.

Gesichtshaare

entfernt nach **einmaligem** Gebrauch und ☛ **für immer** das neue unschädliche, **ärztlich** empfohlene Mittel. Preis 3 M. s. amtlicher Begutachtung. [1197]

F. Marcalouse, Prag-Smichow.

Fahnen und Banner, Schärpen u. Vereinsabzeichen.

Skizzen, Materialproben etc. gratis. Beste Referenzen.

J. A. Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant,

Kunststickerei und Fahnen-Manufactur.

IN DEN APOTHEKEN:

75 PFENNIGE.

Neue praktische Gegenstände. [1190]

Patent-Schieberwaage: die einzig existirende Waage, die **ohne** Gewichte von 1 Gramm bis 10 Kilo **genau** wiegt, was bei Federwaagen unmöglich. Patent-**Rollschutzwände** wesentlich **besser** als sogenannte Spanische Wände. **Rasenmähmaschinen** mit **4 Obermesser,** wodurch streifiges Schneiden unmöglich wird. Neueste **Petroleumkochherde,** 30 Größen von Mk. 5. — an, durch Wasserbassin **geruch-** und **gefahrlos.** Prospecte gratis.

Theodor Küchler, Frankfurt a. M.

☛ Erstes Specialgeschäft amerikanischer Oefen.

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb.

Weltpost.

H., E. W. in H., W. v. B. F. in L., A. E. in M., R. W. in L., C. H. in G., Freiherr v. N. in K., S. in G., R. B. in N., St. in C., E. J. in T., R. J. in H., J. B. in G., R. M. in M., A. P. in St., A. A. in B., B. in H., O. M. in H., O. Sch. in H., C. S. in M., E. T. in L., F. W. in C., J. G. in C., R. L. in H., P. Sch. in D., G. H. C. in B., C. K. in B., C. in B., Freiherr Sch. in M., R. B. in H., B. N. in P., G. L. T. in B., W. Sch. in H., J. L. B. in B., C. K. in H., Dr. Sch. in F., W. R. in H., D. in B., H. B. in B., Dr. F. Sch. in B., W. Sch. in K., D. in C., J. B. in L., A. G. in L., Frau S. Sp., C. K. in B., H. v. S. in H., J. H. C. S. in H., H. K. in K., J. E. W. in B., R. B. in H., L. R. in L., O. K. in G., Prof. P. in Sp., Dr. K. in D., A. D. in B., C. K. in H., A. M. in H., C. S. in H., F. in C., H. B., A. W. in K., F. L. in Z., G. G. in H., M. F. in Ch., M. T. in L., H. B. in N., M. M. in C., N. M. in Sch., H. K. in K., R. R. in L., E. Sch. in L., v. G. in N., A. O. C. in G., O. B. in L., M. in D., v. Z. in M., G. in B., Frau Sch. in R., K. A. in B., J. J. in N., C. Sch. in N., W. D. in L., M. F. in St., F. F. in Sch., W. Sch. in St., E. F. in B., B. H. in Z., Dr. B. in H., L. in M., H. B. in L., B. in R., A. L. in B., C. E. in H., St. in St., J. W. in B., H. L. in A., Frau E. in N., M. K. in R., W. L. in W., B. St. in F., F. H. in St., W. A. in K., J. B. F. in L., Frau B. in S., J. M. in M., Dr. M. in E., R. L. in L., Postdirektor J. in G., H. L. in E., A. M. in F., O. G. in St., A. W. in W., G. St. in W., L. U. in L., Frau E. in R., Dr. Sch. in A., G. H. in M., C. H. in B., A. H. in C., W. A. in W., Verein F. in B., G. F. in B., L. K. in W., E. C. in St., H. H. in T., E. Sch. in G., Architekt H. in N., B. R. in G., S. N. in L., W. G. in G., Hofrath W. in B., A. Sch., Dr. B. in W., W. H. in H., A. L. in B., W. in B., M. K. in B., O. D. in P., B. G. in E., B. W. in B., O. E. in G., A. A. in F., O. H. in H., W. O. in H., H. B. in P., G. W. in U., L. G. in H., H. R. in L., A. B. B. in L., G. Sch. in H., J. A. C. in H., C. S. in H., M. H. in W., W. N. in H., C. Sp. in H., Sch. in H., F. W. F. in H., Th. K. in G., W. B. in B., H. H. in W., G. H. in Sch., R. W. in D., v. W. in G., C. R. in W., R. B. in H., H. E. in E., A. B. in H., Dr. K. in C., Frau Prof. B. in H., E. B. in H., L. B. in Sch., A. P. in B., C. B. in K., C. R. in B., H. D. in B., W. H. in A., E. R. in B., R. A. G. in S., H. B. in L., Frau H. in H., A. Sch. in B., F. B. in D., R. L. in L., Sch. in B., C. Sch., Th. M. in B., J. B. in L., G. H. in R., v. G. in D., J. M. in Ue., A. H. in B., Prof. Dr. B. in St., M. M. in St., H. B. in B., K. A. W. in St., P. J. H. in W., A. J. in Sch., H. J. in B., C. M. in B., O. B. in K., A. B. in A., A. L. in E., W. P. in D., T. Sch. in O., G. H. in D., M. M. in B., Frau O. in C., B. P. in F., A. M. in N., F. P. in Z., Dr. K. in R., C. L. F. in F., R. L. in L., G. in M., F. Z. in E., H. J. in S., C. Z. in L. R., O. P. in B., H. B. in H., H. B. in G., H. H. in B., B. Sch. in B., T. Sch. in R. L.,

Wormser Brauer-Akademie.

Programm und Auskunft für den nächsten Cursus zu erhalten durch die Direktion **Dr. Schneider.** [1221]

Blutentmischung.

Geht die normale Verwandlung der Nährstoffe in Blut nicht in gehöriger Weise vor sich, so weicht die Zusammensetzung dieses kostbaren Lebenssaftes von seiner natürlichen Zusammensetzung ab und Krankheiten, wie Scropheln oder Tuberculose, Flechten ꝛc. sind häufig die Folgen.

Die Ursachen, welche vornehmlich diese Blutentmischung hervorrufen, sind: erstens erbliche Anlage, indem der Nachkomme mit einer schlechten Blutbildungswerkstatt schon von Geburt an ausgestattet ist oder zweitens, und diese Ursache ist wohl die häufigste, wird die fehlerhafte Blutbildung durch eine unrichtige oder leichtsinnige Lebensweise erworben.

So sind außer jenen, die ihre Gesundheit durch Selbstverschulden, Gebrauch von Jod und Quecksilber ꝛc. untergraben haben, auch alle diejenigen, welche eine vorwiegende sitzende Lebensweise führen (Kaufleute, Beamte, Gelehrte ꝛc.) und sich nicht genügend Bewegung in freier Luft machen, ferner Mädchen und Frauen, welche durch Nähen, Stricken, überhaupt Handarbeiten den Tag verbringen, sehr leicht zur fehlerhaften Blutbildung geneigt und sie ist bei Vielen thatsächlich vorhanden, ohne daß den sie begleitenden Erscheinungen die nöthige Beachtung geschenkt wird.

Da nun ein fehlerhaft zusammengesetztes Blut schlechterdings nicht den normalen Lebensreiz auf die Nerven ausüben kann, so muß die ganze Gesundheit darunter leiden und einem Heer von Krankheiten wird ein fruchtbarer Boden vorbereitet.

Der Bedeutung des Blutes nun hat der langjährige Chefhospitalarzt Dr. med. Liebaut seine bereits in 12. Auflage erschienene Broschüre „Die Regenerationskur“ gewidmet, erhältlich à 50 Pf. in **Stuttgart** bei **J. Ullrich's** Buchhandlung, Eberhardsstraße 55, und sind wir überzeugt, daß Jeder, welcher an Blutentmischung leidet, diese äußerst lehrreiche Broschüre mit höchster Befriedigung lesen und durch Befolgung der darin gegebenen Rathschläge sich auf einfache und bewährte Weise wieder in den Vollbesitz seiner Gesundheit setzen kann. [1178]

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkatarrhen,** bei **Verdauungsstörungen** überhaupt, wirken überraschend im **kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen. [798]

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Schutzmarke.

Enthaarungsmittel,

Professor Böttger's ***Depilatorium*** in Pulverform von **G. C. Brüning,** Frankfurt a. M. Anerkannt bestes Enthaarungsmittel, giftfrei, ganz unschädlich, greift die zarteste Haut nicht an und ist deßhalb Damen ganz besonders zu empfehlen. Das Pulver, mit Wasser zu einem Brei angerührt, wirkt mild erweichend resp. auflösend auf die Haare und kann zur Entfernung der stärksten Bärte verwendet werden.

☛ **Es ist das einzige Mittel, welches ärztlich empfohlen wird.** ☚

Originaldose à Mk. 2. —, Probedose à Mk 1. —, der dabei zu verwendende Pinsel Mk. —. 25. [1222]

Zu haben in allen größeren Parfümerie- und Droguenhandlungen, sowie bei dem Erfinder G. C. Brüning, Frankfurt a. M.

Heinr. Kleyer, Fabrikant der **„Herold“,** Frankfurt, 2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder. Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M. General-Agent der [900] **„Coventry Club“,** Sicherheits- u. „Salvo“ Bi- und Tricycle. Ersatzth. u. Zubehör. — Neue Prosp. gratis.

Weltpost.

A. B. in A., E. F. R. in B., A. C. M. in W., C. K. in M., H. R. in W., J. Sch. in J., R. R. in G., K. F. in B., E. G. in H., W. L. in T., R. M. in G., C. H. in W., A. M. in W., O. H. in B., Fräulein M. H. in D., A. Z. in N., R. N. in L., R. P. in D., A. St. in W., L. H. in P., B. Sch. in G., J. Sch. in J., L. L. in D., M. in B., H. W. in St., M. H. in E., W. B. in E., C. N. in B., A. G. in G., P. C. in L., A. B. in St., A. H. in B., G. B. in St., F. T. in Pf., H. in B., A. Sch. in B., F. in B., R. N. in G. L., K. in B., W. K. in E., C. Sch. in H., Frau v. D. in D., W. B. in W., G. H. in W., M. B. in W., A. H. in R., M. D. in B., Frau B. in H., E. K. in L. R., P. W. in M., Kaufmann F., Stud. R. in T., B. B. in G., E. B. in M., D. in B., C. W. in S., L. B. in E., F. v. F. in P., O. Sch. in H., M. E. in B., G. in B., Lehrer G. in B., F. M. in W., L. Z. in K., K. G. in St., H. K. in L., O. B. in M., F. Z. in B., E. W. in L., A. L. in Sch., R. J. in B., J. G. in K., C. S. in D., K. in K., St. in N., M. C. in M., M. B. in M., Dr. K. in Q., M. F. in A., E. W. in T., E. G. in St., E. W. in B., W. K. in R., B. Sch. in A., H. D. in N., O. B. in M., M. T. in N., Inspektor K. in N., J. L. in N., H. N. in N., B. S. in K., H. P. in A., C. P. in A., C. S. in F., H. F. in G., A. H. in B., R. B. in N., R. C. in K., W. K. in Sch., E. H. in B., C. D. in M., Frau Hauptmann K. in L., H. J. in K., W. B. in B., H. B. in W., B. Sch. in W., M. H. in W., B. K. in L., E. H. in B., L. W. in A., C. B. in L., W. R. v. Z. in H., M. in M., Lehrer L. in F., J. L. B. in Z., M. v. B. in M., L. T. in A., Bergrath J. in Bad R., L. R. H. in L., L. u. H. P. in K., P in F., C. Sp. in H., C. Sch. in B., T. K. in K., A. M. G. in T., C. M. in F., A. B. in M., R. M. in St., E. T. in G., E. Sch. in Gh., Dr. T. A. in H., v. T. in K., F. Sch. in H., F. W. in M., W. L. in R., N. R. in C., L. B. in St., W. F. R. in W., B. in R., R. Z. in N. M., A. L. in Sp., J. R. in H., M. K. in St., J. Z. in St., O. K. in J., C. C. in Bad O., A. B. in B., J. H. in C., E. M. in A., J. W. in B., Frau K. in C., A. in Sch., L. St. in Sch., A. Sch. in A. Z., J. C. S. in M., H. S. in B., G. St. in D., W. P. in L., C. Z. in M., G. B. in L., P. H. in L., W. N. in L. L., M. G. in B., E. P. in D., P. E. in B., H. J. in D., R. in B., J. M. in N., E. B. in L., A. F. in Gh., F. M. in F., A. M. in Gh., Pf. in Sp., W. Sch. in D., A. Z. in G., Graf St. in J., A. L. in A., E. K. in W., C. H. in H., R. Sch. in B., H. F. in H., A. B. in St., E. d. B. in H., P. E. in H., St. in H., Dr. W. M. in N., W. N. in O., S. St. in M., J. K. in A., F. F. in H., M. in C., F. W. in H., K. H. in T., A. St. in K., K. in O., C. G. in L., L. B. in H., E. B. in K., E. D. in St., R. in G., H. in F., Lehrer A. in L., W. in W., T. D. in A., E. M. in St., G. M. in F., G. B. in B., F. G. in W., C. D. in F., J. O. in T., Landrath S. in G., E. S. in M., L. B. in G., O. K. in D., W. S. in W., H. R. in L., E. L. in N., F. A. B. in Z., W. R. in N., B. K. in B., H. Sch. in H., F. J. in B., F. K. in K., M. in Z., C. G. in B., Sch. in H., H. K.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich **(6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals)** zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatl. 4 Mk. (M. 5. 60 für die and. Länder d. Weltpostv.) Quartalpreis bei **wöchentl.** Versendung im Weltpostverein Mk. 14,40, außerhalb dess. Mk. 19,50.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 316 bis 322.

Das Lordmayor-Bankett. — Zur Orientirung im Osten. (I/III.) — Die neuen Beziehungen Spaniens zu Deutschland. — Das Friedensgeläute. — Die Heere und die Schulden Europa's. — Die Reorganisation der bayerischen Staatsforstverwaltung.

Die schönen Tage in Rheinsberg. Von R. Waldmüller-Duboc. — Dr. Anton Mayers Buchdruckergeschichte Wiens 1482—1882. Von Dr. K. v. Scherzer. — Eine Geschichte der directen Steuern in Bayern. — Englische Reden und Schriften zur Luther-Feier. — Ein Schweizer Staatsmann als Prediger. Von H. Blum. (I/II.) — Gießener Studien über Maria Stuart. Von W. Oncken. (V. Schlußartikel.) — Die Gemeindewirthschaft und der Bauer in Rußland. Von Dr. E. Petri. — Briefe aus der Reichshauptstadt. — Das römische Pantheon. Von R. Schöner. — Ein italienischer Patriot. Von G. Weber. (I/II). — Zur historischen Erforschung der deutschen Sprache. — Das Astrophysikalische Observatorium bei Potsdam im Jahre 1882. — Die Luther-Feier in Genf.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 323 bis 329.

Die Bisthumsangelegenheit in der Schweiz. — Die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Spanien. (I.) — Der bosnisch-herzegowinische Bischofsstreit. — Der Aufstand im Sudan. (I/II.) — Die Probe auf die Coalition. — Wiederum die deutsche Artillerie-Frage! — Die militärische Lage in Tongking. — Kassandra-Rufe des „Figaro".

Das römische Pantheon. Von R. Schöner. (II.) — Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer v. Knonau 1769—1841. — Vom alten und vom neuen Wien. Von L. Herbert. (III/IV.) — Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen. — Antonio Fregoso und Leonardo da Vinci. Von E. Förster. — Die Aesthetik der Nihilisten. — Die früheste Ziegelfabrikation und Architektur in Norddeutschland. Von Dr. J. B. Nordhoff. — Die italienischen Universitäten in der Vergangenheit und Gegenwart. — In der Jahres-Dämmerung. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Zur deutschen Romanlitteratur. (F. Dahns „Bissula".) Von A. Horawitz. — A. v. Reumonts Lorenzo de' Medici. Von H. Hüffer. — Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Actiengesellschaften und Commanditgesellschaften auf Actien. Von Frhrn. von Völderndorff.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Budgetdeficit. Steuerversuche. Handelsbilanz und Börsenhandel.)

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 330 bis 336.

Zur Lage in Aegypten. — Die Katastrophe im Sudan. — Die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Spanien. (II/V.) — Allgemeiner Deutscher Bauerntag. — Die historische Linke in Italien. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die deutsche Sprache in der österreichischen Armee. — Die Aussichten der preußischen Finanzpolitik.

Das römische Pantheon. Von R. Schöner. (III.) — Zur landwirthschaftlichen Frage. (I/II.) — Vom alten und vom neuen Wien. Von L. Herbert. (V.) — Die Psychologie im Dienste der Pädagogik. — Erinnerungen an die Großherzogin Alice von Hessen. — Franz Xaver Ritter v. Miklosich. — „Unter drei Königen." Von O. Mylius. (I/II.) — Dr. Schliemanns „Troja". — Briefe aus der Reichshauptstadt. — Aquarelle von Ed. Hildebrandt. — Neue photographische Publicationen von A. Braun. Von W. Lübke.

Die Frage des Malzaufschlags in Bayern. Von Professor Georg Schanz in Würzburg. — Sind Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit oder Versicherungs-Actiengesellschaften vorzuziehen?

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 337 bis 343.

Die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Spanien. (VI/IX.) — Wird Bulgarien selbständig werden? (I.) — Die neue afrikanische Armee Frankreichs. — Die Botschaft des Präsidenten Arthur. — Zur politischen Situation der Philippinen. — Socialismus in England und Oesterreich. (I.) — Das österreichische Budget für 1884.

Meran. Von L. Steub. — Das römische Pantheon. Von R. Schöner. (IV. Schlußartikel.) — Geoffrey Chaucers Werke. Von E. v. Dincklage. — Dr. Steckers Rückkehr aus Afrika. — „Unter drei Königen". Von O. Mylius. (III. Schlußartikel.) — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Bernhard Frhr. v. Wüllerstorf-Urbair. (Nekrolog.) Von Dr. K. v. Scherzer. — Eine neue Rechtsphilosophie. — Riehls „Land und Leute". — Katharina II. — Dichtungen in schwäbischer Mundart. — Vom alten und vom neuen Wien. Von L. Herbert. (VI. Schlußartikel.)

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Die Verhandlungen über den Suez-Canal.) — Die Asche der Millionen.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze rc. rc. in Nr. 344 bis 350.

Wird Bulgarien selbständig werden? (II.) — Socialismus in England und Oesterreich. (II.) — Die nationale Strömung im deutsch-böhmischen Volksstamme. (I/III.) — Die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Spanien. (X/XI.) — Auswanderung nach Chile. — Die spanische Kriegsmarine.

Ein neues Völkerrecht von einem russischen Rechtsgelehrten. (I/II.) Von Dr. L. Geßner. — Zwei österreichische Volksdichter. Von B. Walden. — Bericht der deutschen Cholera-Commission. — Ursprung und Einheit des Menschengeschlechts. — Weihnachtsgaben deutscher Kunst. Von Fr. Pecht. — Eine Turgenjew-Studie. — Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848—1871. Von K. Biedermann. — Zu Dr. Schliemanns Entdeckungen. — Die päpstlichen Archive. — Carmen Sylva's neueste Dichtungen. — Naturhistorische Museen in Nordamerika. Von K. A. Zittel. — Kunstlitteratur. Von Fr. Pecht. [1228]

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Staatsfinanzen, Börsendisponibilitäten am Jahresende. Börsen-Unfälle.) — Ueber Verwaltungskosten deutscher Lebensversicherungsgesellschaften. — Der Malzaufschlag, die klein n und großen Brauereien in Bayern.

Aufträge für Streifbandsendungen an die „Expedition in München".

Weltpost.

in M., F. F. in E., P. T. in R., G. St. in M., C. R. in H., C. W. in E., A. H. in Z., E. D. in W., M. in C., Sch. in W., D. in St., O. K. in St., F. M. in B., Dr. E. v. G. in M., F. St. in F., G. E. in A., R. v. G. in S., M. H. in L., Ingenieur O. in A., E. E. in D., H. in C., B. in K., H. S. in Th., M. in D. K., W. A. B. in F., B. H. in K., R. Sch. in L., S. R. in H., C. B. in G., R. F. in W., W. G. in C., H. S. in B., E. R. in B., Th. in H., E. H. in W., F. B. in B. K., N. Sp. in S., L. L. in P., A. Pf. in W., A. B. in D., H. H. in W., A. F. in W., R. R. in W., E. K. in W., C. K. in L., Hauptmann M. in F., St. E. in W., B. R. in L., E. Sch. in C., E. A. in G., J. W. in W., K. v. A. in W., E. G. in L., A. S. in K., E. Th. K. in W., H. J. in B., E. St. in H., O. N. in St., H. K. in B., O. B. in S., J. Z. in B., Amtsrichter W. in Ch., W. B. in J., O. Z. in St., H. G. in St., Rektor G. in C., R. T. in B., E. H. in L., C. H. in J., K. in B., R. D. in B., B. B. in L., P. F. in W., Frau W. in W., A. N. in B., Landesgerichtsrat K. in B., A. H. in B., St. in E., E. F. in A., J. R. in K., A. P. in P., M. in B., S. B. in K., G. R. in H., O. A. in W., D. S. in G., P. in S., S. B. in A., J. R. in E., L. M. in O., W. R. in G., W. in H.,

E. S. in St. Schon Lichtenberg hat einmal die Aufgabe gestellt, die Ovidschen Verse

Si nisi quae forma poterit te digna videri
Nulla futura tua est: Nulla futura tua erit.

sinngetreu und formell dem Original nachstehend ins Deutsche zu übersetzen. Unter den zahlreichen Uebersetzern, die infolgedessen die Feder ansetzten, fand sich auch Bürger.

Besten Dank für die gelungene Lösung, welche Sie uns zugänglich machen:

Wenn von Allen, die Dir einst ebenbürtig im Liebreiz,
Keine die Deinige wird: Keine die Deinige wird.

Vielleicht versuchen auch noch andere unserer Leser die Aufgabe zu lösen.

Abonnent K. in L. Ist uns leider unmöglich zu beantworten. Weiß vielleicht ein Tarokspieler unter den Lesern wer gewinnt, wenn bei einem Einser-Spiele der Spieler 35 und 1 Blatt, die beiden Partner 34 und 2 Blatt haben?

A. D. in W. Was „gewisse W.-Romane“ sind? Das wissen wir auch nicht, verstehen überhaupt ihre Frage absolut nicht.

M. S. in A. „Lind und lieblich leuchtet der Lenz“, natürlich, nun strömt sie herein die wässerige Flut der unseligen Frühlingslieder und Sie senden die erste Welle, noch dazu mit gereimter Empfehlung, in der von den mancherlei Gaben, die wir empfangen, versichert wird:

Denn Verse schmiedet jetzt ein Jeder
Und leider sind sie oft von Leder.

Das ist nun nicht ganz richtig, denn wenn auch mancher Stiefel zusammengeschrieben wird, braucht er doch darum noch nicht von Leder zu sein. Ihre Frühlingslieder sind nichts weniger als aktuell, denn heuer des „Winters Gram und Schmerzen“ zu vergessen, war nicht schwer und der „starre trotzige Gesell“ hat uns doch wahrlich nicht viel zu schaffen gemacht. Warum also die Aufregung? Die ewige Phrase von der „Trauer“, welche der Winter mit sich führe, war früher begründet, in unsrer

Vereinigte Sanitätsapparaten-Fabriken
vormals
Lipowsky-Fischer
(C. Maquet)
Heidelberg, Hauptstr. 25. | Berlin C., Brüderstr. 13.
Rollstühle,
Fahrstühle,

Ruhestühle, Tragstühle,
sowie alle Apparate zur Gesundheits- u. Krankenpflege in anerkannter Güte.
Prospekte gratis.
Größtes Spezialgeschäft
für [1187]
Sanitätsartikel.

Jos. Blank, Heidelberg, [904]
Bade-Apparaten-Fabrik,
Prämiirt 1876 — 1880 — 1881

empfiehlt als Specialität d. Neueste u. Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 24 verschied. Nummern. **Hydr. Univ.-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit u. ohne Zimmerheizung. **Pat.-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werd. kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünscht. Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten- und Hausfeuerspritzen** ꝛc.
Illustr. Preiscourante gratis und franco.

Kein Mann ohne Waffe!

Exakt eingeschossene **Teschins**, ganz ohne Knall, von 12 Mark an. **Bulldoggrevolver** von 12 Mark an. **Hinterlader-Jagdgewehre** von **35** Mark an. Preislisten gratis. Ich leiste für jede Waffe volle Garantie.
Hippolit Mehles, Waffen-Fabrik, **Berlin W.** **Friedrichstr. 159.**

Weltpost.

modernen Welt hat sie keine Giltigkeit mehr, denn die vergnügungssüchtige Menschheit hat allerlei Surrogate der Freude gefunden, um sich über die trüben Tage hinwegzutäuschen.

C. D. in M. Als Sie Ihren „Abendgesang“ anstimmten, muß es in Ihrem verehrlichen Schädel auch bereits dämmerig gewesen sein. Warum des „Zwielichts Reiz“ „Träume um ihr Gemüt wob“, die so süß waren, so süß als ob sie schliefen, ist uns so wenig verständlich, als daß die Träume im Schlaf immer süß sein müssen. Lassen Sie sich übrigens gesagt sein, daß zur Zeit wo die Blätter fallen, gewöhnlich von Saat nicht mehr die Rede ist, also ihre Beleuchtungseffekte, die Sie wie folgt ausdrücken:

„Wenn Abendrot und Dämm'rung hell
Die welke(!) Saat erhellt“

sich ein andres Objekt aussuchen müssen.

S. S. in B. Dieses „Versehen“ ist keine Fabel, also Vorsicht.

J. B. 1) Es ist selbstverständlich, daß bei dem Zimmer-Treibhaus der Blechkasten, in welchem das warme Wasser vorhanden ist in einem Holzkasten oder Holzgestell sich befindet. 2) Ebenso muß der Blechkasten doch an der obern Seite geschlossen sein und die Holzstäbchen können sich nicht unmittelbar auf oder über dem Wasser befinden. 3) Die Größenverhältnisse können sie ja ganz nach Belieben abändern; in unsrer Darstellung sind sie eben nur als Norm angegeben. 4) Je größer Sie den Blechkasten, welcher das heiße Wasser enthält, einrichten können, um so besser ist natürlich das Zimmertreibhaus warm zu halten. (Dr. K. R.)

F. K. in H. Zäumen Sie den Pegasus ab und freuen Sie sich fremder Poesie, da Sie über eigene nicht verfügen. Ihnen fehlt schon das einfachste Geschick in Beherrschung der Form, kommt Ihnen das nicht auch so vor, wenn Sie folgende Zeilen durchlesen:

Ach! Er möcht so gern noch weilen
Bei uns, o armer Erdensohn
Jetzo schlägt er auf die Augen ꝛc.

Warum auch noch die Selbstquälerei des alten am Sterben liegenden Mannes, sich auf die Augen zu schlagen?

W. in K. Farbenblindheit ist keineswegs eine Krankheit, vielmehr eine physiologische Eigenartigkeit des chromatischen Organes. Von einer Heilung kann also gar keine Rede sein. Eine große Hülfe kann sich der Farbenblinde für die Unterscheidung der Farben durch die Benützung gefärbter Brillen verschaffen. Die Farbe der Brillengläser muß eigentlich für jeden Fall von Farbenblindheit besonders bestimmt werden. Im allgemeinen kann man aber sagen, daß für die Rot- und Grün-Blindheit — und die meisten Farbenblinden sind rot-grün-blind — ein rotes Glas das geeignetste ist. Hat aber das rote Glas nicht die gewünschte Wirkung, so nehme man ein grünes Brillenglas. (M.)

H. H. in H. An Geschmacklosigkeit läßt Ihre Antwort nichts zu wünschen übrig. Wir würden von gekränkter Dichtereitelkeit sprechen, wenn Sie nicht alles eher als Dichter wären. Mit dem Itzig sind Sie an den Falschen geraten.

R. St in F. Eine solche Anweisung läßt sich hier schwer geben. Bei der Billigkeit dieser Instrumente ist übrigens Kauf ratsamer als Selbstverfertigung, zu der sie eben auch die Rohre, Gläser ꝛc. kaufen müssen und nicht einmal die Garantie des Gelingens haben.

E. L. in E. Inserate werden nur gegen Bezahlung aufgenommen.

Weltpost.

M. J. in M. Ihre nächtliche Vision „Am See" muß die übelsten Folgen bei Ihnen gehabt haben, wie würden Sie sonst schreiben können

„Ich sinke in den Rasen, er ist so wonniglich,
So einsam, so verlassen, für mich so feierlich."

Ein feierlicher Rasen! Da ist es ja wohl erklärlich, daß es Sie „wie Bann durchdringt", noch erklärlicher wäre freilich ein gediegener Schnupfen, der sich in der Regel einzufinden pflegt, wenn man am Seeufer bis in die späte Nacht hinein schläft.

M. H. D. in D. Sollten Sie bei dem Sang der Wassergeister nicht nach berühmten Mustern gearbeitet haben? Er ist jedenfalls die beste unter ihren Einsendungen.

Z. Z. Ueber Anzucht der Akazie (Robinia Pseudo-Acacia L.), Anpflanzung, Pflege derselben und zweckmäßige Verwendung des Holzes gibt ein kleines Buch von H. Jäger, „Die Nutzholzpflanzungen und ihre Verwendung" (Hannover und Leipzig, Verlag von Philipp Cohen) vorzügliche und nach allen Richtungen hin ausreichende Auskunft. Das Büchlein belehrt auch über andere Gehölze und deren Anwendung in der Technik, z. B. Weiden (Salix), weshalb wir es an dieser Stelle warm empfehlen möchten. (O. H.)

Sch. in W. Wir empfehlen Ihnen die Süddeutschen Blätter für Geflügel- und Vogelzucht (Arnold, München), die jedem Vogelfreund oder Geflügelzüchter um so willkommener sein dürften, als sie nur 75 Pf. pro Quartal (monatlich 2 Nummern) kosten.

O. Sch. in D. Segurs „Histoire de Napoléon" wurde von Kottenkamp übersetzt. Sie beziehen die Uebersetzung am besten durch ein Antiquariat.

K. H. in B. Georg Friedrich und Oskar Schindhelm in Sonneberg verfertigen Vogelorgeln.

A. Sch. in B. Wenden Sie sich an die Telegraphenfabrik von Simens & Halske in Berlin.

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke in Görbersdorf (Schlesien)
gegründet 1854, ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Auf Wunsch Prospecte gratis und franco. [1226]

Alle Pfeifenraucher sollten d. **Holländ. Tabak** versuchen, welcher ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. **10 Pfd.** frco. kosten 8 Mk. bei
[1142] **B. Becker, Seesen a. H.**

Anlehensloose.
Preisliste gratis. [906]
Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Lungen- und Halskranke (Schwindsüchtige) werden auf die Brochüre **„Ueber Heilwirkung und Anwendung d. Pflanze Homeriana"** aufmerksam gemacht, welche über die, während der Dauer v. 9 Monaten eingeholten, ärztlich und amtlich konstatirten sensationell. Heilerfolge erschöpfende Darstellungen enthält. Gegen Einsendung von 10 Pf. Porto zu beziehen durch die centrale Vertriebsstelle diätetisch-hygienisch. Erzeugnisse
J. Kirchhöfer, Triest. [1112]

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken wie einz. gute Werke spec. Kunst, Costume, Architectur, alte franzoes. Literatur kauft zur Completirg. einer **ausländ. Bibliothek** gegen Casse **S. Glogau in Leipzig.**

Monogramm-Büchlein von Erna von Manteuffel.
Preis à Heft 40 Pf. Jedes Heft für eine Familie ausreichend, enth. 25 Monogramme für Plattstich. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben.
Harburg a. E. **Gustav Elkan.**

6 mal prämiirt mit ersten Preisen!
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. Stumme Violine zum Studiren. **Zithern, Guitarren** und Blas-Instrumente. **Bandoneon's, Concertina's, Accordeon's.** — Reparatur-Atelier. Schulen zu allen Instrum. Preiscour. frc.
Gebrüder Wolff, Instrumentenfabrik, **Kreuznach.** [1035]

Geistig Zurückgebliebene
finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügl. Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung, und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppellstr. 44.

Wäscheglanzeisen. [997]
Schönstes Geschenk.

Preis 3 Mark; vernickelt 4 Mark.
Ohne Uebung sofort feinste Glanzerzeugung.
Fritz Lange, Berlin. Schwedterstr. 252.

Thüringer Holländer-Käse.
Geschmack und Form wie Schweizerkäse, à Pfd. 60 Pfennig, **feinste Thüringer Tafelbutter** à 120 Pfennig. Postcolli 5—10 Pfd. versendet unter Nachnahme.
[1165] Die Käsefabrik **Clingen-Greußen.**

Closets
f. Haus u. Zimmer, **vollständig** geruchlos, mit und ohne Wasserspülung, in einfach. w. elegantest. Ausstatt. **v. 9 ℳ an**
Closetfabr. Dresden Friedr. Gappisch.
Illustr. Preisc. **grat. u. franco.** [931]

Cognac *Deutsches Product der* **Export-Comp. für Deutschen Cognac, Köln** *a. Rh.,* *garantirt frei von jeder künstl. Essenz, reinschmeckend u. von feinem Aroma, ist* **ganz bedeutend** *billiger als französ. Erzeugniss gleicher Qualität.* **Probeweise** *stehen 4 halbe Flaschen von 4 Qualit. gegen Einsendung von M. 5.50 franco zu Diensten.*

Billigste Bezugsquelle für
Prima Holländische Cigarren u. Tabake
garantirt aus nur **besten** importirten Tabaken, frei von allen Surrogaten. [1023]
Rheinische Versand-Anstalt (Steiger) Moers am Niederrhein.
Preiscourant in Heft 2 dieser Zeitschrift.

Weltpost.

F. A. in W. Ihr „Abschiedsgruß" ist uns sehr nahe gegangen; wie sehr Sie es verstehen, in poetischer Weise ganz triviale Dinge auszudrücken, so daß man in lebhaftester Weise sich in die Situation versetzt fühlt, beweisen wohl am besten die Verse:

„überall noch schläft der Alltagskummer,
keine Sorg' die Herzen füllt,"

aber leider leider wacht dieser verdammte Alltagskummer wieder auf und die Herzen werden bis oben wieder gefüllt. Im übrigen warnen wir Ihren Abschied Nehmenden davor, daß er von

„dichten Nebeln rings umhüllt",

das ist nichts für Leute seiner Konstitution, welche

„die Brust beengt vor Schmerzen"

fühlen.

A. M. in A. Offen sind Sie, wenn Sie schreiben „mit der Ihnen jedenfalls zur Genüge bekannten Unverschämtheit der Dichtenden" rc., und wenn Ihnen Reimereien nicht so herzlich unbedeutend wären, wir druckten sie vielleicht zum Dank — — doch nicht!

Ein großer Teil der Antworten mußte wegen der sich so sehr häufenden Rätsellösungen auf das nächste Heft aufgespart werden.

Fragen.

E. W. wünscht zu wissen, wer gestempelte Briefmarken kauft.

Abert Berlin möchte ein erprobtes Mittel gegen Haarflechten angegeben haben.

Antworten.

B. L. in S. Die Anfrage in Heft 7 betr. die Bezeichnungen „in 8 Tagen" und „in 14 Tagen" ist folgendermaßen zu beantworten: Der Deutsche zählt bei Bezeichnung von nur einer Woche den Anfangs- und Endtag mit, nicht auch bei „zwei Wochen". Der Franzose thut dies bei „einer Woche" sowohl, als auch bei zwei Wochen. Er sagt: d'aujourd'hui en huit (jours) und d'auj. en quinze. Warum? Das ist so Sprachgebrauch. (Siehe auch: Brief 6 der französ. Sprachbriefe d. Methode Toussaint-Langenscheidt.)

Lungenleidende
mache ich auf meine, noch in **vorgeschrittenem Stadium zu sicherem Erfolg** führende Heilmethode aufmerksam.
Selbst brustkrank gewesen, heile ich jetzt brieflich auf **vieljährige Erfahrung** gestützt **Blutspucken, Asthma, Bronchialcatarrh** und speziell **Tuberculose** (Schwindsucht) sogar in **verzweifelten Fällen** und stehen mir **Zeugnisse** von **Personen** aus allen, auch den **höchsten Kreisen** zur Seite. [1231]
Paul Ruppert, Görlitz, Schlesien.

f. vernickelt, **sicher schiessend** à ℳ 8. —
Zimmerbüchsen 6 mm. fein mit Stecher, gezog. Lauf **ℳ 16.** — ohne Stecher **ℳ 12.** —
Zimmerpistolen à ℳ 6., 8., 11., 14. etc
Jagdflinten Lefeauch. mit Doppelschlüssel à **ℳ 30.— 34.—, 40.—, 48.—, 60.—** etc.
do. Centralf. à **ℳ 45.—, 52.—, 60.—** etc.
Versandt unt. **Garantie** geg. **Nachnahme.**
Johs. Wahl, Waffengeschäft, Stuttgart.

Der stengellose Enzian
Gentiana acaulis
(S. 234).

Alpenblumen.

Von

Hermann Müller.

Wem es jemals vergönnt war, im Juli oder August bei wolkenlosem Himmel auf einem Hochkamme der Alpen zu verweilen und mit offenem Sinn dem Genuß ihrer eigenartigen Welt sich hinzugeben, der findet in dem Erinnerungsbilde, das jene sonnigen Stunden ihm hinterließen, ganz gewiß auch und vielleicht sogar als dessen lieblichsten Bestandteil, die Alpenblumen.

So überraschend neu sind die Eindrücke, welche die Hochalpen uns aufdrängen, daß sie noch nach Jahren in fast ursprünglicher Frische in uns fortleben, dabei so untrennbar zu einem harmonischen Ganzen unter sich verbunden, daß jeder einzelne derselben den Verband aller übrigen wieder in uns wachruft.

Immer leichter aufatmend sind wir in einem Seitenthale, dem tosenden Wildbache entgegen, in die dünneren Luftschichten emporgestiegen. Mit steigender Spannung haben wir das Landschaftsbild unserer Umgebung sich wandeln sehen. Spärlicher und krüppelhafter wurden die Nadelbäume der angrenzenden Berglehnen, häufiger traten zwischen ihnen karg begraste Felsabhänge hervor, mit Blumen besetzt, von Faltern umflattert. Gewaltiger hoben sich über ihnen wildzerrissene Felskolosse und schneebedeckte Gipfel vom blauen Himmel ab. Immer freier wurde die Aussicht. An den allmählich ersterbenden Nadelwald schloß sich, erst unter ihm angesiedelt, dann ihn ersetzend und die ganze Thalwand dicht überkleidend, ein niederes Gebüsch von Rhododendron an. Seine brennend roten Blumen-

massen leuchteten uns von der gegenüberliegenden Thalwand als zusammenhängende Farbenfläche entgegen. Hunderte Honig suchender Hummeln umsummten die uns benachbarten Sträuche. Zwischen ihnen stiegen wir weit über die Waldgrenze empor. Auch sie liegen jetzt tief unter uns, und voll und ganz sind wir nun der ruhigen Betrachtung der uns umgebenden Einöde überlassen.

So klar wie in diesen dünnen Luftschichten hat uns vorher noch nie die Sonne bestrahlt. So leicht und frei wie hier haben wir vorher noch nie geatmet. Das bloße Einsaugen dieser Licht- und Wärmestrahlen, das bloße Einatmen dieser dünnen balsamischen Luft, die unsere Lungen bis in ungewohnte Tiefen durchdringt und erweitert, empfinden wir als einen Hochgenuß, dem wir oft von neuem mit innigster Erquickung uns hingeben. Wie glänzend und brennend aber auch Licht und Wärme auf uns und unsere schattenlose Umgebung herniederstrahlen, wie reichlich auch der Schweiß aus unseren Poren dringt, das Gefühl der Schwüle, das uns tief unten im Thale jetzt beengen und erschlaffen würde, bleibt uns fern. Denn in gleichem Grade mit der Verdünnung und Durchstrahlbarkeit der Atmosphäre steigert sich auch die Leichtigkeit der Verdunstung, die uns abkühlt.

In erhabener Großartigkeit stehen uns jetzt die vorher nur halb erschauten, halb geahnten Bergeshäupter gegenüber. So klar erscheinen uns in dieser durchsichtigen Luft ihre zackigen Umrisse, ihre schneebedeckten Gipfel, Hochthäler und Schluchten, ihre nackten, vom Wetter zerfurchten Felswände, ihre von wüsten Schutthalden bedeckten Abhänge, als lägen sie in unmittelbarster Nähe vor uns. Sie erfüllen uns tief mit dem Eindrucke, der durch ihre lautlose Stille nur noch gesteigert wird, daß wir hart an die Grenze des Lebens unserer Erde herangetreten sind, und daß die uns so nachbarlich nahe gerückten Bergeshäupter noch weit über dieselbe hinausragen. Um so wärmer aber begrüßen wir die Blumen, die uns, so nahe der Schwelle des ewigen Winters, als Boten des hier erst im Hochsommer erwachten Frühlings ringsum entgegenlachen.

In der That finden wir uns hier, zwischen der oberen Grenze des Rhododendrongebüsches und der untern des ewigen Schnees, in der blumenreichsten Höhenzone unseres Erdballes. Ueberall, wo nicht Schnee oder nackte Felsblöcke den Boden überdecken, glänzen uns hier in lebhaften Farben die mannigfachsten Blumen entgegen. Die ganze Lebenskraft der Pflanzen scheint sich hier auf die Hervorbringung von Blumenpracht konzentriert zu haben. Dicht über dem Boden streckt der stengellose Enzian (S. 233) seine große tiefblaue Blumenglocke der strahlenden Sonne entgegen. Nicht minder gibt den zahllosen Scharen der zierlicheren Alpenblumen die Zwerghaftigkeit der Stengel und Blätter, die Größe und Farbenpracht der Blumen ihr eigentümliches alpines Gepräge. So dicht stehen überdies in der Regel diese großblumigen Pflanzenzwerge aneinander gedrängt, daß sie weithin den Boden, über den sie sich kaum erheben, mit einer zusammenhängenden Blütendecke überkleiden.

Die Quelle, die zwischen schwellenden Moospolstern herabrieselt, ist mit einem ununterbrochenen breiten Saume goldgelber Blüten der Saxifraga aizoides besetzt. Der vom Schneewasser durchtränkte, selbst kaum schneefrei gewordene Schuttabhang prangt in einem Purpurblumenteppich der Saxifraga oppositifolia. Aus dem Rande der Schneedecke selbst schauen mit zierlich geschnitztem Saume die roten und violetten Alpenglöckchen hervor. An der kaum zugänglichen Kalkfelswand breitet das Edelweiß seine graufilzigen Stengelblätter sternförmig in eine Ebene auseinander und ergänzt so seinen ärmlichen Blütenschmuck. Noch hoch über der Schneegrenze sind die kleinen Nischen und Klüfte nackter Felsklippen mit dichten Rasen der Androsace helvetica ausgefüllt, die sich mit vergißmeinnichtähnlichen weißen Blümchen überdecken. Nach Hunderten zählen die Blumenarten, die uns so nahe der Grenze des Pflanzenlebens durch den massenhaften Blütenschmuck überraschen, unter welchem ihre dicht zusammengedrängten winzigen Stengel und Blätter sich verstecken. Manche von ihnen erfreuen uns überdies durch ungemein würzigen Wohlgeruch. Die ganze Alpenmatte haucht ein Aroma aus, das selbst den blumenreichsten Wiesen des Tieflandes fremd ist.

Welchen Ursachen haben die Alpenblumen diese überraschenden Eigentümlichkeiten zu verdanken? Woher rührt das Zurücktreten ihrer Stengel und Blätter, das dichte Zusammengedrängtsein ihrer Blüten? Welche Einwirkungen haben deren Größe, Farbenpracht und lieblichen Duft hervorgebracht?

Die Zeit ist noch neu, seit welcher die botanische Forschung überhaupt von der Beschreibung gegebener Formen zur Frage nach ihrem Werden fortgeschritten ist. Auch in Bezug auf die Alpenblumen werden unsere Kinder und Enkel dereinst klarer durchschauen, was für uns vielfach noch mit geheimnisvollem Schleier umhüllt ist. Doch hat hingebende Einzelforschung auf diesem Gebiete bereits so viel mit Sicherheit zu Tage gefördert, daß wir wenigstens im großen und ganzen die wirkenden Ursachen zu erkennen vermögen.

Die unmittelbaren physikalischen Einwirkungen, denen die Alpenblumen wenigstens einen großen Teil ihrer Eigentümlichkeiten verdanken, sind dieselben, denen auch wir uns beim Betreten der Hochalpen unterworfen fühlen, dieselben, die unser eigenes Atmen und Empfinden so mächtig beeinflussen.

Dieselbe freie Ausstrahlung der Wärme in den Weltenraum, durch welche die hervorragendsten Gebirgskämme so stark abgekühlt werden, daß sie sich mit ewigem Schnee bedecken, beschränkt in den nächsttiefergelegenen Zonen die schneefreie Zeit auf wenige Wochen oder Monate und zwingt die sie bewohnenden Pflanzen, auch ihrerseits die Entwickelung der Stengel und Blätter auf das äußerste zu beschränken und die zur Fortpflanzung und dauernden Erhaltung unerläßlichen Blüten so rasch als möglich zu entfalten. Diese sind an sich im allgemeinen keineswegs größer, als bei den nächsten Verwandten des Tieflandes. Aber die Stengel und Blätter sind zu um so zwerghafteren Dimensionen zusammengeschrumpft, je höher und ausgesetzter ihr Standort. Nicht an sich, sondern nur im Verhältnis zur ganzen Pflanze sind die Blumen der Alpenpflanzen von auffallender Größe. Dieselbe Rauhigkeit des Klimas, welche die Entwickelung hoher Stengel und großer Blätter unmöglich macht, hat auch die Zusammendrängung zahlreicher Blumen zu zusammenhängenden Flächen zur Folge. Fast alle ein- und zweijährigen Pflanzen, die bisweilen jahrelang unter Schnee verschüttet bleiben, sind in diesen Gegenden, der Vernichtung anheimgefallen. Es sind fast nur ausdauernde Pflanzen übrig geblieben, deren niedrige Stengel meist in sehr kurzen Absätzen sich verzweigen und Blüten hervorbringen, so daß diese nun dicht gedrängt nebeneinander zu sitzen kommen. Das Geschlecht der Weiden ist durch alle Zonen hindurch, von der Ebene bis zum ewigen Schnee, in zahlreichen Arten vertreten und daher besonders geeignet, uns diese Wirkung des Klimas zu veranschaulichen. Ein Weidenbaum des Tieflandes, der sich unverstümmelt hat entwickeln können, ragt mit schlanken Aesten und Zweigen hoch in die Lüfte und treibt jährlich fußlange neue Schosse. Die zwerghafte Salix herbacea der höchsten Alpenrücken dagegen drückt sich dicht an den Boden und verlängert ihre Aeste von Jahr zu Jahr kaum um eines Strohhalmes Breite. Aber ein Gewirr dieser Pflänzchen, von denen die Abbildung auf S. 240 nur ein einzelnes herausgelöst darstellt, überzieht den Boden derart, daß ihre Blätter und Blütenährchen denselben dicht überkleiden. Ebenso sind bei den Alpenpflanzen mit größeren, lebhafter gefärbten Blüten diese durch die Verkümmerung und dichte Verästelung der Stengel eng aneinander und dicht an den Boden gerückt, so daß sie auf demselben eine ununterbrochene Blumendecke bilden.

Dieselbe alpenaufwärts stetig zunehmende Luftverdünnung, die uns leichter und tiefer aufatmen läßt und unsere Verdunstung und Abkühlung beschleunigt, wenn wir bis über die Grenze des Baumwuchses emporsteigen, macht die Atmosphäre der Hochalpen leichter durchstrahlbar, rückt uns dadurch die Bilder der vor uns liegenden Bergeshäupter in unmittelbare Nähe und setzt, wie uns selbst, so auch die Alpenblumen intensiver wirkenden Licht- und Wärmestrahlen aus. Daß eine Aenderung der Belichtung auch die Blumenwelt beeinflußt, ist durch die 30jährigen Untersuchungen eines norwegischen Forschers außer Zweifel gestellt. Professor Schübeler in Christiania hat den bestimmten Nachweis geliefert, daß das ununterbrochene Tageslicht des skandinavischen Sommers den Farbenglanz der Blumen und Früchte und das Aroma der letzteren sowie der ganzen Pflanzen steigert. Die Alpen haben nun zwar vor dem umgebenden Tieflande keine längere Belichtungszeit voraus, aber auch die leichtere Durchstrahlbarkeit ihrer Atmosphäre muß die Wirkung der Lichtstrahlen steigern und durchschnittlich etwas glänzendere Farben der Alpenblumen und stärkeres Aroma der Alpenwiesen hervorrufen.

Mit diesen unmittelbaren Einflüssen des Klimas auf die Alpenblumen kombinieren sich nicht minder mächtig wirkende mittelbare, die uns nur durch nähere Betrachtung der innigen Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten verständlich werden.

Primula integrifolia. (S. 238).
A. Luftwurzeln.
B. Kelchröhre.

Daß die Blüten der Fruchtbildung dienen, weiß von altersher jedermann, daß sie aber kräftigere und entwickelungsfähigere Samenkörner liefern, wenn sie nicht mit ihrem eigenen Blütenstaube, sondern mit demjenigen getrennter Stöcke befruchtet werden, ist erst in unseren Tagen erkannt und durch tausendfältige Versuche festgestellt worden. Wir wissen jetzt, daß alle Pflanzen einer derartigen Kreuzung ausgesetzt sind, und daß bei den schmucklosen Blüten der Gräser und Haselstauden der Wind die leichtausstäubenden Befruchtungskörnchen auf getrennte Stöcke überträgt, daß dagegen den buntgeschmückten Blüten, die wir Blumen nennen, Insekten als Vermittler der Kreuzung dienen. Die bunten Farben, die Düfte, die Honigabsonderung der Blumen sind uns als Anlockungsmittel der Insekten verständlich geworden. Auch die unendlich mannigfaltigen Gestaltungen der Blumen haben wir als Anpassungen an die Kreuzungsvermittelung der besuchenden Insekten enträtseln gelernt. Zahlreiche Blumen haben in dieser Beziehung einen ursprünglicheren, mehr unbestimmten und allgemeinen Charakter, eine offene, regelmäßige Form, einfache weiße oder gelbe Farben und allgemein zugänglichen Honig; sie werden von einem gemischten Kreise mannigfacher kurzrüsseliger Insekten besucht und befruchtet, die auch ihrerseits keine hochentwickelte Ausrüstung für die Gewinnung der Blumennahrung erkennen lassen. So verhalten sich die meisten Schirmpflanzen, Saxifragen, Ranunkeln und Potentillen. Zahlreiche andere Blumen dagegen umschließen ihren Honig derart, daß er nur von bestimmten, blumeneifrigeren, vollkommener ausgerüsteten und zur Vermittelung der Kreuzung tauglicheren Insekten, namentlich Bienen, Hummeln oder Faltern, erlangt werden kann und zeigen sich der Körperform, Bewegungsweise und dem Farben- und Geruchssinne dieser bestimmten Kreuzungsvermittler aufs engste angepaßt.

Wie der Gärtner von den Pflanzen, die er kultiviert, nur immer diejenigen zur Vermehrung auswählt, die ihm am besten gefallen oder am nützlichsten sind, und wie er dadurch im Laufe der Jahre immer schönere oder brauchbarere Blumen und Früchte ins Leben ruft, so müssen unstreitig den Blumen gegenüber auch die Insekten als Züchter, wenn auch natürlich als unbewußte, gewirkt haben. Denn auch sie wählen nach ihrer Liebhaberei und ihrem Bedürfnis die Blüten, deren Honig sie genießen wollen, aus; auch sie führen die Pflanzen, deren Blüten sie kreuzen, zur Fortpflanzung und dauernden Erhaltung. Unbewußte Züchtung blumenbesuchender Insekten ist es, die allmählich schmucklose Windblüten zu buntfarbigen honighaltigen Blu-

Viola calcarata (S. 239).

A. Die Blüte.
B. Der honigführende Sporn.

men gesteigert und deren weitere Ausbildung zu Bienen-, Hummel-, Falterblumen und anderen specialisierten Blumenformen herbeigeführt hat. Von der vorhandenen Insektenwelt ist daher das Gepräge der Blumenwelt einer jeden Gegend in hohem Grade abhängig. Auch das Klima der Hochalpen hat nicht bloß unmittelbar, durch gesteigerte Abkühlung und Luftverdünnung, sondern auch mittelbar, durch Vernichtung gewisser und Begünstigung anderer blumenbesuchender Insekten, Farbe, Duft und Gestaltung der Blumen mächtig beeinflußt.

Auffallend spärlich sind über der Baumgrenze die einzeln lebenden Bienen vertreten. In ihren flacheren Verstecken scheinen die meisten derselben den langen harten Winter dieser Gegenden nicht überdauern zu können. Nur die kräftigeren Hummeln, die sich in tiefer gegrabenen Höhlen bergen, sind bis zum ewigen Schnee hinauf ebenso häufig und als Blumenbefruchter und -Züchter ebenso hervorragend wichtig wie im Tieflande. Noch überraschender aber als die Armut an Bienen tritt uns bei der Betrachtung der Alpenblumen die überschwengliche Menge der sie umflatternden Falter entgegen, die darin ihren Grund haben mag, daß die hauptsächlichsten Feinde der Raupen, die Singvögel, hier nicht die ihnen zusagenden Lebensbedingungen finden.

Der Bienenmangel macht sich in dem Gepräge der Alpenflora weniger bemerkbar. Denn zahlreiche Bienenblumen sind trotzdem in der alpinen Region heimisch; nur werden sie hier hauptsächlich von Hummeln und Faltern, denen ihr Honig ebenfalls zugänglich ist, ausgebeutet und gekreuzt. Die zahllosen Falter der Alpen dagegen besuchen hier nicht bloß sehr gewöhnlich solche Blumenformen, die ihnen nicht speciell angepaßt sind, und die man im Tieflande selten oder niemals von ihnen besucht findet; sondern auch als selbständige Blumenzüchter haben sie auf den Alpen eine hervorragende, im Tieflande nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. Die eigentümliche Ausbildung des Saugrüssels, des Farben- und des Geruchssinnes der Falter spiegelt sich in vielen Alpenblumen wieder und verleiht ihnen auch für uns einen hohen Reiz.

Der Rüssel der Falter ist durch seine Dünnheit ausgezeichnet; die von ihnen gezüchteten Blumen bergen ihren Honig in so engen Röhren, daß nur noch ihren dünnen Rüsseln Zugang zu demselben bleibt. Die Dämmerungsfalter oder Schwärmer überragen überdies durch die Länge ihres Rüssels alle übrigen Blumengäste; die Schwärmerblumen haben vielfach so lange Blumenröhren oder Sporne, daß kein anderer Insektenrüssel ausreicht, sie ihres Honigvorrats zu entleeren. Der Farbensinn der Falter spricht sich in dem aus zierlichen Schuppen gebildeten Putzkleide aus, das die auseinandergebreiteten Flügel

der Himmelsvöglein (Lycaena) mit glänzendem Blau, der Feuerfalter mit brennendem Rot überzieht; auch die von den Tagfaltern gezüchteten Blumen sind vielfach mit lebhaftem Blau oder Rot geschmückt, während Nachtfalterblumen natürlich nur durch helle Farben sich bemerklich machen können. Der ausgebildete Geruchssinn der Falter tritt in den besonderen Duftvorrichtungen klar zu Tage, durch welche oft das eine Geschlecht das andere anlockt und die bisweilen den lieblichsten Vanilleduft aushauchen; ein ähnlicher Wohlgeruch entströmt vielfach den Falterblumen. An dem Blumenschmucke und würzigen Dufte der Alpen nehmen, von dem ersten Schwinden des Schnees tief unten in der Waldregion an, die Falterblumen einen hervorragenden Anteil, gegen welchen ihre Rolle in der Ebene und niederen Berggegend gänzlich zurücktritt.

Das Alpenglöckchen.

In vielen Fällen scheint dasselbe Blumengeschlecht im Tieflande von Bienen oder Hummeln, auf den Alpen von Faltern aus ursprünglicheren zu specialisierteren Blumenformen ausgebildet worden zu sein. Statt der gelben Schlüsselblume, die im ersten Frühjahre, von Hummeln umsummt, unsere Wälder und Wiesen beleben, begegnen wir auf den Alpen einer größeren Zahl prächtig rotblumiger Primulaarten, die sich durch die Engigkeit ihres Blüteneinganges sofort als Falterblumen verraten. Die zierliche Primula farinosa ist weithin, von der Schneegrenze bis zum Fuße der Alpen hinab, über die Wiesen ausgestreut. Primula integrifolia (S. 236) bekleidet mit großen purpurroten Blüten die felsigen Abhänge nahe der Schneegrenze oder selbst über derselben. Primula villosa leuchtet inmitten der noch weithin mit Schnee bedeckten Flächen der Hochrücken mit großen, sattviolettroten Blüten aus den von Schneewasser triefenden Felsklüften hervor.

Statt unseres bienenumworbenen Heidekrautes, das sich in bescheidenes Rosa kleidet, finden wir hier die falterblumige Erica carnea, deren Farbe sich zu lebhaftem Karminrot gesteigert hat. Statt der von Hummeln und Bienen nur spärlich besuchten Orchisarten unserer Wiesen (Orchis morio, mascula, maculata) blüht auf den begrasten Abhängen der Hochalpen die von Tagfaltern umflatterte O. globosa und in etwas tieferer Region die ebenfalls falterblumige O. ustulata. Statt des giftigen Kellerhalses unserer Wälder, aus dessen schlanken Stengeln noch vor dem Erscheinen der Blätter rote Blütengruppen hervorbrechen, die von Faltern, Bienen und Fliegen befruchtet werden, verziert den kargbegrasten, felsigen Boden der Hochkämme die niedergestreckte Daphne striata mit einem Teppich rosenroter bis schneeweißer Blütensträuße vom kräftigsten Nelken- bis Vanilleduft. Sie bildet wahre Tummelplätze mannigfacher Tag- und Nachtfalter, die aus den langen engen

Blumenröhren den würzigen Nektar saugen. Die beiden nachtfalterblumigen Silenearten des Tieflandes (Silene acaulis und inflata) begleiten uns mit ihren schlanken Stengeln und weißen, des Abends sich entfaltenden Blüten bis hoch über die Baumgrenze hinaus, aber nur auf den Hochalpen treffen wir ihre zwerghafte Schwesterart, Silene acaulis, an, deren fußgroße, dem Boden aufgedrückte Rasen bis zu den äußersten Grenzen des Blumenlebens hinauf sich mit glühend karminroten Blüten überdecken und zahlreiche Tagfalter anlocken.

Auch die lieblich duftende falterblumige Gymnadenia conopsea unserer Wiesen sehen wir auf den Alpenmatten ihre rötlichen Blütenähren emporstrecken. Im Tieflande haben wir sie stundenlang überwacht, ohne einen einzigen ihrer buntbeschuppten Kreuzungsvermittler auf der That zu ertappen; hier sehen wir sie im warmen Sonnenlicht sehr häufig von Faltern befruchtet, und begleitet ist sie hier von einer bleicheren, noch kräftiger und gewürzhafter duftenden Schwester, Gymnadenia odoratissima, die durch Farbe und Duft besonders nächtliche Besucher an sich lockt.

Der Preis unter allen würzig duftenden Falterblumen der Alpen gebührt indes dem Schokoladeblümchen, Nigritella angustifolia, einer Orchidee, deren schwärzliche Köpfchen nur im Sonnenschein mit prächtigem Purpurglanz in die Augen fallen, die aber durch einen kräftigen, ungemein lieblichen Vanilleduft allen Faltern und Alpenwanderern auf das angenehmste sich bemerklich macht. Gleich vielen anderen falterblumigen Bewohnern der alpinen Region hat sie im Tieflande keine näheren Verwandten.

In den erwähnten und zahlreichen anderen Fällen geben sich Alpenblumen, die wir von Faltern reichlich umflattert sehen, durch Gestaltung, Duft und Farbe als reine Züchtungsprodukte der Falter zu erkennen. Wir dürfen annehmen, daß diese Blumen schon in einem ursprünglichen Zustande hauptsächlich von Faltern besucht und gekreuzt wurden, und daß eben dadurch nur den Faltern nützliche und angenehme Eigentümlichkeiten zur Ausprägung gelangt sind. In einigen Fällen sind aber augenscheinlich bereits völlig ausgeprägte Bienen- und Hummelblumen auf den Alpen der überwiegenden Kreuzungsvermittelung von Faltern anheimgefallen und haben sich nachträglich diesen angepaßt oder sind von diesen nachträglich aus Bienen- oder Hummelblumen zu Falterblumen umgezüchtet worden.

Gentiana verna (S. 249). f Staubfäden, st Narbe.
Die Pfeile bedeuten die Richtung der Entfaltung der Petale.

Die scharf ausgeprägte Blumenform unseres Stiefmütterchens, das von Bienen und Hummeln, nur ausnahmsweise auch einmal von einem Falter oder einer langrüsseligen Fliege besucht oder befruchtet wird, hat auf den Alpen, unter dem Einflusse langrüsseligster Falter, ihren honigführenden Sporn derart verlängert, daß nur noch diesen ihr Honig zugänglich bleibt. Sie bekleidet nun als Viola calcarata auf den Hochrücken der Alpen ausgedehnte Strecken mit blauem Teppich (S. 237).

Die weiten Blumenglocken der Gentianen, die, wie G. acaulis, den Hummeln sich öffnen

Salix herbacea (S. 235).

und von diesen die Wohlthat der Kreuzung empfangen, haben bei einem besonderen, hochalpinen Zweige dieser Familie (bei G. verna, bavarica und Genossen) sich derart verengt und ihren Eingang durch die scheibenförmig erweiterte Narbe derart verschlossen, daß nur noch die dünnen Rüssel der Falter in die Blume einzudringen vermögen. Bei Gentiana bavarica und verna (S. 239), deren Blumenmassen noch inmitten der Schneeregion als azurblaue Flecken prangen, ist überdies die am Eingange gegen alle Nachtfalter abgesperrte Blumenröhre von solcher Länge, daß auch von den Faltern nur die allerlangrüsseligsten den im Blütengrunde geborgenen Honig zu erlangen vermögen.

Wer sind diese „langrüsseligen Falter", die als alpine Blumenzüchter so hervorragende Leistungen aufzuweisen haben? Es sind dieselben Schwärmer, die an lauen Sommerabenden mit kolibriartigem Fluge unsere duftenden Geißblattlauben umschwirren und, ohne sich zu setzen, die langen Blumenröhren derselben entleeren; es ist vor allem der auch im Tieflande häufige Taubenschwanz (Macroglossa stellatarum). Auf den schattenlosen Gipfeln der Hochalpen betreibt er bei hellem Tage seine Blumenarbeit, und gerade in den brennenden Strahlen der Mittagssonne verrichtet er hier wahre Wunderdinge als Kreuzungsvermittler. Freischwebend, mit so rascher Bewegung der Flügel, daß unser Auge sie nicht zu erkennen vermag, steckt er mit vollendeter Sicherheit das Ende seines langen Rüssels in die engen Blumeneingänge der langröhrigsten Viola-, Primula-, Gentiana-Arten, ist in kaum 1—2 Sekunden mit dem Aussaugen ihres Honigs fertig und rückt in raschem Stoße zur nächsten Blume vor. So entleert und kreuzt er in wenigen Minuten Hunderte von Blumen, an denen andere Blumengäste sich lange und größtenteils fruchtlos abmühen.

Wer als Blumenzüchter mit so rastloser Energie arbeitet, dem kann schließlich lohnender Erfolg kaum ausbleiben. Indem der Taubenschwanz die konkurrenzfreiesten, langröhrigsten Abänderungen seiner Lieblingsblumen, die ihm die reichste Honigernte darboten, stets bevorzugte und sie am häufigsten und regelmäßigsten kreuzte, sicherte er ihnen die reichlichste und kräftigste Nachkommenschaft und brachte endlich so langröhrige Rassen derselben zur Ausprägung, daß ihm allein der Genuß ihres Honigs vorbehalten bleibt.

Mit einem Edelweiß-Sträußchen.

Von

Friedrich van Hoffs.

Nah' dem Gletscher blüht das Edelweiß,
Aller Erdenblumen Kron' und Preis.
Ueber Felsen klomm ich, hoch hinaus,
Wand für dich, mein Lieb, den Edelstrauß.

Zu den Sternen flög' ich gleich empor,
Pflückte dir der Himmelsblumen Flor!
Unvergänglich schön, sind sie allein
Ein getreues Bild der Liebe mein.

Vedi Napoli.

Von

Richard Voß.

I.

„Robert!"

„Lillian?"

„Tritt her ans Fenster. Sieh nur, wie schön es ist! Dieses weite, weiße Blütenmeer. Es durchflutet das ganze Thal und schlägt über die grünen Ufer hinaus. Es überschwemmt die Welt. Ueberall Blüten, Blüten! Ist es nicht gerade, als sei die Erde im Brautkleide? Mir ist, als hörte ich sie atmen. Welch ein Duft! Und diese Werde-Seligkeit, die sie durchdringt. Fühlst du nicht, wie sie erschauert? der Frühling kommt, sie lebt auf."

Das schöne Mädchen schwieg gedankenvoll. Ein reizendes Lächeln spielte um ihren Mund, den ein Dichter mit einer Knospe hätte vergleichen können; war sie doch selbst ein wahres Frühlingsgedicht: so keusch, so lieblich und zart — fast beängstigend zart. Man mußte bei ihrem Anblick an den Sturm denken, der so leicht solche Knospen bricht; an die Sonnenglut, in der sie so bald welken. Es war ganz seltsam, daß auch dieses anmutige Kind, welches vom Leben kaum etwas wußte, bei der Frühlingslandschaft plötzlich an Sterben und Verderben denken mußte. Das Köpfchen gesenkt, daß ihr die blonden Locken in das süße, blasse Gesicht fielen, schmiegte sie sich an die Brust ihres Bräutigams, der neben ihr am geöffneten Fenster stand, ein Bild des Lebens und der Jugendkraft. Träumerisch hinaus blickend in den Glanz und Duft, sagte sie:

„Weißt du, Liebster."

„Was, liebe Schwärmerin?"

„Die Blüte, die heute aufbricht, kann schon morgen abfallen, vom Winde abgeweht werden. Gewöhnlich bedauert man sie darum. Warum wohl? Weil sie nicht zur Frucht reift? Das mag für den Baum schlimm sein, aber für die Blüte —. Sie sinkt herab, so leicht, so leise! Wie eine duftige Schneeflocke gleitet sie im Sonnenschein zur Erde nieder, den grünen Rasen überstreuend, die Veilchen und Primeln: vielleicht sitzt einer gerade unter dem Baum und wird nun so lieblich beschneit. Dichte ein Lied darüber, darin du ein junges Mädchen die junge Blüte beneiden läßt, wie sie so schön stirbt: vielleicht an deinem pochenden Herzen."

„Das Lied ist bereits gedichtet," lachte der Jüngling fröhlich auf und küßte sie.

Sie lächelte ihn an. Ihren Liebsten will es bedünken, als sei ein Sonnenstrahl durch ihre Seele geglitten; so glanzvoll sehen ihn die blauen, zärtlichen Augen an. Während er sie an seiner Brust hält, so rührend in ihrer kindlichen Schönheit, so geheimnisvoll in ihrem bräutlichen Glück, durchzuckt ihn der Gedanke: Wie, wenn auch seiner Blume, die sich eben erst an seiner Brust dem Licht und dem Leben erschloß, ein so „schönes" Sterben bevorstünde: abzufallen und zu verwehen, noch ehe die Knospe zur Blume geworden. Man kennt das Schicksal, wie es in fürchterlicher Willkür gerade das vernichtet, was es hätte erhalten und bewahren sollen. Zu verwelken und zu verdorren ist ja Blütenlos.

„Lillian, Lillian!"

„Was hast du, Geliebter?"

„Bleibe mir leben," flehte Robert mit erstickter Stimme und bedeckte ihre Stirn, ihre Augen und bebenden Lippen mit Küssen. Sie begriff ihn nicht; aber seine leidenschaftliche Bangigkeit steckte sie an. Was konnte sie fürchten? Sie war an seinem Herzen so geborgen, in seinen Armen so sicher vor jedem Schicksal behütet, vor jedem Sturm gerettet. Welche Gewalt konnte sie jemals von ihm losreißen?!

Auch diese beiden guten, jungen Liebenden nannten ihr Glück „ewig".

„Sei nicht so wild," bat sie den Ungestümen.

Robert ließ sie los und beide waren geschäf-

tig, ihre Beklommenheit von ihrem Liebesgeplauder einwiegen zu lassen. Sie schwärmten von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Alle Zeiten erschienen ihnen als unendlicher Frühling. Sie waren in diesem ewigen Lenze zwei Kinder, die nicht genug Blumen pflücken konnten: jede Knospe eine Hoffnung.

Und wie zwei Kinder schritten sie Hand in Hand hinaus in den strahlenden Tag. Im jungen Sonnenschein wandelten sie durch die neugeborene Schöpfung und es wiederholte sich ihnen der alte, ewige Traum, daß die Erde ein Paradies sei und sie die beiden ersten Menschen darin.

II.

„Ihre Braut ist sehr zart. Hüten Sie sie; reisen Sie mit ihr nach dem Süden," riet der Arzt, mit dem Robert über seine Verlobte sprach.

„Aber Lillian ist ja nicht krank; ihr fehlt nichts. Zart soll sie schon als Kind gewesen sein," rief der Erschrockene.

„Eben deswegen gehen Sie nach dem Süden; und wenn ich Ihnen raten kann, so kommen Sie vor dem nächsten Frühjahr oder besser: vor dem Sommer nicht wieder zurück."

„Es ist doch keine Gefahr?" stammelte Robert.

„Gewiß nicht. Wir thun nur gut, einer möglichen Gefahr vorzubeugen. Der Süden kann bei einer Natur, wie derjenigen Ihrer Verlobten, geradezu Wunder bewirken. Sie werden es hoffentlich selbst erleben."

Damit ging der Arzt und ließ Robert in einem Zustande höchster Erregung zurück. Es war so plötzlich gekommen! Wohl zehnmal wiederholte er sich jedes Wort des Doktors, über jedes Wort in tiefes Grübeln verfallend, und alle nur möglichen Vermutungen anstellend. Zuletzt klammerte er sich daran, daß von Gefahr nicht die Rede sei, daß man nur vorsichtig sein müsse, daß der Süden Wunder bewirken werde. Es war nichts; er hatte sich von einigen hingeworfenen Worten tödlich erschrecken lassen. Man kennt ja die Aerzte; sie haben immer etwas zu sagen, immer etwas zu fürchten.

Lillians Mutter trat ein. Sollte Robert ihr seine Unterredung mit dem Doktor mitteilen? Es würde ihn beruhigen, aber sie unruhig machen — völlig nutzlos! Und die würdige Dame war in dem Glück ihrer Kinder so glücklich. Er bezwang sich also und fragte nach seinem Mädchen. Die Mutter machte ein geheimnisvolles Gesicht und verhieß eine Ueberraschung; doch müsse er sich noch eine kleine Weile gedulden. Robert konnte es nicht unterlassen, das Gespräch auf die Kindertage seiner Braut zu bringen und sich zum zwanzigstenmale jedes bemerkenswerte Ereignis berichten zu lassen.

„Es war ein seltsames Kind. Ich mußte immer staunen. Sie weinte niemals, beklagte sich niemals, war immer zufrieden und hatte eine sonderbare Neigung, für alles zu danken. Sie war sehr schweigsam, namentlich über sich selbst. Da war nichts aus ihr herauszubekommen. Bevor sie zugegeben, daß sie irgend welche Schmerzen fühle, wäre sie lieber gestorben. Sie spielte auch nicht wie andere Kinder. Ihre Puppen begrub sie stets, aber nur unter Blumen. Fragte man, woran sie gestorben seien, so antwortete sie stets; das Herz that ihnen weh; das närrische, kleine Ding! Des Sommers war ihre größte Freude, stundenlang in der Sonne zu kauern; je heißer, desto besser! Nicht einmal einen Hut wollte sie auf dem Köpfchen leiden; behauptend, sie friere dann gleich. Was das wohl für ein Vergnügen sein konnte? Bei schlechtem Wetter war sie immer wie krank, ganz müde und matt, obgleich sie es nie zugeben wollte. Lieber Gott, wo soll man bei uns immer Sonnenschein hernehmen? Es war auch alles nur Einbildung! Solch dummes Geschöpfchen! Und nun erst im Herbst und Winter; da hätten wir unsere liebe Not mit ihr haben können, wäre sie zu gleicher Zeit nicht wieder so herzlich gut gewesen. Zufällig hörte sie einmal von Italien reden, wie das solch ein rechtes Sonnenland sei. Seitdem wollte sie immer davon erzählt haben. Sie hat uns oft recht geplagt. Wenn sie nur einmal nach Italien kommen könnte."

Robert saß in tiefen Gedanken, bis er auf einmal auffahrend sagte:

„Aber Sie, liebe Mutter, sind doch so gesund und der Vater auch."

„Wie kommst du darauf? Freilich sind wir beide gesund. Sieh uns doch an."

„Woher hat Lillian nur dieses kränkliche Wesen?"

„In der Familie liegt es nicht," sagte die Mutter. „Ich habe wenigstens von keinem gehört, der lieber in Italien sterben möchte, als bei uns leben. Das muß etwas ganz Modernes sein."

„Ich hörte manchmal davon reden, daß Lillian einer Großtante seltsam ähnlich sähe. Sie heißt ja wohl auch nach ihr? Was war das mit dieser Verwandten? Es muß etwas Besonderes sein, denn ihr schweigt zu auffällig über sie."

Die Mutter war unruhig geworden.

„Das ist schon wahr," sagte sie nach einer Weile zaudernd. „Sie ist ihrer Großtante wie aus den Augen geschnitten; mir ist es immer unheimlich gewesen. Ich will dir heute einmal ihr Bild zeigen. Das ist freilich eine traurige Geschichte. Warum soll man darüber reden? (obgleich es im Grunde genommen nichts Schlimmes ist.) Mir war es gleich nicht recht, daß mein Mädchen nach ihr heißen sollte, von guter Vorbedeutung konnte das unmöglich sein. Aber es war poetisch und mein guter Mann ruhte nicht eher, als bis er richtig auch eine Lillian hatte."

„Was ist aus dieser ersten Lillian geworden?" forschte Robert.

„Sie starb als ganz junges Ding. Sie hatte wohl schon als Kind die Schwindsucht. Als es zu spät geworden, ging ihr Vater mit ihr nach Neapel und begrub sie dort. Sie war verlobt — mit einem Maler. Der kam auch hin und da ist denn wohl etwas vorgefallen. Lieber Gott, sie war todkrank und er ein frisches junges Blut. Wie ich gehört habe, sollen dort die Frauen ganz gefährliche Geschöpfe sein. — Warte. Da fällt mir ein: ich habe sogar etwas Geschriebenes über sie. Wir besaßen nämlich einmal einen sogenannten Dichter in der Familie. Lillian kommt doch nicht so schnell zurück. Ich hole dir unterdessen die Sachen!"

Sie ging eilig fort und kam bald darauf mit einer bestaubten Schachtel zurück, die sie vor Robert auf den Tisch stellte und öffnete. Obenauf lagen verwelkte Rosen; darunter ein vergilbtes Manuskript und ein blasses Pastellbild. Hastig griff Robert danach und hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen; er erblickte das Bild seiner Braut; ebenso jung, ebenso zart; dasselbe blasse, süße Gesichtchen, von langen, lichten Locken umflossen; dieselben träumerischen, wehmütigen blauen Augen, die sehnsuchtsvoll weit, weit in die Ferne zu blicken schienen, vielleicht nach dem treulosen Geliebten; derselbe wehmütig lächelnde, liebenswürdige kleine Mund.

Während der Verlobte das Bild fast mit Entsetzen betrachtete, wurde die gute Mutter wieder redselig.

„Nun, was habe ich dir gesagt? Hatte ich nicht recht? Ganz unsere Lillian! Es soll ein sehr wertvolles Bild sein. Behalte es nur. Du bekommst ja auch das Original. Wir armen Eltern müssen eben sehen, was uns übrig bleibt. Das ist so der Welt Lauf. Wenn du unser Goldkind nur glücklich machst. — Was ich sagen wollte: Denke dir, dieses Bild hat der Maler gemacht — du weißt schon welcher; der mit daran schuld trägt, daß das arme, hübsche Kind so früh hat sterben müssen. Ja, die Männer! Treu ist keiner. Freilich du — ich will nichts gesagt haben. Du bist aber auch eine Ausnahme. — — Nun, ich sehe, du willst allein sein und die alte Geschichte lesen. Nimm es dir nur nicht zu sehr zu Herzen. Unsere Lillian ist es ja nicht und du bist ja kein treuloser Maler. — Gott sei gedankt! Gleich bringe ich sie dir her!"

Als der Jüngling allein war, stellte er das Bild seiner Verlobten vor sich hin, zog das vergilbte Manuskript unter den verdorrten Rosen hervor und las. — —

— — Wo bei Neapel der Felsenvorsprung des Posilippo mit flachen, sanften Ufern in das Meer ausläuft, liegt mitten in weiten Gärten ein freundliches Landhaus. Weit ab von der tosenden Stadt und den stolzen Villen auf der Höhe, träumt das Häuschen unter Laub und Blüten versteckt von vergangenen Tagen, wo vom Palaste der üppigen Königin die Stimmen eines bacchantischen Lebens bis zu seiner Einsamkeit hinüberdrangen: verliebtes Lautenspiel, sehnsüchtiger Gesang, fröhliches Lachen holdseliger Frauen. Das war lange her. Jetzt lag es ringsum verlassen, öde und lautlos da. Nur das Rollen der anrauschenden Wogen wurde unaufhörlich vernommen und abends die Barkarolen der Fischer.

Durch ein verfallenes Thor mit verrostetem Gitter und verwittertem Wappenschilde führt es in den weiten, wüsten Fruchtgarten, wo das Blühen und Reifen das ganze Jahr hindurch nicht abnimmt. Hier hängen neben den dunkelleuchtenden Orangen die goldgelben Citronen; neben den bläulichen Feigen die roten aufberstenden Granatäpfel; hier erntet der Gärtner von Monat zu Monat Mandeln und japanesische Mispeln, Melonen und Trauben und die süße Stachelfrucht des Kaktus. Der Weg durch diese üppige, halb wilde Fruchtbarkeit ist hoch mit Gras bewachsen.

Endlich steht man dicht vor dem Hause. Der von Säulenhallen umschlossene Hof ist verfallen und gleicht einer Blumenwildnis. Mutwillige Rosen sind bis zum Dach hinaufgeklettert, schlingen um graue, pausbäckige Liebesengel blühende Ranken, werfen Guirlanden von Säule zu Säule, umwinden das ganze Haus mit immerblühenden Festons, wälzen sich über die Treppen, füllen die Terrassen. Sie werfen sich vom Hause hinüber, hinein in die Gipfel der Cypressen und Pinien, die sie in wahre Blütenpyramiden verwandeln, daß die Zweige Mühe haben, sich gewaltsam durchzubrechen, um sich nicht hilflos würgen zu lassen. Ueber einem bunten Teppich von Veilchen und Heliotrop, in den blasse Lilien und Narcissen hineingewirkt sind, steigen dunkle Lorbeer- und Myrtenwände empor, die sich zu Gängen wölben, wo es am hellsten Tage dämmerig ist; die Nachtigallen schlagen hier den ganzen Tag über. Auf hohen Sockeln stehen blasse Marmorbilder. Viele sind bis zum Leib unter Blüten begraben. Natürlich sind auch die Rosen wieder da! Sie kleiden die nackten Leiber in Gelb und Rosa, in dunkles Rot und zartes Weiß; sie krönen die Stirn mit Blüten und Dornen. Hier schüttet eine Flora aus ihrem Füllhorn lebende Blumen, dort sprießen aus dem Köcher der Diana blutrote Knospen. In jener Myrtenlaube scheint eine Venus einer Veilchenwoge zu entsteigen und unter dieser Palme ist gar ein schlafender Endymion von einem römischen Altar heruntergesunken, auf ein Bett von Tazetten und Krokus. Alles ist Glanz, Glut, Schönheit, Duft, Poesie.

Das Haus ist geöffnet. Eine hohe Halle empfängt den Eintretenden, den die verblaßten Gestalten einer längst gestorbenen schönen Götterwelt von den Decken und Wänden grüßen. — Diese Dornenwildnis! Gott weiß, wie sie hineingekommen, aber drinnen ist sie, und auf den Ranken sitzen die Vögel der schönsten Göttin. Das Märchen ist fertig und dort ist auch die Jungfrau aus dem Märchen: im lichten Kleid, mit goldigem Haar. Sie steht auf der Terrasse, von der zu beiden Seiten leuchtende Marmortreppen zum Meere hinabführen. Die untersten Stufen werden von den Wellen bespült. Sie blickt hinaus in die flutende Unendlichkeit, die an diesen glückseligen Gestaden unendliche Schönheit ist. — Auf der einen Seite der Golf mit dem Vesuv und dem schönen Kranze des Gebirges, so weit das Auge reicht, von einem schimmernden Saume von Städten eingefaßt. Auf der anderen Seite einsam, öde, verlassen der Golf von Bajä. Gerade gegenüber Capri, strahlend den Wellen entsteigend, schön und geheimnisvoll, eine wundersame Meeressphinx.

Der Jungfrau Augen leuchten, ihre blassen Wangen sind gerötet; sie atmet tief und leicht. Ihr Vater tritt zu ihr. Auch auf dieses ernste Gesicht fällt ein Schein von Glück: seine Tochter wird leben bleiben!

— — — — — — — — — — —

Der Vollmond schien. Ueber Capri zog ein schweres Gewitter herauf. Es war ein glühender Tag gewesen und die Nacht hatte keine Kühlung gebracht. Die Natur lag da, wie mit gelähmten Lebensgeistern, wie gebannt von ihrer eigenen strahlenden Schönheit. Ueber ihr wälzte sich die Glut. Es war, als vermöchte selbst das Meer sich kaum zu regen.

Die Blumen hingen die Kelche, als hätten sie sich am Sonnenlichte berauscht. Kein Tau erfrischte sie. Auch die Nachtigallen schwiegen.

In Lillians Zimmer standen die Fenster weit geöffnet; Glanz und Glut ließen sie nicht einschlafen. Wenn sie aufblickte, sah sie durch einen Rahmen von Rosen auf das Meer hinaus Das war die Welt nicht mehr: Erde und Himmel schienen in Licht und Schimmer zusammenzuströmen.

Schwerfällig wälzte sich die dunkle Wolkenmasse nah und näher. Dem Mädchen ward bang. Sie löste die schweren Flechten, öffnete ihr leichtes Nachtkleid — wie ihr Herz wieder schlägt! Noch eine Weile versucht sie es auszuhalten. Dann steht sie auf und schleicht mit bloßen Füßchen über den kühlen Marmorboden aus ihrem Zimmer und zum Hause hinaus. Aber auch draußen kann sie nicht aufatmen. Sie geht die Treppe hinunter, bis sie das laue Wasser an ihren Füßen fühlt. Ohne das Kleid abzuwerfen, ohne den jungen Leib den Mondstrahlen zu enthüllen, gleitet sie hinab, tief und tiefer taucht sie unter und wieder empor, sich die nassen Haare aus dem Gesicht schüttelnd. Zu müde, um die Arme zum Schwimmen zu bewegen, liegt sie regungslos auf dem Wasser und läßt sich von den Wellen tragen. Die Hände hat sie über der Brust gefaltet, die Augen hält sie weit offen. Wieder sieht sie in den Glanz hinein, wieder fühlt sie, als sei sie von der Erde verloren. Zuweilen rieselt die Flut über ihr blasses Gesicht. Ihr loses, lichtes Haar wird

aufgehoben und umwallt die zarte Gestalt. Kaum, daß sie atmet. So gleitet sie dahin, einer Toten gleich.

Plötzlich werden ihr die Glieder schwer, die Augen fallen ihr zu; sie hätte einschlafen mögen. Schon fühlt sie wie sie sinkt. Mit Anstrengung aller Kräfte bringt sie sich nach dem Landhause zurück. Auf der ersten Stufe sinkt sie nieder, mit dem halben Leibe noch im Wasser.

Jetzt folgt ein köstliches Ausruhen, der Geist schweift frei dahin über Erde und Meer zu Himmelshöhen hinauf.

Zugleich beginnt das düstere Gewölk sich in wildem, lautlosem Wetterleuchten zu entladen. Lange, farbige Blitze gleiten durch die Mondnacht in das schimmernde Meer. Wenn Lillian jetzt die Augen aufschlägt, so ist's ihr, als sei der Himmel in Flammen gesetzt, und Flammen speien die Berge, Flammen zucken aus den Wellen empor. Blutrot rinnt es den silberhellen Rücken des Vesuv hinunter. Wie in einer Vision sieht Lillian einen Nachen dem Garten sich nähern. Zwei Gestalten sitzen regungslos darin. Gewiß ein Liebespaar, denkt Lillian. Ein Liebespaar — sie sinnt darüber nach. Was ist es, wenn zwei Menschen sich lieben — was ist die Liebe? Man faßt sich bei der Hand, sieht sich in die Augen, lächelt sich an, sagt ein Wort oder auch nichts und — ja, und man ist der Erde entrückt, in einen Himmel gehoben. Sie wußte das, seitdem einer, der ihr lieb war, hatte von ihr gehen müssen, seitdem wußte sie es an dem Schmerz, der ihr Herz durchzuckte und nie wieder ganz daraus verschwand. Sie wußte es an dem sie glühend durchschauernden Glück, als ihr gesagt wurde: daß sie dem lieben Jüngling nachfolgen sollte in das Land der Liebe und des Lebens. Sie hatte ihn nicht wiedergesehen, aber es konnte jeden Tag geschehen, jede Stunde und dann — dann kam eben das Wundersame: das Leben!

Unterdessen ist der Nachen ganz nahe gekommen. Es ist gewiß ein Traum, sie kann sich nicht regen. Alles ist hell und sie sieht alles. Sie sieht ein schönes, schwarzlockiges Weib und einen Jüngling, den kennt sie; sie möchte im Traume sogar seinen Namen rufen, sie öffnet schon die Lippen; aber was sich diesen entringt, ist nur ein tiefer, schmerzlicher Seufzer. Dann ist sie wieder ganz still und träumt weiter mit offenen Augen.

Auf der anderen Seite der Treppe landet das Boot. Sie sind sehr glücklich, sie lachen und flüstern. Lillian hört alles; aber regen kann sie sich nicht, auch nicht seinen Namen rufen, nicht einmal mehr seufzen, selbst nicht ein wenig tiefer hinabgleiten, daß sie untertauchen und den Traum auf dem Meeresgrunde austräumen könnte.

Die beiden haben sich auf dem kühlen Strande niedergelassen. Die Regungslose hört, wie der Jüngling vom Geländer einen Rosenzweig abreißt und ihn im übermütigen Spiel der schönen Frau um die Haare schlingt. Dann werden die Worte leidenschaftlicher, glühende Küsse werden gegeben und empfangen, Liebesbeteuerungen gewechselt, bis die Lauschende nichts mehr vernimmt.

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen fand der Vater sein Kind auf den Stufen liegen, den halben Leib von der Flut bespült, mit weit offenen, erloschenen Augen, in den leuchtenden Himmel hineinblickend. Zu ihren Füßen hatten die Wellen einen Rosenzweig hingetrieben. Er war wohl der süßen Entschlafenen beim Entschlummern vom Kopfe geglitten. Der Vater legte ihn ihr um die blasse Stirn: mit ihm geschmückt ging Lillian in die Ewigkeit ein.

„Am Herzschlag ist sie gestorben," sagten die Aerzte.

III.

Das Papier entfiel Roberts Händen; er sah unverwandt auf Lillians Bild, auf die verwelkten Rosen. Da öffnete sich die Thür und die Lebende trat ein: in ihrem Brautkleide, blasse Blüten im Haar. Als sähe er eine Erscheinung starrte ihr Verlobter sie an, bis sie, von Rot übergossen, in seine Arme flüchtete.

Als Robert ihr warmes Leben an seiner Brust fühlte, überkam ihn die ganze Glückseligkeit der Gewißheit.

„Du lebst," jubelte er auf.

Lillian sah ihn ganz erschrocken an, dann flüsterte sie: „Sieh doch, wie ich mich für dich geschmückt habe. Nur der Schleier fehlt noch und der Kranz; damit muß ich warten, bis —

Er küßte ihr das Wort von den Lippen fort. Er war wie berauscht. Immer wieder sagte er vor sich hin: „Sie lebt! Sie lebt!"

„Daß du mich so lieb hast," stammelte Lil-

lian. „O du, du — —“ Sie hob beide Hände zu ihm empor. „Daß Menschen so glücklich sein können!“

„Zu glücklich für dieses Leben,“ erwiderte ihr Verlobter, kaum wissend, was er sprach.

Wieder sah Lillian ihn an, heftig erschreckt.

„Was sind das für verwelkte Blumen, was für Briefe, was für ein Bild? Sie trat zum Tische.

„Es gehört deiner Mutter,“ versetzte Robert, und schloß alles schnell in die Schachtel hinein.

„Habt ihr beide Geheimnisse?“ scherzte Lillian, zum Fenster gehend. Robert folgte ihr. Seine Braut deutete hinaus.

„Sieh, wie alles verändert ist, seitdem du mich hier zum erstenmal geküßt. Es ist Herbst geworden. Wie kam das nur so schnell? Mir ist, als sei es gestern gewesen, daß ich hier nichts als Blüten sah. Dieser trübe Himmel, diese graue Welt! Könnten wir fort!“

„Wohin?“ mühte sich Robert scherzend zu fragen.

„Ich weiß es nicht. Nur fort: Siehst du, ich kann es dir nicht sagen. Es lastet so auf mir, daß ich kaum zu atmen vermag.“

„Sei doch ruhig, Liebchen! Komm, setze dich zu mir. Lege deinen Kopf an meine Brust — so. Aber diese zudringliche Locke jage ich fort. Ich muß in deine Augen sehen können. Und nun laß uns plaudern.“

„Ja, ja.“

Dennoch schwiegen beide.

„Wie dein Herz klopft,“ sagte endlich der Jüngling. „Dein liebes Herz!“

„Du liebst es, weil es für dich schlägt.“

„Nein, ich bin glücklich, weil es überhaupt schlägt: es ist dein Leben!“

„Ich fühle es erst, seitdem es dich so glücklich macht.“

„Und früher?“

Sie schwieg, sann nach.

„Früher,“ antwortete sie langsam, still vor sich hinblickend, als läse sie es irgendwo ab. „Was wußte ich früher von meinem Leben? So wenig, daß ich jetzt gar nicht begreifen kann, daß es überhaupt Leben war. Man sagt ja auch von den Blumen, daß sie leben sollen. Aber glaubst du, daß ihnen etwas wohl oder weh thut? Im Sonnenschein blühen sie auf, im Sonnenschein verblühen sie wieder. Sie wissen weder von dem einen noch von dem anderen. Das ist traurig! So fühllos, dumpf muß auch ich da gewesen sein: aber jetzt — wie soll ich es nur nennen? Du kamst, sahst mich an und plötzlich erwachte ich; du küßtest mich und nun lebte ich. Wie kann mir dies Leben je wieder genommen werden, so lange ich dich habe, so lange du mich liebst?! Und der Mensch liebt ja wohl endlos.“

„Endlos,“ wiederholte Robert mechanisch ihr letztes Wort.

„Es soll Männer geben, die ihre Frauen nicht immer lieben. Ist das wohl möglich? Die ihnen sogar untreu werden. Kannst du dir das wohl denken? Und wäre es nur ein treuloser Blick, ich würde sicher daran sterben.“

Sie war reizend, wie sie so plauderte, so scheu und schüchtern, nicht wagend, ihn dabei anzusehen.

„Kannst du es dir denken?“ frug sie noch einmal, ihn plötzlich voll anblickend.

„Ich kann es mir nicht denken,“ versetzte Robert, und lächelte dabei, wie ein Erwachsener lächelt über das Märchen, welches er Kindern erzählt.

„Nicht wahr? Nun bin ich wieder ganz froh!“

„Warst du traurig?“

„Mir war bang, du weißt ja, der Herbst ist eben eine so wehmütige Zeit.“

„Was meinst du, wenn wir dem Herbst davonliefen, mitten in den Sommer hinein.“

„Wie?“

„Nun ja; wir müssen doch eine Hochzeitsreise machen.“

„Ach Gott!“

Robert beugte sich über sie und spielte mit ihrem weichen Haar. „Wohin gingst du wohl am liebsten?“

„Mit dir!“

Sie zitterte so heftig, daß er sie umfassen mußte.

„Freilich mit mir — Mann und Weib,“ sagte er ganz leise. „Hast du gar keinen Wunsch? Rede doch.“

„Du bist so gut! Wohin sollte ich wollen, wenn du bei mir bist. Schön müßte es freilich sein.“

„Was müßte schön sein?“

„Fort mit dir, aus dem trüben Tage mitten hinein in den Sonnenschein, wo alles leuchtet und strahlt. Dort, wohin ich mit dir gehen möchte, wachsen Palmen, von Rosen um-

schlungen, die das ganze Jahr über blühen; ein dunkelblaues Meer wogt und rauscht, Fischer singen schwermütige Lieder, schöne Menschen wandeln unter Orangenbäumen, in weiten, lichten Hallen stehen blasse Marmorbilder — welch eine Luft, welch ein Duft! Man sagt freilich: Neapel sehen und sterben. Geh' mit mir nach Neapel, Geliebter."

Am Nachmittage saßen die beiden wieder zusammen und Robert las Lillian die Mignon-Lieder vor. Sie hörte mit großen, erstaunten Augen zu und schien von der Schönheit der Gedichte ganz überwältigt. Als Robert geendigt, verharrte sie lange still und stumm. Endlich sagte sie:

„Das ist so schön, daß ich es nicht begreifen kann; aber mir ist's, als hätte ich das alles auch sagen können, Wort für Wort" und sie flüsterte: „Dahin, dahin, laß mich mit dir, mein Gatte, zieh'n!"

IV.

Neapel sehen und — leben.

Robert vermochte sich nicht vorzustellen, wie ein geliebtes Leben aus diesem sonnigen Tage ins ewige Dunkel hinabtauchen konnte. Ihm schien an diesen glückseligen Gestaden die Welt so schön, daß ihm die Menschen unsäglich jammervoll vorkamen, die in einem solchen Elysium Gräber schaufeln und Grüfte ausmauern mußten. Die bacchantische Stimmung des Landes riß ihn hin, er fühlte sich oft wie berauscht. In diesem erhobenen Zustande bemerkte er an seinem jungen Weibe nur, daß dieses mit ihm eine Reihe von Festtagen verlebte.

Ein überaus günstiger Winter ließ die Empfindung, daß auch hier rauhe, trübe Tage sein könnten, gar nicht aufkommen. Sie wohnten nicht in Neapel selbst, sondern — doch damit war es ihnen seltsam gegangen. Ganz betäubt von dem Lärm jener bacchantischen Stadt flüchteten sie gleich am ersten Morgen nach ihrer Ankunft auf das Meer hinaus. Sie fuhren von Santa Lucia aus an der Chiana dahin, am Johannapalast vorüber und um den Vorsprung des Posilippo. Wo das Felsenufer mit sanfter Neigung ins Meer abfiel, sahen sie von Citronen- und Orangenbäumen umwaldet ein einsames Landhaus. Je näher sie kamen, desto größer wurde Lillians Entzücken. Hier zu wohnen, hier glücklich zu sein!

Das Haus schien vollkommen unbewohnt; alle Fensterläden waren geschlossen, kein Mensch zu erblicken. Eine große schöne Terrasse lag dicht über dem Meere, zu dem breite Doppeltreppen hinabführten. Die untersten Stufen bespülten die Wellen. Hohes Gras schoß aus den Ritzen der Steine auf; überall rankten die Rosen. Robert glaubte das Haus zu erkennen.

Lillian bat, daß man an der Treppe anlegen, aussteigen und das märchenhafte, kleine Schloß besehen möge. Nur ungern willfahrte er.

Glückselig eilte Lillian voraus, vor Lust in die Hände schlagend, laut jubelnd. Sie fanden in der Vorhalle eine Thür offen, durch die sie in einen Saal traten, von dessen Wänden blasse Göttergestalten auf sie niederschauten. Robert stand, die Gemälde betrachtend, als er Lillian freudig ausrufen hörte. Sie war aus dem Saal in einen Hof gekommen und glaubte sich plötzlich in ein Märchen, und zwar in Dornröschen versetzt. Wohin sie sah: Rosen, nichts als Rosen. Robert folgte und sah staunend auf eine Gestalt, die sich aus den leuchtenden Blüten erhob. Es war ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit, hoch und schlank, mit der Haltung einer Fürstin. Sie trug ein dunkles, faltenreiches Kleid und eine Korallenschnur um den Hals. Ihren Kopf bedeckte ein weißes Schleiertuch, darunter sich schwere, nachtschwarze Flechten hervordrängten. Ihr Gesicht war wie aus Bronze gegossen, auch so regungslos in dem Ausdruck seiner stolzen, strengen Züge. Sie spann an der Spindel und schien die Gegenwart der Fremden gar nicht zu bemerken, obgleich sie gerade nach der Stelle hinsah, wo Robert stand. Auch Lillian hatte sie jetzt erblickt.

Robert ging zu dem Mädchen hin und entschuldigte ihr Eindringen: sie hätten fragen wollen, ob das Haus zu vermieten wäre. Dann erschrack er: das wollte er gar nicht sagen.

„Warum soll es nicht zu vermieten sein? Es wohnt niemand darin," erwiderte das schöne Mädchen gleichgiltig, ohne sich vom Fleck zu rühren, oder ihn nur anzublicken.

„Können wir es uns ansehen?" frug Robert mechanisch.

Statt aller Antwort ging sie voraus, langsam, ohne umzuschauen, ob ihr gefolgt würde.

„Was hast du mit ihr gesprochen?" fragte Lillian, die jetzt erst zu ihm trat.

„Ob wir hier wohnen könnten."

„Robert!"

„Ich dachte, du würdest dich freuen," sagte er, ohne sie anzusehen. Er mußte dem Mädchen nachschauen.

„Ja, ja; wie gut du bist! Hier zu wohnen — es muß wunderbar sein, ein Traum! Aber — —"

„Das Mädchen wartet auf uns. Komm."

Er reichte ihr seinen Arm.

„Wie schön sie ist," meinte Lillian leise, als ob die Fremde sie verstehen könne.

„Findest du? Sie ist eine echte Neapolitanerin. Ein ganz unheimliches Gesicht."

„Unheimlich?"

„Kommt es dir nicht so vor? Ich habe eine Antipathie gegen solche Gesichter. Sie sind so kalt, so seelenlos — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll: wie von einem ganz anderen Menschengeschlecht, mit dem wir nichts gemein haben, das uns ewig fremd bleibt. Dieses Mädchen sieht ganz statuenhaft aus. Ich bin überzeugt, daß sie leidenschaftlich sein kann, wie ein Dämon. Nein, die Bewunderung für dergleichen Schönheiten überlasse ich gern Dichtern und Künstlern!"

„Das ist sehr seltsam," entgegnete Lillian in einer Weise, als dächte sie nur laut.

Robert ließ plötzlich ihren Arm los.

Das Mädchen hatte in allen Zimmern die Fensterläden aufgestoßen, den beiden die Besichtigung der Räume völlig allein überlassend. Das Haus hatte viele Gemächer, eines immer öder und schwermütiger, wie das andere, überall Spuren einstmaliger Pracht.

„Nun, wie gefällt es dir?" fragte Robert, das lange, beklommene Schweigen unterbrechend.

„Wunderschön! Nur die Luft macht mir bang."

„Das kommt davon, weil das Haus lange Zeit verschlossen stand," ward sie belehrt.

„Ich kann mir noch gar nicht denken, daß wir wirklich hier wohnen dürfen."

„Es kommt nur darauf an, ob wir den Preis zahlen wollen oder nicht.

„Ich fürchte, es wird nicht möglich sein."

„Ich kann ja fragen."

Er verließ sie schnell, beinahe in Hast, das Mädchen überall suchend. Er fand sie vor dem Hause auf der Terrasse, wo sie wieder spinnend am Geländer stand und mit dem jungen Schiffer redete. Der Bursche lag in seinem Boote lang ausgestreckt, sich um nichts bekümmernd, als sich von der Sonne bescheinen zu lassen. Als Robert zu dem Mädchen trat, lachte dieses gerade laut auf. Nach einer Weile kam er zu Lillian zurück.

„Spottbillig!" rief er ihr schon von weitem zu. „Ich hätte mich geschämt, einen Soldo abzuhandeln. Das ist köstlich!"

„Also — —"

„Also nehmen wir das Haus. Natürlich! Und zwar habe ich es für den ganzen Winter gemietet. Freust du dich nicht?"

„Sehr, sehr. Es wird herrlich sein."

„Und so ruhig, so einsam. Dieses tolle Neapel hätte uns beide krank gemacht. Hier können wir leben, genießen, in Schönheit schwelgen. — Wie blaß du heute wieder einmal bist."

„Nicht doch; ich fühle mich sehr wohl, ich bin sehr glücklich."

So zogen sie denn in das verlassene Haus ein und verlebten hier in Wahrheit ein Märchen. Sie hatten für die Dauer ihres Aufenthaltes das Boot gemietet. Der junge hübsche Fischer — er hieß Gigi und war mit Leib und Seele Neapolitaner — führte das ganze Hauswesen, machte in Neapel die Einkäufe, besorgte sogar die Küche. Wenn er nichts zu thun hatte, lag er im Sonnenschein und sang schwermütige Lieder. Im übrigen war er so glücklich wie niemals in seinem Leben, da er niemals in seinem Leben so viel Maccaroni hatte essen können. Daß er nebenbei leidenschaftlich und dabei völlig hoffnungslos in die schöne Marietta verliebt war, that seiner Lebenslust keinen Abbruch.

Diese stolze Donna verhielt sich nach wie vor völlig — königlich gegen die beiden Fremden. Zu jeder Tagesstunde konnte man sie im Freien treffen, entweder in dem Rosenhofe oder unter den Orangenbäumen. Man sah sie stets dieselbe Arbeit verrichten, stets dieselbe unnahbare Miene machen. Nur dem armen Teufel von Gigi gönnte sie dann und wann ein Wort; ja sie hatte sogar die Gnade, ihn über seine herzzerbrechenden Seufzer und glühenden Liebeslieder auszulachen, was ihr ganz merkwürdig stand. Man sah erst dann, was für rote Lippen sie hatte. Sie fing an, Lillian Furcht einzuflößen, Robert vermied es, ihr zu begegnen. Mußte er sie einmal ansprechen, so erhielt er kaum eine Antwort. Dieses unziemende Benehmen versetzte ihn jedesmal in Aufregung. Mit Lillian sprach er nie mehr über sie.

Sein blasses Weib flößte ihm übrigens dann und wann ernste Sorge ein. Nicht etwa, daß sie geklagt hätte, aber sie war zuweilen seltsam

matt und müde. Wenn er sich darüber ängstigte, wußte sie ihn jedoch jedesmal zu überzeugen, daß es nur das Uebermaß der Schönheit sei, das beim stündlichen Genusse ihre Kräfte erschöpfte. Dabei erschien ihrem besorgten Freunde mit jedem Tage der Glanz ihrer Augen strahlender, ihr Lächeln lieblicher, ihre Stimme mehr voller Wohllaut. Sie war nie heiterer gewesen, hatte nie lebhafter an die Vergangenheit gedacht, nie mit freudigerer Hoffnung von der Zukunft gesprochen. So kam es, daß Robert trotz geheimer Sorge immer wieder denken mußte:

„Neapel sehen und leben!"

V.

Aus Roberts Geist war die Spukgestalt der ersten Lillian gewichen. Zuerst war es nur ein blasser Schatten gewesen, der ihn erschreckte, als er an der Seite der Lebendigen zum erstenmal das Haus betrat, darin jene gestorben. Er war nichts weniger, als nervös, sondern strotzend von Gesundheit und Kraft, so daß er sich gar nicht das unheimliche Gefühl gestattete, welches ihn im ersten Augenblick überfallen hatte, als er sich mit Lillian so unerwartet in dem verlassenen Landhause wohnen fand. Es war alles mit so natürlichen Dingen zugegangen, daß er den Glauben an ein Verhängnis bei sich selbst auf das heftigste als Aberglauben schalt. Dann allerdings waren Tage gekommen, wo der Geist der Gestorbenen in Lillians Gestalt an seiner Seite lebte und sich nicht verscheuchen ließ. Oft hatte er gedacht, es nicht ertragen zu können und war im Begriff gewesen, Lillian zuzurufen:

„Wir gehen fort; morgen, heute noch!"

Jedesmal hatte er aus Scham geschwiegen und die Schwäche tapfer niedergekämpft. Zuletzt gelang es ihm denn auch völlig, seiner Phantasie Herr zu werden. Er war zu dieser Zeit mit anderen, womöglich noch unheimlicheren Gedanken beschäftigt.

Lillian blieb von allem völlig ahnungslos; sie wußte kaum, daß vor ihr noch eine andere ihres Namens dagewesen war. Uebrigens hatte Robert das Manuskript und Bild mitgenommen und bei sich in seinem Zimmer verschlossen. Zuweilen fühlte er sich gezwungen, das Gemälde zu betrachten und das kurze Schlußkapitel des kleinen Dramas zu lesen.

Eines Tages besuchte Robert in Neapel das Statuenmuseum, Lillian befand sich in ihrem Schlafzimmer. Wie gewöhnlich, wenn sie allein war, ruhte sie aus. Aber nicht etwa, daß ihre Ermattung ihr irgend welche Sorge eingeflößt oder sie dieselbe vor Robert angstvoll geheim gehalten hätte: sie war nur nicht gewöhnt, über sich zu reden.

Mit geschlossenen Augen auf dem Bette liegend, doch nicht schlafend, gedachte sie des lieben Entfernten und wie er ihr jetzt so verwandelt vorkam: bald seltsam träumerisch, fast tiefsinnig, bald leidenschaftlich auffahrend, bald teilnahmlos, bald unverständlich erregt. Dabei zerstreut bis zur Verwirrung, unruhig bis zum Unstäten. Was mochte mit ihm sein? Was in ihm vorgehen? Sah sie ihn zuweilen zärtlich an, so wandte er seinen Blick von ihr ab; wagte sie einmal einen Kuß oder eine schüchterne Liebkosung, so entzog er sich ihr, und das manchmal sogar unfreundlich. Richtig — jetzt fiel es ihr ein: er küßte sie eigentlich nie mehr und that er's, so berührte er nur flüchtig ihre Stirn oder Augen. Früher war das anders gewesen; überhaupt früher — —

Dabei hatte er nie solche zärtliche Sorge um sie getragen, solche unnötige, zärtliche Sorge. Er lebte dafür, sie vor jeder Zugluft zu schützen, ihr jeden Stein aus dem Wege zu räumen; es machte ihn glücklich, im Garten für sie die sonnigsten Plätze auszusuchen, ihr die schönsten Blumen zu bringen, oder sie weit ins Meer hinauszurudern. Er war ihr für jedes Lächeln dankbar, er ihr, die nichts anderes thun mochte, als ihm ihren Dank zu stammeln. Warum sah er sie zuweilen, wenn er sich unbeobachtet glaubte, so unendlich traurig an, so unsäglich mitleidig? Mitleidig, sie, die sie ihn liebte, die sie von ihm geliebt wurde? Einmal — sie würde es niemals vergessen — hatte er sie in heftiger Bewegung umfangen, war an ihrer zitternden Gestalt niedergeglitten, hatte sein Gesicht an sie gedrückt und war in ein lautloses, krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen. So oft sie daran dachte, fühlte sie sich von neuem entsetzt. Damals war Marietta in den Garten gekommen; wie war er da aufgefahren! Mit welchem Blicke hatte er dem fremden Mädchen nachgestarrt. Die that, als wenn sie nichts gesehen hätte. Etwas wie Haß, wie tödliche Feindschaft hatte damals in diesem Blicke gelegen.

Marietta! Wie stolz der Name klang, wie stolz und zugleich wie zärtlich.

Auf einmal hörte Lillian durch das offene Fenster Mariettas tiefe, ruhige Stimme. Sie stand auf der Terrasse und sprach mit Gigi:

„Seine Frau? Er hat gar keine Frau." hörte Lillian sie in einem beinahe grausamen Tone sagen. „Lang kann es auch nicht mehr mit ihr dauern. Sieh' sie doch an. Und er merkt es nicht einmal. Nun, für ihn ist's gut und für sie noch besser. Aber was kümmert's mich?"

„Was es dich kümmert, du Schlange? Als ob du ihm nicht nachstelltest, und als ob er nicht schon längst gefangen wäre!"

„Du bist verrückt."

Sie lachte laut auf; das Lachen eines Dämons.

Darauf war es wieder still.

Lillian hatte alles gehört, aber nichts verstanden. Wie sollte sie auch verstehen? Es war ja ein häßlicher Traum. Unmöglich, daß es nicht Traum gewesen! Sie hatte geschlafen — der heiße Schweiß stand ihr auf der Stirne. Jetzt war sie erwacht. Die Glieder waren ihr noch schwer; sie konnte sich kaum regen. Eine Weile lag sie still da, ohne denken zu können; auf ihrem Kopfe lastete ein eigentümlicher Druck, in ihrem Herzen fühlte sie einen eigentümlichen Schmerz. Vielleicht war auch das nur geträumt. Wer hat nicht von Alpdrücken gehört?

Plötzlich überfiel sie eine entsetzliche Bangigkeit. Die Angst wälzte sich über ihren ganzen Körper. Sie stieß einen Schrei aus, sprang auf — aus ihrem Munde stürzte Blut.

Aber sie ward nicht bewußtlos. Robert konnte jeden Augenblick zurückkommen. Er durfte sie so nicht finden. Sie mußte hinaus.

Ihr Gesicht, ihre Hände, ihr Kleid waren blutig. Hastig wusch sie sich und zog sich um. Dabei lauschte sie fortwährend angstvoll hinaus, ob er auch nicht schon komme. Wollten ihre Kräfte sie verlassen, so brauchte sie nur daran zu denken. Jetzt war sie fertig, jetzt verließ sie das Zimmer, das sie hinter sich zuschloß.

Sie ging ihm durch den Garten entgegen, sich mit der größten Anstrengung aufrecht erhaltend. Da hörte sie vor sich Tamburingerassel und, hinter einem Myrtengebüsch vortretend, sah sie auf einer Wiese, in deren Mitte eine Palme stand, Marietta und Gigi Tarantella tanzen. Der bacchantische Tanz hatte noch einen anderen Zuschauer, der auch nichts von der schlanken Gestalt sah, welche die Myrtenzweige verbargen; dabei stand er ihr fast gegenüber, so daß sie ihm ins Gesicht sehen konnte. Vielleicht hätte sie vor ihm stehen können, ohne von ihm bemerkt zu werden: er hatte nur Augen für die schöne Tänzerin.

Sie glich einer Mänade. Oberkörper und Kopf weit zurückgeworfen, die düsteren Haare flatternd, hielt sie hoch über sich das Tamburin, es mit einer Hand schwingend, mit der anderen dagegen stoßend. Blitzschnell glitten die gelben, schlanken Finger über das Trommelfell. Sie kümmerte sich nicht viel um ihren Mittänzer, der sie wie ein Faun umsprang. Ganz von Leidenschaft hingerissen, tanzte sie beinahe für sich allein. Welche Bewegung, welche Anmut, welche Wildheit! Immer toller raste das Tamburin, immer bacchantischer kreiste ihr Körper. — Lillian mußte sich schaudernd abwenden nach ihrem Manne hin. Da begegnete ihr Auge einem Blicke ihres Gatten, den dieser auf die schöne Furie warf — da verlor sie das Bewußtsein.

Sie lag eine ziemliche Weile hinter dem Myrtengebüsch, bis man sie fand. Robert trug sie ins Haus, Gigi lief nach einem Arzt. Marietta, die wieder in eine vollkommene Statue verwandelt war, bot mit einem kalten Blick ihre Hilfeleistung an; Robert winkte ihr heftig zu, das Zimmer zu verlassen. Sie schritt gemessen hinaus.

Der Arzt kam und gab keine Hoffnung. Robert glaubte seinen Verstand zu verlieren. Und in diesem Zustande mußte er ruhig und gelassen erscheinen, da Lillian gerade wieder zur Besinnung kam. Ihr erstes Lebenszeichen, welches sie noch halb bewußtlos gab, war, daß sie nach seiner Hand tastete und ihn anlächelte, bevor sie noch die Augen zu öffnen vermochte. Erst jetzt trug man sie in ihr Schlafzimmer, wo Robert auf dem Boden das Blut sah. Bei seinem Schrei schlug sie die Augen auf.

Als sie wieder zu sprechen vermochte, versuchte sie den Geliebten zu beruhigen. Sie schien sehr glücklich zu sein, als Robert ihr versicherte, daß er durchaus nichts befürchte. Sie lag nun still da, fortwährend ihn ansehend und fortwährend flüsternd:

„Ich habe dich sehr lieb."

Einmal ging Robert hinaus, warf sich in seinem Zimmer auf das Bett und vergrub seinen

Kopf in die Kissen, um sein lautes Schluchzen zu ersticken. Er wußte, daß Lillian sterben würde.

Doch erholte sie sich noch einmal; ja, sie wurde wieder so kräftig, daß er sie hinaus in den Rosenhof tragen konnte. Sie war von einer stillen Heiterkeit, einem unbeschreiblichen Liebreiz, einer himmlischen Güte. Mit jedem Tage erschien sie verklärter. Stets trug sie ein weißes Kleid und liebte es auf einmal, eine Blume ins Haar zu stecken.

Unterdessen wurde es immer wunderbarer um die beiden. Unter dem Schluchzen ganzer Chöre von Nachtigallen kam der neapolitanische Frühling. Welche unsterbliche Schönheit!

Täglich mußte er sie auf einige Stunden verlassen; sie trieb ihn dazu. Er sollte fort von ihr, nach Neapel, auf das Meer, in das Gebirge. Willenlos gehorchte er. Hätte sie geahnt, welche Stunden der Entfernte an wilden Plätzen und in einsamen Meeresbuchten verlebte, sie hätte ihn keinen Schritt von ihrer Seite gelassen. Aber auch sie bedurfte dieser wenigen einsamen Stunden, um vieles zu durchkämpfen — auszukämpfen. Kamen sie dann wieder zusammen, so waren sie beide ruhig und ermattet!

Ein wahres Wunder von Wandlung hatte sie an Marietta vollbracht. Dieser hatte all ihr Trotz nichts geholfen: vor Lillians Lächeln, Lillians sanften Worten und strahlendem Blick vermochte die starre Seele sich nicht zu schützen. Alle zurückgehaltene Leidenschaft brach aus dem wilden Gemüt hervor. Sie war in ihrer Bewunderung, wie in ihrer Verzweiflung über die Sterbende maßlos. Dagegen verhielt sie sich gegen Robert, als sei er ihr Todfeind. Auch er begegnete ihr mit unverhohlener Abneigung.

Eines Nachts wachte Lillian auf. Marietta saß an ihrem Bette, die brennenden Augen auf das todblasse, süße Antlitz geheftet. Robert war nicht im Zimmer. Die Kranke fühlte eine heftige Sehnsucht nach dem Abwesenden; aber sie wollte ihn nicht wecken lassen: er hatte so viele Nächte gewacht, der arme Mann! Mit Mariettas Hilfe erhob sie sich, ließ sich ihr Nachtkleid überwerfen und schwankte, ohne sich stützen lassen zu wollen, aus dem Gemach in das Zimmer ihres Gatten. Nur einmal ansehen wollte sie ihn und dann beruhigt und beglückt wieder fortschleichen.

Sie fand Robert angekleidet außer Bett, jedoch in tiefem Schlaf. Er saß am Tische, mit dem Kopfe darauf niedergesunken. Neben ihm stand, fast herabgebrannt, eine Kerze, neben ihm lag auch ein Bild und ein vergilbtes Manuskript. Lillian schlich sich zu dem Schläfer, beugte sich herab — ihr Blick fiel auf ihr eigenes Bild. Seltsam! Sie hatte sich doch niemals malen lassen. Dennoch war sie es, sogar trug sie im Haar, eine blasse Blüte. — — Was bedeutete das? Da las sie vor sich eine Ueberschrift: „Lillians Tod“. Sie nahm das Papier auf, sank neben Robert auf einen Stuhl nieder und las — ihre eigene Geschichte.

Als Robert am nächsten Morgen zu ihr kam, fand er sie völlig angekleidet auf ihrem Bette liegend, die Stirn ganz seltsam mit einem Rosenzweige geschmückt.

In seinen Armen schlief sie ein.

Bismarck in Frankfurt am Main

(1851—1859).

Von

Fedor von Köppen.

Die Stadt Frankfurt gehört zu denjenigen deutschen Städten, deren Namen uns fast an jedem Wendepunkte der deutschen Geschichte begegnen. Welches reiche geschichtliche Leben spielte innerhalb ihrer Stadtmauern sich ab von der Zeit an, als Karl der Große hier mit seinen Franken durch die Furt des Mains ging, um die jenseits desselben lagernden Sachsen zu bekämpfen, bis sie dem letzten Friedensschlusse zwischen Deutschland und Frankreich (10. Mai 1871) den Namen gab. Welche mächtige Vergangenheit schaut von den Wänden des alten Römersaals in dem hohen dreigiebeligen Rathause droben, wo die Bilder der deutschen Kaiser, die hier gekürt und gekrönt wurden, in den Nischen hängen bis auf Franz II., den letzten deutschen Kaiser, bei dessen festlichem Krönungsmahle der junge Goethe auf der Schwelle neugierig durch eine geöffnete Seitenthür zuschaute! — Seltsamerweise fügte es sich, daß das letzte Kaiserbild auch die letzte Nische füllte, so daß für das Bild des Erzherzog-Reichsverwesers Johann, jenes Kaiserschattens, den die

Frankfurter Nationalversammlung (1848) für kurze Zeit ins Leben beschworen, kein anderer Platz blieb, als über einer verkleideten Seitenthüre.

Das Frankfurt, welches wir aus Goethes Kindheit und früher Jugend kennen, war weit verschieden von der freien Reichs- und Bundesstadt, in der Otto von Bismarck, unser gegenwärtiger Reichskanzler, seine staatsmännische Laufbahn begann. Die alte Reichsstadt hat mit den Ringmauern und Türmen ihre finster ehrbare Miene abgelegt und schaut aus dem Kranze blühender Gärten und Anlagen voll heiterer Anmut und Lebenslust hervor. Ueberall Regsamkeit, Wohlleben und Reichtum! — Nur hie und da erinnert noch ein verwittertes Gemäuer an die mittelalterliche Vergangenheit, so der epheuumsponnene Turm mit der neunfach durchlöcherten Wetterfahne, dem Wahrzeichen Frankfurts, am Ausgange der Eschenheimer Gasse, in welcher der ehemalige Palast des Reichspostmeisters Fürsten Thurn und Taxis — zu der Zeit, von der wir reden, Sitz der deutschen Bundesversammlung und Residenz des österreichischen Bundespräsidialgesandten Grafen Thun — liegt.

Auch in geselliger Beziehung hat Frankfurt seit Goethes Zeiten eine sehr veränderte Miene angenommen. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Juden dort kastenhaft für sich abgeschlossen und auf eine zwischen zwei Mauern eingeschlossene, mit drei Thoren verwahrte enge Gasse, deren schwarze Häuser die überhängenden Giebel gegeneinander kehrten, beschränkt und mußten das Recht, an Sonn- und Festtagen die Gasse verlassen und das Stadtthor passieren zu dürfen, mit hohen Abgaben erkaufen. Jetzt bildeten sie ein bedeutsames Element in der Frankfurter Gesellschaft, und die Namen zweier mächtigen Potentaten, die aus demselben hervorgegangen, sind in aller Munde — die Namen Rothschild und Börne.

Die moderne Gesellschaft bewegte sich in zwei Sphären: in der einen Wohlstand und Freiheit und der Wunsch, beide zu frohem Lebensgenuß zu gebrauchen, aber der Mangel an gewissen wirklichen und eingebildeten Vorzügen, die außer den Gütern des Lebens noch begehrenswert erscheinen; — in der anderen vornehme Namen und die Ehre des Amtes, verbunden mit Rang, Titeln, Orden und der angenehmen gesellschaftlichen Gewohnheit, aber der Mangel an Mitteln, um diese glänzenden Eigenschaften zur vollen Geltung bringen zu können. Was Wunder, daß beide Welten einander durch das Lorgnon des Spottes betrachteten und doch — je länger, je mehr — einander unentbehrlich wurden. Die eine liebte es, ihren Reichtum zur Schau zu tragen, ihre glänzenden, offenen Equipagen um die Mittagszeit die Zeil entlang rollen zu lassen, oder abends in prachtvollen Toiletten in den Salons zu erscheinen; die andere entfaltete ihren Glanz auf der Parade und an der grünen Tafelrunde im Thurn und Taxisschen Palais. Wenn aber an schönen Sommernachmittagen die Offiziere in schimmernden Uniformen, die jungen Attachés der Gesandtschaft mit Bändchen im Knopfloch durch die breiten Baumgänge der vorstädtischen Anlagen auf edlen Rossen dahertrabten, dann ward in den Patricierlandhäusern zur Seite hin und wieder eine Gardine gelüpft und von den mit Blumen besetzten Balkons leuchteten ferntreffende Blicke in das Dunkel der Baumgänge hinab.

Beide Welten empfingen damals Licht und Wärme von der Sonne Oesterreich. Die österreichische Staatskunst hatte nicht allein bei Olmütz gesiegt, ihr Einfluß herrschte auch an dem wiederhergestellten Bundestage, in der Presse, in den Kabinetts der kleinen Fürsten, ja er drang bis in die Boudoirs der Schönen. Sie verstand es die Rollen so zu verteilen, daß in den tonangebenden Zirkeln Oesterreich stets durch die angenehmsten Persönlichkeiten vertreten war. Das lebenslustige Frankfurt aber zollte Beifall und Bewunderung dem österreichischen Feldmarschalllieutenant, der mit seinen ungarischen Juckern in offener Chaise, einen Mohren vorne auf dem Bocke, einen Groom hinten auf dem Bedientenbrette, durch die Gassen fuhr und zutrauliche Grüße nach den Erkerfenstern rechts und links hinaufsandte; es sah jedoch vornehm auf den preußischen General herab, der kein höheres Interesse kannte, als den Dienst seines Königs und Herrn, und nannte ihn achselzuckend einen „ehrenwerten Mann“. Ganz Frankfurt war schwarzgelb, von dem Wappen über dem Bundespalais bis zu den Cotillonschleifen der Damen.

In dieses Frankfurt trat (im Mai 1851) Otto von Bismarck, zunächst als Rat bei der preußischen Bundestagsgesandtschaft, ein homo novus ein und empfing oder vielmehr sollte seine nächsten Instruktionen von dem bisherigen Gesandten, Generallieutenant von Rochow, em-

pfangen, aber sei es, daß dieser mit einem Anfluge von Eifersucht in dem ihm zugedachten Nachfolger das größere Licht ahnte, sei es, daß er ihm die Fähigkeit zuerkannte, mit eigenen Augen klarer zu sehen, kurz, die Instruktionen fielen ziemlich dürftig aus. Bismarck benutzte indessen die erste Zeit seines Aufenthalts in der Mainstadt, um aus eigener Anschauung den Boden für seine künftige Thätigkeit kennen zu lernen. Er erforschte die Presse, wohnte den Vorträgen des Herrn von Rochow bei, machte Besuche bei seinen diplomatischen Kollegen in Frankfurt und an den benachbarten Höfen zu Darmstadt, Bieberich und Karlsruhe, er nahm auch an diplomatischen Routs teil wie z. B. an dem Galadiner zum Geburtstage des Kaisers von Oesterreich, wo „für 20000 Thaler Uniformen goldbeladen bei Tisch saßen“.

Mit einem „Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit“ sah Bismarck von Frankfurt aus die Stätten wieder, wo er in den Tagen ungebundener, gärender Jugendzeit geweilt hatte. „Möchte es doch Gott gefallen“, schrieb er (3. Juli 1851) an seine Gemahlin, „mit Seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen * und Miß ** jetzt leben? Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte; wie hat meine Weltanschauung in den Jahren seitdem doch so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die richtige Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos werden, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann“ . . . .

Am 18. August erhielt Bismarck seine Bestallung als Bundestagsgesandter an Rochows Stelle. Sein Vorgänger schied, ohne ihm etwas anderes zu hinterlassen, als eine leere Mappe für die Protokolle.

Einer der ersten Besuche des neuernannten Bundestagsgesandten galt dem ehemaligen leitenden Minister Oesterreichs, dem Fürsten Metternich auf Schloß Johannisberg. Es war eine denkwürdige Begegnung, das Zusammentreffen dieser beiden Männer; dort der Altmeister einer hinfällig gewordenen Staatskunst, welcher durch sein künstliches System länger als dreißig Jahre hindurch einen Zustand des Friedens und der Duldung in den österreichischen Staaten erhalten und die Bewunderung der Zeitgenossen damit erregt hatte, bis es unter der allgemeinen Erbitterung des Volkes plötzlich zusammenbrach, — hier ein hoffnungsvoller Anfänger, der, frei von aller systematischen Staatsweisheit, sich nur auf seine eigenen Anschauungen und Erfahrungen stützte und die alleinige Richtschnur für sein Handeln aus seiner Vaterlandsliebe entnahm; dort der Nestor unter den europäischen Staatsmännern, bei dessen Weisheit Fürsten und Minister zu Rate gingen, bis das Steuerruder seiner matten Hand entsank und sein leckes Staatsschiff auf den Sturmwellen der Revolution schwankte, — hier der in der diplomatischen Welt noch wenig bekannte jugendliche Gesandte, der, ein festes Ziel — seines Vaterlandes Ehre und Größe — unverrückbar im Auge behaltend, mit hellem, gottvertrauendem Mute allen Gefahren der Zukunft furchtlos entgegenging; dort der unter Jahren, Erfahrungen und Täuschungen gebeugte Greis, — hier der rüstige märkische Mann voll Zuversicht, Schöpfungsdrang und Thatkraft. So standen sich die beiden gegenüber, wie Vergangenheit und Zukunft, und zwischen ihnen in hohen Römern perlte der Wein, der vor Jahren an diesen Berghängen gereift war, klar wie der Nibelungen Gold, und die Erdfeuergeister, die im Bunde mit Aether und Sonne den edlen Saft gebraut, horchten heimlich und kicherten leise, wenn die Gläser zusammenklangen. Noch eine Reihe von Jahren und welche Reden, welche Trinksprüche werden dann hier schallen, wenn der Wein, der jetzt an den Hügeln wächst, die Herzen labt! — —

Bei dem ersten Besuche brachte Bismarck drei Tage auf Schloß Johannisberg zu. Einige Zeit nachher fragte Graf Thun ihn: „Was haben Sie mit dem alten Herrn angestellt? er ist ganz entzückt von Ihnen.“ — Bismarck antwortete: „Das Geheimnis ist sehr einfach; ich habe drei Tage lang mit dem Ausdruck der Intelligenz zugehört,“ Fürst Metternich erzählte nämlich sehr gerne und sehr gut, am liebsten seine Erinnerungen aus der Zeit der französischen Revolution, während welcher er in Straßburg

studierte und seinen Hofmeister daselbst zu den Jakobinern übergehen sah.

Eine beiläufige Annehmlichkeit der ferneren Besuche auf dem Johannisberge war es, daß Bismarck das Herz des Kellermeisters gewann, welcher ihm in Blechgefäßen die Weine vorsetzte, die auf die Tafel des Fürsten nur in Dessertgläschen kamen.

Wenn Metternich, der bei aller Bevormundung der österreichischen Landeskinder doch gegen Preußen stets mit achtungsvoller Rücksicht aufgetreten war, noch die österreichische Politik geleitet hätte, so wäre ein freundschaftliches Zusammengehen Preußens mit Oesterreich am Bunde, wie Friedrich Wilhelm IV. es wünschte und wie es auch Bismarcks Neigungen entsprach, wohl denkbar gewesen; der Mann aber, der jetzt an der Spitze der österreichischen Staatsregierung stand, Fürst Schwarzenberg, hatte es unverhohlen als das Programm seiner Politik ausgesprochen, Preußen erst zu erniedrigen, dann zu vernichten.

Den Regierungen der kleinen Staaten lebte die Rolle, welche Preußen in den Bewegungsjahren zugedacht war, noch in frischem Gedächtnis. Sie betrachteten den Bund als eine Versicherungsanstalt für die kleinstaatlichen Hoheitsrechte unter habsburgischem Schilde gegen die Revolution und gegen die revolutionären Einheitsbestrebungen Preußens. Allerdings hatte der preußische leitende Minister von Manteuffel offen verkündigt, daß seine Regierung mit der Revolution brechen wolle, indessen man gedachte auch der bedeutungsvollen Worte des ehemaligen Vertreters der preußischen Unionsidee, von Radowitz, daß jede rückläufige Bewegung in der Geschichte nur eine scheinbare sei und ihre Bahn aus der Sonnenferne immer wieder zurücklenken müsse in die Sonnennähe. Daher das Gefühl des Mißtrauens und der ängstlichen Besorgnis, mit dem die Vertreter der kleinen Staaten den preußischen Bundestagsgesandten betrachteten. Bismarck deuchte es nach den ersten Eindrücken, die er im Thurn und Taxisschen Palais empfing, als ob er überall von einer geheimen Verschwörung umgeben sei, deren Fäden nirgend anderswo zusammenliefen, als in dem Bureau des österreichischen Bundespräsidialgesandten, des Grafen Thun-Hohenstein; aber er war mit scharfem, wachsamen Auge gekommen, um zu erkennen, woher durch offenes oder heimliches Uebelwollen seiner Regierung und seinem Lande Gefahr drohe. Niemals duldete er eine Zurücksetzung, am wenigsten da, wo er als Vertreter seines Staates auftrat.

Schon in den ersten Sitzungen des Militärausschusses nahm Bismarck Veranlassung zu zeigen, wie wenig er geneigt war, sich eine — wenn auch nur formelle — Zurücksetzung gefallen zu lassen. Dieser Ausschuß, der eigentliche Träger der Geschäfte, bestand aus den Gesandten von Oesterreich, Preußen, den vier Königreichen und Hessen-Darmstadt. Es war herkömmlich, daß der Präsidialgesandte — damals Graf Thun — in den Sitzungen rauchte und mit brennender Cigarre aus seiner Wohnung in das Versammlungszimmer herabkam, wogegen der preußische General von Rochow, obgleich er ein leidenschaftlicher Raucher war, sich diesen Genuß versagte. Nachdem Herr von Bismarck diese Erscheinung mehrmals beobachtet und erkundet hatte, daß sie Gewohnheitsrechtens sei, brachte auch er eine Cigarre mit und es rauchten nun die beiden Präsidialmächte. Sei es, daß er diese Frage der Würde zum Gegenstand eines Berichtes nach München gemacht, sei es, daß er sich mit Graf Thun benommen hatte, — genug, der bayerische Gesandte, der bekanntermaßen des Rauchens unkundig war, zog in der nächsten Sitzung eine ungewöhnlich blonde Cigarre hervor, schlug sich klirrend Feuer und rauchte, jedoch nur so lange, bis er gewisse üble Folgen dieses ersten Rauchversuchs zu spüren schien und erbleichend die Cigarre weglegte. In der nächsten Sitzung folgte Hannover seinem Beispiel, nach und nach die anderen Königreiche, so daß zuletzt der ganze Ausschuß sich der Havanna erfreute mit Ausnahme des hessischen Gesandten, der entweder das Nikotin oder das Bewußtsein seiner staatlichen Inferiorität nicht überwinden konnte.

Unter den Kleinstaatsgrößen des Bundestags übte man damals noch die treue Befolgung des Talleyrandschen Ausspruchs, daß die Sprache den Diplomaten nur gegeben sei, um ihre Gedanken zu verbergen; es galt für die höchste Staatsweisheit, unklare Ziele in vieldeutige Worte zu verhüllen oder mit vielen Worten nichts zu sagen. Abweichend von dieser diplomatischen Gepflogenheit, faßte Bismarck stets feste Gesichtspunkte ins Auge, er wußte für die rechte Sache das rechte Wort in die Welt zu schicken und betrachtete das Wort nur als den sicheren Vorboten der energischen That. „Ich habe nie daran

gezweifelt," schrieb Bismarck, „daß sie alle mit Wasser kochen, aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, auf der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X oder Herrn von ?arsky aus dem Chausseehause her; wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen."

In der That wurden in den Sitzungen des wiederhergestellten Bundestages nur die breiten Wassersuppen aus vormärzlicher Zeit aufgewärmt. Es handelte sich um eine Reaktion gegen die Bestrebungen der Volkspartei, um die Beseitigung der letzten Reste der sogenannten Märzerrungenschaften, um Aufhebung der in der Paulskirche beratenen Grundrechte, Beschränkung des Vereinsrechts und der Presse. Daneben handelte es sich um die Exekution in Holstein, die Auslieferung Holsteins an Dänemark, die Schlichtung des hessischen Verfassungsstreites zu Gunsten des Kurfürsten, die Versteigerung der Flotte unter dem Hammer Hannibal Fischers und um andere schöne Sachen, wobei die größten und wichtigsten Angelegenheiten der Nation zu den Akten gelegt, alles Kleinliche dagegen mit einer ungeheuren Wichtigkeit behandelt wurde. „Es ist," schrieb Bismarck während einer solchen Sitzung an seine Schwester, Frau von Arnim, „eine sehr achtungswerte, aber wenig unterhaltende Tafelrunde, die mich hier an einem grünbehangenen, etwa 20 Fuß im Durchmesser haltenden kreisrunden Tische, im Parterre des Taxisschen Palais, mit Aussicht auf Garten, umgibt. Der durchschnittliche Schlag ist etwa von * und ** in Berlin, die haben ganz bundestäglichen pli!" . . . und während er an dieser Tafelrunde dem „ganz unglaublich langweiligen Vortrage eines hochgeschätzten Kollegen über die anarchischen Zustände von Ober-Lippe" folgte, ließ er seinem Humor auf dem Briefbogen freien Zügel, bis der Redner seinen Vortrag und Bismarck seinen Brief geendet hatte mit den Worten: „Endlich hat Darmstadt zu lesen aufgehört und ich stürze gerührt in deine Arme und wünsche dir ein frohes Fest." —

Während Bismarck im Thurn und Taxisschen Palais die ersten Scharmützel bestand, richtete seine Gemahlin ihm die eigene Häuslichkeit so friedlich und angenehm wie möglich ein. Bismarck hatte für diesen Zweck eine Rothschildsche Villa an der Bockenheimer Landstraße, etwa eine Viertelstunde vor dem Thore der inneren Stadt, gemietet, dieselbe, in welcher vordem der Erzherzog Reichsverweser residiert hatte. Ganz in der Umgebung blühender Gärten gelegen, schien dieses Tusculum wohlgeeignet, ihn am häuslichen Herde die Dornen seines Berufes vergessen zu machen. Hier empfing er die Besuche seiner näheren Bekannten aus den Kreisen der Gesandtschaft oder der höheren Offiziere der Frankfurter Garnison. Zu seinem vertrauten Umgange gehörte die Familie des Malers Jakob Becker aus Worms. In diesem Kreise erschien er des Abends gerne und nahm seinen Platz am Theetische oder am Kamin des roten Kabinetts und erfreute sich nach den kleinen Dissonanzen, die im Konzerte des Bundestags hin und wieder hindurchklangen, an der Harmonie der Töne, die seine Gemahlin und die anmutigen Töchter des Beckerschen Hauses hervorzuzaubern wußten. Hier entfaltete er jene Liebenswürdigkeit des Gemüts, die zu den glänzenden Eigenschaften des großen Mannes eine so schöne Folie bildet und deren Macht um so unwiderstehlicher wirkte, als sie nichts Angeeignetes oder Berechnetes an sich trug, sondern unter der unmittelbaren Eingebung des Augenblicks aus seiner innersten Natur floß.

Das Bismarcksche Haus galt für das gastfreieste in Frankfurt. Wie die kleinen Familienabende ihren eigentümlichen Reiz hatten, so wußte er auch in den größeren Gesellschaften und Soireen ein neues anregendes Element einzuführen und ließ Einladungen an Maler, bildende Künstler und Schriftsteller ergehen, mit denen er durch die Beckersche Familie in Berührung gekommen war.

Die Lage von Frankfurt in der Nähe der Bäder brachte es mit sich, daß Bismarck viele von den höchsten fürstlichen Herrschaften, wie von den angesehensten Ministern und Staatsmännern in seinem Hause sah. Zu den gefeierten Gästen desselben gehörte der Prinz Georg von Preußen, der mit feinem Kunstverständnis und umfassenden geschichtlichen Kenntnissen dichterische Begabung verbindet, ferner die — am 23. Januar 1873 verstorbene — Großfürstin Helene von Rußland, geborene Prinzessin von Württemberg, Witwe des Großfürsten Michael Pawlowitsch, und viele andere Personen von Bedeutung, denen Bismarck später unter veränderten Verhältnissen wieder begegnen sollte.

Wenn aber die Gäste sein Haus verlassen hatten, zog er sich in sein Arbeitskabinett zurück,

steckte sich eine Cigarre an und diktierte noch stundenlang Briefe und Berichte mit einer Sicherheit und Klarheit, als ob er während des ganzen Abends nichs anderes gethan, als sich mit dem Gegenstande derselben beschäftigt hätte, so daß sie schon um 5 Uhr morgens fertig und verschlossen mit der Post nach Berlin abgehen konnten. Oft brach der Morgen über seinen Arbeiten an, ohne daß er das Lager gesucht hatte. Halb angekleidet lehnte er in das Sofa zurück, holte mit wenig kräftigen Zügen den Schlaf für die ganze Nacht nach, und wenn ihm am Morgen die Glieder noch schwer waren, ließ er satteln und bestieg das Roß zu einem meilenweiten Ritt oder holte seine Bekannten zu einer Jagdpartie ab.

Die Vorgänge in den Salons des preußischen Bundestagsgesandten wurden in den Frankfurter Zirkeln eifrig besprochen, und manches geflügelte Wort von ihm machte die Runde. Wer zu den preußischen Farben sich bekannte, fühlte sich durch das taktvolle und glänzende Auftreten des preußischen Vertreters gehoben. In den Salons erschien der blaue preußische Rock wieder ebenbürtig neben der weißen österreichischen Uniform, und in den Anlagen sah man an schönen Sommertagen die jüngeren Mitglieder der preußischen Gesandtschaft an der Seite kühner Reiterinnen nach dem Walde von Niederrad oder den Rosengärten von Bornheim hinaustraben, als wollten sie zeigen, daß auch unter dem zugeknöpften Rocke des preußischen Diplomaten ein warmes Herz schlagen könne für Ritterdienst und Minne. Wenn nun gar die Gunst des Wetters und der Schönen eine Landpartie nach Homburg oder nach dem Taunus in Aussicht stellte, dann flogen die Grooms und Kammerdiener mit Anfragen und Aufträgen vom Klub nach den Boudoirs, von den Boudoirs nach dem Klub mit nicht geringerer Geschäftigkeit, als vor gewissen Abstimmungen im Bundestage die Depeschen auf dem Telegraphendrahte zwischen dem Sitze des Bundes und den kleinen Höfen.

Oft mochten auch die gepflogenen Verhandlungen in der Wichtigkeit sich in beiden Fällen ziemlich gleich bleiben, nur daß die Landpartieen kurzweiliger waren, als die Bundestagssitzungen. Dennoch stiegen über dem Thurn und Taxisschen Palais hin und wieder Wölkchen auf, die ihre Schatten über die heitere, lebenslustige Mainstadt breiteten. Nicht alle schwebenden Fragen konnten mit solcher Leichtigkeit entschieden werden, wie die, ob bei einem ländlichen Feste die preußische oder österreichische Militärmusik spielen solle, oder ob bei der Durchreise einer kleinstaatlichen Hoheit oder Durchlaucht großer oder kleiner Empfang stattzufinden habe, obgleich auch diese schon heikler Natur waren.

Schon das orientalische Gewitter machte das Parkett des Bundestagspalais erbeben. Trotz des Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Preußen und Oesterreich trat doch eine sehr erhebliche Verschiedenheit in den Auffassungen beider Mächte von den deutschen Interessen zu Tage, und die Diplomaten der Mittel- und Kleinstaaten, die eine Konferenz in Bamberg beschickten, steckten, bedenklich flüsternd, die Köpfe zusammen. Die Donner von Sebastopol verrollten, aber der kleine Krieg am Bundestage zwischen Preußen und Oesterreich dauerte fort. Die Durchreise des österreichischen Ministers Grafen Buol durch Frankfurt zur Pariser Friedenskonferenz bot den Vertretern der Oesterreich anhängenden Kleinstaaten Veranlassung, dem Minister ihre Ergebenheit für Oesterreich zu bezeigen. So wurde der österreichische Gesandte Graf Rechberg von vielen Seiten mit Fragen angegangen, ob und wann es seinem Chef genehm sein würde, die ihm zugedachten Besuche zu empfangen. Graf Rechberg erkannte den Eifer seiner Kollegen an, erwiderte ihnen jedoch, daß der Minister von der Reise wohl zu angegriffen sein würde, um offizielle Besuche zu empfangen oder abzustatten; dabei deutete er jedoch jedem einzeln im Vertrauen an, daß er den Grafen Buol zu einer bestimmten Stunde bei sich im Hause erwarte und daß sich hier die günstige Gelegenheit zu einer „zufälligen Begegnung und vertraulichen Aussprache“ mit den betreffenden Gesandten bieten werde. Auch Herr von Bismarck erhielt ohne seine Anfrage eine Andeutung in dieser Richtung; er erwiderte jedoch, daß er, weit entfernt, den ermüdeten Reisenden stören zu wollen, vielmehr erwarte, daß dieser ihn selbst aufsuchen werde, falls er ihm etwas zu sagen haben sollte. So gestaltete sich die „zufällige Begegnung“ im Vorzimmer des Grafen Rechberg zu einer Art Cour, bei welcher der österreichische Ministerpräsident die ehrerbietig tiefen Verbeugungen der Bundestagsgesandten entgegennahm und allein der preußische Gesandte durch seine Abwesenheit glänzte. Dafür hatte dieser die Genugthuung, den Besuch des Grafen Buol trotz dessen Erschöpfung in seiner Wohnung zu empfangen.

Noch unfreundlicher gestaltete sich das Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich aus Anlaß des Krieges in Italien 1859. Bismarck konnte sich nicht zu der Ansicht bekennen, daß Preußen für das österreichische Interesse in den Krieg eintreten solle, ohne irgend welche Verbesserung seiner Stellung in Deutschland zu erreichen. Er hielt vielmehr den Augenblick für günstig, um auf eine Aenderung der die Macht Preußens lähmenden Bundeseinrichtungen zu dringen, welche die preußische Regierung in ruhigen Zeiten vergeblich angestrebt hatte. Er bekannte sich zu dieser Ansicht ganz laut und offen. Die preußische Regierung mochte besorgen, daß diese Haltung ihres Vertreters am Bundestage den bevorstehenden Verhandlungen mit Oesterreich und der von ihr beabsichtigten Vermittelung vorgreifen könne; anderseits erschien ihr Herr von Bismarck als das geeignetste Organ, um ihre Ansichten bei dem Petersburger Kabinette zu vertreten. So geschah, was Bismarck schon im November vorausgesehen; er wurde von seinem Posten am Bundestage abberufen und zum Gesandten am Petersburger Hofe ernannt (März 1859).

„Kalt gestellt!" sagte Bismarck zu seinen Freunden, als er ihnen die Nachricht von seiner Versetzung nach Petersburg mitteilte. Er nahm Abschied von den Frankfurter Zirkeln, begab sich zur Meldung nach Berlin und von dort auf die Reise nach den winterlichen Gefilden Rußlands.

Ein Zeitraum der Sammlung und Vorbereitung von hoher Wichtigkeit für die Folgezeit lag abgeschlossen hinter ihm. Reicher an Erfahrungen und mit erweitertem Gesichtskreise verließ Bismarck das Frankfurt, in dessen Mauern er acht Jahre hindurch lernend, wachsend, endlich gewaltig werdend, geweilt hatte.

„Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt," erklärte er nach abermals acht Jahren vor dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes, „daß viele der Größen, mit denen meine frühere Politik gerechnet, nicht existierten, daß das Zusammengehen mit Oesterreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die Heilige Allianze überkommen war, vorschwebte, daß dieses nicht möglich war, weil das Oesterreich, mit dem wir rechneten — es war die Periode des Fürsten Schwarzenberg — eben nicht existierte." —

Die Mainstadt hatte den bedeutendsten Mann verloren, der jemals an der grünen Tafelrunde des Bundestagspalastes einen Platz eingenommen; sie ahnten nicht, unter welchen veränderten Verhältnissen sie ihn, er sie wiedersehen würde.

Emanuel Geibel.

(Geb. den 18. Okt. 1815. † den 6. April 1884.)

Du bist nicht tot! Du bist uns nicht genommen!
Denn hoher Dichtung Meister sterben nimmer!
Ihr Wort, ihr Klang, dem schönsten Herz entglommen,
Sie bleiben, wie der goldne Sternenschimmer
Auf Dämmerungsflügeln nächtens ist gekommen,
Dem Morgen weicht, doch wiederkehrt uns immer.
Flieht auch den Lärm des Tags die ernste Muse, —
Wenn er verrauscht, naht sie mit holdem Gruße.

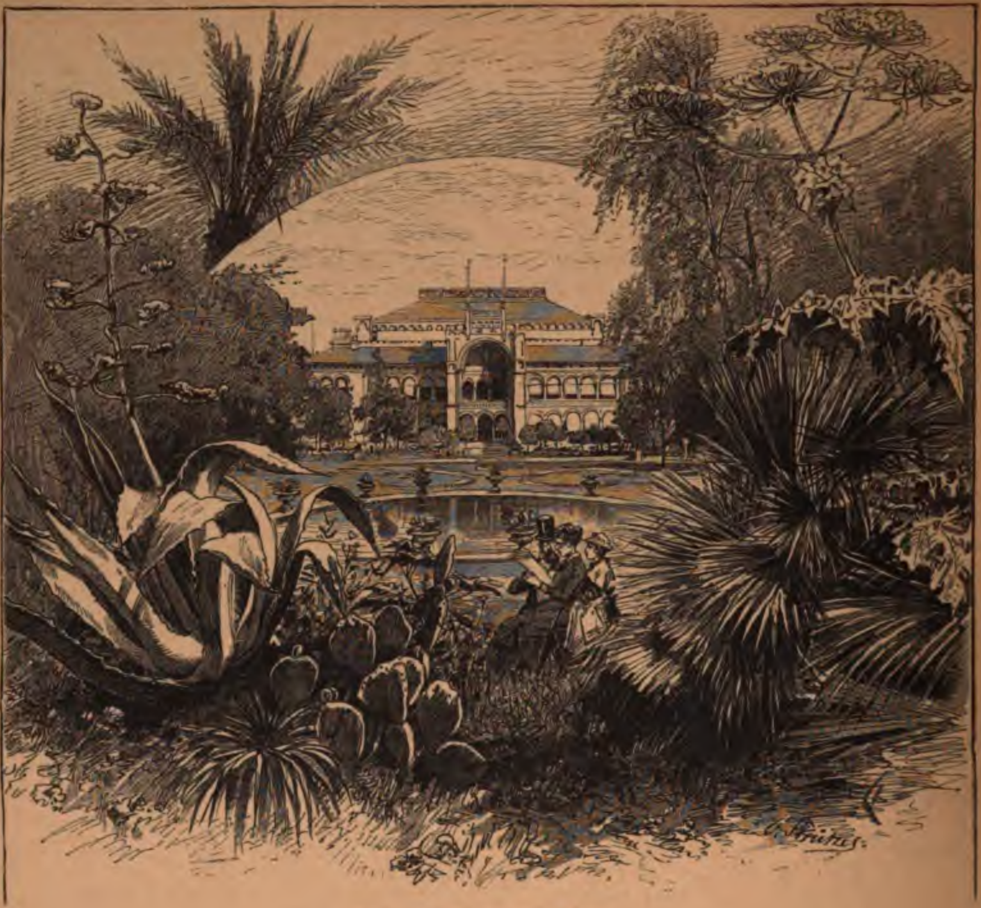
Dein heilig Lied, das keusch wie dein Gemüte
Für Heldentum und edle Frauenschöne
In hehrem Klang so zaubervoll erblühte,
Dein Saitenspiel, dem nur die reinsten Töne
Entströmten, wenn dein Dichterherz erglühte,
Damit es freigemut die Wahrheit kröne,
Sie sind mit leisem Hauche sanft verklungen, —
Du hast zu höh'ren Sphären dich geschwungen.

Wir klagen nicht, weil wir dich selig preisen,
Denn dein Geschick hat sich erfüllt im Glanze.
Dein Geist, so blitzendhell wie schneidig Eisen,
Sah noch das letzte Blatt gefügt zum Kranze,
Den dir gereicht als Dichter und als Weisen
Begeistrungsvoll das deutsche Volk, — das ganze!
Mit heißen Thränen legen wir ihn nieder
Auf deine Gruft als Dank für deine Lieder.

Und nicht für diese nur. Dich hat getragen
Der Muse Götterflug zu höh'rem Ziele.
Du durftest kühn dich an das Größte wagen,
Das uns ergreift im ernsten Bühnenspiele.
Mit deinen Helden jubeln wir und klagen,
Stürmst durch die Brandung du mit festem Kiele.
So stehst du vor uns in der Dichter Reihe,
Geadelt von des Genius' stolzer Weihe.

Fahrwohl! Gesegnet sei für jene Gaben,
Die, wie dein Ruhm unsterblich, nie vergehen,
Und — hat ein neu' Geschlecht auch uns begraben —
Mit Flammenschrift verzeichnet werden stehen
Auf jenen Blättern, die nicht Wandel haben
Und die kein Sturmwind jemals wird verwehen.
Du thronst im Licht, du bist uns nicht gestorben,
Denn Aller Herz hast ewig du erworben.

Theodor Souchay.



Die Flora in Charlottenburg (S. 270).

Die landschaftliche Umgebung Berlins.

Von

Ludwig Pietsch.

Die Hauptstadt des preußischen Königreichs, welche durch eine Folge von gewaltigen historischen Thaten und Geschicken zur Würde und Bedeutung der deutschen Kaiserresidenz und des Sitzes des deutschen Parlaments gelangt ist, konnte sich draußen im Reiche nie besonders herzlicher Sympathieen erfreuen. Eine unverhohlene Abneigung richtete sich gegen die Bevölkerung, wie gegen den Ort. Berliner haben freilich lange Zeit überall, wo sie außerhalb ihrer Heimat auftraten, redlich dazu beigetragen, diese gegen sie und ihre Stadt herrschende Stimmung zu bestärken und zu nähren. Daheim befleißigten sie sich in Worten und Schriften der spöttelnden Selbstironie, der öffentlichen Hervorhebung und witzigen Geißelung aller Schattenseiten und Unvollkommenheiten Berlins. Draußen aber mochten sie das Renommieren mit dessen Vorzügen, das übertriebene Lob derselben, das Herabsetzen anderer Städte im

Am Müggelsee (S. 263).

In Treptow (S. 261).

ganz anderer Menge zu sich her, als es die frühere preußische Residenz vermochte. Diese Besucher aber sehen sie, wie sie wirklich ist, lernen sie nach ihrer Größe und Schönheit schätzen, und helfen die Vorurteile zerstören, die hie und da noch immer gegen Berlin bestanden haben.

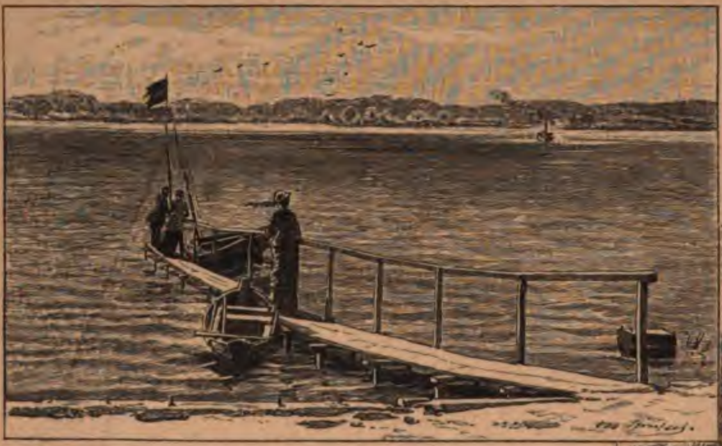
Eines der hartnäckigsten darunter betrifft Berlins landschaftliche Umgebung. „Des römischen Reichs Streusandbüchse“, diese alte Bezeichnung der Mark Brandenburg ist geflügeltes Wort geblieben und der Glaube an seine zutreffende Richtigkeit scheint unaustilgbar. Desto überraschender ist der Eindruck, den jeder in diesem Glauben erzogene fremde Besucher Berlins gerade von der Umgebung der Stadt empfängt.

Vergleich zu ihm nicht lassen. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrzehnts beginnt sich ein sehr bemerkbarer Umschwung in den Ansichten und Meinungen über Berlin zu vollziehen. Die Berliner haben das Tadeln und Verhöhnen ebenso wie das Großsprechen mehr und mehr verlernt, seit die Stadt in ihrer inneren und äußeren Entwickelung so staunenswerte Fortschritte gemacht und eine so gründliche und glänzende Reform ihrer Zustände sich vollzogen hat. Das größte Lob, das man ihr spenden kann, ist heute kein übertriebenes mehr. Und anderseits zieht die Kaiserstadt heute die Besucher aus allen Teilen des großen Vaterlandes in

Er erkennt bald, daß in Bezug auf landschaftliche Reize der Lage Berlin bei dem Vergleiche mit nur sehr wenigen Hauptstädten des Kontinents verlieren würde.

Zwei besonders wichtige Vorzüge besitzt diese Umgebung: sie ist ungemein reich an Wasserläufen und Seen, und viele ihrer schönsten reizvollsten Partieen liegen in unmittelbarer Nähe der Stadt, dicht vor ihren Thoren, ja manche Quartiere sind in jene hineingebaut. Ganz gleichmäßig rings um die Stadt sind diese landschaftlichen Reize hier freilich ebensowenig als um andere Städte verteilt. Der Süden z. B. ist viel weniger reich damit ge-

segnet, als der Westen, der Norden und Osten. Der Kiefernwald, welcher auch jene südliche, von einer Sandhügelkette durchzogene Ebene in alter Zeit bis dicht an Graben und Thore der kurfürstlichen Residenz bedeckt haben wird, ist bis auf einen Rest verschwunden, der östlich von dem weiten öden Tempelhofer Manöverfelde, eine Viertelstunde vom Halleschen Thor, sich gegen Rixdorf hinzieht, die Hasenheide. Die darin etablierten Militärschießstände haben die Umwandlung des vernachlässigten Wäldchens zu einem Park bisher noch immer verhindert. An dessen Nordrand aber reiht sich ein großes populäres Vergnügungsetablissement an das andere, die Schauplätze der meist ziemlich lärmenden Sonntags- und Abendfreuden des Berliner Volks- und Kleinbürgertums der Südbezirke, besonders auch der Herren Soldaten, welche für die unbewaffnete Hälfte der dortigen männlichen Gesellschaft das Tanzen und das Werben um die Gunst jener Schönen, die Samstags ihren Besen führen, zu einem keineswegs gefahrlosen Vergnügen machen.



Am Tegler See (S. 264).

Am Kreuzberg.

Direkt in der südlichen Fortsetzung des Berliner Meridians, der durch die große Friedrichstraße geht, hebt sich der Boden zu einer sehr bescheidenen Erhöhung: dem Kreuzberg (s. nebenst.). Ehedem bedeckte seine Ostseite der große Park des Etablissements Tivoli. Im übrigen zeigte er teils nur nackte Hänge, teils dürftige, von Akazien beschattete Anlagen zur anderen Seite des Weges, welcher von der Berlin-Tempelhofer Chaussee westlich abbiegend zu seinem Gipfel hinaufführte. Diesen „Gipfel“ krönt das in Eisen gegossene gotische Monument zum Gedächtnis an die Befreiungskriege von 1813—15. In der ersten Begeisterung jener Erlösung vom französischen Joch war die Errichtung einer großartigen Votivkirche beschlossen worden. Aber in den folgenden nüchternen tristen Jahren schrumpfte dieser Plan so zusammen, daß schließlich nichts als diese gotische gußeiserne Turmpyramide nach Schinkels Entwurf in die Wirklichkeit trat. Symbolische Idealgestalten von Männern und Jünglingen, an den Pfeilern des unteren Hauptkörpers, mit Gesichtern, welche an die der Feldherren jener Kriege und der daran beteiligt gewesenen preußischen Prinzen erinnern, versinnlichen die Hauptschlachten und Ereignisse. Die Modelle dieser unter lebensgroßen Statuen sind von Rauch und Tieck modelliert. Von den Granitstufen des Monuments aus zeigt sich eine stattliche Aussicht über Berlin in seiner Ausdehnung von West nach Ost. Seit den ersten Siebziger Jahren ist der Kreuzberg zum großen Teil mit Villen und mit großen Miethäusern bebaut. Wie gesagt: die Schönheiten der landschaftlichen Umgebung Berlins haben wir nicht hier im Süden aufzusuchen. Wenden wir uns weiter nach Osten

hin. Dort tritt die Spree bei der sogenannten Oberbaumbrücke in die Stadt ein, da wo sich ehemals in der vor etwa 12 Jahren abgebrochenen „Accise-Mauer" das Schlesische Thor öffnete. Den oberen Lauf des Flusses verfolgend oder ihn auf dem Dampfer oder Segelboot befahrend, gelangen wir zu den landschaftlich anmutigsten Uferpartieen. Vor 30 Jahren begann hier unmittelbar vor diesem Schlesischen Thor auf dem linken Spreeufer, wie jenseits vor dem Stralauer Thor, das freie Acker- und Wiesenland. Längs des Flusses zogen sich unchaussierte, von Bäumchen eingefaßte Landwege dahin. Am linken Ufer durchschnitt derselbe ein kümmerliches Wäldchen, den sogenannten Schlesischen Busch. Hie und da war eine Badeanstalt mit sehr primitiven Einrichtungen etabliert. Fabriken am Ufer, welche hier den Lauf des Flusses mit ihren Abgängen verunreinigt und die Luft mit ihren Dämpfen verfinstert und verdorben hätten, existierten noch nicht. Die Straße auf dem linken Ufer führte nach dem, aus wenigen Häusern bestehenden Oertchen Treptow (S. 259); die am rechten Ufer nach dem kleinen

Stralau.

Kirchdorf Stralau (s. obenst.). Heute sind jene Uferwege schön gehaltene Alleen. Aber fast in ihrer ganzen Länge werden sie von Landhäusern und von Fabriketablissements flankiert. Die beiden Orte indes haben noch nichts von ihrer freundlichen Anmut und Traulichkeit verloren. Treptow hat durch die Anlage eines großen städtischen Parks auf seiner Südseite einen reichen Zuwachs an Reizen gewonnen. Aber seine stärkste Anziehungskraft dankt er immer noch jenen gastlichen Vergnügungs-Etablissements, welche die Front dem breiten Wasserspiegel der Spree und der kleinen, von üppiger Vegetation bedeckten Insel in deren Mitte zukehren. Drüben ragt aus dem dichten Grün der Kronen alter Eichen, welche den kleinen Kirchhof hart am Fluß beschatten, der Kirchturm von Stralau nahe der östlichsten Spitze der Landzunge zwischen der Spree und jener breiten nördlichen Ausbuchtung derselben, welche den Namen des Rummelsburger Sees führt. Das alles ist noch so hübsch wie ehemals; aber die Stille und verhältnismäßige Einsamkeit, deren man sich in meinen jungen Tagen auf dem Flusse und an diesen Ufern wenigstens an solchen Wochentagen erfreuen konnte, an welchen in Treptow kein Feuerwerk und Konzert stattfand, ist für immer dahin. Die seitdem eingerichteten regelmäßigen Dampferfahrten zwischen Berlin und beiden Orten führen täglich eine große Menge von Besuchern hierher. Zahllose Segel- und Ruderboote, welche in den

verschiedenen Gastlokalen vermietet werden, oder Eigentum der Regattavereine und Ruderklubs sind, beleben außer den Dampfern und den großen langsam dahinsegelnden Lastkähnen die weite Wasserfläche. Unerbittlich klingt das Geschmetter der Blasinstrumente verschiedener alltäglich gleichzeitig konzertierender Orchester aus den dicht gefüllten Biergärten Stralaus und Treptows, in denen sich die Berliner an den sommerlichen Lieblingsgerichten der Spreeanwohner, grünem Aal und Gurkensalat, ergötzen. Am 24. August wird der Aufenthalt auf und an diesen Gewässern fürchterlich. Das altgewohnte Volksfest des „Stralauer Fischzugs" lockt dann das Volk und besonders auch den süßen Pöbel in Masse hierher, wo auf der Wiese hinter der Stralauer Kirche zwischen Spree und Seebucht eine ganze Budenstadt erbaut ist, und alle Freuden und Schrecken der Vogelwiesen, Schützenplätze, Kirmessen, Foires zugleich entfesselt sind.

Weiter ostwärts ziehen die Dampfer immer zwischen schilfigen Ufern dahin, welche mit Wiesen, Getreidefeldern, Eichen- und Fichtenwäldchen

Ein Abend in Grünau (S. 263).

freundlich geschmückt sind. Seit dem Ende der Sechziger Jahre hat man auch hier auf den früher fast völlig unbewohnten Strecken häufig elegante Villen inmitten reizender Parks und Gärten geschaffen, Sommersitze reicher Kaufleute und Fabrikanten, Fabrik- und Vergnügungsetablissements wechseln mit denselben ab auf der etwa 5—6 Kilometer weiten Strecke zwischen Stralau-Treptow und dem Städtchen Köpnick. Dicht am rechten Ufer, welches durch eine lange Holzbrücke mit dem jenseitigen verbunden ist, erhebt sich, nahe derselben, das weiße Gebäude des alten kurfürstlichen Schlosses, mit hohen Pappeln vor seiner Front und einem prächtigen Park an seiner Ostseite. Eine trübe Erinnerung knüpft sich an seine ziemlich kahl und nüchtern dreinschauenden Mauern: in der Zeit der Demagogenverfolgungen diente es eine Zeitlang als Untersuchungsgefängnis für viele der unglücklichen, von der blindesten Verfolgungswut zu Grunde gerichteten Jünglinge.

Der breitere Arm der Spree, auf welchem die Fahrt sich fortsetzt, nimmt hier den Namen Dahme an. Die Ufer sind mit Laubgehölz aus Erlen und Eichen bedeckt. Eine Viertelstunde oberhalb des Städtchens zeigen sich am linken Ufer zwischen deren Grün die Häuser eines der reizendsten Orte der Oberspree: des Dörfchens

An der Havel (S. 266).

Humboldt-Grab in Tegel (S. 265).

Grünau (S. 262). Unmittelbar an die Häuser desselben grenzen Eichen- und Kiefernwaldungen, deren Dickichte wieder hie und da von Getreidefeldern und Wiesen unterbrochen werden. Eine kurze Wanderung durch die Föhrenheide bringt uns zur Station der Görlitz-Berliner Eisenbahn, welche den beliebten Vergnügungsort zu Lande mit der Hauptstadt verbindet. Die Spreeufer-Landschaft der Umgegend Berlins entfaltet hier um Grünau in dessen Nähe und Ferne ihre feinsten Reize. Jener gemischte Wald nahe am Stromufer, welchem auf dem jenseitigen ein ihm sehr ähnlicher entspricht; der sich bald zu weiten Seen, dem „Langensee“ und dem „Seddiner“, ausdehnende Wasserspiegel, und drüben die aus der grünen, waldreichen Ebene aufragenden und dadurch doppelt mächtig wirkenden, blaudunklen, großartig gezeichneten, mit Föhrenwaldungen bedeckten Müggelsberge, — sie geben ein Gesamtbild, das allein schon genügte, um jene viel verbreiteten falschen geringschätzenden Meinungen von Berlins Umgebung gründlich zu zerstören. Grünau hat neuerdings eine früher nie gekannte Bedeutung — außer durch seine landschaftliche Anmut, die Reinheit seines Wassers und seiner Luft — dadurch gewonnen, daß es zum Standquartier der Ruder- und Regattaklubs gewählt worden ist, welche, nach englischem Beispiel, dem edlen Rudersport eine stets wachsende Menge von Adepten zu erwerben und ein zunehmendes Interesse dafür bei dem großen Publikum zu erwecken streben. In der Grünauer Dahmebucht liegt diese Ruderflottille „vor Anker“. Auf diesem Ufer erheben sich an den großen „Races-Tagen“ die festlich geschmückten Tribünen für die Zuschauer des fesselnden Schauspiels männlicher Jugendkraft, Zähigkeit und Geschicklichkeit. Hier erschien im Vorjahr an einem dieser Tage der deutsche Kronprinz mit seiner Familie, der an ihn gerichteten Einladung folgend, um die Ehrenpreise an die Sieger im Ruderboot-Rennen zu verteilen. — Auch als Ziel mancher Sommerfestfahrten des Berliner Künstlervereins und als Schauplatz dieser Feste ist Grünau wiederholt erwählt worden. Wald und Wasser dienen dann zur Scene humoristischer Aufführungen, deren Eindruck durch dieselbe wesentlich gesteigert wird.

Das größte und imposanteste Wasserbecken an der Oberspree ist der Müggelsee (S. 259). Er liegt am Fuß jener ca. 110 m hohen bewaldeten Müggelberge, von denen herab man über seine ausgedehnte Wasserfläche und den Langensee zur Rechten die schönste Aussicht genießt. Ehemals lag er in tiefer Verlassenheit da zwischen den düstern Föhrenwäldern seiner bergigen Ufer,

welche der Landschaft hier ein wilderes, großartigeres Gepräge geben, als das der anderen Landseen der Berliner Umgegend. Gegenwärtig ist aus der bescheidenen alten „Müggelbude“ an seinem Ufer das stattliche Restaurationsgebäude „Müggelschloß“ geworden und die benachbarten Orte Rahnsdorf, Friedrichshagen, die Rabensteiner Mühle und eine große Zahl von Villen an seinen Ufern werden nie leer von Besuchern und dort eingemieteten Sommerfrischlern, wie seine Fläche immer belebt wird von Passagierdampfern, Segel- und Ruderbooten. Der Müggelsee nimmt, — wie der Bodensee den jungen Rhein, — die von Fürstenwalde her fließende Spree nahe bei Rahnsdorf auf, welche ihn bei Friedrichshagen wieder verläßt, um weiter nach Köpnick zu fließen und so im Norden jene Waldinsel zu umrahmen, die von Grünau durch den südlichen Spreearm, die Dahme, getrennt wird. Oder er ist vielmehr nur eine der größeren seeartigen Ausbuchtungen des Spreebettes.

Der Nordosten Berlins ist weniger reich an landschaftlichen Reizen. Diese beschränken sich auf den großen Park vor dem Landsberger Thor, den Friedrichshain. Er aber ist eine schön gediehene künstliche, landschaftsgärtnerische Schöpfung, die zu Anfang der Vierziger Jahre dieses Jahrhunderts dort ins Leben gerufen wurde. — Mehr nördlich, etwa drei Viertelmeilen vor dem Schönhauser Thor erreichen wir den alten prächtigen Schloßpark von Schönhausen, und den gegenwärtig in den Besitz der Berliner Schützengesellschaft übergegangenen Park von Schönholz. Von da ab beginnt eine baumreiche Landschaft, der es nicht an mannigfachen Schönheiten, wohl aber an jenen großen Wasserläufen und Seespiegeln fehlt, welche der Umgegend Berlins im Osten, Westen und Nordwesten zum besten Schmuck gereichen.

Im Norden Berlins vor dem ehemaligen Oranienburger Thor am Nordende der großen Friedrichstraße dehnt sich eine halbe deutsche Meile hin die fabrikreiche Vorstadt, in welcher die großen Maschinenwerkstätten Borsigs, Egels, Wöhlers u. a. liegen. Erst näher der nördlichen Weichbildgrenze werden die hohen Mietskasernen mehr und mehr von kleineren ländlichen, gartenumgebenen einstöckigen Häuschen abgelöst. Dann beginnt, oder begann vielmehr bis vor etwa 6—8 Jahren, die einsame Kiefernheide, durch welche sich die chaussierte Landstraße nach Tegel und Schulzendorf, zweien der schönsten Punkte der Berliner Umgebung, hinzieht. Heut ist dieser Wald vielfach gelichtet und ausgerodet, um das Terrain für Villenanlagen und halbländliche Wohnhäuser zu gewinnen. Die Bewohner derselben müssen sich an den nie gänzlich schweigenden Donner der schweren Geschütze gewöhnen, welche auf dem, in der Waldhälfte westlich von der Chaussee gelegenen, Artillerie-Schießplatz geprüft und nach der Scheibe abgefeuert werden. Nach einstündiger Wanderung aus dieser Heide heraustretend, sehen wir in geringer Entfernung vor uns die Waldhügel und an deren Fuß zwischen dem üppigen Grün der Baumkronen die Häusergruppen Tegels liegen, und zur Linken den bläulichen Spiegel des großen Sees (S. 260) schimmern, an dessen fernstem westlichstem Uferrande die Kirch- und Festungstürme von Spandau aufragen (s. oben).

Bei Spandau (S. 266).

Nicht jenes Kirchdorf, trotz seiner reizenden Lage am Ostufer dieses Havelsees, ist es, welches den Namen Tegel in aller Welt berühmt ge-

Am Wannsee (S. 268).

Bei Schloß Grunewald (S. 268).

macht hat, sondern das in dessen Nachbarschaft inmitten eines weiten alten Parks gelegene, kleine Schloß, das Besitztum der von Humboldtschen Familie. Seine heutige Gestalt hat es durch Schinkel (1822) erhalten. Seine Innenräume bewahren reiche mannigfaltige Kunstschätze, Abgüsse von Antiken, einige schöne alte marmorne Originale und nicht wenige interessante Reliquien, Erinnerungsdenkmale an das Leben der „Dioskuren", der Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt. Besonders Wilhelm hat das Schlößchen lange bewohnt. Ihre letzte Wohnstätte aber haben beide Brüder zwischen den Gräbern der andern nächsten Familienmitglieder in dem Parke selbst gefunden. An dessen Nordseite hebt sich der Boden zu einem langgestreckten Hügelrücken, auf dessen Höhe die Grenze zwischen dem Parke und dem Forste dahingeht. Von diesem Wege herab gesehen zeigen sich in der Tiefe, wo der See zwischen seinen Waldufern, mit seinen buschigen Inseln weit hingestreckt vor uns daliegt, märkische Landschaftsbilder von hoher Anmut. Am westlichen Ende des Parks senkt sich dieser Weg wieder hinab und führt zu jenem Campo santo der Familie Humboldt (S. 263). Dieser Ort, von welchem alle Symbole der christlichen Anschauung vom Tode ausgeschlossen blieben, ist von einem wundersamen Zauber weihevoller Poesie umwoben. Im weiten Halbkreise umgeben ihn hohe schwarzgrüne Birken und zu beiden Seiten Fichten- und Cypressenbäume, deren Zweige sich so dicht ineinander schieben, daß eine lebendige dunkle Wand gebildet wird. Nur nach dem Parke und dem Schlößchen hin an der Ostseite bleibt die Aussicht frei. Eine bogenförmige steinerne Ruhebank zieht sich im Rücken um den Platz. Zwischen blühenden Beeten sieht man die flachen epheubedeckten Gräber; zu Häupten eines jeden von ihnen liest man auf einer dort aufgepflanzten Tafel Namen, Geburts- und Todesjahr dessen, der darunter ruht.

Aussicht von Schildhorn (S. 269).

Schildhorn-Monument (S. 269).

Hinter dieser Gräberreihe aber ragt eine schlanke hohe Säule aus geschliffenem Granit auf ihrem Postament empor, deren Kapitäl Thorwaldsens im feierlichen Stil der hieratischen antiken Kunstweise gebildete Marmorstatue der Hoffnung, die Lotosknospe in der Rechten, mit zierlich gespitzten Fingern die Falten des Gewandes haltend, trägt. Alles atmet tiefe, heilige Ruhe und Stille, der Lärm der geschäftigen Welt dringt nicht hierher. Aber fern gehalten von diesem geweihten Ort sind auch alle jene finstern traurigen Bilder und Symbole des Todes, welche den düstern Schmuck unsrer Kirchhöfe bilden. Es ist ein Friedhof, wie er dem Sinn und Charakter der heiter resignierten Weltweisen entspricht, deren irdisches Teil hier, der Natur zurückgegeben, unter der Epheudecke ruht.

Wenn man hier den Park verläßt, so kann man am nahen Seeufer, an welches teils der dichte Wald, teils von Gebüschen und niedern Eichen umhegt, Wiesen und Kornfelder unmittelbar herantreten, die Wanderung wohl noch eine Meile weit gegen Spandau hin fortsetzen, immer im Genuß der lieblichsten landschaftlichen Scenerie.

Unser Holzschnittbild auf Seite 263 gibt den Charakter dieser Havelseelandschaft getreulich wieder. Auch diese weite Wasserfläche wird erst seit etwa 12 Jahren zwischen Dorf Tegel und Spandau von Dampfern durchschnitten. Sie legen bei Saatwinkel — einer Gruppe reizend am Waldufer placierter Gast- und Gartenlokale, — ebenso bei der ganz mit schmucken Villen und Gärten bedeckten Insel Valentinswerder an, während eine zweite große Seeinsel, Scharfenort, durch deren Eigentümer dem Besuch verschlossen ist.

An der Festung Spandau (S. 264) fließt die Havel in engerem, vielverzweigtem Bett vorüber, die Stadt zerteilend, von Holzbrücken überspannt, welche für die Passage der großen „Oderkähne" mit ihrem hohen Mast und dem ein-

Bei Pichelswerder (S. 269).

zigen großen Segel aufgezogen werden. Spandau spielt bekanntlich als Festung in der preußisch-brandenburgischen Geschichte schon seit Jahrhunderten eine sehr wichtige Rolle. Seine Türme haben wiederholt nicht nur zur Abwehr kriegerischer Feinde, sondern auch als Kerker für Staatsverbrecher, als preußische Bastille, gedient. Nie aber haben diese Mauern einen höher geschätzten Gefangenen beherbergt, als seit der französischen Milliardenzahlung. Vierzig Millionen davon in blankem Golde, in Kistchen verpackt, sind in dem Spandauer „Juliusturm“ eingekerkert. Dort liegen sie in strenger Hut, bis ein neuer Krieg auch sie mobil macht und ihr Gefängnis öffnet, wovor uns Gott bewahre. Sind sie doch einzig dazu bestimmt, dort zinslos deponiert, den Staat jeder Verlegenheit um die Deckung der ersten Bedürfnisse mit barem Gelde beim Ausbruch eines Krieges zu entheben.

Weiter schlängelt sich die aus Spandau herausgetretene Havel in südlicher und südwestlicher Richtung durch die flache Landschaft, um bald südlich der großen Verbindungsstraße mit dem zwei Meilen weit davon entlegenen Berlin, in den ausgedehnten Bezirk des **Grunewaldes** einzutreten. Das linke waldige Ufer des Flusses bildet die Fortsetzung der höchsten Bodenerhebung im Westen Berlins, des „Spandauer Jochs“. Dieser Höhenzug begleitet die Havel auf ihrem ganzen weiteren Laufe nach dem preußischen Versailles, der schönen Sommerresidenz Potsdam hin, in deren Lage und Umgebungen die märkische Landschaft all ihre liebenswürdigsten Reize vereinigt und durch die höchste landschaftsgärtnerische Kunst gesteigert zeigt.

Der **Grunewald** — ein weites königliches Jagdrevier, heute wie vor Jahrhunderten der Schauplatz der großen Sau- und Hirschhetzjagden während der Herbst- und Wintermonate, — schließt in seinem Revier viel landschaftliche Schönheit ein. Gemischter Wald, in welchem die Kiefern dominieren, Eichen, Erlen, Birken und Buchen aber keineswegs gänzlich fehlen, und von ihm rings umschlossen stille Waldseen mit schilfigen Ufern resp. seeähnliche Stromausbuchtungen, — das sind auch hier, wie drüben in der Jungfernheide nordöstlich von Spandau, die Elemente, auf denen die eigentümliche Schönheit beruht. Zunächst der östlichen Waldgrenze nahe bei Charlottenburg liegt der „Halensee“; tiefer im Walde der See „Hundekehle“, der „Teufelssee“, der „Schlachtensee“ und der an

poetischem Reiz reichste von allen, der See am Jagdschloß Grunewald (S. 265). Letzteres, das auf unserem Bilde fast völlig in den Laubmassen der umgebenden Bäume verschwindet, ist ein sehr interessantes und malerisches Bauwerk, dessen Hof von alten Linden und Kastanien beschattet, von Mauern mit Thoren umschlossen wird. In seinem Aeußern, besonders dem Turm mit der Wendeltreppe in der Mitte seiner Hoffaçade, wie im Innern, in manchen Details seiner Architektur und seines farbigen Reliefschmucks, bewahrt es noch unverwischt Spuren aus der Zeit von 1542, als Kurfürst Joachim II. es durch Kaspar Theiß dort zwischen Wald und See erbauen ließ, wie es die in Stein gemeißelte Inschrift unter dem Reliefbilde der beiden Hirsche mit eng verschlungenen Geweihen über der Eingangsthüre verkündet. In den Innenräumen sieht man die großen Bilder zahlreicher Hirsche und Wildsauen, welche von den früheren preußischen Fürsten auf ihren Jagden erlegt wurden. Auch heute bildet das Schlößchen noch immer den Rendezvousplatz der Hofkavaliere und Jagdreiter bei der großen Saujagd am Hubertustage. Der von tief zum Seespiegel sich hinabsenkenden Zweigen hoher alter Buchen beschattete Platz vor der Rückseite des Schlosses gewährt einen Anblick und bildet einen Aufenthalt von völlig traumhafter poetischer Anmut.

Der von Berlin entlegenste der Grunewaldseen, der eigentlich schon zur Umgebung von Potsdam gehört, ist der Wannsee (S. 265). Er wird durch eine weite Ausbuchtung der Havel gebildet und ist somit nicht wie jene anderen, von allen Seiten umschlossen. Bis zu Ende der Sechziger Jahre zeigten seine Waldufer nur sehr

Im Schloßgarten zu Charlottenburg (S. 270).

vereinzelte Spuren menschlichen Daseins. Eine traurige Berühmtheit dankt er dem tragischen Tode des großen, unglücklichen deutschen Poeten **Heinrich von Kleist**, der sich im Gehölz des Ufers am sogenannten „kleinen Wannsee", einer Nebenbucht des großen, mit seiner Freundin erschoß. Zwischen Eichen, Erlen- und Kieferngebüsch steht dort ein steinernes, bescheidenes Erinnerungsdenkmal über dem mit einem Gitter umgebenen Grabe, mit der Inschrift unter dem Namen, Geburts- und Todesdatum: „Er suchte hier den Tod und fand Unsterblichkeit." Mit dem Beginn der Siebziger Jahre hat sich die ganze Physiognomie dieser Wannseeufer gründlich verändert. Bildhauer, Architekten und Maler von hervorragender Stellung und andere reiche Private haben sich auf diesem Seeufer angesiedelt. Der Wald ist dort einem ausgedehnten Komplex von Gärten und Parks gewichen, aus deren Grün reizende Villen, Schlößchen, Landhäuser, Restaurants hervorschimmern. Wohlgehaltene und beleuchtete Straßen, Vergnügungslokale, ein Klubhaus, — alles, was zu einer hübschen Kolonie gehört, ist dort erstanden. Der Seespiegel wird von regelmäßig kommenden oder gehenden Dampfern befahren, welche Berlin mit Potsdam verbinden. Eine große Flotille von Segelbooten belebt seine schimmernde Fläche, Regatten werden veranstaltet, frohe Feste in den stattlichen, kunstvoll ausgeführten hölzernen Hallen des Segelklubs gefeiert. Eine Eisenbahnlinie vermittelt den raschen direkten Verkehr der Kolonie mit Berlin.

Unvergleichlich interessanter freilich als die schnelle Fahrt auf dieser Schienenstraße durch den Grunewald ist die zu Wagen oder die Wanderung zu Fuß von Wannsee wenigstens bis Charlottenburg. Sie führt eine lange Strecke weit am Fuße der, mit alter prächtiger Föhrenwaldung bestandenen, Höhen des linken Havelufers, teils über deren Rücken durch den Wald. Sie trifft auf eine besonders malerische und charakteristische Partie: die waldbedeckte weit in die breite Havel vortretende Landspitze, das „Vorgebirge" von **Schildhorn** (S. 266). Weithin sichtbar ragt aus dem Kieferngebüsche auf der Höhe seines vordersten Hanges das Denkmal, welches König Friedrich Wilhelm IV. in den ersten Vierziger Jahren hier zur Erinnerung an die sagenhafte Flucht und Bekehrung des Wendenfürsten Jazko errichten ließ. Dieser, bei Spandau in der Schlacht mit Markgraf Albrecht dem Bären besiegt, soll dem Christengotte gelobt haben, ihn anzubeten, wenn er ihm hülfe, mit seinem Roß die breite Havel durchschwimmend glücklich jene Landzunge zu erreichen; und er habe sein Gelübde gehalten, als es ihm gelang und zum Gedächtnis Schild und Horn hier an einen Baum aufgehängt. Das Denkmal besteht in einer mit Zacken besetzten Steinsäule mit einem an deren Mitte befestigten Rundschild und mit einem rundbogigen Aufsatz, in dessen Feld ein Kreuz gemeißelt ist (S. 266).

Am **rechten Havelufer** zeigen sich hier zunächst die Dörfer Gatow und Pichelsdorf. Gerade Schildhorn gegenüber (S. 267), durch einen breiten Wasserspiegel von dieser Landzunge getrennt, hebt sich eine ähnliche mit Föhrenwald bedeckte Höhe aus der Havel. Es ist die Insel **Pichelswerder**, die sich inmitten des breiten Stromes zwischen dem flachen westlichen Ufer von Pichelsdorf und dem östlichen bergigen waldigen von **Pichelsberg** lang hindehnt. Sie ebenso wie letzteres Gegenüber und wie Schildhorn selbst, bildet einen der beliebtesten und populärsten Zielpunkte der Berliner „Landpartieen", der sommerlichen Wanderungen und Ausfahrten ganzer Sippen und vielköpfiger Gesellschaften in den großen, „Kremser" genannten Stellwagen. Auf der Waldinsel wie am Festlandufer ist hier durch eine Menge von Gastlokalen dafür gesorgt, daß die bürgerlichen Naturfreunde sich über eine Schwierigkeit der Befriedigung von Hunger und Durst in keinem Augenblick zu beklagen haben, auch wenn sie nicht so wohlausgerüstet mit gefüllten Körben, Fäßchen und Flaschen hier anlangen sollten, wie es bei Berliner Landpartieen Sitte ist.

Von diesen Waldorten an den Havelufern, auf der Berlin-Spandauer Chaussee heimkehrend, passieren wir die prächtig erblühte Villenkolonie **Westend** an dem dortigen ehemals wüstenartigen Ostrande des Grunewalds und die gartenreiche Vorstadt Berlins, welche sich lang gestreckt zu beiden Seiten des stattlichen königlichen Lustschlosses längs jener Landstraße hindehnt. Im 17. Jahrhundert lag hier ein Dorf **Lützow** an der Unterspree. Der erste König Preußens errichtete seiner Gemahlin **Sophie Charlotte**, der „philosophischen Königin", der Freundin von Leibnitz, das Schloß, welches er nach ihr Charlottenburg nannte; ein Name, der sich auf den ganzen Ort übertrug. Letzterer ist zu einer vorläufig noch selbständigen, nicht von

Berlin verschlungenen Stadt von 20000 Einwohnern herangewachsen.

Das Schloß, dessen Baumeister kein Geringerer als der große Andreas Schlüter ist, bewahrt trotz mancher mit ihm vorgenommener Veränderungen noch immer viel von dem echt fürstlichen Gepräge der Palastbauten jener Epoche. Sein weiter herrlicher Park erstreckt sich an der Rückseite bis zur Spree (S. 268). Seine landschaftliche Schönheit, seine prächtigen Orangerieen, seine römischen Kaiserbüsten, seine Kioske, Karpfenteiche, Alleen aber würden für sich allein den Besucher nicht so zahlreich in seinen schattigen Bezirk locken, als es geschieht. Seinen stärksten Magnet bildet das berühmte Mausoleum, dessen edle Marmorhalle die marmornen Grabdenkmäler mit den, wie im Schlummer hingestreckt ruhenden Statuen der Königin Luise und ihres Gemahls Friedrich Wilhelm III., diese Meisterwerke Christian Rauchs, einschließt.

Denkmal der Königin Luise (S. 272).

Die Löwenbrücke (S. 272).

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts hat Charlottenburg seinen Besitz an Parks und Gartenschönheit durch ein neugeschaffenes Vergnügungsetablissement bereichert gesehen, dessengleichen Berlin und seine Umgebungen nicht aufzuweisen haben. Eine Aktiengesellschaft gründete auf dem baumreichen Terrain eines Privatparks die Flora (S. 258).

Elefantenhaus (S. 272).

Am Goldfischteich (S. 272).

Der Park, in welchem die Kunstgärtnerei, die Blumenzucht Bewundernswürdiges geschaffen hat, erstreckt sich an der Nordseite der Chaussee, östlich vom Schloß bis zur Spree. Er umgibt das großartige, palastartige Gebäude, an dessen riesigen Fest- und Konzertsaal sich ein gewaltiger Palmengarten anschließt. Im größten Stil angelegt, enthält er eine enorme Fülle köstlicher Warmhausgewächse der tropischen Zonen, die unter seinem kühn geschwungenen grandiosen Glas- und eisernen Tonnengewölbe vorzüglich gedeihen. Trotz so außerordentlicher anziehungskräftiger Vorzüge, welche diese Flora in sich vereinigt, trotz ihrer herrlichen Luft, ihrer landschaftlichen Schönheit, ihrer Blumen- und Palmenfülle, ihrer Konzerte, Sommer- und Winternachtfeste, kann das Institut nicht zu fröhlichem Gedeihen gelangen, sondern lebt im ewigen Kampf mit bedrohenden, feindlichen Geschicken.

Der größte Teil der fast 7 km langen Strecke jener Straße, die vom Brandenburger Thor am Westende der Lindenpromenade aus nach Charlottenburg führt, liegt innerhalb des großen Parks, welcher den schönsten landschaftlichen Schmuck der Umgebung Berlins, ein unschätzbares, segensvolles Gut für dessen Bewohner bildet: des Tiergartens. Ursprünglich ein sumpfiges baumreiches Wald- und Jagdrevier, das sich einst bis zur heutigen Kurstraße

erstreckte, ist es zu Anfang des Jahrhunderts auf Befehl Friedrich Wilhelm des III. zu einem öffentlichen, der Einwohnerschaft gewidmeten, Park verwandelt worden. In neuerer Zeit ist unendlich viel zu seiner immer fortschreitenden Verschönerung geschehen. Die stagnierenden Gewässer, die ihn durchziehen, zuweilen größere Teiche und kleine Seen bildend, wie den von reizenden Anlagen umrahmten Goldfischteich an der Südseite der Chaussee (S. 271), dann wieder in schmalerem Bette sich zwischen den buschigen Ufern dahinwindend und mit gewölbten oder mit Hängebrücken, wie die „Löwenbrücke" (S. 270) überspannt, sind nun durch stets frischen Wasserzufluß neu belebt. Waldartig wilde Partieen, verwachsene Dickichte wechseln mit liebevoll gepflegten, mit vollendetem Kunstgeschmack behandelten Gartenanlagen. Ueberall fesseln edle Werke der Skulptur, die sich leuchtend von dem lebendigen Grün der Laubmassen abheben, den Blick der den Park Durchwandelnden und regen zur Freude am Kunstschönen und zu sinniger Betrachtung an. So Fr. Schapers gepriesenes marmornes Goethedenkmal an dem Ostrande nahe der Königgrätzer Straße; so nahe der „Luiseninsel", welche sich alljährlich am Geburtstage der unvergeßlichen Königin den 10. März mit frischem Blumenflor bedeckt, das berühmte Denkmal des Königs Friedrich Wilhelm III. von F. Drake, dem gegenüber im Jahr 1879 das von E. Enke gemeißelte Monument Luisens selbst (S. 270) errichtet wurde; jedes von ihnen auf cylindrischem Sockel, welcher von einem breiten Friese schöner Reliefdarstellungen idealen Genres umgeben wird. — An seiner Südseite wird der Tiergarten von der Tiergarten-Straße — der elegantesten, von den Glücklichen dieser Erde gesuchtesten, Berlins, einer Reihe von prächtigen Villen inmitten von Gärten — eingefaßt. Sie haben die ehedem hier bestandenen einfachen, halb ländlichen Vergnügungsorte, Kaffee- und Biergärten längst völlig verdrängt.

Auch das ganze malerische Wiesen- und Buschterrain, welches sich noch bis vor 22 Jahren zwischen dem westlichsten Teil des Tiergartens, dem „Seepark", nach Süden hin zur alten Waldwildnis der „Fasanerie" erstreckte (seit 1845 ist letztere in den „Zoologischen Garten" verwandelt), ist längst zu einem der luxuriösesten, an Meisterwerken der Villenbaukunst reichsten, vornehmsten Stadtquartiere geworden. Eben so tief eingreifende Umgestaltungen hat jener Zoologische Garten selbst erfahren, seit im Jahre 1869 Dr. Bodinus aus Köln sein Direktorat übernahm. Ihm ist es gelungen, das Institut in Bezug auf seine landschaftlichen Reize wie auf den Reichtum und das Gedeihen seines Tierbestandes und den künstlerischen Charakter seiner Baulichkeiten, Tierhäuser 2c. zum ersten derartigen Garten Europas zu erheben und zugleich zum beliebtesten sommerlichen Rendezvousplatz und Konzertgarten Berlins zu machen. Für die originelle Art der Tierhäuser, welche die Architekten Ende und Böckmann hier erbaut haben, gibt das auf unserem Bilde dargestellte Dickhäuterhaus mit seinen mitraförmigen Kuppeln hinterindischen Stils, seinen Pfeilern mit Elefantenkopfkapitälen, — seine farbig gemusterte Ziegel- und Kachelnbekleidung ließ sich allerdings nicht wiedergeben, — ein charakteristisches Beispiel (S. 271).

Hier aber schließe ich für diesmal die Wanderung durch die landschaftlichen Umgebungen der deutschen Kaiserstadt. Die Leser, welche meiner Führung bis hierher freundlich gefolgt sind, werden hoffentlich die Erkenntnis gewonnen haben, daß auch in dieser Hinsicht Berlin viel besser sei als sein Ruf.

Die Feste der Pfingstzeit in Deutschland.

Von

Oskar Schwebel.

„Auf, der Mai kam in das Land,
Der da löst der Sorgen Band;
Kinder, Kinder, seid gemahnt,
Seine Pracht zu schauen! —
Auf der lichten Heide breit
Sind die Blumen ausgestreut;
Wie ein Teppich, weit und breit
Schimmern Feld und Auen! —
Da hört man die Nachtigall
Auf dem blütenschweren Reise
Singen Lenzes Lob mit Schall;
Berg und Thal
Grünen ihm zum Preise!
  Freut euch, ihr Jungen,
  Blumen sind wieder entsprungen!
  Nun schlinget den Reihen
  Und jauchzet dem prangenden Maien!"

Mit diesen jubelnden, jauchzenden Versen hat ein Dichter des 13. Jahrhunderts, der schwä-

bische Graf Konrad von Kirchberg, einst seine Zeitgenossen aufgefordert, den Wiedereinzug der wonniglichen Tage des Sommers zu feiern. Fast vermeinen wir bei den Worten des liederfrohen Ritters die Schellen an den Gürteln der Tanzenden klingen zu hören und die lustige Schar um den Stamm der ehrwürdigen Dorflinde wirbeln zu sehen, deren dichte Zweige das erste saftige Grün schmückt! Wie schwer, wie furchtbar schwer war die lange Winterszeit gewesen; wie wenig hatte selbst dem ritterbürtigen Manne oder der edlen Frau die düstere Burg mit ihren engen, rauchigen Gemächern an Behaglichkeit gespendet! Jetzt galt es, des Lebens sonnige Tage, des Jahres schönere Hälfte in vollen Zügen zu genießen. „Kurz ist das Leben! Die Blüten, die jetzt aus dem braunen Rasen der Heide hervorsprießen, — sie welken nur zu schnell! Lasset den Ernst des Lebens denen, die hinter Klostermauern gegen den Genuß und die Enttäuschungen dieses Daseins sich abgeschlossen haben!" Das waren die Gedanken, welche dem Jünglinge, dem Manne, der Maid und der Frau des deutschen Mittelalters kamen, sobald die Kirche das „Veni creator spiritus", — „Komm, heil'ger Geist, Herre Gott!" — zu singen anfing.

Und sie, die einsichtsvolle Erzieherin der germanischen Völker, die Kirche, sie verschmähte es nicht, an der allgemeinen Freude teilzunehmen, welche die Pfingsttage bei ihrem Einzuge bewillkommnete. Das Gotteshaus selbst ward mit Maien festlich geschmückt; der Estrich wurde sorgfältig gekehrt und selbst die todesstarren, in den Stein geschnittenen Gestalten der Bischöfe oder der Ritter mit Kalmus zierlich bestreut. Durch die Stille der Juninacht tönten, miteinander abwechselnd, die helleren oder dumpferen Stimmen der Glocken, mit dem lauen Wehen ihren Friedens- und Freudensgruß tragend auch zu der ärmsten Hütte. Eine Fülle von Lust durchwogte diese ganze Frühlingszeit bis zur Sommertages- und Nachtgleiche, dem hohen Feste, welches die Missionare der Christenheit dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht hatten, und in einer fast unübersehbaren Menge treten Reste der alten Festeslust noch heute uns entgegen, wenn wir uns auch nur ein wenig in das Studium deutscher Sitte und deutscher Volksaltertümer vertiefen.

Um einen einigermaßen klaren Ueberblick zu haben, unterscheiden wir bei den Gebräuchen der Pfingstzeit solche, welche ursprünglich mit dem ersten Maientage verbunden waren, und solche, welche sich an die Tage des Pfingstfestes selbst anlehnten. Wir bemerken jedoch, daß eine scharfe Sonderung fast unmöglich ist. Die Festesfreude dehnte sich eben, wie wir bereits angedeutet haben, über einen längeren Zeitraum aus; ja, sie fand ihren Höhepunkt wie zu gleicher Zeit ihren Abschluß erst in den hochfeierlichen Ceremonien der Mittsommernacht, des 24. Juni unseres Kalenders. Demnach ergibt sich für die alten Feste der fröhlichen Zeit des Pfingstcyklus von selbst die Dreiteilung: Maifeste, Pfingstgebräuche und Johannisfeier, und, an sie uns haltend, wollen wir's versuchen, ein möglichst farbenfrisches Bild des fröhlichen Frühlingslebens unserer Altvordern dem Leser zu entrollen.

Den Schlüssel zu sämtlichen Maigebräuchen unserer Vorfahren, welche, wie bereits angedeutet ist, sich zum Teile später an das Pfingstfest angeschlossen haben, wird uns der folgende Gedanke geben: Am Osterfeste war der lichte Gott des Sommers wieder in sein Reich und Erbe eingezogen; er hatte den Winter besiegt und die Erde von ihren Fesseln befreit. Nachdem dies geschehen ist, wirbt der herrliche Held um die Holde. Dankbaren Herzens gibt sie sich am „Maientage", dem ersten des Monats, ihm zum Eigentume hin. Der erste Mai ist demnach das Vermählungsfest von Himmel und Erde, des Sonnengottes und der alleszeugenden Beherrscherin des mütterlichen Bodens. Es klingt diese hochpoetische Auffassung des Frühlingslebens und Frühlingswebens der Natur selbst noch bei einem Dichter des 17. Jahrhunderts nach, denn Logau singt vom Mai:

„Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel gibt der Erde!" —

Eine Hochzeit aber muß zugerüstet werden; deshalb fällt auch der Vorabend des Maifestes, der Tag der heiligen Walpurgis, in den Cyklus der Feier mit hinein. St. Walpurgis erscheint selbst nur als die christliche Umdeutung der uralten Erdmutter und ist, wie neuerdings nachgewiesen worden, bei der Bekehrung Deutschlands an die Stelle einer Gaugöttin getreten, welche Walkürennatur besaß und auf windschnellem Rosse über die Lande hinfuhr. Aus der Mähne ihres Tieres troff der Tau erfrischend und belebend auf die in süßem Bangen harrende Erde herab; das heißt also: St. Walpurgis ist die mittelalterliche kirchliche Personifikation der das Gefilde

erquickenden Wolke. An dem Vorabende des ersten Maientages, am späteren Walpurgistage, begaben sich ehedem die Priesterinnen Frouwas, der Erdmutter, zu den geheiligten Stätten in tiefer Waldwildnis oder auf wolkengeküßter Bergeshöhe, um hier ihre geheimnisvollen Opfer zu vollziehen, welche der Ehe Wuotans und Frouwas Segen verbürgen sollten. Jetzt verstehen wir's, warum der Volksglaube noch heute die Hexen in der Walpurgisnacht zum Blocksberge fahren läßt: der Aberglaube ist auch hier das finstere Zerrbild des herrlich schönen Götterglaubens einer früheren Epoche des Volkslebens.

Dieser germanische Glaube an die Vermählung des Götterpaares klingt uns deutlich noch aus Shakespeares Mit summer-nights Dream entgegen, hier sind Oberon und Titania an die Stelle von Wuotan und Frouwa getreten; dieser Glaube beherrscht und erklärt zugleich die sämtlichen älteren und jüngeren Maigebräuche Deutschlands.

Wohl überall auf deutschem Boden ward einst für die Feier des gesegneten Tages ein Maigraf, ein Maikönig gewählt; in einzelnen Teilen Deutschlands und bei den englischen Vettern jenseits des Oceans hat sich die schöne Sitte noch erhalten, in diesem irdischen Paare die hehren, himmlischen Vermählten abzubilden. So im oldenburgischen Vaterlande. Auch die hier heimischen Volkslieder der Pfingstzeit gedenken der Götterhochzeit, wenn sie jubeln:

„Freude, Freude über Freude!
Hört, was ich euch künden will:
Ich hab gefunden meinen Schatz, —
Macht auf, macht auf den Gartenplatz!“

Ueberall in Deutschland ward ferner einst dieser Maikönig festlich eingeholt und der erkorenen Jungfrau entgegengeführt. Bis zum Jahre 1782 z. B. hatte sich der feierliche Brauch des Mairitts zu Hildesheim erhalten. Am Pfingstabende zogen die Patriziersöhne dem vorher erwählten Maigrafen unter großem Jubel des Volkes in den Uppener Wald entgegen, sie brachten den Fürsten des Lenzes unter den Klängen rauschender Musik und dem Dröhnen der Böller zum Rathause, auf welchem dem mit Maienkränzen gezierten Jünglinge der Ehrentrunk gereicht wurde. In Erfurt hieß ein ähnlicher festlicher Brauch einst der „Walperzug“, und die Sage deutete den festlichen Aufritt als ein Ehrendenkmal der tapferen Vorfahren, die einst auf dem Walperzuge die Burgen des feindlichen Adels gebrochen hätten, — grad' so, wie der einziehende König Mai die Zwingfesten der Winterriesen erstürmt. In dem heiligen Köln fand am Donnerstage nach Pfingsten, dem sogen. „Hölzgestage“, einst die „Holzfahrt“ statt. Die Bürger wählten einen Anführer, den „Ritter“, welcher schwergewaffnet mit ihnen in den nahen Wald zog, in dessen kühlem Schatten man sich mit mancherlei Spielen erlustigte. Das Kränzlein dieses Ritters galt ehedem für ein Heiligtum der hehren Colonia Agrippina und ward den Bürgern bei großen Kriegsgefahren, wann das herrliche Stadtbanner aufgesteckt wurde, gezeigt, um ihren Mut anzufachen. Eine stattliche Kollation beschloß die Feier der Einholung des Ritters. Nun wußte zwar die Kölner Ortstradition zu berichten, daß die Holzfahrt zum Andenken jenes großen Sieges geschehe, welchen der Kölnische Stadtpräfekt Marsilius unter Kaiser Vespasianus gegen das die Stadt belagernde Heer eines Gegenkaisers erfochten hatte. Indessen ist Marsilius, welchen die Stadt sich später mit Agrippa zum Schildhalter ihres Wappens erkor, eine durchaus mythische Persönlichkeit, eine Versinnbildlichung des Zusammenhanges der römischen Colonia mit der südgallischen Massilia und eine Maske, unter welcher der altdeutsche Gott, der sommerliche Befreier, der Graf des Maien, sich verbirgt. Das Kränzchen des Maigrafen lebt übrigens, wie bekannt, noch heute in unserer Muttersprache fort; denn nach dem Schmucke des Maikönigs hieß an einzelnen Orten der ganze Zug in den Wald zur Maienfeier und schließlich jede festliche Versammlung ein „Kränzchen“.

Natürlich fehlte der Feier des ersten Maientages auch der festliche Tanz unter dem feierlich aus dem Walde geholten und auf dem Dorfplatze aufgerichteten Maibaume nicht. Der lauten, oft ausgelassenen Freude des Maientanzes gelten unzählige Lieder unserer höfischen Dichter und die fröhlichsten Klänge unseres Volksgesangs. Eine höchst eigentümliche Sitte des deutschen Mittelalters, welche sich mit diesen Tänzen verknüpft, ist die des Mailehens. In vielen Gemarkungen Deutschlands wurden die Dorfmädchen an den Meistbietenden versteigert und den um sie werbenden Burschen zugeschlagen. Es hatte dann der Bursch seiner Erkorenen das Jahr über zu dienen und nur mit ihr, sofern sie selbst ihm nicht Erlaubnis und Freiheit erteilte, zu tanzen. In Hessen findet dies Lehnausrufen am Walpurgisabende statt; in dem Drömling

aber, der Heidegegend zwischen Gardelegen und Gifhorn, nennen die kleinen Hirtenjungen schon 14 Tage vor Ostern, am weißen Sonntage, den größeren ihre Braut; keiner indessen darf bis zum Pfingstfeste das Geheimnis ausplaudern. Unzweifelhaft geht diese Sitte, sowie der Name des Lehens darauf zurück, daß in ältester Zeit der Kaiser und wohl auch der Maigraf das Recht besaß, die Töchter seiner Unterthanen mit seinem Hofgesinde zu verehelichen. Frankfurt a. M. soll sich im Jahre 1232 die Befreiung von solchen Zwangsheiraten erwirkt haben. Angeblich verlangte ein Ministerial Friedrichs II. die schöne Tochter des reichen Patriziers Johann von Goldstein zur Gemahlin; der hochangesehene Vater wußte indes die unliebsame Heirat zu hintertreiben. Sonst war's auch hier Sitte gewesen, daß der Kaiser seinen Marschall vor das Haus der Bürgerstochter schickte und sie durch folgenden Ausruf seinem Dienstmanne verloben ließ:

„Hört zu, ihr Männer allzumal,
Was gebeut der König und sein Mareschal,
Was er gebeut und was muß sein!
Hier ruf' ich aus die Magd mit dem Mann;"

dann folgten die Namen, —

„Heut zum Lehen, morgen zur Ehen:
Ueber ein Jahr zu einem Paar!"

Noch im 18. Jahrhunderte fuhren in der Mainstadt die Kinder in maiengeschmückten Wägelein von Haus zu Haus und riefen mit hellen Stimmen diese hochaltertümlichen Verse aus.

Schon das Erwähnte wird gezeigt haben, daß, wohin wir uns auch wenden auf deutscher Erde, allüberall die Lust der Maien uns in eigentümlicher Gestaltung entgegentritt. Im Württembergischen hat fast jedes Städtchen eine kleine Stiftung zu einem jährlichen Feste für die Jugend welches im Mai gefeiert wird. In Nürtingen z. B. zogen die Kinder in Prozession durch die Straße. Merkwürdigerweise sangen sie bei diesem Umzug manchmal ein Totenlied. Wer gedenkt dabei nicht jener beiden Kölnischen Ritter, welche beim Durchreiten der sommerlichen Heide plötzlich so gewaltig von dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen ergriffen wurden, daß sie an der nächsten Klosterthüre anpochten, Lanze und Roß draußen ließen und als demütige Konventualen in den Konvent eintraten? Oft aber erklangen auf den Gassen Nürtingens auch die einfachen, herzinnigen Verse aus Paul Gerhards Sommerliede „Geh aus mein Herz und suche Freud'!" — die schlichten Worte:

„Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide. —
Ich selber kann und mag nicht ruh'n;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, weil alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen!"

Theatralische Belustigungen, hochkomische Darstellungen des Weißeschen Lustspieles: „Gute Kinder — der Eltern höchster Reichtum!" oder der „Erhebung Württembergs über alle Länder", selbst über China und Westindien, bildeten den Schluß des vielbesuchten Nürtinger Maientages, der endlich auch der Hand der hohen, das Volk väterlich bevormundenden Polizei erlag!

Natürlich knüpfte sich mannigfacher Aberglaube an den durch die Hochzeit des Götterpaares geheiligten Maientag. Leicht verstehen wir's, warum man am Walpurgisabende die Häuser, die Thore, die Thüren bekreuzt: Die häßlichen Hexen, zu welchen sich die heiligen Jungfrauen des Waldes, die hehren Idisinnen und Priesterinnen, gewandelt haben, sollen nicht eindringen. Besondere Heilkräfte haften am Maientage gewissen Kräutern, andere namentlich dem Wasser an. Maienwasser ist heilkräftig wie Osterwasser; dasselbe macht „rote, — gelbe — Haare" und rotes Haar war der königliche Schmuck unserer altheidnischen Götter und Fürsten; darum ist dasselbe später so sehr in Verruf gekommen. Als die Ungarnkönigin Maria von Oesterreich um ihres hingemordeten Gemahls Albrecht willen die 63 Männer von Fahrwangen richten ließ, da sprach sie das aus Schillers „Tell" wohlbekannte Wort: „Nun bade ich im Blute wie im Maientau!" denn den Maienbädern ward eine besondere Heilkraft für Leib und Seele zugeschrieben.

Doch wie gern wir auch noch unter dem schmucken, mit wallenden, wehenden bunten Bändern verzierten Maienbaume verweilen möchten, um in die tiefe, herzliche Freude und Mitfeier der Götterhochzeit einzudringen, wir müssen uns jenen Gebräuchen zuwenden, welche sich dem Pfingstfeste selbst anschlossen. Allezeit hat das Wunder der Ergießung des flammenden Geistes der Pfingsten auf die Jünger dem Verständnisse des Volkes und der gläubigen Aneignung ferner gelegen als jene Heilsthaten, welche

die Kirche zu Weihnacht oder zu Ostern verkündete. Und dennoch mußte dem Volke, wie die weisen Bischöfe und Mönche wohl einsahen, auch zur Pfingstzeit etwas Anheimelndes, Fesselndes geboten werden. War nun nicht mit der Ausgießung des Geistes gewissermaßen der Frühling der Kirche angebrochen? Da lag es also nahe, altheidnische Frühlings- und Maigebräuche auf das Pfingstfest zu verlegen. Das heidnische Volksleben bot eine Fülle solcher an den Frühling gemahnenden Spiele und Gewohnheiten dar: wir widmen ihnen zunächst ein Wort der Betrachtung.

Als einst nach der Ausgießung des heiligen Geistes die Zeugen Christi zur Erfüllung ihrer Apostelpflicht sich anschickten, da waren sie des Kampfes harrende Männer. Die ganze Geschichte der Kirche ist ein Kampf; das Evangelium hat in Wahrheit das Schwert gebracht. Diese Gedanken wußten unsere Altvordern sehr wohl aufzufassen, wie sie denn mit Vorliebe den Erlöser als einen Heerkönig in der Mitte seiner Degen sich vorstellten. Wir dürfen uns demnach nicht wundern, wenn die durchgehende Idee der Pfingstspiele die eines Kampfes ist. Der Besiegte verfiel dann dem Spotte, dem Gelächter; — daher auch so viel Scherz und Mummenschanz in der Feier des Pfingstfestes! Eine Betrachtung der Pfingstspiele nach ihrer örtlichen Verbreitung wird unsere Auffassung und Deutung derselben bestätigen.

In Bayern finden zur Zeit der Pfingsten an vielen Orten Wettrennen statt, deren Zweck es ist, zu entscheiden, wem bei dem Frühlingsfeste die ehrenvolle Rolle des siegreichen Sommers und wem die harte Aufgabe zufallen soll, sich als Besiegter allen Schimpf und Schabernack gefallen zu lassen. Oft wird der Führer des Zuges der jungen Burschen, welcher als Sieger aus diesen Wettkämpfen hervorgegangen ist, sowie sein Pferd und seine Fahne mit Goldpapier geschmückt. Eine wie ärmliche Darstellung der leuchtenden Hoheit des alten Sommergottes, dieser Ausputz mit Flittertand und farbigen Bändern! An anderen Orten wird der „Pfingstlümmel“, der „Pfingstl“, der „Pfingstquack“ mit Stroh umhüllt oder mit Wasserpflanzen umwunden. Zu Niederpöring führen ihn Gewaffnete wie einen Gefangenen in ihrer Mitte. Oft wird ihm bei seinem Umzuge ein Hinterhalt gelegt; neckische Burschen suchen ihn tüchtig mit Wasser zu übergießen. In einzelnen Ortschaften, so z. B. in Sauerlach in Oberbayern, wird der Besiegte als Wasservogel mit einem Schwanenhalse geschmückt. Diese Hineinziehung des feuchten Elementes läßt sich ungezwungen nur dahin deuten, daß auch zu Pfingsten, ähnlich wie zu Ostern, bei unseren Vorfahren entweder der Repräsentant des Feindes der sommerlichen Gottheit, — vielleicht als Puppe, — in den Strom geworfen oder daß um diese Zeit wirklich ein reichgeschmücktes Opfer auch an die Beherrscher der Fluten, die Elfen, tief unten im grünen Rhein oder in der bläulichen Donau, dargebracht worden ist. Tiefbedeutsam, schön und wahrhaft poetisch ist der zu Münnerstadt in der Rhön herrschende Brauch, nach welchem zu Pfingsten buntfarbig gekleidete Buben mit dem Pfluge oder einem geschnitzten Modell desselben die Gemarkungen umziehen, und unwillkürlich werden wir hier an Herders Wort erinnert:

„Die Pflugschar war es, die die Welt bezwang!“

Auch hier also die Feier des Sieges der Kultur über die Wildnis, des Lichtes über die Finsternis!

Der „Wasservogel“, die komische Figur bei den bayrischen Pfingstspielen, ist also die Personifikation des Feindes, der besiegt sein muß, ehe der sommerliche Gott seine Hochzeit begehen kann, oder das Opfer, welches den waltenden Mächten des Sommers fallen muß, ehe sie herrschen können. Was muß sich der arme Bursch gefallen lassen, welchem diese Rolle zugewiesen ist! Schon bei dem voraufgehenden Wettrennen geschlagen und seines grünen Schmuckes teilweise beraubt, wird er hier und da noch im Wasser „gewargelt“ und kommt endlich in desolatem Zustande im Wirtshause an. Jetzt aber ist der Becher des Leidens für ihn geleert, und wohl vermag er's, sich schadlos zu halten, denn er ist zechfrei überall!

Das Spiel des Wasservogels und der Pfingstritt finden sich auch auf schwäbischem Boden, obwohl sie als eine Eigentümlichkeit des bayrischen Stammes besonders hervortreten. In der Rottweiler Gegend erscheinen bei einem zu Rosse stattfindenden Umzuge eine Menge von Gestalten, aus denen sich fast ein volkstümliches Mysterium konstruieren ließe: neben dem Hauptmanne und seinen Offizieren treten Goliath und David, die deutlichen Repräsentanten von Sommer und Winter, Mohrenkönige, Maienführer und Husaren in buntem Gemische auf. Sie alle sprechen bei dem Aufzuge langatmige, aber kurzweilige Reden in Knüttelversen. Und der Refrain all

dieser Reime? Der Leser wird ihn wohl ahnen: „Gebt uns Wein! Wir sind gar weit gefahren!" Der Husar aber als Lion und Incroyable darf sich wohl auch ein Wörtlein erlauben, das an die derben Späße der Wachtstube und des Feldlagers erinnert.

In all dem Vorstehenden findet sich der Grundgedanke der Pfingstfeier vor, wenn auch vielfach verdunkelt. Wie aber die neckische Pfingstlustbarkeit der Heilbronner zu deuten sei, das hat der Verfasser noch nicht zu enträtseln vermocht. Zu Heilbronn wurden nämlich noch im Jahre 1806 die Kühe, welche der Hirt am Pfingstmontag austrieb, festlich und zwar menschlich ausgeschmückt. „Da sammelten sich," wie ein Bericht von jenem Jahre sagt, „die Kühe auf der Straße, geziert mit noch gangbarem oder bereits veraltetem Modestaat des schönen Geschlechtes. Eines der Tiere trug auf den Hörnern einen Strohhut, ein anderes eine Haube, eine Perücke, einen Chignon, jenes ein modisches Netz, einen Schleier, eine Schärpe, einen Cul de Paris, einen Blumenstrauß. An dramatischem Leben fehlte es nicht. Hier stieß die eine, welche der Nachbarin in Freundschaft sich nähern wollte, der andern mit dem ungeheuerlichen Hut ins Auge. Ergrimmt fuhr diese auf; ein raschgeführter Hornstoß vernichtete das elegante Gebäude der Putzmacherin zu traurigen Trümmern. Hier fraß die eine der anderen den Blumenstrauß von den Hörnern oder vom Schwanze, dort trug die Blesse mit dumpfem Gebrülle den Chignon ihrer Schwester, der Schwarzen, im Maule!"

Im engsten Zusammenhange mit dem Grundgedanken der altdeutschen Frühlingsfeier stehen die Schützenfeste, welche zu Pfingsten fast in allen Städten Deutschlands stattfanden, sowie die Aufzüge einer durch das ganze Reich verbreiteten Fechtergesellschaft, der St. Marxbrüderschaft. Der beste Schütz wird König, und wahrscheinlich fiel in ältester Zeit, wie Simrock vermutet, Schützen- und Maikönig zusammen. Bei allen Schützenfesten finden wir den Maibaum aufgerichtet. Oft, wie z. B. zu Frankfurt a. M., wurden auch die im Freien zum Pfingstfeste aufgeschlagenen Tanzhütten mit Maien geziert. In dieser Stadt war das „Maienstecken" besonders beliebt; bis zum Jahre 1496, so sagen die Stadtchroniken, pflegten die jungen Männer fast allgemein die Thür der Geliebten mit grünen Zweigen zum Pfingstfeste zu schmücken. Die Patrizier Frankfurts fügten ihrem Maien gewöhnlich noch ein Bild und eine Devise hinzu. So wählte ein Jüngling des Hauses Knoblauch zum Bilde das Faß der Danaiden, offenbar eine Anspielung auf die Sprödigkeit der Geliebten, mit der Umschrift: „Ich thue, wie ich kann!" ein anderer ließ eine Hand ein Gewicht in einen Brunnen senken und setzte den Spruch darum:

„Falscher Grund
Ist meinem Herzen unkund!"

Hier zu Frankfurt, wie im ganzen Frankenlande, steht jedoch im Vordergrunde des Festes der Pfingsttanz, eine deutliche Erinnerung an die alte Götterhochzeit. Gesondert wurde indessen der Reigen aufgeführt; das war stets ratsam bei den Zunftfesten des Mittelalters; die Bäcker tanzten auf der Pfingstwiese, die Metzger auf dem Gutleuthofe, die Hirten, Flurschützen und Viehmägde auf der Weide am Rüstersee. Bald wurden diese Pfingsttanzplätze der beliebte Ort der Glücksspiele.

Es würde zu weit führen, hier näher auf die Pfingfeste der Schützenbrüderschaften einzugehen, so interessant auch eine Darlegung der alten Gebräuche derselben sein würde. Wir gehen zur Pfingstfeier im Sachsenlande über. Auch hier, so sehr freilich in letzter Zeit die Pfingstfeste an frischem Leben eingebüßt haben, bezeugt sich noch immer die alte Freude an dem Hochzeitsfeste von Himmel und Erde. Die Häuser werden innen und außen mit dem duftigen, schimmernden Laube der frischen Maien geschmückt, die Dielen und die Wege werden mit Kalmus bestreut. Im sächsischen und slavisch-märkischen Tieflande werden in den Häusern Mai- und Pfingstkronen aufgehangen, und nicht selten geht's auch den Erwachsenen mit dem welken Schmucke des Pfingstfestes so, wie den Kindern mit dem Weihnachtsbaume: man scheut sich, den falben Schmuck des Festes zu entfernen, und thut's endlich nur mit Bedauern. Der Kuh und dem Pferde wird die bunte Tauschleife angebunden; das Tier soll draußen auf der Weide das heilkräftige Naß sammeln und in Haus und Hof heimbringen. Der „Pfingstkerl", wohl der „Pfingstrecke", d. h. also der Maibräutigam, der „füst'ge Mai", d. h. ein zu einem Mädchen verkleideter und mit Blumen geschmückter Knabe, die „bunte Kuh", d. h. diejenige, welche zuletzt ausgetrieben worden ist, sowie ein prächtig geschmücktes Roß, das heilige Tier des Sachsenstammes, ziehen um. Mannigfache Sprüche be-

gleiten die Festlichkeiten; sie heben oft echt poetisch und hoch altertümlich an, wie z. B.:

„Guten, guten Tag ins Haus!
Unglück fahre zum Giebel hinaus!“

Im Königslaufe, dem Wettlaufe nach dem Pfingstbaume, zeigt sich ferner noch ein deutlicher Rest der alten Frühlingsspiele. Nicht fehlen endlich in dem an Rossen so reichen Lande die Wettrennen; es gilt, vom Sattel aus einen reich mit Bändern geschmückten Kranz von einer horizontal ausgesteckten Stange herabzureißen; nicht die fröhlichen Pfingsttänze! In der brandenburgischen Altmark wird am Abende des zweiten Pfingsttages jedes Mädchen mit Musik nach Hause gebracht; am andern Morgen aber beginnt der Tanz sofort wieder. Gegen Mittag ziehen dann Tänzer und Tänzerinnen von Hof zu Hof. Die jungen Burschen haben sich für diesen Umzug zum Teil mit Weiberkleidern vermummt und einer von ihnen trägt einen großen, gefüllten Bierkrug. Der letztere wird jedem Hofwirte und dessen Frau gereicht. Unter der Leitung von Vortänzer und Vortänzerin beginnt dann noch einmal der Tanz und erst um Mitternacht dürfen die müden Spielleute zum „Kehraus“ sich rüsten.

Ein Rest sehr altertümlicher und bedeutsamer Sitte, welche einst an das Pfingstfest sich anlehnte, hat sich auch im deutschen Norden auf dem Boden der Mark Brandenburg erhalten. Hier umziehen in einzelnen Dörfern Pfarrer, Lehrer und Schüler zu Pfingsten die Saatfelder und beten um reichen Erntesegen. Mag der Umgang auch eine Erinnerung an die alten katholischen Prozessionen sein, so ist doch immer der Zeitpunkt bemerkenswert, zu welchem er geschah: die Himmlischen, denen selbst die „hohe Zeit“ ihres Waltens und Daseins gekommen war, mußten der zu ihnen aufsteigenden Bitte ja besonders gnädig sein! In Landen, welche dem römischen Bekenntnisse huldigen, finden daher auch heute noch zahlreiche Prozessionen zur Pfingstzeit statt.

Es fehlt aber auf deutschem Boden auch an scherzhaften Pfingstgebräuchen nicht. Merkwürdigerweise sind dieselben von der Lust des Festes in dem sonst so ernsten Marschenlande Oldenburgs reich gezeitigt worden. Hier benutzt man die Nacht vor Pfingsten zu allerlei Schabernack. Was außerhalb des Hauses los und ledig ist, wird verschleppt, Handwerkerschilder werden vertauscht, Bänke werden versetzt, Wagen auseinandergenommen und in ihren einzelnen Teilen auf die Dächer geschafft. Dem Mädchen, welches den Pfingstmorgen verschlafen hat, wird ein Strohmann ins Bett gelegt; die letzte, die zum Melken kommt, muß die Rolle des vielgehänselten Pfingstfuchses auf sich nehmen. Auch diese derbe Lust des Festes erklärt sich leicht aus jenem Hauche der Freude, welcher zu Pfingsten durch alle Lande weht.

Und diese Freude ließ sich so schnell nicht auskosten, oder vielmehr: Der Sterbliche suchte sie in der Mühsal seines Lebens so lange aufzuhalten wie möglich; er wünschte, die bannenden Kreise um ihren flüchtigen Fuß ziehen zu können. Wir deuteten oben bereits an, daß die Feierlichkeiten des altdeutschen Pfingstfestes und die Frühlingslust ihren Abschluß erst in der Sommersonnenwende, dem späteren Feste des heiligen Johannes des Täufers, fanden. Ohne Zweifel war dessen Tag, der 24. Juni, bei den heidnischen Deutschen dem herrlichen Sonnengotte Baldur geweiht, ihm, der alljährlich im Fluge der Zeit dem heimtückischen Geschosse des Gottes der Finsternis erliegen mußte. Welch besseres kirchliches Gegenbild aber konnte für den strahlenden Jüngling des Göttermythus gefunden werden als jener Prediger in der Wüste, dessen Auftreten der Morgenröte gleich das Kommen des Erlösers geweissagt hatte, — der frühe schon, gleich dem nordischen Göttersohne, seines Lebens Ziel erkannt hatte, der das düstere Wort gesprochen hatte: „Ich muß abnehmen!“ und welchen ein gewaltsamer Tod mitten aus dem Laufe abberufen hatte! So trat St. Johann der Täufer an die Stelle des Sonnengottes; er ersetzte den sommerlichen Wuotan. Hieraus erklärt sich, warum St. Johann der Täufer bei den germanischen Völkern der Repräsentant alles Lichten, Edlen, Großen ward, und warum die idealste Verbrüderung des Mittelalters, der ritterliche Orden vom Spitale zu Jerusalem, sich den Täufer zum Schutzpatron erkor.

Am 24. Juni schien die Sonne unseren Altvordern den Höhepunkt ihrer siegerfüllten Laufbahn erreicht zu haben; von da ab ging es abwärts. Was Wunder, wenn nun zum Schlusse der festlichen Zeit die Freude noch einmal hoch aufloderte, dem Feuer gleich, das die letzten Gluten hochrot aufflackern läßt und dann plötzlich in sich zusammensinkt! Die Siegeshöhe der Sonne — das war natürlich — mußte Wunder wirken auch auf Erden: die Johanniszeit ist des-

halb so reich an Gnade, so erfüllt mit Segnungen des Himmels, daß kein Mund es aussprechen kann. Alle Geister, die gebannt sind, werden zur Johannisnacht frei und rufen sehnlichst nach Erlösung. Aus der Erde Schoße heben sich die versunkenen Schätze und sonnen sich. Im leuchtenden Scheine des Mittags, auf der Heide, in dem hohen Blütenkraute, um welches die Käfer schwirren, die Bienen summen, die Schmetterlinge gaukeln, sowie im bleichen Lichte des Mondes, der durch die Zweige auf den Elfen im Farrenkraute des Waldes herniederlächelt und die Nixen küßt, wenn diese, nach dem schönen Jünglinge sich sehnend, aus der Tiefe des Weihers auftauchen, erscheinen die Schlüsseljungfrauen, die „weißen Frauen“ mit dem sonnengoldenen Haar! Der Sommer hat in dieser hochheiligen Zeit seine höchste Pracht entfaltet; es blüht, wie Uhland so schön gesagt hat, das fernste, tiefste Thal: deshalb duften alle Pflanzen und entwickeln ihre heilsamen Kräfte. Jetzt ist es Zeit, den Sonnenwendgürtel, den Beifuß, das Johanniskraut, das Johannisblut und andere Kräuter von hohen Gaben und Kräften zu brechen; jetzt muß die Wünschelrute, der Sproß vom Haselstrauche geschnitten werden, welcher den Zugang zu allen schlummernden Schätzen der Erdentiefe ermöglicht. Jetzt ist das Wasser heilsamer denn zu irgend einer anderen Zeit. Deshalb zogen, wie Petrarka aus eigener Anschauung berichtet, die Frauen Kölns still und geheimnisvoll in der Johannisnacht nach dem Rheine, um sich Arme und Hände in dem jugendlichen Strome zu baden und unter dem Abmurmeln geheimnisvoller Worte, vielleicht altheidnischer Zauberformeln, mit duftenden Kräutern die blühenden Glieder zu schmücken. „Ein Bad in der Johannisnacht“, sagt man noch heute im Württembergischen, „nützt soviel als neun andere sonst.“

Der Tau der Johannisnacht schützt gegen jede Krankheit; man sammelte ihn deshalb, um von ihm zu trinken oder mit ihm den Körper zu netzen. Grüne Kränze wurden um den Quell im Walde und den gotischen Brunnen auf dem Marktplatze gewunden, dem heilkräftigen Naß zu Ehren; auf allen Höhen aber flammten die Sonnenwendfeuer auf. Jünglinge und Jungfrauen entzündeten dieselben, warfen vielerlei genau bestimmte Kräuter in dieselben, umtanzten sie und sprangen durch und über die Flammen. Für immer ist die hohe Poesie dieser Johannisnachtfeier verschwunden, aber im Geiste schauen wir wohl noch die linde, wonnigliche Nacht des Jahres 1497, da zu Augsburg die schöne Patriziertochter Susanna Neithardt dem Kaiser Max das Johannisfeuer anzündete, und sehen nach Ritter Schweinichens Erzählung den Herzog von Liegnitz mit seinem ganzen Hofhalte in jauchzender Fröhlichkeit um das lodernde Feuer im Burghofe des Kynast versammelt. Und wenn zwei Herzen in alter Zeit sich entgegenschlugen, welche das Schicksal getrennt hatte und feindliche Mächte voneinander fern hielten, so erhob in der segensreichen Nacht der Jüngling den Becher und trank der Geliebten „St. Johannis Minne“ zu, Licht und Segen ihren Pfaden wünschend und ein frohes Wiedersehen sich erhoffend.

Mit dem Glockentone, welcher den Anbruch des neuen Tages nach Johannis verkündigte, legten sich die schäumenden Wellen der Freude. Jetzt war die frohe Zeit abgelaufen, des Jahres schönster Tag vorüber. Der volle Sieg des Lichtes war erkämpft; nach dem gemeinsamen Schicksal aller erschaffenen Dinge fing nun der Erde Pracht und Hoheit an zu welken. Des Sommers Schwüle und versengende Hitze lagerte sich auf Wald und Feld und Flur; — dahin waren die schöneren, sanften Tage, und nur in Wehmut mochtest du denken an die verlorene Maienfrische des Lenzes, an das junge Grün, an die knospende Blüte, an das linde, leise Frühlingswehen, das eine Welt von Seligkeit verheißen hatte, die nun erschienen und ach! so schnell vergangen war.

Solcher Stimmen der Wehmut über dahingerauschte Pfingsteslust ließen sich viele sammeln aus unserer älteren Litteratur, aus dem Minnegesange und dem Volksliede. Die elegische Klage um das so früh ersterbende Schöne klingt aus dem Munde aller Geschlechter, und mit ihr eint sich die Sehnsucht nach dem Bleibenden. Die hat in seiner schlichten Art auch der Dichter unserer Tage auszusprechen sich nicht geschämt, welcher nächst Walter von der Vogelweide und Doktor Martin Luther der männlichste seines Volkes gewesen ist, und mit Ernst Moritz Arndts Worten aus einem „Pfingstliede“ schließen wir, — sie atmen Pfingstgeist und Pfingstessehnsucht:

„Gottes Liebe ziehe mich in dich hinein,
Daß ich hier schon blühe wie ein Himmelsschein,
Daß ich gleich der Lerche flieg' ins Sternenhaus,
Ueber Thal und Berge und die Welt hinaus!“

Eleonore.

Roman von August Becker.

(Fortsetzung.)

Als Herbig seine Verwunderung hierüber aussprach, hörte er von dem kleinen Aufwärter, daß es Familien aus der Stadt seien, die zumeist erst abends heraufkämen, besonders jetzt zur Zeit der Hirschbrunft, um — die Hirsche am Rennsteig schreien zu hören.

Lachend bemerkte der Fremde, man lasse wohl irgendwen durch ein Rohr in einen vollen Wasserkübel brüllen und sage, das seien die Waldhirsche am Rennsteig.

„O nein!" erwiderte der Junge mit ernster Miene. „Erst gestern abend bei hellem Mondschein horchten Herren und Damen dort auf der Haustreppe oder hörten am offenen Fenster stundenlang zu. Da, nach der Weinstraße hin, stand ein Hirsch, der schrie mächtig, daß einem die Haare zu Berg standen; und dahin, auf dem Rennsteig gegen den hohen Saal, stand ein anderer, der trieb es noch bunter. Und heute morgen wurde ein großer Hirsch gleich da drüben auf dem Waldanger tot aufgefunden, der im Kampfe unterlegen ist."

Wenn es sich wirklich so verhielt, so fehlte es nicht an Romantik oben am Rennsteig. In der That bestätigte denn auch ein hinzutretender Erwachsener, der Oberkellner oder Pächter, daß die Sache ihre volle Richtigkeit habe. Herbigs Teilnahme war geweckt, und da er sich bereits in sein Geschick einigermaßen gefunden, kam es ihm nicht mehr darauf an, hier etwa von der Nacht überrascht zu werden. Er hatte sich ein Abendbrot bestellt und ließ es sich schmecken, obwohl es ihn ärgerte, daß ihm wiederholt das Messer entglitt und zu Boden fiel. Indem er sich bückte, es aufzuheben, bemerkte er, daß unter einem der verschobenen Tischbeine ein kleiner Papierzettel oder vielmehr eine weißglänzende, zierliche Karte eingeklemmt war. Beim ersten Male hatte es ihn nicht weiter gekümmert. Dann aber stellte sich die Erwägung ein, daß es eine Visitenkarte sein möchte, verloren an dem Platze, wo die beiden Damen ihren Kaffee getrunken hatten!

Das Verlangen, sich hiervon zu überzeugen, regte sich. Mit einem Anflug von Neugierde hob er das kleine weiße Blatt auf.

In der That, es war ein steifes, glänzendes, goldrandiges Kärtchen, jedoch ohne eingestochenen Namen, sondern auf beiden Seiten beschrieben von einer weichen sympathischen Frauenhand, der Text in deutschen Zügen, die Unterschrift — zum Teil unleserlich, von feuchtem Sande beschmutzt und gelöscht — in englischer Schrift und mit einem schülerhaften Schnörkel, wie sie nur noch von Frauen als Namenszüge angewandt werden. Der Inhalt mußte dem Leser gefallen, denn er überflog ihn zweimal und lächelte jedesmal dazu. Er lautete — wörtlich und nach genauer Abschrift also:

„L. G. Ich habe dir etwas im Vertrauen
„mitzuteilen, denke dir heute morgen als ich
„meinen Zopf anstecken will, ist keiner zu finden
„bitte such doch mal, wo wir gestern gewesen
„sind; halt es aber geheim vor allen. Ich kann
„es kaum vor Lachen aufs Papier bringen.

Jenny Ro — — — se."

Was hier im Namen durch Striche angedeutet wird, war im Original wegen eines Schmutzfleckes oder Klecses unleserlich. Sehr ärgerlich. Gerade das Wichtigste, der Familienname blieb dem Finder damit verschlossen. Sonst war das Papier trocken, unverletzt, kein Buchstabe verwischt oder verblaßt, ein Beweis, daß das Kärtchen noch nicht lange hier lag, da die Tinte außer jener Stelle weder durch Tau und Nebel, noch durch das Sonnenlicht gelitten hatte. Es konnte nicht über Nacht hier am Boden gelegen sein, war sehr wahrscheinlich erst am Nachmittag verloren worden und zwar aller Vermutung zufolge eben von den beiden Damen,

die ihren Kaffee hier getrunken und dem Finder dann begegnet waren. Gerade auf den Familiennamen — wie schade! — mochte ein Wassertropfen oder vielmehr ein Tropfen Milchrahms durch irgend einen Zufall geraten und das Kärtchen unbemerkt zu Boden gefallen und unterm Tischbeine eingeklemmt worden sein, wodurch es an der einen Stelle beschmutzt wurde.

Das drollige Billet war offenbar an eine vertraute Person, an eine Freundin oder einen Freund, vielleicht an den Gatten, möglicherweise an den Geliebten, im Grunde jedoch eher — und aller Wahrscheinlichkeit nach — an die Schwester gerichtet. L. G. hieß wohl „Liebe Guste," „Gertrud" oder „liebes Gretchen!" Welche von beiden war nun die Absenderin Jenny, die launige Schreiberin des Billets? Dasselbe machte einen überaus anmutenden Eindruck auf den Leser, dessen Züge sich freundlich aufgeklärt hatten, indem er sich immer wieder in die Betrachtung dieser weichen und doch ausdrucksvollen Mädchenschrift verlor mit den klaren Haar- und den deutlichen Grundstrichen, den keineswegs langgestreckten knappen Buchstaben. Vor allem aber gefiel ihm der Inhalt, diese naive, sich selbst belächelnde Geschämigkeit, welche die Bedeutung des Verlustes, aber auch den Humor der Sache nicht verkennt. Mochte die Verfasserin sein, wer sie wollte, sie mußte ihrer Handschrift entsprechend ein gemüt- und charaktervolles, anspruchslos heiteres und liebenswürdiges Wesen sein.

Jenny war auch ein Name, der zum Ganzen paßte. Aber wie lautete nun der Familienname dieses schalkhaften Mädchens? Daß auch gerade auf ihn der verhüllende Fleck fallen mußte!

Herbig sah nochmals das goldgeränderte Kärtchen an, nachdem er sich bis zur merklichen Dämmerung damit beschäftigt hatte, und steckte es nunmehr in die kleine Mappe seines Notizbuches. Dann fragte er einen Vorüberkommenden, den er für den Wirt halten konnte, ob die Damen, welche nachmittags hier gesessen, aus der Stadt und wirklich Schwestern seien.

Der Mann bestätigte es, — er wisse nicht anders.

„Können Sie mir nicht den Namen sagen?" forschte Herbig weiter.

Der Mann besann sich; er fiel ihm nicht bei. Es sei eine Familie mit zwei Töchtern, soviel er wisse, erst vor einigen Jahren hergezogen und habe sich jetzt eine Villa gebaut; ob sie jedoch dieselbe schon bewohne, wisse er nicht.

„Ist eine der Töchter verheiratet?" erkundigte sich Herbig weiter.

Der Mann verneinte; er bezweifle dies und wisse nur von den beiden ledigen Töchtern.

„Die eine Dame hier," mischte sich jetzt ein Mann ins Gespräch, der seither unbeachtet in einer Laube gesessen war, „die schöne, große, vornehme, junge Frau war eine Fremde, aus Berlin oder eher noch aus dem Hannöverschen. Sie wird wohl in Marienthal logieren."

Das klang sehr bestimmt. Der Mann hatte sicher seine Gründe zu dieser Behauptung und war wohl schon unbemerkt in der Laube gesessen, als die beiden Damen noch am Tische weilten und ihre Aussprache, der Inhalt ihrer Reden ihm Anhaltspunkte für seine Annahme lieferten.

„Ich will es nicht bestreiten," meinte nun auch der andere, während Herbig in den alten Zwiespalt zurückgeworfen war. Sein Herz stimmte dem in der Laube zu. Doch richtete er keine weitere Frage an ihn. Rasch entschlossen, berichtigte er seine Zeche, brach auf, eilte die feierliche Dämmerung einer herrlichen Buchenhalle entlang, dann die Straße überschreitend bald durch dichten, bald durch hellen lichten Wald allmählich zu Thal. Das Laub der dicken Eiche am Promenadenweg zeichnete sich wie mit Tusche ausgeführt an den lichtgrünen Himmel. — War sie es? Waren die Zeilen von ihr und — an wen gerichtet?

Sein Herz pochte ungestüm, in qualvoller Ungeduld. In allen Restaurationen des Marienthals sah er sich noch abends beim Vorüberkommen um. Da saßen Frauen genug, doch keine wie sie.

2.

Anderen Tags war Herbig früh auf und entschlossen, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob er sich gestern getäuscht oder ob das Weib, dessen erster Anblick auf der fernen Küste ihm Herz und Sinne gefangen genommen, hier im Thüringer Wald wieder zu finden sei. Es war seine bestimmte Absicht, nicht aus der Gegend zu weichen, bevor er zu jener Ueberzeugung gelangt war, und dann alles an seine Liebe zu setzen.

Allein mit dem festen Entschluß drängten sich ihm auch sofort die Schwierigkeiten der Durch-

führung auf. Als Fremder, ohne sicheren Anhalt, ohne Anknüpfungspunkte — wie sollte er seinen Zweck erreichen? Durch Nachfrage in den verschiedenen Hotels? Viel zu umständlich, ohne Aussicht auf Erfolg, wie ihn die Erfahrung im eigenen Gasthof lehrte, da er bei seinen gelegentlichen Erkundigungen nicht einmal den Namen wußte. Allem Anschein nach wohnte die schöne Unbekannte von der Ostsee, wenn sie überhaupt hier weilte, in einem Privathause. Wie sollte er nun zum Ziele kommen! Durch Nachforschungen auf der Polizei? Auch wenn sie angemeldet war, verbot sich das von selbst und zwar nicht bloß deswegen, weil jeder Anhaltspunkt fehlte. Eine Fremde, eine schöne, große, junge Frau, die er liebte, — damit ließ sich ohnehin vor einer Behörde, die auf das Positive hält, wenig anfangen. Oder war sein Vorsatz besser durch eine Anzeige im Lokalblatt zu verwirklichen? Nein! Dieses Mittel verwarf er sofort. Und dennoch — das aufgefundene Billet, die beschriebene Visitenkarte bot einen passenden Anlaß, unter „Verlorenes" oder vielmehr „Gefundenes" mit leiser Andeutung anzuknüpfen! Aber, vielleicht war der Verlust der Karte gar nicht bemerkt worden, oder diese ging ganz andere Leute an, — und wenn eine der beiden Damen, so hinterließ ein solches Inserat doch leicht den Eindruck arger Indiskretion; das Verfahren erschien als ein Zwangsmittel, dem man sich erst recht nicht beugte. Mit Verletzung des Zartgefühls als ein Aufdringlicher erscheinen, nein, dazu hatte er vorerst keine Lust, wenn auch zu vielem anderen.

Ein Ausweg blieb ja immer noch, um eine Begegnung herbeizuführen: in der schönen Umgebung sich ergehen, was wohl auch ihr Zweck bei einem Aufenthalt hier war. Was gestern geschah, konnte sich heute wiederholen. Freilich waren der Spaziergänge so viele, — wohin sich wenden? Er mußte sein gutes Glück wohl oder übel dem Zufall überlassen und machte sich also auf die Beine in die herbstliche Berglandschaft hinaus, — schon vormittags, da er wußte, daß Damen gerne des Morgens wandern, wenn sie Muße haben und keine Langschläferinnen sind.

Weiße Dämpfe stiegen aus den Thälern und zogen dann als lichte Wolkenballen am blauen Himmel über das Gebirge. Mit scharfem Ausblick verfolgte Herbig die schattigen Bergpfade um die Felsen, auf deren Folie sich die malerischen Baumkonturen jetzt deutlicher abhoben. Jeder helle Rocksaum in der Ferne beschäftigte seine Phantasie, nährte und beflügelte seine Einbildungskraft, bis nähere Betrachtung die Enttäuschung brachte. Im geschlossenen Nadelwalde, unter den lichten Pyramiden der Lärchen und den dunklen der Fichten; unter dem braungewordenen Laubgezelt einzelner Eichen und unter immergrünen Föhrenschirmen am ragenden Gestein; wo die Hainbuchen den bunten Blätterteppich über den Rasen am Waldsaum breiten, die Birke zartes Laubgold auf den Berganger streut und der Ahorn als riesiger Flammenbusch an blauer Felswand leuchtet; in dunklen Buchengängen und herbstlich gelichteten weiten Hallen — überall suchte er nach ihr und fand sie nicht.

Jedem Kleide, das von ferne durch den Forst schimmerte, war er nachgelaufen, um schließlich immer wieder seinen Irrtum zu gewahren. Auch hatte er nicht versäumt, in allen am Wege liegenden Restaurationen die weiblichen Gäste zu mustern; mit demselben schlechten Erfolge. Nach vergeblichem Abhetzen kehrte er müde zur Mittagstafel seines Hotels zurück, befand sich jedoch nachmittags schon wieder auf den Beinen.

Jetzt galt es den Schloßberg selbst zu besteigen, von dessen Halden weiße Gewänder in die Ferne blinkten. Rüstig, die Mauern der erhabenen Landgrafenpfalz stets im Auge, klomm er hinan. Vor ihm trieb ein Schwarm von Engländern durch den Felsenweg empor, indem sie mit Händen und Stöcken ihre schwanenhalsigen Ladies, schlaffe Figuren mit verdrossenen Mienen, vor sich her schoben und drückten. Nachdem Herbig in alle Räume der Restauration oben geblickt hatte, wählte er sich seinen Platz in der Vorhalle so, daß er Kommende und Gehende im Auge behielt und zugleich des wunderbaren Ausblickes an den hochragenden Gebäuden der Burg vorüber auf den Bergwald genoß, der da seine Wogen bis über den Rennsteig hinaus schlug, hinter dessen geschwungener Linie die blauen Kuppen der Rhön auftauchten.

Obwohl die Jahres- und Tageszeit ihre schönste Beleuchtung und den seltensten Farbenreiz über die Landschaft ergoß, bemerkte Herbig doch, daß die meisten Besucher sofort zu den bunten Fenstern im Hintergrunde eilten, um die Gegend in Blutrot, Violett, Blau und Schweinfurter Grün zu bewundern. Viele Damen kehr-

ten ein, zumeist aus der Stadt selbst, in ganzen Zügen. Sie, die er suchte und erwartete, befand sich nicht darunter. Nun erwog er doch ernstlich bei sich, ob er es hier — auch in dieser schönen Umgebung — ohne passenden Umgang lange auszuhalten vermöchte!

Am nächsten Tische saßen einige junge Leute mit bunten Mützen und lebhafter Unterhaltung beim Bier. Einer erzählte den anderen von zwei frommen und fleißigen Mitschülern, die erst jetzt auf Geheiß des Direktors deutsche Dichter zu lesen begannen.

„Um nun ihren poetischen Sinn zu bekunden," lautete der Bericht weiter, „setzen sich die Kamele vorgestern der Töchterpension im Johannisthal gegenüber auf eine Steinplatte und singen, bis der Vorsteher mit einem Knüppel erscheint, schwärmerisch hinüber: Wenn — ich — ein — Vöööglein wär!"

„Das ist noch gar nichts," meinte ein anderer, „gegen die Unterhaltung, die Löweke bei dem Balle gestern mit seiner Tänzerin geführt hat. ‚Fräulein,' sagt er, ‚Sie trinken gewiß gern Bier!' Blutrot fragt das arme Mädchen, warum er das von ihr glaube. Er darauf: ‚Na, wie viel Glas trinken Sie denn des Tags?' Halbweinend klagt sie, wie er so fragen könne. ‚Ei,' sagt er, ‚Sie sehen ganz so aus, als tränken Sie gern und viel Bier!' Nun aber reißt sie aus und kommt weinend zu ihrer Mutter, während Löweke steif und fest der Meinung bleibt, er habe ihr nur Liebenswürdiges gesagt."

Herbig hörte nichts mehr von der laut geführten Unterhaltung, sondern verlor sich auf eine Weile wieder in den Anblick des Bergforstes und der denselben überragenden Burg. Vom Schauen müde, griff er nach einem Berliner Zeitungsblatt, das vielleicht von einem Gaste zurück gelassen auf dem Tische lag. Er begann zu lesen, flüchtig, teilnahmelos bald da, bald dort, überflog die Lokalnachrichten und war im Begriff das Blatt wieder wegzulegen, als ihm eine bis dahin übersehene kurze Notiz in die Augen fiel. Schon nach der ersten Zeile blieb sein Blick fest an der Stelle hängen. Sie lautete trocken und kurz:

„Gestern nachmittag wurde die Leiche eines unbekannten, anscheinend den besseren Ständen angehörigen jungen Frauenzimmers aus dem Engelbecken gezogen und ins Obduktionshaus gebracht."

Herbig ließ das Blatt sinken und starrte betroffen ins weite. Lebhaft drängte sich ihm die Erinnerung an das Mädchen aus der Fremde in der Hauptstadt auf. Erst jetzt sah er nach dem Datum. Die Zeitung war schon einige Tage alt; der traurige Vorfall mochte an demselben Nachmittag stattgefunden haben, an dem er selbst abgereist war. Also Steubers verlassene Braut! Und dennoch, — was sollte sie zu so fürchterlichem Entschlusse getrieben haben! Zwar hatte sich die junge Dame in Haltung und Auftreten ernst, bestimmt, entschlossen gezeigt, jedoch keineswegs den Eindruck eines verzweifelten Gemüts hinterlassen.

Die jungen Leute neben ihm fuhren in ihrer lustigen Unterhaltung fort, welche sich jetzt zumeist um einen Dr. Binse drehte, wie es schien, ein Mitglied des Lehrerpersonals, der auch unter der Bezeichnung „der Floh" vorkam und ebenfalls auf dem Ball gewesen war. Wäre dabei nicht ein Frauenname genannt worden, der Herbigs Aufmerksamkeit erregte, so würde er sicherlich das ganze Geplauder überhört haben. Nun aber gewann es für ihn ein ungewöhnliches Interesse.

„Die Mazurka tanzte der Floh mit Fräulein Nordhase," fuhr nämlich einer der jungen Leute in seiner Mitteilung fort. — „In der Pause — ich stand gerade hinter ihnen, fragte er, warum denn ihre Schwester Jenny nicht mitgekommen sei; er habe sie beim Vorüberkommen im Garten ihres neuen Hauses stehen sehen, aber kaum erkannt; Fräulein Jenny habe ganz anders ausgesehen; mit veränderter Haarfrisur, scheine sie auch ihren Sinn gewechselt zu haben, denn sie habe sich bei seinem Gruß eiligst zurückgezogen. Warum sie denn nicht da sei? — ‚Vermissen Sie denn Jenny so sehr, Herr Doktor?', fragte Fräulein Nordhase. — ‚Ei ja,' sagte der Floh das Bein hebend, ‚auch Ihretwegen.' — ‚Meinetwegen? Wie so?' — ‚Ei freilich!' sagte der Floh, das andere Bein hebend; ‚in Leipzig sagt man: nebeneinander sehen Schwestern nie übel aus.' —

„Und was sagte denn Fräulein Nordhase darauf?" wurde von einem der jungen Leute am Tische gefragt, während Herbig bemüht war, sich, ohne aufzufallen, kein Wort entgehen zu lassen.

„Sie lachte," war die Antwort. „Sie lachte und meinte: Herr Doktor Binse verleugne doch niemals den bewährten Takt, was er auch als bare Münze einsteckte. ‚Ich schmeichle mir!' ver-

setzte er mit seinem selbstgefälligen Lächeln, indem er wieder ein Bein hob und sich hierauf in Poesie verlor. Denn, ihr wißt ja, der Floh dichtet."

Geräuschvoll erhoben sich hierauf, nachdem sie noch ausgetrunken hatten, die jungen Leute und zogen lachend weiter. Daß es die Namen ‚Jenny' und ‚Nordhase' waren, die Herbigs Aufmerksamkeit erregt hatten, begreift sich leicht. Ja — Jenny Nordhase — das stimmte. So lautete die Unterschrift des Billets, und er wunderte sich, daß er diese Entzifferung nicht schon selbst gefunden, nachdem die Buchstaben unter dem trocken gewordenen Klecks wieder etwas hervorgetreten waren. Also dennoch Schwestern, und eine gestern nach dem Spaziergang über die Berge noch auf dem Ball gewesen, Jenny daheim geblieben! Was half ihm nun, den Familiennamen zu wissen! Immerhin so viel, um konstatieren zu können, daß er in einer Täuschung befangen gewesen war.

Selbst diese Gewißheit erschien als Gewinn, wenn auch als ein schmerzlicher. Er wollte wieder zu der Zeitung greifen, um die Nachricht von dem ertrunkenen Mädchen nochmals zu lesen. Ein anderer hatte das Blatt weggenommen und las darin. Nun sah Herbig nach der Uhr und brach auf, um nach der Stadt zurückzukehren und sofort an Dräsow eine Anfrage wegen des Falls zu richten. Er bedachte nicht, daß er dies auch von der Burg selbst aus, wo sich ein Postschalter befand, thun konnte, und begab sich also den Berg hinunter. Allein, jener Vorsatz kam nie zur Ausführung und geriet in Vergessenheit, da Eindrücke und Erlebnisse dazwischen traten, welche den Gedanken Herbigs einen anderen Gang und den Angelegenheiten eine neue Wendung gaben.

Indes hatte sich der Abend eingestellt und das Wetter etwas geändert. Die Sonne war zwar noch nicht untergegangen, als Herbig die Hochterrasse erreichte, stand jedoch hinter einer ruhigen, nur hin und wieder gebrochenen Wolkenschicht, die den Himmel leicht, doch für den Sonnenblick undurchdringlich überzogen hatte. Die Luft war ruhig, mild, weich. Ein bläulicher Duft lag über den Bergen und den Feldhöhen draußen, alle Farben und Linien mildernd, in welchen das Gebirge hier malerisch zur Stadt abfällt. Ueber den heraufsteigenden Häusergruppen lag schon der Abendrauch, über dem Waldkolorit ein gleichmäßiger blasser Farbenton, und erst beim Eindringen ins Gehölz fand Herbig wieder brennende Tinten hinter dunklen Buchenhängen an Hecken und Bäumen, die gleich blühendem Ginster leuchteten. Kein Park war anmutiger, als dies Berggehölz unmittelbar über der Stadt. Bei einem Pavillon sah er über einen Teil derselben in ein schön geschlossenes Thal mit fernem, halb vom Abendnebel verhüllten Dorfe. Kartoffelfeuer rauchten auf dem vorliegenden Hochfelde und drüben überall; hier im Eschenhain deckten große gefiederte Blätter — noch grün — den Pfad. Hundegekläff, Kinderlärm unten in der Stadt, unmittelbar über ihr Waldesdunkel, Bergeinsamkeit.

Rasch wäre er in der Gasse unten gestanden; das schöne Gehölz, eine Mischung aller deutschen Baumarten, zog ihn jedoch wieder zurück. Die fein gezogenen Linien und Konturen, die reizenden Durchblicke, der wehmütig sehnsuchtsvolle Eindruck des schon merklichen weichen Dämmerlichtes verfehlten ihre Wirkung nicht. Dann die herbstlichen Lufttöne, der Laubabfall! — Ja, nochmals wollte er diese Pfade wandeln. Die ganze Naturstimmung hier entsprach zu sehr der eigenen Gemütsverfassung.

Als er dann auf anderem Stege über das Hochfeld zur Stadt hinunter strebte, lauerte schon der graue Nachtnebel in den Hecken, die den Hohlweg säumten. Auf dessen hohem Rande folgte er einer Pfadspur vor eine Gitterthür in dichtem Zaun. Nur angelehnt, wich sie seinem Druck, — und er trat hinein.

Wenn ihn nun auch das Gartenhäuschen auf der Höhe zur Umkehr mahnen konnte, um nicht weiter auf Privateigentum vorzudringen, — drüben im Gehölz war er übrigens auf ein ähnliches gestoßen, — so war doch der zur Stadt abfallende Rasenhang mit einem lichten Bestand von Waldbäumen — Birken, Fichten, Aspen — besetzt, gleichsam nur eine Fortsetzung des Bergforstes, während allerdings weiter unten nach der Stadtmauer hin Obstpflanzungen an die Stelle traten. Er fand sich also nicht bewogen, umzukehren.

Da indes der eingeschlagene Pfad umführte, folgte er ihm nicht weiter, sondern schritt kurz entschlossen in gerader Richtung über den Rasen hinunter auf ein Laubgeheg los, wo er einen Ruhesitz vermutete, von welchem er in stillem Behagen noch des Ausblicks in den Abendfrieden genießen konnte.

Er hatte sich nicht geirrt. Hinter dem Ge-

heg unter einer bereits gelichteten Linde stand eine Bank. Allein man war ihm zuvorgekommen. Eine Dame saß da, wie es schien, gedankenvoll, in tiefer Betrachtung. Sie hatte die nahenden Schritte, welche allerdings von dem weichen Rasen gedämpft, von dem heraufklingenden Lärm der nahen Gassen gedeckt wurden, nicht wahrgenommen und sah, den Kopf auf die Hand gestützt, über den Rauchschleier der Stadt hinweg nach den jenseitigen Feldhöhen, von welchen hin und wieder die Kartoffelfeuer bereits durch die tiefere Dämmerung schimmerten. Das Herz begann ihm zu pochen. Sie trug das helle Herbstkleid, wie es die größere der beiden Spaziergängerinnen gestern oben auf der Höhe des Gebirgs getragen, und eine stark duftende Rose am Busen.

Soviel hatte er bereits bemerkt, und auch die Figur entsprach seiner Vorstellung. Das unbedeckte, dunkelblonde üppige Haar in einen Knoten geschlungen, der tief im Nacken saß, wie er es an Frauen liebte, weil es ihnen — wenigstens in seinen Augen — etwas besonders Anziehendes verleiht.

Aber noch hatte er ihr Gesicht nicht gesehen. Unwillkürlich, mit angehaltenem Atem, schritt er behutsam etwas vor. Nicht zu frühe sollte ihre Aufmerksamkeit erregt werden. Und jetzt änderte sie ihre Haltung, indem sie die Hand von der Stirne herabsinken ließ und die Arme unter der schönen Büste kreuzte. Mit gesenkter, von den üppigen Haarwellen beschatteter Stirne saß sie da, kummervollen und versteckten Blicks, gleichsam unter den dichten Brauen hervorschauend wie ein junges, schüchtern stolzes Mädchen. Der Ausdruck ihrer Züge war voll schwermütigen Ernstes.

Herbig hatte an sein Herz gegriffen, das fast hörbar an die Brustwände pochte. Ja, das war das edle Profil der hohen Frau vom Ostseestrand, das schöne Oval ihres dunkelbleichen Antlitzes, die weiche Wange mit dem kleinen liebreizenden samtbraunen Muttermal überm Mundwinkel.

Allein, was nun? Unter keinen Umständen war es zu entschuldigen, noch länger ein Weib zu belauschen, das sich einsam glaubte. Und doch konnte er nicht freiwillig sich eines Anblicks entschlagen, nach welchem er sich all diese Tage her glühend gesehnt hatte. Wie nun sollte er seine Anwesenheit zu erkennen geben?

Während er noch unentschlossen stand, raschelte sein Fuß, den er leise zurückzog, im welken Laube. Da sah sie langsam auf und richtete voll das Antlitz her.

Der Anblick Herbigs schien sie erst zu befremden, dann zu verblüffen. Zwar trat keine Röte in ihre Wangen, aber wie eine dunkle Wolke stieg es hinter ihrem Antlitz auf und lagerte sich gewitterhaft in tiefen Schatten um ihre Augen. Herbig vermochte sich die Bewegung ihres Gemüts und den Ausdruck ihrer Züge nicht zu deuten. Aber ihm wollte doch scheinen, als ob sich durch Ueberraschung, Verwunderung, Schreck und Aerger eine heimliche Genugthuung durchkämpfe.

Sie hatte sich indes von der Bank erhoben, als wolle sie den Platz, wo ihre Einsamkeit nicht mehr aufrecht zu erhalten war, unverzüglich verlassen. Auch Herbig trat näher und ihr in den Weg, wobei ihm wieder ein eigentümlich gewürzhafter Rosenduft entgegen wehte.

„Verzeihung, meine Gnädige," sprach er sich verbeugend, „ich wäre untröstlich, wenn meine Gegenwart so lästig fiele, Sie zum Aufgeben Ihres Ruhesitzes zu veranlassen. Ich wollte keineswegs stören."

Einige Augenblicke verstrichen, bis sie antwortete.

„Wenn Sie jemand von der Familie besuchen wollen, mein Herr," sprach sie dann mit dem ihm bereits bekannten Wohlklang ihrer etwas tief liegenden Stimme, — „die Herrschaften befinden sich unten im Hause." Und mit einer leichten und anmutvollen Handbewegung wies sie seitwärts den Gang hinunter, wohin der Pfad lief und das Schieferdach eines Sommerhauses mit Balkon und Veranda zwischen dem Laubwerk sichtbar ward.

„Das liegt völlig außer meiner Absicht," erwiderte Herbig. „Persönlich bin ich hier gänzlich unbekannt, obwohl — —" Er hielt inne, als fühle er noch nicht an der Zeit, was er aussprechen wollte, griff aber dabei nach der Seitentasche und enthob derselben eine kleine schwarze Mappe, die unverkennbar Visitenkarten enthielt. Als jedoch die Dame in nicht mißverständlicher Weise, wenn auch höflicher Form abwinkte, steckte er einigermaßen verlegen das Täschchen wieder ein und fuhr mit fortdauerndem Erröten fort: „daß ich Ihre Einsamkeit unterbrach, meine Gnädige, geschah wider meinen Willen und hat seinen Grund in der Unbekanntschaft mit den Einzelpfaden. Wenn ich auch die Gegend von früherem Besuch etwas kenne, selbst anderen im

[illegible]

[illegible] „... und wohlbehalten hier [illegible]"

[illegible] erwiderte sie, „daß der [illegible] Indes, mein Herr, nachdem Sie nun über den Weg nach der Stadt unterrichtet sind, bitte ich, mir den meinigen frei zu geben."

Einem so bestimmt ausgesprochenen Wunsche gegenüber, war nichts weiter zu thun. Herbig wich rasch zur Seite und ließ sie vorüber. Der feine, nelkenduftige Rosengeruch, der sich dabei

wieder geltend machte, fiel nicht weiter auf, da Herbig bemerkte, daß noch mehrere Remontantstöcke im Garten Blüten trugen und die schöne Frau eine solche am Busen stecken hatte, wie ihm denn auch bekannt war, daß es Varietäten gab, denen diese Beimischung von Nelkengeruch eigen war.

Und nun sah er ihr mit etwas verletztem Stolze, aber trunkenen Augen nach, wie sie in anmutvoller Hoheit den abschüssigen Pfad und dann die eingerammten Stufen zurücklegte, bis ihre stolze Erscheinung unten am Hause hinter dem Gebüsch verschwand, nachdem sie sich nicht einmal mehr umgeschaut hatte. Allerdings fühlte er sich verletzt durch ihren kühlen Ernst, durch ihre ablehnende Haltung. Es war wieder einmal die alte Erfahrung, daß ein erträumtes Glück, sobald es eintritt, selten die erwartete hohe Befriedigung gewährt.

Allein, den Mut gab er keineswegs auf. Das Wichtigste war nun doch erreicht: die Gewißheit, an demselben Orte mit ihr zu weilen, die er vom ersten Anblick an schon geliebt, wie vor ihr keine. Und das sollte kein vergeblicher Zufall sein für sein Lebensglück.

Er wußte allerdings nichts Weiteres von ihr, nicht einmal, wer sie war. Doch war das Nebensache und nunmehr leicht zu erfragen. Nachdem das meiste gewonnen, indem er wußte, wo sie weilte, kümmerte ihn weiteres vorerst nicht mehr. Das andere wird kommen, meine Gnädige! meinte er halblaut und zuversichtlich, als er sich endlich der oberen Gartenthüre wieder zuwandte, um durch den Hohlweg und die Umzäunung entlang nach der Stadt zu gelangen.

Er eilte nicht zu sehr. Mehrmals wandelte er noch den Pfad hin und her an der Außenseite des Zauns, über welchen man zur Terrasse des Hauses empor sah. Es war jetzt dunkler geworden, die Lichter brannten schon und verschiedene Fenster des Hauses waren erleuchtet, als er zu bemerken glaubte, daß ein etwas unruhiger Schritt sich näherte und plötzlich stille hielt. So viel er zu sehen vermochte, war es ein junger Mann unter mittlerer Größe; eine Brille glänzte auf der dicken Nase, — mehr war nicht zu unterscheiden, einiges jedoch zu hören.

„Ei ja!“ seufzte der Mensch überlaut und hob dabei das Bein. „Holde Jenny!“ Und dann folgte wieder das seufzende „Ei ja!“

Der Name war deutlich ausgehaucht worden und gab den Gedanken Herbigs eine neue Richtung, während der Seufzende, da er bemerkte, daß er nicht allein hinterm Zaune stand, mehrmals mit mißtrauischen Blicken an Herbig vorüber ging.

„Bitte, mein Herr,“ fragte endlich dieser, „wohnt hier Herr Nordhase?“

Der andere, über die plötzliche Anfrage etwas bestürzt, zögerte eine Weile mit der Antwort, indem er den Fremden schweigend musterte.

„Natürlich,“ versetzte er dann, „wohnt er hier, indessen nur noch morgen oder übermorgen. Wollen Sie etwas von ihm?“

„O, nicht das mindeste!“ beteuerte Herbig und begab sich in die Stadt hinunter, indem er sich Betrachtungen über das Erlebte hingab.

Für eine verheiratete junge Frau hatte er sie gehalten. Aelter als fünf oder sechsundzwanzig Jahre konnte sie denn auch keineswegs sein. Wenn noch ledig, um so viel besser. Das war eine unerwartete Gunst des Schicksals. Und somit ein Fräulein Nordhase, vielleicht Jenny selbst. Dem widersprach nur, daß sie nicht zopflos gewesen, sondern im Gegenteil einen schönen stattlichen Haarknoten am Hinterhaupt trug.

Vielleicht verhielt es sich auch anders. Das bewußte Billet konnte aus früherer Zeit stammen, der Zopf unterdes nachgewachsen oder wieder gefunden und — die geliebte schöne Frau dennoch eine andere sein. Gleichviel! Das letzte Wort war noch nicht mit ihr gesprochen.

3.

Wenn Herbig sich die Züge der geliebten Frau an jenem Abend recht lebhaft in die Vorstellung zurückrief, mutete es ihn an, als sei ihm dies Gesicht schon von einer viel früheren Begegnung her vertraut. Er mußte sie schon als Kind gekannt haben, als wilde Hummel den Gespielinnen voran, Gärten und Gassen durchtobend und den Knaben siegreich die Spitze bietend; dann umgewandelt, sittig, still, schüchtern, scheu beiseite stehend, die schon in frühen Jahren erhabene Gestalt über einen Zaun oder eine Barre gebeugt, hinter welcher froh gespielt oder getanzt wurde. So wie er sie heute getroffen, mit gesenkter Stirne, unter den Brauen hervorblickend, mußte er sie schon vor Jahren beobachtet haben, oder doch eine ihr sehr ähnliche mädchenhafte Erscheinung. Allein, wie und wo? Das wollte ihm nicht einfallen. Die Erinnerung versagte.

Holländisches Mädchen. Von F. Bergen.

Der Herr Burgemeister. Von F. Bergen.

Und nun war wieder so ein sehnsuchtsvoller Herbsttag aufgegangen wie gestern, und wieder bestieg er die Berge. Dieselbe Luft, dasselbe milde Wetter. Man spürte, daß es allmählich zu Ende ging, daß bald Nebel kamen, kalter Regen, kalte Nächte und dann der Winter. Denn das Laub der wilden Reben an Mauer und Geländer ist längst schon dunkelrot, die Malve in den Gärten verblüht. Und doch noch so viel Schönheit in der Natur. Birken und Lärchen färben sich wie im Frühling. Der Wald prangt an vielen Stellen noch in sattem Grün, an anderen jedoch, wie Herbig meinte, als ob ein ganzes Heer langhaariger Koloristen über Nacht in den Baumkronen gesessen wäre, um alles Laubwerk in üppiger Künstlerlaune anzupinseln.

Dort stand alles in leuchtenden Tinten. Es sah aus, als brenne die Sonne die Blätter rot und gelb; und doch schien sie nicht, und das war gut. — Die Beleuchtung wäre eine zu grelle gewesen.

Schon früh am Nachmittag kam Herbig aus dem Bergforste auf denselben Stegen, wie gestern, über das Hochfeld vor die bewußte Thür im Gartenzaun. Er betrachtete sie und ihre Umgebung mit Aufmerksamkeit, warf auch einen Blick hinein, wo die Birken ihr Goldlaub auf den Rasen streuten. Es war alles noch wie gestern, keine besonderen Aenderungen hatten stattgefunden. Nur war die Thür heute nicht angelehnt, sondern lag im Schloß. Hob man sie jedoch etwas, so ging sie dennoch auf.

Und er hob sie, zögerte jedoch einzutreten. Weilte die schöne Frau wieder in jenem Laubgeheg, wie sollte er sein nochmaliges Eindringen erklären, begründen, entschuldigen! Etwas kleinmütig zog er die Thür wieder zu und betrachtete jetzt von außen nachdenklich die Umzäunung. Diese lief nach der einen Seite auf dem Hochrand des Hohlweges hin, nach der andern über einen kahlen schroffen Abhang hinunter in die Mulde, durch welche die Stadt mit einzelnen Häusergruppen in den Wald heraufstieg. Betrachtsam schritt er die Außenseite des Zaunes entlang. Auch dessen Laubwerk hatte der Herbst gelichtet und gefärbt, besonders warm die Ahornhecken, deren großen gefleckten Blätter in weithin leuchtendem Pommeranzengelb prangten.

Wie kam er nun hinein? Die Thür zwar bot kein Hindernis, und der Zaun wies Lücken genug auf, durch welche man den Kopf stecken, im Notfall wohl auch den Körper zwängen konnte. Und hinein mußte er, kam er auch, — aber unter welchem Vorwand?! Gedankenvoll, im Grunde gedankenlos, riß er Blätter vom Zaun, zerpflückte sie und sah dabei etwas seltsames in der Hecke baumeln. Zuerst dachte er an eine Schlange, die sich durch die Verzweigung emporwinde; doch war es keine Schlange. Es sah eher aus, wie das Nest einer Beutelmeise. Zwar war ihm ein solches Nest in der Wirklichkeit noch nicht vorgekommen; doch stellte er sich vor, so müsse das Nest einer Beutelmeise aussehen. Als er es näher betrachtete, war es jedoch zu seiner größten Ueberraschung ein Zopf. Ja, ein schöner, stattlicher, dunkelblonder Frauenzopf, — eine Täuschung war nicht möglich.

Beinahe hätte er vor Vergnügen laut aufgeschrieen, so groß war seine Freude über diesen wichtigen Fund. Jenny mochte gelegentlich ihr Köpfchen durch die Zaunlücke hier gesteckt haben, um zu gucken, was draußen vorgehe, — genug, in der Verzweigung des Heckenwerks hing deutlich vor seinen Augen der Zopf. Damit hatte die Not ein Ende. Der Anlaß eines Eintritts war gefunden. Zwar hätte er sich auch als Finder und Zurückbringer des Billets, das die Zopfangelegenheit besprach, vorstellen können; doch war fraglich, ob er bloß als Eingeweihter des Geheimnisses willkommen geheißen würde. Aber der Zopf selbst! Das war der Talisman, der mit der Wirkung einer Springwurzel Herzen und Thüren öffnete.

Nun ging er auch sofort daran, sich in dessen Besitz zu setzen, löste ihn vorsichtig aus der Verstrickung, streichelte mit der Hand das weiche Geflecht, das schon mehrere Nächte die Unbilden eines Obdachs im Freien erduldet hatte und barg es dann an seiner Brust. So ausgerüstet schritt er entschlossen auf die Gartenthüre los, öffnete sie, trat hinein und — über den Rasen eilend — zuversichtlich zu der Linde, wo hinter dem Laubgeheg der Ruhesitz sich befand. Und in der That, da saß sie wieder, die er suchte, im vollen Reize weiblicher Wohlgestalt.

Sie hatte ein Buch in der Hand, über welches sie nun erstaunt aufblickte, indem sie den Herrn von gestern wieder erkannte.

„Verzeihen Sie, meine Gnädige," begann er, sich verbeugend.

„Aber, mein Herr," unterbrach sie ihn mit großen Augen. „Haben Sie sich schon wieder verirrt? In diesem Falle möchte ich doch wün-

schen, daß Ihre Verirrungen eine andere Richtung einschlügen."

„Nein, keineswegs ist es eine Verirrung," erwiderte Herbig mit voller Fassung. „Ich komme nur, wie Chidher, wieder desselbigen Wegs gefahren."

„Doch nicht erst nach fünfhundert Jahren, gleich dem ewig Jungen, wie mir däucht," warf sie ein. „Kaum ist ein Tag seitdem verflossen."

„Ich komme aber auch nicht mit leeren Händen, meine Gnädige," erwiderte Herbig, der gewillt war, sich durch nichts aus Haltung und Gleichgewicht bringen zu lassen. „Ich bringe etwas, das Sie vielleicht sehr schmerzlich vermissen."

„Ich? Schmerzlich vermisse?"

„Ja wohl. Aber gestatten Sie mir eine Vorfrage, ob nämlich Ihr Rufname, meine Gnädige, nicht Jenny lautet?"

Wenn die Angesprochene die Wiederbegegnung bisher mit einigem Humor aufgefaßt hatte, so legte sich jetzt ein tiefer Schatten über ihr Gesicht. Mit der Unbefangenheit war es vorüber, und ziemlich unmutig erwiderte sie:

„Nein, ich heiße nicht Jenny."

Nur täuschte sie sich über die Hartnäckigkeit des Mannes, wenn sie etwa erwartete, damit das Gespräch abzuschneiden, indem sie sich wieder über ihr Buch neigte, als ob sie lese.

„Vielleicht doch!" sagte er gelassen. „Entschuldigen Sie meine dreiste Vermutung: Sie wollen sich augenblicklich nur nicht entsinnen, daß Sie dennoch Jenny heißen."

„Nun, das ist doch gedenkwürdig!" äußerte die Schöne mit gerunzelten Brauen, indem sie einen ungewissen Blick auf den Frager warf. „In der That mehr als drollig. Warum soll ich nun mit Gewalt Jenny heißen?"

„Aber, wie denn sonst, meine Gnädige?" meinte Herbig unerschüttert und ließ eine Pause eintreten, als erwarte er Antwort. Da aber diese samt dem Aufschluß ausblieb, fuhr er selbst wieder in seiner Ausführung fort: „Jedenfalls bedingt die Natur meines Erscheinens, daß ich mich erst vergewissere, mit wem ich die Ehre habe. Das ist meine Entschuldigung. Ich fühle selbst recht wohl das Aufdringliche meiner Fragen, das Wunderliche meines Benehmens; allein die Wichtigkeit der Sache läßt jeden Einwand, den die Schicklichkeit erheben könnte, verstummen."

„Nun denn," entgegnete die Dame jetzt etwas ungeduldig mit dem Fuße auf die Laubdecke klappend, welche der Herbst vor der Bank unter der Linde ausgebreitet hatte, — „wenn dem Zweck Ihres Besuchs wirklich solche Bedeutsamkeit beiwohnt, daß man notwendig Jenny heißen muß, um über ihn aufgeklärt zu werden, so bitte ich, sich gütigst den Steg hier hinunter in die Wohnung zu verfügen."

Es ist die Schwester! dachte Herbig bei sich. Oder sie treibt die Verleugnung nur so auf die Spitze aus falschem Schamgefühl über einen Verlust, dem stets etwas Lächerlichkeit anklebt.

„Keineswegs heischt die Bedeutung der Sache ein Vorübergehen bei Ihnen, meine Gnädige!" begann Herbig wieder, der es bis jetzt nicht über sich vermocht hatte, die Dame mit „Fräulein" anzusprechen. Trotz ihrer Jugend machte sie doch einen frauenhaften Eindruck, und ihm war, als habe er schon gestern an ihrer Rechten den goldenen Reif bemerkt, welcher die Verheirateten schmückt. Indem er wieder nach dem Ehering an ihrem Goldfinger, wenn auch vergeblich, suchte, da das Buch andauernd ihre Hand verdeckte, fuhr er fort: „Jedenfalls sind Sie in das Geheimnis eingeweiht und werden zugeben müssen, daß es sich um etwas handelt und daß ich etwas bringe, was eine Dame höchst ungern verliert und stets schmerzlich vermißt."

Und damit holte er den Zopf hervor und reichte ihn hin, bevor die Dame, welche die Linke erhoben hatte, um ihn von seinem Vorsatze abzubringen, dies zu verhindern vermocht hatte. Beim Anblick des Zopfes klärte sich das Antlitz der Schönen zu einem hellen Lächeln auf; ja, sie lachte geradezu und zwar sehr lieblich, so daß es ihren Zügen einen ungemein holdseligen Ausdruck verlieh.

„Allerdings," sprach sie dann, „ist das ein wichtiger Fund und keine Uebertreibung. Diese Genugthuung muß ich Ihnen widerfahren lassen. Sie haben sich damit um ein liebenswürdiges Mädchen ein großes Verdienst erworben. Jenny wird sich freuen, und ich selbst fühle mich glücklich an ihrer Statt."

„Ich, meine Gnädige," versetzte Herbig, „würde mich glücklicher fühlen, wenn es Ihr Zopf wäre."

„Und ich fühle mich zufrieden, daß er es nicht ist," sagte die Dame heiter. „Ich bescheide mich noch immer, den eigenen Zopf zu tragen, den man, weil er zufällig angewachsen ist, nicht verlieren kann, wenn er einem nicht unversehens

abgeschnitten wird, — eine Eventualität, der man vorbeugt."

„Bitte, meine Gnädige," erwiderte Herbig, das schöne Weib gleichsam mit den Augen verschlingend, „daran zweifle ich nicht im mindesten. Und der Augenschein überzeugt in berückender Weise," fügte er hinzu, indem er die Blicke auf dem reizenden, vollen Haarknoten weilen ließ, der tief am Nacken sitzend der ganzen Erscheinung jetzt etwas hinreißend Ueppiges oder — um keinem Mißverständnis Nahrung zu geben — etwas besonders Anziehendes verlieh. „Nun aber," fuhr er mit einer verbindlichen Verbeugung fort, „darf ich mich doch vorstellen, — Privatdozent Dr. Herbig aus Königsberg, — nachdem ich Fräulein Jennys schöne Schwester — —"

Eine Bewegung der merklich in Unruhe geratenen Dame ließ ihn mitten im Satze inne halten. Doch rasch ihre Verwirrung bemeisternd, benützte sie die Unterbrechung, um ihm zu erklären:

„Bitte, mein Herr, Sie sind in einem Irrtum befangen. Ich bin nicht Jennys Schwester, keine Nordhase."

„Vergeben Sie," bat jetzt Herbig, jedoch keineswegs gesonnen, es dabei bewenden zu lassen. Er hatte sich vorgesetzt, nun einmal zu erfahren, wer sie war, und ließ sich nicht so leicht von dieser selbstgestellten Aufgabe zurückschrecken. Da die Gelegenheit gegeben war, sollte ihre Gunst auch ausgebeutet werden. „Ich habe zwar bereits einen Beweis erhalten," fuhr er fort, „daß Sie sich mit dem Namensaustausch wenig befreunden können. Da jedoch mit diesem liebenswürdigen Zopf ein freundlicher Verkehr eingeleitet worden ist und — wenigstens die Erinnerung sich nicht vermeiden läßt, erscheint es notwendig, zu wissen, wen ich in Ihnen verehre."

„Ist das denn wirklich so unumgänglich notwendig?"

Und sie schlug dabei die Augen groß und in so fragender Weise zu ihm auf, daß er sich nahezu bewogen fand, die seinigen zu senken. Er that es aber dennoch nicht, sondern hielt den Blick aus und sagte:

„Mir fehlt keineswegs die Befähigung zu dem Verständnis, daß unter Umständen ein romantisches Inkognito angenehmer sein kann, als der prosaische Namensaustausch. Allein — bitte, meine Gnädige," unterbrach er sich selbst in innigerem, fast flehendem Tone, da sie bei seinen Worten den schönen Kopf noch höher aufrichtete, — „mißverstehen Sie mich nicht! Ich wollte nur meinen Schmerz über die Laune aussprechen, daß Sie mir nicht gestatten wollen, zu wissen ..."

„Laune muß es nicht sein," unterbrach sie ihn, da er zögerte. „Wenigstens nicht Laune von mir." Und sie betonte das letzte Wort. „Es gibt hundert Veranlassungen, die den Wunsch rechtfertigen, einen kurzen Aufenthalt hier im Walde zurückgezogen, in Ruhe, mit Vermeidung aller Bekanntschaften, wenn Sie mir das Wort erlauben wollen, ersprießlich zu verbringen. Indes, was wünschen Sie denn so angelegentlich zu wissen?"

Etwas verdutzt bei dieser raschen Wendung äußerte Herbig, ob es denn ein frevelhafter Wunsch sei, ob er denn niemals ihren eigentlichen Namen erfahren dürfe.

„Warum denn nicht!" versetzte sie jetzt mit sorglosem Gleichmut. „Mein eigentlicher Name ist: Nora Wantrup."

„Nora," wiederholte Herbig mit einem dankbaren Blicke, „ist wohl die Abkürzung von Eleonore. Der Name ist schön, ich liebe ihn bereits. Und nun häufen Sie Güte auf Güte — wie darf ich Sie ansprechen?"

„Sie haben die Wahl, Herr Doktor!" sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln, das wohl seiner umständlichen Förmlichkeit galt. „Wenn Sie mir übrigens den Titel einer Geheimrätin belassen wollen — und man geht selten fehl, wenn man jemand so anspricht, — so bin ich schon zufrieden für den Fall nämlich, als Sie sich nunmehr genügen lassen und alle weiteren Nachfragen in dieser Richtung einstellen wollen."

„Dessen mögen Sie versichert sein, gnädige Frau!" antwortete Herbig mit männlichem Freimut, der jeden Rückhalt ausschloß.

„Gut denn, so wäre dies in Ordnung," sprach sie fröhlich, indem sie, den Zopf in ihrer Hand wiegend, von der Bank aufstand. „Wir können mit dem gehobenen Schatze nichts besseres anfangen, als daß wir ihn unten ankündigen lassen. Komm' mal her Kind!" rief sie einem kleinen Jungen zu, der am Rasenhang Reisig sammelte und dazwischen hängen gebliebene Zwetschgen vom Baume holte. „Lauf' mal hinunter und sage Fräulein Jenny, der schmerzlich Vermißte habe sich gefunden ... nicht doch, halt!" verbesserte sie sich, in einiger Verwirrung über sich selbst lächelnd. „Fräulein Jenny darf

nichts davon wissen, hörst du, Kleiner. Wende dich mit der Nachricht an Fräulein Gretchen, und ob sie nicht gelegentlich heraufkommen könne. So, Herr Doktor, haben Sie nun die Güte, Platz zu nehmen," wandte sich die schöne Frau an Herbig, auf die Bank deutend, während der kleine Junge wie ein Wiesel über den Rasenhang hinunter dem Hause zu eilte. „Die Töchter des Hauses" fuhr sie fort, „sind stark in Anspruch genommen, und ich bin ihnen, fürchte ich, gerade jetzt etwas zur Last, wo der Umzug in das eigene neue Haus vorbereitet und zum Teil schon vorgenommen wird. Die Familie steht mit dem einen Fuß hier, mit dem anderen schon im neuen Wohnsitz, — ein unbequemer Zustand. Drum wird es noch geraume Weile dauern, bis die jungen Damen erscheinen können."

„So fügen wir uns denn mit Ergebung einstweilen in unser Alleinsein," meinte Herbig heiter.

Und nun saßen sie nebeneinander, rückwärts von dem Gebüsch geschützt, unter der Linde, die Füße auf dem Laube am Boden, vor sich zum Teil noch vollhängende Apfelbäume, die alte Stadtmauer, in schönen Konturen abfallende Baumgruppen, dahinter rauchende Schornsteine; jenseits Feldhöhen, Haine und Heiden, ein anmutiger Thaleinschnitt, kahle Berge und aus grünen Waldhängen leuchtende Villen. Die Luft war mild, und wenn auch die Sonne nicht schien, und ein bläulicher Nebel alles leicht umflorte, hatte die Landschaft durch die warmen Töne des Herbstes dennoch ein sonniges Aussehen.

„Und darf ich fragen," begann Herbig, nachdem der Charakter der Gegend besprochen war, „welchem glücklichen Ungefähr ich es danke, Sie, gnädige Frau, hier zu finden, während ich Sie noch an der Ostsee wähnte?"

„Der Grund ist sehr einfach," erklärte sie. „Nach den Seebädern war mir vom Arzte ein ruhiger Gebirgsaufenthalt angeordnet. Eine Verwandte, die hier den Sommer verbracht hat, verriet mir die angenehme Gelegenheit hier im Hause, die ich um so lieber ergriff, als mir die Familie mit den liebenswürdigen Töchtern schon von meiner Heimat her bekannt war."

„Das traf sich allerdings gut. Aber Sie werden doch die gewohnte Geselligkeit am Badestrande vermissen."

„Keineswegs vermisse ich dieselbe," war Eleonorens Antwort. „Gerade, was ich wollte, habe ich hier gefunden: unerkannt und in Ruhe noch wenige Tage dem Naturgenuß leben. Mit jedem Schritt aus dem Hause kann ich das, mit einem Schritt aus dem Garten bin ich auf den Bergen. Und da der Vater meiner jungen Freundinnen jetzt zur Jagdzeit selten daheim bleibt, sind wir Frauen zwar auf uns angewiesen, können uns aber auch vollkommen frei bewegen — soweit es der bevorstehende Umzug gestattet. Ich selbst bin indes durch letzteren Umstand nicht belästigt, noch beengt. Zumeist sitze ich hier, schaue hinaus und atme Luft, leider nur noch auf kurze Dauer."

„Inwiefern, gnädige Frau?"

„Noch wenige Tage," antwortete sie seufzend, „und der Nacken liegt wieder unterm Joch socialer Pflichten."

Hierauf ließ Herbig die Bemerkung fallen, daß auch er nur noch wenige Tage zu freier Verfügung habe. Dann sah er eine Weile in ihr edles Gesicht, das mit einem ernsten Ausdruck hinaus gerichtet war.

„Und nun, gnädige Frau," fing er endlich an, „wollen Sie mir auf eine offene Frage eine aufrichtige Antwort geben?"

Sie stutzte und sah flüchtig zu ihm herüber. Er hatte doch soeben noch versprochen, keine weiteren Nachforschungen über ihre persönlichen Verhältnisse anzustellen. Hinter ihrem Antlitz stieg wieder die dunkle Wolke auf, während er selbst mit dem schwanken Rohr in seiner Hand in dem welken Laube am Boden raschelte.

„So aufrichtig will ich antworten, als die Frage verdient," sagte sie dann.

„Das ist eine verfängliche Klausel, die mich beklemmt. Indes, gestatten Sie die Frage, ob Sie sich meiner noch von der Ostsee her erinnerten?"

„Das kann ich ohne Rückhalt bejahen," antwortete sie. „Es ist ja kaum eine Woche her."

„Allein die Begegnung am Strande war nur ein Moment."

„Sie standen allein. Die fremde Erscheinung am Schluß der Saison mußte auffallen. Oder wünschten Sie, übersehen zu werden, Herr Doktor? Auch retteten Sie mir hier meinen treuen Begleiter," setzte sie hinzu, den blauen Sonnenschirm leicht schwenkend.

„Aber, ein anderer kam mir zuvor. Mich ließ man im Sande sitzen, ihn zog man himmelan. Das ewig Weibliche verleugnete seine ihm vom Dichter zugeschriebene Aufgabe in Bezug auf mich."

Die Erinnerung lockte wieder ein Lächeln auf ihr Gesicht. Vielmehr, sie lachte innerlich von Herzen, da sich ihr Busen jetzt lebhafter hob und senkte.

„Die Goethesche Reminiscenz ist hier nicht angewandt," sagte sie. „Nur das männliche Element in unserem Kreise zog am Tau. Indes konnte ich vom Dünengrat herunter Sie deutlich sehen. Zudem," setzte sie ihre Erklärung fort, da ihre Heiterkeit wieder gelassenem Wesen wich, „erschienen Sie mir beim ersten Anblick schon bekannt, Herr Doktor. Indes, man täuscht sich zuweilen. Sie haben unterdes wohl mehr erlebt, um sich solcher flüchtigen Begegnungen an fremdem Strande jederzeit zu entsinnen?"

„Ich? — O, gnädige Frau! Ich dachte all die Zeit her an nichts anderes," sprach er mit fast traurigem Ausdruck, und sein Blick bestätigte ihr die Wahrhaftigkeit seiner Worte, trieb ihr aber auch das dunkle Blut wieder bis unter die Augen.

Aber sie bezwang sich sofort und machte die trockene Bemerkung, in die jedoch kein Vorwurf gelegt wurde, daß er neulich auf der Weinstraße nichts davon verspüren ließ. Lebhaft gab er das zu, da er, von der Sonne geblendet, sie nicht sofort zu erkennen vermochte. Als sie darauf äußerte, daß sie wenig Gewicht auf diesen Umstand lege, wogegen ihr wichtig erscheine, wie er beim Funde des Zopfes im Zaune sofort zu erraten vermochte, wem er zugehöre, da griff Herbig wieder eiligst nach seiner Brusttasche, in welcher er sein Notizbuch verwahrte.

„Wie können Sie, Herr Doktor," fuhr sie fragend fort, „als Fremder, wie Sie sich selbst bezeichnen, den Namen der jungen Dame wissen, welche den bedauernswerten Verlust erlitten hat?"

„Das hängt," berichtete er, „mit einem jener Zufälle zusammen, durch welche uns das Schicksal zuweilen zu Hilfe kommt, wo wir selbst keinen Rat wissen. An dem Tische oben auf dem Gebirgsfirst, welchen Sie mit ihrer Begleiterin kurz vorher verlassen hatten, fand ich dies," fügte er hinzu, indem er die bewußte Karte seinem Notizbuch entnahm und ihr hinreichte, ohne zu bemerken, daß noch ein zusammengelegtes Blatt herausfiel. „Bitte, gnädige Frau, wollen Sie selbst lesen."

Und sie las mit leisem Lachen, wobei sich ihre Augen schalkhaft verkleinerten.

„Und ich wünsche das reizende Billet," fuhr er indessen fort, „als Andenken, meinetwegen als Finderlohn für die Entdeckung des Zopfes, behalten zu dürfen."

„So wandre es in diskrete Hände zurück," bemerkte sie, indem sie ihm das Kärtchen wieder überlieferte und zugleich mit ihrem Kleide das andere ihm entfallene Blatt deckte. „Zurückgabe an die Verfasserin oder Empfängerin hält ohnehin schwer. Die ganze Angelegenheit will mit Zartgefühl behandelt sein. Bedenken Sie, daß ich erst auf jenem Spaziergange unterm Siegel des Geheimnisses eingeweiht wurde, ohne daß dies jedoch Jenny selbst wissen darf. Sie läßt sich jetzt vor mir nur selten und dann nur stets im Hute sehen, wobei ihr der Umstand zu Hilfe kommt, daß sie bereits einige Nächte im neuen Hause schlief. Vor Gretchen, verstehen Sie, werde **ich** als Finderin des Zopfes erscheinen müssen, und Gretchen selbst muß vor Jenny dafür gelten, da diese nur die Schwester ins Vertrauen gezogen hat."

„Und ich?" fragte Herbig jetzt, der sie nicht unterbrochen hatte. Er hörte sie so gerne sprechen. Das deutliche, im Brustton angenehm schnarrende R klang so wohlthuend aus dem schöngebildeten vollen Halse und gab ihrer Rede einen eigenen Reiz, wie er vorzugsweise den Schönen des Lüneburger Landes zukommen soll.

„Sie, Herr Doktor," sprach Eleonore, „müssen sich bescheiden, auf die Lorbeeren des Entdeckers in diesem Falle verzichten und sich genügen lassen, einzig mit mir das Geheimnis Ihrer Mitwissenschaft zu teilen."

„Und das — ein Geheimnis mit Ihnen teilen zu dürfen — macht mich überglücklich!" versetzte er.

„Gut denn," bemerkte sie. „Wenn Sie es wirklich so hoch anschlagen, so möge Ihnen Jennys Billet belassen bleiben, obwohl Sie selbst," fuhr sie mit besonderem Nachdruck fort, „dergleichen wohl kaum in anderen Händen, etwa in den meinigen, wissen möchten."

„In den Ihrigen?" rief er. „O, gnädige Frau, mein Schicksal, mein ganzes Leben möchte ich Ihnen überlassen, alle Schätze der Erde, wenn Sie mein gehörten."

„Das wäre zu viel," erwiderte sie. „Es handelt sich um weniger, um einen papiernen Schatz."

„Von mir? In Ihren Händen?"

„Ja. Jedoch nicht Tausch gegen Tausch oder Wert gegen Wert. Hier haben Sie das Ihrige

ungelesen zurück." Herbig nahm das Blatt entgegen und entfaltete es, indem er einen flüchtigen Blick hineinwarf.

„Sie beschämen mich in der That!" sprach er. „Und dennoch, gnädige Frau, wäre mir erwünschter gewesen, Sie hätten mir weniger Edelmut und mehr Neugier, damit mehr Teilnahme bewiesen. Mein Glück wäre es, von Ihnen nicht mehr als völlig Fremder angesehen zu werden, und der Inhalt des Blattes kann als Beleg dienen, daß ich — —"

Eleonore ließ ihn nicht ausreden, sondern stand auf, um Gretchen entgegen zu gehen, ihrer Begleiterin auf der Weinstraße, die jetzt in Hast, etwas erhitzt, im schlichten Hauskleide den Gartensteg herauf kam. Nicht ohne Verlegenheit gewahrte sie den Fremden, der ihr flüchtig als Verirrter vorgestellt wurde, und nach einigen gewechselten freundlichen Worten, gab sie der Frau Geheimrätin durch Winke zu verstehen, was sie herauf geführt: Jennys Zopf.

Mit einer an den Doktor gerichteten Entschuldigung führte Gretchen die schöne Frau bei Seite, um sich den Zopf zustecken zu lassen, als dessen Finderin nur sie selbst vor der Schwester gelten durfte. Als dies unter heimlichem Lachen und Flüstern in Ordnung gebracht war, sprach Gretchen gegen den Herrn Doktor, der sich in der Rolle des Arg- und Ahnungslosen gefiel, die Erwartung aus, seine Bekanntschaft fortsetzen zu können, entschuldigte sich mit notwendigen Geschäften und eilte wieder den Steg hinunter, wobei sie nicht unterließ, mit gehobenen Armen ihren eigenen Zopf wieder aufzunesteln, als, er durch die heftige Bewegung in lange Strähne aufgelöst, über den Nacken der schlanken Figur sich entrollte. In ihrer Verlegenheit lachend sah sie dabei zurück, ob der fremde Doktor nicht nachschaue. Wenn er dennoch etwas gemerkt hatte und Verdacht schöpfte! Nun, so konnte er jetzt die Beobachtung machen, daß wenigstens sie selbst keinen falschen Zopf trug.

Allein Herbig hatte nur Augen für das schöne Weib, das wieder Platz neben ihm genommen hatte, nun aber, in Betrachtungen verloren, ihn völlig vergessen zu haben schien. Ihre Haltung verriet, daß sie das Gespräch nicht anzuknüpfen wünschte. Erst als Herbig sich unmittelbar an sie wandte, um Entschuldigung bittend, wenn er sie in schönen Träumen unterbreche, sagte sie mit einem Lächeln, das ihm wie ein umflorter Sonnenblick ins Herz fiel:

„Vergeben Sie. Man vergißt so leicht im Anblick dieser Natur sich selbst, Gegenwart und Zukunft. Sie beklagen sich über Mangel an Neugier," fuhr sie dann fort. „Wäre es Ihnen wirklich gleichgültig gewesen, wenn ich den Versuch gemacht hätte, den Inhalt des Papierblattes kennen zu lernen?"

„Gleichgültig?" wiederholte Herbig. „Nein! Erwünscht, von Herzen erwünscht, obgleich es nur Verse sind."

„Nur? Ich dächte doch," hielt sie entgegen, „Verse könnten unter Umständen wertvoll genug sein."

„Unseren Frauen von heute gelten solche Umstände nichts; die sagen: wir dichten selbst!"

Hierüber konnte Eleonore herzlich lachen.

„Nun," sprach sie, „damit Sie sehen, daß es noch nicht die Regel ist, bekenne ich, daß ich gern Verse lese und keine dichte. Dieser Band Goethe sei mein Beweis." Und sie legte ihre Hand auf das Buch. „Halten Sie mich nach diesem Bekenntnis eines Blickes in Ihren Schatz für würdig? Darf ich die Verse lesen?"

„Sie beschämen mich in der That durch so viel Güte," war seine Antwort.

Aber mit Herzklopfen reichte er ihr das Blatt hin. Und sie las:

„An der Ostsee Strand . . ."

„Ach," unterbrach sie sich nach der ersten und bei der zweiten Strophe, „das ist ja ganz aktuelle Lyrik! Ich gebrauche geflissentlich diesen modischen Kunstausdruck, weil Sie mich verstehen werden." Und nun las sie weiter, anfänglich halblaut, dann nur noch stumm für sich, blos mit den Augen.

Herbig beobachtete sie beklommenen Mutes. Daß etwas in ihr vorging, konnte er wohl wahrnehmen. Die innere Bewegung ließ sich nicht verkennen. Der Ausdruck ihrer Züge ward ernst, fast trauervoll verklärt. Und plötzlich hielt sie inne und ließ das Blatt mit den Versen in ihren Schoß sinken. Er wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen. Dann hob sie das Blatt nochmals, wiederholte für sich einige Zeilen und reichte es ihm mit abgewandtem Gesichte wieder hin. Ihre Hand zitterte merklich hierbei. Als er endlich fragte, welchen Eindruck das Lied auf sie gemacht, wie ihr die Verse gefallen haben, antwortete sie gesammelt und gelassen, ohne daß ihre Stimme besondere Erregung verriet:

„Es ist Stimmung und Wohllaut darin. Wer ist der Verfasser?"

„Unbekannt.“

„Ist es eine Abschrift oder das Original?“

„Original.“

„Es ist viel Schwärmerei in dem Gedicht,“ begann sie wieder, nachdem sie eine Weile vor sich hingeschaut hatte, in derselben ruhigen Weise.

„Das hätte ich Lust zu bestreiten,“ hielt er entgegen, „und Sie würden wohl anders urteilen, wüßten Sie, wen die Verse besingen.“

„Ich bezweifle.“

„Mit einiger Gerechtigkeit gegen sich selbst, dürfen Sie das nicht, gnädige Frau.“

Das schien sie überhört zu haben bei dem Versuch, das Gespräch aus dem besonderen Falle zu allgemeinen Gesichtspunkten hinüber zu leiten. Ihre Züge hatten wieder den ernsten Ausdruck.

„Die Zeit ist der Poesie nicht günstig,“ äußerte sie, tief aufatmend, „und ich weiß nicht, ob es zu beklagen.“

„Es ist zu beklagen!“ sprach er mit Nachdruck.

„Oft widerstrebt es auch mir,“ fuhr sie unerschüttert durch diesen Widerspruch fort, „dieses Spiel in Versen mit Empfindungen und Gefühlen, denen der Ernst fehlt.“

„Wie? Ein Spiel? Dies?“

„Ich wollte nicht verletzen, Doktor,“ versicherte sie. „Allein, das Leben bietet so tiefe und ernste Seiten, so viele wirkliche Leiden, so viel geheimen Gram und verborgenen Kummer, daß die eingebildeten und erfundenen kalt lassen, ja als Hohn erscheinen.“ Und sie wandte bei den letzten Worten voll Unmuts das Antlitz ab.

„Unter die eingebildeten und erfundenen bitte ich nicht die hier ausgesprochenen zu begreifen,“ hielt er entgegen, ebenfalls ernst geworden. „Ich gebe zu, daß in einer Zeit nackter Selbstsucht, im ausgesprochenen Kampfe ums Dasein, der Poet wenig Raum mehr findet. Auch soll er sich nicht aufdrängen. Wo so viel niedere Leidenschaften erregt sind, wer hört ihn! Wer fragt nach ihm, wo es nur darauf ankommt, im Daseinskampfe der rüstigste Streiter zu sein, ein Hecht im Teich, der Hai im Ocean. Unser Kulturzug ist auf der schiefen Ebene angelangt, wie schon einmal, da Walther von der Vogelweide im Vorgefühl sang: ‚Ich hört' ein kleines Vögelein dasselbe klagen, das versteckte sich und sprach: Ich singe nicht, erst muß es tagen!‘ Wir mögen der Hoffnung leben, daß auch diese Aera mit Dampf- und Telegraphenschnelle dahinsaust und daß es zum Ablauf einer roh ernüchterten Welt nicht wieder der fünf Jahrhunderte bedarf. — Inzwischen mag sich die Idee in die Form schmiegen, die eben gilt. Unser Wahlspruch wird wohl sein müssen: Mehr Realismus in der Kunst, mehr Idealismus im Leben! — Dem aber will ich entschieden widersprechen, daß Frauen den Glauben an die Poesie je verlieren, sie der Verlogenheit anklagen dürfen. Auch diese Verse hier sind dem Drange entsprungen, wilder, gährender Leidenschaft goldene Fesseln anzulegen.“

Sie hatte wieder die Stirne gesenkt und sah ihn unter den Brauen hervor etwas verhohlen an, — wenn der Ausdruck im Gegensatz zu unverhohlen erlaubt ist, — während Herbig mit Wärme und erregt sprach. Sie selbst verhielt sich schweigend, hatte auch zu einer Entgegnung um so weniger Lust, und kaum auch mehr die Zeit, als sie mit einigem Staunen die Wahrnehmung machen konnte, daß eben der Vater der beiden Schwestern, von zwei Herren begleitet, den Pfad heraufstieg und daß der kleinen Männergesellschaft auch die Töchter des Hauses, Gretchen und Jenny, nach einander mit dem Dienstmädchen folgten, welches Gedeck und Kaffeegeschirr herauftrug.

4.

Die beiden jungen Herren, welche mit dem Hausvater daher kamen, ein schnurrbärtiger Referendar und Doktor Binse, ein etwas zappeliger Lehrer an einer höheren Bildungsanstalt, waren der Frau Geheimrätin schon einmal vorgestellt worden. Es galt also nur noch den Namensaustausch mit Herbig. Stühle wurden herbeigetragen, und man nahm um den kleinen Tisch Platz, auf welchem die Schwestern nun geschäftig für den Nachmittagskaffee unter der Linde deckten. Jenny war eben so hübsch als Gretchen; der wieder erlangte Zopf machte sie glücklich, und ihre schalkhaft lächelnden Züge paßten gut zum Inhalt jenes Billets. Manchmal allerdings kam einige Befangenheit über sie, und argwöhnisch sah sie auf, wenn sie meinte, die Blicke des fremden Herrn ruhten mit besonderem Ausdruck auf ihrer Coiffure. Doch tröstete sie sich mit dem Bewußtsein, niemand in das Geheimnis eingeweiht zu haben, als die Schwester, und so bewahrte sie sich gleich dieser ihre wohlthuende Freundlichkeit.

Man trank also Kaffee, und die Männer rauchten, da der Vater mit der ihm eigenen freimütigen Ungezwungenheit Cigarren umherbot. Eine Weile neckte er sich dann mit Doktor Binse, der im artikulierten obersächsischen Idiom merkwürdige Aussprüche mit großer Selbstgefälligkeit hören ließ und dazwischen zuweilen ein „Ei ja!" herausseufzte, daß, wie der Hausherr bemerkte, die Cigarrenasche im Garten umherflog. Es war ein seltsam unfertiges und verdrehtes Mannsbild, dieser Binse. Das Antlitz grüngelb, von sorbischem Schnitt; die Haare kurz und mausfahl, weit abstehende Ohren, eine Nase, als wolle er mit ihr die Sterne am Himmel löschen, auf deren breitem Rücken eine silberne Brille und unter ihr ein schwappeliger Mund, dem das Stillstehen schwer ward. Plauderte er nicht, so lächelte er vergnügt über sich selbst oder die Zunge leckte die blauen Lippen. Mit dem Referendar schien er auf dem Fuße mißgünstiger Bekanntschaft zu stehen, denn keiner von beiden konnte auch nur drei Worte sprechen, ohne daß der andere drein- und widersprach.

Eleonore und Herbig nahmen wenig Teil an der Unterhaltung, wechselten jedoch gelegentlich unter sich Meinungen und Blicke. Die Anwesenheit fremder Personen förderte eine gewisse Vertrautheit, wenn nicht Vertraulichkeit, zwischen beiden in viel höherem Grade, als selbst längeres Beisammensein unter vier Augen. Und wenn Doktor Binse sich etwa zu dem Ausspruch verstieg: „Nur ein Herz und eine Hütte!" und Herr Nordhase ergänzte: „nebst Rostbraten und Bordeaux!" so konnten sie sich mit verständnisinnigem Lächeln ansehen, wo die Töchter ihrer Heiterkeit keinen Zaum anlegten.

Der Vater brachte die Rede auf die Jagdzeit und sprach in aller Harmlosigkeit eines Jägers von der Brunft, den schreienden Hirschen am Rennsteig und den nächtlichen Kämpfen, die es jetzt im Bergforst absetze. Um dem Gespräch eine Wendung ins Allgemeine zu geben, begann der Referendar (der übrigens bald einer Anstellung entgegen sah), von der unverfänglicheren Gefährlichkeit wilder Hirsche für einsame Wanderer zu sprechen. Er erzählte eine merkwürdige Geschichte von einem Freunde, der eines Tages in der Uniform eines Reserveoffiziers an der „wilden Sau" vorüber dem Rennsteig entlang zur „hohen Sonne" hinaufgestiegen sei.

„Mein Freund," fuhr er seinen Schnurrbart streichelnd fort, „mein Freund geht also so dahin in sein Buch vertieft. Um nicht auf dem Wege von der Langeweile geplagt zu werden und seinen Offiziershorizont zu erweitern, hatte er sich nämlich einen Band Militärlitteratur eingesteckt . . ."

„Humoresken von Lenz, Reklams Groschenbibliothek," schaltete Binse ein.

Mit einem zurechtweisenden Blick fuhr indes der Referendar fort: „Wie er nun an die erste Eiche kommt, die dort als Richtbaum steht, wendet er eben wieder, an weiter nichts denkend, ein Blatt . . ."

„Des Buchs," ergänzte Binse.

„Natürlich des Buchs und nicht des Baums," erwiderte der Referendar weiter erzählend. „Er liest. Ihm ist, als ob jemand des Wegs komme, aber er liest. Nur zufällig sieht er auf. Und wer steht da? Ein Zwölfender steht da, ein stattlicher Hirsch mit zum Stoß eingelegtem Geweihe. Rasch zieht er —"

„Wer zieht?" fiel Binse ein.

„Mein Freund zieht, doch nicht der Hirsch! Also rasch zieht er seinen Degen . . ."

„Aus der Scheide," ergänzte Binse wieder, der keine Ruhe geben konnte.

„Das ist doch selbstverständlich, daß ein gezogener Degen aus der Scheide kommt!" brauste jetzt der Referendar gereizt auf.

„Bitte recht sehr, sehr! durchaus nicht! Deutlichkeit, die jedes Mißverständnis ausschließt, ist das erste Erfordernis eines guten Stils. Ei ja!"

„Gut denn," versetzte der Referendar. „Er zog seinen Säbel nicht aus der Westentasche oder sonst woher, wie vielleicht jemand unter den anwesenden Herrschaften voraussetzen möchte, sondern aus der schwarzledernen Patentscheide an seiner linken Seite und suchte sich damit — nicht mit der Scheide, sondern mit dem Degen — des wütenden Tieres zu erwehren, was ihm jedoch kaum gelungen wäre, wenn nicht Waldfuhrleute herbeigeeilt und mit ihren klatschenden Peitschen dasselbe in die Flucht getrieben hätten."

„Just keine Heldenthat," versicherte Binse. „Ich war doch auch schon auf der Jagd. Ei ja!"

„Und da war unser Doktor Binse so kühn, einen Hasen in die Flucht zu treiben," fiel der Hausherr ein. „Ja, er hätte ihn vielleicht sogar getötet . . . Aber, lieber Doktor, die Damen warten schon ungeduldig auf das jüngste Kind Ihrer Muse. Heraus damit, wenn es nicht zu lang ist."

Binse zierte sich ein wenig, griff in die Brusttasche und meinte, er habe es nicht bei sich.

„Welches Unglück!“ dachte Herbig überlaut.

„Doch, da steckt's!“

„Welches Glück!“ flüsterte Eleonore.

„Heiter ist meine Muse nicht, das muß ich vorausschicken,“ begann der Dichter. „Wenn ich auch meinen Quartanern humoristische Poesie zur Lektüre empfehle, z. B. Reineke Fuchs, so ist doch der eigentliche Grundzug meines Wesens ernst, ei ja! sogar tief melancholisch. Also: die Thräne.“ Und das Taschentuch einsteckend las er:

„Schmerzensthräne, still entsprieße,
Trauerzähre rinne!
Leise meinem Blick entfließe,
Aber — nicht zu dünne.
Wenn die Seele voller Demut,
Ist's zu unserm Glücke.
Leer' dein Füllhorn, komm' o Wehmut,
Aber —“

„Nicht zu dicke!“ ergänzte der Referendar, das Richtige treffend, obwohl alle auflachten.

„Ein hübscher Gedanke,“ meinte Herbig, „der auch in Thränen ein Mittelmaß empfiehlt, — ganz moderner Anforderung entsprechend. Schade, daß der Reim nicht durchaus rein.“

Dies ließ jedoch Binse nicht gelten und behauptete widerborstig, man spreche nicht ‚rünne‘ und ‚dücke‘, sondern so wie er lese; und solche pointenreiche Sächelchen schüttle er nur so aus dem Aermel. Allein man wartete diese Genialität nicht weiter ab und ging zu anderem über. Da die nunmehr reif gewordenen Aepfel auf den Bäumen die Aufmerksamkeit auf sich zogen, sprach man davon, daß es Zeit sei, sie abzumachen. Binse, der nicht lange auf einem Sitze bleiben konnte, machte sich daran, den höchsten Apfelbaum zu ersteigen, um den Damen das Obst frisch vom Zweige zuwerfen zu können, wogegen Jenny die ernsthafte Mahnung richtete, es sein zu lassen.

„Glauben Sie denn, Fräulein Jenny, daß ich falle?“ fragte er.

„Wenn Sie nicht in der Luft hängen bleiben, gewiß.“

Aber nun folgte ein glorreicher Bericht vollbrachter Heldenthaten in diesem Fache. Er sei schon ohne Schwindel rittlings auf der Firſt eines Kirchendachs gesessen; er habe einmal einen eingeseiften Mastbaum bis zur Spitze erklettert, und er habe eine morsche Ruinenmauer rücklings bestiegen und droben ein Rad geschlagen. Ja, er mache sich anheischig, minutenlang mit einem Arm und einem Bein am Baumast zu hängen und dabei einen Choral zu singen, ohne heiser zu werden. Zuletzt bot er dem Referendar Wetten an, wer am längsten eine Leiter frei auf dem Kinn im Gleichgewicht halten oder mit der Cigarre im Mund über Tisch und Stuhl springen könne, ohne sie ausgehen oder fallen zu lassen. Der jedoch wollte sich mit einem Universalgenie nicht darauf einlassen und seine Ruhe haben. Die Sache wurde fad, und da der Abend herangekommen war, brach man auf.

„Herr Professor,“ wandte sich der Hausvater beim Abschied treuherzig an Herbig, indem er dessen Hand drückte, „besuchen Sie uns wieder und nehmen Sie sich der armen jungen Frau ein wenig an. Schade um das liebe Weibchen! Ich will nicht sagen, daß sie unglücklich verheiratet sei; sie hätte es schlimmer treffen können und darf sich ja insoferne glücklich schätzen, als sie in guten Verhältnissen sorgenlos der Zukunft entgegensieht und alle Mittel besitzt, ihr Herz einzuschläfern, wenn sie es nötig findet. Ich fürchte nur, sie langweilt sich auch bei uns. Ich kann ihren Leiter und Begleiter nicht machen, habe weder Zeit noch Talent dazu, und auch meine Mädchen sind durch den leidigen Umzug abgehalten, ihr die nötige Unterhaltung zu widmen. Also, kommen Sie Morgen wieder; und Sie sind willkommen, auch wenn ich nicht zu Hause bin.“

Herbig hielt sich nach der Versicherung, welche er Eleonoren gegeben, nicht für berechtigt, bei dieser Gelegenheit weitere Nachfragen über die Verhältnisse der schönen Frau anzustellen. In seiner Vorstellung war der Gemahl der jungen Strohwitwe jener kleine, feingekleidete, glattrasierte Glatzkopf, der allerdings eher einem Kommerzienrat denn einem Geheimenrat ähnlich sah, unter welchem man sich zumeist einen Herrn mit Gelehrtenanstrich vorzustellen pflegt. Eleonore selbst verhielt sich schweigend. Dagegen ließen es die Töchter ebensowenig als der Vater an dringender Einladung fehlen. Waren doch auf den nächsten Nachmittag Freundinnen zum letztenmal in diesen Garten, gewissermaßen zu einem Abschiedsfest, geladen, und die gnädige Frau wäre sicherlich froh, jemanden zu haben, mit dem sie in ihrer Weise sprechen könne. Er werde zwar der einzige Herr unter vielen Mädchen sein, doch dürfe ihn dies nicht abhalten.

Und er ließ sich denn auch in der That nicht

abhalten, da er sich zur bestimmten Zeit richtig einfand.

Die Sonne brach heute immer wieder durch das leichte Gewölk, einen Schwarm hellgekleideter Mädchen bescheinend, die sich auf dem Rasenhang des Berggartens tummelten. Den gelehrten Professor aus Königsberg gingen die hübschen Kinder jedoch wenig an; der hielt sich, wie man nicht anders voraussetzte und erwartet hatte, an die schöne, vornehme Frau, deren Gegenwart nur geeignet war, die frohmütigen Mädchen befangen und wortkarg zu machen. Nachdem diese sich gegenseitig ihrer drückendsten Mädchengeheimnisse entledigt hatten, rotteten sie sich zusammen, um zu beratschlagen, was vorzunehmen sei. Am liebsten hätten sie sich völlig und uneingeschränkt der Freude überlassen, gespielt und auf dem Bergrasen umhergetollt, wie und wo es sich traf. Zum Glück war der Garten groß genug; man konnte sich ausweichen und am einen Ende schreien, rutschen und rollen, singen und springen, ohne vom andern gesehen oder gehört zu werden.

Und man überließ sich der harmlosen Lust. Plötzlich aber stob der ganze Schwarm auf und auseinander, wie ein Flug Tauben, unter welche der Geier gefahren.

„Der Floh, der Floh!“ schrieen sie lachend und flogen den Berg herunter, um sich hinter dessen Abhang, Hecken und Bäumen zu bergen.

Eleonore und Herbig, welche in ruhigem Gespräch den Gartenweg auf und ab wandelten, glaubten bei dem anhebenden Geschrei an eine unvorhergesehene Gefahr. In der That umkreiste denn auch die Umzäunung außen — als Wolf im Schafspelze — des Doktor Binse fragwürdige Erscheinung. Jetzt stand er oben auf dem Bergwege überm Zaun und sah schwärmerisch in den Garten herein oder über ihn hinweg in die Landschaft; dann erscholl an einer andern Stelle des Zauns sein seufzendes „Ei ja!“, und wieder grüßte er mit geschwenktem Strohhute über die Hecke, wo sie am niedersten war und niemand sich seiner versehen hatte. Aber all sein Mühen war vergebens; man lachte, schien ihn nicht zu bemerken, lud ihn noch weniger ein, herein zu kommen, und kümmerte sich zuletzt nicht weiter um ihn.

Zuweilen trafen die Mädchen im Verlaufe des Nachmittags mit dem Herrn Professor und der gnädigen Frau zusammen; es wurden einige freundliche Worte gewechselt, dann ging man wieder seines Wegs. „Gott, wie gar hübsch diese Herrschaften ihre Worte setzen können! Jerum, was das niedlich ist, so miteinander zu plaudern!“ Und dabei steckten sie gar anmutig die Köpfchen zusammen, reckten die Hälschen und gackerten allerliebst.

Inzwischen hatte sich Jenny für eine Weile zu Herbig und der jungen Frau gesellt und mit derselben Platz neben einer Birke auf dem trockenen, thymianduftigen Rasen genommen. Auch Herbig streckte sich neben sie hin. Ringsum war der Rasen wie mit Goldstücken bestreut, so leuchteten die abgefallenen Birkenblätter in der Sonne. Nach dem Pfade hin war die Gruppe teilweise durch einen Haselbusch gedeckt. Zur Seite hob im Sande ein sogenanntes Ruhrkraut die gelben Blütenköpfchen, und wilder Quendel von balsamischem Geruch bildete das Thymianbeet, in welchem die drei sich zusammengefunden hatten.

Jenny hatte jetzt wohl eine Ahnung davon, wer eigentlich ihren Zopf wieder gefunden, und wußte dem fremden Herrn großen Dank für seine diskrete Haltung.

„Sagen Sie mir doch einmal, Herr Doktor Herbig,“ fing sie nach einem mit Eleonoren gewechselten Blick an, „sind Sie nie in die Gegend von Catlenburg gekommen? Es liegt seitwärts an der Bahn von Nordheim nach Herzberg.“

„Doch!“ erwiederte er. „Einmal in meiner Studentenzeit, da ich zwei Semester in Göttingen Geschichte hörte. So viel ich mich entsinne, fuhren wir eines Sommertags hinaus nach Catlenburg, das mit Mauern und Türmen auf grüner Höhe liegt, und zogen von da auf ein einsames Pfarrdorf, wo unter Eichen unfern der Kirche ein Tanzboden aufgeschlagen war. Ein fröhlicher Tag!“

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Von

Hugo Littauer.

Gar oftmals bringt ein kurzer Spruch
Mehr Nutzen als ein dickes Buch.
Könnt' nur der Umfang Wert verleih'n;
Mühlstein wär' mehr als Edelstein.

Aus dem himmlischen Reiche der Mitte.

Von

John Halifax.

Kanalschleuse (S. 330).

China mit seiner vieltausendjährigen eigenartigen Kultur ist noch heute verhältnismäßig wenig bekannt. Nur einzelnen Forschern ist es gelungen, in das Innere des ausgedehnten Reichs vorzudringen, das Land selbst, wie Sitten und Gebräuche seiner Bewohner, wirklich aus eigener Anschauung zu studieren. Die Mehrzahl der Europäer dagegen, welche das östliche Asien besuchen, muß sich mit der Kenntnis dessen begnügen, was in den sogenannten offenen Häfen, den Seeplätzen, wo dem fremden Handel widerwillig eine Stätte eingeräumt wurde, vom eigentlichen chinesischen Leben noch übrig geblieben ist. Seit Monaten sind einmal wieder die Augen der gesamten civilisierten Welt mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf das chinesische Reich gerichtet, welches anscheinend Miene machte, zum Austrage politischer Streitigkeiten einer europäischen Großmacht mit bewaffneter Macht auf blutigem Schlachtfelde entgegenzutreten. Wir hoffen deshalb den Dank unserer freundlichen Leser zu verdienen, wenn wir gerade diesen Augenblick wählen, um ihnen einige Mitteilungen über jenes merkwürdige Land zu bringen, Mitteilungen, welche nicht den Anspruch auf eine alle Verhältnisse umfassende, abgerundete Darstellung erheben, die aber immerhin manches Neue bieten dürften und die, den Reisebriefen einer amerikanischen Dame entnommen, zugleich ein interessantes Schlaglicht auf den Unternehmungsgeist unserer Yankeeschwestern zu werfen geneigt sind.

Von Shanghai aus, einem der größten Vertragshäfen mit vollständiger amerikanischer und englischer Kolonie, hat Miß B., unsere liebenswürdige Berichterstatterin, einen bequemen amerikanischen Dampfer, welcher den chinesischen Namen Kiang Teen führte, zur Ueberfahrt nach dem weiter südlich gelegenen Ningpo benutzt. Mit Tagesgrauen lief das Schiff in den Ningpofluß ein, dessen Mündung durch das auf kleinem Hügel malerisch gelegene alte Schloß und Fort Chinhai beherrscht wird, und richtete zwischen zahlreichen Dschonken von allen Größen und Formen hindurch seinen Kurs nach der etwa 16 engl. Meilen stromaufwärts gelegenen großen und weitläuftigen Stadt Ningpo. Die Gegend ist völlig flach, das Erdreich besteht aus dem so unendlich fruchtbaren Alluvialboden, welcher jahraus jahrein die reichste Frucht trägt. Zahlreiche Kanäle durchschneiden und bewässern das Land, welches mit dem saftig frischen Grün der Reispflanzen überdeckt ist. Von dieser grünen Einförmigkeit heben sich zahlreiche kleine Hügel dunkel gegen den Horizont ab, den Vorfahren gesetzte Grabdenkmäler, welche in Gruppen von

verschiedener Stärke, im ganzen vielleicht in der Zahl von zehntausend die Gegend bedecken, und hier nicht die im chinesischen Süden gebräuchliche malerische Form des Hufeisens annehmen, sondern lediglich aus aufgehäufter Erde bestehen.

Als das Schiff sich der Stadt mehr näherte, fielen zuerst eine Anzahl Gebäude auf, welche weit höher als die gewöhnlichen Wohnhäuser der Chinesen, mit besonders hohem spitzgiebligen Strohdache versehen waren. Hier verwahrt der vorsichtige chinesische Händler das zum Einpökeln der Fische nötige Eis, welches zur Winterszeit sorgsam zusammengetragen wird. Man sammelt selbst Eis von kaum 5 cm Dicke, zerstampft es, gießt Wasser darüber und läßt es dann im Eishause zu dicken Massen gefrieren.

Götzenbilder im Buddhatempel (S. 306).

In Ningpo gewährte das Haus des englischen Bischofs gastliche Aufnahme. Der ehrwürdige Herr hat sich im Herzen der heidnischen Stadt, welche noch vor wenig Jahren dem Vordringen des Christentums den zähesten Widerstand entgegensetzte, ein angenehmes, von grünenden Bäumen und blühenden Sträuchern umgebenes Heim gründen können. Zwar ist die christliche Gemeinde im Vergleich zu der nach Hunderttausenden zählenden Einwohnerschaft Ningpos noch immer klein genug, aber doch wird außer in der dem Hause des Bischofs gegenüberliegenden hübschen Kirche noch in drei oder vier anderen Kapellen regelmäßiger englischer Gottesdienst abgehalten, bei dem häufig eingeborene Konvertiten als Geistliche amtieren. Eine Knabenschule steht unter der Leitung eines anglikanischen Geistlichen, während eine englische Dame mit Unterstützung eingeborener Hilfslehrerinnen bemüht ist, die Mädchen im Christen-

tum zu unterrichten und zu europäischer Gesittung heranzubilden. Die Kinder beiderlei Geschlechts sind durchweg in hohem Grade intelligent und lernbegierig. Man gibt sich alle Mühe, die Mädchen von der barbarischen Weise der Fußverstümmelung abzubringen, aber in den meisten Fällen vergebens. Würden selbst die Eltern von der durch tausendjährige Uebung geheiligten Sitte abgehen wollen, so verlangen doch die Kinder selbst trotz der mit der ekelhaftesten Prozedur verbundenen Schmerzen dennoch, daß der Fuß durch feste Umwickelung in seiner Ausbildung zurückgehalten wird, da sie sonst fürchten, als großfüßige Plebejer nicht zur Ehe begehrt zu werden.

Zum Besuche der Sehenswürdigkeiten in der Stadt mieteten die beiden Damen Miß B. und die erwähnte englische Lehrerin leichte offene Tragstühle aus Weidengeflecht, welche vor den sonst gebräuchlichen Sänften den Vorzug haben, daß der Insasse sich besser umsehen kann und sich in frischerer Luft befindet. Der Bischof begleitete sie auf seinem Pony.

Ehrenbogen für eine Jungfrau (S. 305).

Ehrenpforte für eine Witwe (S. 305).

Ningpo ist namentlich durch seine Schnitzarbeiten aus hellem Holze berühmt. Die beste, ausgesuchte Arbeit erzielt einen Preis, welcher selbst in Amerika oder Europa hoch genannt werden würde, die weniger kunstreichen Gegenstände werden dagegen spottbillig verkauft. Bilderrahmen und Verzierungen am Hausgerät sind die Hauptartikel dieser Industrie, welche trotz ihrer eigenartigen Schönheit doch gegen die aus schwarzem Holze mit reicher Goldverzierung in Canton gefertigten Zimmereinrichtungen zurücktritt.

Die große Pagode besteht aus einem hohen, weißen Turm, welcher nackt und schmucklos in die Luft hinausragt, da die umgebenden Holzgalerieen durch eine Feuersbrunst verzehrt sind. Der Turm ist vierzehn Stockwerke hoch und besitzt sieben übereinanderliegende Reihen von Fenstern. Von seiner Plattform genießt man einen Ueberblick über die Stadt und das umgebende, endlos flache, einförmige Land, von dem aus am fernsten Horizont sich flache Hügelreihen abheben. Die Götzenbilder bestehen hier, wie in den meisten militärischen Tempeln aus mehreren überlebensgroßen menschlichen Figuren, welche den tatarischen Typus tragen und sämtlich lange schwarze Schnurrbärte aufweisen. In

allen findet man die gebräuchlichen Altäre mit Bronzegefäßen zur Aufnahme von Blumen, Weihrauch und Kerzen, die fratzenhaft geschnitzten mythologischen Tierbilder und die Feueresse, in welcher täglich die in allen Straßen aufgesammelten Papierfetzen verbrannt werden. Ueber dem allem lagert die in den chinesischen Tempeln unvermeidlich dicke Lage von Schmutz, welche nur bei der großen Reinigung zur Feier des neuen Jahres entfernt wird, und die doppelt

Schuhverkäufer.

unangenehm im Gegensatze zu der in den Tempeln Japans herrschenden Reinlichkeit auffällt. Das Aufsammeln von jedem Stück auf die Straße geworfenen Papiers und das Einliefern zum Verbrennen gilt als verdienstvolles Werk. Dessen Vernichtung durch Feuer beruht auf der angeborenen und anerzogenen Verehrung des chinesischen Volkes vor jeder Art von Gelehrsamkeit und man will auf solche Weise verhindern, daß irgend ein gedrucktes oder geschriebenes Wort des Konfucius oder einer anderen Autorität auf kirchlichem und geistigem Gebiete unter die Füße getreten wird.

Ein Marsch durch die denkbar engsten, fortwährend mit einer Volksmenge im buntesten Gemisch vollgepfropften Straßen bietet dem forschenden Auge trotz der unvermeidlichen, man möchte sagen unlöslichen Verbindung mit einem ekelhaften unbeschreiblichen Schmutz, zahllose Gegenstände von höchstem Interesse. Die zahlreichen, nach der Straße zu völlig offenen Verkaufsläden weisen selten eine breitere Straßenfront auf als etwa 10 Fuß. Mächtige Firmenschilde in den originellsten Farben und Formen hängen am Hause oder sind auf geschnitzten Holzständern von 15—20 Fuß Höhe befestigt, und im Laden selbst, welcher zugleich als Werkstatt dient, ist der geschickte Handarbeiter mit der Anfertigung seiner Ware beschäftigt, ohne sich durch die neugierigen Blicke der Vorübergehenden stören zu lassen. Da kann man feine Elfenbeinschnitzereien bewundern; die mancherlei Masken und Garderobestücke für Theater anstaunen; die Kunst der Juweliere verfolgen, welche das glänzende Gefieder einzelner Vögel als Email verwenden und namentlich die kostbaren nephritartigen grünen Steine so prächtig zu fassen verstehen; Fächer, künstliche Blumen, Papierlaternen, und zahlreiche feine Lackwaren im bunten Gemisch aufgehäuft sehen. Dicht daneben bedient ein Barbier auf offener Straße seine Kunden, und der Fischhöcker preist die unappetitlichen Tintenfische an. Dann geht es wieder an Frucht- und Blumenläden vorbei, einem Sargmagazin, in dem pflichttreue Kinder das Geschenk für die noch lebenden Eltern auswählen, beim Schneider, Schuhverkäufer und der Wäscherin vorbei zum Geldwechsler und dem Händler mit nachgemachtem Gelde, welches bestimmt ist, zu Ehren eines verstorbenen Verwandten als Opfergabe verbrannt zu werden. Zugleich kann man bei solcher Wanderung einen Blick in das häusliche Leben der Chinesen werfen, und gewahrt in den inneren Räumlichkeiten vorzugsweise gewisse mächtige Bettstellen, welche von Gardinen und Vorhängen umgeben, die nach dem Reichtum und der Stellung des Besitzers aus mehr oder weniger kostbarem Stoffe gefertigt sind, mit Schubladen und allen Vorrichtungen zu einer vollständigen Toilette versehen, ein ganzes Zimmer für sich zu bilden scheinen.

Eine Promenade zur kühlen Abendstunde auf den alten, grauen Stadtmauern und Wällen gewährt schon deshalb einen eigenen Genuß, weil man entfernt vom angreifenden Straßen-

gewühl sicher ist, hier ganz allein zu sein. Der Chinese geht nicht spazieren, er hält das für eine Zeitverschwendung, und so trifft man auf dem Stadtwalle nur die wachthabenden tatarischen Soldaten.

Zahlreiche Gräber fesseln auch hier den Blick. Rankende Rosen und Geißblatt verdecken die schmucklosen Hügel, doch wird an einigen Stellen der köstliche Wohlgeruch, welchen diese Blumen verbreiten, gänzlich zurückgedrängt durch einen entsetzlichen Geruch. Dieser rührt von den Kindertürmen her, viereckigen Gebäuden mit schmalen Fensteröffnungen, in denen die Leichen kleiner Kinder Aufnahme finden, welche noch zu jung waren, um schon eine Seele zu besitzen und deshalb keines Sarges bedürfen. Doppelt schaurig solches Massengrab in einem Lande, wo der Kindermord an der Tagesordnung ist!

In dem religiösen Leben der Chinesen nehmen die den verstorbenen Vorfahren geweihten Hallen einen hervorragenden Platz ein. Hier

Bettlerboote (S. 306).

werden die Opfer gebracht, welche den Geist des Dahingeschiedenen besänftigen, hier wird Fleisch niedergelegt zu dessen Ernährung, hier verbrennt man Papierbilder von Pferden, Häusern, Kleidungsstücken und Geld, deren Rauch zum Himmel steigt, um in der unsichtbaren Welt sich wieder zu „materialisieren", wie ein spiritistischer Ausdruck lautet, und so den Verstorbenen mit allem zum Leben Nötigen zu versorgen.

Diese sonderbare Entwickelung, welche die von Konfucius gepredigte Kindesliebe genommen, hat durchaus keine Ehrfurcht, Achtung oder Liebe des Sohnes für die lebenden Eltern zur Folge, sondern führt lediglich zu einer sklavischen Furcht vor den Toten. Der Glaube an die Macht der letzteren, jede Beleidigung oder Vernachlässigung zu rächen und zu bestrafen, ist so tief in das Volksbewußtsein eingedrungen, daß weder Mühe noch Kosten gescheut werden, um die Geister zu versöhnen. Diese Art, bei allen Gelegenheiten den Manen der Verstorbenen Opfer darzubringen, durchdringt das ganze chinesische Leben und macht die Lebenden vollständig zu Sklaven der Toten. In dieser Ueberzeugung von dem strafenden Arme der letzteren liegt auch ein hauptsächliches Hindernis für die raschere und weitere Verbreitung der christlichen Lehre.

An dem sogenannten See vorbei, einem unbedeutenden Wasserpfuhl innerhalb der Stadt-

mauern, führt der Weg zu zahlreichen Tempeln. Manche derselben sind vergötterten Kriegshelden geweiht, einer dem Gotte des Reichtums, welcher stets mit wohlwollenden Gesichtszügen und außerordentlich fett in sitzender Stellung dargestellt wird. Zuweilen werden die Tempel durch große öffentliche Aufführungen belebt, an anderen Tagen ist es ganz still und der Besucher findet vielleicht nur einzelne Frauen, welche ihre Seidenwürmer mit frischen Maulbeerblättern füttern.

Eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten der Chinesen besteht darin, daß sie weder ihre Wohnhäuser noch die öffentlichen Gebäude durch regelmäßige Ausbesserungen imstand halten. Beim Bau eines neuen Tempels, wie bei der Aufführung des glänzenden Palastes eines Mandarinen wird in der ersten Ausstattung

Merkwürdige Brücke bei Kongke'o (S. 303).

nichts gespart. Dann aber beginnt auch schon der Verfall, Schmutz und Staub häufen sich überall an, nach verhältnismäßig kurzer Zeit ist das Gebäude eine halbe Ruine. Nun wird unter Aufwand von großen Mitteln das Ganze von Grund aus erneuert, und erscheint bald im vollen Glanze neuer Schnitzereien, reicher Vergoldung und bunter Bemalung.

Außerhalb des westlichen Thores von Ningpo findet sich längs des Flußufers eine Anzahl der in Form von Ehrenpforten oder Triumphbögen aufgeführten Bauwerke, welche nur mit besonderer kaiserlicher Erlaubnis und oft mit erheblichen Kosten und mit großem Aufwand von Kunst und Geschmack, natürlich chinesischem Geschmack, zum ehrenden Gedenken an solche Witwen gestiftet werden, welche schon in jungen Jahren den Gatten verloren haben und ihm dennoch treu geblieben sind, oder an Bräute, welche den Verlust des Verlobten ihr lebenlang als Jungfrau betrauert haben (S 302).

Geradezu zahllos sind die Tempel Ningpos und den Göttern wird ehrfurchtsvoll darin geopfert. Dabei sind die Chinesen aber selbst in der Benutzung dieser Gebäulichkeiten praktische Geschäftsmänner. Wenn fremde Offiziere mit den von ihnen befehligten chinesischen Soldaten gelegentlich einen Tempel in eine Kaserne verwandeln, so kann man das vielleicht als einen Akt der Gewalt ansehen, aber jedenfalls geschah

es doch freiwillig, als dem englischen Bischof eine Pagode als Wohnung mietweise überlassen wurde, oder wenn solche der göttlichen Verehrung geweihte Räume gar an Theehändler abgetreten werden. Das geschieht gar nicht selten und man kann, während die Götter und Götzen von ihren Plätzen genommen und ihre Augen mit roten Papierstreifen überklebt werden, dort dann Hunderte von Arbeitern mit dem Trocknen und Verpacken der gewürzigen Blätter beschäftigt sehen, zugleich auch die Beimischung von gepulvertem Indigo und Gips wahrnehmen, ohne welchen der Thee in England und Amerika nicht verkäuflich ist. — Zu einem Ausfluge nach dem etwa 20 Meilen von Ningpo entfernten großen Buddhistenkloster Tien Dong, d. i. der göttliche Knabe, vereinigte sich Miß B. mit der oben erwähnten englischen Lehrerin Miß L. Man mietete ein gewöhnliches überdachtes Boot, ein sogenanntes Hausboot, welches neben dem Schlafraume eine kleine Küche besaß (S. 304). Zunächst ging es einige Zeit flußaufwärts, dann wurde in einen der zahlreichen, das Land durchschneidenden Kanäle eingebogen. Das Niveau der Kanäle liegt höher als der Wasserspiegel des Flusses und es sind deshalb besondere Einrichtungen zur Ueberführung der Schiffe erforderlich. Durch hochaufgemauerte Wände wird eine enge Schleuse (S. 300) hergestellt, ein Tau am Spiegel des Schiffs durchgezogen und große, von Menschenhand bewegte Winden an beiden Seiten heben das Schiff in die Höhe. Die Grundfläche der Schleuse besteht aus einer nach beiden Seiten geneigten Fläche und das Schiff gleitet langsam in das andere Wasser hinüber, sobald es den höchsten Punkt dieses Winkels erreicht hat (S. 300). Hunderte von Booten passieren oft täglich eine solche Schleuse und da diese nur Raum für die gleichzeitige Beförderung eines Bootes bietet, so ist mit diesem Uebergang fast immer großer Zeitverlust verknüpft und für die Mannschaft an den Winden entsteht eine harte Arbeit. Langsam ging die Tagfahrt von statten, Abwechselung gewährten nur die zahlreichen über den Kanal gespannten Brücken. Abends ankerte das Schiff bei Siao Bah, und am anderen Tage in der Frühe bemächtigten sich kräftige Träger der mitgebrachten Weidenstühle, um ihre schöne Last auf

Brücke von Tyn-chee, dicht bei Ningpo (S. 306).

langsam ansteigendem, gewundenem Pfade zu dem noch etwa fünf Meilen entfernten Kloster zu befördern. Das anmutige Hügelland wurde belebt durch die in allen Farben schillernden, prächtigen Azaleen. Die gut gehaltene gepflasterte Kunststraße führte abwechselnd durch grüne Felder, mächtige Bambusdickichte, oder war mit einer Doppelreihe von Nadelbäumen besäumt. Als man sich dem Kloster näherte, zeigten sich an der Wegseite seltsam geformte rote und graue Steingefäße, welche bestimmt sind, die Asche aufzunehmen, die von dem im Kloster verbrannten Weihrauch zurückbleibt (S. 307), und jeder 29ste Wegstein war mit einer eingehauenen Lotosblume geschmückt. Hinter dem klaren Spiegel eines kleinen Sees erhoben sich die Steinmassen des Klosters, das mit den ursprünglich roten, von der Zeit zu einem matten Grau gebleichten Mauern und dem hohen, schweren Strohdache einen angenehmen, harmonischen Eindruck macht.

Beim Eintritt in das Heiligtum, einer weiten, von mächtigen Pfeilern getragenen Halle, findet man sich drei gewaltigen vergoldeten plastischen Bildern des Gottes Buddha gegenüber, (S. 301) welche von einem gleichfalls vergoldeten Wolkenhimmel überragt werden. Die Figuren sind mindestens 40 Fuß hoch und befinden sich auf einem Untergestell von vielleicht zehn Fuß Höhe. Zwischen ihnen sind zwei kleinere Bildwerke,

Schüler darstellend, angebracht, und zwei andere, welche die Königin des Himmels auf dem Lotosthrone versinnbildlichen. Der Ausdruck in den Gesichtern der drei Buddhas ist ruhig, wohlwollend, man möchte fast sagen verehrungswürdig. Alles strotzt von Gold und kunstreichem Schnitzwerke. Zwischen den roten Pfeilern sind große gelbe Vorhänge, auf denen blaue Drachengestalten sich befinden, aufgehängt, doch trotz dieser schreienden Farbenkontraste macht das Ganze einen stimmungsvollen Eindruck.

Das Kloster faßt etwa hundert Mönche. Von ihnen macht eine Anzahl einen guten Eindruck. Andere wieder haben gewöhnliche, rohe Züge und man erkennt unschwer, daß sie vor dem Arme der strafenden Gerechtigkeit hierher geflohen sind. Denn der geschorene Kopf und das gelbe Gewand schützen den Verbrecher vor Strafe. Die Mönche brauchen nicht immer in demselben Kloster zu bleiben, sondern können von einer solchen Stätte zur andern wandern, müssen aber mit einer Bescheinigung versehen sein, welche sie als wirkliche Priester legitimiert.

Während des Gottesdienstes tragen alle

Aschenkrüge (S. 306).

Mönche zu ihren gelben oder grauen Gewändern einen scharlachfarbigen Mantel, der, um das Gelübde der Armut zum äußerlichen Ausdruck zu bringen, aus lauter kleinen Stücken zusammengeflickt sein muß.

Sind die Mönche arm, so ist das Kloster dafür desto reicher. Fortwährend nehmen chinesische Familien seine Gastfreundschaft in Anspruch, um gegen schwere Bezahlung besondere Gebete und Wünsche für verstorbene Verwandte anzubringen. In keinem Lande der Erde greift der Tod eines Familiengliedes so tief in alle häuslichen Verhältnisse ein, wie in China. Zuerst kommen die Ausgaben für das Begräbnis. Der Leichnam muß in neue Gewänder gekleidet sein, ein zweiter Anzug, Stiefel, Schuhe, der größte Teil der Gewandung des Toten und alles, was dazu dienen kann, ihm das Leben im Himmel angenehm zu machen, wird verbrannt. Später kann man derartige Opfer durch Verbrennung papierner Nachahmungen wiederholen, zur ersten Ausstattung des Verstorbenen aber sind die wirklichen Gegenstände nötig. Ein geschmückter Sarg kostet Geld, dann ist der Priester zu bezahlen, welcher den Totengottesdienst im Hause hält, ein zweiter, welcher den Tag für ein glückliches Begräbnis bestimmt, ein Professor des Fung shui, der imstande ist, den genauen Platz für das Grab anzugeben, den Platz, wo am sichersten die aus dem kalten Norden kommenden bösen Einflüsse durch die guten Strömungen des Südens paralysiert werden. Vom 10. bis 17. Tage nach

putiert hatte. Nun war Castelli der eigentliche Matador der Ludlamshöhle; sich diesen harmlosen Oesterreicher, welcher den beschränkten Unterthanenverstand für den Bedarf eines despotischen Regimes gehabt hätte, als Umsturzmann zu denken, konnte nur in einem abnorm organisierten Kopfe als Unkraut wuchern. Ganz Wien schüttelte sich vor Lachen über diesen Schwabenstreich der Polizei, welche die Schellenkappe der Ludlamiten mit einer unverdienten Gloreole umgeben hatte.

Nicht unerwähnt darf ich lassen die Ritter von „Karls Tafelrunde". Diesen Namen, zu dem sie auch nicht den geringsten Rechtstitel hatte, führte eine litterarisch-künstlerische Gesellschaft, die zu Anfang der vierziger Jahre allabendlich in einem Gasthause hinter dem ungarischen Gardegebäude Einkehr hielt. Dem Wirte, der eine gute Hausmannskost beistellte und unverfälschten Wein schenkte, wurde für die Atzung die Ehre erwiesen, daß man die Tafelrunde nach seinem Zunamen taufte. Mit der Tafelrunde selber hatte es wieder seine vier Ecken, denn der Tisch, um den man saß, nahm die ganze Länge eines engen Extrazimmers ein, das jeden Abend für die Ritter reserviert blieb, und in das kein Profaner Zutritt hatte. Mit den Rittern war es gleichfalls nicht haarscharf genau zu nehmen, denn es befand sich nur ein einziger in diesem Konklave, der auf diesen Adelstitel Anspruch erheben konnte, und der war der Ritter von Levitschnigg, eine hochbegabte Poetennatur, die aber später auf Abwege geriet und jetzt für die Litteratur verschollen und vergessen ist. Den Vorsitz an dieser Tafelrunde führte der Lieder- und Balladendichter Johann Nepomuk Vogl, nicht etwa, weil er ein Meister der Rede und ein virtuoser Ordner der Debatten gewesen wäre, sondern, weil er diesen stillen Winkel auf seinen Entdeckungsfahrten nach einem köstlichen Tropfen ausgekundschaftet hatte. Ich nenne außer den beiden Erwähnten nur einige, und zwar die Komponisten Conradin Kreutzer, Adolf Müller und Emil Titl; die Poeten Moritz Hartmann, Ferdinand Sauter, Alexander Julius Schindler, Ludwig Foglar und Carl Rick; den Musikschriftsteller und Gründer des Wiener Männergesangsvereines August Schmidt und Athanasius Groß; den Bildhauer Hirschhäuter und ein ganz seltsames Menschenexemplar, Menk von Mekarski. Von den voluminösen Kollektaneen, welche dieser emsige Sammler in Jahren aus allen Fächern eingeheimst hatte und die nach dessen Ableben als Makulatur verschleudert wurden, hätte ein Dutzend Gelehrter sein Dasein fristen können. Manches Glied ist seither aus dieser Kette, die sich nachgerade selbst gelockert hatte, durch den Tod gerissen worden. Es wäre vergebliche Mühe, den einen und andern aus dieser Gesellschaft zu charakterisieren, da ja doch schon alle Verbindungsfäden zwischen damals und heute fehlen. Die Namen, die ein ganzes Menschenalter überdauert, dankten dies einer hohen Begabung; daß aber das Gedächtnis des armen Sauter nicht für eine kommende Zeit gerettet werden konnte, daran ist eine unkundige Hand schuld, die seinen litterarischen Nachlaß herausgegeben hatte. Es spricht für den Wert dieses Poeten, daß ihn Nikolaus Lenau, der kein Lobverschwender war, hochgehalten hatte; selbst ohne diese Bürgschaft aber blieben Verse, wie die folgenden, stets im Gedächtnisse haften:

„Eines doch bedenke jeder,
Was er immer thut und treibt,
Ob mit Hammer oder Feder
Brot er schmiedet oder schreibt,
Daß die Mühsal des Erwerbens
Uns das beste untergräbt,
Und am Tage unsres Sterbens
Niemand weiß, ob wir gelebt."

Solche Verse haben den Goetheschen Wurf und wiegen schwerer als manche langatmige Produkte moderner Poeten, die mit vornehmer Geringschätzung auf den armen Sauter, lebte er noch heute, herabsehen würden. Lenau, wie ich erwähnt, hatte dies nicht gethan, und auch Ludwig Uhland nicht, ein Meister des Liedes, wie seit seinem Ableben kein zweiter erstanden ist. Es war ein großer Festabend für „Karls Tafelrunde", als der berühmte Schwabe bei dem Symposion der Ritter erschien. Das hatten sie Johann Nepomuk Vogl zu danken, der seine Freunde der Ehre teilhaftig machen wollte, die ihm von Uhland widerfahren war. Keinen anderen, als den Dichter des „Wanderburschen" hatte er aufgesucht, und er that noch ein übriges und opferte in liebenswürdiger Weise einen Abend für dessen Genossen. Bei Uhland waren bekanntlich die Worte teuer; schweigsam also, aber mit sichtbar innigem Behagen saß er an der Tafelrunde, welche die richtige Parole hatte und einhielt, dem Gaste nicht durch eitle und überschwengliche Lobreden zu hofieren. Uhland war während seiner kurzen Anwesenheit in Wien auch zu Hof geladen; man fand sich mit dem

schweigsamen Manne nicht zurecht und wußte nicht den Henkel zu finden, um ihn anzufassen und zum Sprechen zu bringen. Schließlich forderte man ihn auf, eines seiner Gedichte zu recitieren; und damals soll er in wahrhaft ergreifender Weise „Des Sängers Fluch“ vorgetragen haben.

Am glücklichsten und förmlich aus dem Häuschen über den Besuch bei den Rittern war der arme Sauter, und er gönnte dem Wirte nicht die Ehre, einen so illustren Gast zu bedienen. Wie er dies fertig brachte, bei dem alles, was er anfaßte, in Scherben ging, und der Tische und Stühle umrannte, wenn er in eiliger Bewegung war, ist mir heute noch ein Rätsel. Pudelnärrisch und immer in fieberhafter Aufregung, wie er war, hatten seine Freunde stets zu besorgen, daß ihm ein Unfall widerfahren könnte. Das traf unglücklicherweise wirklich ein: bei einem Ausfluge im nächsten Sommer, nach seiner seligen Begegnung mit Uhland, brach er durch einen Sturz vom Felsen das Bein und hatte von da an zeitlebens zu hinken. Um eine Blume zu pflücken, hatte er, nach seiner Aussage, den Felsen erstiegen; das Unglück widerfuhr ihm aber bei einer weniger poetischen und ganz menschlichen Verrichtung, für die er sich in seiner Narrheit den erhabenen Standpunkt ausgesucht hatte. Nikolaus Lenau und die Sängerin Unger-Sabatier pflegten ihn während seiner Krankheit in Ischl; das Bein war schlecht eingerichtet worden und er kam von dort zu seinen Freunden nach Wien als „hinkender Teufel“, der nun erst recht nicht den Humor verloren und sein Unglück noch segnete, das ihm die treue Pflege so herrlicher Menschen vermittelt hatte.

Es wäre nach allem, was ich bisher von der Tafelrunde erzählt, gewiß der Einwand und die Bemerkung statthaft, daß diese eben nichts anderes als eine gewöhnliche Wirtshausgesellschaft von Stammgästen war, die nur ab und zu durch vornehme Besuche ein gewisses Lustre erhielt. Sie war aber doch anders und besser geartet. Anstatt schon vorwegs mit einem Programm von bestimmten Produktionen zu prunken, wie dies heutzutage Brauch oder Mißbrauch von zahllosen Kränzchen und Singvereinen ist, wurde dort spontan und aus dem Stegreif produziert. War der Humor dazu vorhanden oder das Losungswort gefallen, dann hieß es eben: Freiwillige heraus! und die ganze Gesellschaft war sofort in voller Thätigkeit. Themata zu einem Liede wurden in einem Hute gesammelt, der beste Titel daraus gewählt; die Poeten hatten sich jetzt zu rüsten und fixfingerig bei der Arbeit zu sein, denn es war ihnen nur eine Viertelstunde gegönnt; wem die klingendsten Verse gelungen, der hatte die Ehre, von den Komponisten in Musik gebracht zu werden, denen man wieder nur eine Galgenfrist für ihre Satzweise einräumte. Eine flüchtige Durchsicht des Meisters Conradin Kreutzer genügte, um zu bestimmen, wer es am besten gemacht hatte, und es kam nicht einmal, sondern wiederholt vor, daß er, obgleich selber Konkurrent, seinen mitbewerbenden Kollegen den Vorrang gab. Ebenso schnell wurde die Komposition nach Stimmen verteilt und notenkundigen Schreibern zur Kopiatur zugewiesen. Nun kamen die Sänger an die Reihe, die frisch vom nassen Blatte ein Lied sangen, das vor einer Stunde noch in dem Embryo eines dürftigen Titels gelegen war. Auf diesem Wege der kürzesten Produktion mit vereinten Kräften entstanden die herrlichsten Lieder, die noch heute allerorten gesungen werden. Das alles war nicht mühsam ausgeklügelt, sondern sprang wie ein lustiger Bergquell aus den Felsen. Der Greis Adolf Müller, der noch vor kurzem im Theater an der Wien dirigierte, war jener Zeit seinen Kollegen um eine starke Kopflänge voraus, und Johann Nepomuk Vogl hatte die Verse wie Perlen schon am Schnürchen gereiht, während die andern sich die Fingerknöchel wund skandierten.

Dieser Dichter ist noch lange nicht nach seinem Verdienste gewürdigt; Oesterreich hat nicht einen einzigen von so ursprünglicher Begabung aufzuweisen. Mit seiner Bildung hinkte es allerdings, und darin wurde er von den Talentlosesten gemeistert, die das Handwerk der Poesie aus dem Buche erlernt hatten. Der Gott aber war in ihm, und wenn er seine Stunden der Begeisterung hatte, brachte er Verse zuwege, wie sie in des „Knaben Wunderhorn“ nicht prächtiger und wohlklingender zu finden sind. Die Vielschreiberei rächte sich an ihm in so bedauerlicher Weise, daß sein Name, der die eingeborene geniale Kraft hatte, ein Jahrhundert zu überdauern, nur mehr von wenigen genannt wird. Er schrieb Tausende von Liedern und Balladen, von denen etwa ein Hundert einen bleibenden künstlerischen Wert hat, und das sozusagen das spezifische Gewicht seiner voluminösen Produktionen bildet. Von ähnlichem Schlage, wenn auch

nicht so ursprünglich geartet, aber auf einer höheren Bildungsstufe stehend, war Johann Gabriel Seidl, der menschenscheu nur selten an der Tafelrunde erschien. Letzterem ist in jüngster Zeit die Ehre widerfahren, daß eine Gesamtausgabe seiner Schriften gemacht wurde, während sich für Johann Nepomuk Vogl noch immer nicht die pietätvolle Hand gefunden hat, die ein inhaltschweres Aehrenbüschel aus den reichen, allerwärts verstreuten Garben sammeln würde. Ein solches auserlesenes Buch hätte das volle Anrecht, in der nächsten Nachbarschaft von Uhland und von den besten Dichtern zu stehen.

Außer diesen geistigen Gesellschaftsgruppen waren gleichsam wilde litterarische Vereinigungspunkte einige Gast- und Caféhäuser, in denen zusammenkam, was sich gerne suchen und finden wollte. Das Neunersche oder „silberne Caféhaus" in der Plankengasse war ein solches Stelldichein; seine eigentliche Anziehungskraft übte es dadurch, daß dort fast tagtäglich Nikolaus Lenau erschien. Eine virtuose Schilderung des litterarischen Lebens, welches darin herrschte, gab seiner Zeit ein reichbegabter österreichischer Schriftsteller, Andreas Schumacher, in einem Novellen-Almanache. Verloren ist diese Charakteristik, und deren Verfasser ist vergessen, trotzdem er wahrlich ein besseres Los verdient, doch sein Schicksal selber dadurch verschuldet hatte, daß er sein Talent nicht nach Einem Zielpunkte lenkte, sondern es nach den verschiedensten und heterogensten Richtungen verzettelte. Die Litteratur war das Ackerfeld, das er zeitlebens hätte pflügen müssen; er traute sich im Jahre 1848 zu, noch Schießbaumwolle fabrizieren zu können. Daß er in dem Laboratorium, in dem er die Leitung hatte und mit brennender Cigarre promenierte, nicht in die Luft flog, war sein Glück; sein Unglück aber war, daß man ihn nach dem Oktober abfaßte und zur Kerkerhaft in Kufstein verurteilte. Von dort kam er als physisch und geistig zerrütteter Mann zurück und verlebte noch wenige Jahre siech und elend in seiner Familie, bis ihn der Tod erlöste.

In der Singerstraße und zwar im Gasthause „Zum Amor" kamen gleichfalls Künstler und Schriftsteller allabendlich zusammen, und es ging dort meistens sehr lebhaft her. Das belebende Element war Dr. Julius Becher, Musikus seines Zeichens. Gefürchtet für seine besten Freunde war, was er in Noten produzierte; doch galt in musikalischen Dingen seine Kritik als unantastbar. Haarsträubend war, was er als Komponist zu leisten vermochte; und wir verlebten im Musikvereinssaale unter den Tuchlauben die wahre Marterstunde eines Streichquartettes seiner Faktur, für das wir jedoch später durch ein Werk Beethovens schadlos gehalten wurden. Während dieses Konzertes fiel noch ein kurzer Dialog, von dem ich nebenher berichte, weil er den genialen Dichter Friedrich Hebbel, dessen Selbstüberhebung eine maßlose war, in seinem ganzen Wesen kennzeichnet. Hinter dem Dichter der „Maria Magdalena" saß Karl Bauernschmid, einer der liberalen Revisionsbeamten, von denen eingangs gesprochen wurde, und nach dem Jahre 1848 einer der besten Publizisten, die Oesterreich aufzuweisen hatte. Dieser glaubte seinem berühmten Vordermanne eine liebenswürdige Aufmerksamkeit damit zu bezeigen, daß er die Bemerkung fallen ließ: es müsse für ihn ein ganz besonderer geistiger Genuß sein, das Werk eines so verwandten Genius anzuhören. Darauf erwiderte der Angeredete: „Friedrich Hebbel hat nicht Ursache, Beethoven aufzusuchen, er geht ihm aber nicht aus dem Wege, wenn er ihn zufällig begegnet."

Der arme Musikus Becher brachte mich auf diese flüchtige Reminiscenz, und er veranlaßt mich gleichzeitig, von einem anderen Manne zu sprechen, der ebenfalls ein Stammgast im „Amor" war und im Oktober 1848 eine hervorragende Rolle gespielt hatte: der war der Oberlieutenant des Regiments „Hoch- und Deutschmeister", Wenzel Messenhauser. Weniger lebhaft als sein Wirtshausgenosse Julius Becher, mit dem er das tragische Schicksal teilte, nach dem Oktober im Stadtgraben erschossen zu werden, war er doch allen eine sympathische Persönlichkeit. Ich erfreute mich seiner ganz besonderen Zuneigung, und er ließ sich von mir gefallen, was kein anderer Schriftsteller seinem Kollegen gestattet hätte. Anders geartet als seine Kameraden im Regimente hatte er den heftigen Drang zu schriftstellern, und er entwickelte für dieses Streben einen Eifer, den ich seither bei niemanden meines Berufes angetroffen habe. Die Manuskripte, die er leistete, schwollen voluminös an; die unbestreitbare Begabung für die Schriftstellerei war bei ihm in vollem Maße vorhanden, sie wurde aber durch eine ermüdende Weitwendigkeit geschädigt. Da er mich zum Vertrauten seiner Schaffenslust gemacht und mein strengstes Urteil über seine Produktionen herausgefordert hatte,

wirtschaftete ich in diesen wahrhaft unbarmherzig. So erinnere ich mich, daß ich einen dreibändigen Roman mit dem Titel: „Moderne Argonauten“ durch seiten- und kapitellange Striche auf ein gutes Drittel reduziert und so druckfähig gemacht hatte. An einem anderen, weniger umfangreichen Roman aber, der „Zwei Möwen“ betitelt war, hatte ich fast gar nichts zu ändern. Dieser kleine Roman behandelte das tragische Schicksal der Söhne Attilio und Emilio des österreichischen Kontreadmirals Bandiera, die, seit 1842 im geheimen Briefwechsel mit Mazzini, die Zeit für eine gewaltsame Umwälzung in Italien reif hielten und nach mißglückten Aufstandsversuchen zwei Jahre später in Cosenza erschossen wurden. Ich behaupte noch heute, daß dieser Roman, nicht etwa seines revolutionären Inhalts wegen, sondern kraft seiner künstlerischen Anlage und Durchführung zu den besten litterarischen Produktionen in Deutschland zu zählen wäre. Ich habe ihm trotz wiederholter und eifriger Nachforschungen nicht mehr auf die Spur kommen können, und stehe nicht an, diesen Verlust als einen beklagenswerten Ausfall für die Litteratur zu bezeichnen. Der Oberkommandant der Nationalgarde im Oktober des Sturmjahres bleibt für die Zeitgeschichte unverloren, mit jenem Werke wäre aber auch sein Schriftstellername gerettet geblieben.

Eine Karawanserei für litterarische Begegnungen war noch das Café Adami mit dem Eingange im Durchhause des Regensburger Hofes und von der Langseite der heutigen Sonnenfelsgasse. Der Besitzer dieses Cafés war ein seltsamer Kauz, der nie das Deutsche erlernen konnte und schließlich auch seine Mutter-, die italienische Sprache verlernt hatte, so daß er, namentlich im Jahre 1848, in dem er gleichfalls gerne mitgesprochen hätte, förmlich hilflos war. Die Nähe der „Aula“ bedingte, daß alles, was sich einigermaßen mit der Litteratur im Kausalnexus glaubte, dort zusammenströmte. Selbstverständlich wurden so die alten Hausfassen in den Hintergrund gedrängt; sie wagten nicht, sich darüber verdrießlich zu gebärden, wenn sie auch bedauern mußten, daß die frühere gemütliche Ruhe bedenklich gestört war. Der geheime Aerger wurde aber hinwieder durch manche lustige Zwischenfälle wett gemacht. Zu diesen gehörte, daß eines Tages ein junger Mann atemlos mit der Meldung hereinkam: „Die eine Kammer haben wir glücklich durchgesetzt, wir lassen aber nicht nach, bis wir noch die zweite Kammer ‚herausgekitzelt‘ haben.“ Diese politische Unreife erinnert an die Badenser, die, nachdem in den Jahren 1848 und 1849 alles in Deutschland auf und los war, durchaus „eine Republik mit dem seligen Großherzog an der Spitze‘,“ oder an die Leipziger, die, nachdem in Berlin und Wien das Straßenpflaster locker geworden war, ebenfalls eine „einzige und unteilbare Barrikade“ haben wollten.

So wäre ich denn bei meiner litterarischen Wanderung, die eigentlich zwischen den Rosenhecken der Poesie und den Fruchtbäumen der Prosa führen sollte, unwillkürlich auf die Wildbahn des Jahres 1848 geraten, dessen Andenken die Mitlebenden, obgleich sie von seinen Stürmen durchrüttelt wurden, und auch die Nachlebenden zu segnen haben, welche durch dieses Jahr frei gemacht wurden. Dreißig Jahre und darüber sind bereits voll geworden, die seit dem 13. März, an welchem, wie sich damals Dr. Alexander Bach ausdrückte: „Dem Weltgeiste die Thore angelweit geöffnet wurden,“ in das Land gegangen sind. Der fieberhaften Aufregung, die sich in jenem Jahre von dem 13. März an aller Geister bemächtigte, konnten sich nicht die Besonnensten erwehren; wie ein elektrischer Schlag ging der zündende Freiheitsfunken weit über den Herd der Revolution hinaus an die äußersten Grenzmarken des Reiches. Die zahmsten und friedliebendsten Leute traten unter Waffen; deshalb sahen sie aber noch lange nicht martialisch aus. Fast rührend, wenngleich etwas drollig, gebärdeten sich Männer wie der Akademiker Karajan und der gründliche Kenner der spanischen Litteratur, Ferdinand Wolf, von denen ich als von Bündnern der Gesellschaft der „Namenlosen“ gesprochen, und die sich gleichzeitig mit mir durch einen „ausgedienten“ Korporal zum Kriegsdienste abrichten ließen. Ein richtiger Oberst würde mich selber mindestens auf acht Tage zum Profoßen geschickt haben, hätte er ansehen und anhören müssen, wie ich eines Mittags als Kommandant mit meiner Truppe die Wache des Staatsschuldenamtes in der Singerstraße bezogen hatte. Fehlte auch die Routine des Kriegshandwerkes, so fehlte doch nicht der Feuereifer. Unter meinen Garden befand sich damals ein Enkel Goethes, gleichfalls Wolfgang wie sein Großvater genannt. Dieser Jüngling war mit dem einmaligen Postenstehen nicht zufrieden und bat mich während vierundzwanzig Stunden wiederholt, ihn für einen

anderen, auch nächtlicherweile Wachedienst leisten zu lassen.

Ich würde mich zu tief in das Dickicht meiner Reminiscenzen verirren, wollte ich aus jenem denkwürdigen Jahre Erlebtes erzählen. Das lag nicht in Plan und Absicht dieser Mitteilung, mit der ich nur die Anfänge des Vereinslebens in Oesterreich vor dem Jahre 1848 kennzeichnen wollte.

Der Gesang der Vögel.

Eine ornithologisch-ästhetische Betrachtung

von

Adolf Müller.

Gibt es wohl eine herrlichere, herzerhebendere Naturpoesie, als der Gesang der Vögel! In diesen Naturlauten spricht der Weltgeist am unmittelbarsten zu unserer Seele, hier entfaltet er sich am schönsten. Wohl rauscht er vorüber in den wolkenjagenden Orkanen und braust auf in dem wogengepeitschten Meere; wohl dröhnt er in den Gewittern mit dem Riesenhall der Donnerschläge und läßt das Tiergeheul erschallen durch die Einsamkeit der Wälder als eine urkräftige symphonische Sprache: — aber die eigentlichste Seele der Natur bleibt das Lied unserer befiederten Wesen.

Wie den merkwürdigen „Boten des Himmels“ schon ein Vorzug vor anderen Tieren in ihrem leichtbeschwingten Kleide geworden, so empfingen diese Kinder der Lüfte von der gütigen Mutter Natur weiter noch die lieblichste, herrlichste Mitgift der lebenden Wesen der Erde, die Gabe des Gesanges. Selbst vor dem Menschen haben sie dies Himmelsgeschenk voraus, der sich erst künstlich auf den Stufen des Kulturlebens das erwerben muß, was der Vogel von vornherein ererbt hat.

Lebendig widerlegt das Lied des Vogels das Bestreben der Zweckmäßigkeitslehre, welche dem Tiere die Seele absprechen will und seine Lebensbethätigung mit dem leeren, begriffslosen Worte „Instinkt“ bezeichnet. Gesang ist das Produkt des Gemütes, die vornehmste Thätigkeit des Seelenlebens; er ist die wahre Urpoesie. Wo aber Empfindung in einem so hohen Grade zum Ausdruck gelangt wie im Gesange der Vögel, da ist auch Seele, Bewußtsein, Geist. Wenn die Tierseele aber existiert und selbstthätig auf die Bühne tritt, dann beseelt und belebt sich das All, dann ist die Natur mit ihren Wesen keine tote Staffage mehr, sondern der Mensch steht mitten in ihr als ein Glied jener unendlichen Kette der Individuen unter warmer Beziehung und Wechselwirkung.

Es ist gewiß von hohem Interesse, dieser prächtigen Gabe des Vogels nachzusinnen. Der Naturforscher weiß, daß da, wo in lebenden Wesen ein Trieb herrscht, auch Mittel und Werkzeuge vorhanden sind, diesen Trieb auszuführen oder zu bethätigen. Wollen wir also die Grundlagen des Vogelgesanges erkennen, so müssen wir den Leib des Vogels untersuchen, der die Organe für jene hervorragende Leistungsfähigkeit birgt.

Da die gemäßigten Zonen unserer Erde, also auch unser Vaterland, vor den kalten und heißen die gefiederten Sänger besitzen, so bieten uns die heimischen Singvögel das beste Material zu unserer Untersuchung.

Fig. 1. Vogelbrust.

Betrachten wir die vorzüglicheren unter diesen, so fällt uns schon im Aeußeren ein gestreckter, geschmeidiger Hals und eine freie, räumliche Brust auf. Die Oeffnung dieser legt uns über dem Brustbeine zwei gabelförmige Knochen bloß, das sogenannte „Gabelbein“, das dem Schlüsselbeine der Säugetiere entspricht. Hinter diesem Gabelbeine zeigt sich ein ungemein feinverzweigtes, sackartig gepaartes, transparentes, blasenartiges Hautgewebe, das zur Aufnahme von Luft sehr geeignet ist. In der beigegebenen Zeichnung 1 einer secierten Vogelbrust ist bei g—g das Gabelbein und bei z das Zellengewebe zwischen den Aesten des Gabelbeins sichtbar. Entfernt man diese Luftbehälter vorsichtig, so enthüllt sich ein merkwürdiges Organ in der tief- und weitgespaltenen Brusthöhlung. Es ist dies die in der Figur 2 dargestellte sogenannte „Trommel“ (T) oder der „untere Kehlkopf“ mit seiner Verzweigung in

zwei Aeste, der Luftröhrengabel (g'—g'), die unterseits in die Lungen einmünden. Ueber der Trommel setzt sich die Luftröhre (L) nach oben fort, welche in der Zunge mit dem „oberen Kehlkopfe" oder der „Stimmritze" (St, Fig. 3 und 3b) zwischen den beiden Aesten des Zungenbeines (b—b, Fig. 3b) endet. In der Zeichnung 3 ist die Zunge aus der Rachenhöhle und von dem Unterkiefer abgelöst und heruntergeschlagen; man muß sich dieselbe also beim lebenden Vogel in die entsprechende Lücke darüber so eingefügt denken, daß die Stimmritze (St) dem tiefen, vielfach mit Warzenhärchen versehenen Einschnitte (w) in der Rachenhöhle oder dem Gaumen des Oberkiefers gerade gegenüber zu stehen kommt.

Fig. 2. Der untere Kehlkopf.

Bei näherer Untersuchung zeigt sich die Stimmritze als eine lippenförmige Oeffnung, welche auf beiden Randseiten von sehr elastischen, aus ringförmigen Gebilden bestehenden Bändern umgeben ist. Diese Bänder der Stimmritze können durch entsprechende Zungenmuskeln quer zu ihrer Längenachse geöffnet oder aber zusammengezogen werden, wie wir nachher darthun werden. An dem einen, der hinteren Rachenhöhle und der Kehle zugekehrten Ende ist die Stimmritze bei vielen Sängern, wie z. B. den Drosseln und der Amsel, dem Stare, dem Pirole u. a. m., mit einer Reihe Warzen versehen (h, Fig. 3), welche sich in hornige, haarförmige Gebilde zuspitzen. Man bemerkt diese Warzenhaare meist bei den insektenfressenden Sängern, während bei einigen anderen, z. B. den Finken, sowohl in dem Einschnitte der Rachenhöhle als auch an der Stimmritze die haarartigen Spitzen fehlen. In der Mitte der Seitenbänder der Stimmritze entdeckt sich bei genauerer Betrachtung auch noch eine gelenkartige Erhöhung, eine Art Gliederung, welche das Oeffnen der Stimmritze fördert.

An die Stimmritze, welche bei allen Vögeln bekanntlich des Kehldeckels entbehrt, reiht sich unmittelbar die Luftröhre (L, Fig. 2 u. 3). Diese bildet bei sämtlichen Vögeln schon ein sehr auffallend gestrecktes, bei den Singvögeln aber, gegenüber den ungelenkeren, härteren der Großvögel, eine hohle Säule, deren fast durchsichtige Wandung aus einer Menge zarter, weicher, ausnehmend geschmeidiger Knorpelringe besteht. Vor ihrer Verzweigung in die beiden Aeste der Gabel erweitert sich die Luftröhre in das schon berührte rundliche Gebilde, die Trommel oder den unteren Kehlkopf. Dieses letztere Organ ist im Querschnitte (Fig. 4) durch Abbildung eines vergrößerten Kehlkopfes von einer männlichen Schwarzamsel kenntlich gemacht. Hier tritt in der Trommel hin und wieder eine scheidewandartige Erhöhung (S) auf, welche über dem Delta (d) der Luftröhrengabel-Verzweigung bei verschiedenen Sängern in den hohlen Raum der Trommel mehr oder weniger merklich eintritt.

Fig. 3a. Kopf eines Edelfinken.

Die Trommel ist zwar bei allen Singvögeln übereinstimmend ein mehr oder minder kugelig gestalteter Körper, der ähnlich wie die Luftröhre von dehnsamen Knorpelringen umgeben ist. Doch weicht sie in ihren einzelnen Teilen vielgestaltig ab. In der Mitte zwischen der Gabelverzweigung findet sich nach oben zu öfters schon mit bloßem Auge sichtbar die Trommel nach innen mit einem Riefen versehen, der sich nach der oberen Wölbung der Trommel zuweilen teilt, wie an dem betreffenden Organe der Singdrossel in Figur 3b bemerkbar. Bei der Schwarzdrossel u. a. m. erscheint die Trommel mehr als rundes Gebilde (T, Fig. 2), an dem Stare seitlich plattgedrückt, eiförmig (Fig. 5). In der Regel nimmt dieser Teil des Singapparates an der hinteren, dem Schlunde Sch (Fig. 3b) zugekehrten Seite eine abgeplattete Form an. Bei allen besseren und vielseitigen Sängern entdeckt sich außerdem um den unteren Kehlkopf eine bedeutende Anlagerung

Fig. 3. Stimmritze.

von bandförmigen Muskeln. Ganz besonders ist dies der Fall bei unserem Stare, worauf wir nochmals zurückkommen. Die Trommel des Kuckucks zeigt sogar eine deltaartige Einstülpung am unteren Teile zwischen den Gabelästen und eine ausnehmend starke Knorpelringbildung der Wandung,

Fig. 5. Trommel beim Star.

während dieses Gefüge an vielen Sängern nur nach innen oder nach vorsichtigem Abheben der Bändermuskeln und Fasern sichtlich hervortritt.

Gerade bei den besten Sängern, der Nachtigall, dem Sprosser, den Grasmücken und anderen kleinen Insektenfressern, unseren Lerchen, dem Edelfinken, bei der Singdrossel, dem Pirole finden wir den unteren Kehlkopf sichtlich vortretend und sehr ausgebildet, an dem Kuckuck aber dermaßen durch die schon angedeutete merkwürdige Formung und Gliederung der Luftröhrenringe um die Trommel eingerichtet, daß daraus mit Recht geschlossen werden muß, diese Vorrichtung diene zur Verstärkung, zur Resonanz der Töne.

Ebenso wie in Form und Einrichtung variiert dies Gebilde in der Größe. Die Trommel einer männlichen Schwarzamsel zeigt sich z. B. in der natürlichen Größe ihrer Abbildung (T, Fig. 2) = 5,1 mm, die einer Singdrossel mindestens gleich groß (T, Fig. 3b); die Nachtigall und der Sprosser besitzen verhältnismäßig sehr weite, bis über 4 mm im Durchmesser haltende Trommeln; die des Edelfinken ist kaum von geringerer Ausdehnung, weshalb auch sein Schlag so raumbeherrschend. Graue Grasmücke, Mönch und Bastardnachtigall, sowie unsere Feldlerche weisen Trommeln auf von ziemlich gleicher Größe, wie der Edelfinke. Der Ruf des Kuckucks — welchen Vogel wir hier nur wegen seiner hervortretenden lauten und schönen Stimme erwähnen — erhält seinen hallenden, hohlen, mysteriösen Schall eben wohl von der eigentümlichen Bildung seines unteren Kehlkopfes.

Fig. 4. Unterer Kehlkopf einer männlichen Schwarzamsel im Querschnitt.

Schon die Bildung des Schnabels, insbesondere sein bei den meisten und besten Sängern so ausgebildetes Oeffnungsvermögen, die vorherrschende Weichheit seiner Substanz, sowie die Dehnsamkeit der Verbindungshaut zwischen dem Ober- und Unterkiefer machen den Vogel geschickt zu seiner musikalischen Fertigkeit. Diese wird nun noch ganz besonders erhöht durch die ungemeine Glätte und Schlüpfrigkeit der Mundhöhle und des Zungenkörpers, womit diese Gebilde die reichliche Absonderung der Speicheldrüsen durch ihre Flüssigkeit gerade in dem Zeitraume des Singens, d. i. in der Periode des Nistens, versorgt. Bei vielen Sängern, namentlich den kerffressenden, zeigt sich die Verbindungshaut zwischen Ober- und Unterschnabel mit ihrer Fortsetzung ins Innere des Mundes, der Mundschleimhaut, ganz besonders dehnsam und breit; an dem Kopfe des Kuckucks erweitert

Fig. 3b Singdrossel.

sie sich dermaßen, daß die Spaltung des Schnabels sich in der Ruhe (bei zusammengelegtem Schnabel) krümmt oder in einem Bogen nach unten faltet. Kraft ihrer Elasticität vermag diese Verbindungshaut beim Oeffnen des Schnabels sich entsprechend auszudehnen. Die kerffressenden Sänger und der Kuckuck vermögen, der letztere bei seiner Lachstrophe, die anderen beim Produzieren ihrer lauten Rufe, den Schnabel über einen halben rechten Winkel aufzureißen. Durch diese hervorgehobenen Eigenschaften des Schnabelgebildes wird die einseitige, bloß auf- und niedergehende Scharnierbewegung der Kiefern bei allen Sängern von vielseitiger musikalischer Ausprägung modifiziert.

Gehen wir nun vom Inneren des Schnabels abwärts, der Singvorrichtung folgend, bis zum Brustkorbe und in die Lungen, so entdeckt sich unter Zuhilfenahme der bildlichen Darstellungen stufenweise folgendes:

Die Zunge aller Singvögel hat einen außerordentlich beweglichen Zungenkörper, dessen Motion eine ausgebildete Muskulatur bewirkt. Betrachtet man vorerst den äußeren Teil des Zungenbeines an dem Kopfe eines vom Federbalge entblößten Edelfinken (Fig. 3a), so gewahrt man die beiden Zungenbeinhörner (aa—bb). Diese verteilen sich von ihrem Ursprunge am Zungenbeine (Z) aus beiderseits unter den Geweben des Unterkiefers und ziehen sich von da am Rande des Hinterschädels herum, um sich neben dem Genicke rechts und links anzusetzen. Die Figur 3b zeigt uns den ganzen Muskelapparat am Zungenkörper um die Stimmritze oder den oberen Kehlkopf. Wir finden daselbst den Zungenbeinheber (h) während des Singens thätig, indem er die Zunge lüftet; zugleich zieht der mit dem außerordentlich geschmeidigen Zellengewebe verwachsene und mit dem Kopfe der Zungenbeinhörner (bei k) verbundene Cuviersche musculus ceratohyoïdeus (Muskel der Zungenbeinhörner) (b—b) die Zungenspitze (Z) ein wenig abwärts und zugleich den mittleren Zungenteil etwas zurück, wodurch sich die Stimmritze in dem Zungenkörper etwas öffnet. Durch stärkeres Heben der Zunge mittelst des entsprechenden am Unterkiefer verzweigten Muskels wird hingegen ein Vorschieben der Zunge und hierdurch ein Verengern der Stimmritze bewirkt. Es entdeckt sich hier dasselbe Gesetz, wie an den Einschnitten der Orgelpfeifen. Je feiner und enger die Einschnitte an denselben konstruiert sind, desto höher steht der Ton derselben. An der Nachtigall und Singdrossel sind die Muskelvorrichtungen zur Zusammenziehung oder Verengerung der Stimmritze stark ausgeprägt. In der That gewahren wir in dem „Ziehen“ der Nachtigall auch jene prägnante Höhe der Töne, und der Drosselschlag zeichnet sich aus durch silberhelle hohe Laute und Passagen.

Bei diesen und anderen Hauptsängern spielt die ganze Muskelvorrichtung der fein organisierten Zunge alle Augenblicke durch heftiges Vibrieren, Heben, Vor- und Zurückschieben dieses beweglichen Organes. Aber an dasselbe schließt sich ferner die Luftröhre mit der beschriebenen Trommel und der Gabelverzweigung ebensowohl dienstbar als selbstthätig und musikalisch fördernd an. Um nun das Movens dieser Vorrichtungen kennen zu lernen, müssen wir vorerst die Zeichnung Fig. 3b nochmals einer näheren erklärenden Betrachtung unterziehen.

An den Bändermuskeln um den unteren Kehlkopf oder der Trommel (T, Fig. 3b) befinden sich beiderseits sehnenförmige Muskeln (m—m), von welchen rechts und links je einige am Brustbeine anhaften und sich in schmaleren (b—b) verzweigen. Mittelst Zusammenziehens dieser Muskeln vermag der Vogel die Luftröhre zu verkürzen resp. abwärts zu ziehen und unter Hilfe der bänderförmigen Muskeln unmittelbar an der Trommel diese zusammenzudrücken.

Neben den besseren unserer Singvögel ist diese Muskelvorrichtung ganz besonders ausgeprägt bei unserem Stare. In Figur 5 habe ich diese merkwürdige Vorrichtung in ihrer breiten Muskulatur um den unteren Kehlkopf in natürlicher Größe abgebildet. Hier sehen wir die Kontraktionsmuskeln eine Strecke weit an der Luftröhre hinauf angelegt und eine ebenso starke Muskelvorrichtung wie bei der Singdrossel sich einerseits ansetzen an diese Bänder, andererseits an dem Brustbeine sich verzweigen.

In dieser Vorrichtung erklärt sich der eigentümliche Gesang oder vielmehr das Balzen dieses einheimischen Vogels, sowie — nebenbei bemerkt — das Schwatzen vom Häher (Corvus glandarius). Wenn der Star seine absonderlichen Balztouren mit dem Knarren, Knappen und Kneifen, das Blaukehlchen (Cyanecula suecica) sein dudelsackartiges Schnurren, sowie der Häher die mysteriösen Schwatzlaute anheben, so ziehen sich die kurzen sehnigen Muskeln an der Trommel mit den starken an den faden-

förmigen zusammen, verkürzen die Luftröhre, verengern die Trommel und pressen die Luft aus der letzteren abwärts in die Lungen und in die mit derselben verbundenen Luftzellen der Brusthöhlung zwischen dem Gabelbeine. Umgekehrt wird die so zusammengepreßte Luft einerseits durch Verlängern der Luftröhre während des In-die-Ruhe-Kehrens oder der Ausdehnung der Kontraktionsmuskeln, anderenteils durch Zusammenziehen der Bauchmuskeln teilweise wieder in die Trommel und Luftröhre vorgetrieben. Durch dies abwechselnde Spiel des Muskelapparates entsteht das charakteristische mystische Geflüster der genannten Vögel. Beim Stare vornehmlich ist diese Thätigkeit der Singmuskelvorrichtung auch äußerlich schon sichtbar. So lange sein heimliches, täuschend bauchrednerisches Balzen währt, sitzt er mit gekrümmter, eingezogener Kehle und aufgeblasener Brusthöhlung, erschallt aber das stoßweise kräftigere Knappen, Kneifen und Schnalzen oder die nachahmenden vernehmlicheren Rufe und Strophen, so biegt er den Hals vor unter Aufblähung der Kehle und Einzwängen des Schwanzes und unter gleichzeitigem Zusammenziehen der Bauchmuskeln; wogegen er entschiedener den Hals reckt und den Schnabel weit öffnet, sobald die lauten Töne, wie der Schäferpfiff oder die grellen Zankstrophen hörbar werden.

Dieser Vorgang des Zurückpressens und Vordrängens der Luft in Lungen und der Kehlvorrichtung bringt uns zu einer anderen merkwürdigen Eigentümlichkeit des Vogelorganismus. Nicht allein, daß sich in den kleinen, mit der hinteren Brustwand verwachsenen, stark- und weitzelligen Lungen neben den vielfachen hohlen Räumen, sowie dem sackartig gebildeten Zellengewebe des Brustraumes wahre Luftreservoire bilden (die ja neben den teilweise noch luftführenden, marklosen Knochen den Vogel zu einem wahren Tiere des leichten Elementes gestalten), sondern der Atmungsprozeß geht auch noch ohnedies in einer umgekehrten Weise von statten, wie bei den Säugetieren. Indem der Vogel durch Kontraktion seiner Bauch- und Brustmuskeln ein Ausstoßen der Luft aus Lungen und Luftzellen bewirkt, erfolgt das bei den Säugern mit Anstrengung verbundene Einatmen im Vogelkörper mühelos, indem die zusammengezogenen Muskeln durch Ausdehnung wieder zur Ruhe kehren. Unser erstauntes Ohr hört auch deswegen die Nachtigall das berühmte „Ziehen“ und „Tiefen“ in ihrem Gesange oft mehr wie ein dutzendmal, die Himmels- und Waldlerche ihre Konzerte bei halbstündigem Schweben und Kreisen in der Luft unermüdlich ausführen.

Wir können nach diesen zergliedernden Voruntersuchungen und erläuternden Erklärungen jetzt übergehen zur Schilderung des Charakters des Vogelgesanges.

Dieser prägt sich, da er nach der Auseinandersetzung eingangs unserer Betrachtung ein Produkt seelischer Empfindung ist, je nach der Gemütsstimmung des Individuums ungemein verschieden, mannigfaltig aus. Im Hinblicke darauf läßt sich der musikalische Vortrag der Vögel der äußeren Form und dem inneren Charakter nach verschieden betrachten und benennen. Man unterscheidet demnach die Produktion dieser Naturkinder musikalisch-begrifflich als Schlag, Lied und Gezwitscher.

Der Schlag ist ein musikalischer Vortrag von kurzer, abgebrochener, merkbar gegliederter und sprechender Ausprägung auf der Grundlage einer entschiedenen Leidenschaftlichkeit, eines lebhaften, starken Temperamentes. Die Nachtigall, der Sprosser, unsere Drosseln, die Heide- oder Waldlerche, der Pirol, der Edelfinke, Hänfling und Stieglitz besitzen in diesem Sinne einen Schlag. Dem Schlag zur Seite steht das Lied, eine mehr zusammenhängende, fließende, singbare Form, getragen von einer ruhigeren, sanfteren Gemütsbewegung. Das Lied ist vorherrschend lyrischen Charakters, während der Schlag oder schlagartige Gesangesstrophen sich einer dramatischen Ausprägung nähern. Von minderer musikalischer Bedeutung ist das Gezwitscher. Es entbehrt einer merkbaren Gliederung, nimmt also durch vielfach verworrenes Ineinandergreifen von Tönen eine unbestimmte, verschwommene Form an, welche sich noch erhöht durch den Vortrag leiser, gewöhnlich auch höherer Laute. Kommt hier die Gemütsbewegung nur schwach und undeutlich zum Vorschein, so erhebt sich Lied und Schlag auf den gesteigerten Wellen der Empfindung zum deutlich musikalischen Ausdrucke, Entzücken verkündend und ein Gleiches in unserer Seele erweckend.

Es ist dargethan, daß das Gesangsvermögen des Vogels eine freie Mitgift der Natur sei, ähnlich wie das Talent und Genie des Musikers und Dichters unter der Menschheit sich offenbart. Nur erscheint die Himmelsgabe der gefiederten Wesen noch mehr von dem Hauche

des Unmittelbaren durchweht. Sie ist deshalb auch unveränderlicher, ein reines, unberührtes und unverfälschtes Etwas, das keine „Kultur beleckt". Aus dem reinen Borne der Natur geschöpft und fortwährend von ihm genährt und erfrischt, erbt sich die Begabung fort und fort von der Art zur Familie, von dieser zu Geschlechtern und Generationen als ein einiger, ewig sich verjüngender Gesang, als ein unsterbliches Lied. Aber nicht etwa bloß vom Vater erlernt der Sohn seine Weise; nein, diese eben ist das ewig Unveränderliche, Ursprüngliche, das in und aus sich selber so wunderbar und erstaunlich sich in seiner Reinheit erhält. Doch nur in der freien Natur besteht diese Gabe der Unmittelbarkeit, nimmermehr in der Gefangenschaft. In dieser stirbt der Keim des Ursprünglichen. Kein junger, dem Nest entnommener Vogel gelangt je auch unter der sorgfältigsten Pflege und Erziehung nur annähernd zur Vollkommenheit seines charakteristischen Gesanges, dessen Element allein der Odem der Freiheit ist. Der Zögling der Stube und des Käfigs verkommt und sinkt herab zum talentlosen Stümper.

Der Vergleich unserer Naturwesen mit menschlichen Geistesgaben und Verhältnissen rückt immer und immer wieder dem Forschenden nahe. Dieser erkennt, wie bei seinesgleichen, so auch bei seinen Brüdern in der Natur die Thatsache, daß der Zustand des beglückenden Behagens, das höhere Stadium der Angeregtheit Grundbedingung zur Erweckung des Gesanges sei. Wie der begeisterte Musiker oder Dichter erhebt sich der Vogel auf den Wellen leiblicher und seelischer Harmonie im Jubel seiner singenden Kehle, ein gottbegabtes Wesen. Das Bild der von der Erdscholle aufsteigenden Lerche gibt ihm beredt die Wahrheit kund: der Körper folgt aufwärts dem Wonne- und Jubelgefühle der Seele mit den himmelhellen Weisen zur Wolkenhöhe.

Wir sahen, wie der Charakter des Vogelgesanges nach dem Grade der individuellen Gemütsverfassung, dem Temperamente, sich als Schlag, Lied oder Gezwitscher kennzeichnet. Aber auch nach dem Tempo, dem Rhythmus, der Beugung und Form des Vortrages charakterisiert sich der Vogelgesang, was nachher eingehender erörtert werden mag.

Verfolgen wir die Ausprägung der Gesänge bei den verschiedenen Sängerarten, so treffen wir hier eben wohl wieder auf viel Analoges mit menschlichen Kunstzuständen. Wir stehen auf Grund dieser Wahrnehmungen deshalb gar nicht an, auch hier wieder in dem Rahmen unserer Betrachtung Menschliches mit Thatsächlichem im Tierreiche in lebendigen Vergleich zu bringen.

Alle Musiker der Natur lassen sich in zwei großen Gruppen vereinigen und betrachten. Die eine repräsentiert durch ihre ureigene Gabe die Originale, und wir bezeichnen sie durch diese ausgeprägte Selbständigkeit in ihren Kunstleistungen naturgemäß und folgerichtig als Originalsänger. In ihre Brust ist der Götterfunken des Urgesetzmäßigen gelegt, aus dem heraus sich bei jeder Art das besondere Eigentümliche zur höchsten Vollkommenheit der Naturpoesie entfaltet. Die Vertreter der anderen Gruppe charakterisieren sich entschieden in der Fertigkeit, Fremdes entweder durch treue Nachahmungsgabe oder vermittelst geschickter Verschmelzung und Verarbeitung sich anzueignen. Gemahnt uns diese Gabe nicht an das Potpourri in unserer menschlichen musikalischen Sphäre? Gewiß, es sind diese Künstler den Reproduzenten in den Reihen unserer Musiker vergleichbar. Sie sind Virtuosen, geschickte Verarbeiter des Eigentümlichen, das sie den Originalmusikern, diesen Götterbegünstigten, abgelauscht haben. Sie sind gegenüber ihren begabteren Brüdern, den Originalgenies, bloßen Talenten oder Routiniers gleichzuachten. Man könnte sie Potpourri-Sänger oder Mischer nennen. Das Volk hat sie bereits mit dem Namen Spötter oder Spottvögel getauft.

Aus den Reihen unserer besseren heimischen Sänger treten in die Gruppe der Originale die Nachtigall, der Sprosser, die Sing-, Schwarz- und Misteldrossel, der Pirol, die Feld- und Waldlerche, einige Grasmückenarten, das Rotkehlchen, der Fitis oder große Laubvogel (Sylvia fitis, Bechst.), der Baumpieper (Anthus arboreus), der Zaunkönig, der Edelfinke, Stieglitz und Hänfling. In der Gruppe der Potpourrisänger sind die hervorragendsten einige einheimische Würger, besonders der rotrückige oder Dorndreher (Lanius spinitorquus v. collurio), die Bastardnachtigall (Sylvia hippolais), der Sumpfschilfsänger (Calamoherpe palustris) und unser Star.

Zwischen diesen beiden Abteilungen befinden sich wohl Uebergänge, Hinneigungen von dem einen zum anderen Genre. So mengen die im

ganzen überwiegend eigentümlichen Sänger, die schwarzköpfige und graue Grasmücke (Curruca atricapilla et hortensis), in ihr Gezwitscher Gesangstouren und Rufe anderer Vögel, wie von der Singdrossel, der Schwarzamsel, des Pirol u. a. m., während wiederum z. B. dem Stare bei seiner vorherrschenden Neigung zur Nachahmung das Balzen eigentümlich ist. Doch alles in der Hauptsache betrachtet, sondern sich die genannten Vogelarten in die geschilderten Grenzen.

Versuchen wir nun den Reichtum der Vogelgesänge nach der charakteristischen Ausprägung, den Tonbeugungen, den Schattierungen und Nuancen nach Form und Inhalt zu kennzeichnen.

Jede Original-Sängerart hat ihre ureigene Weise, ihre Liedesform. Meist und treffend spiegelt sich in der musikalischen Ausprägung das Wesen des singenden Vogels ab, und da das Temperament hauptsächlich den Grundton für den Gesang abgibt, so kommt die vorherrschende Eigenheit des Wesens, das Gepräge des Gemütes bei vielen Vertretern der Sippen, ja ganzer Familien zum Ausdruck. Die rapiden, feurigen Finken kennzeichnet der Gesang als Allegro- und Presto-Sänger. Die bedächtige, einsame Schwarzdrossel wählt zu ihrem Liede mit wehmütigem Anhauche das Andante, die gewichtige, schwerfällige Misteldrossel das Largo oder Larghetto, das zarte Rotkehlchen hält seine feierliche Weise ebenfalls in ruhigem Tempo und Rhythmus, der sich in rührendem Tremulo dem Charakter der Elegie nähert. Der sentimentale Baumpieper und der liebliche, sanfte Fitis versinken in der Wonne ihres Frühlingsliedes in ein hinsterbendes Diminuendo der Seligkeit. Der Pirol und die Singdrossel rufen ihre melodischen, echoweckenden Rufe recitativisch in die Wälder, während die letztere auch wieder mit den Meistersängern unserer heimischen Fluren und Wälder sich an gar kein bestimmtes Tempo oder irgend einen gleichmäßigen Rhythmus bindet, sondern ihre reiche musikalische Empfindung in den abwechselndsten, überraschendsten Formen und Schattierungen entströmen läßt. So die Königin des Naturgesanges, die sich in der Begeisterung durch den Schwung der Ode bis zur dramatischen Entfaltung erhebt; so der Sprosser, der in der sprechenden Weise seines Vortrages das gewichtige Pathos des Kothurns erklimmt; so die Singdrossel, die sich aus dem Recitativ in das Uebermaß der Dithyrambe versteigen kann; so die herrliche Feldlerche, deren Gesang die Lieblichkeit der Idylle wie den Strahlenglanz des Hymnus beherrscht. — Selbst in den unteren Stufen unserer Singvögel behaupten viele typische Selbständigkeit. Wir erwähnen hier nur die braven, drastischen Musikanten, die Meisen, mit deren bestimmtem, heiterem Wesen Rufe und sangartige Partieen treffend übereinstimmen.

Ein bedeutender Abstand von den Meistersängern der Natur bildet der Uebergang zu den Vertretern des Potpourri. Hier begegnen wir der Produktion zweiten Ranges oder vielmehr der Reproduktion. Wir empfangen die Weisen nicht aus der Urquelle, sondern ein Erborgtes, und hierzu gesellt sich auch noch der regenbogenfarbige Charakter des Potpourri, der Mischmasch eines bunten Allerlei. Zwar ist die Nachbildung bei dem hervorragendsten Vertreter des natürlichen Potpourri erstaunenswert treu. Der rotrückige Würger zaubert uns aufs täuschendste aus seinem oft bedeutend reichhaltigen Repertoire von entliehenen Liedern, Gesangsstrophen, Locktönen und Naturlauten ein wahres musikalisches Panorama vor die Seele: denn mit den Eindrücken, die das Gehör empfängt, verkörpern sich auch unserem inneren Auge die Wesen, deren Stimmen so sprechend ähnlich wiedergegeben werden. Rein und äußerst wohlklingend läßt auch der Sumpfschilfsänger seine reichen Reminiscenzen vor unserem Gehöre vorübergehen; aber es ist dieses Reproduzieren einem Schattenspiele vergleichbar, das Bild an Bild in einer ununterbrochenen Reihe ohne Rast und Ruhe flüchtig hinwirft, um es sogleich durch anderes zu verdrängen. Die Bastardnachtigall verdirbt nicht wenig durch das Störende ihrer kreischenden Laute, die sie plötzlich in den Schmelz ihrer schönen, harmonischen Passagen bajazzoartig hineinwirft. Der Star endlich ist ein bauchrednerischer Künstler, ein Musikant, der den Eindruck geteilt hält zwischen treuer Nachahmung und dem beharrlichen Bestreben, seinem schwachen Organe über die Schwierigkeiten, die ihm die Nachbildung so mancher Tonweisen bereitet, hinauszuhelfen, wobei er durch die großen Anstrengungen, die er aufwendet, durch Aufblasen der Kehle, Einkneifen des Schwanzes, Schlagen der Flügel und in der Ekstase auch bisweilen durch einen Liebestanz, eine komische Seite bietet.

Aus dieser Skizzierung schon läßt sich er-

sehen, daß der Vortrag eines Potpourrisängers wohl unsere Bewunderung und unser Erstaunen erregen kann; wie der Gesang eines Originalsängers aber vermag er uns nimmer zu rühren und zu begeistern. Die Nachahmung fesselt uns jedoch immer noch durch das Interesse, welches wir an den Wesen nehmen, deren Weisen uns so täuschend vorgetragen werden, um so regeres Interesse, weil die Vortragenden eben wohl selbst noch wahre Kinder der Natur sind. Darum berühren uns diese Reproduktionen auch unendlich viel angenehmer als z. B. die Künstelei eines menschlichen Mundes, der Strophen einer Nachtigall oder Singdrossel, wenn auch gut, nachzubilden versteht.

So außerordentlich mannigfaltig und abwechselnd in Melodie und Harmonie, in Tempo und Rhythmus, in individueller Nuancierung und Tonfarbengebung der Gesang der Vögel sich erweist, nichtsdestoweniger läßt sich doch ein Uebereinstimmendes in allen diesen Gesängen darthun: die Thatsache nämlich, daß sich dieselben stets in Quinten und Terzen bewegen, weil sie eben aus den natürlichen Grundtönen sich zusammensetzen. Am deutlichsten spricht sich dieser Charakter in den einfacheren Liedesfiguren, Sätzen und Rufen unserer gefiederten Musiker aus. Viele dieser Weisen sind wegen ihrer treffenden Eigenheit auch populär geworden. Der Volksmund hat sie übersetzt, ihnen Worte verliehen. Wer kennt nicht den Text zu dem einfachen Liedchen des Goldammers: „Weißt nicht, wo mein Nestchen steht?" Wer hört nicht aus dem Minneklang der Kohlmeise die Worte heraus: „Spitz' die Schar?" Diese beiden Klangfiguren mögen beispielsweise genügen; aber beide geben deutlich und treffend den Tonfall abwärts in die Terze an bei den Worten „steht" und „Schar".

Obgleich bei einer und derselben Vogelart das Individuelle in verschiedener Beugung, Abwechslung und Tonfärbung, selbst im Rhythmus sich kennzeichnet, so hört sich doch der Grundcharakter der Weise deutlich heraus. Wir bemerken diesen Grundtypus noch bei zusammengehörigen Vogelarten, bei den Vertretern ganzer Vogelsippen und Familien, wohl ein Fingerzeig, daß sich in großen Zeiträumen aus einer primitiven musikalischen Anlage heraus allmählich die Mannigfaltigkeit gebildet und verzweigt hat, welche uns jetzt innerhalb vieler Sippen und Familien im Gesange zu Gehör bringt. Denn der Vogel ist — wie wir wissen — ein Individuum, ein seelisches Wesen, und da schon die Leibnizsche Behauptung wahr ist, daß kein Blatt dem anderen gleich sei, wie viel weniger gebunden an eine Schablone, eine starre Regel erscheint das freie organische Einzelwesen. In der That variiert und moduliert der Gesang mehr und weniger individuell bei jeder Sängerart. Ja, es gibt besonders bevorzugte Individuen, die es in ihren Leistungen weit über das gewöhnliche Niveau der Fertigkeit ihrer Artbrüder bringen, die kraft ihrer größeren Begabung sich zur Höhe der Erfindung erheben und neue Bildungen und Formen im Gesange erringen. Die merkwürdigen „Doppelschläger" unter den Edelfinken sind bekannt, und ein bevorzugter Urahne derselben war gewiß Bildner dieser ausgezeichneten Form gewesen, sowie wir selbst einstmals einen originellen Edelfinken gehört haben, der, ganz abweichend von dem oft beschriebenen gewöhnlichen Doppelschlage, einen ganz eigentümlichen Schluß seinem Gesange verlieh, indem er das schöne, sprechende, oft abwechselnde Ende seines Schlages drei-, auch viermal hintereinander in vollem Crescendo wiederholte. Hören wir doch den Kuckuck in seinem erotischen Eifer sich wahrhaft überstürzen, so daß statt des zweisilbigen „Kuckuck" ein mehrsilbiges, bald zusammenhängendes, bald abgebrochenes, verschieden betontes und gefärbtes „Kuckuckuck" erschallt. Welcher Kenner des Vogelgesanges hätte nicht schon eine überraschend neue Wendung oder Beugung, eine ganz neue, noch nie gehörte Strophe, eine Passage bei einer Meistersängerin Nachtigall plötzlich entdeckt? Das ist das Produkt der Begeisterung, der Hauch vom Augenblick des freien Schaffens, der sich auch in das kleine Vogelherz senkt, um neue Blüten des Gesanges zu wecken. Gewiß, dem aufmerksamen Naturkundigen ist es zweifellos, daß der Vogel in besonders erregten Momenten selbstthätiger Produktivität fähig ist.

Neben der natürlichen Begabung ist es auch die landschaftliche Umgebung, die Natur seiner Heimat, die bildend und umwandelnd auf das leicht empfängliche Wesen des Vogels wirkt. Und so kommt ein Aehnliches in dem musikalischen Vortrage des Vogels zum Vorscheine, wie bei der menschlichen Sprache: der Dialekt. Der Vogel des Gebirges singt thatsächlich oft anders als sein Artbruder in der Ebene. Die tiefe Einsamkeit, die abgeschlossene, reine Natur

der Gebirgsgegenden sind ein anderes Medium als die unruhigen, lauten Striche des Flachlandes. Hier tritt die Wahrheit des Goethe-schen Spruches in Aktion: „Es bildet ein Talent sich in der Stille". Und in der That, die Singdrosseln der Gebirgshöhen haben dies uns deutlich bewiesen, und in herrlicher Weise vervollkommnet, tönte uns daselbst das Lied der Feldlerche zu Gehör.

Noch ist sich über die Zeit der Höhe des Vogelsanges zu verbreiten.

Wir haben im allgemeinen behauptet, daß zur Erweckung des Gesanges das höhere Stadium der Anregung, der Begeisterung gehört. Diese Anregung kann aus verschiedenen Ursachen entspringen. Es wird mancherseits von der Teleologie sogar behauptet, daß die Regung des Geschlechtstriebes einzig und allein die Ursache des Gesanges sei. Diese materialistische Ansicht par excellence widerlegt der Vogel durch sein Wesen und seinen Wandel selbst. Diese beweglichen, hochlebigen Kinder des Augenblicks, diese Tiere des Lichtes und der Wärme — fördert nicht ein milder Blick der Sonne, das Behagen nach einer reichlichen Mahlzeit ihren Gesang, wie gegenteilig ein rauher oder trüber Regentag, Mangel an Nahrung das Lied verstummen läßt? Singen nicht unsere Zugvögel, alt wie jung, beim herbstlichen Scheiden in die Fremde? Aber freilich anders ist da das Vogellied gefärbt. Es sind Grüße des Abschieds, ein leiser Hauch der Wehmut spielt durch die Saiten der Brust, und die Liebesweisen ertönen leise, gedämpft und abgebrochen gleichsam als Reminiscenzen an die entschwundene schöne Sommerzeit; — oder es sind Klänge der erwachenden Wanderlust, die sich in die Strophen des Abschiedes von der Heimat belebend mischen. Doch gleichviel, welche Empfindung die vorherrschende sei, die Ursache des Gesanges zur Herbstzeit kann keine geschlechtliche Erregung sein. Sagen's doch auch manche unserer Standvögel, wie der Stieglitz und Hänfling, der Zaunkönig und der Wasserstar mit anderen, die mitten im Winter bei freundlichen Sonnenblicken ihre lieben munteren Stimmen erheben!

Gleichwohl — erklären wir nach dieser Widerlegung irrtümlicher extremer Behauptungen auf Grund der sprechenden Thatsachen — gleichwohl ist das allgewaltige Gefühl der Liebe das Hauptmotiv des Vogelgesanges. Und was Wunder, wenn hier eine selige Empfindung die andere weckt! Des Frühlings siegende Macht führt den befiederten Wanderer aus der Ferne in die sehnsüchtig erwartete, lang entbehrte Heimat, die Liebe erwacht mit ihrem überwältigenden Zauber, und diese Gefühle vereinigen sich zu einer hohen Seligkeit — wie natürlich, wenn diese die herrlichsten Blüten des Gesanges erzeugt!

In lebendiger Erinnerung an diese zauberische Epoche der Natur wiederholen wir unsere eigenen, schon früher ausgesprochenen Worte über diesen Gegenstand: „Eine der herrlichsten Entfaltungen des Naturlebens ist der Gesang der Vögel. Oeden beleben sich durch seinen Zauber, und oft strömt Trost und Frieden in die kranke Seele des Menschen bei dem Klange der Melodieen dieser Himmelskinder. In jedem empfänglichen Gemüte klingen deshalb auch die Saiten sympathetischer Liebe auf für diese herrlichen Geschöpfe. Diese Liebe, pflegen und hegen wir sie fort und fort zur Erhebung und Läuterung unserer Seelen!"

„Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bittrem Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz;
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen."

Im finstern Wald.

Von

Heinrich Noë.

Als dem Menschen noch kindliches Bewußtsein innewohnte, lebten seine Götter nicht in Häusern, die er selbst gezimmert hatte. Er erblickte sie auf den Höhen der Berge, wo sie dem Himmel nahe waren, von dessen Erscheinungen oft sein Wohl und Wehe abhing. Die Wolken der Gipfel dienten ihnen als Sitz und Vorhang. Oder sie wohnten in der Nacht der Erde, in unnahbarem Dunkel der Höhlen, von wo sie wunderliche Stimmen vernehmen ließen.

Oft auch dachte er sich dieselben in der Dämmerung der Wälder.

Er scheute, verehrte die Gewalten, die ihm Götter waren, zu sehr, als daß er sie sich in der Beschränkung von vier Mauern und einem darüber gesetzten Dache hätte vorstellen können. Insbesondere mochte er das Anrühren des Menschen an die Behausung freier und mächtiger Wesen als Schändung betrachten. Das Anfassen der Natur durch den Menschen, welcher Zwecke der ihm vorschwebenden Nützlichkeit verfolgt, ist unreine Berührung. Ob diese Berührung notwendig ist oder nicht, wird nicht in Berücksichtigung gezogen. Noch heute regt sich ähnliche Empfindung in jedem Menschen, der von der Bildung noch nicht um altes Erbe gebracht ist. Eine Bergspitze, auf welche noch niemand seinen Fuß gesetzt, eine Höhle, deren atlasschillernde, blühweiße Stalaktiten nie der Rauch der Fackel einhüllte, einen Wald, dessen Wachstum nie durch die Schärfe des Eisens unterbrochen wurde, schaut er anders an, als überlaufenen Boden.

Humboldt schildert uns den Eindruck des Urwaldes der neuen Welt als einen mächtigen, weil ungezählte Meilen weit in der Runde sich kein Mensch befindet. Es drängt sich in der Unabsehbarkeit dieses grünen, wuchernden Lebens dem Wanderer die Ahnung auf, als ob der Mensch, der sich als den Mittelpunkt der Welt hinstellt, nicht notwendig in deren Ordnung gehöre, oder, anders gesagt, daß ein end- und, nach unserer Weise zu denken, auch zweckloses Weben und Gestalten fortgeht, ob es Leute gibt oder nicht. Uebrigens lernen wir ja das auch aus der Geschichte der Erde, sowohl der Vergangenheit, als der voraussichtlichen Zukunft, daß die Erscheinung des Menschengeschlechtes auf derselben nur als Episode, als ein Traumumriß unter zahllosen anderen zu betrachten sei.

Wie im Angesichte des Urwaldes, so auch in dem des Meeres zeigt es sich, daß der Eindruck auf der Herrlichkeit der Natur besteht, an welcher der Mensch nichts geändert hat. Denn

.... ten thousand fleets sweep over thee in vain.

Darum spricht man von der heiligen Salzflut und darum auch vom heiligen Wald.

Es ist wunderlich zu sehen, wie nach unbeschreiblich langen Zeitläufen die Menschen in alte Neigungen zurückfallen, wenn gleich sich ihre Gepflogenheit und Sinnesart mittlerweile gänzlich umgeändert hat.

In uralten Zeiten pilgerten Andächtige den Wohnungen der Götter, hohen Gipfeln, entgegen. Von den „vier Yo", den vier Bergen in China an, auf welchen der Kaiser alljährlich dem Schang Ti opfert, bis zum Tempel des Poseidon auf schwindelndem Vorgebirge hellenischer Küste und den Klüften des hohen Büßerberges Montserrat, gingen ungezählte Scharen nach weihevollen Höhen, um dem Ueberirdischen näher zu sein. Der moderne Mensch, solcher Empfindung ledig, hat das Erklimmen der Höhen als Belustigung wieder aufgenommen. Er freut sich des weitern Blickes und der vielen Gipfel, des großen Stückes von Erdenrund, welches er überschaut. Ihn bewegt der Gegensatz zwischen der alltäglichen Einschränkung in der Tiefe und dem großen Bild, das er leibhaftig schaut. Mag sich die Form des Denkens verändert haben wie immer, Höhendienst ist auch dies. Der Unterschied zwischen dem Tiroler Bauern, der nach dem herrlichen Weißenstein empor pilgert und dem Touristen, der irgendwo auf einem Gipfel seine Landkarte entfaltet und seinen Kompaß zurecht legt, um das „Panorama festzustellen", geht nicht bis in das innerste Wesen der Sache.

So verhält es sich auch mit der Verehrung des Waldes. Nach einem Kreislaufe vieler Jahrhunderte leben abermals für viele Menschen, welche der gebildeten Welt angehören, die Götter nicht in Kirchen, das heißt Häusern. Viele Naturverehrer unserer Tage, welche ihre freie Zeit auf Spaziergängen über Berge und durch Wälder hinbringen, äußern sich oft darüber, nicht ohne eigenes Selbstbewußtsein, das an die superbia spiritualis des Betbruders erinnert. In Aufsätzen und Gedichten, in Eintragungen in Fremdenbüchern beliebter Sommerfrischorte liest man, daß die Verfasser „ihren Gott nicht in finstern Kirchen suchen". Auch der „deutsche Gott" wohnt, wie wir von unseren Lyrikern wissen, „nicht in Tempeln dumpf und tot".

Kehren wir zur Betrachtung der Empfindungsweise des einfachen, unverkünstelten Menschen zurück.

Die ältesten Götter sind elementare Gewalten. Wenn man sie verkörpert, so ziemt ihnen der Aufenthalt im ungebändigten Raum, die Freiheit.

Darum vernahm der Mensch ihre Gegenwart, ihren Atemzug im Rauschen der Blätter des Waldes, welcher vom Wind bewegt wird. Sein Dunkel war es besonders auch, welches zum Eindruck geheimnisvollen und unnahbaren Waltens beitrug. Wir Europäer können uns dasselbe nicht ohne weiteres vorstellen, weil wir in unseren Ländern hinsichtlich des Waldes fast nur Beispiele einer ausgebeuteten Natur vor Augen haben. Um uns eines derselben vorzuhalten, steht dort der Markt Landeck in Tirol, wo vor sechshundert Jahren das Heiligtum von „Unser Lieben Frau im finsteren Wald" im Dunkel der Aeste von Fichten geborgen war, deren Dickicht Wölfen und Bären ein Obdach bot.

So galt der Wald als Stätte der Götter, als diese noch formlose Gewalten, Wesen ohne Umrisse waren. Aber auch später, nachdem sie schon bestimmte tier- oder menschenähnliche Gestaltung angenommen hatten, ließ man sie noch immer ihre Lieblingswohnungen in Wäldern aufschlagen.

Waldrast.

Im hartnäckigen Festhalten dieser Vorstellung erkennt man gleichwohl schon den Uebergang vom Pantheismus zur Vielgötterei.

Der erstere ist in Erinnerungen noch keineswegs völlig verweht. Die Ueberlieferungen desselben sind allerdings verkümmert und zusammengeschrumpft, aber nicht vertilgt. Ja, als die vielen Götter zu gunsten eines einzigen verbannt worden waren, ist die Spur solcher Vorstellung noch immer nicht verwischt. In Tirol und Bayern allein befindet sich noch heute ein Dutzend christlicher Wallfahrtsstätten, die vereinsamt mitten im Walde stehen. Von solchen seien erwähnt: St. Georgenberg, Maria Tax (Fichte), Maria Larch (Lärche), Waldrast, Weißenstein, San Romedio, Unser liebe Frau im Walde, Maria Eich bei München.

Noch in späteren Zeiten, als die einst unfaßbaren Elementargötter sich insgesamt schon in eine oder mehrere ganz bestimmt umschriebene Persönlichkeiten umgewandelt hatten, begegnete man ihnen noch immer in Wäldern.

Vielleicht hält man das für zufällig. Daß dem nicht so sei, erkennt man aus dem Zorne der Monotheisten über die Andachten im Walde. Diese fühlten, daß es sich hierbei um einen Nachklang von etwas Heidnischem, des Glaubens an die Einheit von Welt und Gott, oder der späterhin aus ihm hervorgegangenen Verkörperlichung der Naturgewalten, also der heidnischen Vielgötterei, handle.

Wir finden in den heiligen Büchern der Menschheit manchen Beleg hierzu.

Der Prophet Hesekiel läßt Jehovah allen denen ihr Verderben ankündigen, welche „unter grünen Bäumen und dicken Eichen" süße Rauchopfer darbringen. Dem Volke Israel liest Jeremias den Text, weil es „unter grünen Bäumen" der Ausschweifung nachgehe. Jesaias sagt: „Die Sünder müssen zu schanden werden an den Eichen, an denen sie Lust haben."

Wir werden uns nicht täuschen, wenn wir auch den Eifer mancher Priester bei uns, mit welchem sie sonntägliche Spaziergänger tadeln und diejenigen für Sünder erklären, die sich in Feld und Wald ergehen, statt in der Kirche zu sitzen, für einen im Wesen verwandten Zug halten. Dieses Eifern stammt aus gleichartigen Beweggründen.

Die Vorstellung, welche das unübersehbare Leben eines unverstümmelten Waldes mit der Macht der Gottheit, der Weltseele oder dämonischer Einzelwesen in Verbindung brachte, geht sicherlich aus einer Auffassung der Dinge hervor, welche eine ursprüngliche ist und sich einem naiven Sinn unmittelbar aufdrängt. Es begreift sich leicht, daß ein solcher die mächtigsten Herren im undurchschnittenen, ungebändigten, vielstimmigen Wald wohnen läßt.

Unter den europäischen Völkern hat sich

Georgenberg.

pantheistisches Fühlen am stärksten und längsten in Germanen und Slawen und den mit ihnen verwandten Preußen und Litauern erhalten. Unter diesen Völkern finden wir im Altertum die meisten heiligen Wälder und in unseren Tagen am ausgesprochensten die Festfreude am Grünen. Als die Völker Italiens in Tempeln opferten, schritten diese ins Dunkel ihrer Wälder und wenn der heutige Italiener, um spazieren zu gehen, seinen Weg nach dem Korso einschlägt, ziehen die Nachkommen jener mit Kind und Kegel in die Ueberreste des Eichen-, Buchen- oder Tannen-Standes, den der Fortschritt bis heute noch mit seiner Axt verschont hat.

Dort, wo der Pegelfluß der Ostsee zuströmt, waren schattendunkle Laubwälder. Als über den Süden von Deutschland schon die lateinische Kultur hereingebrochen war, als am Rhein schon Dome prangten und Kaiser in der dämmerigen Glorie der Münster vor byzantinischen Idolen knieten, enthielt dort, dem preußisch-litauischen Stamm, der Wald noch sämtliche Heiligtümer. — Zu Rikaita im Samland war ein hochberühmter Götterwald, ein Dickicht von Eichbäumen. Mitten unter ihnen hausten die Götter. Einen Tempel barg der Wald nicht und die Scheu, die der Mensch jenen entgegen bringen soll, war dadurch versinnbildlicht, daß das Betreten des Waldes mit Tod bestraft wurde.

Am langen Aste einer Eiche hing das Holzbildnis des Perkunos. Zwölf mit roter Farbe gemalte Flammen waren seine Krone. Den roten Blitzstrahl hielt er in der Hand. Unter ihm brannte unabläßig ein Feuer, genährt mit dem Holze von Eichen. Ihm zugewendet trug ein anderer Ast die freundlichere Gestalt des Potrimpos, dem Aehrenopfer gefielen. Unter ihm nährten sie eine Schlange, die mit Aehren bedeckt war. Am dritten Ast befestigten sie das bleiche Gesicht des Pikullos.

Das Blut der geopferten Menschen und Tiere erhielt die Eiche grün. Wer nun aber sah die Geheimnisse der Waldnacht? Weder das Volk noch der Fürst. Nur der Priester. Als Opfer fiel, wer den Fuß über den Waldsaum setzte. Nicht einmal die Guze, die wohlwollende Göttin, welche den Wanderer in den Waldschrecken des finstern Preußenlands geleitete, vermochte den Verwegenen zu retten.

In allen deutschen Landen waren Götterwälder, wenn gleich, im Gegensatze zu denen der Preußen, ohne Bilder. Wir erinnern uns aus Tacitus der heiligen Haine, der Semnonen und Nahenarvalen. In Ortsnamen hat sich ihr Andenken bis auf den heutigen Tag erhalten. Keine Axt durfte sich ihren Stämmen nahen. Die Freiheit der Natur, die sich hier in unabsehbarer Fülle gestaltet, galt als heilig.

Dem Germanen deuteten Saftfülle und Blättergewölbe und Dunkel das Leben und zugleich das Geheimnis an, in welchem es aufkeimt und vergeht.

Wer einen Gegensatz zwischen den Vorstellungen jener alten Völker und unserer Gepflogenheit sehen will, stellt sich folgendes vor.

Auf einem Eiland der Ostsee ist der Boden von dichten Wäldern beschattet. Sie sind schneebedeckt. Durch die weißen, winterlichen Gewölbe dringt Fackelglanz. Es knarrt ein mächtiger Wagen. Auf diesem sitzt, menschlichen Blicken nicht erkennbar, die den Abionen und Angeln heilige Nerthus. Priester mit Lichtern und Mistelzweigen begleiten die Herrliche auf ihrem Ausfluge zu den Menschen. Auch hier naht nur das Geweihte dem Walde.

Zwanzig Jahrhunderte später. Niemand scheut sich vor dem heiligen Walde der Nerthus. Tritt man ihm nahe, so erblickt man (vor 20 Jahren war es so, vermutlich auch noch heute) eine Tafel, auf welcher folgende „Warnung" geschrieben steht:

„In diesem Walde darf man nur in Begleitung eines Fürstlich Putbusschen Forstaufsehers zu fünf Silbergroschen die Stunde umhergehen."

Als merkwürdig kann gelten, daß die Wohnungen, welche späterhin von Menschenhänden den Göttern errichtet wurden, nicht (wie es sonst in Gestalt, Rede und Handlungsweise der mächtige Anthropomorphismus that) nach dem Urbilde der Menschen, die menschlichen Wohnungen nachahmten, sondern die Höhle und den Wald. Ein Ueberrest alter Anschauung hat hier, gewiß unbewußt wirkend, die Baumeister geleitet.

Man hat es geleugnet, daß der gotische Baustil als Nachahmung des Waldes zu deuten sei. Wie man aber bei den Bauten zu Elefanta an die Höhle dachte, so muß im Gehirn dessen, der für jenen ersann, ob er sich die Empfindung klar zurecht legte oder nicht, das Bild des Waldes vor allem anderen deutlich gewesen sein. Das ist augenscheinlich. Wir finden im Säulenwerk Schäfte, Baumstämme, Blumen, Ranken. Oben schließen sie sich zum Gewölbe des Urwaldes zusammen. Zu den Fenstern kommen Streiflichter wie durch die Zwischenräume hohen Geästes in den Wipfeln herab. Die wenigen Strahlen, die eindringen, werden durch farbige Gläser gedämpft. Die Menschen draußen, die sich mit der Welt abmühen, haben das gewöhnliche Tageslicht, damit sie ihre Arbeit verrichten können. Dieses ist aber nichts nütze zur Ergründung der tiefsten Geheimnisse. Die Mystik, worunter man einst das Erfassen verborgenster Wahrheiten und das Schauen in die Urquellen der Dinge verstand, hat ihre Bezeichnung von einem Worte, welches an die Hinwegnahme des gemeinen Tageslichtes erinnert, μύω, ich verschließe die Augen.

Die Götter wohnen dort gern, wo es keine Menschen gibt. Wo sie sich niederlassen, gibt es den Begriff des Nutzens nicht, der über den Menschen Gewalt hat. In ihren Wäldern wird man deshalb weder Bauholz schlagen noch Kohlen brennen können.

Noch mehr. In jenen Ländern des Südens, in denen es aus mancherlei Gründen mit dem Waldwuchs nicht so üppig bestellt war, wie im quellenfrischen Norden, schuf man den Göttern Haine, pflanzte Wälder um ihre Heiligtümer herum. Asklepios und Demeter wohnten stets unter Bäumen, ebenso Artemis, die Furien, die Eumeniden. Aber die Bäume dieser Haine waren niemals fruchttragende, nutzbringende. Nur auf Schönheit und Schatten wurde gesehen. Es ziemt dem Hause eines Gottes nicht, daß es Zinsen trägt.

Als sich die Kamönen auf der Erde niederließen, wählten sie einen Wald beim Quell Egeria, der nur aus Palmen und Lorbeer bestand. Der Nutzen blieb stets von der Vorstellung des Göttlichen getrennt, weil es der Mensch ist, der ihm nachjagt.

So war es überall. Hingegen wußten die Perser von einem sehr nutzbringenden Baum zu erzählen. Derselbe hieß Gogard. Aber er veredelte die Menschen nicht, wie der unfruchtbare Lorbeer die Stirne, die er umschlingt, zu den Himmlischen hinanhebt, sondern befriedigte alle Bedürfnisse und Wünsche seiner Besitzer. Diese aber wurden dadurch blöde und stumpfsinnig.

Wir sehen im Verlaufe der geschichtlichen Entwickelung folgendes. Der Mensch „verfeinerte" sich allgemach. Alsdann suchte er die Wohnungen seiner Götter nicht mehr in den Schauern unberührter Wälder. Er baute ihnen Paläste, schmückte sie mit Kostbarkeiten und ahmte den Wald in steinernen Säulen nach. Von Priestern wurde er gelehrt, Edelsteine und Goldplatten zu verschwenden. Man nimmt es jedoch wohl wahr, daß die alten Vorstellungen auch dann noch nicht sich völlig verflüchtigt hatten. In seinem Innersten trennte der Mensch noch immer nicht das Göttliche von der grünen

Welt, die beständig zu schlafen scheint und doch beständig blüht, zeugt, stirbt und aufkeimet.

Nachdem es in Indien schon jahrhundertelang Tempel gegeben, die wir als Uebereinanderhäufungen von steinernen Pilastern, Pyramiden, Elefanten, Lotosblumen, Nischen, sitzenden und stehenden Göttern kennen, suchte das Volk seine heiligsten und weisesten Männer doch nicht innerhalb solchen Gemäuers. Die Büßer und Anachoreten, welche durch die Macht ihrer Askese selbst den Urbildern der steinernen Götter gefährlich werden, so daß diese sich vor den Büßern und ihrer Gewalt fürchten, halten sich in Wäldern auf.

Der weise Nārada ist ein Waldheiliger und Rāma, die berühmteste Verkörperung des Gottes Wischnu selbst, ging in den Wald. Sehr verwandt damit sind manche Vorstellungen der Einwohner unserer Gebirge.

Hier und dort, beispielsweise auf Brettfall im Zillerthal, in der Naifschlucht bei Meran, auf dem Monte Baldo, führen noch ehrwürdige Waldbrüder ein paläontologisches Dasein. Sie ragen als verlorene Spätlinge aus einer vergangenen Welt in diese unserige herein. Mit dem Genuß des murmelnden Quells, dem Lager auf duftigem Moos, der Nahrung von Wurzeln und Kräutern und dem Wohnen in einer aus Baumrinden gebauten Hütte, welche schönen Sachen wir aus manchem Ritterroman kennen, nehmen sie es freilich nicht allzu genau. Gleichwohl haben sie Zulauf von Männern, noch mehr aber von Weibern. Man übertreibt nicht, wenn behauptet wird, daß wenig Prälaten solche Ehren zu teil werden, wie diesen vermeintlichen Betern des Waldes.

Aber auch viele dieser Tempel selbst hat man, wie oben angeführt, wieder in Wälder und Haine gestellt. Insbesondere gilt dies von Asklepios, dem Gott der Gesundheit, der stets außerhalb der Städte, in dichtes Laubwerk hinein, angesiedelt wurde. Dies ist ein Wink, der in anderer Hinsicht auch an uns nicht ganz verloren sein sollte.

In der späteren geschichtlichen Zeit hatten die Völker nicht einmal vor Tempeln so viel Scheu, als in den älteren Tagen unseres Geschlechtes vor den gottbewohnten Wäldern auch der Barbaren.

Deutsche Landsknechte besudelten die goldglänzenden Kirchen Roms. Franzosen spielten im ehrwürdigen deutschen Dome mit den Köpfen der Kaiser Kegel und schleppten Dirnen in Notredame als Göttinnen vor die verachteten Altäre. Dem gegenüber soll daran erinnert werden, wie die Römer vor geweihten Wäldern barbarischer Völker Furcht empfanden. Die nämlichen Römer, welche die Tempel von Karthago und Korinth niederbrannten und den der Ephesischen Artemis plünderten, wagten es nicht, die Axt an Bäume zu legen, mit welchen eine ihnen unverständliche Gottesverehrung verbunden war. Als Cäsar, der in der Nähe von Massilia stand, seinen Soldaten befahl, Brennholz in einem Walde zu holen, welcher einer der Gottheiten eines gallischen oder ligurischen Stammes geweiht war, verweigerten sie den Gehorsam.

Sehr merkwürdig muß es uns erscheinen, daß schon die Mythe der Alten den Fluch voraussah, welcher auf die Verwüstung der Wälder gesetzt ist. Die Erzählung vom Schicksale des Erysichthon stellt uns diesen Fluch wie in einem Gesichte vor Augen.

Erysichthon will einen Hain der Demeter zerstören. Schon hat er eine Eiche niedergestreckt und das Blut der Dryade fließt. Demeter, die Göttin der fruchtbaren Erde, des Landbaues, straft ihn alsbald, indem sie den Hunger aus seinen Schlüften im kahlen Gebirge herbeiruft. Dieser weht mit seinen fledermausähnlichen Flügeln den Frevler an. Er ist ihm verfallen. Derjenige, welcher diese Geschichte ersonnen hat, schildert uns, gewiß ohne eine Ahnung von der schrecklichen Wahrheit seiner Fabel zu haben, das Schicksal so vieler Länder der alten Welt, das von Nord-Afrika, von Sizilien, von Paläștina, von Spanien und das Elend der Karstländer vom Laibacher Moor bis nach Albanien hinab.

Dem Auge des Dichters gehören klare Flut und dichter Wald zusammen. Aber nicht nur für die Visionen eines Schwärmers besteht dieses Nebeneinander. Die beiden Erscheinungen sind auch durch den gesetzmäßigen Zusammenhang, der zwischen Ursache und Wirkung besteht, miteinander verbunden.

Umstände, die auch von unserer Nutzstrebsamkeit nicht aus dem Gesichte verloren werden dürfen, bedingen dieselben wechselseitig. Sie gehören zusammen wie Fichtendickicht und Wasserfälle in den Gemälden Alberts von Everdingen oder Baumwildnis und mondbeschienene Bachwellen in den Schöpfungen des Ruysdael.

Wenn wir in Bildern reden und die Natur als ein belebtes Wesen betrachten wollen, so empfinden wir im Walde den Atem, im Wasser das Auge der Erde. Das eine stirbt mit dem anderen.

Fast ein Gefühl der Schadenfreude will

Waldeinsamkeit.

uns anwandeln darüber, daß auch dem Künstler mit seiner „Empfindsamkeit" sein Recht wird. Das heutige Menschengeschlecht will die Gletscher zu Eismagazinen für Bierfabriken und Bergseen zu Wasserreservoirs für Spinnereien machen. Der Wald ist ihm ein Holznutzgarten, dessen

jährlicher Zuwachs an Kubikmetern sich auf Tabellen übersehen läßt. Sehr viele Engbrüstige (worunter nicht Asthmatiker zu verstehen sind) halten die städtische Anlage für schöner. Der Wald kommt in Bezug auf Holz-„Industrie“ in Betracht. Vielleicht auch noch, da die Menschheit immer mehr aus Kranken zu bestehen anfängt, erscheint er zur Fichtennadel-Inhalation tauglich.

Indessen hält man jetzt zur Heilung der Lungengewebe, welche durch die Mühen und Thorheiten des Lebens in civilisierter Luft vereitert sind, den Aermsten als Surrogat der Waldluft „Koniferensprit“ unter die Nase. Bald wird man den Atem des deutschen Waldes, dessen Stimmen, als denen der grünen Wohnung der Götter unsere Ahnen ehrerbietig lauschten, in der Westentasche herumtragen. Dann blickt man nicht mehr auf den rohen Boden, den Blumen, Moos und Farnkräuter oder die bunten Schwämme, die „Elfenstühle“, bedecken, sondern auf das aus dem Essenzenfläschchen getränkte Taschentuch. Der Wald will dem Polizeimenschen nicht mehr zu Gesicht stehen, er schaut veraltet dieses Geschlecht mit seiner eingeschrumpften Einbildungskraft an, welches ihn für ein Ueberbleibsel roher und unbetriebsamer Zeitläufe halten möchte.

Was geschieht jedoch im Angesicht dieses aufgeklärten Geschlechtes?

Seine Gelehrten beginnen ihm vorzurechnen, daß immer weniger und weniger Wasser seinen Rädern und Walzen zuläuft. An allen Flüssen unserer Kulturländer wird die gleiche Erfahrung gemacht. Schwindendes Vermögen der Rinnsale und plötzliches Ueberströmen derselben, magere Flüsse und mächtige Ueberschwemmungen: das ist das Vermächtnis der verscheuchten Waldgeister.

Die geduldige und mißhandelte Natur hebt aus zum Schlag gegen die Kalkulatoren.

Wie aus den Göttern Helden, aus den Helden, den Halbgöttern, Kriegsmänner und Vorkämpfer geworden sind, so blieb, nachdem das Göttliche des Waldes geschwunden, ihm ein aristokratischer Anhauch.

Bei jeder Umwälzung richtet sich die Wut der Zerstörer gegen den Wald und seine Insassen, das Wild. Oft hat man ausgerechnet, wie viele Familien auf den Gründen Englands leben könnten, welche dermalen mit Eichen und Buchen bedeckt sind, von denen mancher Wipfel die Normannen Wilhelms des Eroberers beschattet hat. Sicherlich wird der Fortschritt die Zeit herbeiführen, in welcher das alles zu Gunsten der Kartoffel parzelliert wird.

Das ist der Sieg der Aufklärung über die Werthaltung des Waldes. Aber mit der Kartoffel und dem Branntwein bricht das Gespenst des Erysichthon aus dem entwaldeten Gebirge.

Gleichwohl dürfen wir nicht ableugnen, daß sich hier und dort Spuren einer Empfindung davon erhalten haben, wie mit dem Walde Herrliches zu Grunde gehe. Allerdings vielmehr unter dem Volke, welches freies Land bewohnt, weniger unter den Städtern. „Seit so viele studierte Leute zu uns kommen, wird das Holz immer weniger und die Armut nimmt zu,“ hört man von den Leuten des Berges sagen. Oft vernimmt man beim abendlichen Feuer Erzählungen, welche an die verschollenen Waldschmieden der deutschen Sage erinnern. Man glaubt Funken sprühen zu sehen und den Bach und Wald rauschen zu hören. Da klingt es wie Nachhall des Sanges von Widlane, dem Schmied, dem Treiben der Zwerge in der Wildnis und dem Sturze der Wasser, welche den Riesenbalg in Bewegung setzen.

Gerne wenden sich die Gestalten des Märchens dem Walde zu. „In einem großen Walde war's“ — so beginnt die Erzählung. Wir fühlen, daß, den Gemütern des Erzählers und der Zuhörer unbewußt, Heimweh die Worte durchzittert.

Hier ist ein entblößter Berghang, eine schattenlose Oede. Wir sehen mitten auf einem Felde, neben einem breiten, überstaubten Wege, auf dem Menschen und Tiere im Sonnenbrand gehen, einen einzigen, mächtigen Baum, eine Buche, eine Rottanne, eine Sommereiche. Es ist der letzte Ueberrest eines vernichteten Waldes. Daß es ein solcher ist, erfahren wir aus alten Büchern, Land- und Flurkarten.

Das „ungebildete“ Volk hat aber ein anderes Anzeichen. Es bemerkt irgend ein frommes Bild am Stamme. Unsere Liebe Frau zur Buche, zur Lärche, zur Tanne (die „Hohe Larch“ bei Pians am Arlberg) — das sind Verquickungen des unvertilgbaren Andachtsbedürfnisses mit undeutlichen Erinnerungen, die sich im Sinne der Menschen erhalten haben.

Oft findet man ein solches Bild mit frischen Blumen des Feldes geschmückt. Es ist dies der letzte Tribut, den das späte Geschlecht den Mächten des Waldes bringt.

Kein Opferrauch erhebt sich mehr gegen die Wipfel, die in ihrer Bewegung höheren Willen verkünden. Aus starren Schloten fällt der Ruß herab auf die schwer besteuerte Erde.

So ist der Wandel der Dinge. Wer weiß aber, ob nicht wieder auf jenem Ziegelwerk mit seiner armseligen, nackten, gemütlosen Außenfläche sich Erde ansammeln und Wälder grünen werden? Das Menschengeschlecht hat derlei gesehen.

Denn „bunt", wie ein Sprichwort des in der Einsamkeit seiner Wälder, Seen und Granitberge verlorenen Finnenvolkes sagt, „erscheint der Specht im Walde, aber bunter noch das Schicksal der Menschen."

Die Caldaria.

Von

Maurus Jókai.

Uebersetzt von Lud. Wechsler.

Johanna, die Gemahlin Philipp des Schönen von Spanien, war eine leidenschaftliche Malerin.

Man hatte von der armen Königin ausgesprengt, daß sie gehirnleidend sei, aus welchem Grunde ihr die Malerei als Zerstreuung empfohlen war, welche Kunst sie später auf eine sehr hohe Stufe brachte. Sie vermochte jedwedes Gesicht, selbst nach einmaligem Sehen, so getreu zu malen, daß es jedermann erkannte.

König Philipp gefiel es einst, Johannas Album zu durchblättern, worin sich bloß eigene Handzeichnungen seiner Gattin befanden.

(Johanna hatte damals noch den Titel: Majestät; ihr Gatte, weil aus einer fremden Herrscherfamilie stammend, besaß bloß den Titel: Hoheit, und auf amtlichen Dokumenten stand zuerst: Johanna regina, nachher: Philipp rex.) König Philipp fand nun in Johannas Album wiederholt das Gesicht eines Mannes, welches in verschiedenen Variationen wiederkehrte, bald als siegreicher Held, bald als betender Pilger, bald als ein vor der Geliebten knieender Verehrer. Das Gesicht mußte die Phantasie der jungen Dame sehr beschäftigen, da sie es so oft und in so vielen Veränderungen sich ins Gedächtnis rief, und die zarte Malerei, die künstlerische Sorgfalt, die Andacht, womit jedes Bild, auch wo die ganze Staffage hinweggelassen worden, ausgeführt war, bewies, daß hier das Herz der Hand geholfen hatte.

Dieses Bild stellte nicht die Züge König Philipps vor.

Vielleicht noch ein Traum aus der Jugendzeit, ein verliebter Troubadour, ein Turnierheld, welchen die junge Königstochter mit klopfendem Herzen, mit den Farben seiner Herrin am Helme, kämpfen und siegen sah, und welchem sie nachher mit zitternder Hand das gestickte Band um den Hals hing und nimmer wieder zu vergessen vermochte? — oder vielleicht nicht einmal so viel. Vielleicht nur ein eingebildetes Ideal, welches junge Damen in ihren Träumen zwischen Wolken zu erblicken glauben; ein Mann, welchen noch niemals jemand gesehen, der niemals existierte. Auch das ist ja möglich.

Philipp der Schöne war von Geburt kein Spanier; er besaß jedoch edle Triebe, welche ihn würdig machten, ein solcher zu sein.

Eine Frage an den Großinquisitor Deza, wer in Spanien jener Ritter sei, welcher diesem Bilde ähnlich sehe? ein Wink an die hundertäugigen Spione der heiligen Hermandad und nach zwei Wochen lief die Antwort ein. — Jener Ritter mit diesem länglichen braunen Gesichte, mit diesen eigentümlich lächelnden Lippen, mit diesen großen schwarzen Augen unter dichten schwarzen Brauen, war niemand anderer als D o n J a y m e d'A v i l a — ein M a r r a n o?

Zur Zeit der ruhmwürdigen Inquisition nannte man jene maurischen Ritter M a r r a n o s, welche zum christlichen Glauben übergetreten waren und welche man damit verdächtigte, daß sie im geheimen die Ceremonieen des Islams beobachteten. Langsam aber stetig wurden sie ausgerottet, trotzdem sie die Blüten der andalusischen Ritterschaft bildeten. Uebrigens bedeutet „Marrano" in spanischer Sprache so viel als: S c h w e i n.

Es kann ja wohl sein, daß es nicht eben Don Jayme d'Avila gewesen, welcher den Bildern der Königin am meisten ähnlich sah; so viel ist jedoch gewiß, daß er der reichste unter den damaligen Adeligen war und das wissen wir ja, daß die wackeren Richter der Inquisition das Vermögen des Verurteilten brüderlich unter sich teilten.

Damals lebte ein berühmter Maler in Kastilien; nicht eben davon berühmt, daß er eine

neue Malerschule gegründet oder großartige Meisterwerke hinterlassen hätte, sondern eher davon, daß er ungemein rasch zu zeichnen verstand, die lächerlichsten Karikaturen in einer Sekunde aufzufassen und binnen wenigen Augenblicken aufs Pergament zu bannen imstande war. Im übrigen hieß er Luis de Lucero, in Rom hatte man ihn jedoch „Frapresto" (eile dich!) genannt, welcher Name ihm auch geblieben war.

Als König Philipp erfuhr, daß das Urbild jenes rätselhaften Gesichtes aufgefunden worden, ließ er Lucero vor sich rufen.

„Maestro," sprach er zu ihm, „du mußt von einem lebenden Gesichte mehrere Abbildungen hintereinander verfertigen, zwei Stunden wird der Studienkopf dir zur Verfügung stehen; was glaubst du, wie oft könntest du ihn während diesem Zeitraume abzeichnen?"

„So oft es Eure Majestät befiehlt."

„Schmeichle nicht. Vor allem heiße ich nicht Majestät, zweitens kann niemand dem Künstler befehlen. Aber was glaubst du, könntest du ein Gesicht binnen zwei Stunden zehnmal zeichnen? Für jedes Bild erhältst du tausend Realen."

„Wenn Eure Majestät mir für jedes Bild zweitausend Realen zuzusichern geruhen, zeichne ich wen immer binnen zwei Stunden fünfzehnmal."

„Gut; du erhältst die verlangte Summe. Wird es dich aber nicht verwirren, wenn das abzuzeichnende Antlitz sich von Zeit zu Zeit verändert, wenn die Züge desselben einen anderen Ausdruck gewinnen? wenn du statt des gewöhnlichen, alltäglichen Gesichtes ein außerordentliches, ungewohntes zu bekämpfen haben wirst?"

„O Majestät, das ungewöhnliche Antlitz ist das Studium, der Genuß des Künstlers! Wenn ein solches Vergnügen meiner harrt, zeichne ich das Stück für fünfzehnhundert Realen."

„Laß das; im Eskurial feilscht man nicht mit Dienern. Jetzt begebe dich in den Saal der Alquazilos, welche dich nach einer Stunde zur Stelle führen werden. Bis dahin wird man dich mit den nötigen Zeichnenrequisiten versehen."

Nach einer Stunde übergab man Lucero seine Stifte und Pergamentblätter, dann ließ man ihn eine verdeckte Sänfte besteigen. Lange Zeit wurde er durch wiederhallende Korridore, Treppen auf und ab getragen; endlich hielten die Träger in einem Raume, wo die Schritte keinen Wiederhall erregten. Entweder war der Raum sehr niedrig, oder befanden sich zahlreiche Personen darin.

Hier öffnete man die Thüre der Sänfte und hieß ihn aussteigen.

Auf den ersten Blick gewahrte der Künstler, wo er sich befinde.

Die weite, in niedrigen Bogen zusammenlaufende Halle war ringsum mit schwarzem Tuche überzogen. An den in den Säulen befestigten Ringen hingen Ketten und Stricke, welche alle jene eigentümliche Rostfärbung zeigten, welche getrocknetes Blut hinterläßt. In den Ecken waren eiserne Zangen, sonderbar gestaltete Löffel und dreieckige Schrauben in ganzen Haufen übereinander geworfen, während im Hintergrunde auf einer Erhöhung in schwarze Gewänder gehüllte Gestalten saßen. Ueber die Köpfe hatten sie spitzige Kapuzen gezogen und das Gesicht mit dichten Schleiern verdeckt. Die ganze Halle war von einer einzigen Lampe beleuchtet, welche von der Mitte der Decke herabhing. Das in dieselbe gefüllte Mohnöl warf ein bleiches gelbes Licht auf jeden Gegenstand.

Dies war der Inquisitionssaal.

Nur der Großinquisitor hatte das Gesicht unbedeckt; er saß auf einem hohen Stuhle inmitten der übrigen Richter und sein schwarzes Samtkleid stach seltsam von den einfachen Gewändern der anderen ab.

An einer Seitenwand des Saales befand sich ein Tisch, an welchem bereits zwei Männer saßen. Der eine verschleiert, während der andere eine Samtmaske vorgebunden hatte. Jener war der Notar der Inquisition, welcher eben seine Feder am Daumennagel probierte, der andere winkte Lucero, am Tische sich niederzulassen.

Niemand sprach ein Wort.

Jetzt gab der Maskierte dem Inquisitor ein Zeichen, worauf zwei Diener der Hermandad in die Mitte der Halle schritten und von dort ein schwarzes Tuch emporhoben, unter welchem sich der Kopf befand, welchen der Künstler zeichnen sollte.

Kein abgeschnittener Kopf; — nein: ein lebendes Haupt mit lebhaftem, zornigem Blicke, mutiger Stirne, Verachtung ausdrückender Lippe und mit blitzenden, großen Augen. Der schönste Kopf, wovon jemals ein Weib geträumt, und vor welchem jemals ein Mann gezittert.

Der wackere Torquemada, von welchem lobend erwähnt sei, daß er während elf Jahren

hunderttausend Menschen auf die Folterbank gebracht, hatte unter anderen äußerst zweckmäßigen Instrumenten, mit welchen die Geheimnisse der Menschen zu erfahren sind, auch die Caldaria erfunden.

Die Operation besteht darin, daß ein großer, zehn Eimer fassender Messingcylinder mit Oel gefüllt und in dasselbe der verstockte Sünder gestellt wird, so daß eben nur der Kopf sichtbar ist. Dann wird dieser Kopf durch eine gerade passende Oeffnung in den Untersuchungssaal emporgeschoben, der Cylinder selbst bleibt in der Offizin, wo man ein langsames Feuer darunter anzündet und je nach dem Grade der Verstocktheit wird das Feuer gedämpft oder angefacht, bis sich das Oel langsam durchwärmt, immer mehr, immer mehr, und das Opfer entweder gesteht oder stirbt.

Dies ist die Caldaria.

Der Studienkopf stand also dort in der Mitte des Saales, in guter Beleuchtung, der Lampe gerade gegenüber. — Lucero hätte sich es nicht besser wünschen können.

Stolz ließ der Kopf seine Augen über die Vermummten hingleiten und die gerunzelten Brauen drückten unabänderlichen Trotz aus.

Dieses Bild war gut als erstes.

Jetzt sprach der Großinquisitor den Angeklagten an.

„Don Jayme d'Avila, gestehe deinen Richtern, wann du mit Johanna — der Tochter Hernandos, zum ersten- und letztenmal gesprochen?"

Das Haupt begann zu sprechen.

„Ich habe sie stets nur in der Ferne gesehen und niemals mit ihr gesprochen."

„Don Jayme d'Avila, du hattest ein unerlaubtes Verhältnis mit Johanna; gestehe, welche Beweise ihrer sündhaften Liebe sich bei dir befinden?"

Bei diesen Worten rötete sich das Antlitz des Helden vor Zorn, die Augen blitzten den Frager an. Er war überaus schön in diesem Augenblick.

„Deine Frage beleidigt jene, die zu ehren deine Unterthanenpflicht ist. Ich wäre ein Majestätsbeleidiger vor mir selbst, wenn ich diese Frage einer Widerlegung wert achtete. Die Königin ist rein und unschuldig."

Lucero wollte auch dieses Gesicht zeichnen; der neben ihm sitzende Vermummte erfaßte seine Hand und hielt sie fest.

„Laß das; du wirst gleich ein schöneres sehen."

Der Inquisitor winkte zwei Häschern, welche sich entfernten; bald begann sich der Studienkopf zu verändern, man hatte das Feuer unter ihm entzündet.

„Jetzt sieh' hin, Frapresto!"

Anfänglich begannen die Augen zu funkeln, die Stirnadern anzuschwellen; die Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft; die Verzagtheit des ersten Entsetzens verunstaltete das schöne Manesantlitz.

Dies war gut als zweites Bild.

„Wirst du unsere Fragen beantworten, Don Jayme d'Avila?" ertönte neuerdings die trockene dumpfe Stimme des Inquisitors.

Bei diesen Worten wandte sich ihm das Haupt zu und wie wenn seine heldenmütige Entschlossenheit wiederkehrte, antwortete es trotzig:

„Verflucht sei die Zunge, welche auf deine Fragen nur ein Wort erwidern wird."

Damit preßte der Kopf die Lippen zusammen und blickte mit heraustretenden Augen vor sich hin, jeden Schmerzenslaut zurückdrängend.

Dieses Bild war gut als dritte Studie.

Das Feuer ward fortwährend angefacht.

Auf dem Gesichte stehen große Schweißperlen, der schwere Kampf des körperlichen Schmerzes mit dem Manneswillen spiegelt sich ab auf demselben. Plötzlich brüllte der Kopf schmerzlich auf, die Augen schließen sich qualvoll und das entstellte Gesicht, dessen Züge auf einmal der höllische Schmerz sich bemächtigt, emporhebend, ist er unfähig, seine Qualen länger zu verbergen. Er brüllte wie die Verdammten in der Hölle.

„Jetzt, jetzt sieh' hin, Frapresto!"

Jeder Zug verläßt seine ursprüngliche Gestalt, die Seele ist nicht mehr Herr über sich, die Augen rollen wild in ihren Höhlen, die Lippe schäumt und flucht Gott und den Menschen! Ah, Frapresto, wenn dir dies gelingt, wie schön wird die vierte Studie sein!

Unten facht man das Feuer immer mehr an.

„Willst du auf unsere Fragen antworten, Don Jayme d'Avila?"

Der Kopf antwortet nicht mehr, schreit nicht mehr, sondern beginnt zu lächeln. Die Todesqualen zwingen ihn zum Lachen, er lacht laut auf; und dieses Lachen ist das Entsetzlichste, was man jemals gesehen.

Lucero zeichnet eilig; dies ist schon die fünfte Studie.

Der Vermummte winkt, das Feuer abzuschwächen. Er fürchtet, d'Avila könnte früher sterben, als es erwünscht ist.

Das Gesicht verliert allmählich die qualvolle Hitze, statt derselben breitet sich eine blasse, matte Färbung über dasselbe; die vom Lachkrampf entstellten Züge erhalten allgemach eine geringe Spannung, trotzdem scheinen sie ganz gebrochen, ruiniert. Luceros sechste Studie ist fertig.

Jetzt fragt der Inquisitor wieder:

„Willst du antworten, Don Jayme?“

Langsam hebt hierauf der Ritter den Kopf empor, weit öffnen sich seine Augen, daß das Weiße sichtbar wird; das blasse, farblose Antlitz verlängert sich: es ist dies kein menschliches Gesicht mehr, sondern das eines Gespenstes, welches sich aus dem Grabe erhebt und von dort zu sprechen beginnt, den verstörten Blick auf den Vermummten heftend. Oh, es ist ein entsetzlicher Anblick!

„Nun, Frapresto, weshalb zögert der Stift in deiner Hand? dies ist die interessanteste Studie! — Sieh' hin!“

Das geisterhafte Haupt beginnt zu sprechen mit schwerer, röchelnder Stimme:

„Philipp! — Nach sieben Tagen — werde ich dir — antworten — vor Gott.“

Damit verdrehen sich die Augen, die Lippen bleiben offen stehen, das Haupt neigt sich zur Seite und legt sich matt auf den Boden; jeder Zug ist starr geworden.

„Verlöschet das Feuer!“ schrie der Inquisitor den Dienern zu.

„Ist dies kein interessanter Studienkopf?“ fragte der Vermummte den Maler; „du kannst ihn ruhig zeichnen, denn er ist ohnmächtig geworden. Man wird ihn gleich erwecken und dann können wir fortfahren.“

Der Vermummte täuschte sich indessen, denn der Ritter war nicht ohnmächtig geworden; — sondern war gestorben und lieferte keine Studienköpfe mehr für Lucero.

„Der Verfluchte!“ rief Lucero aus; „stirbt beim achten Bild! und stiehlt mir wenigstens zehntausend Realen aus der Tasche.“

„Fürchte nichts, du erhältst die ganze Summe für die acht Bilder, da sie wohlgelungen sind;“ tröstete ihn der Vermummte; „jetzt gehe heim und arbeite sie gut und aufmerksam aus.“

Nach vier Tagen waren die acht Studienköpfe fertig und mit entsetzlicher Lebenstreue ausgearbeitet. Philipp schenkte sie alle seiner Gemahlin. . . . .

Am fünften Tage verbreitete sich die Nachricht im Lande, daß Königin Johanna den Verstand verloren habe. . . . . . .

Am sechsten Tage ließ Philipp der Schöne die Granden von Kastilien zusammenrufen und unterbreitete ihnen die Nachricht des Unglücksfalles, daß Johannas Gehirnkrankheit mit voller Wut ausgebrochen sei. . . . . . .

Am siebenten Tage nannten die Granden von Kastilien Philipp den Schönen Majestät und schrieben seinen Namen voran und nachher den Johannas. . . . .

Am achten Tage lag Philipp der Schöne — auf der Totenbahre. — Man sagte, daß er vergiftet worden sei. . . . . . .

Gott sei jenen ein gnädiger Richter, die gestorben sind. . . . . . .

Sommernacht.

Von

A. Frey.

Längst war das Abendrot verblaßt,
Als ich gesucht des Lagers Rast.
Erst lag ich da und mußte lauschen
Des Blutes ungestümem Rauschen.
Aus dem des Tages Ruf und Sang
Mit starkem Schall noch wiederklang.
Dann strebt' ich in ein Lied zu bannen,
Was meine Geister heimlich sannen,
Doch auf der Mittnachtgleisen Schatten
Entrannen metrisch mir die Weisen.
Drauf hat vom Schlaf mich fern gehalten
Der Sterne stilles Thun und Walten,
Der Winde sachter Weg und Gang
Und Quellenruf vom Hügelhang.
Und heimlich fiel mit Allgewalten
Der Liebe sehnendes Gestalten
Die schlummerlose Seele an:
Auf Geisterfüßen hört' ich nah'n
Das ferne Kind, das all sein Minnen
Auf mich gewandt in reinem Sinnen.
Den Atem fühlt' ich, feucht und warm,
Und um den Nacken ihren Arm,
Ihr Flüstern war's und war ihr Mund,
Er that mir all ihr Lieben kund,
Ihr scheues Hoffen und Verlangen.
So lag ich da mit heißen Wangen,
Und immerfort und immerfort
Quoll Liebeswort auf Liebeswort.
Es schwanden Sinn mir und Gedanken
Und meine matten Lieder sanken:
Mir war, ich hörte Wellen geh'n
Und fern im Winde Wipfel weh'n — —
Die Stirn sank schwer ins Kissen nieder
Und fühllos lösten sich die Glieder.

Nach der Arbeit. Von G. Hackl.

Zur Zeitgeschichte.

Aus der Gesellschaft.

Die Tochter des verstorbenen Kommerzienrats **Ravené** hat sich vor kurzem mit dem Sohne des bekannten Professors Geheimrat v. **Esmarch** verlobt, dem sie ca. 18 Millionen Mark bares Geld und Kunstschätze im gleichen Werte zubrachte.

Ob unsere deutschen **Tänzerinnen und Tänzer** von der neuen aus Amerika stammenden Sitte, die jetzt in England eingeführt wird, Gebrauch machen wollen, müssen wir ihnen selbst überlassen, jedenfalls wollen wir zu Nutz und Annehmlichkeit unserer tanzbeinschwingenden Jugend davon Kenntnis nehmen. Man steckt nämlich, nach dieser Sitte, jedem Eintretenden ein Sträußchen an, welches ihn für diesen Abend einer ein gleiches Sträußchen tragenden Dame völlig zu eigen macht. Selbstverständlich muß man dabei den Zufall als obersten Gott walten lassen.

Expeditionen.

25000 Dollars sind von dem Senat der Vereinigten Staaten ausgeschrieben worden als Belohnung für Auffindung des Lieutenants **Greely**, Führers der amerikanischen meteorologischen Nordpolexpedition.

Stanley tritt, nachdem er fünf Jahre diese Stellung eingenommen hat, von der Leitung der internationalen afrikanischen Gesellschaft zurück.

Theater und Musik.

In Berlin ist am Hofoperntheater mit außerordentlich glänzendem Erfolg Wagners **Walküre**, die aufzuführen schon lange Pflicht des kgl. Instituts gewesen wäre, zur Darstellung gekommen. Betz, Niemann, Frau Sachse-Hoffmeister leisteten Vorzügliches, ebenso das Orchester. Auch die scenischen Schwierigkeiten gerade dieses Teils der Nibelungentetralogie sind mit Glück überwunden worden. Einen ähnlich glänzenden Erfolg hat in Paris der erste Akt von „Tristan und Isolde" gehabt, der in den berühmten Konzerten von Lamoureux vorgeführt wurde.

Das **deutsche Theater** in Berlin verliert nun den zweiten Sekretär Ludwig Barnay, der mit seinen Kollegen nicht recht im Einklang zu bleiben vermochte.

Ein neues Drama ist von **Wildenbruch** zu erwarten, der sich offenbar nicht genügen läßt, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Dieses Mal handelt es sich um ein Trauerspiel in Versen, dessen Held „Christoph Marlow" sein wird. Auch Shakespeare tritt in dem Stück, und zwar als Rival des Titelhelden auf. — Auch von **Ibsen** soll nächstens ein neues Drama erscheinen, das sich gegen die moderne Mädchenerziehung wenden wird.

Ueber die große Oper **„Heliantus"** von Goldschmidt, welche in Leipzig aufgeführt wurde, herrschen sehr verschiedene Stimmen, im allgemeinen hört man aus dem Durcheinander von Urteilen heraus, daß die Oper wohl in erster Linie das Werk eines begabten Dilettanten ist.

Am 5. April wurde mehrerenorts der 100jährige Geburtstag **Ludwig Spohrs** festlich begangen.

Der von Frau Lucca besonders protegierte polnische Tenorist **Mierzwinski** hat sich im Wiener Opernhaus als Arnold (Tell) in außergewöhnlicher Weise bewährt.

Infolge des im letzten Heft erwähnten Skandals **Bülow-Hülsen** hat der erstere, wie kaum anders zu erwarten war, einen Verweis von seinem fürstlichen Herrn erhalten und infolgedessen seine Dimission eingereicht. Aber Herr v. Hülsen kann sich seines Sieges wenig freuen, da ihn Bülow inzwischen schriftlich von neuem angegriffen hat.

Kunst.

Das Original von Raffaels ausgezeichnetem Werk die **„Madonna von Loretto"**, welches bekanntlich bei der französischen Occupation von Loretto Anfang dieses Jahrhunderts verschwunden ist, wurde im Museum zu Hyères entdeckt.

Entdeckungen und Erfindungen.

In Syrien ist der drei Meter lange **Marmorsarg einer phönizischen Königin** entdeckt worden, der auf der Decke ein Bild der Königin, an den Seiten Sklavinnen erkennen läßt. Die Ausführung wird sehr gerühmt. — Eine andere Entdeckung meldet man aus Kabul, wo ein Stein gefunden wurde, dessen Inschrift sich auf den Kriegszug **Alexanders des Großen** bezieht.

Eine neuentdeckte Abart des **Brombeerstrauches**, die man im südlichen Norwegen fand, ist bei der letzten Sitzung der kgl. wissenschaftlichen Gesellschaft zu Göteborg vorgezeigt und Rubus Selmeri (nach dem gestürzten Ministerpräsidenten) getauft worden.

Wie das Perpetuum mobile wird bekanntlich auch fast alljährlich mit der Regelmäßigkeit der stets wiederkehrenden Seeschlange die **Quadratur des Kreises** als gelöst bekannt gemacht. Der jüngste Löser dieses schwierigen Problems ist der Geometer A. Lepiarz in Ratibor; der seltsame Schwärmer hat sogar den Reichstag um Erteilung eines Anerkennungsschreibens für seine weltbewegende Erfindung ersucht. Die Gelehrten der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" werden es sich nicht nehmen lassen, demnächst auch ihrerseits in der Rubrik „Zum Kopfzerbrechen" den Beweis von der Lösbarkeit, allerdings nach ihrer Methode, zu bringen.

Litteratur.

Kronprinz **Rudolf** von Oesterreich gibt ein großes beschreibendes Werk über Oesterreich, Ungarn und die Nebenländer, und Bosnien, die Herzegowina und das Limgebiet heraus. Die vielseitigste Behandlung des Stoffes sowohl nach geographischer wie ethnographischer und kulturgeschichtlicher Richtung ist vorgesehen, auch soll die gegenseitige Wirkung der einzelnen Teile der Monarchie aufeinander berücksichtigt werden.

Unsere überrheinischen Nachbarn widmen uns zur Zeit ein ganz besonderes

Interesse und erst jetzt wieder bereitet einer der bekanntesten französischen Geographen V. A. Malte-Brun ein umfassendes Werk von vier Quartbänden zu je 800 Seiten und 400 Holzschnitten vor, welches sich „l'Allemagne illustrée" betiteln und Deutschland nach allen Richtungen hin behandeln wird.

Das sehr bestimmt aufgetretene Gerücht: die Gräfin d'Aubigny sei Verfasserin des Pamphlets **„la société de Berlin"**, ist ernstlich widerlegt worden. Die Mgdeb. Ztg. weist auch auf folgenden Satz der skandalösen Schrift hin, der kaum von der Frau Gräfin niedergeschrieben worden sein dürfte: Le comte d'Aubigny a pour épouse une femme un peu originale qui ne manque pas d'esprit, mais qui, par crainte d'être banale, est tombée dans la plus complète impolitesse.

Heilwissenschaft.

Unser Mitarbeiter Sanitätsrat Baer hat in einem Vortrage über die **Sterblichkeit der Gefangenen** nachgewiesen, daß die Wahrscheinlichkeit baldigen Todes bei diesen Unglücklichen 3—5mal größer ist, als die der Freien. 1878—80 starben fast 31 vom Tausend und von den dem Tode Geweihten verfallen wieder die meisten der Schwindsucht. Baer macht dafür neben der unnatürlichen Lebensweise vor allem physische Einflüsse verantwortlich.

Militärisches.

Die **französischen Militärverhältnisse** gehen einer eigentümlichen Wendung der Dinge entgegen. Das s. Z. von Deutschland übernommene Institut der Einjährig-Freiwilligen hat sich in Frankreich durchaus nicht bewährt, weil es unter ganz anderen Verhältnissen zu Tage trat als bei uns. Wer 1500 Frs. zahlen konnte, wurde zu dem Einjährigendienst zugelassen, das Examen war eine Formel ohne tiefere Bedeutung und so kamen Leute in diese bevorzugte Klasse, welche in keiner Weise den gestellten Anforderungen entsprachen. Nach dem neuesten Programm soll nun die Dienstzeit wieder für alle Dienenden gleichgemacht und auf drei Jahre statt fünf resp. ein Jahr festgesetzt werden. Eine Ausnahme von dieser Regel wird die Kolonialarmee machen, für welche die fünfjährige Dienstzeit beibehalten bleibt. Viel verspricht man sich von der Erhebung eines „Wehrgeldes" derjenigen Dienstpflichtigen, die nicht einberufen werden, das man zur Gewinnung von Fünfjährig-Freiwilligen und eines Stammes von Unteroffizieren verwenden will. Der eminente Schaden, der allen denen aus der dreijährigen Dienstzeit erwächst, die dem Studium, überhaupt den höheren Berufsarten sich hingeben, scheint nicht voll gewürdigt zu werden, um die beabsichtigte Heeresorganisation zu hintertreiben.

Der Drang der **Japanesen**, europäische Kultur bei sich einzuführen, macht sich auch darin wieder geltend, daß eine aus 20 Personen bestehende japanesische Kommission unter Führung des Generals Ohyama eintreffen wird, um die militärische Organisation der Großmächte genau kennen zu lernen. Eine andere Kommission will in den Hauptstädten Chemie und Medizin studieren.

Die **englische Flotte** zählt zur Zeit 534 Fahrzeuge, von denen 235 im Dienste sind. Die gesamte Mannschaftsstärke beläuft sich auf 57 250, von denen 16 000 zum Dienst bei der Marine erzogen sind und zehn bis zwölf Jahre bei ihr gedient haben. 33 006 Personen sind im aktiven Dienst, davon 19 371 in fremden Gewässern stationiert und zwar im Mittelmeer, Nord- und Südamerika, Westindien, Kapstation, Großen Ocean und China. Marineoffiziere gibt es 4079.

Unglücksfälle.

Der Bauunternehmer **Wehner** in Elberfeld ist jüngst in Barmen auf eine schreckliche Weise verunglückt. Er steckte einige Dynamitpatronen zu sich, die in der Restauration, wohin er sich, um den Kaffee zu nehmen, begeben hatte, explodierten. Er wurde buchstäblich in zwei Stücke zerrissen.

In der Seehafenstadt **Bowen** in Queensland hat im Februar ein solcher Orkan geherrscht, daß kein Haus der Stadt unbeschädigt blieb und auch mehrere Menschen ihren Tod fanden. — Bei der Gelegenheit mag erwähnt sein, daß jetzt festgestellt wurde, daß bei dem Ausbruch des Vulkans Krakataua 40 000 Menschen auf Java und Sumatra ihr Leben verloren. — Aus den Vereinigten Staaten wird ebenfalls von heftigen Stürmen gemeldet, die namentlich in Nordkarolina und Ohio wüteten und schwere Opfer an Menschen und Sachen forderten.

Im Staate Virginia und zwar in Pocahontas bei Lynchburg hat im März ein durch Explosion schlagender Wetter hervorgerufenes **Grubenunglück** 150 Bergleuten das Leben gekostet. Zu allem Unglück fing auch noch der Kohlenflöz Feuer, so daß man schließlich den Schacht vermauern mußte, um den Brand zu dämpfen.

Völkerkunde.

Nach einer amtlichen Statistik betrug die **Zahl der in Russisch-Polen lebenden Deutschen** 1881: 199 305, die sich seitdem stetig vermehrt hat, ihr Grundeigentum 1 695 961 Morgen, zu dem 187 415 Morgen Pachtgüter kommen.

Handel und Verkehr.

Bei dem Interesse, welches man gerade jetzt **amerikanischer Aus- und Einfuhr** entgegenbringt, wird es nicht uninteressant sein zu hören, daß im letzten Jahr von Deutschland nach den Vereinigten Staaten für mehr als 228 Mill. Mk. Artikel exportiert wurden, darunter für 8 710 077 Dollars Baumwollwaren, für 6 497 996 Dollars Wollwaren, für 4 227 106 Dollars Seidenwaren, für 3 158 973 Dollars Eisen- und Stahlwaren, für 3 114 981 Dollars Leder und Lederwaren, für 2 332 090 Doll. Knöpfe und Knopfmaterial, für 2 332 684 Doll. Galanteriewaren.

Eine der wenigen existierenden elektrischen Eisenbahnen wird ihren Betrieb einstellen. Es ist dies die kurze Strecke **Groß Lichterfelde-Kadettenhaus**, welche wegen mangelnder Rentabilität aufgegeben werden muß. Die elektrische Bahn Westend-Spandauer Bank ist ihr bekanntlich schon früher hierin vorausgegangen.

Verbrechen.

Wir scheinen in eine nicht enden wollende Periode grausiger Mordthaten eingetreten zu sein, denn während kaum erst die Nachricht von der Verurteilung Schenks und Genossen zum Tode eingetroffen ist, wird schon wieder von einem dreifachen Mord aus **Berlin** gemeldet. Dort hat der Arbeiter Grunack im Affekt seine Frau, mit der er im Unfrieden lebte, ferner seine Schwester und den zu Hilfe herbeieilenden Vicewirt niedergestochen. — Am 27. März wurde der berüchtigte Bandit Algeriens **Ben Bahi** wegen 30fachem Mord mittels der Guillotine hingerichtet. Kurz bevor ihn der Todesstreich traf, sagte er: „Alle, welche mich achten, mögen für mich beten, alle, welche mich verachten, möge Gott strafen an ihren Erstgeborenen." — Nette Verhältnisse mögen in Vercelli herrschen, wo jüngst der Bürgermeister und zwei Gemeinderäte wegen begangenem Raubmord zum Tode verurteilt wurden.

Totenschau.

Prinz Leopold Georg Duncan Albert, **Herzog von Albany**, Graf von Clarence und Herzog von Sachsen, der jüngste Sohn der Königin Viktoria von England, der das lebhafteste Interesse für Kunst- und Wissenschaft hatte, starb am 28. März zu Cannes. Der Herzog, geb. 7. April 1853, seit 1882 Gatte der Prinzessin Helene von Waldeck, hat durch eine Blutergießung ins Gehirn sein Leben verloren, deren Ursache in einem Sturz beim Treppensteigen zu suchen ist. Die Leiche des Herzogs wurde, begleitet von einer Reihe fürstlicher und sonst hochgestellter Persönlichkeiten, über Paris in die Heimat gebracht und mit feierlichem Gepränge in Windsor beigesetzt.

Aze, Adolphe, der bekannte französische Historienmaler, geb. 4. März 1823 zu Paris, starb daselbst im März. Er war ein Schüler Rob. Fleurys.

Behm, Chefredakteur der Petermannschen Mittheil., starb im März zu Gotha.

Carlo Tocco, Fürst von Montemiletto, der letzte Nachkomme der Stuarts, starb 54 Jahre alt in Montemiletto.

Colban, Marie Sophie, beliebte norwegische Romanschriftstellerin, starb am 27. März zu Rom.

Deubler, Konrad, der intime Freund Lud. Feuerbachs, starb Ende März zu Goisern bei Ischl.

Formes, Wilhelm, einst gefeierter Baritonist, starb in New York, erst 50 Jahre alt.

Geibel, Emanuel, einer unserer gefeiertsten Lyriker, geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck, starb daselbst 6 April. An anderer Stelle dieses Blattes ist dem unvergeßlichen Dichter, dessen Mitarbeiterschaft sich auch unsere Zeitschrift rühmen durfte, ein poetischer Nachruf gewidmet. Geibel kränkelte schon lange und wurde bereits drei Wochen vor seinem Tode von einem Schlaganfall getroffen, der sich wenige Tage vor seinem Ende wiederholte und dieses herbeiführte. Nach diesem letzten Anfall gelangte er nicht mehr zum Bewußtsein.

Jerrold, Blanchard, Schriftsteller und langjähriger Redakteur von „Lloyds Weekly Newspaper", starb am 10. März zu London.

v. Leutrum, Geh. Rat Graf Hugo, einst Staatsanwalt in dem großen Hochverratsprozeß Becher und Genossen (1851), starb im März zu Stuttgart.

Richter, Gustav, ausgezeichneter Maler, namentlich auf dem Gebiete der Porträts, geb. 1823 zu Berlin, starb daselbst am 3. April.

Sella, italienischer Abgeordneter, vorzüglicher Finanzmann, starb am 14. März.

Trübner, Nikolaus, verdienter Verleger, namentlich auf dem Gebiete der indisch-orientalischen Litteratur, Gründer und Besitzer der Firma Trübner u. Co. in London, starb daselbst im März. Geb. 1817 zu Heidelberg.

Personalien.

François **Coppé** und Ferd. **Lesseps** sind zu Mitgliedern der französischen Akademie ernannt worden.

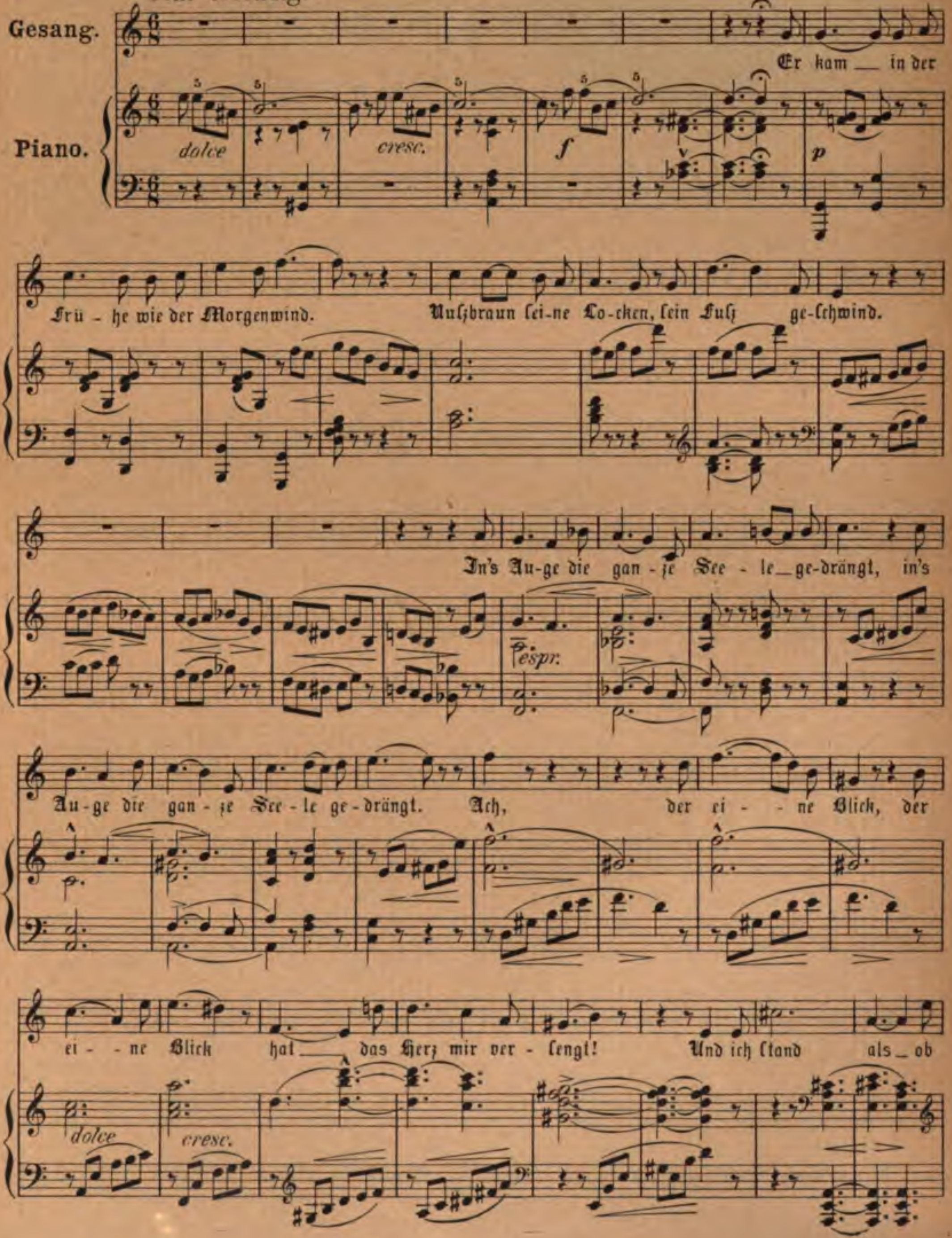
Wilhelm **Scherer** wurde zum Mitglied der königlich preußischen Akademie in Berlin ernannt.

Morgens.

Gedicht von Otto Roquette.

Sehr lebendig.

Ferdinand Hiller.



Interesse und erst jetzt wieder bereitet einer der bekanntesten französischen Geographen V. A. Malte-Brun ein umfassendes Werk von vier Quartbänden zu je 800 Seiten und 400 Holzschnitten vor, welches sich „l'Allemagne illustrée“ betiteln und Deutschland nach allen Richtungen hin behandeln wird.

Das sehr bestimmt aufgetretene Gerücht: die Gräfin d'Aubigny sei Verfasserin des Pamphlets **„la société de Berlin“**, ist ernstlich widerlegt worden. Die Mgdeb. Ztg. weist auch auf folgenden Satz der skandalösen Schrift hin, der kaum von der Frau Gräfin niedergeschrieben worden sein dürfte: Le comte d'Aubigny a pour épouse une femme un peu originale qui ne manque pas d'esprit, mais qui, par crainte d'être banale, est tombée dans la plus complète impolitesse.

Heilwissenschaft.

Unser Mitarbeiter Sanitätsrat Baer hat in einem Vortrage über die **Sterblichkeit der Gefangenen** nachgewiesen, daß die Wahrscheinlichkeit baldigen Todes bei diesen Unglücklichen 3—5mal größer ist, als die der Freien. 1878—80 starben fast 31 vom Tausend und von den dem Tode Geweihten verfallen wieder die meisten der Schwindsucht. Baer macht dafür neben der unnatürlichen Lebensweise vor allem physische Einflüsse verantwortlich.

Militärisches.

Die **französischen Militärverhältnisse** gehen einer eigentümlichen Wendung der Dinge entgegen. Das s. Z. von Deutschland übernommene Institut der Einjährig-Freiwilligen hat sich in Frankreich durchaus nicht bewährt, weil es unter ganz anderen Verhältnissen zu Tage trat als bei uns. Wer 1500 Frs. zahlen konnte, wurde zu dem Einjährigendienst zugelassen, das Examen war eine Formel ohne tiefere Bedeutung und so kamen Leute in diese bevorzugte Klasse, welche in keiner Weise den gestellten Anforderungen entsprachen. Nach dem neuesten Programm soll nun die Dienstzeit wieder für alle Dienenden gleichgemacht und auf drei Jahre statt fünf resp. ein Jahr festgesetzt werden. Eine Ausnahme von dieser Regel wird die Kolonialarmee machen, für welche die fünfjährige Dienstzeit beibehalten bleibt. Viel verspricht man sich von der Erhebung eines „Wehrgeldes“ derjenigen Dienstpflichtigen, die nicht einberufen werden, das man zur Gewinnung von Fünfjährig-Freiwilligen und eines Stammes von Unteroffizieren verwenden will. Der eminente Schaden, der allen denen aus der dreijährigen Dienstzeit erwächst, die dem Studium, überhaupt den höheren Berufsarten sich hingeben, scheint nicht voll gewürdigt zu werden, um die beabsichtigte Heeresorganisation zu hintertreiben.

Der Drang der **Japanesen**, europäische Kultur bei sich einzuführen, macht sich auch darin wieder geltend, daß eine aus 20 Personen bestehende japanesische Kommission unter Führung des Generals Ohyama eintreffen wird, um die militärische Organisation der Großmächte genau kennen zu lernen. Eine andere Kommission will in den Hauptstädten Chemie und Medizin studieren.

Die **englische Flotte** zählt zur Zeit 534 Fahrzeuge, von denen 235 im Dienste sind. Die gesamte Mannschaftsstärke beläuft sich auf 57 250, von denen 16 000 zum Dienst bei der Marine erzogen sind und zehn bis zwölf Jahre bei ihr gedient haben. 33 006 Personen sind im aktiven Dienst, davon 19 371 in fremden Gewässern stationiert und zwar im Mittelmeer, Nord- und Südamerika, Westindien, Kapstation, Großen Ocean und China. Marineoffiziere gibt es 4079.

Unglücksfälle.

Der Bauunternehmer **Wehner** in Elberfeld ist jüngst in Barmen auf eine schreckliche Weise verunglückt. Er steckte einige Dynamitpatronen zu sich, die in der Restauration, wohin er sich, um den Kaffee zu nehmen, begeben hatte, explodierten. Er wurde buchstäblich in zwei Stücke zerrissen.

In der Seehafenstadt **Bowen** in Queensland hat im Februar ein solcher Orkan geherrscht, daß kein Haus der Stadt unbeschädigt blieb und auch mehrere Menschen ihren Tod fanden. — Bei der Gelegenheit mag erwähnt sein, daß jetzt festgestellt wurde, daß bei dem Ausbruch des Vulkans Krakataua 40 000 Menschen auf Java und Sumatra ihr Leben verloren. — Aus den Vereinigten Staaten wird ebenfalls von heftigen Stürmen gemeldet, die namentlich in Nordkarolina und Ohio wüteten und schwere Opfer an Menschen und Sachen forderten.

Im Staate Virginia und zwar in Pocahontas bei Lynchburg hat im März ein durch Explosion schlagender Wetter hervorgerufenes **Grubenunglück** 150 Bergleuten das Leben gekostet. Zu allem Unglück fing auch noch der Kohlenflöz Feuer, so daß man schließlich den Schacht vermauern mußte, um den Brand zu dämpfen.

Völkerkunde.

Nach einer amtlichen Statistik betrug die **Zahl der in Russisch-Polen lebenden Deutschen** 1881: 199 305, die sich seitdem stetig vermehrt hat, ihr Grundeigentum 1 695 961 Morgen, zu dem 187 415 Morgen Pachtgüter kommen.

Handel und Verkehr.

Bei dem Interesse, welches man gerade jetzt **amerikanischer Aus- und Einfuhr** entgegenbringt, wird es nicht uninteressant sein zu hören, daß im letzten Jahr von Deutschland nach den Vereinigten Staaten für mehr als 228 Mill. Mk. Artikel exportiert wurden, darunter für 8 710 077 Dollars Baumwollwaren, für 6 497 996 Dollars Wollwaren, für 4 227 106 Dollars Seidenwaren, für 3 158 973 Dollars Eisen- und Stahlwaren, für 3 114 981 Dollars Leder und Lederwaren, für 2 332 090 Doll. Knöpfe und Knopfmaterial, für 2 332 684 Doll. Galanteriewaren.

Eine der wenigen existierenden elektrischen Eisenbahnen wird ihren Betrieb einstellen. Es ist dies die kurze Strecke **Groß Lichterfelde-Kadettenhaus**, welche wegen mangelnder Rentabilität aufgegeben werden muß. Die elektrische Bahn Westend-Spandauer Bank ist ihr bekanntlich schon früher hierin vorausgegangen.

Verbrechen.

Wir scheinen in eine nicht enden wollende Periode grausiger Mordthaten eingetreten zu sein, denn während kaum erst die Nachricht von der Verurteilung Schenks und Genossen zum Tode eingetroffen ist, wird schon wieder von einem dreifachen Mord aus **Berlin** gemeldet. Dort hat der Arbeiter Grunack im Affekt seine Frau, mit der er im Unfrieden lebte, ferner seine Schwester und den zu Hilfe herbeieilenden Vicewirt niedergestochen. — Am 27. März wurde der berüchtigte Bandit Algeriens **Ben Bahi** wegen 30fachem Mord mittels der Guillotine hingerichtet. Kurz bevor ihn der Todesstreich traf, sagte er: „Alle, welche mich achten, mögen für mich beten, alle, welche mich verachten, möge Gott strafen an ihren Erstgeborenen.“ — Nette Verhältnisse mögen in Vercelli herrschen, wo jüngst der Bürgermeister und zwei Gemeinderäte wegen begangenem Raubmord zum Tode verurteilt wurden.

Totenschau.

Prinz Leopold Georg Duncan Albert, **Herzog von Albany**, Graf von Clarence und Herzog von Sachsen, der jüngste Sohn der Königin Viktoria von England, der das lebhafteste Interesse für Kunst- und Wissenschaft hatte, starb am 28. März zu Cannes. Der Herzog, geb. 7. April 1853, seit 1882 Gatte der Prinzessin Helene von Waldeck, hat durch eine Blutergießung ins Gehirn sein Leben verloren, deren Ursache in einem Sturz beim Treppensteigen zu suchen ist. Die Leiche des Herzogs wurde, begleitet von einer Reihe fürstlicher und sonst hochgestellter Persönlichkeiten, über Paris in die Heimat gebracht und mit feierlichem Gepränge in Windsor beigesetzt.

Yze, Adolphe, der bekannte französische Historienmaler, geb. 4. März 1823 zu Paris, starb daselbst im März. Er war ein Schüler Rob. Fleurys.

Behm, Chefredakteur der Petermannschen Mittheil., starb im März zu Gotha.

Carlo Tocco, Fürst von Montemiletto, der letzte Nachkomme der Stuarts, starb 54 Jahre alt in Montemiletto.

Colban, Marie Sophie, beliebte norwegische Romanschriftstellerin, starb am 27. März zu Rom.

Deubler, Konrad, der intime Freund Lud. Feuerbachs, starb Ende März zu Goisern bei Ischl.

Formes, Wilhelm, einst gefeierter Baritonist, starb in New York, erst 50 Jahre alt.

Geibel, Emanuel, einer unserer gefeiertsten Lyriker, geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck, starb daselbst 6 April. An anderer Stelle dieses Blattes ist dem unvergeßlichen Dichter, dessen Mitarbeiterschaft sich auch unsere Zeitschrift rühmen durfte, ein poetischer Nachruf gewidmet. Geibel kränkelte schon lange und wurde bereits drei Wochen vor seinem Tode von einem Schlaganfall getroffen, der sich wenige Tage vor seinem Ende wiederholte und dieses herbeiführte. Nach diesem letzten Anfall gelangte er nicht mehr zum Bewußtsein.

Jerrold, Blanchard, Schriftsteller und langjähriger Redakteur von „Lloyds Weekly Newspaper“, starb am 10. März zu London.

v. Leutrum, Geh. Rat Graf Hugo, einst Staatsanwalt in dem großen Hochverratsprozeß Becher und Genossen (1851), starb im März zu Stuttgart.

Richter, Gustav, ausgezeichneter Maler, namentlich auf dem Gebiete der Porträts, geb. 1823 zu Berlin, starb daselbst am 3. April.

Sella, italienischer Abgeordneter, vorzüglicher Finanzmann, starb am 14. März.

Trübner, Nikolaus, verdienter Verleger, namentlich auf dem Gebiete der indisch-orientalischen Litteratur, Gründer und Besitzer der Firma Trübner u. Co. in London, starb daselbst im März. Geb. 1817 zu Heidelberg.

Personalien.

François **Coppé** und Ferd. **Lesseps** sind zu Mitgliedern der französischen Akademie ernannt worden.

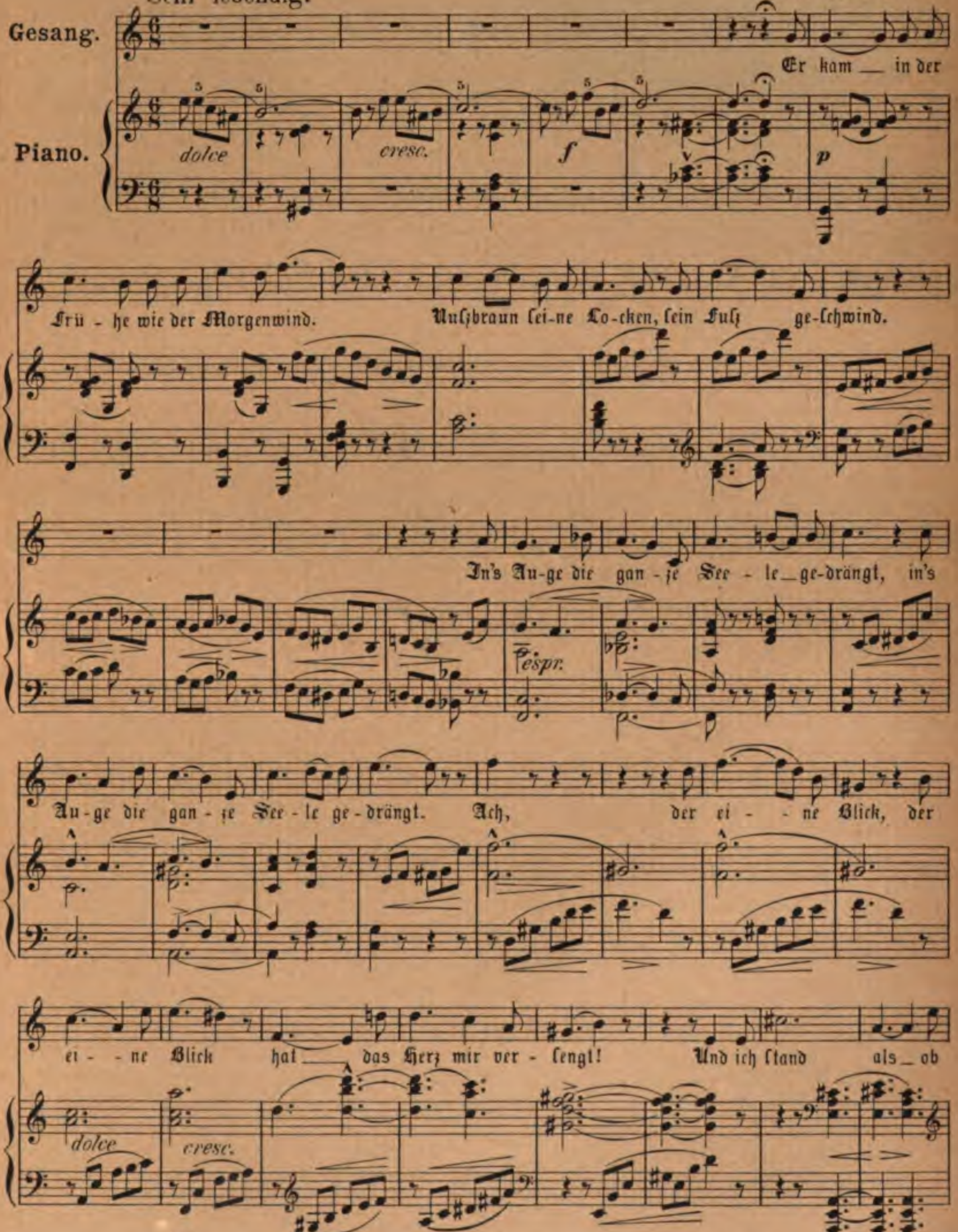
Wilhelm **Scherer** wurde zum Mitglied der königlich preußischen Akademie in Berlin ernannt.

Morgens.

Gedicht von Otto Roquette.

Ferdinand Hiller.

Sehr lebendig.



Nach der Arbeit. Von G. Hackl.

Der Sammler

Zur Zeitgeschichte.

Aus der Gesellschaft.

Die Tochter des verstorbenen Kommerzienrats **Ravené** hat sich vor kurzem mit dem Sohne des bekannten Professors Geheimrat v. **Esmarch** verlobt, dem sie ca. 18 Millionen Mark bares Geld und Kunstschätze im gleichen Werte zubrachte.

Ob unsere deutschen **Tänzerinnen und Tänzer** von der neuen aus Amerika stammenden Sitte, die jetzt in England eingeführt wird, Gebrauch machen wollen, müssen wir ihnen selbst überlassen, jedenfalls wollen wir zu Nutz und Annehmlichkeit unserer tanzbeinschwingenden Jugend davon Kenntnis nehmen. Man steckt nämlich, nach dieser Sitte, jedem Eintretenden ein Sträußchen an, welches ihn für diesen Abend einer ein gleiches Sträußchen tragenden Dame völlig zu eigen macht. Selbstverständlich muß man dabei den Zufall als obersten Gott walten lassen.

Expeditionen.

25000 Dollars sind von dem Senat der Vereinigten Staaten ausgeschrieben worden als Belohnung für Auffindung des Lieutenants **Greely**, Führers der amerikanischen meteorologischen Nordpolexpedition.

Stanley tritt, nachdem er fünf Jahre diese Stellung eingenommen hat, von der Leitung der internationalen afrikanischen Gesellschaft zurück.

Theater und Musik.

In Berlin ist am Hofoperntheater mit außerordentlich glänzendem Erfolg Wagners **Walküre**, die aufzuführen schon lange Pflicht des kgl. Instituts gewesen wäre, zur Darstellung gekommen. Betz, Niemann, Frau Sachse-Hoffmeister leisteten Vorzügliches, ebenso das Orchester. Auch die scenischen Schwierigkeiten gerade dieses Teils der Nibelungentetralogie sind mit Glück überwunden worden. Einen ähnlich glänzenden Erfolg hat in Paris der erste Akt von „Tristan und Isolde" gehabt, der in den berühmten Konzerten von Lamoureux vorgeführt wurde.

Das **deutsche Theater** in Berlin verliert nun den zweiten Sekretär Ludwig Barnay, der mit seinen Kollegen nicht recht im Einklang zu bleiben vermochte.

Ein neues Drama ist von **Wildenbruch** zu erwarten, der sich offenbar nicht genügen läßt, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Dieses Mal handelt es sich um ein Trauerspiel in Versen, dessen Held „Christoph Marlow" sein wird. Auch Shakespeare tritt in dem Stück, und zwar als Rival des Titelhelden auf. — Auch von **Ibsen** soll nächstens ein neues Drama erscheinen, das sich gegen die moderne Mädchenerziehung wenden wird.

Ueber die große Oper **„Heliantus"** von Goldschmidt, welche in Leipzig aufgeführt wurde, herrschen sehr verschiedene Stimmen, im allgemeinen hört man aus dem Durcheinander von Urteilen heraus, daß die Oper wohl in erster Linie das Werk eines begabten Dilettanten ist.

Am 5. April wurde mehrerenorts der 100jährige Geburtstag **Ludwig Spohrs** festlich begangen.

Der von Frau Lucca besonders protegierte polnische Tenorist **Mierzwinski** hat sich im Wiener Opernhaus als Arnold (Tell) in außergewöhnlicher Weise bewährt.

Infolge des im letzten Heft erwähnten Skandals **Bülow-Hülsen** hat der erstere, wie kaum anders zu erwarten war, einen Verweis von seinem fürstlichen Herrn erhalten und infolgedessen seine Dimission eingereicht. Aber Herr v. Hülsen kann sich seines Sieges wenig freuen, da ihn Bülow inzwischen schriftlich von neuem angegriffen hat.

Kunst.

Das Original von Raffaels ausgezeichnetem Werk die **„Madonna von Loretto"**, welches bekanntlich bei der französischen Occupation von Loretto Anfang dieses Jahrhunderts verschwunden ist, wurde im Museum zu Hyères entdeckt.

Entdeckungen und Erfindungen.

In Syrien ist der drei Meter lange **Marmorsarg einer phönizischen Königin** entdeckt worden, der auf der Decke ein Bild der Königin, an den Seiten Sklavinnen erkennen läßt. Die Ausführung wird sehr gerühmt. — Eine andere Entdeckung meldet man aus Kabul, wo ein Stein gefunden wurde, dessen Inschrift sich auf den Kriegszug **Alexanders des Großen** bezieht.

Eine neuentdeckte Abart des **Brombeerstrauches**, die man im südlichen Norwegen fand, ist bei der letzten Sitzung der kgl. wissenschaftlichen Gesellschaft zu Göteborg vorgezeigt und Rubus Selmeri (nach dem gestürzten Ministerpräsidenten) getauft worden.

Wie das Perpetuum mobile wird bekanntlich auch fast alljährlich mit der Regelmäßigkeit der stets wiederkehrenden Seeschlange die **Quadratur des Kreises** als gelöst bekannt gemacht. Der jüngste Löser dieses schwierigen Problems ist der Geometer A. Lepiarz in Ratibor; der seltsame Schwärmer hat sogar den Reichstag um Erteilung eines Anerkennungsschreibens für seine weltbewegende Erfindung ersucht. Die Gelehrten der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" werden es sich nicht nehmen lassen, demnächst auch ihrerseits in der Rubrik „Zum Kopfzerbrechen" den Beweis von der Lösbarkeit, allerdings nach ihrer Methode, zu bringen.

Litteratur.

Kronprinz **Rudolf** von Oesterreich gibt ein großes beschreibendes Werk über Oesterreich, Ungarn und die Nebenländer, und Bosnien, die Herzegowina und das Limgebiet heraus. Die vielseitigste Behandlung des Stoffes sowohl nach geographischer wie ethnographischer und kulturgeschichtlicher Richtung ist vorgesehen, auch soll die gegenseitige Wirkung der einzelnen Teile der Monarchie aufeinander berücksichtigt werden.

Unsere überrheinischen Nachbarn widmen uns zur Zeit ein ganz besonderes

Interesse und erst jetzt wieder bereitet einer der bekanntesten französischen Geographen V. A. Malte-Brun ein umfassendes Werk von vier Quartbänden zu je 800 Seiten und 400 Holzschnitten vor, welches sich „l'Allemagne illustrée" betiteln und Deutschland nach allen Richtungen hin behandeln wird.

Das sehr bestimmt aufgetretene Gerücht: die Gräfin d'Aubigny sei Verfasserin des Pamphlets **„la société de Berlin"**, ist ernstlich widerlegt worden. Die Mgdeb. Ztg. weist auch auf folgenden Satz der skandalösen Schrift hin, der kaum von der Frau Gräfin niedergeschrieben worden sein dürfte: Le comte d'Aubigny a pour épouse une femme un peu originale qui ne manque pas d'esprit, mais qui, par crainte d'être banale, est tombée dans la plus complète impolitesse.

Heilwissenschaft.

Unser Mitarbeiter Sanitätsrat Baer hat in einem Vortrage über die **Sterblichkeit der Gefangenen** nachgewiesen, daß die Wahrscheinlichkeit baldigen Todes bei diesen Unglücklichen 3—5mal größer ist, als die der Freien. 1878—80 starben fast 31 vom Tausend und von den dem Tode Geweihten verfallen wieder die meisten der Schwindsucht. Baer macht dafür neben der unnatürlichen Lebensweise vor allem physische Einflüsse verantwortlich.

Militärisches.

Die **französischen Militärverhältnisse** gehen einer eigentümlichen Wendung der Dinge entgegen. Das s. Z. von Deutschland übernommene Institut der Einjährig-Freiwilligen hat sich in Frankreich durchaus nicht bewährt, weil es unter ganz anderen Verhältnissen zu Tage trat als bei uns. Wer 1500 Frs. zahlen konnte, wurde zu dem Einjährigendienst zugelassen, das Examen war eine Formel ohne tiefere Bedeutung und so kamen Leute in diese bevorzugte Klasse, welche in keiner Weise den gestellten Anforderungen entsprachen. Nach dem neuesten Programm soll nun die Dienstzeit wieder für alle Dienenden gleichgemacht und auf drei Jahre statt fünf resp. ein Jahr festgesetzt werden. Eine Ausnahme von dieser Regel wird die Kolonialarmee machen, für welche die fünfjährige Dienstzeit beibehalten bleibt. Viel verspricht man sich von der Erhebung eines „Wehrgeldes" derjenigen Dienstpflichtigen, die nicht einberufen werden, das man zur Gewinnung von Fünfjährig-Freiwilligen und eines Stammes von Unteroffizieren verwenden will. Der eminente Schaden, der allen denen aus der dreijährigen Dienstzeit erwächst, die dem Studium, überhaupt den höheren Berufsarten sich hingeben, scheint nicht voll gewürdigt zu werden, um die beabsichtigte Heeresorganisation zu hintertreiben.

Der Drang der **Japanesen**, europäische Kultur bei sich einzuführen, macht sich auch darin wieder geltend, daß eine aus 20 Personen bestehende japanesische Kommission unter Führung des Generals Ohyama eintreffen wird, um die militärische Organisation der Großmächte genau kennen zu lernen. Eine andere Kommission will in den Hauptstädten Chemie und Medizin studieren.

Die **englische Flotte** zählt zur Zeit 534 Fahrzeuge, von denen 235 im Dienste sind. Die gesamte Mannschaftsstärke beläuft sich auf 57 250, von denen 16 000 zum Dienst bei der Marine erzogen sind und zehn bis zwölf Jahre bei ihr gedient haben. 33 006 Personen sind im aktiven Dienst, davon 19 371 in fremden Gewässern stationiert und zwar im Mittelmeer, Nord- und Südamerika, Westindien, Kapstation, Großen Ocean und China. Marineoffiziere gibt es 4079.

Unglücksfälle.

Der Bauunternehmer **Wehner** in Elberfeld ist jüngst in Barmen auf eine schreckliche Weise verunglückt. Er steckte einige Dynamitpatronen zu sich, die in der Restauration, wohin er sich, um den Kaffee zu nehmen, begeben hatte, explodierten. Er wurde buchstäblich in zwei Stücke zerrissen.

In der Seehafenstadt **Bowen** in Queensland hat im Februar ein solcher Orkan geherrscht, daß kein Haus der Stadt unbeschädigt blieb und auch mehrere Menschen ihren Tod fanden. — Bei der Gelegenheit mag erwähnt sein, daß jetzt festgestellt wurde, daß bei dem Ausbruch des Vulkans Krakataua 40 000 Menschen auf Java und Sumatra ihr Leben verloren. — Aus den Vereinigten Staaten wird ebenfalls von heftigen Stürmen gemeldet, die namentlich in Nordkarolina und Ohio wüteten und schwere Opfer an Menschen und Sachen forderten.

Im Staate Virginia und zwar in Pocahontas bei Lynchburg hat im März ein durch Explosion schlagender Wetter hervorgerufenes **Grubenunglück** 150 Bergleuten das Leben gekostet. Zu allem Unglück fing auch noch der Kohlenflöz Feuer, so daß man schließlich den Schacht vermauern mußte, um den Brand zu dämpfen.

Völkerkunde.

Nach einer amtlichen Statistik betrug die **Zahl der in Russisch-Polen lebenden Deutschen** 1881: 199 305, die sich seitdem stetig vermehrt hat, ihr Grundeigentum 1 695 961 Morgen, zu dem 187 415 Morgen Pachtgüter kommen.

Handel und Verkehr.

Bei dem Interesse, welches man gerade jetzt **amerikanischer Aus- und Einfuhr** entgegenbringt, wird es nicht uninteressant sein zu hören, daß im letzten Jahr von Deutschland nach den Vereinigten Staaten für mehr als 228 Mill. Mk. Artikel exportiert wurden, darunter für 8 710 077 Dollars Baumwollwaren, für 6 497 996 Dollars Wollwaren, für 4 227 106 Dollars Seidenwaren, für 3 158 973 Dollars Eisen- und Stahlwaren, für 3 114 981 Dollars Leder und Lederwaren, für 2 832 090 Doll. Knöpfe und Knopfmaterial, für 2 332 684 Doll. Galanteriewaren.

Eine der wenigen existierenden elektrischen Eisenbahnen wird ihren Betrieb einstellen. Es ist dies die kurze Strecke **Groß Lichterfelde-Kadettenhaus**, welche wegen mangelnder Rentabilität aufgegeben werden muß. Die elektrische Bahn Westend-Spandauer Bank ist ihr bekanntlich schon früher hierin vorausgegangen.

Verbrechen.

Wir scheinen in eine nicht enden wollende Periode grausiger Mordthaten eingetreten zu sein, denn während kaum erst die Nachricht von der Verurteilung Schenks und Genossen zum Tode eingetroffen ist, wird schon wieder von einem dreifachen Mord aus **Berlin** gemeldet. Dort hat der Arbeiter Grunack im Affekt seine Frau, mit der er im Unfrieden lebte, ferner seine Schwester und den zu Hilfe herbeieilenden Vicewirt niedergestochen. — Am 27. März wurde der berüchtigte Bandit Algeriens **Ben Bahi** wegen 30fachem Mord mittels der Guillotine hingerichtet. Kurz bevor ihn der Todesstreich traf, sagte er: „Alle, welche mich achten, mögen für mich beten, alle, welche mich verachten, möge Gott strafen an ihren Erstgeborenen." — Nette Verhältnisse mögen in Vercelli herrschen, wo jüngst der Bürgermeister und zwei Gemeinderäte wegen begangenem Raubmord zum Tode verurteilt wurden.

Totenschau.

Prinz Leopold Georg Duncan Albert, **Herzog von Albany**, Graf von Clarence und Herzog von Sachsen, der jüngste Sohn der Königin Viktoria von England, der das lebhafteste Interesse für Kunst- und Wissenschaft hatte, starb am 28. März zu Cannes. Der Herzog, geb. 7. April 1853, seit 1882 Gatte der Prinzessin Helene von Waldeck, hat durch eine Blutergießung ins Gehirn sein Leben verloren, deren Ursache in einem Sturz beim Treppensteigen zu suchen ist. Die Leiche des Herzogs wurde, begleitet von einer Reihe fürstlicher und sonst hochgestellter Persönlichkeiten, über Paris in die Heimat gebracht und mit feierlichem Gepränge in Windsor beigesetzt.

Aze, Adolphe, der bekannte französische Historienmaler, geb. 4. März 1823 zu Paris, starb daselbst im März. Er war ein Schüler Rob. Fleurys.

Behm, Chefredakteur der Petermannschen Mittheil., starb im März zu Gotha.

Carlo Tocco, Fürst von Montemiletto, der letzte Nachkomme der Stuarts, starb 54 Jahre alt in Montemiletto.

Colban, Marie Sophie, beliebte norwegische Romanschriftstellerin, starb am 27. März zu Rom.

Deubler, Konrad, der intime Freund Lud. Feuerbachs, starb Ende März zu Goisern bei Ischl.

Formes, Wilhelm, einst gefeierter Baritonist, starb in New York, erst 50 Jahre alt.

Geibel, Emanuel, einer unserer gefeiertsten Lyriker, geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck, starb daselbst 6 April. An anderer Stelle dieses Blattes ist dem unvergeßlichen Dichter, dessen Mitarbeiterschaft sich auch unsere Zeitschrift rühmen durfte, ein poetischer Nachruf gewidmet. Geibel kränkelte schon lange und wurde bereits drei Wochen vor seinem Tode von einem Schlaganfall getroffen, der sich wenige Tage vor seinem Ende wiederholte und dieses herbeiführte. Nach diesem letzten Anfall gelangte er nicht mehr zum Bewußtsein.

Jerrold, Blanchard, Schriftsteller und langjähriger Redakteur von „Lloyds Weekly Newspaper", starb am 10. März zu London.

v. Leutrum, Geh. Rat Graf Hugo, einst Staatsanwalt in dem großen Hochverratsprozeß Becher und Genossen (1851), starb im März zu Stuttgart.

Richter, Gustav, ausgezeichneter Maler, namentlich auf dem Gebiete der Porträts, geb. 1823 zu Berlin, starb daselbst am 3. April.

Sella, italienischer Abgeordneter, vorzüglicher Finanzmann, starb am 14. März.

Trübner, Nikolaus, verdienter Verleger, namentlich auf dem Gebiete der indisch-orientalischen Litteratur, Gründer und Besitzer der Firma Trübner u. Co. in London, starb daselbst im März. Geb. 1817 zu Heidelberg.

Personalien.

François **Coppé** und Ferd. **Lesseps** sind zu Mitgliedern der französischen Akademie ernannt worden.

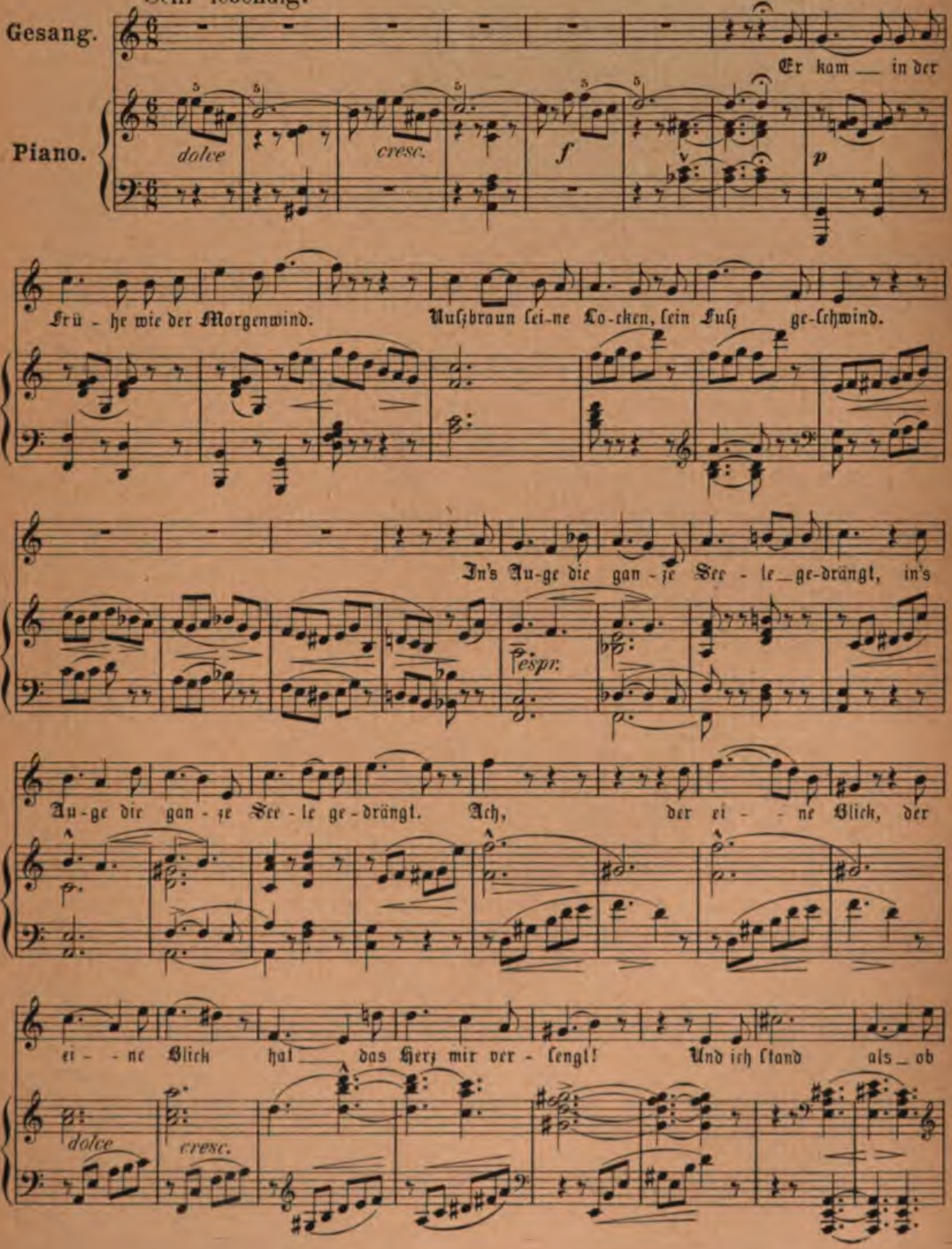
Wilhelm **Scherer** wurde zum Mitglied der königlich preußischen Akademie in Berlin ernannt.

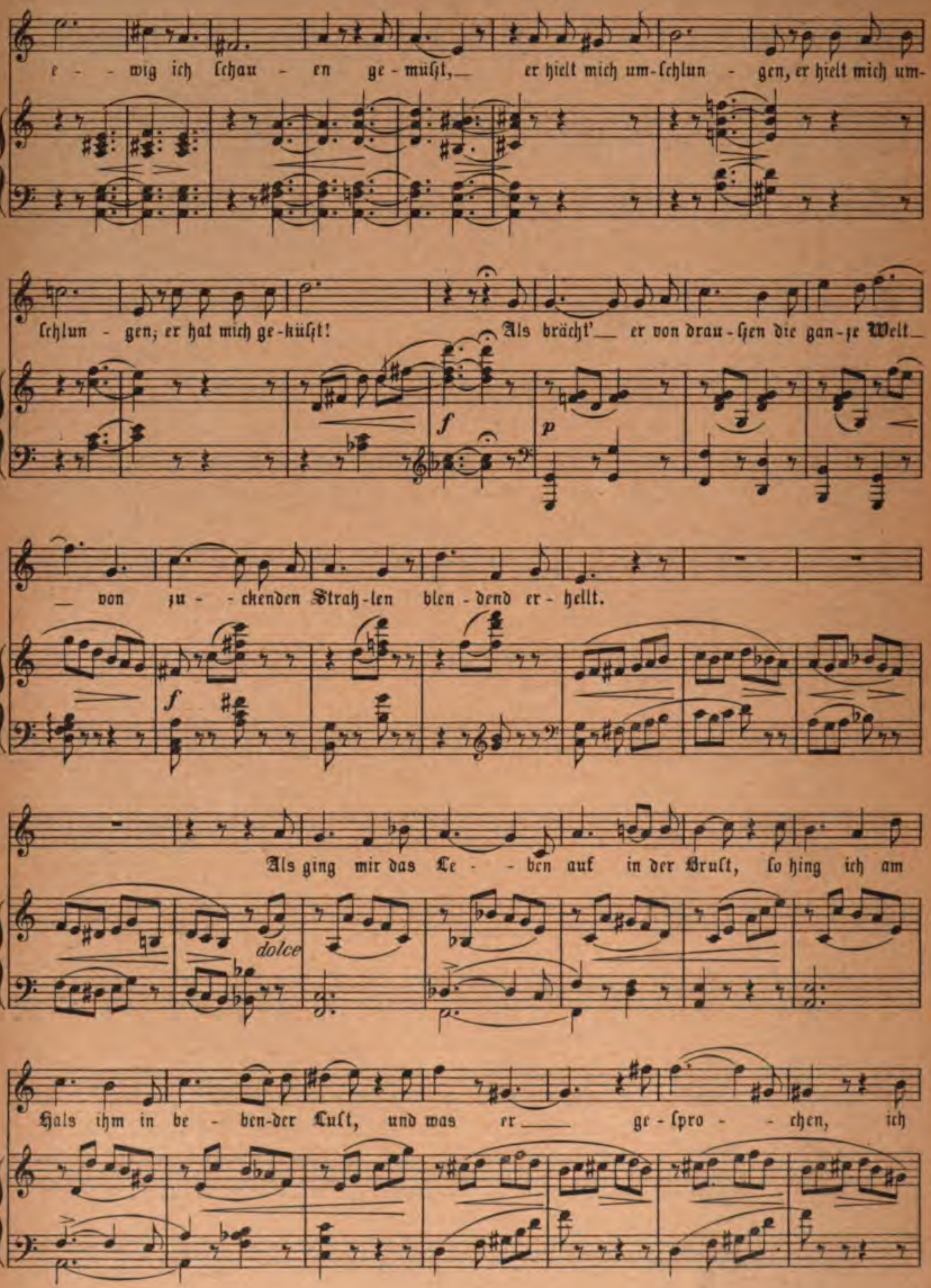
Morgens.

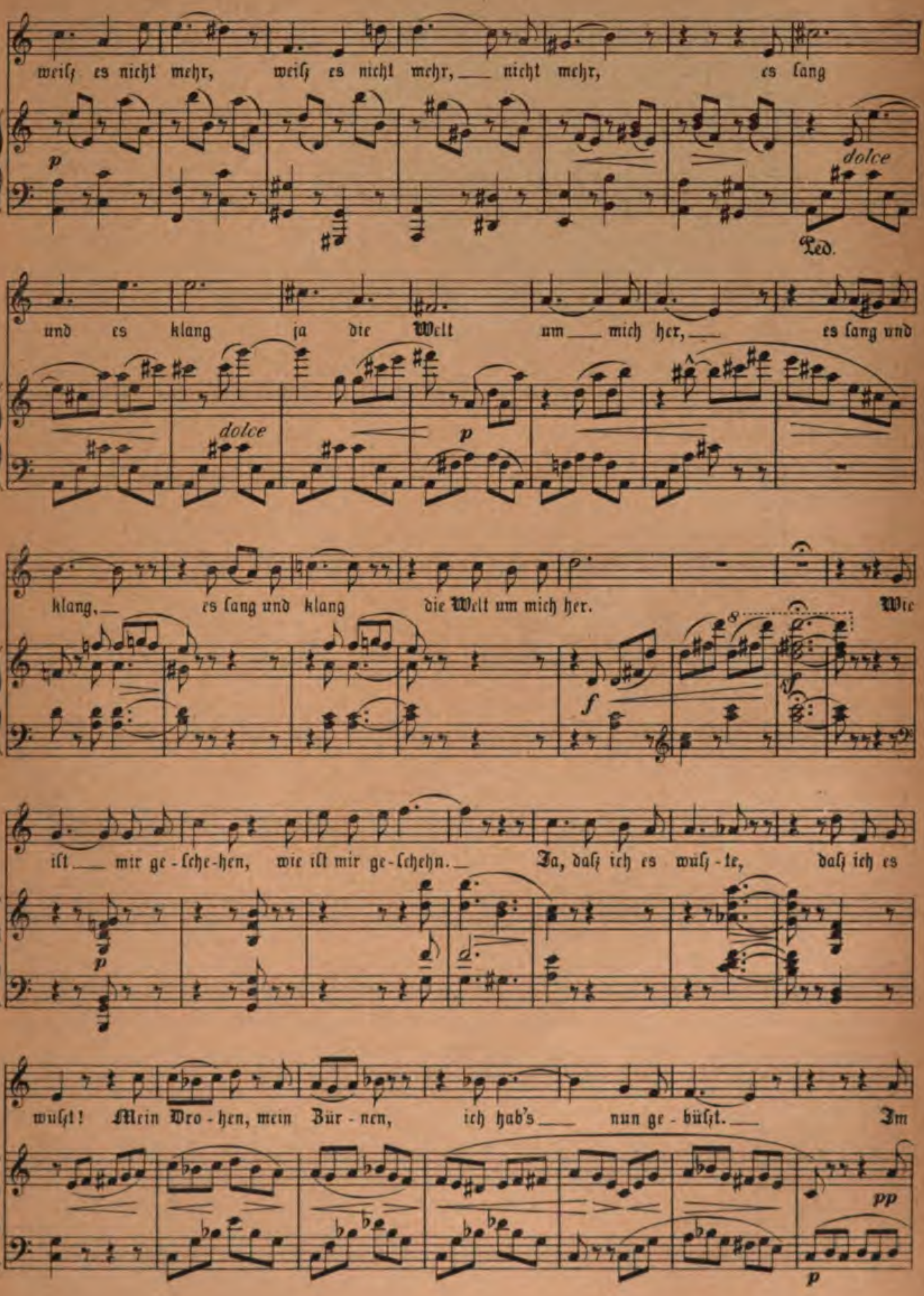
Gedicht von Otto Roquette.

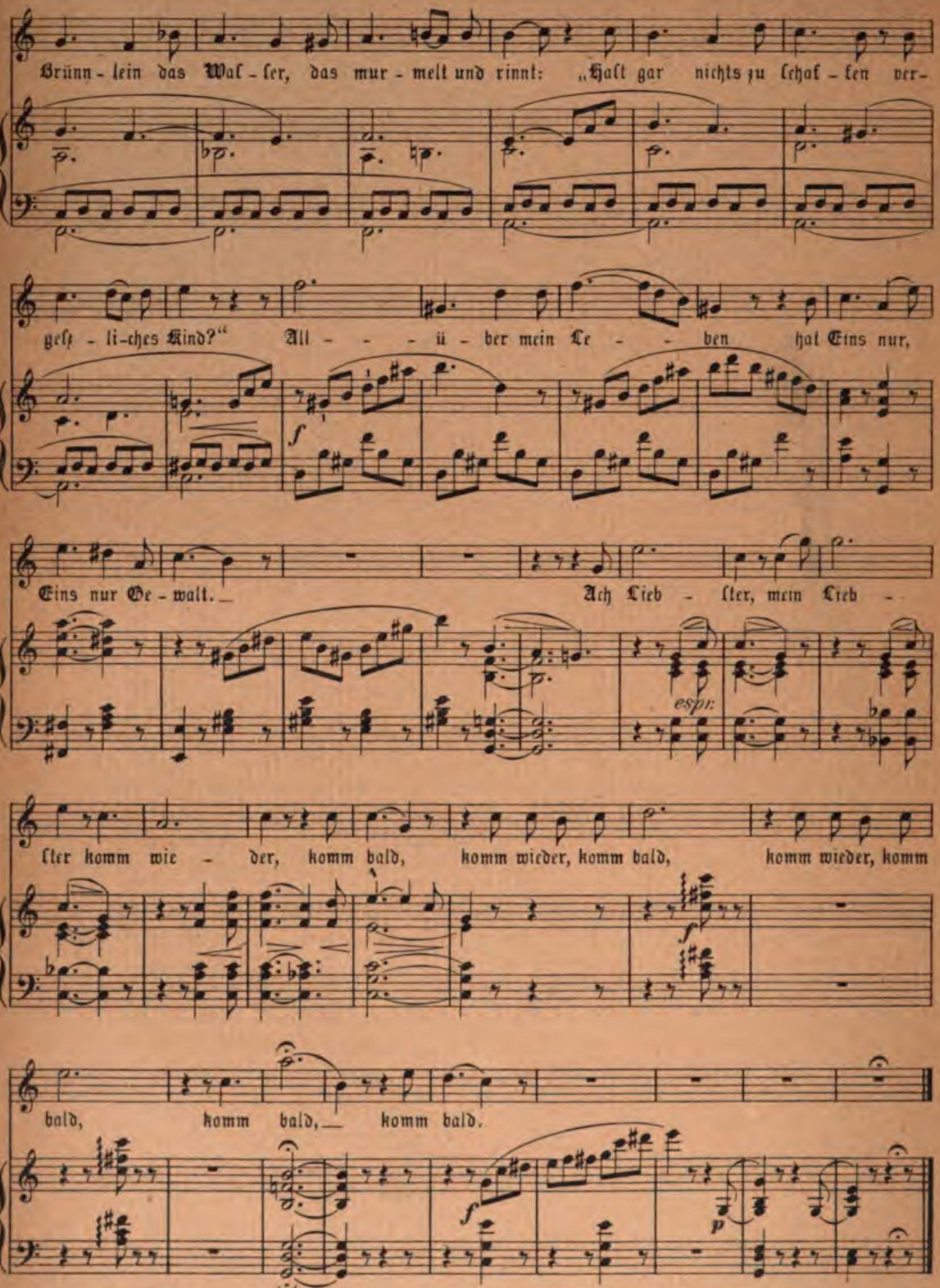
Sehr lebendig.

Ferdinand Hiller.




e - - wig ich ſchau - en ge - müßt, — er hielt mich um-ſchlun - gen, er hielt mich um-
ſchlun - gen; er hat mich ge-küßt! Als brächt' — er von drau-ßen die gan-ze Welt —
— von zu - - ckenden Strah-len blen - dend er - hellt.
Als ging mir das Le - - ben auf in der Bruſt, ſo hing ich am
Hals ihm in be - ben-der Luſt, und was er — ge - ſpro - - chen, ich
f
p
dolce


weiß es nicht mehr, weiß es nicht mehr, nicht mehr, es sang
und es klang ja die Welt um mich her, es sang und
klang, es sang und klang die Welt um mich her. Wie
ist mir ge-sche-hen, wie ist mir ge-schehn. Ja, daß ich es wüß-te, daß ich es
wüßt! Mein Dro-hen, mein Zür-nen, ich hab's nun ge-büßt. Im


Brünn - lein das Waſ - ſer, das mur - melt und rinnt: „Haſt gar nichts zu ſchaf - fen ver-
geſſ - li-ches Kind?“ All - - - ü - ber mein Le - - ben hat Eins nur,
Eins nur Ge - walt. Ach Lieb - ſter, mein Lieb -
ſter komm wie - der, komm bald, komm wieder, komm bald, komm wieder, komm
bald, komm bald, komm bald.
espr.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Der Weinstock im Garten.

Wenn in Mitteldeutschland die Weinstöcke im März, in Nord- und Ostdeutschland im April von ihrer Winterdecke befreit werden (in Süddeutschland bleiben sie unbedeckt), dann sollte man sie zusammengebunden noch einige Zeit auf dem Erdboden liegen lassen und Deckmaterial bereit halten für den Fall, daß ein gewöhnlich nur kurzer Spätwinter oder einzelne Frostnächte eine leichte Deckung nötig machen sollten. Aber in diesen ersten Frühlingsmonaten sollten bei alten, festeingewurzelten Weinstöcken die obersten Wurzeln von Erde entblößt und abgeschnitten werden, damit die Pflanzen in ihrer Ernährung hauptsächlich auf die unteren tiefgehenden Wurzeln angewiesen bleiben und dadurch dem Einflusse des Wechsels der Lufttemperatur und der Niederschläge entzogen werden; bei jungen, erst kurze Zeit auf ihrem Platze stehenden Weinstöcken ist dies Verfahren aber nicht anwendbar. Zur Beschleunigung des Wachstums und der daraus folgenden früheren Reife der Trauben wendet man bei dem in den ersten Monaten notwendigen Begießen der Weinstöcke bis 35° R. erwärmtes Wasser, auch Dungwasser an.

Fig. 1. Schenkel des Weinstocks in Fächerform. Links gekappte „Zuchtrute" mit gekappten Ableitern, rechts Fruchtrebe mit gekappten Fruchtruten. Die Striche bezeichnen die Stellen, wo im Herbst geschnitten wird.

Ueber das Wachstum des Weinstocks und seiner einzelnen Teile haben wir schon im 1. (Oktober-) Hefte dieses Jahres ausführlich gesprochen und bitten wir, heute darauf hinweisen und noch einmal in Erinnerung bringen zu dürfen, daß wir eine ausführliche Anweisung für die Pflege des Weinstocks und für die einzelnen Handgriffe beim Heften der Reben, beim „Ausbrechen" der Ruten u. s. w. in der 16. vollständig umgearbeiteten Auflage von „Rechts praktischem Weinbau" (Leipzig 1881. L. Fernau) und in O. Hüttig „Wresows Gartenfreund" (Berlin 1881. Siegfr. Cronbach. Preis 4 M.) gegeben und dabei die neuesten Erfahrungen in Wissenschaft und Praxis benützt haben. Die vorstehende Abbildung ist nach dem erstgenannten Werke hergestellt; sie zeigt einen im Herbst durch das Beschneiden des Weinstocks in Fächerform gewonnenen „Schenkel", dessen sämtliche Augen gewachsen sind und junge Triebe, sog. Ruten geliefert haben, von denen die unterste zum Fruchttragen im nächsten Jahre bestimmt ist und deshalb „Zuchtrute" genannt wird, während die sieben über ihr stehenden Triebe im laufenden Jahre Früchte tragen und deshalb „Fruchtruten" genannt werden.

Hier möchten wir heute den geneigten Leser nur für die Stärkung jener Zuchtrute interessieren, die im nächsten Jahre nur dann unsere Hoffnungen auf zahlreiche Trauben erfüllen wird, wenn ihr hauptsächlich der Saft und damit der dem Erdboden entnommene Nahrungsstoff der ganzen Rebe zugeführt wird; die Fruchtruten haben eine solche Stärkung nicht nötig, denn die im vorigen Jahre vorgebildeten Trauben werden durch Vermittlung der Blätter genügend ernährt, ihre einzelnen Beeren aber durch Anwendung einiger Hilfsmittel bedeutend vergrößert, von denen wir weiter unten sprechen werden.

Die jungen Blätter des Weinstocks ziehen vermöge ihrer Ausatmung überflüssigen Wassers mit dem Sauerstoff u. s. w. den von den Wurzeln aufgenommenen Nahrungssaft hauptsächlich nach oben und zwar zum Nachteil besonders der untersten Augen; es sind aber gerade die unteren (nicht untersten) Augen, welche allein imstande sind, Fruchtruten und mit ihnen Trauben zu liefern. Bei den starkwüchsigen Sorten hört die Fruchtbarkeit über dem fünfzehnten, bei den schwachwüchsigen über dem zwölften Auge auf und sind bei letzteren die unteren zwei bis drei, bei ersteren drei bis fünf Augen unfruchtbar. Wird jenen zwölf bezw. fünfzehn Augen nicht genügend Nahrung zugeführt, weil die Ruten zu stark nach oben wachsen, so bleiben sie sämtlich mehr oder weniger unfruchtbar. Nur wenn der Zufluß der Nahrung auf diese zwölf bis fünfzehn Augen der Zuchtrute konzentriert wird, erfüllt sie unsere Erwartungen, an jeder der von der Natur dazu bestimmten neun Ruten zwei bis fünf (im Durchschnitt drei) Trauben vorzubilden. — Wir bewerkstelligen dies, kurz angedeutet, in folgender Weise:

Fig. 2. Frankenthaler Traube.

Wir entspitzen, „kappen" die Zuchtruten in einer ihrer künftigen Bestimmung angemessenen Länge, den werdenden Zapfen an dem sechsten, den künftigen Schenkel an dem zehnten bis zwölften und die nächstjährige Fruchtrebe an dem fünfzehnten bis achtzehnten Knoten, je nach dem mehr oder weniger starken Wachstum der Sorte bezw. des betreffenden Weinstocks. — Nach dem Kappen, das ausgeführt wird, sobald die Ruten die nötige Länge erreicht haben, bemerken wir zweierlei: das rasche Wachstum der „Ableiter" (vergl. Oktoberheft 1883, S. 116) mit dem gleichzeitigen Anschwellen der schlafenden Augen oder, wie sie auch, nicht ganz richtig, genannt werden: der Tragknospen (die Knospen blühen nicht und tragen nicht Früchte, sondern die aus ihnen sich entwickelnden Ruten), und das Austreiben der obersten zwei, selten drei Augen neben den Ableitern; diese Augen gehen also fürs nächste Jahr verloren und deshalb ließen wir die Zuchtruten beim Kappen je drei Augen länger, als wir sie beim Beschneiden im Herbst brauchen.

Es ist wohl wahr, daß bei den Ruten, welche gekappt wurden, die Ableiter durch ihr kräftiges Wachstum bald unbequem werden; dann aber kappt man auch diese über dem dritten Knoten und jede Verwirrung im Weinstock ist beseitigt; die drei Augen jeden Ableiters treiben nun allerdings ebenfalls aus, aber diese Triebe werden durch ihre niemals bedeutende Länge nicht stören; die fürs nächste Jahr nötigen Augen der Zuchtruten bleiben schlafend, aber die Anzahl ihrer Blätter wurde durch das wiederholte Austreiben der Ableiter vermehrt, und die Wurzeln gedeihen darnach um so besser, weil, wie hier mehrmals angedeutet wurde, die Blätter von größtem Einfluß sind auch auf die Ausdehnung der Wurzeln und damit auch auf die Ernährung der ganzen Pflanze.

Die Fruchtruten haben nur den Zweck, Trauben zu bilden, zu ernähren und zur Reife zu bringen; alle Ruten außer der Zuchtrute, welche Trauben bis zum fünften Knoten nicht zeigen (höher hinauf ist niemals die erste Traube zu erwarten), werden einfach ausgebrochen. An der Fruchtrute mit Trauben geschieht die Ernährung dieser wie des ganzen Weinstocks durch Vermittlung der Blätter; da nun erfahrungsmäßig drei Blätter, eins der Traube gegenüber, zwei über ihr, außer denen unter ihr, zur Ernährung derselben genügen, so kappt man jede Fruchtrute an dem dritten Knoten über der obersten Traube. Gleichzeitig drückt man mit dem Fingernagel alle in den Blattwinkeln vorhandenen Ableiter und schlafenden Augen aus, um auf diese Weise jedes weitere Wachstum an den Fruchtruten zu unterdrücken — immer zu Gunsten der Zuchtruten, die aber, auch wenn sie Trauben haben, was bei gut gepflegten Weinstöcken häufig vorkommt, ihre Ableiter bis zur Reife behalten müssen. — An den Fruchtruten bilden sich nach dem Kappen und Ausbrechen bald neue Ableiter, neue Augen und diese sind stets, sobald man sie bemerkt, immer wieder zu entfernen.

Wir müssen aber wiederholt auf die Bedeutung der Blätter überhaupt und der Ableiter an den Zuchtruten aufmerksam machen und vor ihrem Ausbrechen an unrechter Stelle warnen. Das dem Sonnenlicht ausgesetzte Blatt bedingt das Wachstum des Weinstocks (der Pflanze überhaupt), die Traube dagegen soll vor dem direkten Sonnenlicht geschützt sein. Wenn man das der Traube gegenüber sitzende Blatt wegbricht in der Meinung, daß man bei zweifelhaftem oder kühlem Wetter die Beeren mit Hilfe der Sonne schneller reif bekommen könne, dann bleiben die Beeren sauer, weil das Blatt fehlt zum Ausscheiden des Sauerstoffs und die Traube welkt. Die Beeren bereiten oder sammeln nur den Zucker aus der vom Blatt vorgebildeten organischen Substanz; die dem Sonnenstrahl direkt ausgesetzte Traube wird krank, sie bekommt den „Sonnenstich". Aber es ist beim Heften der Ruten darauf zu sehen, daß alle Blätter vom Sonnenlicht getroffen werden, also nicht übereinander zu liegen kommen, denn die im Schatten sitzenden Blätter entziehen, wie auch Herm. Müller-Thurgau in den „Ampelographischen Berichten" sagt, durch ihre Atmung dem Stock und damit der Traube mehr Zucker, als sie an diese abgeben.

Die Ableiter an den Zuchtruten — wir wiederholen diese Hauptregel für die Behandlung des Weinstocks — dürfen wohl verkürzt werden, wenn sie durch ihre Länge unbequem werden, man entferne sie aber niemals eher, als bis die Ruten braun, d. h. reif geworden, was bei günstigem, warmem und trockenem Wetter im August, bei nassem oder sonst ungünstigem Wetter auch erst im September der Fall sein wird. — Ausführlicher haben wir die Sommerbehandlung des Weinstockes, auch der Düngung, in den oben angezogenen Werken besprochen, die wir deshalb der Beachtung aller Freunde des Gartenbaus bestens empfehlen.

Schließlich möchten wir hier auf ein Verfahren aufmerksam machen, wodurch man ungewöhnlich großbeerige Trauben, wahrhafte Ausstellungstrauben, erzielen kann. In der Hauptsache nach Herrn von Babo, Direktor des önologischen Instituts in Klosterneuburg bei Wien, besteht das Verfahren, ausführlicher in der „Weinlaube" dargestellt, 1) in der entsprechenden Auswahl großbeeriger Sorten; 2) im Beschneiden der Trauben während oder eigentlich schon beim Beginn ihrer Entwickelung und 3) im „Ringeln", wozu noch die Beigabe des nötigen Düngers kommen müßte.

Großbeerige Sorten sind der Frankenthaler, das blaue Ochsenauge, der blaue Damascener, der frühe weiße Damascener, die Kalebstraube, die große rote Dinka von Ungarn, Golden Champion von Thomson, auch wohl der weiße Gutedel u. a. m.

Das Beschneiden der Trauben geschieht zur Zeit der ersten Entwickelung, d. h. wenn die Beeren die Größe groben Schrots erreicht haben, also jedenfalls viel früher, als obige Figur es andeutet, mit der wir auch ein Bild der Sorte geben wollten, die sich besser als andere zum Treiben eignet (Fig. 2). Man schneidet die untere Hälfte der Traube einfach ab, wonach der Rest sich außerordentlich rasch entwickeln wird — aber nur während der ersten 14 Tage; nach dieser Zeit und wiederholt von 14 zu 14 Tagen werden von den stehengebliebenen Beeren einzelne, und immer die kleinsten, vermittelst einer stumpfen, d. h. nicht spitzen Scheere herausgeschnitten, und erhält man schließlich zwar wenige, aber unglaublich große Beeren; Hauptsache dabei ist das allmähliche Entfernen eines Teils der einzelnen Beeren.

Das Ringeln verursacht nicht nur ein starkes Anschwellen, sondern auch ein frühes Reifen der Beeren, darf aber nur bei Trauben angewendet werden, welche an den eigentlichen Fruchtruten, nicht bei solchen, welche an den Zuchtruten sitzen. Letztere, von denen die meisten, wie oben ausgeführt wurde, im nächsten Jahre Fruchtruten mit Trauben bringen sollen, würden dadurch geschwächt und verdorben; erstere dagegen, die Fruchtruten, werden in der Regel im Herbst abgeschnitten, brauchen also Reservestoffe nicht anzusammeln.

Die genannte Operation wird ausgeführt, wenn die Beeren die Größe kleiner Erbsen erreicht haben, und zwar an der Rute unterhalb der Traube, indem man durch ein scharfes Messer (besser noch mit der sog. Ringelzange, die in allen besseren Samenhandlungen vorrätig sein wird) einen höchstens 15 mm breiten Ring der Rinde bis auf das grüne Holz ablöst und vollständig entfernt. Die vermehrte Zufuhr von Saft in die Traube, welche durch dieses Ringeln verursacht wird, ist begründet in dem Rückfließen des Bildungssaftes in den äußeren Schichten der noch grünen weichen Rute. Der absteigende Saft wird durch die Wunde gehindert weiterzufließen, er wird in die Traube geleitet und vergrößert die Beeren um so sicherer, je mehr auch das allmähliche Ausschneiden einzelner derselben damit verbunden wird.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Wohl in keiner Zeit des Jahres ist das Interesse für neue Moden so rege, als in der jetzigen. Man sieht in den größeren Geschäften einen Andrang, als fürchteten die Kaufenden, es würden Verkaufsverbote erlassen oder die neu eingetroffenen Modeartikel bald geräumt werden.

Der oft und nicht mit Unrecht beklagte ewige Wechsel in der Mode scheint der Mehrzahl der Damen eine Art Naturgesetz zu sein. Da gegen Gesetze sich auflehnen strafwürdig sein würde, macht man es sich zur Pflicht, jährlich so und so oft und wohl öfter, als es einem nicht reich dotierten Budget zuträglich ist, den Modediktaten Folge zu leisten. Daß viele in dieser Pflichterfüllung zu weit gehen und gar oft als Modenärrinnen angesehen werden, soll uns nicht hindern, auch unsrerseits den Nouveautés Beachtung zu schenken und sie einer geeigneten Prüfung zu unterziehen. Absehend von vielem Unschönen, das als neu empfohlen wird, möchte ich die Aufmerksamkeit der geehrten Leserinnen auf einige für die diesjährige Sommermode bestimmende Modelle lenken, die in unseren Illustrationen anschaulich dargestellt sind. Da ist z. B. das ganz reizende Kostüm Stephanie aus lichtem Sommerlodenstoff gefertigt, Rock und Taille vorn gefaltet, die Taille mit breitem Hüftgurt von Samt abschließend, der Rock vorn fächerartig ausstrahlend, die Falten oben dicht zusammengeschoben, nach der Seite wagerecht drapiert, hinten volle Stoffpuffen mit Samtmaschen. Derartige Kostüme werden statt des bereits bis zum Ueberdruß gesehenen Redingote auf der Straße getragen; sie erweisen sich für schlanke Figuren von unübertroffener Schönheit. — Wer mehr einen vollen Faltenwurf liebt, dürfte in Fig. 2 (Kostüm Chaumont) ein ebenso kleidsames, wie gut ausgeführtes Modell finden. Die Taille ist vorn shawlartig drapiert, der Latz zwischen den beiden Shawlenden gekraust, dem entsprechend eine gleichfalls reich gekrauste, kurze Tunique, die in breiten, durch eine Stahlschnalle gezogenen Shawls endigt; den Rock decken drei breite Plissés, deren hohlstehende Falten ein längs des Saumes angebrachtes farbiges Futter durchblicken lassen. Gleichfalls shawlartig garniert ist das jetzt sehr beliebte Kostüm Wilson, das einem on dit zufolge die Tochter des Präsidenten Grévy in der Absicht, etwas Apartes zu haben, eigens für sich komponiert hat. Die junge Dame, obschon dem großen Diplomaten so nahe verwandt, scheint sich indes schlecht auf Wahrung von „Staatsgeheimnissen" zu verstehen; wenige Tage, nachdem sie sich in dem selbstgeschaffenen Kostüm photographieren ließ, waren Kopieen desselben in allen Pariser Schaufenstern zu sehen und haben seitdem auch (wenn man schon von einem Strike der Pariser Konfektionäre, einem Ausfuhrverbot, daß kein Modell hinfürder nach Deutschland gelangen solle, sprach) Eingang bei uns gefunden.

Fig. 1. Kostüm Stephanie.

Die dem Kostüm Wilson zu Grunde liegende Idee ist in Fig. 3 veranschaulicht; die Taille ist mit zwei Shawlenden drapiert, die an der Schulter einer breiten Samtpasse angenäht sind; selbe werden kreuzweis geschlungen, an der Taille durch einen Gurt befestigt und bilden unterhalb derselben eine Art kurzer, ebenfalls kreuzweis geschlungener Tunique, die auf der Tournüre in einem Knoten oder einer großen Masche endigt; dazu ein durchweg gestickter Rock, oben mit leichtem Gazestoff drapiert, gestickte durchsichtige Aermel mit Samtmaschen; recht betrachtet ist die Shawltaille eine Art Fichu, das zu jedem Kleide getragen werden kann; für schlanke, jugendliche Erscheinungen wird es sich jederzeit sehr kleidend erweisen. Obschon man die Parole ausgab, daß hinten

troussierte Röcke nicht mehr modern seien, sieht man doch viele der neueren Modelle in den Hinterbahnen so reich gefaltet, daß etliche Meter Stoff gut fehlen könnten, ohne das Arrangement faltenlos erscheinen zu lassen. Fig. 4 stellt ein derartiges aus écrufarbigem Kanevasstoff gefertigtes Kostüm dar: der Rock, ganz glatt, ist aus braunem Broché gefertigt, darüber eine vorn kurz geraffte Polonaise, deren reich gepuffte Hinterbahnen durch eine aus Stoff gefertigte Schnalle gezogen sind. Für Reise- und einfache Stadttoilette ist diese Form sehr zweckentsprechend. Eleganter gibt sich das in hübschen Bogen geschlungene Kostüm Satanella; es bedingt einen farbigen, durchweg plissierten Rock von Seide oder Samt, breite, mit Goldspitzen abgegrenzte Seitenbahnen von hellerem Stoff, darüber eine geschlungene Doppeltunique von zweierlei Stoffen, Taille und Kragen ebenfalls gemischt, die Taille vorn mit einem Jabot von Goldspitzen, der Kragen mit breiter Masche abschließend.

Fig. 2. Kostüm Chaumont.

Unter den Modestoffen, die wir in dem stets wohl assortierten Lager der Gebr. Pollitzer (Wien) zu sehen Gelegenheit hatten, scheinen die neuen kreppartigen Wollgewebe, „Parcival“ genannt, die in Art der Leinwand gewebten Wollstoffe (Sommerloden), die halbseidenen Bourrettes und klein gemusterten Brochés und etliche andere, die wir nachstehend skizzieren, das Neueste des Neuen. Die Sommerloden sind ein echt englisches Gewebe von gediegenem Wert und solidem Ansehen; sie dürften bald die kaschmir- und kanevasartigen Stoffe, die seit Jahren ihren Platz in der Damentoilette behaupteten, verdrängen; der Parcival hat einen fast seidenartigen Glanz, ist in braun, grau, olive bordeau und dem jetzt mehr als je beliebten écru vorrätig. Zu englischen Kostümen gut verwendbar sind die neuen Beiges facés mit Lustreschuß und meliertem Fond. Luisine rayé nennt sich ein Seidenstoff mit wollartiger Decke, der zu den elegantesten Besuchstoiletten verarbeitet und auf der neuen Fächermaschine plissiert wird. — Ein großer Konsumartikel dürften die sehr praktischen, weil unfleckbaren Vigognes mit chiniertem Grund werden; sie sind mit Peluche-Sternen oder kleinen Früchtemustern broschiert, elegant, leicht und, dem Gewebe nach zu urteilen, haltbar. Der Fond ist zumeist aus blauen, roten, grünen, braunen Fäden gebildet, der Schuß grau, so daß das Ganze grau erscheint und das unterliegende Ombré nur wenig durchschimmert.

Fig. 3. Kostüm Wilson.

Die neuen Foulés, in Art der Longshawls mit buntfarbigem Muster durchwebt, finden vielen Beifall; sie entsprechen mehr dem lebhaften Genre; solid in Farbe und Komposition ist dagegen ein wollreicher, atlasartiger Stoff, der, da er keinen Speckglanz annimmt, den seither beliebten Kaschmirs wirksame Konkurrenz machen dürfte.

In der Reihe der im Tapisseriegenre gewebten Stoffe, deren Fond kanevasartig mit Blumen und Früchten gefüllt ist, nimmt der neue Grenadine de laine einen hervorragenden Rang ein. Er gehört zu jenen leichten, kleidsamen Geweben, deren Faltenwurf eleganter als der der teuersten Stoffe ist.

Im Seidenfach sind wenig nennenswerte Neuheiten. Die Carreaux brochés sind in hübschen Farbstellungen vertreten (kleine Rosenknospen auf kariertem Grunde), die stark gerifften Ottomanes mit Samtpleins, die travêrsgestreiften Ripse und matt chinierten Stoffe werden viel mit Samt, Merino oder durchweg gestickten Stoffen verarbeitet.

Für den Hochsommer empfiehlt man gestickte Baststoffe (Rohseide), geblümte Foulards und abgepaßte Musselineroben, die mit irish Guipure oder englischer Stickerei garniert werden. —

Fig. 4. Kostüm mit troussiertem Rock.

In der Wahl der Kindergarderobe sind unsere sehr besorgten Mütter, die sich auf ihr pädagogisches Verständnis viel zu gute thun, nicht immer sonderlich vorsichtig. Die kleinen Leutchen werden in allerhand buntfarbige, mit weißen Spitzen und Stickereien besetzte Samtkostüme gesteckt, deren Form so kokett und auffallend ist, daß man ihnen dermaleinst, wenn Dämon Eitelkeit sich in die jungen Herzen einnistet, keine Vorwürfe wird machen können. Gar zu viel der Falten und Fältchen, zu viel der bunten Bänder und eleganten Aufputzstoffe! Die Kleider der kleinen Mädchen sind wie die der Damen garniert, gerafft, gepufft, die Knabenanzüge gleichfalls mehr als elegant ausgestattet. Im Gegensatz zu diesem Zuviel sind die englischen Kinderkostüme sehr empfehlenswert. Fig. 6 stellt beispielsweise einen aus lichtgrauem Tuch gearbeiteten Knabenanzug dar, der ohne viel Besatz und Schnörkel trefflich kleidet; der Paletot ist unten durch ein passepoiliertes Bandeau abgegrenzt, die Beinkleider in gleicher Art geschlossen, oben halboffener Kragen mit passendem Passepoil. Das Mädchenkostüm (Fig. 7) ist in Paletotform gehalten, vorn mit farbigem Falteneinsatz, der durch Metallschleife überbrückt ist, hinten mit breitem Faltenstück.

Fig. 5. Kostüm Satanella.

Das Nonplusultra des Einfachen sind die von Magnet (Wien) eingeführten Trikotanzüge (Fig. 8), die in der Art wie die Jerseytaillen fest anschließen und jede Körperform plastisch hervortreten lassen. Man verkauft diese Kostüme für Mädchen wie für Knaben in Wolle und Seide; allem Anschein nach dürften sie ein bedeutender Konsumartikel werden.

Die neuen Frühjahrs- und Sommerhüte sind zumeist in bunten Farben vorrätig. Weißes und schwarzes Stroh ist wenig beliebt, auch die Tüll- und Krepp-Façons werden mit Bunt bezogen, reich mit farbigen Schleifen, Blumen, Aehren, Goldnadeln &c. garniert. Sieht man solch einen mit Nadeln geputzten Hut, so scheint es, als habe die Modistin nur das Arrangement entworfen, die Puffen und Schleifen gesteckt und beabsichtige,

Fig. 7. Fig. 8. Fig. 6.

nachdem sie diese genäht, die Nadeln herauszuziehen; in Wirklichkeit sind aber diese wohl 3 cm langen Goldnadeln der eigentliche Schmuck vieler Hüte.

Die Capotes haben vorn auf der Passe rings herum eine fast handbreite Blumenrüsche, oben hohen Touff von Schleifen und Federn; selten begnügt man sich, entweder nur Federn oder nur Blumen zum Aufputz zu nehmen. Fig. 9 stellt einen solchen aus sonnverbranntem Stroh gefertigten Hut dar, der vorn mit dichtgesetzten samtartigen Aehren garniert ist; den Kopf decken Touffs gelber Straußfedern, seitwärts breite Ottomanschlupfen.

Junge Mädchen tragen vorwaltend die hohen in Fig. 10 und 11 skizzierten Cylinderformen; Fig. 10 ist seitwärts aufgebogen, den Kopf umgibt ein handbreites stark gerifftes Band, oben Mohnblumengarnitur mit Spitzen, die längs des Einschnittes in tiefe Tollfalten gelegt sind. Fig. 11 zeigt eine mehr breite, das Gesicht beschattende Krempe, vorn ein volles Aehren-

Fig. 9. Fig. 10.

Fig. 11.

bouquet, ringsherum reich gefaltete Tülldraperie, die den Kopf bis oben hinauf deckt.

Vorgenannte Hutmodelle sind dem Hause Beutom & Groß (Wien) entnommen.

Befremdend ist es, daß die schon im Vorjahre abgelehnten roten Schirme wieder einmal in allen Modegeschäften aufliegen und noch befremdender, daß sie, obschon Aerzte und alle diejenigen, die sich auf naturgemäße Behandlung der Augen verstehen, sich gegen diese außerdem auch unschön-auffallende Tracht aussprachen, gekauft werden. Die von Aerzten so viel empfohlenen Schirme mit blauem und grünem Futter sind nie ein Modeartikel geworden. Ist es nicht bedauerlich, daß man so wenig rationell in der Wahl dieser und jener Toilettegegenstände vorgeht und dem Zufall oder irgend einer Modelaune überläßt, was im Interesse unseres körperlichen und damit auch seelischen Wohlbefindens wohl erwogen werden sollte?

Bicycling.

Von

Hermann Vogt.

Die regelmäßige Benutzung des Velocipeds als Mittel zur Fortbewegung, eine Funktion, für welche die praktischen Engländer schon längst den Namen Bicycling bezw. Tricycling erfunden haben, während wir noch immer zwischen dem „Reiten“ und „Fahren“ auf dem Velociped schwanken, diese Benutzung hat im Laufe der letzten Jahre so an Ausdehnung gewonnen, daß dem Leser dieser Zeitschrift einige theoretische Winke über deren praktische Erlernung vielleicht nicht unwillkommen sind.

Um sein Pferd beherrschen zu können, muß der angehende Reiter zunächst lernen, sich auf dem Rücken desselben fortwährend im Gleichgewicht zu erhalten. Dieselbe Anforderung hat der Anfänger als erste Vorbedingung an sich zu stellen, wenn er das Velociped „reiten“ will. Namentlich bei der zweirädrigen Maschine kommen in diesem letzteren Falle aber außerdem noch besondere Schwierigkeiten in Betracht, denn der breitere Rücken des Pferdes erleichtert die Haltung und der Reiter des Velocipeds, um diesen Ausdruck der Einfachheit wegen hier festzuhalten, bringt sich bei jeder Trittbewegung zur Drehung der Kurbeln selbst aus dem Gleichgewicht. Mit dem Heben und Senken des Beins muß der Reiter also stets eine Bewegung verbinden, um das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Dies geschieht mittels eines Druckes der Hand auf die Lenkstange, welche nach derjenigen Richtung gedreht wird, wohin das Gleichgewicht verloren geht. Umgekehrt muß der Reiter, wenn er mit dem Velociped eine Wendung vollführen will, das Gewicht des Körpers nach der entsprechenden Richtung legen und die Lenkstange ebendahin drehen. Dieser Fundamentalsatz ist bei den ersten Uebungen, welche lediglich den Zweck verfolgen, Balance halten zu lernen, stets und unverrückt im Auge zu behalten. Die Lenkstange darf aber, und dies mag hier vorweg bemerkt werden, nie so scharf gedreht werden, daß vorderes und hinteres Rad in einem rechten Winkel gegeneinander stehen, weil sonst die Maschine notgedrungenerweise umklappt.

Selbstverständlich kann man Velocipedreiten ebensowenig in einem Tage lernen, wie das Reiten eines Pferdes. Leicht und geschickt Balance zu halten, erfordert Uebung und die erforderlichen Druckbewegungen der Hand auf die Lenkstange müssen dazu völlig absichtslos und gleichsam instinktiv ausgeführt werden.

Zu den ersten Reitversuchen beschafft man sich am besten ein Velociped, welches nicht höher ist, als um dem im Sattel sitzenden zu gestatten, noch gerade mit den herabhängenden Fußspitzen auf beiden Seiten den Erdboden zu berühren. Eine solche Maschine ermöglicht leichteres Besteigen und gestattet auch, in der ersten Zeit mit Hilfe der Füße das Umstürzen zu verhindern. Am besten wird damit begonnen, das Velociped führen zu lernen, indem der Anfänger mit der linken Hand die Lenkstange ergreift, die Rechte schiebend in den Sattel legt und die Maschine durch geringes Herüberneigen zu sich davon abhält, das Uebergewicht nach der entgegengesetzten Seite zu bekommen. Darauf wird das Velociped wie ein Reitpferd von der linken Seite bestiegen. Der „Cyclist“ schlägt das rechte Bein über den Sattel, umfaßt mit beiden Händen die Lenkstange, Daumen nach unten, und läßt vorläufig die Beine lang herunter hängen, ohne die Füße auf die Tritte der Kurbeln zu setzen.

Zweckmäßig ist es, wenn eine zweite Person bei diesen ersten Manipulationen das Velociped durch Festhalten hinten an der Stange im Gleichgewicht hält, und dieselbe kann sich auch dadurch nützlich machen, daß sie nun die Maschine durch Schieben in Gang setzt. Der Reiter läßt die Beine ruhig seitwärts herabhängen und ist nur bemüht, bei der langsamen Vorwärtsbewegung durch Aufstützen auf die Lenkstange und durch deren Drehung die Balance zu halten. Diese Art der ersten Uebung kann auch ohne anderweite Hilfe angestellt werden, wenn der angehende Reiter sein Gefährt eine sanft geneigte Ebene von selbst herabrollen läßt. Wahrscheinlich wird er auf solche Weise öfter zu Fall kommen, aber jedenfalls auch von vornherein dreister werden und wie nach dem alten kavalleristischen Sprichwort niemand als guter Reiter gilt, bevor er nicht hundertmal vom Pferde gefallen ist, so wird auch der Velocipedist schwerlich seine Kunst erlernen, ohne anfängliche Mißerfolge und einige blaue Flecken.

Nach den auch im Drucke niedergelegten Erfahrungen eines bewährten Anhängers des Velocipedreitens werden wenige Stunden genügen, um sich im Gebrauche der Lenkstange zum Balancieren sicher und damit gewissermaßen nun als Herr über die Maschine zu fühlen. Doch ist es gut, diese ersten Uebungen trotz der Unbequemlichkeit der herabhängenden Beine nicht zu früh abzubrechen. Die auf solche Weise anscheinend verlorene Zeit wird reichlich eingeholt durch die größere, dadurch erworbene Sicherheit

Hatte man sich während dieser Zeit zugleich gewöhnt, gelegentlich die Beine unabhängig vom Oberkörper und ganz selbständig zu bewegen, so ist die größte Schwierigkeit überwunden, und der Reiter kann sich der zweiten Aufgabe zuwenden, dem Treten des Pedals, um das Velociped in Gang zu setzen und zu erhalten.

Am besten beginnt man mit einem Fuße, dessen vorderer Sohlenteil mit gleichmäßigem Drucke auf das Pedal gestellt wird. Die Kurbel dreht sich, das Pedal geht in einer Kreisbewegung nach unten, bis es den niedrigsten Punkt erreicht hat Kurz vor diesem Moment gibt der Fuß einen elastischen Stoß, um die Aufwärtsbewegung des Pedals zu bewerkstelligen, und muß sich nach oben natürlich heben, ohne doch die Fühlung mit dem Pedal zu verlieren. Nachdem das richtige Gefühl für eine gleichmäßige Kurbeldrehung mit dem einen Fuße gewonnen, sucht der eifrige Schüler dieselbe Geschicklichkeit mit dem anderen Fuße zu erreichen, und geht dann dazu über, beide Füße abwechselnd zu gebrauchen. Der Oberkörper wird ruhig aufrecht gehalten, die Ellbogen liegen leicht am Leibe, die Lenkstange dient als Stütze und übt fortwährend den zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts nötigen Gegendruck.

Sobald im langsamen, methodischen Fortschreiten der werdende Cyclist nach diesen allgemeinen Regeln einmal so weit gekommen ist, um ohne erhebliches Hin- und Herschwanken das Velociped einigermaßen geradeaus reiten zu können, so darf er sich getrost des bequemen Vehikels zu den Zwecken des täglichen Lebens bedienen. Unausgesetzte Uebung befestigt dann die Sicherheit fort und fort. Man lernt rasch die Lenkstange auch mit einer Hand zu regieren, abwechselnd die Füße auszuruhen, indem man diese über die zu beiden Seiten des Pedals angebrachten Unterstützungen schlägt, oder gar nach Amazonenart im Sattel zu sitzen, ohne die Balance zu verlieren. Ja, wer weiß, ob nicht in verhältnismäßig kurzer Zeit der Name des früher so unsicheren und etwas ängstlichen Anfängers gar als der des Siegers in einem Velocipedrennen genannt wird, oder die Sportblätter von einem neuen Matador zu berichten wissen, welcher in voller Beherrschung seines Instruments die schwierigsten und künstlichsten Wendungen und Figuren mit vollendeter Eleganz und Sicherheit auszuführen versteht.

Dazu ist dann übrigens ein anderes Velociped erforderlich, welches höher, von neuerer Konstruktion, überhaupt eleganter ist, als das unscheinbare Fuhrwerk, auf dem die Studien begonnen haben. Als Anhaltspunkt bei einem etwa beabsichtigten Kauf in dieser Richtung können die Dimensionen gelten, die das für die meisten Personen brauchbare Velociped nach den Angaben eines Kenners etwa haben soll, wenn dieselben sich nach der Körperbeschaffenheit des Kaufenden auch vielfach ändern müssen:

Durchmesser des vorderen Rades	95	cm.
Durchmesser des hinteren Rades	85	"
Länge der Kurbel	15	"
Höhe der Lenkstange über der vorderen Achse	75	"
Länge der Lenkstange	62	"
Direkte Entfernung der beiden Achsen	96	"
Größte Entfernung der Pedale bis zur Sattelspitze	85	"

Zu diesen Maßen ist indes zu bemerken, daß die Hinterräder bei den Fuhrwerken neuerer Systeme durchschnittlich viel niedriger im Verhältnis zu den Haupträdern zu sein pflegen, als hier angegeben.

Eine besondere Uebung ist erforderlich, um bequem und sicher in den Sattel zu gelangen. Wo an der Verbindungsstange hinter dem Vorderrad ein Tritt angebracht ist, ergreift der Reiter die Lenkstange mit beiden Händen, stellt den linken Fuß auf diesen Tritt, setzt sein Vehikel langsam in Bewegung, und durch den Abschwung mit dem rechten Fuße gewinnt er von hinten seinen Sitz. Sonst stellt er die beiden Räder in einem stumpfen Winkel gegeneinander, faßt die Lenkstange nur mit der Linken, schlägt das rechte Bein über den Sattel, setzt mit dem rechten Fuß durch Treten des Pedals das Velociped in Bewegung, und zieht dann auch den anderen Fuß hinauf. Den Eindruck überraschender Kraft und Gewandtheit macht es aber, wenn der Reiter die Maschine in rasche Bewegung setzt, sich mit der Linken auf die Lenkstange, mit der Rechten auf den Sattel stützt und dann mit einem Sprunge in den Sitz voltigiert.

Wie der einzelne Reiter natürlich nach seiner Individualität und der erlangten Sicherheit diese Methoden zum Aufsitzen noch durch die verschiedensten Feinheiten ausschmücken kann, so geschieht auch das durchaus nicht leichte Absitzen auf mancherlei Art. Der Reiter setzt den linken Fuß auf den oben erwähnten Tritt, hebt sich im Sattel und läßt im Niedersetzen des rechten Fußes auf den Boden die Maschine unter sich durchlaufen; er schwingt, wenn zu dem ersten Verfahren das hintere Rad zu hoch ist, das rechte Bein rückwärts oder vorwärts über den Sattel und tritt mit dem linken Fuße ab, wenn die Kurbel den niedrigsten Punkt der Drehung erreicht hat, oder aber er stützt beide Hände auf und schwingt sich nach Art der Uebung am Voltigierpferd gleichzeitig mit beiden Beinen nach rückwärts ab.

Vielfach wird die Frage ventiliert, wie die Geschwindigkeit, mit welcher man auf dem Tricycle fortkommen kann, sich etwa zu den möglichen Leistungen des Bicycles verhält. Bestimmte, durch ziffermäßig festgestellte Leistungen beglaubigte Angaben lassen sich darüber schwer machen, da unseres Wissens in einem Rennen beide Arten von Velocipeds noch nicht gegeneinander ausprobiert worden sind. Im allgemeinen muß man festhalten, daß die Geschwindigkeit, die mit einem Räderfuhrwerk zu erreichen ist, in demselben Maße zunimmt, wie die zu überwindende Reibung gegen den Boden geringer wird. Wo es sich deshalb um eine möglichst große Geschwindigkeit handelt, wählt man Fuhrwerke mit wenigen und hohen Rädern, welch letztere leichter über kleine Unebenheiten der Erdoberfläche fortrollen. So sind bereits „Einräder" mit einem Durchmesser von 12 Fuß entstanden, bei denen der Reiter hoch in der Luft thront, oder innerhalb des Rades seinen Platz findet. Praktische Verwertung haben diese Konstruktionen wohl noch nicht gefunden, wenn auch die Erfinder behaupten, mit ihnen die Schnelligkeit eines gut gehenden Pferdes erreichen zu können.

Für Rennzwecke erscheinen jedenfalls zweirädrige Velocipeds als die besten und erfordern auch wohl den verhältnismäßig geringsten Kraftaufwand bei der Benutzung. Die Tricycles dagegen gewähren einen bequemeren Sitz und wenn man unter sonst gleichen Vorbedingungen mit ihnen auch nicht eine gegebene Strecke in derselben Schnelligkeit durcheilen kann, wie der Bicyclist, so sind sie auf der anderen Seite leichter im Gleichgewicht zu halten und eignen sich deshalb besser für ältere und bequemere Personen, wie denn zu gleicher Zeit verschiedene, auf oder in ihnen auch von Damen unternommene weite Fahrten von wochenlanger Dauer den besten Beweis liefern, daß der notwendige Kraftverbrauch durchaus nicht vernünftige Grenzen übersteigt. Für den täglichen Gebrauch in der Stadt oder bei kurzen Touren über Land gewährt deshalb das dreirädrige Velociped manche Vorteile, doch bleibt die Wahl zwischen Bicycle und Tricycle immer Sache des Geschmacks, der Individualität überhaupt.

Vergleich
des jungfräulichen Alters mit einigen Kirchenliedern.

im 15.	Jahr:	Vom Himmel hoch da komm ich her rc.
" 16.	"	Wie schön leuchtet der Morgenstern rc.
" 21.	"	Herzlich thut mich verlangen rc.
" 25.	"	Es ist gewißlich an der Zeit rc.
" 28.	"	Ach, wann wird es dahin kommen rc.
" 30.	"	Herr, wie du willst rc.
" 33.	"	Ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt rc.
" 34.	"	Aus tiefer Not schrei ich zu dir rc.
" 40.	"	Hinunter ist der Sonnenschein rc.
" 48.	"	Nun ruhen alle Wälder rc.
" 50.	"	Nun lasset uns den Leib begraben rc.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni.*)

Die Pracht des Sternenhimmels ist in diesem Monat durch die Dämmerung, welche es fast zu keinem eigentlichen Nachtdunkel kommen läßt, wesentlich beeinträchtigt.

Auch von den Planeten ist wenig zu sehen, doch erreicht Venus zu Anfang des Juni ihren größten Glanz als Abendstern, so daß ihr strahlendes Licht unter günstigen Verhältnissen sogar schwache Schatten erzeugt.

Mars kann man nur noch am westlichen Horizont sehen und auch Jupiter geht gegen Mitternacht unter.

Saturn steht hinter der Sonne, daher also unsichtbar. Was den Mond anbelangt, so tritt am 8. Vollmond, am 16. das letzte Viertel, am 23. Neumond und am 30. das erste Viertel ein.

Am 7. steht der Mond in der Erdferne, am 22. in der Erdnähe.

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

Zum Kopf=Zerbrechen.

Kopf und Fuß.

Mit Kopf und Fuß ein bekannter französischer Vorname, ohne Kopf und Fuß der Name eines allbekannten Schiffes.

Mit Kopf und Fuß eine Dichtung, ohne Kopf und Fuß ein Fluß in Italien.

Mit Kopf und Fuß der Gründer eines großen Reiches, ohne Kopf und Fuß ein Schweizer Kanton.

Rebus.

Silbenrätsel.

Aus folgenden 28 Silben sind 13 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, sowohl von unten nach oben, als auch von oben nach unten, den Namen eines architektonischen Gebildes geben: al co be be bi eb el eg e fall fünf ge ja ju le le li li lipp mer ner ne phi rai roe staff sche well.

1) Ein männlicher Vorname; 2) ein großer Fluß in Deutschland; 3) ein Zeicheninstrument; 4) der Name eines Monats; 5) eine Meereserscheinung; 6) eine Zahl; 7) ein männlicher Vorname; 8) ein berühmter Lump; 9) ein Laubbaum; 10) der Erfinder der Galvanoplastik; 11) ein polnischer Dichter; 12) ein Feldgerät; 13) ein tapferes Volk.

Geographische Aufgabe.

Durch Verbindung verschiedener Städte sollen zwei Ziffern gebildet werden, deren Summe die Zahl 11 ergiebt. Die Verbindungspunkte bilden: 6 österreichische Hauptstädte und 1 Festung; 1 österreichische und 1 italienische Hafenstadt.

Scherzfrage.

Welcher Unterschied ist zwischen der Wahrheit und einem Hasen, dem das Fell abgezogen ist?

Rätsel.

Wie viel wir sind, kannst leicht du zählen, — Wenn an der Hand nicht Finger fehlen. — Verschieden und doch gleich benannt — Sind wir als Brüder dir bekannt. — Fehlt einer oder gar noch mehr, — So dauert solch ein Mensch dich sehr; — Doch wer uns Brüder alle hat, — Der braucht nicht fremde Hilf' und Rat; — Weiß selbst, wenn ihn das Röslein sticht, — Ob gut es oder gar nicht riecht, — Ob Röschen weiß, ob gelb, ob rot, — Ob sauer oder süß ein Brot, — Vernimmt des Glöckleins hellen Klang, — Ob schön, ob falsch ist dein Gesang. — Unsichtbar sind wir Brüderlein, — Doch müssen wir bei dir stets sein. — Willst wissen, wer wir Brüder sind, — Errat' das Rätsel dir geschwind.

Chinesisches Rätsel.

Uebersetzt von C. Arends in Peking.

Weißschwesterchen heiß ich, — Bin schlank und zart, — Mein Schicksal ist traurig — Mein Schicksal ist hart. — Allabendlich steh' ich dem Jüngling zur Seite, — Wenn er liest und studiert und sich plaget genug, — Dann schau' ich mit flammendem Blick ihm ins Buch, — Von den bleichen Wangen ohn' Unterlaß — Rinnt nieder der quellenden Thränen Naß, — Doch er merkt von nichts, sein Herz bleibt kalt, — Und die Stunde verrinnt, es ist Mitternacht bald, — Da erhebt er zu mir schlaftrunken sein Aug! — Da berührt mich sein Odem, sein warmer Hauch, — Da durchschauert mich Wonne, nachläßt die Glut — Und die Flamme verlischt, — Weißschwesterchen ruht. — So geht es Tag für Tag — Weißschwesterchen ach!

Silbenrätsel.

Die Erste strebt auf langem Wege — Zum fernen Ziele machtvoll hin, — Die Zweite braucht der langen Pflege — Bis sie zu ihrem Zweck gedieh'n. — Sie lebt der Jugend sonn'ge Stunden — An meiner Ersten breiter Brust — O! wo wird wohl ein Paar gefunden — Das sich vereint zu solcher Lust, — Sie beide sind dem Deutschen teuer, — Die Erste weckt' schon manchen Streit, — Die Zweite gibt ihm Mut und Feuer, — Das Ganze macht berühmt ihn weit.

Rätsel.

Wer Lampen kennt, kennt auch die ersten Zwei; — Die Andren holt man gern zum Siegesfest herbei. — Wer keine Rettung weiß vor Zänkerei und Keifen, — Dem mag's gestattet sein, das Ganze zu ergreifen.

Zahlenrätsel.

5 2 9 2	Stadt in Dalmatien.
3 4 3 3 8	Des Kindes Spielzeug.
2 7 7 2	Weiblicher Taufname.
5 9 6 7 8	Berühmter Feldherr.
7 8 4 7	Eine Zahl
3 8 9 4	Freistaat in Amerika.
1 6 7 7	Teil des menschlichen Körpers.
1 9 8 4 5 8 9	Eine Kupfermünze.
3 2 3 9 6 1 2	Ein Gewürz.
4 9 7 8	Ein Gefäß.
1 2 3 4 5 6 7 8 9	Ein Ordenspriester.

Versetzrätsel.

Durch Umstellung der Buchstaben der beiden Wörter Erde grob soll man eine Stadt in Schlesien erhalten.

Silbenrätsel.

Drau en folg le le ler man ne o on sam so schil tanz te ti um veits. Von diesen 18 Silben sind 7 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen einer sehr beliebten, erst seit kurzer Zeit erschienenen Zeitschrift geben: 1) eine Krankheit; 2) Stadt in österr. Schlesien; 3) ein Grabmal; 4) eine Eigenschaft, die alle Kinder haben sollen; 5) Schwimmvogel; 6) weiblicher Vorname; 7) großer verstorbener Dichter.

Auflösungen zu Heft 8, S. 226.

Rebus: Eigener Herd — Ist Goldes wert — Ist er gleich arm — Hält er doch warm. — **Rätsel Goethes:** Augenlid. — **Rätsel:** Allerliebst; Aufgebrochen; Nichts; Schuhhorn. — **Versetzrätsel:** Lotte — Lotto.

Schachaufgabe Nr. 5

von J. Barsdorf in Crefeld.

(Schwarz.)

(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen. I.

Von K. Kondelik in Paris.

Weiß. Ka1. Dh1. Tb6, e4. Lc3. Sf4, e8. Be6, h4, h5.
Schwarz. Kf5. Ld5. Sc8, f3. Bc4, c6, g3, g4.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 3 wurde gelöst von Frau J. O. in F., Alfred Zimmermann in Wien, H. Sahl in London, Fr. Saukner in Nürnberg, H. Voltze in Potsdam, Friedrich Pregler in München, Karl Wanck in Gmunden, G. F. in Frankfurt a. M., C. Gardo A. Codazzi in Mailand, G. von der Osten in Verden, W. Pravne in Smichow, K. Fr. in Budweis, Th. L. in Hamburg, Karl Janicžeka in Prag, Stef. Mauch in St. Petersburg, H. Vogt in Ludwigshafen, Franz Schreiber in Horitz, Adolf Fehrmann in Höngen, Paul Renner in Leipzig.

Briefwechsel.

L. W. in H. Dem Erfinder des Schach werden verschiedene Namen beigelegt, wie auch der Ort und das Land der Erfindung nicht bekannt sind und bald in Persien, bald in Indien gesucht werden. Die Sagen darüber sind verschieden. Nach den einen hieß der Erfinder Sissa, auch Nassir genannt; nach andern Xerxes. Eine mythische Schachgöttin heißt Caissa. Vergl. darüber Dr. v. d. Lindes Geschichte des Schachspiels oder Dr. M. Langes Lehrbuch des Schachspiels. Ihre zweite Frage zu beantworten, sind wir nur insofern in der Lage, als auf mathematischem Wege in dieser Hinsicht mehrfach Versuche gemacht worden sind, welche jedoch bei der Mannigfaltigkeit des Schach als müßig betrachtet werden müssen.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Rezepte für den Juni.

Hummersalat. Man nimmt dazu meistens in Büchsen eingelegten Hummer, wo dann der amerikanische besonders zu empfehlen ist und schneidet ihn in Stückchen, vermischt ihn mit folgender Sauce und serviert ihn in einer Schale oder in Ragoutmuscheln (Coquilles), vor der Suppe.

Zur Sauce hacke man sechs ganz hart gekochte Eier, 60 g Sardellen und eine Schalotte und menge es mit Oel und Essig an.

Kalbsleberſuppe. Man hacke eine Kalbsleber mit 60 g ungeräuchertem Speck und drei mittelgroßen Zwiebeln, dämpfe dies nebst einer handgroßen Brotrinde in 60 g Butter, gieße Fleischbrühe oder sonst gute Brühe daran (hier z. B. Kalbskopfbrühe) und thue etwas geriebene Muskatnuß und ein paar gestoßene Gewürznelken dazu, und wenn dies alles zusammen recht gekocht hat, so treibe man es durch ein Sieb und lege in Butter geröstete Weißbrotschnittchen hinein, kann die Suppe auch noch mit ein paar Eidottern abziehen und wenn man ihr, nebst dem andern Gewürz, noch einige gequetschte Wachholderbeeren zusetzt, so bekommt sie den Geschmack von **Krammetsvögelsuppe.**

Abgekochter Aal mit Kartoffeln. Man stecke einem schönen Aal den Schweif in den Rachen, so daß er einen Ring bildet, salze ihn etwas und koche ihn in gesalzenem Wasser ab; richte ihn auf einer erwärmten runden Schüssel an, gebe in die Mitte schön rund geschälte Salzkartoffeln und übergieße das ganze mit feingeschnittener, in heißer Butter eben aufgekochter Petersilie. — Besonders gut mit neuen Kartoffeln.

Gurkengemüse mit Kalbskopfkuchen. Man schneide schöne geschälte Salatgurken der Länge nach in vier Teile, nehme die Krone heraus und teile jedes Viertel der Quere nach in drei Stücke, schäle auch so viele kleine Zwiebeln, als man Gurkenstücke hat und lege beides zwei Stunden lang in eine Marinade aus halb Essig, halb Wasser, Pfeffer und Salz; gieße dann die Marinade ab und so viel Bouillon an die Stelle, daß Gurken und Zwiebeln bedeckt sind und koche sie nun so lange, bis alle Brühe verkocht ist, wonach man noch etwas Bouillon, den Saft einer Citrone und ein wenig Zucker daran thut und damit aufkochen läßt.

Kalbskopfkuchen. Man koche einen abgezogenen Kalbskopf, wie man ihn mit dem sogenannten **Kalbsgelünge** bekommt, in Wasser mit Salz, Gewürz und Wurzelwerk gar, lasse ihn auf einem Sieb abtropfen, löse sogleich alles Fleisch aus und lege es, in hübsche Stücke zerteilt, noch warm dicht zusammen, auf einen großen flachen Teller, daß es wie ein Kuchen ist, der, erkaltet, auch wie ein Kuchen zusammenhält. Man bestreicht ihn dann mit verklopftem Ei, bestreut ihn mit geriebenem Weißbrot und backt ihn, mit halb Butter, halb Schweinefett, wie einen Pfannkuchen, auf beiden Seiten schön braun.

Die Brühe kann man zu Suppe, hier zur **Kalbsleberſuppe**, benutzen und ich möchte dabei aufmerksam machen, wie nützlich das so wohlfeile **Kalbsgelünge** (Kopf, Leber, Herz und Lunge) für den Haushalt ist, da jedes, in verschiedenster Weise, vier sehr gute, ja selbst feine Speisen zu liefern vermag, worauf wir später noch einmal zurückkommen werden.

Rehschlegel im Blute (französische Küche). Man bestreiche den Schlegel von einem schönen jungen Reh leicht mit frischer feiner Butter, stecke ihn an den Spieß und wenn die Butter zu dampfen beginnt, so steche man mit einer silbernen Gabel hin und wieder in den Schlegel und gieße, wenn aus diesen Stichen Blut tritt, reichlich Chablis darüber: dann folgt wieder Butter-Ueberstrich und wenn die Butter danach in roten und rauchenden Tropfen herab fällt, abermals ein Chablis-Ueberguß und so wird fortgefahren, bis das Blut häufiger und dichter heraustritt und herabträufelt, der Schlegel nun fertig ist und nach fünf Minuten vom Spieß genommen, vorher aber noch mit einem Glase Chablis begossen wird.

In Frankreich gibt man diesen eigentümlichen Braten natürlich ohne weitere Zuthat, ich habe aber, und mit Beifall, Kartoffelsalat und Johannisbeerkompott dazu servieren lassen.

Kartoffelsalat. Man schäle die mit der Schale gekochten Kartoffeln, schneide sie, noch warm, zu Scheiben und übergieße sie mit fettloser, durch ein Tuch gegossener, kochender Fleischbrühe (etwa 1/4 l für einen gehäuften Suppenteller Kartoffeln), schwenke sie einigemal in der Schüssel um und lasse sie erkalten. Dann bereite man aus zwei rohen Eidottern, 1/8 k Oel, fünf bis sechs Löffeln Essig, etwas kalter Fleischbrühe und fünf bis sechs Löffeln süßem oder saurem Rahm eine Mayonnaisesauce und mische die Hälfte davon unter die Kartoffeln, welche man in Bergform anrichtet, mit dem Reste der Sauce überstreicht und mit Mixed Pickles verziert.

Johannisbeerkompott. Man gebe 1/2 k abgebeerte rote Johannisbeeren oder halb rote, halb weiße, mit 180 g Zucker und vier Eßlöffeln Wasser in die Kompottschale, schwinge sie so lange, bis der Zucker ganz geschmolzen ist und lasse sie ein paar Stunden stehen, worauf sich dann, wenn sie gehörig geschwungen worden, der Saft zur Gelee gebildet haben wird.

Englische Obstpastete (Fruit-Pie). Man hat dazu in England eigene Schüsseln (Pie-Dishes), die auch hierzulande wohl zu haben sind, indessen thut eine etwas tiefe Schüssel, welche das Feuer erträgt, dieselben Dienste, nur ist es ratsam, sie auf ein Blech über Salz zu stellen.

Diese Schüssel nun fülle man gehäuft (kuppelförmig) mit beliebigem, mit Zucker gut vermengten Obste, wo für diese Saison

ein Gemisch zu gleichen Teilen von Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren und ausgekernten Kirschen sehr zu empfehlen ist, habe dann 1/4 k mürben Teig, rolle ein Stück davon zu einem etwa 3 c breiten Streifen und lege ihn auf den mit Wasser befeuchteten Rand der Schüssel; rolle jetzt den übrigen Teig zu einer Platte von der Größe der Schüssel und lege sie über den, ebenfalls mit Wasser befeuchteten Streifen, drücke die Ränder aneinander und schneide sie mit der Schüssel gleich, mache oben in der Mitte eine kleine Oeffnung und bestreiche das ganze mit Ei, backe die Pastete eine Stunde lang in einem mäßig heißen Ofen und serviere warm oder kalt.

Erdbeer-Bowle, nach Baron Brisse, im Figaro, Paris. Man vermische 1 k Erdbeeren mit 1 l Zuckersyrup, zu dem man 1/2 k Zucker in Wasser kalt aufgelöst hat und zwei Flaschen Chablis, stelle es auf Eis und gebe, eben vor dem Servieren, einen, vorher ebenfalls kalt gestellten Krug Selterswasser hinzu. — Sehr erfrischend.

Aus der Technik.

Neueste Patentanmeldungen.

1. Reliefkarten für Kriegspielzwecke. Das in Offizierkreisen wohl aller europäischen Armeen viel geübte Kriegspiel leidet bis jetzt noch an einem Uebelstand, nämlich, daß dasselbe auf einer großen Plankarte ausgeführt werden muß und daß eine nicht jedem Offizier genügend geläufige Fertigkeit dazu gehört, solche Karten auch leicht und zuverlässig lesen zu können. Der Beseitigung dieses Uebelstandes durch Anwendung von Reliefkarten steht der hohe Preis für solche und der Umstand entgegen, daß man Kriegspiele auf häufig wechselndem Terrain ausführen muß, was nur die billigen Plankarten gestatten. Der königl. schwedische Garde-Kapitän von Ridderstad hat nun eine Reliefkarte zur Patentierung eingereicht, welche sowohl fast ebenso billig hergestellt werden kann, wie die bisher gebräuchlichen Plankarten, als auch zugleich einen mehr als ausreichenden Wechsel der Terrainformationen gestattet. Herr v. R. hat dies in nachfolgender Weise erreicht: Die Reliefkarte besteht aus vier bis acht quadratischen Teilen (Fig. 1, I—IV), welche so eingerichtet sind, daß sie sich in ganz beliebiger Weise aneinander setzen lassen und doch immer ein zusammenhängendes Ganzes bilden (z. B. I an IV).

Fig. 1.

Es münden nämlich alle Flüsse, Wege, Höhenzüge u. s. w. auf jeder Kartenseite genau auf demselben Punkte aus, auf dem dies auf jeder anderen Kartenseite geschieht, und ist darum der Leiter eines Kriegspiels imstande, durch Variationen mit vier Kartenseiten mehr als 10000 verschiedene Terrainformationen zur Darstellung zu bringen. Herr von Ridderstad hat die anfangs in Gips modellierten Karten in Papiermasse vervielfältigen lassen, so daß dieselben jetzt für den bedingten billigen Preis erstanden werden können. Die Karten sind in einem Horizontalmaßstab von 1 : 2500 und in einem Vertikalmaßstab von 1 : 1000 hergestellt worden. Leider ist es nicht thunlich, daß für Höhen und Grundriß derselbe Maßstab angewendet werden kann, da die dann entstehenden Höhendifferenzen dem Auge nicht deutlich genug erkennbar sein würden; in diesem Umstande wird nun von mancher Seite ein großer Fehler dieser Karten gefunden: doch erscheint es zweifellos, daß dieser Fehler geringer ist, als das Erfordernis gehöriger Uebung im Kartenlesen, ohne welches ein Kriegspiel überhaupt nie möglich wird.

2. Ein Militär-Tornister. Herr Franz Jasser in Düsseldorf hat in richtiger Erkenntnis der mit dem bisher gebräuchlichen Militärtornister verbundenen Uebelstände nachfolgende Veränderungen an denselben in Vorschlag gebracht: Das nach wie vor aus Pelzwerk angefertigte Gehäuse erhält eine Gestalt, derzufolge sich die dem Rücken des Mannes zugekehrte Fläche günstiger der Form desselben anpaßt, und sodann wird der obere Teil des Tornisters dachförmig zugespitzt. Diese letztere Abänderung bewirkt einen leichteren Abfluß des Regenwassers, und gestattet ferner auf der nach auswärts geneigten Dachfläche ein Anbringen des Kochgeschirrs, durch welches der Mann weder beim Schießen im Liegen, noch bei irgend welchen Kopfbewegungen gehindert wird; — sämtlich Uebelstände, die sich bisher in höchst störender Weise bemerkbar gemacht haben. Als wichtigste Verbesserung soll die Anbringung zweier stählerner Tragebügel (T) oder Tragefedern dienen. Diese vertreten den oberen Teil der bisherigen Parade- und Trageriemen, zeichnen sich jedoch vor diesen dadurch aus, daß sie fest auf der Schulter ruhen, so daß erstlich die Last allein von dieser getragen wird, die Brust, frei von jedem Druck, leichter atmet, und daß ferner sich der Tornister nicht mehr allmählich senken kann, wodurch bekanntlich Beschwerden der verschiedensten Art erzeugt werden. Die Tragebügel sind nach innen leicht gefüttert und können für Paradezwecke nach außen mit einem dem übrigen Lederzeug des Mannes entsprechenden Hakenriemen (H) bekleidet werden. Die bisher üblichen kleinen Trageriemen (x) werden, direkt an die Tragefedern befestigt, beibehalten, damit ein Abgleiten dieser letzteren beim Laufen oder bei anderen lebhaften Bewegungen verhütet wird. Da ein Sichsenken des Tornisters nicht mehr zu befürchten steht, so kann der Mantel in Gestalt einer einfachen, leicht herstellbaren Rolle an die unterste Fläche des Tornisters geschnallt werden, wodurch sich noch der Vorteil ergibt, daß der Mann beim Ausruhen mit umgehängtem Tornister eine weiche Unterlage findet. Die eben beschriebenen Veränderungen lassen sich ohne erhebliche Mühe und Kosten an dem bisherigen Tornister anbringen. Da die Vorzüge derselben ziemlich klar in die Augen fallen, so ist wohl anzunehmen, daß die Militärverwaltung sich der Sache annehmen und die praktische Verwendbarkeit des neuen Modells auch eingehend prüfen wird.

Fig. 2.

3. Zusammenlegbarer Kinderwagen. Raumersparnis ist oft Zeit- und somit auch Geldersparnis, besonders auf Reisen und in engen Wohnungen, demzufolge verdient die Herstellung von Gegenständen, welche bei der Aufbewahrung einen bedeutend geringeren Raum beanspruchen als beim Gebrauch, jederzeit Beachtung. Zu den neuesten Erfindungen dieser Art gehört der Kinderwagen von William Erichson in Hamburg. Derselbe besteht aus drei Hauptteilen, nämlich: zwei eisernen Rahmen als Radträger und dem Behälter zur Aufnahme des Kindes. Die beiden Rahmen (R und r) sind — um eine gemeinsame Achse (x) drehbar — miteinander verbunden, so daß sich dieselben leicht zusammenklappen lassen. Der Rahmen R hält an einer Achse die kleineren Vorder-, der Rahmen r die Hinterräder. Die ersteren haben eine geringere Spurweite als die letzteren, so daß sich die vier Räder beim Zusammenklappen der Rahmen zwischeneinander schieben. Bei a und 'a sind die Rahmenschienen durch starke Bolzen verbunden. Der Rahmen R ist über den Bolzen hinaus verlängert und bildet dann mit dem Bolzen b die Einrichtung zum Schieben des Wagens. Damit die auseinandergeklappten Rahmen nicht freiwillig sich wieder zusammenklappen können, befindet sich bei c ein Haken und bei 'c eine passende Oese. Zwischen den beiden Enden der Bolzen a und 'a sind starke Gurte (g) befestigt, an welche mittels Schnüren das eigentliche Lager nach Art einer Hängematte eingehängt wird. Das Lager ist aus starker Segelleinwand gefertigt und enthält einen aus Leisten gebildeten und somit aufrollbaren Boden. Als Lichtschutz ist noch an den Rahmen R ein Verdeck mit drei gebogenen Schienen (s 's ''s) beweglich angebracht. Damit diese beim Auseinanderklappen des Wagens sich ebenfalls öffnen, geht von 'a über s 's ''s nach a eine ziemlich straff gezogene Schnur.

Fig. 3

Will man den zum Gebrauch fertigen Wagen zum Transport oder zur Aufbewahrung zusammenklappen, so löst man nur den Haken bei 'c und drückt die oberen Enden der Rahmen zusammen.

4. Ein Kaminofen zum Heizen zweier aneinander liegenden Zimmer von James Henry Burnam. Die bisher in Gebrauch befindlichen derartigen Kaminöfen waren meist in der Weise konstruiert, daß eine in Angeln gehende Hinterwand die Feuerung nach dem einen oder anderen Zimmer hin abschloß, was häufig Einklemmen und Beschädigungen der

Hinterwand herbeiführte. Burnain wendet deshalb, um diesen Uebelstand zu vermeiden, eine in einem Rahmen gehende, durch Federn festgestellte, gebogene Eisenplatte an, die nach Belieben ebenso wie auch der Rost von der einen oder anderen Oeffnung des Kamins in diesen eingesetzt wird. Die Heizung des anderen Zimmers wird durch die erhitzte Rückwand der Eisenplatte bewirkt.

Vom Büchertisch.

Die ersten Boten der Reisesaison beginnen sich bereits einzustellen — die Reisehandbücher. Wer sich zu einer Romfahrt rüstet, dem können wir nicht warm genug die beiden stattlichen Bände, sauber in Leder gebunden, tadellos gedruckt, empfehlen, die hier vor uns liegen. Der eine derselben behandelt „Oberitalien", der andere „Rom und die Campagna", beides neue Auflagen der uns längst vertraut und lieb gewordenen Italienführer von Dr. Gsell-Fels. Das Bibliographische Institut, dessen Eigenheit gerade darin besteht, alles praktisch zu erfassen und jede Idee in der brauchbarsten Form dem Publikum zu bieten, hat in diesen beiden Bänden musterhafte Proben seines Könnens abgelegt. Sowohl in der litterarischen Gruppierung des Stoffs, wie in der typographischen zeigt sich das volle Verständnis für die Bedürfnisse der Reisenden, nichts zu viel, nichts zu wenig, auf jede Frage eine Antwort. Dabei aber entbehren diese Bücher auch nicht künstlerischen Schmuckes, und wie „Oberitalien" neben 6 Karten, 29 Plänen rc., einem Panorama und 45 Ansichten in Holzschnitt, 15 Stahlstiche bietet, so das in der äußern Form einer großen Brieftasche nachgebildete „Rom" neben 4 Karten, 49 Plänen rc., 18 Stahlstiche. Ein weiteres Buch gibt dieser Verlag den Reisenden mit auf den Weg in dem niedlichen in Duodez hergestellten „Italienischen Sprachführer" von Dr. Rud. Kleinpaul, der es jedem ermöglicht, sich in allen Fällen in Italien verständlich zu machen. – Den längst beliebten Schöpfungen harmlosen Humors, der so recht dazu angethan ist, ohne geistige Anstrengung über eine Mußestunde hinwegzuhelfen, Hackländers „Bilder aus dem Soldatenleben", hat ihr Verleger Carl Krabbe in Stuttgart einen neuen Reiz zu geben verstanden durch Beifügung höchst gelungener origineller Illustrationen. Der junge Künstler Emil Rumpf begleitet den Erzähler auf Schritt und Tritt mit seinem Griffel und versteht es vortrefflich, Situationen und Persönlichkeiten mit wenigen Strichen zu fixieren. Ganz köstlich ist z. B. der Bombardier Tipfel auf der Wache vor den ihn musternden Offizieren. Bei alledem kostet die Lieferung nur 40 Pfennige, so daß sich jeder mit wenigen Mitteln frohe Stunden herbeizaubern kann. — Von einem Mitarbeiter, den die meisten unsrer Leser liebgewonnen haben, dem gemütvollen Schilderer des Bayern-Landes, Maximilian Schmidt, erscheinen jetzt „Gesammelte Werke" bei G. D. W. Callway in München, deren erster Band in schmuckem äußern Gewande uns soeben zugeht. Er enthält zwei Erzählungen, die zuerst in „Vom Fels zum Meer" das Licht erblickten, also wohl bei unsern Abonnenten keiner Empfehlung mehr bedürfen: die anmutige Erzählung aus dem Berchtesgadnerlande „Die Schwanjungfrau" und das tiefergreifende „Almstummerl". Beigegeben ist außer einer biographischen Einleitung ein vortrefflich gelungenes Holzschnittbild des Verfassers, dem wir ebenso wie uns wünschen, seine „Gesammelten Erzählungen" noch recht lange durch immer neue Schöpfungen vermehrt zu sehen.

Athletischer Sport.

Der deutsche Knabe übt und stählt den frischen Mut und die jugendlichen Kräfte im fröhlichen Tummeln mit seinen Altersgenossen, und eine systematische Ausbildung erfahren Muskeln und Lunge nur auf dem Turnplatze. Die englische Jugend dagegen verlegt bereits die Anfänge des Sports auf den Spielplatz, unterwirft die Spiele gewissen ganz bestimmten Regeln und legt auf die Ausbildung des Körpers zu diesen Uebungen, dem regelmäßigen sogenannten „training", besonderen Wert. Naturgemäß wird der „training" bei Knaben von 12 bis 15 Jahren nicht mit gleicher Konsequenz durchgeführt, noch mit solchem alle anderen Interessen absorbierenden Ernste betrieben, wie bei den gewerbsmäßigen Athleten, welche durch öffentliche Schaustellung ihrer Kraft und Geschicklichkeit das Leben fristen; immerhin finden sich die Grundzüge solcher systematischen Kräftigung des Körpers indes schon in der Art und Weise wieder, wie die Knaben sich zu ihren Spielen vorbereiten. Nicht jeder Knabe findet Gefallen an solchen Leibesübungen und nicht jeder junge Mann setzt den Sport fort, zu dem er in frühester Jugend den Grund gelegt hat; doch ist die Zahl derjenigen Besucher englischer Hochschulen, welche ihre freie Zeit der sportlichen Ausbildung irgend einer körperlichen Uebung widmen, verhältnismäßig sehr bedeutend, und wenn es auch in keiner Weise unsere Aufgabe an dieser Stelle sein kann, eine Parallele zwischen englischen und amerikanischen Universitäten und deutschen Hochschulen zu ziehen, so ist die Bemerkung doch kaum zu unterdrücken, daß es für das heranwachsende deutsche Geschlecht gewiß nur von Vorteil sein könnte, wenn ein größerer Prozentsatz der Jünglinge aller Klassen, namentlich auch der sogenannten gebildeten Kreise der Ausbildung des Körpers größere und rationellere Pflege angedeihen ließe.

Die Grundregeln jedes „trainings" beruhen auf regelmäßiger, sich stetig steigernder Arbeit zur Stärkung der ganzen Muskulatur und zur besonderen Entwickelung derjenigen Muskelpartieen, welche bei dem in Frage kommenden Sport besonders in Anspruch genommen werden. Diese Arbeit zerfällt in das allen Sportzweigen gemeinsame Marschieren, die „walking-exercise", und die Uebung in der Specialität, für welche man trainiert, sei dies Laufen, Springen, Rudern oder was immer. Ausreichender Schlaf soll in mindestens neunstündiger Dauer die absorbierten Kräfte wieder ersetzen und wird darin durch eine kräftige Diät unterstützt, welche reichliche Fleischportionen und den ausgiebigen Genuß leichter Gemüse verordnet, Gewürze wie fette und überhaupt schwere Speisen ganz verbannt und den Genuß von Spirituosen auf ein Minimum beschränkt. Verdauungsstörungen, die nicht ganz zu vermeiden, werden durch bestimmte, allgemein bekannte Arkana gehoben. In der Art der Anwendung solcher Regeln für das „training" findet dann allerdings ein bedeutender Unterschied statt, je nachdem es sich um einen Knaben, einen „Amateur" oder den „gewerbsmäßigen", „professional" handelt. Zu dem allgemein üblichen Anzuge, welcher in einem wollenen Kamisol, Kniehosen, die nicht zu eng sein dürfen, um dem Knie ungehinderte Bewegung zu gestatten und langen Strümpfen besteht und in dieser Gesamtheit „jersey" genannt wird, tritt für die Zeit des „training" für den erwachsenen Mann ein wollenes Gewebe, „guernsey" genannt, und eventuell noch ein dicker Ueberrock, welche in der Bewegung die nötige Transpiration hervorbringen.

Unter den athletischen Sportübungen versteht man in England und Amerika das Wettgehen, Wettlaufen, das Hoch- und Weitspringen mit Anlauf oder aus dem Stande, das Springen mit der Springstange, das Heben schwerer Gewichte und das Schleudern mit Stein oder Ball. Soweit es sich um Rennen zu Fuß handelt, widmet man der Pflege des Fußes ganz besondere Sorgfalt und richtet das Hauptaugenmerk auf einen gut und bequem sitzenden, aber anschließenden und nicht drückenden Schuh mit breiter Sohle, ohne Absatz. Fünf kurze, aber scharfe Nagelspitzen unter den Zehen verhindern das Ausgleiten auf schlüpfrigem Boden, ohne doch die Schnelligkeit des Laufenden durch Festhalten in der Erde zu beeinträchtigen. Beim Laufen selbst sollen nur die Ballen des Fußes den Boden berühren, die Kniee sind gekrümmt, die Arme werden im rechten Winkel gebogen an die Seite gedrückt, die Hände zur Faust geballt und durch das Vorlegen des Oberkörpers erhält die Vorwärtsbewegung den nötigen Schwung.

Das gebräuchlichste Rennen dehnt sich über eine englische Meile (rund 1600 m) aus, doch rechnet man Rennen auf größere Distanz bis zu 100 Meilen noch zum athletischen Sport. Abarten dieser Rennen sind Hürden-Rennen, Steeplechases und Rennen auf ganz kurze Distanz, 100—220 yards (1 m = 1,094 yards). Letztere sind namentlich in England sehr beliebt und der „training", der „sprinter" verlangt außer der gewöhnlichen Arbeit noch eine besondere Uebung, um auf das gegebene Zeichen zum Ablauf im Rennen ohne Zeitverlust die größtmöglichste Schnelligkeit entwickeln zu können, da bei der Kürze der zu durchmessenden Distanz der Bruchteil einer Sekunde über den Sieg entscheiden kann.

Unseres Wissen existiert in Deutschland lediglich der Hamburger Sportklub, dessen 50 Mitglieder sich seit einigen Jahren zu athletischen Uebungen und öffentlichen Wettrennen versammeln. Der Klub hat zuerst unter dem allgemeinen Mißtrauen sehr zu leiden gehabt, und wenn, wie es scheint, seine Bestrebungen jetzt mehr Anklang finden, so hat er dies wohl vorzugsweise der für alle Herrensportbestrebungen nachahmungswerten Einrichtung zu verdanken, welche, einen Geldgewinn von vornherein ausschließend, den Siegern in den ausgeschriebenen Konkurrenzen nur ehrende Andenken überreicht. H. V.

Die Kunst im Hause.

Von F. Luthmer.

Der Bauer und das Kunsthandwerk.

Was uns die Dorfgeschichten eines Jeremias Gotthelf, eines Fritz Reuter so lieb und wert macht, was uns zur köstlichen Ferienzeit hinaustreibt aus den Städten und uns mit Vorliebe in den kleinen Verhältnissen des Schwarzwald-Dorfes, der Nordsee-Fischerhütten wochenlang weilen läßt: es ist ein und dasselbe Gefühl, die Reaktion gegen unsere städtische Ueberkultur. In uns allen lebt die dunkle Rückerinnerung, daß unser Geschlecht von der

Bearbeitung des Bodens ausgegangen ist; und wir hoffen, wie der Riese Antäus, unsere Kraft zu erneuern, wenn wir unseren Fuß auch nur für einen Moment wieder auf die urtümliche Ackerscholle setzen. Wir lieben es, den Menschen, welche wir da draußen finden, alle möglichen guten und edel-naiven Eigenschaften anzudichten; und wenn einer, der mit ihnen lebt, ein Geistlicher, Amtsrichter oder Forstwart, uns an Beispielen beweist, daß es unter den barfüßigen Bauern ebensoviel Verbrechen und Vergehen, Strebertum und raffinierte Gaunerei gibt, wie bei den pflastertretenden Städtern, so werden wir gemeiniglich sehr böse. Wozu haben wir auch nötig, uns unsere selbstgeschaffenen Phantasiebilder stören zu lassen, ist doch so manches, was uns wirklich bei den Bauern erfreuen, ja was uns Belehrung und Anregung gewähren kann, zumal auf dem Gebiet, mit dem wir uns beschäftigen. Betrachten wir uns also einmal die Kunst im Bauernhause. Du lächelst, verehrte Leserin, wenn du dies vielleicht in der Stube einer Schwarzwald-Bauernhütte liesest und läßt dein Auge einen Moment auf dem einzigen Zimmerschmuck der schauerlichen kolorierten Lithographie „des Hirsches Begräbnis“ oder auf den gänzlich schmucklosen Möbeln ruhen; aber die häusliche Kunst des Bauern ist thatsächlich ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der modernen Kunstindustrie geworden, und die größten Museen legen sich Sammlungen derselben an. Unter den vielen guten und schlechten Eigenschaften des Bauern ist nämlich eine, die ihn hier für uns besonders wichtig macht: er ist enorm konservativ. Während die ganze Welt mit einer Ueberstürzung, die mit jedem Tage wächst, Neues schafft und das Gestrige abstößt, ehe es nur halb ausgereift ist, hat sich im Bauernhause Urväterhausrat und nicht selten auch die alte Geschicklichkeit in der Herstellung desselben erhalten. Und wie lange erhalten! Weil der Bauer sich in bewußte Opposition zur Mode stellt, weil er ferner das meiste seines Bedarfs selbst macht und sich dazu ziemlich primitiven Handwerkszeuges bedient, so gehen nicht nur Generationen, nein, Jahrhunderte an dem Schmuck und Gerät des Landvolkes spurlos vorüber. Die silberne Nadel aus Holstein, welche wir noch finden, entstammt vielleicht dem Anfang dieses Jahrhunderts; die Form aber wird jeder Stilkundige ins frühe Mittelalter setzen. Ein anderes Beispiel: in den unteren Donauländern finden wir rohe Töpferarbeiten, Vorrats- und Wasserurnen, die auf dem Dorfe selbst gefertigt werden, in genau denselben Formen, welche die griechischen, über zwei Jahrtausende alten Gräberfunde aufweisen.

Oberbayerisches Bauernstübchen.

An der ganzen Nord- und Ostseeküste Deutschlands wird zur Verzierung von Holzmöbeln sogenanntes Kerbschnitt-Ornament angewandt, dessen Charakter durchaus romanisch ist, ebenso wie Bauernstühle aus Nordfriesland und aus Skandinavien vollständig die Formen des 13. Jahrhunderts tragen.

Aber auch wenn wir nicht für diese uralten Reste und ihre herbe eigentümliche Schönheit Interesse mitbringen, so sind es die Spuren einer jüngeren, uns Heutigen besonders naheliegenden Zeit, die wir bei den Bauern studieren können. Die Renaissance hat uns in den Bauernhäusern oft sehr beherzigenswerte Vorbilder zurückgelassen. Es muß als ein entschieden gesunder Zug unserer schon jetzt so oft angefeindeten und verlachten Renaissancebewegung bezeichnet werden, daß sie auf die ländlich-einfachen Reste der Vergangenheit ihre Aufmerksamkeit zu richten beginnt. Das oberbayerische Bauernstübchen der deutschen Ausstellung in München war in dieser Beziehung ein äußerst lehrreiches Beispiel.

Mögen sich auch die Bildungsgesetze des Renaissancestils in den Fürstenpalästen Italiens, in den Prunkstuben nordischer Rathäuser am klarsten ausgesprochen haben: studieren mögen wir sie dort; die direkte Nachahmung dieser Dekorationswunder, wie sie lange Zeit beliebt war, führt auf Abwege. Was vor drei Jahrhunderten das Edelste und Vornehmste, für die Großen der Welt Aufgesparte war, kann heute nicht für Hinz und Kunz verwendet werden, wenn man nicht zu einem ganz schnöden Surrogatenkrame seine Zuflucht nimmt. Für die bescheideneren Bedürfnisse unseres soliden Bürgerhauses gibt es auch solide und bescheidene Vorbilder aus dem 16. Jahrhundert in dem dürftigen Bauernhause jener Zeit, wie sie noch in Tirol, Vorarlberg und sicher auch noch in unserem deutschen Vaterland an mancher Stelle zu finden sind.

Sind doch die Möbel, die in Tölz in Oberbayern nach uralten Mustern angefertigt werden, längst beliebte Ausstattungsstücke geworden. Und gerade diese Möbel bringen uns noch ein anderes zum Bewußtsein, was wir bei den Bauern lernen können: die Lust an der Farbe. Blau und grün mit schönen Blumen streicht der Bauer seine Truhe, sein Bett an, rot färbt er seinen Wagen, ja die Balken und Pfosten seines Hauses. Die Maler haben längst gewußt, welcher Reiz in dieser Buntheit liegt: sie wissen ganz genau, warum sie ihre Modelle so gerne unter den oberhessischen Bauerndirnen mit rotem Rock und rotem Kopftuch suchen: aber auch im großen Publikum erwacht das Verständnis; „bäuerisch“ und „bunt“ sind nicht bloß im schlechten Sinne sich deckende Begriffe.

Wir können überhaupt aus verschiedenen Symptomen erkennen, daß der Geschmack unserer gebildeten Klassen in der oben angedeuteten Weise es nicht verschmäht, bei den Bauern in die Schule zu gehen.

Und diese Erkenntnis kommt zur rechten Zeit. Denn unsere raschlebigen Gewohnheiten, die massenhafte Berührung, in welche unsere Verkehrsmittel den Bauern mit dem Städter bringen, sie fangen an, viel von den Eigentümlichkeiten des Landvolks zu verwischen.

Manches mag denn unbeweint zum Orkus fahren; aber für manche Kunstübung, die sich vom Urahn her vererbt hat, und die sich im Schmuck der Frauen, ja im Geschirr der Pferde und Kühe erhalten hat, wäre es zu bedauern, wenn sie ausstürbe.

Und nichts kann dem so kräftig entgegenwirken, als wenn die Gebildeten unseres Volkes diesen vorhandenen Resten Beachtung schenken.

Der Bauer wird sie dann selbst wieder achten lernen und seine alten Kunstübungen konservieren, ob aus Spekulation oder aus Pietät, ist schließlich einerlei.

Die Humboldt-Ruine zu Carácas.

Kaum graute der Morgen, als wir Carácas verließen und dem nahen Dorfe Sabana grande zuwanderten; nach und nach begannen die Sterne zu erbleichen und ein tropischer Sonnenaufgang, so schön, so goldig, wie ihn kein Maler wiedergeben, sondern nur bewundernd schauen kann, kündete den Jahrestag des großen Erdbebens von 1812 an — Gründonnerstag 1882.

Jene große Katastrophe wandelte auch das Wohnhaus der Hacienda Bello-Monte in Schutt und Ruinen, und vielleicht ist gerade dieser Umstand Veranlassung geworden, daß die Tradition den hiesigen Aufenthalt Humboldts eng mit Bello-Monte verknüpft; zeigt sie uns doch, wie das unsterbliche Verdienst des Weisen die vergänglichen Werke schwacher Menschenhand überdauert, Gegenwart und Zukunft mit den ewigen Strahlen seines Geistes füllend. Humboldt hat nie Bello-Monte bewohnt; es war nur das Ziel häufiger Ausflüge und Schauplatz liebenswürdiger Aufmerksamkeiten, die dem verehrten Gaste von dem damaligen Eigentümer, Don Andrés Ibarra, erwiesen wurden; Großvater der Gattin des jetzigen Präsidenten der Republik Venezuela, General Antonio Guzman-Blanco. Rechts von der Landstraße, die hier von einer Reihe hochragender Cedern beschattet

Die Humboldt-Ruine zu Carácas.

wird, zweigt sich ein Pfad ab, der uns zum Fuß des Hügels führt, den die Ruine krönt. Umwuchert von einer erdrückenden Fülle Unkrauts, bricht hier die breitblätterige Ricinusstaude in voller Ueppigkeit aus jenem Boden hervor, über den vormals der winzige atlasbeschuhte Fuß kreolischer Schönheiten hinwegglitt; dort, in jenem Seitenzimmer, wo einst wohl das ehrwürdige Haupt der Familie im künstlich geflochtenen Chinchorro seine Mittagsruhe hielt, hauset eine alte Negerin; Hühner züchtend und den Bedarf des täglichen Lebens durch Bereitung von Maisbrot gewinnend, lebt sie dahin, gleich einer schwarzen Lilie auf dem Felde; allzugroße Mauerlücken hat sie mit Schilf verdeckt und weiteren Einstürzen sieht sie mit Gleichmut entgegen, das sind ihr „Cosas de Dios!" (Gottes Angelegenheiten). Die Ueberreste des Hauses zeigen das Stilvolle der spanischen Bauweise, während bei manchen Bauten der römischen Anlage der Wohnhäuser eine geschmacklose, mindestens langweilige Fassade aufgedrückt wird. — Von den Stufen des Eingangs aus entwickelt sich vor dem bewundernden Auge des Beschauers eine wahrhaft entzückende Landschaft, welcher die hohe Kette des venezolanischen Küstengebirges mit dem wolkengekrönten Gipfel der „Silla de Carácas" zum großartigen Hintergrund dient; fernhin, bis zum Fuße des Gebirges, erstreckt sich eine sanftansteigende grüne Ebene; Felder, sorglich mit Mais und Zuckerrohr bebaut, stechen mit ihrem lichten Grün überraschend gegen die tiefdunkeln, kuppelförmigen Kronen der Mangobäume ab, die der zarten Kaffeestaude ihren schützenden Schatten spenden; dazwischen die Bucares mit ihrem roten, die Guanabanas mit weißem Blütenschmuck, und über alles dies ein Himmelsdom, so übermäßig blau, klar und unergründlich wie die schöpferische Kraft, die hier ihr reiches Füllhorn ausgeschüttet hat. Beschränkter und lieblich ist die Aussicht, welche sich uns von der Rückseite der Ruine bietet: flachere Gebirgszüge in breiter, wellenartiger Form schließen in größerer Nähe den Horizont, und zu ihren Füßen, zwischen üppigen Geländen hindurch, strömt der Guaire, dessen zitternde Wasserfläche die Strahlen der Morgensonne widerspiegelt. —

Am heiligen Dreikönigstage des Jahres 1800 veranstaltete der gastfreundliche Besitzer von Bello-Monte ein Gartenfest zu Ehren Humboldts. In den glänzend erleuchteten Räumen schwebten die Paare anmutig langsam nach dem Takte der eigentümlichen und hinreißenden venezolanischen Tanzmelodieen, während die melancholischen Lieder des Landvolkes zum Klang der Guitarre und Maraca durch die nationale Poesie ihrer Improvisationen die Aufmerksamkeit Humboldts besonders erregt haben sollen. Eine Begabung für Poesie und zumal Musik ist der venezolanischen Nation eigen; eine natürliche Höflichkeit und angeborenes Rednertalent sind ihr nicht abzusprechen.

Alexander von Humboldt langte am 21. November 1799 in Carácas an, fand eine herzliche Aufnahme in den angesehenen Familien der Hauptstadt, und warme Empfehlungen des spanischen Hofes sicherten ihm auch das liebenswürdigste Entgegenkommen des Generalkapitäns Vasconcelos. Mit hinreichender Kenntnis der Landessprache ausgerüstet, um einer selbst lebhafteren Unterhaltung folgen zu können, ward es dem großen Reisenden leicht, sich eine Anzahl aufrichtiger Freunde zu erwerben, Verbindungen, die seinen venezolanischen Aufenthalt überdauerten, wie uns ein Briefwechsel bezeugt, von dem mehrere, teils noch unbekannte Originaldokumente sich im Besitze des zu Carácas lebenden Dr. Rosas befinden, der Aufenthalt und Forschungen Humboldts in Venezuela zum Gegenstand eines Specialwerks gemacht hat, von dem einzelne schon erschienene Abrisse weiteres interessantes Material erwarten lassen. Die in Venezuela verbrachte Zeit ist Humboldt stets eine Quelle freundlicher Erinnerungen geblieben, und sein Andenken lebt in den gebildeten Kreisen Venezuelas ununterbrochen fort, die sehr wohl die Bedeutung zu schätzen wissen, welche seine wissenschaftliche Thätigkeit für ihr schönes Vaterland hat. Jenen aber, die mit Stolz zu seinen Landsleuten sich zählen, werden Orte, an denen er glückliche Augenblicke verlebte und sich von den Mühseligkeiten seines hohen Berufes erholte, zu Denkmälern pietätvoller Verehrung, denn:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Werk und seine That dem Enkel wieder."

Diese Worte Goethes ertönten auch in unserer Seele, als wir uns aufmachten, die Ruine Bello-Monte zu besuchen, ehe solche vielleicht gänzlich zusammensinkt, dem Zahn der Zeit, neuen Erderschütterungen oder starken tropischen Regengüssen erliegend, denen bereits in letzter Zeit drei säulengetragene Bögen der Fassade erlagen.

John Henry Wyrell.

Der Geldwert der Nahrungsmittel.

Mit dem Anwachsen der Bevölkerung und der Steigerung aller Lebensbedürfnisse wächst auch die Sorge um ausreichende Nahrungsmittel und die Frage, wie eine genügende, den Körperbestand erhaltende und dabei möglichst billige Kost zu beschaffen sei, tritt immer mehr in den Vordergrund. Bei ihrer Beantwortung handelt es sich zunächst um die Feststellung des Nährgeldwertes der menschlichen Nahrungsmittel. Dabei kommen aber so mannigfache Faktoren, individuelle Eigentümlichkeiten, die ungleiche Verdaulichkeit der Nährstoffe, der Einfluß der Gewürze u. s. w. in Betracht, daß sich eine sichere Antwort nicht ohne weiteres geben läßt.

Im allgemeinen zerfallen die menschlichen Nahrungsmittel in drei Gruppen, in Eiweißstoffe oder Proteinkörper, in fette oder fettähnliche Körper, und in sogenannte Kohlenhydrate oder stickstofffreie Extraktstoffe, wie Stärke, Gummi, Zucker u. dergl. Jede dieser Gruppen schließt verschiedenartige Verbindungen ein, die sich der Verdauung gegenüber sehr ungleich verhalten und folglich auch von sehr verschiedenem Wert sind. Dazu kommt ihr schwankender und ungleicher Marktpreis. Hinsichtlich des letzteren kann man sagen, daß die Nährstoffe in den pflanzlichen Nahrungsmitteln, mit Ausnahme der jungen Gemüse, billiger sind als in denen, die aus dem Tierreich stammen; die letzteren kosten ungefähr 4—5 mal mehr als die ersteren. Ob sich diese Preisverschiedenheit aus einer 4—5 mal größeren Ausnutzung der animalischen Stoffe begründet, ist eine andere Frage.

Thatsache aber ist es, daß Fleisch, Eier, Milch und Käse bei allen bisher damit angestellten Versuchen keine wesentlichen Unterschiede hinsichtlich ihrer Verdaulichkeit gezeigt haben. Ebenso verhalten sich auch die aus dem Pflanzenreich stammenden Nährstoffe der Aufnahme durch den Körper gegenüber ziemlich übereinstimmend. Daher ist es auch gerechtfertigt, bei den Bestimmungen des Nährgeldwertes von den Rohmaterialien auszugehen, und wegen der verschiedenen Tagespreise zwischen den tierischen und pflanzlichen Nährstoffen einen Unterschied zu machen. Dabei müssen die wesentlichsten Bestandteile der Nahrungsmittel: Eiweiß, Fett und Kohlehydrate besonders berücksichtigt werden, und zwar unter thunlichster Abschätzung ihres gegenseitigen Wertverhältnisses auf Grund der wirklich gezahlten Marktpreise.

Unter Benutzung der vorliegenden wissenschaftlichen Untersuchungen, und sorgfältiger Erwägung aller bekannten Verhältnisse, ist nun in den menschlichen Nahrungsmitteln ein Verhältnis zwischen Kohlehydraten, Fetten und Eiweißkörpern wie 1:3:5 angenommen worden, und man kann mit Hilfe desselben zu einer nach unserem jetzigen Ermessen genügenden Beantwortung der Frage gelangen, welches Nahrungsmittel zur Zeit das preiswürdigste ist. Wie Prof. König in seinem Werk: „Die Chemie der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel“ näher ausführt, ist zu diesem Zweck der Gehalt der Nahrungsmittel an Eiweiß mit 5, dem an Fett mit 3 und dem an Kohlehydraten mit 1 zu multiplizieren. Die zusammengezählte Summe repräsentiert die Nährwerteinheiten. Der Gehalt der Nahrungsmittel an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten ist aus vorhandenen zahlreichen und weitverbreiteten Tabellen leicht zu ersehen. Nach diesen Grundsätzen hat König nachstehende Zusammenstellung gegeben.

Animalische Nahrungsmittel:

	Summe der Nährwerteinheiten in 1 Kilogr.	Marktpreis für 1 Kilogr. Durchschnitt pro 1878-80. Pfennige	1000 Nährwerteinheiten kosten Pfennige	Oder für 1 M. erhält man Nährwerteinheiten
Magermilch .	216	9	41,7	2400
Magerkäse . .	1914	82,7	43,2	2314
Milch	320	15	46,8	2133
Speck	2767	172	62,1	1608
Fettkäse . . .	2315	161,7	69,4	1432
Schweinefleisch	1836	131	71,4	1401
Halbfetter Käse	1970	141,7	71,9	1319
Butter	2610	213,3	81,7	1223
Kalbfleisch . .	1157	112	96,8	1033
Rindfleisch . .	1168	128,3	109,8	911
Vegetabilische Nahrungsmittel:				
Bohnen . . .	1755	22,5	12,8	7800
Erbsen	1713	28,9	16,8	5927
Linsen	1842	37	20,1	4979
Kartoffeln . .	304	6,1	20,1	4982
Roggenmehl	1328	31,3	23,5	4243
Weizenmehl .	1328	23,7	29,1	3431
Reis	1177	58	49,3	2029

Diese Zahlen bedürfen kaum einer Erklärung; sie lassen deutlich erkennen, welche Nahrungsmittel bei den während der Jahre 1878—80 herrschenden Marktpreisen die preiswürdigsten waren und gestatten eine direkte Anwendung auf alle Verhältnisse. Mit der Summe der Nährwerteinheiten braucht man nur in den zur Zeit herrschenden wirklichen Marktpreis pro 1 Kilogr. zu dividieren, um den Preis für die Nährwerteinheit zu erhalten. Aus dieser kann man unmittelbar ersehen, welche Nahrungsmittel am billigsten sind und sich vorzugsweise zum Ankauf empfehlen.

Gehäkelter Stern.

Der nebenstehend abgebildete Stern eignet sich zu Schutz- und Tischdeckchen u. dgl. Er wird mit feinem Häkelgarn in folgender Weise ausgeführt.

1. Reihe: Man legt sechs Luftmaschen an und verbindet sie zur Rundung.

2. Reihe: Sechs Luftmaschen; * ein einfaches Stäbchen in die nächste Masche, drei Luftmaschen; vom * noch viermal wiederholen, so daß sechs Abteilungen entstehen. Die letzte der drei zuletzt gearbeiteten Luftmaschen wird an die dritte der sechs Luftmaschen angeschlossen, die zu Beginn der Reihe ausgeführt wurden, wonach die drei ersten Luftmaschen die Höhe eines Stäbchens erhalten und auch als solches gelten.

3. Reihe: Elf Luftmaschen; die Nadel aus der Schlinge herausziehen, in die siebente der eben gearbeiteten elf Luftmaschen führen, die freigelassene Schlinge fassen und durch die Masche durchziehen. Dadurch entsteht ein nach abwärts gerichtetes Picot; drei Luftmaschen; * ein einfaches Stäbchen über das nächste Stäbchen, acht Luftmaschen, aus den fünf letzten derselben ein Picot bilden wie oben; drei Luftmaschen; vom * noch viermal wiederholen. Die letzte Luftmasche der sechsten Abteilung wird an die dritte der ersten Abteilung angeschlossen.

4. Reihe: Eine feste Masche in die oberste der drei Luftmaschen, welche das erste Stäbchen der vorhergehenden Reihe bilden; * über jede der drei folgenden Luftmaschen je eine feste Masche; in das Picot ebenfalls eine feste Masche, neun Luftmaschen, eine feste Masche in dasselbe Picot, in jede der drei folgenden Luftmaschen und in das nächste Stäbchen je eine feste Masche; vom * noch fünfmal wiederholen. Die letzte feste Masche wird an die erste dieser Reihe angeschlossen.

5. Reihe: Eine feste Masche über die erste feste Masche der unteren Reihe; * ein doppeltes Stäbchen in die erste Luftmasche des nächstliegenden Bogens, eine Luftmasche. Man arbeitet nun weiter, indem man in jeder der folgenden Luftmaschen ein Doppelstäbchen ausführt und nach jedem derselben eine Luftmasche häkelt; in die Mittelmasche des Bogens werden jedoch drei solche, durch je eine Luftmasche getrennte Doppelstäbchen gearbeitet; die vier letzten

Maschen des Bogens werden wie die vier ersten abgehäkelt, so daß in dem ganzen Bogen elf je durch eine Luftmasche getrennte Doppelstäbchen stehen; drei Maschen übergehen, eine feste Masche in die nächste Masche; vom * noch fünfmal wiederholen und das letzte Stäbchen an die erste feste Masche dieser Reihe anschließen.

6. Reihe: Man schleift die Maschen bis zu dem zweiten Stäbchen des folgenden Bogens, macht sechs Luftmaschen und häkelt in die erste derselben eine feste Masche, wodurch ein nach aufwärts gerichtetes Picot entsteht; eine feste Masche in das nächste Stäbchen. Es wird nun stets zwischen je zwei Stäbchen ein Picot gearbeitet, das mittlere Stäbchen ausgenommen, in welches zwei feste Maschen gearbeitet werden, damit über dieses Stäbchen ein Picot zu stehen kommt. Ueber die zweite Hälfte des Bogens werden ebenfalls vier Picots ausgeführt, dann arbeitet man eine Luftmasche und eine feste Masche in das zweite Stäbchen des nächstliegenden Bogens, umhäkelt alle folgenden Bogen in derselben Weise wie den ersten und schließt den Stern ab. G. Hillard.

Elektrischer Fidibus.

Das sorglose Wegwerfen glimmender Zündhölzchen ist nicht selten die Ursache von Brandschäden gewesen, und schon lange hat man danach gestrebt, Mittel zu finden, welche bei gänzlicher Gefahrlosigkeit doch das Anzünden auf leichte Weise sichern. Die wenigsten der dahin zielenden Vorschläge erwiesen sich aber auch nur annähernd zweckentsprechend, während bei Anwendung

dieser Vorrichtung, welche keine freie Flamme an sich trägt, Feuersgefahr absolut ausgeschlossen ist. — In einem ca. 20 cm langen Hartgummirohr ist ein konstantes Element nach Marié-Davy und zugleich eine Induktionsspirale untergebracht. Das Hartgummirohr endet in ein dünnes Metallrohr, in dessen Spitze die Pole der elektrischen Leitung lagern und zwischen welchen, sobald auf einen am unteren Teile des Apparats befindlichen Knopf gedrückt wird, ein kleiner Funke überspringt, der das aus einem Gasbrenner ausströmende Leuchtgas entzündet. Der (patentierte) Apparat ist leicht zu handhaben und behält seine Zündkraft für längere Zeit; erst nach etwa 2500 Zündungen ist es notwendig, das erschöpfte Element abzuschrauben, um es gegen ein neues auszuwechseln. M.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Ein zärtlicher Gatte.

Der Hotelbesitzer H. in einem größeren Badeorte sieht sich mit seiner Frau die Tanz-Reunion im Kursaale von der oberen Galerie aus an. Die Frau biegt sich weit über die Brüstung, um recht gut zu sehen.

„Gib doch acht, daß du nicht hinunterfällst,“ sagt der Gatte ängstlich zu ihr.

„Ach, es passiert mir nichts,“ meint sie.

„Es ist mir ja nicht um dich, aber du könntest einen Kurgast erschlagen.“

Auf dem Schriftstellerball.

„Nun, mein Fräulein, wie gefiel Ihnen denn unser berühmter Lyriker Herr X., den ich Ihnen soeben vorgestellt habe?“

„Offen gestanden, ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt.“

Wünschenswert.

Daß doch im Weltgetriebe
Hymen stets also walte:
Er — ihre alte Liebe,
Sie — seine liebe Alte.

Im Atelier.

Kommerzienrat: „Wenn ich Ihnen sitze, werde ich natürlich meine sämtlichen Orden anlegen, Herr Professor.“

Maler: „Dann möchte ich Ihnen raten, sich doch lieber an einen Dekorationsmaler zu wenden.“

Was ist ein Kellner?

Frack tragendes
Trinkgeld jagendes
Gäste plagendes
Viel fragendes
Doch nichtssagendes
Individuum.

Musikalische Krankheit?

Hauptmann (zu dem rapportierenden Feldwebel): „Zwei Spielleute fehlen?! Weshalb der Tambour?“

Feldwebel: „Dem ist das Trommelfell geplatzt.“

Hauptmann: „Und was fehlt denn dem Hornisten?“

Feldwebel: „Blasenkatarrh.“

Uebertrieben.

Emma erzählt ihrer Freundin Anna: „Denke dir, neulich legte ich die Briefe meines Arthur in meine schöne japanesische Schatulle, und nach ein paar Tagen war der ganze Lack aufgezogen, so glühend waren sie!“

Aus der Instruktionsstunde.

Unteroffizier: „Artillerist Bombe, wenn das Geschoß auf irgend einen Gegenstand stößt, was geschieht dann?“

Artillerist Bombe: „Es platzt.“

Unteroffizier: „Die Bezeichnung ist viel zu oberflächlich, Sie sollen für diesen Vorgang einen guten deutschen Ausdruck nennen, worin alles, was das Geschoß macht, zusammengefaßt ist! Wenn zum Beispiel ein Pferd in den letzten Zügen liegt, was sagt hierzu jeder gebildete Mensch?“

Gefreiter Splitter: „Es stirbt.“

Unteroffizier: „Nein, Sie Tölpel! Da sagt man: Es krepiert. — Na, wenn nun ein Geschoß platzt, wie nennt ihr das als gebildete Menschen?“

Alle: „Es krepiert.“

Durch die Blume.

Professor: „Sie sehen, mein lieber Senf, ich trage Sie mit großer Geduld.“

Senf: „Verzeihen Sie, Herr Professor, ich bin kein Mehlsack.“

Verkehrte Reihenfolge.

Baptist, ein böses Weib genommen habend,
Hat nach der Hochzeit täglich Polterabend.

Trost.

„Mit meiner Frau ist jetzt gar kein Auskommen mehr, sie ist rein wie vom Teufel besessen.“

„Seien Sie unbesorgt! Das wird bald vorübergehen.“

„Meinen Sie?“

„Ich halte den Teufel für viel zu klug, um sich mit solchem Besitz lange aufzuhalten.“

Lehre.

Nicht zu jeder Stund'
Ist ein Schatz zu graben,
Nicht von jedem Mund
Ist ein Schmatz zu haben.

Neues Leiden.

„Nun, wie ist Ihnen der vierzehntägige Aufenthalt in der Hauptstadt bekommen, meine Gnädige?“

„Sehr schlecht: Ich bin sehkrank.“

Ein vorsichtiger Mann.

Frau: „Was hast du da in dem Päckchen?“
Mann: „Etwas zum Rauchen.“
Frau: „Und in dem anderen?“
Mann: „Etwas zum Räuchern.“

Revanche.

Dame: „Der Kuß, den Sie mir soeben geraubt haben, ist eine Beleidigung, mein Herr.“

Herr: „Geben Sie mir die Beleidigung zurück, mein Fräulein.“

Oekonomisch.

Ueber dem Eingang zu einem Berliner Vorstadtkeller befindet sich eine Tafel mit der Inschrift: Hier sind Kar- und Pantoffeln zu haben.

Mißverständnis.

(Nach mündlicher Mitteilung.)

Eisenbahnschaffner (die Waggonthür öffnend): „Praust!“ [Eisenbahnstation bei Danzig].

Polnischer Jude (der eben geniest hat): „Ich danke!“

Aus der lateinischen Stunde.

(Nach mündlicher Mitteilung.)

Lehrer: „Wie heißt der Genitiv von homo?“
Schüler schweigt.
Lehrer: „Was hat homo für ein Geschlecht?“
Schüler: „Neutrum.“
Lehrer: „Wieso Neutrum?“
Schüler: „Was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an.“

Warum in Posemuckel die Turmuhr nachgeht.

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

Im Kasino.

Lieutenant: „Fähnrich, machen Sie einmal einen Witz!“

Fähnrich: „Entschuldigen der Herr Lieutenant, ich bin Portepee-Fähnrich, aber nicht Witze-Feldwebel“ (Vicefeldwebel).

* * *

Lieutenant A.: „Nun, Herr Kamerad, werden Sie sich auch am Prämien-Schießen beteiligen?“

Sekonde-Lieutenant B.: „Natürlich! Es ist ja die einzige Aussicht, bei diesen schlechten Zeiten überhaupt noch Prämie-Lieutenant (Premier-Lieutenant) zu werden.“

Vom Pumpen.

Studiosus Bierfreund (seinen kranken Freund besuchend): „Thut mir unendlich leid, dich in solcher Verfassung zu finden! Ganz besonders aber muß ich dich beklagen, daß du nichts als Wasser trinken darfst.“

Studiosus Borgius: „Was hilft's, man muß sich darein finden. Es wird mir dies um so leichter, nachdem ich bemerkt, daß das Wasser auf die Dauer einen ganz vorzüglichen Beigeschmack gewinnt und hierdurch vor allen anderen Getränken den Vorzug verdient: denn man bekommt es gepumpt, ohne daß man es jemals zu bezahlen braucht.“

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

☞ Die Verteilung der Preise des Preisrätsels ist entgültig bis zum 15. Mai verschoben worden und werden alle bis dahin eingehenden Lösungen noch berücksichtigt. Nachstehend geben wir wenigstens einen Teil der bis jetzt eingelaufenen Lösungen, der Rest folgt im nächsten Heft.

J. W. in N., Sch. in B., P. Sp. in P., E. K. in W., Frau L. in St., A. H. in R., Dr. S. B. in B., W. Sch. in S., F. L. in G., Frau St. in M., O. M. in L., A. D. in L., H. Q. in K., Bankdirektor H. in Z., P. H. in B., Direktor H. in M., M. P. in K., N. J. in N., G. K. in P., P. M. in G., Frau K. in E., Frau P. in C., H. H. in M., C. G. in M., Regierungsrat E. in M., A. M. in W., O. v. W. in W., J. K. in P., H. Sch. in B., E. M. H. in Z., A. H. in M., W. v. P. in S., Excellenz v. H. in St., H. Sch. in U., A. v. S. in M., B. in K., B. in D., G. B. in D., J. L. in K., N. G. in K., G. L. G. in W., M. Z. in K., B. Sch., A. L. in W., F. P. in W., Fräulein M. M. in F., D. in K. W., M. H. in W., L. in Sch., J. L. in C., W. H. in W., Sch. in K., W. F. in B., F. H. in R., L. in B., F. B. in P., L. G. in F., C. W. in B., G. O. in D., R. B. in W., A. L. in St., H. B. in A., St. in R., K. K. in A., B. in G., R. in A., Gräfin S. in J., Sch. in G., M. K. in St., Th. L. in F., K. G. in W., S. P. in B., F. N. in W., E. S. in F., L. M. in B., B. in C., C. L. in B., J. Sch. in H., K. in R.,

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Die

Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.

brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 61. **Vor hundert Jahren.** Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Herausgegeben und eingeleitet von Lic. Dr. **G. Karo** und Dr. **M. Geyer.**

„ 122. **Vergil's Werke.** Band 2. **Aeneïs.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **Dr. Hans Dütschke.** (Im vorigen Hefte ist dieser Band irrtümlich mit Nr. 61 bezeichnet.)

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer. — Neueste Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bad Reinerz.

Klim. Geb.-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, *in der Grafsch. Glatz, Pr.-Schl.* **Saisondauer: Anfang Mai—Ende Oktober.**

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuck-Drucklettern nebst Zubehör zum Selbstbedrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen, Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M. an, Preisverzeichniß u. Schriftproben frco.

S. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Rein seidene Stoffe Mk. 1.80 pr. Meter

(direct — ohne Zwischenhändler)

sowie à Mk. 2.20 versende **in einzelnen Roben** und **ganzen Stücken** zollfrei in's Haus. Beide Posten bestehen aus: einfarbigen, gestreiften und carrirten Dessins und eignen sich die Stoffe vorzüglich zu **Gesellschafts-, Promenaden-** und **Reisekleidern.** Muster zu Diensten. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz. [780]

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. Hoflieferant.

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von
W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:
Bd. 32. Goethes Gedichte. Bd. 2. Hrsgb. von Dr. H. Düntzer.

Inhalt der Bände 1–31:

1 u. 6. Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“. (Werke 1. u. 2. Bd.) 2. Goethes „Faust“. (Werke 12. Bd.) 3. Schillers „Räuber und Fiesko“. (Werke 3. Bd.) 4. Kortums „Jobsiade“. 5. Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln etc., Jugenddramen“. (Werke 1. Bd.) 7. Wielands „Oberon etc.“ (Werke 2. Band.) 9. Grimmelshausens „Simplicianische Schriften“. Bd. 11. Günthers Gedichte. Bd. 8, 10 u. 12. Stürmer und Dränger. Bd. 1–3. Enthalten Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Maler Müller, Ch. F. D. Schubart. Bd. 13. Gryphius Werke. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde. Bd. 15. Moscherosch's Gesichte Philanders von Sittewald. Bd. 16. Goethes Dramen. Bd. 1. (Der Werke 6. Band.) Bd. 17. Lessings Jugenddramen u. dramatische Meisterwerke. Bd. 2. 18. Schillers „Kabale und Liebe“ und „Don Karlos“ (in 3 Ausgaben). (Der Werke 4. Bd.) 19. Simon Dach und seine Freunde, Joh. Röling. 20. Goethes Gedichte. Bd. 1. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 21. Ziglers Asiatische Banise. (Der Schles. Schule 2. Bd.) Bd. 22. Hebels Alemanische Gedichte. Bd. 23. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Bd. 24 u. 25. Lessings dramat. Nachlaß u. dramat. Meisterwerke. (Werke 2. Bd.) Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2 Bd. Bd. 27. Goethes Naturwissensch. Schriften. 1 Bd. Bd. 28. Albertinus Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Hrsgb. von R. Frhr. v. Lilienkron. (**Erster Neudruck!**) Bd. 29. Abraham a S. Clara „Judas der Erzschelm“. Hrsgb. v. F. Bobertag. Bd. 30/31. Bürgers Gedichte. Hrsgb. von Sauer.

Die **„Deutsche National-Litteratur“** ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die **„Deutsche National-Litteratur“** zeichnet sich dabei durch musterhafte Ausstattung und eminent billigen Preis aus (die Lfg. à 6–7 Bogen nur 50 Pf.!)

Die **„Deutsche National-Litteratur“ ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, daß mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.**

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44–69° C. Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad“

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral. und medizin. Bäder jeder Art. — Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen. Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Molkenanstalt. Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. [1201]

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Kur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Mittlere Jahrestemperatur: + 7,4° R.

Bad Landeck in Preuss. Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder;** alle fremden **Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen **Norden** und **Osten** durch Höhenzüge geschützt. Klimatischer Kurort. Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. Réunions wöchentlich. — Kurzeit: 1. Mai bis Oktober. [1256]

BAD WILDUNGEN.

Gegen **Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle,** Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad,** Bestellungen von **Wohnungen** im **Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** etc. erledigt: [1245]

Die Inspection der Wildunger Mineralquellen-Actiengesellschaft.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a/M.

Station der Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon,** ozonhaltige **Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit. [1246]

Großh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.

Haardtgebirgsweine.

Naturreine weiße u. **rothe Haardtweine** eigener Kelterung, **fein, mild und blumig,** offerire von M. 60 resp. M. 80 p. 100 L. an. [901]

Probekiste 10 Fl. sortirt M. 12.

Spezielle Preisliste franko.
H. Schartiger, Heidelberg.

Bäder von Baden

bei Zürich (383 m ü. M.)

Alkalisch-salinische Schwefeltherme, 46–48° C. — 20 Bade-Hotels mit 650 Bädern, auch für Winterkuren vortrefflich eingerichtet. — Indizirt bei Gicht, Rheumatismus, Lähmung, Schwäche der Verdauungsorgane, Hämorrhoiden, Reconvalescenz, sexualen Krankheiten. — Reizende und geschützte Gebirgslage. Vorzügliche Zwischenstation für Sommerfrischler. Gesellschaftshaus mit modernem Comfort; Kurorchester, Theater, Réunions dansantes. [1250]

Städtische Kurhaus-Commission.

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke in Görbersdorf (Schlesien)

gegründet 1854, ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Auf Wunsch Prospecte gratis und franco. [1226]

Bad Ems.

Curhôtel u. Pension Schloss Langenau. In schöner freier Lage m. gross. schattig. Garten u. dem Cur-Park verbunden.

Curhôtel und Pension Villa Bella Riva. Von Park u. Wald umgeb. m. herrlicher Aussicht ins Gebirge und Lahnthal.

Schloss Balmoral und Villa Diana. Elegantes Curhaus, Privat- u. Familien-hôtel I. Rang. m. grossartig. Terrassen u. Parkanlagen. Nahe d. Quellen u. Bädern.

Die genannten Etablissements empfehlen sich als vorzügl. Curaufenthalt zu mässigen Pensions- und Logispreisen. Ausführliche Beschreibung im Bäder-Almanach der Aerzte, sowie durch die Besitzer:

[1240] *G. & C. Lang.*

Weltpost.

F. K. in S., F. P. in K., K. in R., J. R. in K., Sch. in N., H. Sch. in K., P. L. in L., A. B. in Z., H. St. in H., G. S. in C., P. N. in B., L. R. in M., W. S. in H., J. W. in T., H. St. in D., G. K. in P., Th. W. in W., A. v. St. in Ö., H. in B., M. B. in D., Prof. Dr. H. in T., G. F. in W., Assessor R. in B., P. Sch. in H., W. M. in H., Major v. J. T. in A., A. B. in H., H. G. Pf. in B., K. in G., W. St. in A., F. Sch. in M., P. Sch. in M., H. Sch. in Z., E. Sch. in St G., Ch. H. in B., F. M. in B., F. Sch. in F., A. L. in B., H. B. in H., C. Pf. in H., F. B. in B., F. Sch. in H., P. M. in E., K. L. in W., Dr. B. in D., F. S. in H., F. L. in W., G. H. in C., O. W. in F., B. in C., A. P. in F., G. v. d. G. in M., Frau B. in G., O. G. in S., W. S. in W., E. D. in D., P. in E., L. L. in J., M. in D., A. Sch. in H., Ch. H. in K., E. M. B. in H., A. St. in C., L. P. in H., J. S. in L., F. M. in B., A. in N., H. J. in P., E. G. in A., G. D. in W., E. G. in S., J. Th., O. R. in B., K. in B., R. B. in K., C. G. in B., A. St. in K., F. P. in K., E. M. in B., Expedition d. O. A. u. d. D. Z., J. G. in H., J. K. in S., J. B. in C., J. N. in D., F. S. in W., G. E. in W., Frau Th. in Ue., R. G. in S., C. H. in J., Frau B. in B., Fräulein Ch. in K., E. F. in W., J. Z. in F., O. P. in B., F. S. in W., J. N. H. in T., J. P. in T., J. W. in G., K. G. in W., A. L. in W., R. Sp.-E. in W., Oberstlieutenant v. W. in L., O. B. in L., H. K. in L., W. H. in R., M. B. in St., Frau Dr. B. in St., M. Sp. in M., H. S. in M., A. v. Sch. in B., K. in H., Th. K. in W., Dr. R. M. in B., G. R. in A., W. M. in D., A. K. in H., M. in D., W. A. in G., W. G. in B., R. B. in M., C. R. in Ö., H. N. B. in D., B. H. in M., Oberzollinspektor B. in J., J. L. in F., J. W. in R., A. F. in K., H. Sch. in H., B. in G., F. S. in W., H. K. in O., M. B. in C., P. St. in S., C. B. in F., H. M. in L., E. F. in D., A. K. in E., M. N. in M., C. B. in Z., K. R. in A., Direktor H. in Sch., H. H. in St., Frau W. in G., A. A. in W., F. A. in W., A. M. in W., Dr. S. in D., C. W. in O., Frau v. B. Z. in D., Frau O. W. in S., A. H. in G., Justizrath St. in E., W. H. in B., P. F. in K., E. G. in St., B. P. in B., O. T. in P., P. P. in T., M. F. in St., A. B. in L., F. H. in N., Dr. P. E. in N., Ch. R. in H., G. N. in S., B. Sch. in C., A. H. in N., A. L. in G., W. B. in K., F. C. in G., H. R. in H., H. in E., Frau O. B. in F., H. D. in L., Dr. R. in St., Dr. E. in G., P. in Z., K. in M., J. B. in W., K. in M., D. in J., A. H. in G., K. G. in M., C. in Th., C. B. in M., F. B. in M., L. in C., R. W. in G., W. B. in N., J. Sch. in M., Sch. in F., O. B. in D., W. Sp. in B., A. K. in R., F. D., F. B. in C., M. D. in W., F. N. in M., P. B. in M., M. in D., R. P. in N., H. B. in F., E. P. in St., A. F. in St., C. K. in Pf., S. B. in M., M. K. in A., F. J. in K., L. F. in K., R. S. in W., K. H. in W., H. J. in L., E. St. in M., A. K. in N., L. L. in L., F. H. in N., H. P. in L., L. P. in St., R. F. in St., T. W. K. in B., E. K. in St., W. P. in C., G. H. in B., E. H. R. in St.,

Bd. I, Liefrg. 1/17 soeben erschienen.

Mit 3500 Text-Abbildungen, Tonbildern, Farbendrucktafeln etc.

Buch

der [1207]

Erfindungen,

Gewerbe und Industrien.

Achte Auflage.

Unter Oberleitung des Geh. Reg.-Raths Professor

F. Reuleaux.

In 195 Lief. à 50 Pf. — 30 kr. = 70 Cts. oder in Abt. à 3 M zu bez.

Verlag von **Otto Spamer** Leipzig und Berlin.

Prospekte überallhin gratis.

Anlehensloose.

Preisliste gratis. [906]

Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Alle Pfeifenraucher sollten d. **Holländ. Tabak** versuchen, welcher ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. **10 Pfd.** frco. kosten **8 Mk.** bei [1142] **B. Becker, Seesen a. H.**

6 mal prämiirt mit ersten Preisen!

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. Stumme Violine zum Studiren. **Zithern, Guitarren** und Blas-Instrumente. **Bandoneon's, Concertina's, Accordeon's.** — Reparatur-Atelier. Schulen zu allen Instrum. Preiscour. frc. **Gebrüder Wolff,** Instrumentenfabrik, **Kreuznach.** [1035]

Zum **Einjährig-Freiwilligen-, Fähnrich-Examen** rasche und sichere Vorbereitung im **Institut Khuen in Straßburg i. E.**

Münchener

Zithern,

Preisgekrönt.

Export.

nur ganz vollendete Arbeit, eigenes Fabrikat

mit 30—33 Saiten nebst Schulen z. Selbsterlernen d. Instrum., à 24, 30, 45—400 M

Beste Zithersaiten auf Seide und Metall.

Preiscourant gratis franko.

Josef Thumhart, München,

k. bayer. Hoflieferant,

Firma: Xav. Thumhart,

Instrumenten- und Saitenfabrik.

Weltpost.

F. L. in W., J. P. Th. in A., Leseverein A. in G., F. Sch. in N., W. W. in W., C. E. in L., Dr. K. in F., B. D. in G., G. F. in Z., P. L. in D., W. Sch. in B., W. B. in B., H. F. in F., H. M. in C., A. K. in R., J. v. K. in M., M. G. in K., W. B. in N., W. J. in B., K. D. in N., W. in B., H. F. in St., S. in N., Ch. H. in M., R. W. in G., B. in S., J. B. in K., G. W. in D., H. D. in M., Ph. v. K. in N., A. Sch. in F., K. R. in St., W. K. in F., M. in L., K. in F., A. H. in K., Amtsrichter B. in P., E. M. in B., M. F. in St., D. in B., M. in M., G. K. in G., Direktor G. in G., E. St. in Z., E. T. in W., O. Th. in B., M. in J., O. G. in D., J. S. in Z., R. D. in B., A. H. in B., Sch. in B., P. Sch. in D., Dr. N. in B., A. H. in B., Frau J. R. in C., A. E. in M., H. G. in St., v. K. in St., Sch. in B., E. W. in F., O. D. in L., E. B. in S., E. Sch. in E., O. v. M. in K., H. L. in B., A. B. in S., H. K. in L., J. N. S. in R., T. K. in St., W. E. in B., J. E. H. in P., E. H. in P., Dr. G. in P., A. D. in P., H. N. in A., C. C. C., F. N. in H., D. in A., W. H. in H., M. C. in M. G., M. R. in N., M. in G., H. in N., P. L. in St., H. E. in L., H. L. in M., L. W. in S., L. L. in B., H. Sch. in E., M. in D., E. W. in G., H. L. in P., A. G. in St., H. L. in St., F. B. in A., R. in O., Frau Dr. L. in B., E. v. B. in B., A. H. in St., J. D. in S., W. J. in J., T. J. in G., B. v. P. in St., J. A. K. in R., B. W. in P., H. Sch. in A., W. K. in H., Sch. in C., F. B. in B., H. v. D. in W., F. Sch. in W., A. A. in N., C. R. in P., A. M. in D., H. G. in O., D. R. in Sch., H. M. in S., K. in B., Dr. S. in S. J., G. F. in W., J. F. in P., A. H. in H., W. Sch. in H., A. v. S. in B., E. H. in D., S. in L., D. in K., G. v. F. in Ö., F. J. in S., C. L. in W., A. B. in L., Baron v. H. in W., O. N. in H., P. M. in K., A. B. in St., E. K. in J., J. K. in P., Staatsanwalt D. in B., P. H. in E., C. D. in E., Sch. u. St. in L., A. v. D. in D., G. B. in E., D. G. in Sch., H. J. in L., W. K. in Sch., Dr. W. in G., F. M. in D., J. W. in W., A. W. in Z., K. in W., W. M. in A., O. D. in K., R. T. in W., K. St. in J., J. A. J. in G., J. J. in W., G. Sch. in S., P. Sch. in L., H. M., H. R. in W., J. P. in F., J. B. in N., A. R. in Ch., G. A. in Ch., R. S. in L., H. B. in T., F. H. in T., J. M. in A., P. F. in D., H. J. S. in N., Frau Dr. A. in F., N. R. in B., A. B. in K., H. Z. in S., E. H. in S., J. Ch. in N., R. K. in F., A. M. in R., R. R. in P., A. T. in N., J. F. O. in A., A. S. in L., E. R. in B., C. R. in L., Frau R. in S., H. B. in K., F. St. in M., H. R. in B., J. P. in B., W. R. in B., W. Ch. in B., F. W. in S., J. D. in W., E. St. in Ch., B. M. d. M. in K., A. T. in Sch., F. B. in B., Stud. B. in M., F. D. in K., F. O. in W., H. H. in E., A. W. in M., F. P. in M., E. L. in P., J. K., K. H. in E., J. H. in M., H. W. in B., A. P. in H., A. W. in Th., S. in M., P. B. in K., M. H. in Sch., K. R. in T., Baurath L. in B., E. C. in B., A. G. in Z., E. L. in Z., M. H. in Sch., H. P. in H., C. B. in L., K. K. in O., C. P. in A., R. in F., M. W. in F., C. Sch.

in A., F. W. W., F. W. Sch., H. F. in B., C. R. in A., C. Sch. in E., A. F. in C., N. in St., E. K. in A., Frau K. D. in M., A. R. in B., O. S. in L., A. H. in F., A. F. in C., W. E. in D., C. B. in A., R. L. in K., F. K. in M., M. N. in W., Frau Direktor H. in C., M. W. in M., G. M. in R., R. H. in G., L. F. in G., H. H. in N., E. W. in P., G. G. in M., T. D. in M., B. in W., A. G. in W., St. St. in W., H. E. in L., H. K. in G., N. St. in B., R. M. in B., E. K. in P., P. R. in D., L. O. in B., E. S. in St., W. S. in G., A. G. in L., G. Sch. in L., E. W. in B., H. Th. W. in F., M. W. in M., J. P. in H., M. in B., H. W. in P., R. B. in P., J. K. in P., L. in P., B. S. in P., K. St. in P., S. St. in P., J. E. in P., G. S. in H., A. E. in P., J. E. in P., Rechnungsrath G. in H., B. v. C. in A., C. M. in W., Prof. D. in S., M. N. in W., A. B. in A., F. E. in D., Oberförster St. in C., Z. in Ch., A. Q. in B., K. B. in D., C. H. in H., O. A. in W., J. P. in Sch., E. M. in C., A. T. in H., F. E. in K., Frau R. in H., H. B. in B., P. K. in O., R. N. in W., B. L. in P., O. L. in P., F. G. in Z., F. H. in W., F. E. in W., F. M. in W., J. H. in W., M. S. in G., F. R. in C., J. K. in A., E. L. in T., G. in C., L. H. in E., J. L. in M., G. E. in J., L. L. in D., K. H. in A., D. in K., W. M. in E., J. S. in St., R. Z. in K., Frau M. L. in W., S. in L., Frau Ch. in Th., O. Sch. in C., H. R. in H., G. H. in B., P. B. in H., A. M. in K., R. in Sch., E. H. in H., W. E. in W., A. H. in B., L. A. in K., R. D. in H., R. G. in L., R. R. in Sch., O. A. in B., Frau B. in L., St. in P., W. H. in O., R. K. in St. P., J. de G. in D., W. N. in D., J. M. in B., M. F. in B., F. v. O. in M., Direktion der L. J. in F. bei G., F. K. in Z., F. B. in St., E. G. in L., Dr. F. v. H., Frau M. in L., C. W. in B., H. B. in O., B. Sch. in M., F. B. in L., E. W. in B., Dr. W. in H., S. in Th., M. K. in P., L. D. in W., C. H. in E., J. v. H. in H., Frln. R. in H., Rechtsanwalt F. in C., B. in W., L. P. in W., J. O. in L., H. H. in W., F. Z. in L., A. H. in H., J. R. in R., O. R. in S., F. H. in Z., Dr. K. in K., J. K. in Z., Fräulein A. G. in W., O. St. in Ch., J. K. in E., K. F. in E., J. R. in B., E. N. in B., F. H. in K., B. v. B. in F., E. J. in B., Fräulein M. M. in R., A. K. in O., Prof. K. A. in St. G., G. H. in M., E. B. in G., T. in Ch., B. in D., Lieutenant E. T. in Th., R. A. in M., C. Sch. in M., F. L. in N., J. in R., J. Sch. in D., Frau W. Sch. in G., M. O. in D., Frau Sch. in St., A. G. in P., A. B. in R., G. K. in B., Dr. Sch. in W., Assessor L. in H., J. M. in O., Kapitän R. in K., C. J. in A., G. W. in A., A. B. in H., Direktor W. in H., A. O. in M. G., Sch in M., R. O. in D., E. R. in L., J. G. in O., W. L. in J., E. v. B. in J., D. in B., P. B. in B., A. D. in W., W. W. in St., P. M. in St., O. W. in C., K. D. in D., W. W. in G. S., K. St. in W., A. Sch. in D., P. N. in K., L. B. in B., W. L. in W., K. in D., J. Sch. in H., L. R. in S., S. W. in P., Major M. W. in H., D. St. in Z., L. in W., Frau Z. in M., E. M. in B., M. Th. in A., J. St. in M., F. K. in M., P.

Für Kunstfreunde.

Soeben erschien unser Antiquar.-Katalog 14,
enthaltend Kostüme, Kunst, Prachtwerke, ca. 2000 Photographien, Kab. und Vis., sowie neueste Erscheinungen aus allen Wissenschaften bis 1884. Preise bekanntlich sehr billig. Gratis franco zu verlangen. [1242)

S. Glogau & Co. Leipzig.

Garantirt echte **Briefmarken!**
Bulgarien, 10 verschiedene 50 Pf. — **Cypern,** 7 verschiedene 75 Pf. etc. etc. — Preisliste gratis und franko. [1251]
Ernst Hayn, Berlin N, Invalidenstr. 15.
Einkauf. — Tausch. — Verkauf.

Lungen- und Halskranke (Schwindsüchtige) werden auf die Brochüre **„Ueber Heilwirkung und Anwendung d. Pflanze Homeriana"** aufmerksam gemacht, welche über die, während der Dauer v. 9 Monaten eingeholten, ärztlich und amtlich konstatirten sensationell. Heilerfolge erschöpfende Darstellungen enthält. Gegen Einsendung von 10 Pf. Porto zu beziehen durch die centrale Vertriebsstelle diätetisch-hygienisch. Erzeugnisse
J. Kirchhöfer, Triest. [1112]

Billigste Bezugsquelle für
Prima Holländische Cigarren u. Tabake
garantirt aus nur **besten** importirten Tabaken, frei von allen Surrogaten. [1023]
Rheinische Versand-Anstalt (Steiger) Moers am Niederrhein.
Preiscourant in Heft 2 dieser Zeitschrift.

Mors atramenti (Tintentod) zur Entfernung v. Tintenflecken aus Papier u. Leinewand v. Prof. Leonhardi. Fl. 1 Mk. Zu bez. von G. Elkan, Harburg a. E.

Magazin für **Bijouterien** von Doublé-Gold. M G **Eingetragene Schutz-Marke.**

Die **50,000ste Panzerkette**
kam am 10. Januar 83 zum Versand. [926]

Panzer-Uhrketten

von echt Gold nicht zu unterscheiden. 5 Jahre schriftliche Garantie.

m. 14 kar. Gold vergold.
Herren-Kette Stück 5 M.
Damen-Kette mit eleganter Quaste Stück 6 M.

Garantie-Schein: Den Betrag dieser Uhrkette zahle ich zurück, falls die elbe innerhalb 5 Jahren schwarz wird.

Max Grünbaum,
Berlin W., Leipzigerstraße 95.
Zahlr. Anerkennungsbriefe liegen zur Einsicht vor.
Illustr. Katalog gratis.
Briefmarken und Banknoten aller Länder nehme in Zahlung.

St. in K., E. J. in B., F. in G., W. F. in W., R. M. in S., L. R. in M., L. M. in G., A. R. in M., Fräulein A. in W., Frau A. L. in St., G. E. in D., M. G. in O., J. W. in M., S. in D., Inspektor R. in M., B. in L., P. L. in B., A. L. in Pf., Dr. K. in D., H. F. in F., J. D. in M., P. K. in M., A. D. in B., Prof. F. K. in R., M. v. E. in Z., E. K. in M., Frau E. in M., C. F. in K., N. R. in P., R. L. in O., C. G. in G. B., F. B. in K., L. Z. in M., Hofschauspieler R. in C., J. Sp. in C., E. L. in P., E. B. in W., F. G. in G., J. R. B. in Ö., Prof. F. in Sch., Direktor J. in Sch., J. B. in J., C. G. M. in J., J. H. in W., A. B. in J., S. W. in W., B. Th. in H., H. R. in B., H. in D., C. S. in D., E. H. in L., Frau v. B. in W., E. H. in W., H. P. in W., C. H. in W., J. Sch. in H., A. R. in W., G. C. in B., L. P. in W., E. F. in W., G. L. in W., A. O. in W., H. K. in W., A. Sch. in G., L. M. in L., K. B. in C., D-t-ch in N., Rektor D. in R., C. G. in E., L. N. in L., A. H. in G., Frau R. T. in J., C. K. in B., F. H. in H., H. in U., M. Sch. in C., W. B. in St. P., W. in W., J. P. in Z., F. H. in U., P. W. in L., A. K. in H., B. Sch. in P., J. H. in P., W. M. in St. P., G. L. in B., A. K. in H., E. R. in H., N. M. in P., E. M. in W., F. B. in H., D. in D., E. K. in B., C. S. in O., J. H. in B., R. R. in B., J. S. in W., C. L. in M., F. J. in B., A. M. in H., W. E. S. in R., P. in B., P. B. in St. P., P. M. II in O., S. J. v. Sch. in Ch., L. L. in M., Dr. W. in G., L. P. in K., Dr. F. in B., Dr. L. in B., G. in B., O. F. in F., Hauptmann B. in A., H. N. in S., F. W. in F., W. B. in A., G. A. S. in G., J. P. M. in N., L. G. in W., J. Sch. in M., Baronin P. in L., H. R. in C., O. S. in P., N. v. B. in G., H. in D., L. R. in S., E. R. in A., R. G. in W., Dr. K. in E., E. F. P. in G., R. L. in H., E. B. in W., A. M. in C., D. B. in W., C. H. in W., Dr. B. in U., G. H. in W., W. W. in St., H. v. H. in W., A. T. in W., Revisor P. in C., R. K. in B., K. J. in G., F. G. in K., F. P. in W. N., Th. Sch. in W., A. H. in W., Freiherr v. F. in A., F. H. in B., E. St. in T., J. H. in W., H. K. in W., A. F. P. in T., Regierungsrath v. Sch. in W., G. P. in P., R. M. in C., C. R. in D., J. Th. in O., Prof. R. H. in P., M. Sch. in B., J. B. in W., O. W. in B., A. L. in G., G. in B., K. A. D. in B., A. G. in Z., C. M. in St., Frau v. M. in Ö., A. M. in D., F. Sch. in D., J. S. in D., R. Sch. in M., O. L. in H., A. R. in D., H. W. in D., M. L. in L., C. G. Sch. in S., Frau M. in R., C. Sch. in D., J. St. in K., A. L. in G., R. R. in B., H. H. in E., H. K. in Th., S. A. in P., B. K. in R., J. L. in M., Th. H. in M., J. R. in J., J. P. in P., E. W. in W., G. B. in A., F. H. S. in D., J. B. in A., F. Sch. in O., A. Sch. in L., Major B. G. in L., A. W. in M., O. M. in S., B. H. in St., Dr. P. in W., M. B. in Sch., F. St. in S., L. G. in F., G. W. in Z., K. R. in M., F. v. L. in L., W. Sch. in A., E. N. in P., R. B. in St., L. O. L. in L., Dr. K. in K., K. in S., v. L. in B., R. K. in W., O. W. in B., E. F. in F., R. St. in H., W. H. in K., A. T. in W., E. F. in Sch., A. M. in B.,

Weltpost.

B. G. in L., J. P. in P. S., J. Ch. in J., H. R. in P., Dr. L. in M., Z. in D., A. K. in L., W. G. in M., W. B. in M., Ritter v. Z. in P., E. K. in C., M. T. in B., E. R. in A., J. P. in P., W. F. in S., O. B. in L., F. D. in E., M. in W., E. U. in R., E. S. in B., K. F. in B., Dr. W. St. in P., Frau E. L. in Sch., L. in T., O. R. in K., B. in R. M., Dr. H. in F., L. in W., Litterar. Gesellschaft S., P. B. in B., H. H. in A., R. in A., A. Sch. in M., E. R. in H., Dr. H. in H., Studenten-Club in W., H. in B., G. K. in P., T. Sch. in L., C. H. in B., H. K. in H., W. in B., L. S. in H., G. B. in H., G. K. in H., B. K. in O., G. W. R. in B., C. O. in H., H. A. in B., O. C. in B., R. B. in A., B. H. in O., R. H. in O., Amtsrichter W. in R., Pastor R. in W., H. R. in F., M. H. in F., A. F. in C., M. W. in K., H. H. in R., A. J. in R., U. J. in B., H. T. in D., F. B. in C., E. Z. in H., B. in B., A. A. in T., W. R. in B., R. H. in G., S. K. in G., C. L. in C., M. B. in B., C. Sch. in H., Frau S. R. in K., Dr. St. in L., C. Sch. in H., Th. B. in W., P. H. in H., C. W. in Sch., A. K. in F., E. O. in St., Frau v. L. in E., St. in R. C., K. St. in Z., Dr. O. Z. in W., A. M. in S., S. v. B. in F., J. P. in W., P. F. in P., R. R. in W., T. T. in M., Ritter v. K. in P., Fräulein M. Z. in M. E. R. in P., L. D. in S., H. M., in B., R. in Sp., A. B. in R., K. v. H. in W., C. D. in R., J. G. in R., H. W. in A., L. K. in R., C. R. in B., M. C. in Ch., K. in L., F. D. in R., R. K. in S., M. J. in O., S. P. in B., E. R. in Sch., A. v. d. B. in B., W. P. in T., P. Z. in D., Sch. in St., A. St. in G., E. P. in O., E. R. in B., W. M. in W., O. W. in B., M. T. in G., O. K. in K., D. in K., Sanitätsrat Sch. in C., A. M. in B., J. H. in G., C. K. in B., W. L. in St., E. E. in W., L. M. in W., M. P. in W., A. R. in J., Dr. R. in St., J. D. in P., E. St. in H., M. W. in B., J. Sch. in F., Graf v. R. in B., C. P. in W., Prof. H. in B., M. H. in B., H. R. in A., W. R. in W., A. L. in W., E. M. in H., P. St. in Z., J. B. in L., Sekretär R. in B., E. K. in R., C. K. in B., J. B. in E., H. M. in G., J. St. in R., E. D. in M., Bürgermeister G. in B., Sch. in Z., L. in B., F. Sch. in P., R. F. in B., H. W. in B., J. P. in W., G. J. in W., G. F. in F., B. in B., P. L. in H., C. M. in Z., E. D. in B., Bankdirektor E. in H., J. B. in B. O., E. H. in H., B. H. in T., G. in B., J. D. in S., O. G. in R., M. W. in W., J. R. in Z., St. in Z., E. v. B. in D., M. St. in W., J. B. in W., A. B. in W., P. R. in O., J. K. in U., H. L. R. in R., E. R. in M., M. L. in M., P. P. in B., Ch. S. in F., R. J. in R., Th. C. in B., J. R. in W., B. v. Z. in C., A. Sch. in R., E. K. in P., E. G. in F., Frln. v. Sch. in B., H. J. in P., A. B. in S., E. H. in H., Sch. in H., M. M. in W., J. J. in A., C. Sch. in B., J. R. in H., H. Z. in W., K. D. in L., C. W. in P., J. U. A. in B., Leseverein d. L. in M. O., F. W. in B., Frau P. A. in B., Dr. St. in P., C. B. in M., E. K. in W., Frln. v. B. in K., A. M. in L., J. K. in M., H. St. in M., W. L. in M., G. Sch. in A., C. F. in

Weißenburg.

890 Meter über dem Meere. Eisenbahnstation Thun. Schweiz.

═ Altbewährter Kurort für Husten- und Lungenkranke. ═

Berühmte Therme: windgeschützte, hochromantische Lage. Mildes Alpenklima. Herrliche Tannenwaldungen; wunderbar weiche, staubfreie und reine Luft; kurgemäße Beköstigung und vorzügliche Milch. Bäder und Douchen. [1257]

Saison vom 15. Mai — 1. Oktober.

Kurarzt: **Dr. H. Schnyder.** Besitzer: **Gebrüder Hauser.**

Die höchst interessanten Memoiren

der letzten Liebe

HEINRICH HEINES

(genannt Mouche)

sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von

E. WERNER

Ein Gottesurteil

beginnen demnächst in der illustr. Zeitschrift

Schorers Familienblatt.

Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.

— Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70.000 M. verausgabt.

Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Ein Decamerone der Gegenwart!

Das gelehrte Gründertum im Bunde mit den geheimen Priesterinnen der Venus. Ein Stück Kulturgeschichte und Sittenleben aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. M. 2. — **(Ein höchst pikantes Symposion!)** [1238]

Stottern! [1203]

wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.**

Für junge Mädchen! [875]

Lilly's Stickmuster-Album.

Eine Sammlung stylvoller Stickmuster. Entw. u. gez. in der Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg. 12 Tafeln mit 48 Mustern in eleg. Mappe 3 Mark.

Harburg a. E. Gustav Elkan.

Stottern!

heilt gründlich **C. A. Kutscher, Hannover.** — Prospecte gratis. Kein Risiko, da nur von Geheilten Honorar beansprucht wird.

[1243]

Das Placirungsinstitut

der Frau **Henriette Rottmann,**

München, Türkenstr. 80, II.

empfiehlt den geehrten Herrschaften: Lehrpersonal, Gesellschaftsdamen, Repräsentantinnen, Stützen der Hausfrau, Buchhalterinnen, Ladnerinnen, Bonnen und Kammerjungfern. [940]

Beste Referenzen.

Flotho & Kaiser, Cöln

Importeure [921]

Griechischer Weine.

Versandt in Flaschen u. Fässern.

Preis-Courant franco.

Unsere Zeit und ihr Leid.

Nicht alles, was uns die vorgeschrittene Civilisation gebracht hat, gereicht uns zum Vortheil, wie alles vielmehr in der Welt seine zwei Seiten hat, so sind auch mit der verbesserten und verfeinerten Lebensweise mannigfache Uebelstände bei uns eingezogen.

Wer wollte z. B. bestreiten, daß unsere jetzige, gegen früher total veränderte Lebensweise die Ursache so vieler Körperstörungen ist, die man früher wenig oder gar nicht kannte, während sie heute die weiteste Verbreitung gefunden haben. So sind u. A. Bleichsucht und Blutarmuth und das Heer der aus denselben entspringenden Leiden aller Art in den allermeisten Fällen auf die aus den mannigfachsten Ursachen hervorgerufene schlechte Blutbildung zurückzuführen. Es gehört heute nicht mehr zu den Seltenheiten, blühende Mädchen und Frauen plötzlich dahin welken zu sehen. Die vordem rosigen Wangen bedeckt eine eigenthümliche Blässe, die Munterkeit verliert sich und macht einer nervösen Gereiztheit Platz, die Verdauung ist gestört, was sich durch Aufstoßen, Hartleibigkeit, Blähungen, Athembeklemmungen &c. &c. deutlich zu erkennen gibt. Man sucht nur zu häufig derartige Erscheinungen raschem Wachsthum zuzuschreiben und erst wenn häufiger Farbenwechsel, allgemeine Ermattung, Ekel und Erbrechen, Ohnmachten, Herzklopfen und leichte Fieberanfälle &c. eintreten, schaut man sich nach Hilfe um.

Dies ist ein großer Fehler und sollte man, wenn sich die ersten Anzeichen eintretender Bleichsucht und Blutarmuth einstellen, unverzüglich geeignete Maßregeln ergreifen, weil das Uebel in seinem ersten Stadium viel leichter und rascher zu beheben ist, als wenn es schon tiefere Wurzel geschlagen hat. Die von Dr. Liebaut, dem berühmten Chefhospitalarzt, verfaßte Broschüre, welche, in gemeinverständlicher Sprache geschrieben, Jedermann zugänglich ist und deren Durchlesen nur angelegentlich empfohlen werden kann, gibt übrigens alle wünschenswerthe Auskunft, wie man sich in Fällen, wie die vorerwähnten, zu verhalten hat, um auf naturgemäßem Wege in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine vollständige Beseitigung des Leidens herbeizuführen. Die Broschüre Dr. Liebaut's Regeneration ist à 50 Pf. in **Stuttgart** bei **J. Ulrich's** Buchhandlung, Eberhardsstraße 55, zu haben. [1179]

Weltpost.

H., Tierarzt Z. in R., H. J. in O. L., G. St. in B., W. M. in L., A. B. in G., E. K. in K., J. K. in P., Frau Dr. N. in W., F. Sch. in L., A. B. in M., J. K. in N. J., J. K. in L, F. J. in L., J. K. in S., B. in M., G. B. in G., F. K. in St., A. Sch. in D., R. M. in L., A. K. in K., C. K. in K., Frln. L. Sch. in K., E. C. in C., B. K. in M., R. L. in H., C. T. in St., Dr. M. in L., C. P. in K., H. R. in M., A. H. in N., W. in Sch., H. Sch. in B., A. W. in M., C. B. in B., M. Sch in O., O. M. in W., H. in W., F. C. in B., H. S. in Sch., E. Th. in M., H. Sch in P., B. B. in L., A. B. in A., M. F. in L., W. B. in K. bei N., Dr. G. Z. in K., Sch. in M., C. L. K. in W., Frau G. in Ch., O. J. in K., B. Sch. in B., L. J. in M., Ch. u. B. in H., J. R. in H., K. R. in A., J. M. in E., T. in C., L. L. in H., A. A. in St., H. B. in H., A. E. in C., E. B. in H., M. R. in D., O. L. in St., J. H. in K., G. Sch. in N., R. W. in E., G. F. in E., P. M. in K., C. O. in C., G. in W., H. H. in H., F. in L., T. K. in W., C. R. in B., T. B. in W., M. F. in B., A. J. in W., Dr. R. in G., K. H. in W., G. H. in M., A. B. W. in J., A. J. in M., K. K. in H., E. L. in M., C. S. in G., C. C. in M., F. P. in J., Dr. Z. in Z., J. F. C. in W., M. in B., A. F. in L., F. D. in O., L. in P., G. D. in K., M. B. in Pf., B. P. in B., O. H. in H., E. P. in N., A. S. in W., B. L. in W., W. B. in B., G. R. in B., A. S. in T., O. M. in B., A. B. in B., Obermedizinalrat Dr. Sch. in G., C. St. in H., E. W. in H., G. in L., C. A. E. in B., E. G. in M., E. Sch. in P., Dr. A. v. R. in W., R. Z., H. L. in B., G. B. in D., E. F. in R., M. W. in A., H. Sch. in B., W. B. in B., E. B. in H., W. Sch. in L., A. B. in K., E. N. in St., H. L. in H., H. H. in B., L. in J., J. L. in H., Dr. Sch. in G., R. M. in L., H. Z. in B., C. B. in H. E. H., Sch. in G., M. B. in M., G. B. in C., C. P. in B., G. B. in D, C. R. in E., F. M. in L., H. N. in B., A. F. in B., Kaufmännischer Verein in B., C. W. F. in P., O. B. in A., R. in St., P. B. in E., A. R. in T., Th. W. in D., H. M. in K., A. A. in Pf., R. Sch. in B., A. G. in P., A. B. in M., J R. in A., N. in R., K. B. in M., Frau Sp. in S., C. A. in P., Landrat Dr. A. in Sch., A. P. in Z., H. v. F. in H., Turnverein B., C. W. M. in M., D. W. in B., Prof. H. in N., K. G. in S., C. B. in W., Dr. A. M. in O., R. M. in Z., P. St. in H., G. K. in H., F. P. in S., D. W. in W., G. Sch. in Z., G. R. in O., H. S. in W., K. K. in W., J. K. in W.

W. H. in **L.** Natürlich muß es statt Promachos, Minerva Promados, S. 166 möglich st. unmöglich und Lyrik st. Logik heißen.

P. Gh. Gesammelte Gedichte von Wönig sind bisher nur 1871 u. d. T. „Heiderosen" erschienen. Von dieser Hebelausgabe ist uns nichts bekannt.

P. W. in **Ober-Weistritz.** Ist uns augenblicklich auch nicht bekannt. Wir werden uns erkundigen.

H. H. in **Ch.** Ad notam genommen!

Wohlmeinender Abonnent. Wir können viel gegenteilige Meinungen anführen, hoffen auch mit der Zeit auf Verbesserung.

AU BON MARCHÉ.

Einziges Haus, welchem der Titel **Au Bon Marché** wegen der Billigkeit u. streng soliden Qualität seiner Waare mit Recht zuerkannt wird.

Firma: Aristide Boucicaut.
NOUVEAUTÉS.
PARIS.

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma
AU BON MARCHÉ.

Das Haus **Au Bon Marché** kennzeichnet sich als das größte und besteingerichtete Waarenlager und als eine von allen Fremden besuchte Sehenswürdigkeit.

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, daß die Ausgabe unseres illustrirten Preiscourants für die Sommersaison erschienen ist und wird derselbe auf Verlangen Jedermann **portofrei** zugesandt werden. [1253]

Ebenso verschicken wir auf Wunsch gratis und **portofrei** jegliche Proben unserer neuesten **Seiden- und Wollen-Modestoffe, bedruckten Stoffe** u. s. w., sowie auch die Albums, Beschreibungen und Abbildungen der von unserer Firma geschaffenen neuen Toiletten, fertigen **Roben** und **Kostüme, Mäntel und Ueberwürfe, Damenhüte, Röcke, Unterröcke** und **Morgenröcke, Anzüge für Knaben und Mädchen, fertige Weißwaaren und Leibwäsche, Sonnenschirme, Handschuhe, Kravatten, Blumen, Federn, Damenschuhe** u. s. w. u. s. w.

Wir bringen in Erinnerung, daß die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln a. Rh. uns gestattet, alle Bestellungen von 25 Francs aufwärts, mit Ausnahme der Möbel und Bettgeräthe, nach ganz Deutschland **portofrei bis zum Bestimmungsort** zu liefern. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus **Au Bon Marché** hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittlung wird ernstlich gewarnt.

Aepfelwein

anerk. reinst. Qual. p. Lit. M. 0,25, sowie
Aepfelwein-Champagner
pro Flasche M. 1,35 empfiehlt
Joh. Georg Rackles,
Frankfurt a. M.

Frankfurter Aepfelwein-Kelterei und Versandt-Geschäft.
(Gegründet 1854.) [1249]

Die geehrten Leser dieser Anzeige belieben sich die Firma des **Fabrikanten** und **Kaiserl. Königl. Hoflieferanten F. V. Grünfeld, Landeshut in Schlesien** vorzumerken, um bei Bedarf in **weissen wie bunten Leinen- und Baumwollen-Waaren, Tisch-Gedecken, Handtüchern, ganzen Ausstattungen** etc. sich Preis-Liste oder Muster kommen zu lassen, welche portofrei versandt werden. [1254]

Wormser Brauer-Akademie.

Programm und Auskunft für den nächsten Cursus zu erhalten durch die Direktion **Dr. Schneider.** [1221]

In neuerer Zeit wurden von unseren **Koryphäen der medicinischen Wissenschaft** die **Rich. Brandt**'schen **Schweizerpillen** einer Prüfung unterworfen und dieselben für ebenso sicher wirkend, wie angenehm zu gebrauchen, und durchaus unschädlich erklärt.

Gegen **Congestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- & Gallenleiden, Hämorrhoiden,** überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die **Rich. Brandt**-schen **Schweizerpillen** in unzähligen Fällen bewährt und als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die Gründe, auf welchen der Weltruf der Rich. Brandt'schen Schweizerpillen sich basirt. Der billige Preis von M. 1 pro Dose machen dieselben Jedermann zugänglich, doch achte man darauf, die ächten Rich. Brandt'schen Schweizerpillen zu erhalten, welche auf der Dose ein Etiquett, wie obige Abbildung zeigt, tragen. **Zu haben in den meisten Apotheken des In- und Auslandes,** u. A.: **Berlin:** Straußapotheke, Einhornapotheke; **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein; **Cöln:** Einhornapotheke; **Dresden:** Mohrenapotheke; **Frankfurt a. M.:** Adlerapotheke; **Hamburg:** Apotheker A. Koch; **Hannover:** Löwenapotheke; **München:** Rosenapotheke; **Strassburg i. E.:** Meisenapotheke; **Stuttgart:** Apotheker Reihlen u. Scholl. Oesterreich: **Wien:** Apotheker B. Groß, Hoher Markt 12. Schweiz: **Genf:** Apotheker A. Sauter. [866]

Weltpost.

G. W. in G. Wir empfehlen Ihnen die Sämereien der rühmlichst bekannten Kunst- und Handelsgärtnerei von J. C. Schmidt in Erfurt, die in einer sehr geschmackvollen kolorierten Mappe ein Samen-Sortiment von 12 der schönsten Sommerblumen für das freie Land versendet. Jede Samendüte ist mit der wohlgelungenen farbigen Abbildung der betreffenden Blume und dem lateinischen Namen, sowie den erforderlichen Anweisungen für die Behandlung, Zeit der Aussaat rc. versehen. Die elegant ausgestattete Kollektion ist Blumenfreunden und -Freundinnen als anmutige Gabe zu empfehlen und dürfte sich auch als hübsches kleines Geschenk sehr wohl eignen. Der Preis ist Mark 1. 50. incl. Porto.

G. M. in L. Die betr. Autoren werden je einen Band erhalten. Mittelhochdeutsches erscheint bald, diese Bände erfordern eben die längste Vorbereitung.

Abonnent in E. Es genügt, den Brief einfach an die hiesige Loge zu richten.

G. J. K. in B. Für „die drei neuen Abonnenten" vielen Dank. Nur so weiter und wir können unsere Leistungen stetig vervollkommnen. Ihren ausgesprochenen Wunsch bitten wir etwas mehr zu präzisieren.

H. R. in W. Für Verse, wie die folgenden:

Herr der Hunnen, laß Dich warnen
Thu' nicht plündernd Rom umgarnen

oder

Daß die wilden Heidenscharen
Keinen Christen schonen thun

verlangen Sie ein „rücksichtsvolles" Urteil. Das wäre vielleicht am Platz, wenn Sie noch auf den untersten Bänken der letzten Klasse ihre Beinkleider zerreißen und dann würde ich Ihnen den väterlichen Rat geben, lieber mensa deklinieren zu lernen, als solch elende Reimereien in die Welt zu setzen.

H. K. in G. Vielen Dank für den originellen, allerdings nicht ganz saubern Witz.

J. K. in Sch. Das ist ganz korrekt, die Strafe, welche die einzelnen Verbrecher trifft, wird dem Strafgesetzbuch entsprechend ausgesprochen, einerlei ob die Durchführung praktisch möglich ist.

E. Z. in W. Entsinnen uns Ihrer Gedichte nicht mehr, was bei der Fülle der Einsendungen auch kaum zu verlangen ist. Es wird alles Einlaufende beantwortet, freilich bedingt manchmal die Menge des vorliegenden Stoffs kleine Vergnügungen.

R. P. in Rumänien. Mit ihren „.... so schönen verführerschen Augen" verführen Sie zu keinem Abdruck Ihrer wertlosen Gedichte.

M. in St. Hinter dem Pseudonym Gregor Samerow verbirgt sich Reg.-Rat. Ost. Meding (Schl. Wohldenberg b. Derneburg). Der Schriftsteller Max Schlesinger wohnt Wien IV, Hotel goldenes Lamm. Auskunft auf alle derartigen Fragen gibt Kürschners Deutsch. Litt.-Kalender.

L. L. in M. Ihr Wunsch soll in Erwägung gezogen werden. Die Gedichte gefallen uns wenig.

Amerik. Leser. Unsere Zeitschrift wird nie die christliche Gesinnung Ihrer Leser verletzen.

L. G. in M. Sind reichlich versehen, müssen also danken.

S. A. in P. Vielen Dank für Ihre freundl. Zeilen und den Beitrag zur Erläuterung des Simplizissimus. Leider liegt es nicht in meiner Macht, Ihnen die Signale separat zugehen zu lassen. Der von vielen Seiten ausgesprochene Wunsch läßt sich leider nicht realisieren.

Die feinsten Parfums sind:
Lohse's Maiglöckchen —
Lohse's Heliotrope blanc —
Neu!
Lohse's Excelsior Bouquet —
in Flaschen à 2 M.; grössere 3 M. und 5 M. 50 Pf.
Gustav Lohse, Kais. Königl. Hof-Parfumeur,
Berlin, W., Jäger-Strasse 46. [947]
Ausführliche Preislisten gratis. Aufträge nach ausserhalb prompt.

Für Stotternde!
Oeffentl. Dank u. Empfehl. spreche ich Hrn. Inst.-Vorst. Mosetter in Karlsruhe f. Heilung m. Sohnes v. sehr schwerem Stottern, sowie f. d. liebevolle u. fürsorgl. Behandl. u. Aufn. dess. hierm. aus. Altbürgermstr. K. Schmid in Hausach. [1244]

Mineralwasser-Maschinen [1239]
neuester Construction.
Deutsches Reichs-Patent Nr. 25,778.
Theodor Keil, Halle a/S.

Einbruchsich. u. feuerfeste Eisenkassetten als Ersatz für Kassenschränke, im Preise von M. 10. — bis M. 160. —
Illustr. Cataloge gratis und franco durch die Kassettenfabrik von Gust. Ginthum in Heidelberg. [1235]

Linnaea
Naturhistorisches Institut
Elsheimerstr. 7, Frankfurt a. M.
Großes Lager naturhistorischer Gegenstände, besonders in Conchylien, Vogelbälgen und Vogeleiern. [1236]
Cataloge franco und gratis.

Gesichtshaare
entfernt nach einmaligem Gebrauch und ☛ für immer das neue unschädliche, ärztlich empfohlene Mittel. Preis 3 M. [l]. amtlicher Begutachtung. [1197]
F. Marcalouse, Prag-Smichow.

Griechische Weine

1 Probekiste
mit 12 ganzen Flaschen
12 ausgewählte Sorten von Cephalonia, Corinth, Patras u. Santorin.
Flaschen u. Kiste frei. Ab hier zu 19 M. 50 Pf.
1 Postprobekiste
mit 2 ganzen Flaschen herb und süss.
Franco nach allen deutschen u. österr.-ungar. Poststationen gegen Einsendung von 4 Mk.
J. F. Menzer,
Ritter d. K. Griech. Erlöserordens,
Neckargemünd.

LUNGEN-LEIDENDE
mache ich auf meine, noch in vorgeschrittenem Stadium zu sicherem Erfolg führende Heilmethode aufmerksam. Selbst brustkrank gewesen, heile ich jetzt briefl., auf vieljährige Erfahrung gestützt, Blutspucken, Asthma, Bronchialkatarrh u. speziell Tuberkulose (Schwindsucht) sogar in verzweifelt. Fällen, u. steh. mir Zeugnisse v. Person. aus allen, auch den höchst. Kreis. z. Seite. Paul Ruppert, Görlitz i. Schl.

Heinr. Kleyer,
Fabrikant der „Herold",
Frankfurt.
2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder.
Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M.
General-Agent der [900] „Coventry Club",
Sicherheits- u. „Salvo" Bi- und Tricycle.
Ersatzth. u. Zubehör. — Neue Prosp. gratis.

Weltpost.

A. M. in Ruhrort. Einige gute Gartenzeitschriften (deutsche) sind: für sämtliche Zweige des Gartenbaus vor allen andern „Wiener illustrierte Gartenzeitung", (Preis M. 16. — fl. 8. jährlich) erscheint monatlich bei Wilhelm Frick in Wien, dann auch „Deutsche Gärtner-Zeitung" (Preis M. 7. jährlich), erscheint dreimal jeden Monat in Kommission bei Hugo Voigt in Leipzig; ist Organ des deutschen Gärtner-Verbandes mit dem Sitz des geschäftsführenden Ausschusses in Erfurt. Eine schöne Zeitschrift ist auch „Rheinisches Jahrbuch für Gartenkunde und Botanik", das jeden Monat für eine Mark bei Emil Strauß in Bonn erscheint. Für Obstbau: „Pomologische Monatshefte", die monatlich bei Eugen Ulmer in Stuttgart erscheinen (Preis M. 9. für den Jahrgang). „Oesterreich-ungarischer Obstgarten" (jährlich fl. 4. — M. 8.) erscheint monatlich zweimal in der Expedition Wien VI, Mollarsgasse 41; behandelt auch Gemüsebau u. a. hauptsächlich Blumenzucht, aber auch andere Zweige des Gartenbaus behandelt die ausgezeichnete Monatsschrift. „Die Gartenflora" von E. Regel, erscheint monatlich bei F. Enke in Stuttgart, Preis M. 15. jährlich. Schließlich die „Garten-Zeitung" von Dr. L. Wittmack, erscheint wöchentlich bei P. Parey in Berlin, Preis M. 16. jährlich. O. H.

L. F. in B. Ihre Frage nach der „papiernen Krone" im „Fiesco" (II, 17) hätten Sie in der Schiller-Ausgabe in Kürschners „Deutscher National-Litteratur" (Schiller III, S. 273) beantwortet finden können. Es ist die Papiermanschette, die anbrennt, wenn das Licht herabgebrannt ist. Romano will sagen: Die Menschen seien mit Zeitungsruhm (der „papiernen Krone") freigebiger als mit Geld.

O. L. in W. Sie können sich das Zimmer-Treibhäuschen ja ganz nach Ihrem Ermessen herstellen lassen und ein nur einigermaßen geschickter Handwerker wird es Ihnen nach der Beschreibung sicherlich in bester Weise anfertigen. Auf die Größenverhältnisse nach Strich und Linien kommt es ja in der That gar nicht besonders an. Der Blechkasten hat lediglich den Zweck, das heiße Wasser aufzunehmen; die Asche soll dazu dienen, einerseits die Wärme länger zu erhalten und andrerseits zu verhindern, daß dieselbe unmittelbar auf die Pflanzen als Hitze einwirke. Die Größenverhältnisse im übrigen sind von untergeordneter Bedeutung. (Dr. K. R.)

W. M. in B. Handelt sich doch natürlich nur um eine scherzhafte Lösung.

J. B. G. in F. Wenden Sie sich an die Verlagshandlung von Waldow in Leipzig.

A. Oe. in H. Sie haben vermutlich erst neuerdings ein Abonnement genommen und sind so in den Besitz neugedruckter Hefte gekommen, denen die Beilagen fehlen.

L. L. in B. Raten zu dem Bulldoggrevolver für 12 M.

H. D. in L. An verspäteter Lieferung der Hefte sind stets nur die betr. Buchhandlungen &c. schuld, da der Verlag regelmäßig und pünktlich expediert.

A. B. in D. Wollen sehen, ob sich das thun läßt.

P. H. in D. 1) Sanders Sprachbriefe waren empfohlen. 2) Toussaint-Langenscheidt geben wir den Vorzug. 3) Ob groß ob klein, hängt von den Bedürfnissen ab. Jedes hat seine speziellen Vorzüge. 4) Das genannte Werk über Mnemonik ist uns nicht bekannt. 5) Lösung der Preisaufgabe können wir vorher nicht geben.

Jos. Blank, Heidelberg,
Bade-Apparaten-Fabrik,
Prämiirt 1876 — 1880 — 1881

empfiehlt als Specialität das Neueste und Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 24 verschied. Nummern. **Hydr. Universal-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit und ohne Zimmerheizung. **Patent-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werden kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünschten Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten- und Hausfeuerspritzen** &c. [903]

Illustr. Preiscourante gratis und franco.

Bei **Orell Füßli & Comp. in Zürich** ist soeben in II. Auflage erschienen:

Görbersdorf
mit 26 Illustrationen und 1 Karte.

Preis 1 Mark.

Vorstehende Schrift ist für **alle Lungenkranken** ungemein wichtig. Denn von Görbersdorf (durch Dr. Brehmer) ist die Lehre ausgegangen: **die Lungenschwindsucht ist heilbar.** [1227]

Schlagfluß.

Wer ihn fürchtet, oder bereits davon betroffen wurde, beziehe die Broschüre: „Ueber Schlagfluß, Vorbeugung und Heilung", von Rom. Weißmann sen., ehemaliger Bataillonsarzt, Vilshofen, Bayern. (Kostenfrei.) [1255]

Specialität:

Badeapparate
und
Zimmerdouchen

von weltbekanntem Ruf, liefern auf Grund langjähriger Erfahrungen in anerkannter Güte ab **Heidelberg** oder ab **Berlin.**

Illustr. Prospekte versenden franco.

Umsatz bis 1884 5200 Apparate.

Vereinigte Sanitätsapparaten-Fabriken
vormals
Lipowsky-Fischer
(C. Maquet) [1186]

Heidelberg, Hauptstr. 25. | **Berlin C.,** Brüderstr. 13.

Weltpost.

A. B. in S. Sie scheinen ein wunderlicher Heiliger. Wie es Ihnen möglich war, aus dem Preisrätsel folgende Lösung herauszulesen, ist uns ganz unbegreiflich: „Zu dem neuen Jahrgange laden wir unsere guten Freunde auf das höflichste ein! Kommt, kommt ihr alle, die ihr schon im vergangenen Jahre treue Freunde unseres Blattes gewesen seid!" Das ist geraten, aber nicht gelöst. Zum Geheimpolizisten fehlt Ihnen nicht mehr als alles — übrigens auch als Rätselaufgeber, was Sie als Antwort auf die Einsendung betrachten wollen.

M. M. in G.-M. Vielleicht wenden Sie sich an die Stuttgarter Velocipedfabrik von Alb, Silberburgstr. 170.

O. B. in S.

Eine Abonnentin aus Berlin. Der Schimpanse kommt wie der Tschego fast im ganzen äquatorialen Afrika vor. Schon der holländische Arzt Nikolaus Tulp erwähnt seiner in seinen „medizinischen Beobachtungen" (1641). Edward Tyson gibt die erste Anatomie desselben. Vor beiden, 1589, brachte der Engländer Andreas Bartel, in Congo in Gefangenschaft gewesen, zuverlässige Nachrichten über den Schimpanse. Vor etwa 200 Jahren dürfte der erste lebende Schimpanse nach Europa gekommen sein. In Afrika heißt er: „Baam", „Insiego", „Soko", „Nschiego", „Inschoko", „Baris"; doch dürfte auch unser „Schimpanse" auf eine vaterländische Benennung zurückzuführen sein. Die Franzosen schreiben „Chimpanse", wir schrieben „Tschimpanse", jetzt allgemein „Schimpanse".

A. B. in M. H. Hertwig: Krankheiten der Hunde und ihre Heilung (Berlin 1858).

G. R. in A. Der Antiquar Scheible hier wird Ihnen gewiß das Gewünschte zu ermäßigten Preisen verschaffen.

W. K. Dank für Mitteilung. Wunsch soll erfüllt werden.

Veritas. Nicht poetische Licenz, sondern Druckfehler.

Viola. Noch nicht reif, aber versuchen Sie es beim „Dichterheim" und haben Sie Dank für Ihre freundliche Gesinnung.

A. B. in R. Vielen Dank für Ihre interessanten Mitteilungen. Der betr. Artikel wird für uns nicht ganz geeignet sein, ebenso sind im betr. S. J. offengestanden total anderer Meinung als Sie.

L. B. in K. Ihr Brief war für uns eine rechte Herzenserfrischung. Möchten nur Alle so denken, wie Sie. Wir verraten Ihnen übrigens, daß von Byr ein neuer Roman in unsern Händen ist.

L. M. in O. Vielen Dank für die Mitteilung, was darin Wünsche betraf, soll nicht vergessen werden. Der Zeichner ist allerdings Schuster.

Wienerin. Verbindlichen Dank für Ihre freundliche Sendung, die leider lange unterwegs war und durch den Transport gelitten hatte. Trotzdem mundete uns das zu Fragmenten gewordene Backwerk noch sehr gut, ebenso der Inhalt der verschiedenen Büchsen und Flaschen, die ganz geblieben sind. Das sind annehmbarere Gaben als Gedichte.

Abonnent Eger. Ihre Frage ist uns ganz unklar. Auf dem uns vorliegenden Exemplar steht klar und deutlich: „Um 3 Uhr nachmittags am 25. Mai beginnen die Glocken der Kirche zu läuten".

R. A. J. in M. Wir sind auf diesem Gebiete mehr als reichlich versehen.

G. R. in A. Besten Dank für Ihre freundl. Gesinnung. Ihre Wünsche werden erfüllt werden.

Für Garten- und Villenbesitzer etc.

Carl Schliessmann,

Hoflief., Garten-Ausstattungsgeschäft, Fabrik für Gartenartikel, Spalier-Bauwerke u. -Arbeiten, Zug-Jalousien, Rollläden etc.

in **Castel-Mainz.**

Export nach Belgien, England, Finnland, Holland, Italien, Oesterreich, Ost-Indien, Russland, Schweden, Schweiz, Ungarn etc.

Illustrirtes Preisverzeichniss steht auf Verlangen franco und gratis zu Diensten.

Es enthält: **Spalier-Bauwerke** und **-Arbeiten** aus gerissenem Eichenholz mit verzinntem Draht gebunden (nächst dem Eisen das dauerhafteste Material) als: **Gartenhäuser, Lauben, Pavillons, Einfriedigungen** (ihrer Solidität und Billigkeit wegen bei den meisten deutschen Bahnverwaltungen eingeführt), **Wand- und freistehende Spaliere, Verandas, Laub-** und **Bogengänge** etc. Ferner: **Gartenmöbel,** eiserne und von Naturholz, neuester **Klappstuhl** etc. **Gartenwalzen, Garten-** und **Treibhausspritzen, Gras-Mäher, Springbrunnen, Vasen u. Hängevasen, Volièren, Schirmlauben, Zelte, Baumschutzkörbe, Blumenbänke, Statuen aus Terracotta, Gartenfiguren aus Thon, Schattendecken** für Glashäuser, **Zug-Jalousien, Holz-Rouleaux, Holz-Rollläden, patentirte Rollschutzwände, Pflanzenkübel, Strandhütten, patentirte Garten-, Balkons-** und **Jagdzelte. Vertreter gesucht.**

Höchst wichtig für einen jeden Zeichner

ist wegen bedeutender Ersparniss an Zeit und der nur denkbar exactesten Ausführung **Hasselmann's Patent-Schraffirer,** ein unentbehrliches Zeichnen-Instrument. Allein durch obige Fabrik zu beziehen, welche franco und gratis Prospecte versendet. [1220]

Friedrichshaller

natürliches Bitterwasser, unersetzlich wegen seines Gehalts an Chloriden, von den ersten ärztlichen Autoritäten als mild eröffnendes und kräftig auflösendes **Heilmittel** empfohlen, verdient namentlich bei längerem Gebrauch den Vorzug. Besonders bewährt bei:

Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magen- und Darmkatarrh, Frauenkrankheiten, Verstimmung, Leberleiden, Fettsucht, Gicht, Blutwallungen &c.

Friedrichshall bei Hildburghausen. **Brunnen-Direktion.** [1132]

Was ist der Husten?

eine Folge von Entzündung der Schleimhäute der Athmungsorgane, welche durch Gebrauch der bewährten Apotheker W. Voß'schen Katarrhpillen alsbald beseitigt wird. Vorräthig à Schachtel Mk. 1 in **Aachen:** Löwenapotheke, **Berlin:** Strauß- und Einhornapotheke, **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein, **Cöln:** Einhornapotheke, **Dresden:** Mohrenapotheke, **Hamburg:** Pharmacie Internationale, Neuer Wall, **Hannover:** Löwenapotheke, **Leipzig:** Engelapotheke, **München:** Rosenapotheke, **Posen:** Radlauer's Apotheke, **Straßburg:** Meisenapotheke, **Stuttgart:** Apotheker Reihlen & Scholl, **Wien:** Neustein's Apotheke, **Genf:** Sauter's Apotheke.

Nur dann ächt, wenn sich auf jeder Schachtel der Namenszug des pract. Arztes Dr. med. Wittlinger befindet. [1183]

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Closets

f. Haus u. Zimmer, **vollständig** geruchlos, mit und ohne Wasserspülung, in einfach. w. elegantest. Ausstatt. **v. 9 ℳ an**
Closetfabr. Dresden
Friedr. Gappisch.
Illustr. Preise. **grat. u. franco.** [931]

Jeder Concurrenz die Spitze. [1218]
Massenproduction v. Photogr. u. Lichtdruck, fertige 1000 St. von 18 M. an.
Adolph's Photogr. Kunstanst. **Löbau i. S.**
Verl.-Catal. vers. franco überallh. g. 30 Pf.

Cognac *Deutsches Product* *der* **Export-Comp. für Deutschen Cognac, Köln** *a. Rh.,* *garantirt frei von jeder künstl. Essenz, reinschmeckend u. von feinem Aroma, ist* **ganz bedeutend** *billiger als französ. Erzeugniss gleicher Qualität.* **Probeweise** *stehen 4 halbe Flaschen von 4 Qualit. gegen Einsendung von M. 5.50 franco zu Diensten.*

Harzer Kümmelkäse
versendet gegen Nachnahme oder Kassa, 10 Pfund Kisten 3 M. 60 Pf. franko, bei Posten billiger, die Käserei von
Silstedt b. Minsleben a. Harz.
[1258] **A. Seil.**

Griechische Weine

eingeführt von der Firma
Friedr. Carl Ott, Würzburg u. München
Probekiste, 12 grosse Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten
-kiste, Flaschen und Verpackung frei – für
Mark 19 ab Würzburg.
Preisbuch gratis und franco.

---

f. vernickelt, sicher schiessend à ℳ 8. —
Zimmerbüchsen 6 mm. fein mit Stecher, gezog. Lauf **ℳ 16.** — ohne Stecher **ℳ 12.** —
Zimmerpistolen à ℳ 6., 8., 11., 14. etc
Jagdflinten Lefeauch. mit Doppelschlüssel à ℳ 30. — 34.—, 40.—, 48.—, 60.— etc.
do. Centralf. à ℳ 45.—, 52.—, 60.— etc.
Versandt unt. **Garantie** geg. **Nachnahme.**

Johs. Wahl, Waffengeschäft,
Stuttgart.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt

Dresden, Bachstraße 8.

Für **Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Ausschläge, Nierenleiden, Frauenkrankheiten** ꝛc.

Prospecte frei. Näheres: **Dr. Kles' Diätetische Kuren, Schroth'sche Kur** ꝛc. 3. Aufl. Preis 2 Mk. Durch jede Buchhandlung, sowie direkt. [1248]

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [969]

Wäscheglanzireisen. [997]

Schönstes Geschenk. Preis 3 Mark; vernickelt 4 Mark.

Ohne Uebung sofort feinste Glanzerzeugung. **Fritz Lange, Berlin.** Schwedterstr. 252.

!Neu u. praktisch!

!Einfache praktische Hausmittel von vorzüglicher Wirkung, ohne zu schaden!

Dr. Lindenmeyers

fertige Wasserumschläge

gegen [1237]

Kopfschmerzen 50 Pf.
Halsleiden 70 Pf. b. M. 1.80.
Böse Brust M. 2.50.
Brustleiden, Magenleiden, Unterleibsleiden: je nach Grösse M. 2—7.
Haemorrhoiden M. 3.
Gliederschmerz, Gicht mtr. M. 1.

Bestellung m. Grössenangabe an
Dr. Lindenmeyer, Stuttgart.
Illustr. Prosp. gratis.

Cotillon- und Ball-Artikel

in großartigster Auswahl und billigsten Preisen versendet pünktlich die Fabrik von

N. L. Chrestensen,

Königl. Preuß. Hoflieferant etc., Erfurt (Preußen).

No. 252. **Papageno-Tour** für 6 Paare M. 5.50.

Cotillon-Orden, sortirt, per Dtzd. 0,75, 1, 2, 3 bis 12 Mark.
Cotillon-Bouquets von **getrockneten** Blumen, per Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 Mark.
Cotillon-Bouquets von **frischen** Blumen, per Dtzd. 6, 9, 12 bis 30 Mark.
Cotillon-Touren, Knallpapiere, Attrapen, Papierlaternen, Kopfbedeckungen etc. billigst.

Mein beschreibender **Pracht-Katalog** über **Ball- und Cotillon-Gegenstände** mit über 500 musterhaften Illustrationen, Erläuterungen für die neuen und neuesten Touren (über 150) und Gesellschaftsspiele ist erschienen und steht auf Verlangen **franco** und **gratis** zu Diensten. [922]

Meinen reich illustrirten **Weihnachts-Katalog** über **Decorations- & Luxus-Gegenstände, Makart-Bouquets, Vasen** ꝛc. ꝛc. versende ebenfalls **gratis** und **franco**.

Bücher-Ankauf. [1152]

Bibliotheken und einzelne Werke, zu höchsten **Pr. pr. Cassa.** Kataloge meines Lagers (250,000 Bde.) liefere für 30 Pf. fco. **L. Glogau Sohn. Hamburg. Burstah.**

Technikum Buxtehude bei Hamburg.

Vorzüglich frequentirte Fachschulen für **Bautechnik, Maschinenbau, Tischlerei und Malerei.** [1225] Näheres u. Gratis-Programme durch den Director **Hittenkofer.**

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich v. Preussen angewandten Methode von Professor Maas. Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franco durch die Expedition der Professor Maas'schen Unterrichtsmittel Berlin S., Luisen-Ufer 2a. [1099]

Neue Reise- u. Privat-Copirmaschine. [1169]

Ganz Schmiedeeisen, leicht (Octav 2 Kilo, Quart 3½ Kilo), geringen Raum beanspruchend, solide, haltbar und sehr bequem und einfach zu handhaben (für Damen geeignet).

Vorräthig in Octav (7,50 Mk.), Quart (9,00 M.), Folio. Mit Schloß 2 Mk. höher. **Ausführliches in meinem neuen Katalog.**

Carl Fraenkel,
Berlin W., Französische Str. 33d.

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb.

Alle Annoncen

für **Vom Fels zum Meer — Ueber Land u. Meer — Illustrirte Welt — Bazar — Illustrirte Zeitung — Kladderadatsch* — Fliegende Blätter* — Deutsches Montagsblatt* — Berliner Tageblatt* — Gartenlaube — l'Indépendance belge*** sowie für alle anderen Zeitungen und Fachschriften befördert am **billigsten** u. **promptesten** die Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse Stuttgart—Berlin—Breslau—Cöln—Dresden—Frankfurt a/M.—Hamburg—Leipzig—London—München—Nürnberg—Paris—Prag—Wien—Zürich etc.

Zeitungs-Verzeichnisse (Insertions-Tarif), sowie Kosten-Anschläge gratis. — Bei grösseren Aufträgen **höchster** Rabatt.

Für die mit * bezeichneten Blätter hat obige Annoncen-Expedition die **alleinige** Annoncen-Annahme. [967]

Siebenschläfer.

Novelle von Otto Roquette.

Es gibt poetisch angeregte Naturen, welche jedem Eindruck mit gleicher Empfänglichkeit offen stehen, wie der Dichter selbst, ohne den Drang zu fühlen, sich mit ihrem Empfinden nach außen hin zu bethätigen. Ist es ihnen aber gegeben, sich sogar in Versen auszusprechen, welche nicht für die Oeffentlichkeit, nur für die Gelegenheit und den engsten Kreis bestimmt sind, so gehören solche Leute zu den beglücktesten Sterblichen. Denn sie verstehen ihr Dasein poetisch auszuschmücken, und haben nichts von den Widerwärtigkeiten zu befahren, welche dem künstlerischen Gestaltungstrieb von außen her entgegentreten. Sie werden gewöhnlich mit dem Namen Dilettanten bezeichnet. Ich nenne sie lieber: Die Stillen im Lande der Dichtung. Denn die große Welt der Kunst mit ihren Gefahren wollen sie nicht betreten, nur aus ihrer schönen Innerlichkeit einen poetischen Lichtschimmer über die eigne kleine Welt verbreiten.

Zu diesen Stillen im Lande der Dichtung gehörte der alte Konrektor Volmar. Obgleich er nur noch wenige Stufen bis zu seinem siebzigsten Lebensjahre zurückzulegen hatte, standen ihm Phantasie, Ausdruck und Reime noch ausgiebig zu Gebote, um alle festlichen Tage der Familie, die Erfahrungen des Jahreswechsels, Freuden und Kümmernisse des Lebens, dazu die kleinen Ereignisse des Hauses, ja des Gartens und der Studierstube zu feiern, und zwar in wohlgeformten, empfindungsreichen, zuweilen humoristischen, und meist gar nicht kurzen Gedichten. Sie waren so ganz für den gegebenen Fall berechnet, daß ihnen oft nur das Verständnis der Familie entgegenkommen konnte, daher denn, wie er nur seinen kleinen Kreis im Auge gehabt hatte, an eine Verbreitung über diesen hinaus nicht gedacht werden konnte. Seine Töchter aber sammelten diese Dichtungen sorgfältig, und nannten die schon stark angewachsenen Hefte „des Vaters sämtliche Werke“. Waren sie auch gebildet genug, diesen kleinen Familienschatz nicht zu überschätzen, so hingen sie doch mit herzlichem Anteil daran, denn sie wußten, daß jedes Blatt aus einem glücklichen Gemüt entsprossen war und eine freudige Stunde des Empfangens bereitet hatte.

Nun begab es sich, daß nach warmen Junitagen ein heftiges Gewitter durch die Nacht kam und sich stundenlang über dem Städtchen austobte. Schon abends um acht Uhr hatte es die Luft verfinstert, Regengüsse über die Dächer herabfluten lassen, und mit gewaltigen Donnerschlägen den Widerhall der rings umgebenden Berge geweckt. Noch um Mitternacht blitzte und krachte es durch den dunklen Luftraum, ja die strömenden Wassermassen schienen sich erst recht ausgeben zu wollen. Dann aber zog es rasch vorüber, und nach einer halben Stunde glänzten die Sterne durch die köstlich erfrischte Sommernacht. Der Konrektor Volmar öffnete das Fenster und atmete die erquickende Luft ein, um dann seinen Töchtern gute Nacht zu sagen; denn man hatte sich während des Gewitters nicht zur Ruhe begeben, und manches noch erhellte Fenster, welches sonst um diese Stunde dunkel zu sein pflegte, zeigte, daß auch die Nachbarschaft sich sorglich wach erhalten hatte.

Aber der Konrektor war das Frühaufstehen doch zu sehr gewohnt, als daß er, auch nach zur Hälfte durchwachter Nacht, nicht um fünf Uhr schon wieder frisch auf den Beinen hätte sein sollen. Es trieb ihn in den Garten, um zu untersuchen, wie es mit seinen Rosen und anderen Sommerblumen nach dem starken Regen aussähe. Er fand den Schaden nicht groß, band dies und jenes auf, und machte vorläufige Ordnung, um sich zu einem Spaziergange durch den Wald zu rüsten. Denn es ging ihm allerlei durch Kopf und Herz, was er zu einer bevorstehenden festlichen Gelegenheit in Reimen aussprechen wollte, die in den letzten schwülen Tagen sich gar nicht gefügig gezeigt hatten. Heute aber in der erquickenden Morgenkühle hoffte er die flüchtigen einzufangen. Hinter einem Fenstervorhang grüßte ihn das rosige Mädchengesicht seiner jüngsten Tochter. Er nickte ihr einen Gegengruß zu, verließ das

Haus und bald die noch stillen Straßen, um dem Walde entgegenzuschreiten.

Trotz seiner hohen Jahre war Herr Volmar noch ein rüstiger Fußgänger, der auch stärker ansteigende Wege nicht scheute. Und man mußte wohl steigen können, wenn man in der Gegend spazieren gehen wollte, denn das Städtchen lag tief in das Gebirgsthal eingebettet. Bald war der Wald erreicht, der noch träumerisch im Schatten lag, nur auf den höchsten Wipfeln vom Frühlichte vergoldet. Denn die Sonne mußte sich hoch über den Bergrücken heben, um ihre vollen Strahlen durch das Buchengrün zu ergießen. Aber sie kam hell und glorreich herüber, es zuckte, glänzte, funkelte in den noch feuchten Zweigen, und wenn ein Lüftchen durch das Laub spielte, tröpfelte es wie ein Sternenregen über die Farnkräuter des Waldbodens.

Der Konrektor kannte diese Gegend seit Lebenszeit und seit mehr als vierzig Jahren hatte er sie genau studiert. Bei seiner Vorliebe für die Naturwissenschaft war er mit den Gesteinsarten der Felsen, mit der gesamten Pflanzenwelt, den Käfern, Schmetterlingen, Vögeln, kurz mit der ganzen Fauna vollkommen vertraut, und hatte Sammlungen von allem angelegt. In den letzten Jahren, da er sich aus seiner amtlichen Lehrthätigkeit zurückgezogen, hämmerte und klopfte er nicht mehr so viel an den Steinen, ließ was da fleucht und kreucht zwar nicht unbeachtet, aber doch unbehelligt, und wenn er in der Pflanzenwelt noch sammelte, so geschah es nur, um einen schönen Strauß von Feld- und Waldblumen mit nach Hause zu bringen. Bei einer solchen sinnigen Geschäftigkeit empfand er dann wohl dieselbe Genugthuung, als ob er seine Gedanken in ein Gedicht zusammengebunden hätte.

Heute aber berührte er keine Pflanze, bemerkte er nur flüchtig, was, durch den Regen der Nacht belebt, sich kräftiger erhob und ausdehnte, denn auch in seinen Gedanken belebte es sich, dehnte es sich aus und reihte es sich aneinander, Verse und Reime fügten sich leicht, sein Gedicht arbeitete sich ihm im Kopfe gleichsam selbst aus und wurde immer befriedigender und länger. So war er rüstig fortgeschritten, bis der steiler aufsteigende Weg ihn ermahnte, seinen Gang gemächlicher fortzusetzen. Er wollte noch, an einer Felsenschlucht vorüber, eine Anhöhe ersteigen, wo sich zur Fernsicht eine Ruhebank befand, um dort sein Gedicht als Ganzes innerlich noch einmal an sich vorübergehen zu lassen.

Diese Felsenschlucht wurde gebildet durch zwei mächtige gegeneinander geschobene Felsenwände, welche kaum zwei Personen auf einmal einen Eingang gewährten. Das Licht fiel von oben in den gekrümmten engen Pfad und ließ in der Dämmerung die Wände grün von feuchtem Moose erkennen, in den Spalten von Farnkraut besetzt, von welchem die sickernden Tropfen niederfielen. Nach etwa hundert Schritten erweiterte sich die Schlucht zu einer großen, völlig gedeckten Höhle, in welche das Tageslicht nur durch eine Seitenspalte den Weg fand, ohne doch mehr als ein Drittel der Höhle zu erhellen. Herr Volmar hatte sie seit langer Zeit nicht betreten, und, obgleich er des botanisch und mineralogisch Interessanten genug darin wußte, wollte er auch heute vorübergehen. Und doch mußte er plötzlich stehen bleiben, überrascht und stutzend über den Anblick, der sich ihm darbot.

Im Eingang der Schlucht, und von dem Hintergrunde sich hell abhebend, zeigte sich eine Gestalt, halb Jüngling, halb noch Knabe, in einer, wie es dem Konrektor vorkam, hier zu Lande ganz fremden Tracht. Ein mantelartiges gestreiftes Gewand fiel von der Schulter in Falten und wurde von der in die Hüfte gestemmten linken Hand festgehalten. Auf dem blonden Kraushaar des Kopfes saß ein weit in den Nacken zurückgeschobener Strohhut. Die spielenden Schatten des Laubes fielen auf die untere Hälfte der Gestalt, während die Morgensonne das jugendliche Gesicht hell beleuchtete und die Locken über der Stirn wie einen goldenen Kranz erscheinen ließ. So stand die fremdartige Erscheinung, mit der rechten Schulter an die Felswand gelehnt, und schien das Herankommen des alten Herrn beobachtend zu erwarten.

Dieser blieb wirklich stehen und betrachtete sein fremdartiges Gegenüber einige Augenblicke mit Verwunderung. Endlich begann er die Rede: „Ei, guten Morgen, junger Freund! Schon so früh unterwegs?“

„Nur eben erwacht von zweihundertjährigem Schlafe!“ entgegnete der Jüngling mit wohlklingender Stimme, ohne seine Stellung zu verändern. „Ich, der jüngste von meiner Schar, wache am frühesten zum Tage. Wir sind die Siebenschläfer. Die andern sechs sind noch drinnen in der Höhle. Es ist der Tag, da wir nach zweihundert Jahren einmal wieder erwachen müssen.“

Dem guten Konrektor zuckte die Ueberraschung verwirrend durch die Gedanken. Er erinnerte sich, daß heute wirklich der 27. Juni war, der Tag, der im Kalender mit dem Namen Siebenschläfer bezeichnet stand. Nun war der alte Herr zwar von lebhafter Phantasie und durch etwas Romantisches leicht innerlich erregt, aber doch zu wohldenkend und erfahren, um

an die Erneuerung des Wunders einer alten Legende zu glauben. Aber mit der Spannung seiner Aufmerksamkeit auf die sonderbare Erscheinung zerstoben plötzlich seine aufgereihten Verse und Reime wie eine zerrissene Perlenschnur, deren Teile nach allen Seiten fortrollen und für verloren gegeben werden müssen. „Hm! Hm!" begann er mit ruhigerer Beobachtung. „Sie bekennen mir recht Merkwürdiges, mein verehrter Herr Siebenschläfer! Aber so weit mir Ihre Legende bekannt ist, müssen Sie länger als nur zweihundert Jahre in Ihrer Höhle geschlafen haben?"

„Anderthalb Jahrtausende und länger!" entgegnete der Jüngling unbewegt und in demselben gelassenen Tone.

„Das dürfte stimmen!" sagte der Konrektor, den das Gespräch zu belustigen anfing. „Aber, mein Bester, über die Lokalfrage müssen Sie mich noch aufklären! Es war ja doch in Asien, wo Sie Ihr Martyrium erlitten —"

„In Ephesus war's!" fiel der Jüngling unerschüttert ein. „Zur Zeit, da Decius im römischen Reiche regierte, begab es sich, daß dieser Kaiser die heidnischen Götzenbilder allein geehrt wissen wollte, und die Christen, deren schon viel waren, sollten sie anbeten. Und da sie sich dessen weigerten, kam er zornig von Byzanz nach Ephesus, zu verfolgen, zu martern und zu töten, wer nicht die Kniee beugte vor den Götzen. Da ließen ihrer viele ihr Blut für den Glauben, andere aber suchten sich durch die Flucht zu retten. Wir waren aber zu Ephesus sieben Jünglinge von edler Natur, so den Christenglauben von ihren Vätern überkommen hatten und davon nicht lassen wollten. Da hielten wir unter uns einen Rat und beschlossen, dem Tyrannen keine Macht über uns zu geben, sondern uns zu bergen in einer Höhle, daß er uns nicht fände. Denn er hatte Befehl gegeben, uns und alle Christen am nächsten Tage des Todes sterben zu lassen. Und wir entflohen zur Nachtzeit und fanden eine tiefe Höhle an dem Berge Anchilos, darin wir uns sicher glaubten. Aber da die Schergen des Kaisers uns ausgespäht, wollte er, daß wir auch da nicht am Leben blieben, und ließ den Eingang der Höhle zumauern für alle Zeiten, daß wir darin lebend begraben sein sollten. Als er aber fortgegangen von Ephesus, ließen die Gläubigen, so nach der Stadt heimgekehrt, eine Tafel gießen von Blei, darauf die Namen der sieben Jünglinge zu lesen waren, und daß sie in der Höhle den Märtyrertod gestorben. Als nun auch Decius der Heide mit Tode abgegangen, folgten ihm andere Kaiser, die das Heidentum abschafften und sich zum christlichen Glauben bekannten, und es vergingen fast zweihundert Jahre, da war das Kreuz überall zu sehen und Kaiser Constantius auf dem Throne."

„Bitte um Entschuldigung!" warf der Konrektor ein. „Nicht Constantius, sondern Theodosius, und zwar der Zweite dieses Namens, muß es gewesen sein, sonst kommen die zweihundert Jahre nicht heraus! Der kleine Irrtum ist verzeihlich bei Ihrem hohen Alter, mein lieber Herr Siebenschläfer!"

„Also Theodosius der Zweite mochte es sein!" fuhr der Jüngling mit Ruhe fort. „Der Berg aber und die Höhle, darinnen wir eingemauert lagen, war an einen begüterten Mann gekommen, Namens Adolius. Der wollte ein Gebäude errichten und befahl seinen Knechten und Arbeitern, Steine zu brechen. Und sie brachen und wälzten die Steine weg und fanden den Eingang zu der Höhle, erblickten aber uns nicht, und als es Abend ward, gingen sie fort, von ihrer Arbeit zu ruhen. Da es aber Morgen wurde, erwachten wir sieben und begrüßten einander gewohntermaßen und vermeinten nur eine Nacht geschlafen zu haben. Aber wir waren noch in Sorge, daß Decius uns suchte und uns Böses im Sinne trüge. Da wir nun der Speise bedurften, um zu leben, hielten wir Rat miteinander und es ward beschlossen, einer von uns sollte auf Kundschaft gehen und versuchen von Ephesus Brot für alle mitzubringen und was wir brauchten. Des guten Geldes aber hatten wir genug bei uns. Und die Wahl fiel auf Diomedes, den jüngsten, der zugleich der Gewandteste und Klügste von allen war, und ich bin Diomedes, den sie wählten."

„Ei sieh da!" rief Herr Volmar dazwischen.

Diomedes aber fuhr fort; „Und den Weg nach Ephesus fand ich wohl, da ich aber zur Stadt kam, war alles anders geworden. Das war gar nicht mehr Ephesus und war doch keine andere Stadt. Ueber allen Thoren glänzte das Kreuz, die Leute in den Straßen gingen ruhig ihres Wegs, als wüßten sie nichts von schrecklicher Gefahr, aber ich kannte ihrer niemand. Ich sah die Häuser meiner Genossen, und das meines Vaters, aber es gingen fremde Menschen aus und ein, so mich nicht kannten und beiseite stießen. Da ging ich voll Schreck und Wirrnis weiter, um das Brot für uns zu kaufen. Als ich aber das Geldstück hinlegte, nahm der Bäcker es in die Hand und wunderte sich, denn ob er es zwar für gutes Gold hielt, wollte er dessen niemals in der Stadt gesehen haben. Und es kamen andre dazu, und betrachteten es und fragten, wo ich die Münze gefunden hätte? Da sagte ich ihnen, daß ich sie nicht gefunden, sondern daß sie noch gestern in der Stadt gegolten und daß ich dergleichen wohl noch mehr hätte. Er hat einen Schatz ge-

funden, riefen sie, er muß uns den Ort sagen, auf daß wir auch graben. Aber ich leugnete und sagte, die Prägung zeige das Bild des Kaisers Decius, der doch noch gestern seine Befehle in der Stadt gegeben. Da lachten sie und nannten mich einen Tollen, und es war viel Auflaufens in den Straßen um meinetwillen. Da kam es bis vor den Bischof und den Statthalter und ich mußte vor ihnen erscheinen. Und war viel Fragens und Wunderns, denn Kaiser Decius war nicht mehr und darüber zweihundert Jahre vergangen. Da faßte ich mir einen Mut und erzählte ihnen alles, daß wir unser sieben vor ihm in die Höhle geflohen und heute morgen erwacht waren. Da erstaunten sie, aber sie zweifelten und nannten mich Lügner. Ich aber beteuerte, was ich wußte, und es kamen die Schriftgelehrten, und hörten, und forschten und fanden vieles richtig, wie ich sagte, daß es gestern gewesen, und sie erkannten, das sei zweihundert Jahre her. Aber während man mich viele Stunden hinhielt, waren andere voll Neugier hinausgegangen nach der Höhle, denn ich hatte von meinen Genossen gesprochen und ihre Namen genannt. Da kamen die Leute mit Verwunderung zurück und brachten vor den Bischof die bleierne Tafel, darauf stand, daß Kaiser Decius uns hatte vermauern lassen, weil wir Christum bekannten. Also mußten wir zweihundert Jahre geschlafen haben. Da beugte sich vor mir der Bischof und verkündete, daß Gott ein großes Wunder gethan. Und er führte mich mit vielen Tausenden und großem Gepränge in die Höhle, daß wir meine Genossen von dort abholten. Und wir fanden sie —"

„Alles sehr schön!" unterbrach ihn der Konrektor. „Sie haben Ihre Legende geschickt zusammengefaßt. Daß sie nach verschiedenen Ueberlieferungen verschiedenartig erzählt wird, thut nichts zur Sache. Kurz, sie wurden alle sieben als Märtyrer heilig gesprochen, starben aber noch desselbigen Tages, um als heilige Siebenschläfer begraben zu werden. Wie aber kommt es dann, daß, da Sie doch begraben worden, Sie ganz leibhaftig wieder aufgelebt sind?"

Der Siebenschläfer besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Wir müssen alle zweihundert Jahre wiederkommen, um immer dasselbe zu erleben.

„O weh!" rief der Konrektor. „Das ist ja für schuldlose Märtyrer eine recht harte Gespensterwanderung und eine Erweiterung Ihrer Legende, von der ich noch nichts gewußt habe! Aber da Sie der gewandteste und klügste von den sieben sind, müssen Sie das besser wissen. Ein dunkler Punkt bleibt für mich zwar immer noch, daß Sie diesmal nicht im Berge Anchilos, sondern bei uns, in einer deutschen Gebirgshöhle erwacht sind — aber ich will auch nicht gar zu neugierig sein! Gestatten Sie mir, daß ich dafür eine andre Frage ins Auge fasse! Sie werden sicherlich auch heute in die Stadt gehen, um Speise zu holen? Ich bin sehr bekannt in unsrem Städtchen, und würde gern behilflich sein."

„Das ist überaus freundlich!" entgegnete der Siebenschläfer. „Und ich wünschte, es wäre nicht zu weit, denn — wir haben gestern kein Abendessen gehabt."

„Und da wird ein Frühstück sehr willkommen sein! Ich kann es mir denken, Herr Studiosus!" Dem Konrektor war die letzte Bezeichnung über die Zunge geraten, er wußte nicht wie, während der Jüngere die Lippen zusammenkniff, als wolle er das Lachen unterdrücken.

„Wenn man übrigens," fuhr der Alte fort, „den Hunger summiert, der nach anderthalbtausend nicht gehaltenen Mahlzeiten berechtigt wäre, so möchte unser Städtchen freilich in Verlegenheit geraten, den Appetit seiner Gäste zu befriedigen — —"

„Thassilo! Wo steckst du denn? Thassilo!" So erscholl ein Ruf aus der Höhle, vor dem der Konrektor seine Rede unterbrach. Der junge Fremde bewies, daß der Ruf ihm gegolten, denn er wendete sich und trat zurück.

„Aha!" dachte der alte Herr! „Jetzt kommen die übrigen sechs ‚Jünglinge von edler Natur'!" Aber er fühlte sich doch überrascht, als er nun einen nach dem anderen aus den Felsen hervorschreiten sah. Denn er hatte sie sich anders gedacht.

Zuerst kam ein ziemlich dicker Mensch, mit aufgedunsenem Gesicht, einem Schnurrbart darin und verschlafenen Augen. Er trug ein Wanderbündel über der Schulter, unter dem Arm aber einen grünen Sack, aus dem das Mundstück eines Waldhorns hervorsah. Der zweite überragte ihn um Hauptеslänge; ein starkschultriger Gesell, welcher eine mächtige Posaune trug, die sich auch unter der grünen Verhüllung kenntlich machte. Dann folgte wieder der Träger eines Waldhorns, von welchem nichts weiter zu sagen ist, als daß er stark gähnte, da er das Tageslicht erblickte. Der vierte dagegen erschien als ein leichtfüßiges Wesen, kleiner als die übrigen, mit schmunzelndem Gesicht, von unternehmendem Ausdruck und einer Klarinette in der Hand. Ihm folgte, ebenfalls mit einer Klarinette, der fünfte, welcher sehr unbefriedigt aussah und etwas hinkte. Diese fünf schienen zusammengehörig, denn sie trugen graue Röcke von gleichem Schnitt mit grünen Aufschlägen und spitze schwarze Hüte. Sie ließen sich auf Gespräche jetzt nicht ein, sondern schritten, ein-

gedenk des verlorenen Abendessens und des noch mangelnden Frühstücks rasch ihres Weges, auf welchen der letzte der nächtlichen Höhlengäste sie hinwies.

Dieser, der siebente des ganzen Zuges, ein schlanker junger Mann mit leichtem Vollbart, wendete sich zu dem jüngsten und reichte ihm grüßend die Hand mit den Worten: „Guten Morgen, Thassilo! du scheinst als erster erwacht zu sein? aber du siehst blaß aus — hast du schlecht geschlafen?"

Währenddem hatte sich der alte Herr mit gespannter Beobachtung genähert, und jetzt machte er eine Bewegung, welche die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf ihn lenkte. Nur einen Moment blickten beide einander fragend an. „Hanno Bertung!" rief der Alte freudig.

„Vater Volmar! mein alter Vormund!" jubelte der Jüngere und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den Konrektor zu. „Hier im Walde schon soll ich dich begrüßen! Willkommen!"

„Ja, Willkommen, mein lieber guter Sohn!" entgegnete der Alte. „Willkommen hier draußen, und Willkommen in meinem Hause! du erscheinst früher, als wir dich erwarteten? O, du weißt wohl, daß wir stets auf dich gerüstet, und glücklich sind, dich einmal wieder zu haben!"

Während so der Freude des Wiedersehens mit noch manchem herzlichen Worte Ausdruck gegeben wurde, stand Thassilo, stutzend über das Unerwartete, und in einiger Verlegenheit beiseite. Denn, daß er seine Eulenspiegelei gegen eine Respektsperson ausgeübt, fiel ihm auf das Gewissen. Die beiden anderen erinnerten sich seiner doch bald wieder, und schnell suchte er einzulenken. „Hanno!" begann er: „Jetzt hilf mir aus der Patsche! ich habe diesem würdigen Herrn aufbinden wollen, wir wären die alten und echten Siebenschläfer, und ich der klügste von ihnen. Ich vermute, es war das Dümmste, was ich thun konnte!"

„Nun, nun!" entgegnete Herr Volmar: „Es war noch lustig genug! Auch Ihre Tracht kommt mir nicht mehr so asiatisch vor, denn ich sehe, es ist nur das wollene Reiseplaid, welches Sie wegen der Morgenkühle etwas malerisch umgeschlungen hatten. Auch kam Ihnen die Beleuchtung zu statten. Ihre Rolle spielten Sie nicht übel, bis auf den einen Lapsus in betreff des Kaisers Theodosius." Und der Alte erzählte dem jüngeren Freunde mit Behagen von der Unterredung, die er mit dem jüngsten Märtyrer geführt hatte.

„Ich habe nur mein Pensum von gestern abend rekapituliert und aufgesagt!" vervollständigte Thassilo.

Hanno stimmte lachend in die Heiterkeit des Konrektors ein, und stellte ihm seinen jungen Reisegefährten unter dem Namen Thassilo von Ellerstedt vor. Dann erzählte er, wie sie gestern abend vor dem ausbrechenden schweren Gewitter und dem strömenden Regen in die ihm bekannte Höhle geflüchtet, und fünf reisende Musikanten, welche sie angetroffen, in das Asyl mitgenommen hätten. „Die Nacht kam heran," fuhr Hanno fort, „und da das Wetter sich nur heftiger entlud, zogen wir vor, die Stunden bis zum Morgen unter dem Schutze der Höhle zu bleiben. Um meine Gefährten zu unterhalten, erzählte ich ihnen die Legende von den Siebenschläfern. Denn wir waren zufällig die gleiche Zahl, und ich erinnerte mich, daß wir dem so bezeichneten Kalendertage entgegenschlafen sollten. Ich glaube, es ist uns recht wohl gelungen!"

„Das kann ich von mir nicht behaupten! entgegnete Thassilo. Mir ging die Geschichte im Kopf herum, und wenn ich mir etwas Schlummer erhoffte, rissen mich der Hornist und der Posaunenbläser mit ihrem Schnarchen wieder ins Wachen zurück, so daß ich eigentlich gar nicht zu den Schläfern gehört habe. Aufgeregt und ärgerlich über euren gesunden Schlaf, verließ ich endlich die Höhle, um den Morgen draußen zu erwarten. Und als er anbrach, beschloß ich, gelangweilt, mit dem ersten, der mir in die Quere käme, anzubinden. Daß ich an den Unrechten gekommen, habe ich zu beklagen —"

„Gar nicht nötig, junger Herr!" rief der Konrektor abwehrend. „Nun aber wollen wir den Weg zur Stadt doch beschleunigen, denn selbst ich freue mich auf das Frühstück, der ich doch gestern mein geregeltes Nachtmahl gehabt, und nicht in einer Höhle geschlafen habe!"

Unter Gesprächen zwischen Hanno Bertung und seinem einstigen Vormunde wurde der Weg nach der Stadt bald zurückgelegt. Thassilo glaubte sich von den beiden anderen trennen zu müssen, da er zwar den gleichen Weg, aber nicht das gleiche Ziel hatte. Er reiste zu Verwandten, welche über die Stadt hinaus auf einem Gute wohnten, daher er seinen Koffer auf der Post in Empfang nehmen, sowie einen Wagen in der Stadt suchen wollte. Allein Herr Volmar war der Ansicht, daß das nicht solche Eile habe, zumal er erfuhr, daß Thassilo seine Ankunft nicht auf die Stunde gemeldet hatte, er also heute nicht bestimmt erwartet wurde. Es kostete nicht große Ueberredung, den Jüngling zu einem Frühstück im Hause des Konrektors zu gewinnen.

Hannos Empfang war herzlich, als gelte es dem Sohne des Hauses und dem Bruder. Zuerst kam den Männern die jüngste Tochter des Konrektors entgegen, Gudula, ein schlankes,

anmutiges Mädchen, mit geistvoll sprechenden Augen, und reichte dem Gaste freudig die Hand. Lebhafter aber eilte die älteste herbei, Frau Theodore, die als Witwe in dem Hause des Vaters lebte. In ihrem fast mütterlichen Verhältnis zu Hanno flog sie ohne Umstände in seine Arme und gab ihm einen herzhaften Kuß. Auch Thassilo wurde, als Reisegefährte Hannos, freundlichst aufgenommen. Und als Frau Theodore von dem Höhlenschlaf der Nacht und den Nahrungsmängeln der Abenteurer erfuhr, setzte sie den jüngsten Siebenschläfer sofort an ihre Seite, und wußte ihn durch schnell herbeigeholte Schätze der Speisekammer reichlich zu entschädigen. Sie war eine angenehme Frau, und hatte eine muntere Art, das Gespräch zu führen: „Was ist diese Ueberraschung aber für ein Querstrich für den guten Vater!“ rief sie plötzlich. „Die festliche Empfangshymne lag ihm nur erst im Herzen — ich hab's wohl gemerkt, daß im stillen so etwas arbeitete — und nun kommt der Gefeierte, bevor der poetische Gruß vollendet ist!“

„Laß nur!“ entgegnete der Vater. „Offen gestanden, ich bin heute früh hinausgegangen, um den poetischen Gruß abzufassen, statt seiner aber bringe ich den zu Begrüßenden selbst nach Hause. Das ist noch besser. Sollte es am Ende noch etwas Gereimtes geben, nun dann —“

„Es wird nachgeliefert, und der sechste Band der sämtlichen Werke damit würdig eingeleitet!“ rief Theodore. Und zu Hanno gewendet fuhr sie fort: „Aber guter Junge, diesmal dürfen wir uns nicht schmeicheln, der Anziehungspunkt für dich gewesen zu sein, sondern der leidige Mammon war es, die schnöde Geldgier, die dich in unser Städtchen gelockt hat!“

Hanno mußte lachen, und Gudula, sowie der Vater, stimmten belustigt ein. „Nun ja!“ entgegnete er: „Ich habe eine Erbschaft gemacht, und das Gericht verlangt, daß ich mich persönlich einstelle, um sie endlich in Empfang zu nehmen.“

„Neugierig wär' ich,“ fuhr Theodore fort, „was dein gelehrter Kopf nun ersinnen wird, das ungeheure Vermögen unterzubringen. Ganze tausend Mark! Es ist, um einen Schwindel zu kriegen! Standen sie nicht zu erwarten, so war's immer brav von der alten Großtante, dich damit in ihr Testament zu setzen.“

„Und sie kommen mir recht gelegen!“ sagte Hanno. „Denn ich habe vor, noch auf ein paar Monate nach Italien zu reisen, um einige Forschungen zu machen.“

„Nach Italien? Noch einmal?“ rief die ganze Familie. „Am Ende gibt es neue Ausgrabungen!“ fügte Theodore hinzu. „Denn ohne Ausgrabungen im Schilde zu führen, geht doch kein junger Gelehrter mehr nach Süden!“

„Es ist beinahe so!“ bestätigte Hanno lächelnd. „Alten Inschriften auf Steinen will ich nachspüren, und habe eine Witterung, wo dergleichen noch zu finden wären.“

„Gott im Himmel!“ rief Theodore. „Man läßt den alten Römern auch gar keine Ruhe! Und wenn sie ihre Heimlichkeiten noch so sorgfältig versteckten, die deutschen Gelehrten kommen ihnen doch auf die Spur!“

In diesem Augenblicke brach eine Musik los, vor welchem das Gespräch unwillkürlich verstummte. Zwei Hörner ergingen sich in halb melancholischen halb weltverhöhnenden Bekenntnissen, eine Klarinette suchte sie durch Frechheit zu überbieten, während die zweite auch in Klängen herzbrechend nachhinkte. Nur die Posaune hielt, geringe Ausweichungen abgerechnet, ihre Grundtöne charaktervoll fest.

„Theodore sah durch das Fenster. „Sind das die übrigen fünf Siebenschläfer?“ fragte sie. Thassilo, der ihr gefolgt war, bestätigte es. „Als eure Leidensgefährten,“ fuhr Theodore fort, „sollen sie besser belohnt werden, als ihr künstlerisches Vorhaben verdient. Sie sind noch am Ende der Straße. Hätten wir sie nur erst am Hause vorüber!“

Die Gespräche waren nun doch einmal abgebrochen, und so verabschiedete sich Hannos Reisegefährte, obgleich sehr ungern. Denn er sah sich in einer Familie, die ihn gemütlich anregte, da er selbst doch nicht eben verlockenden Familienbeziehungen entgegenging. Während ihn sein Freund und der Konrektor begleiteten, um ihm für die Weiterreise behilflich zu sein, mag einiges für den Verlauf dieser Geschichte Erforderliche nachgeholt werden.

Hanno Bertung war der Sohn des einstigen Stadtpfarrers. Früh elternlos, kam er schon als Knabe in das Haus seines Vormundes, des Konrektors Volmar, welches er wie sein väterliches betrachtete, um auch später immer gern dahin zurückzukehren. Er hatte es einst belebter gekannt, als es sich jetzt darstellte. Da waren noch zwei Töchter, jetzt verheiratet und in der Entfernung lebend, und zwei Söhne, durch Beruf und Stellung ebenfalls an andere Gegenden gebunden. Dann kehrte Frau Theodore, nachdem sie früh Witwe geworden, zu ihrem Vater zurück. Sie teilte sich mit der jüngsten Schwester in die Geschäfte der Wirtschaft, deren größten Teil sie doch allein führte. Denn Gudulas Hilfe wurde durch den Vater reichlich in Anspruch genommen. Sie hatte die Familienkorrespondenz zu führen, und mancherlei Schreibereien für den alten Herrn, der alles, was er dichterisch oder wissenschaftlich trieb,

gern sauber gebucht und geordnet um sich sehen wollte. Eine behagliche Ordnung zeigte das ganze Haus von außen und innen. Nur einstöckig, aber tief und langgestreckt, gewährte es doch Raum für viele, und der große, bis zu den Stadtwiesen hin ausgedehnte Garten mit Obst- und Wirtschaftspflanzungen, stellte ein ganz stattliches bürgerliches Besitztum dar.

Der Gast des Hauses bezog seine Giebelzimmer, die er bereits in seiner Schulzeit bewohnt hatte. Es gereichte der Familie zur Freude, daß er seinen Aufenthalt auf einige Wochen bemessen, und Arbeit mitgebracht, welche ihm manche Tagesstunden ausfüllen sollte. Galt es doch noch mancherlei Zurüstung für den akademischen Lehrstuhl, zu welchem er berufen war, um seine neue Thätigkeit im nächsten Winter zu beginnen.

Als abends die Familie unter dem Nußbaum saß, der die Gartenseite des Hauses beschattete, begann Frau Theodore zu Hanno gewendet: „Da die Stiefmutter des jungen Ellerstedt, die schöne Leontine, auf dem Gute bei Hobergs zum Besuch ist, wirst du dich wohl auch einmal dort vorstellen? Sie ist ja doch eine alte Bekanntschaft von dir."

„Ich glaube nicht, daß ich es thun werde," entgegnete Hanno.

„Nun, sie ist immer noch die schöne Leontine," fuhr Theodore fort, „und frage nur den Vater, der neulich ganz begeistert nach Hause kam, da er ihr begegnet war, als Amazone hoch zu Rosse! Aber du hast uns noch nicht erklärt, wie du zu der Freundschaft mit dem jungen Ellerstedt gekommen bist."

„Unsere Bekanntschaft begann mit dem Tage, da ich meine Schulmeisterlaufbahn antrat," erzählte Hanno, „und wir blieben zusammen bis zum Schlusse des letzten Semesters, wo wir beide die Anstalt verließen, und zwar beide, um die Universität zu beziehen, ich als Professor, er als Student. Und so auch finden wir beide uns diesen Sommer noch in einem Interimszustande. Ich fand bei meinem Eintritt in die Anstalt den Knaben im Hause des Direktors schon vor, wo er auch blieb, als sein Vater sich wieder verheiratete. Der verstorbene Präsident von Ellerstedt war befreundet mit dem Direktor, und ernannte ihn auf dem Todesbette zum Vormund seines Sohnes."

„Er wird gewußt haben, warum!" warf Theodore dazwischen.

„War der Knabe in seinen Umgebungen auch gut aufgehoben," fuhr Hanno fort, „so übte doch der Mangel einer eigenen Familie einigen Einfluß auf ihn. Mehr als auf mich, der ich in meiner Jugend in ähnlicher Lage war, aber freilich unter so viel günstigeren Verhältnissen bei euch lebte. Bei ihm machte sich das Gefühl der Vereinsamung geltend, welches ihn auch äußerlich zur Absonderung führte. Gleichwohl war bei ihm zu beobachten, was bei verschlossenen, in sich gekehrten Naturen nicht selten vorkommt, nämlich das Hervorbrechen von unerwartetem Uebermut und phantastischen Streichen, wie wir es erst heute früh erlebt haben. An mich hatte er sich immer besonders angeschlossen. Der Knabe war geistig frühreif, auf Kosten seiner körperlichen Entwickelung. Er mußte mit 17 Jahren von der Schule entlassen werden. Allein sein Uebereifer des Arbeitens rächte sich, er verfiel in ein Nervenfieber, welches ihn verhinderte, die Universität schon zu beziehen. Als er genesen war, kam die Einladung zu seinen Verwandten. Ihn einige Zeit die Landluft genießen zu lassen, war erwünscht, und da ich mich zur Reise rüstete, konnte er sich mir anschließen."

„Der arme Junge!" rief Theodore. „Denkt euch, als ich ihn fragte, ob er seine Stiefmutter lange nicht gesehen habe, entgegnete er: Noch niemals! Sofort fiel mir auch ein, was die schöne Leontine sich bei ihrer Verheiratung ausbedungen hatte, nämlich, daß sie sich um den Knaben aus der ersten Ehe ihres Gatten in keiner Weise zu bekümmern habe! Darum mußte das Kind unter fremden Menschen aufwachsen. Herr von Ellerstedt zeigte von Anfang an eine unerhörte Schwäche gegen sie, und sie wußte sie auszunutzen. Wenn ich mir denke, in welchen bescheidenen Verhältnissen dieses Mädchen einst lebte, als Tochter eines pensionierten alten Hauptmanns! Freilich, ihre Schönheit! Noch ganz deutlich erinnere ich mich eines Balles, wo sie in ziemlich unscheinbaren Fähnchen erschien, und doch als die gefeiertste Tänzerin alle Mädchen ausstach. Es war damals, als Herr von Ellerstedt zum erstenmal in Geschäften hergekommen — Gudula und Hanno, ihr müßt euch des Balles ja noch erinnern!"

„Ich nur vom Hörensagen! entgegnete Gudula. Denn ich war damals noch lange nicht reif für Tanzkleider."

„Nun so tanzte doch Hanno auf jenem Balle mit ihr. Ich sehe den Studenten mit ihr noch vorüberfliegen. Und das Paar war des Ansehens wert."

Auch Hanno erinnerte sich jenes Balles nur zu genau, und es war ihm lieb, daß das Abenddunkel sein Gesicht beschattete.

„An jenem Abend war es auch," fuhr Theodore fort, „wo Leontine die erste Masche auswarf, den nicht mehr jugendlichen, dafür aber sehr reichen Mann ganz zu fesseln. Nun, es wurde ihr nicht schwer, und sie machte ein für

ihre Verhältnisse unerhörtes Glück. Daß ihr Stiefsohn der Haupterbe seines väterlichen Vermögens werden sollte, konnte sie nicht verhindern, aber sie hat sich doch, und zwar schon vor der Verheiratung, dermaßen ausstatten und sichern lassen, daß sie nach Herzenslust leben kann."

„Aber, liebes Kind," wendete der Konrektor ein, „du sprichst, als wärst du dabei gewesen, und hast doch alles nur vom Hörensagen —"

„Väterchen!" unterbrach ihn Theodore: „Ich rede diesmal, was ich weiß! Ich kenne sogar die Ursache, um derentwillen sie sich zu einem Besuche bei Hobergs entschlossen hat, die nur entfernt mit ihr verwandt sind und bei denen sie sich sehr zu langweilen pflegt. Frau von Hoberg ist es jedenfalls auch gewesen, welche die Einladung Thassilos durchgesetzt hat, der schönen Leontine wäre dergleichen nicht in den Sinn gekommen."

„Du thust ihr gewiß unrecht!" warf der alte Herr nochmals ein.

„Ich glaube nicht, lieber Vater! Ich bekenne, daß ich dieser Leontine gegenüber ein Interesse, wie für ein rätselhaftes Problem fühle. So etwas von innerlicher Kälte, ja Hartherzigkeit, bei soviel Reiz und Schönheit, soviel Anziehungskraft, ist mir unbegreiflich. Und überdies — sie muß noch etwas auf dem Gewissen haben! Ein Verhältnis vor ihrer Verheiratung, welches schroff abgebrochen wurde. Man weiß keinen Namen, aber es hat Zeugen ihrer heimlichen Zusammenkünfte gegeben."

Hanno Bertung erschrack bis ins Innerste, und die Ueberraschung trieb ihm das Blut ins Gesicht. Was er durchgerungen und nach Jahren in sich abgethan hatte, mußte er plötzlich ausgesprochen hören, und zwar im Kreise seiner Familie, welcher seine Erfahrung ein Geheimnis hatte bleiben sollen. Durfte er gleich annehmen, daß Frau Theodore wirklich nicht mehr zu verraten hatte, als sie ausgesprochen, so genügte das nur halb Enthüllte ihm doch, um einen neuen Druck auf ihn auszuüben und ihn verstummen zu machen.

Der alte Herr gab der Unterhaltung eine andere Wendung, da er nicht liebte, daß über andere ungünstig gesprochen wurde. „Du wirst in der Gegend einige Veränderungen finden!" begann er zu Hanno gewendet. „Besonders in der Nähe des Hobergschen Gutes. Der Besitzer hat große Mühlenwerke angelegt, ungeheure Gebäude, und entfaltet eine umfangreiche Industrie."

„Schade um das schöne alte Mühlenthal!" sagte Hanno, um doch nicht ganz stumm zu bleiben.

„Seht ihr?" rief Gudula freudig. „Ich wußte es voraus: Er denkt wie wir, wenn er gleich aus der weiten Welt kommt. Die große Industrie wird ja wohl ihre Berechtigung haben. Wir aber, die wir, in unser Thal eingeschlossen, nichts damit zu thun haben, und zusehen müssen, wie man es für das, was die Leute Kultur nennen, verunstaltet, wir dürfen wohl sagen: Schade darum! Wer mag sich jetzt noch dahin wagen, wo es von Fabrikarbeitern wimmelt? Glücklicherweise hat man uns die Berge und den Wald auf der anderen Seite der Stadt noch nicht genommen. Und ich habe zu meiner Beruhigung gehört, daß die Schlucht da viel zu eng und zu tief ist, um etwas Industrielles hinein zu bauen."

Das Gespräch war damit in eine harmlose Bahn gelenkt und lockte Gudula mehr zur Beteiligung an. Sie zeigte viel Teilnahme für Hannos Studien und seine bevorstehende Reise und wußte ihn ausgiebig in der Unterhaltung zu machen. Es war zehn Uhr, als der alte Herr endlich begann: „Nun, wir haben heute Siebenschläfertag gehabt, nach dessen Wetter sich, dem Volksglauben gemäß, die sieben nächsten Tage zu richten pflegen. Wir sehen also für eine Woche lang schöne und freundliche Tage voraus. In dieser Zuversicht wollen wir uns heute gute Nacht sagen!"

Hanno betrat sein altes Giebelzimmer, fühlte aber noch kein Bedürfnis, sich zur Ruhe zu begeben. Er lehnte sich in das Fenster, zu welchem die letzten Zweige des Nußbaumes reichten, darin die Nachtluft leise spielte. Hell glänzten die Sterne, und tiefe Stille lag über Gärten und Stadt. In beruhigter, ja gehobener Stimmung hatte er den Kreis lieber Menschen verlassen, die er die Seinen nannte, jetzt in der Einsamkeit traten ihm Erinnerungen, bitter und demütigend, noch einmal vor die Seele. Neun Jahre sind für die Jugend eine lange Zeit, und doch nicht ausreichend, um einen Riß, der einmal in das Dasein gekommen, völlig wieder auszugleichen. Aus seinem täglichen Denken zwar hatte er eine alte Erfahrung längst verbannt, und er schalt sich, daß eine Erwähnung derselben ihn noch einmal aufregen wollte. Nicht mehr zu schmerzlichen Empfindungen des Verlustes, gewiß nicht; aber doch zu Aufwallungen eines zornigen Mißmutes, den er längst überwunden geglaubt hatte. Allein er wollte auch diese los sein, und es gelang ihm bald genug, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Sie beschäftigten sich mit seiner Pflegeschwester Gudula, deren Anmut und rein entwickeltes weibliches Wesen ihm gleich in der ersten Stunde seiner Rückkehr im Innersten überraschend nahe getreten waren. Er hatte im Laufe des Tages kaum zehn Worte

allein mit ihr gesprochen, und doch kam es ihm vor, als habe er sich fortwährend mit ihr unterhalten. Das war früher nicht so gewesen. An Jahren verschieden, aber als Geschwister miteinander verkehrend, hatte es nie an Vertraulichkeit unter ihnen gefehlt. Nur daß er erwachsen war, da Gudula noch für ein Kind galt. Jetzt hatte sie ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht, und er erstaunte über ihre Entwickelung. Er erinnerte sich plötzlich, daß sie vor zwei Jahren, da er sie zuletzt gesehen, auch nicht mehr ein Kind gewesen. Aber sie war eben die jüngste der Familie, und wenn sie selbst sich nicht mehr Kind gefühlt, so hielten die anderen die Kinderrolle für sie doch länger fest, bis man dann erkannte, daß sie völlig aus derselben herausgewachsen war. Diese Erkenntnis wurde auch ihm heute deutlich, und zwar mit einem so wohlthuenden Gefühl, daß sein Herz sich fast schon mit Hoffnungen und Wünschen erfüllte. Er begriff nicht, daß dergleichen ihn heute erst überkam. Die Zukunft stand plötzlich nicht mehr als Inbegriff von gelehrter Arbeit vor seiner Seele. Die Stellung, zu welcher er berufen worden, erlaubte immerhin die Begründung eines kleinen Hausstandes. Er erschrak vor Freude. Aber auch zweifelvolle Gedanken durchkreuzten die wachsende Erregung. Ob Gudulas Herz ganz frei wäre? Ob sie seinen Empfindungen entgegenkommen würde? Ob ihr ein mehr als schwesterliches Verhältnis zu ihm wünschenswert sein könne? Ob sie den Vater, mit dem sie innerlich so sehr zusammenhing, der ihrer Hilfe bedurfte, verlassen würde? — Mitternacht war längst vorüber, als er, solche Gedanken hin und her wägend, noch immer in die sternenfunkelnde Stille hinausblickte.

Trotzdem ließ er morgens nicht auf sich warten, und als er im Garten Gudula erblickte, war er mit sehr jugendlichen Sprüngen unten, um sie zu begrüßen. Es folgte ein Tag voll Glück und Sonnenschein für alle, denn Hanno zeigte sich von der besten Laune, und so mitteilsam, als man ihn nur irgend haben wollte. Er fand auch reichlich Gelegenheit, mit Gudula allein zu sprechen, und fand sie so einfach herzlich, so teilnehmend, dabei so klug und anmutig, daß ihm, was in seinem Herzen vorging, bereits auf die Lippen treten wollte. Aber gerade, was seinen Verkehr mit ihr begünstigte, die natürliche gewohnte Vertraulichkeit, schien eine Schranke für ihn werden zu wollen. Er hatte Augenblicke, in welchen er sich verlegen fühlte, er schien übermütig, und war doch im Innern beängstigt, erschreckt über irgend ein unbedeutendes Wort Gudulas, ungehalten über ein eigenes, da es anders lautete, als er gewollt hatte. Gudula selbst blieb sich immer gleich in der freundlichen Offenheit ihres Wesens; sie freute sich seiner Unterhaltung und war ebenso erfreut, daß er anfing sich seiner Arbeit zu widmen, von der sie sich Großes versprach. So vergingen ein paar Tage in so schönem Glück für alle, daß sie das Beisammensein innerlich nicht genug preisen konnten.

Eines Morgens kam Thassilo nach der Stadt geritten und bekannte offen gegen Gudula und Theodore, daß er es kaum ausgehalten habe, sie so lange nicht zu sehen. Dann sprang er hinauf zu Hanno, um diesem allerlei Mitteilungen zu machen. Auch brachte er ihm eine Einladung von seinen Verwandten. „Von wem geht die Einladung aus?“ fragte Hanno. „Nun, ursprünglich von Frau von Hoberg,“ entgegnete er. „Die übrigen waren einverstanden. Frau von Ellerstedt fügte hinzu, daß es sie freuen würde, dich kennen zu lernen.“ Hanno zögerte, eine bestimmte Zusage zu geben. Thassilo aber fuhr fort: „Es ist eigentlich ziemlich langweilig bei den Leuten da, und hätte ich nicht zu jeder Stunde des Tages ein Reitpferd und eine Büchse, um mich im Walde zu üben, so wüßte ich nicht, was ich anfangen sollte. Sie sind mir alle ganz fremd und eigentlich gar nicht meine Verwandten. Frau von Ellerstedt ist freilich die zweite Frau meines verstorbenen Vaters, das kann mir aber nichts bedeuten, da sie sich niemals um mich gekümmert hat. Und so, da sie sich auch jetzt nicht viel mit mir einläßt, kommen wir auf keinen grünen Zweig miteinander. Sie ist stillschweigend einverstanden, daß ich sie Frau Baronin oder gnädige Frau anrede. Die Hobergs sind nur mit ihr, und zwar entfernt, nicht aber mit mir verwandt. Der Gutsherr treibt sich den ganzen Tag in Geschäften umher, wir sehen uns nur wenig. Die beste im Hause ist Frau von Hoberg, mit der ich auch ganz gut stehe, leider aber wird sie durch Kränklichkeit so geplagt, daß sie nicht jeden Tag zum Vorschein kommen kann. Sie will demnächst in ein Bad reisen. Es ist auch noch eine gewisse Tante Adelgunde im Hause, des Gutsherrn Schwester, welche der Wirtschaft eigentlich vorsteht. Eine lange dürre Person, sehr selbständig, ihr drittes Wort ist eine Grobheit.“

Hanno fing an zu lachen, obgleich ernste Erwägungen ihn beschäftigten. Er nahm seinen jungen Freund mit zur Familie hinunter, wo Thassilo sich ein kleines Frühstück gern gefallen ließ. „Ja, wenn ich so bei Ihnen im Hause zu Besuch sein könnte!“ sagte er. „Hier ist alles besser! Bücher die Fülle! Draußen bei Hobergs ist im ganzen Hause kein Buch zu finden, und in mancher Stunde des Tages fürchte ich, mich tot zu langweilen.“

Man stellte ihm gerne zur Verfügung, was er aus der Hausbibliothek benutzen wollte, und er säumte nicht, zu wählen und in die Taschen zu packen, so viel sie tragen konnten. Frau Theodore wußte ihn über einiges reden zu machen, was sie besonders erkundigen zu wollen schien. „Haben Sie auch in der Umgegend schon Bekanntschaften gemacht?" fragte sie.

„Nur eine, die des nächsten Nachbars, eines Herrn von Falkenberg. Herr von Hoberg ritt mit mir nach seinem Gute."

„Er soll sehr begütert sein," fuhr Theodore fort. „Hat Ihnen der Mann sonst gefallen?"

„Nein!" entgegnete Thassilo.

Frau Theodore lachte. „Das heißt rund heraus!" sagte sie, ließ aber die weitere Forschung fallen.

Thassilo wiederholte bei seinem Abschiede die Einladung des Hauses Hoberg für Herrn Bertung und bat um die Erlaubnis, bald wiederkommen zu dürfen. — „Der arme Junge!" begann Frau Theodore, nachdem sie dem Fortreitenden noch einen Gruß zugewinkt hatte: „Er wäre bei uns besser aufgehoben, als da draußen!"

Mehrere Tage ließ Hanno vergehen, zwar nicht ohne an die Einladung zu denken, aber doch ohne den Entschluß zu finden, ihr zu folgen. Das Zureden der Familie, die es anständig fand, sich denn doch einmal zu zeigen, machte ihn nur befangener, denn was ihn innerlich zurückhielt, sogar warnte, mochte und konnte er niemand mitteilen. Endlich war er in einer Nachmittagsstunde entschlossen, sich auf den Weg zu machen, und zwar zu Fuß, denn das Gut war keine Stunde von der Stadt entfernt.

Langsam schritt er auf der Fahrstraße hin und einem Wiedersehen entgegen, welches er nicht mehr erwartet hatte. Was ihm dadurch bevorstehen mochte, er wollte den Ereignissen jetzt gefaßt begegnen, zumal er bei den überwundenen Erfahrungen seine Ehre unbeeinträchtigt wußte. Neun Jahre waren darüber vergangen, seit Frau von Ellerstedt, damals Leontine Hauschild, und Herr Bertung heimlich miteinander verlobt gewesen. Von gleichem Alter, standen sie beide damals in ihrem zwanzigsten Lebensjahre. Er war Student, in den Ferien bei seiner Familie zum Besuch, Leontine, in dürftigen Verhältnissen erwachsen, die Tochter eines pensionierten Hauptmanns. Daß eine solche Verlobung vor der Welt etwas Bedenkliches sei, fühlten sie beide. Darum hüllten sie dieselbe in Geheimnis. Der Hauptmann würde ein so weit in die Zukunft deutendes Verhältnis vermutlich nicht zugegeben, der Vormund jedenfalls dreingesprochen haben. Aber Leontine gefiel einmal der schlanke, lebensvolle Student, der überdies der beste Tänzer war, vor allen, sie zeichnete ihn aus, und während sie in ihren Jahren die reifere Natur hätte sein sollen, war ihr Leichtsinn der größere, und sie konnte noch von Glück sagen, daß der Charakter des jungen Mannes sie vor dem Verderben schützte. Gefiel er ihr ganz ausnehmend, so spielte doch das Geheimnisvolle, ein lebhafter Drang zur Intrigue nicht wenig mit, dazu auch eine gewisse Aussichtslosigkeit auf etwas Besseres. Wenigstens für den Augenblick. Denn, hieß sie gleich die „schöne Leontine", so konnte sie in ihrer Lage damals auf ein besonders günstiges Geschick kaum hoffen. Zwar hatte sich ihr schon mancher mit etwas deutlicheren Absichten genähert, aber die Männer, gegen welche ihr Vater nichts einzuwenden gehabt hätte, waren kleine Beamte, Kaufleute ohne sonderlichen Besitz, vor allem persönlich unscheinbar und durch ihre Stellung dauernd an die kleine Stadt und an enge Verhältnisse gefesselt. Sie aber strebte hinaus aus der Enge, wollte wenigstens die Aussicht dazu haben, sie wollte das Besondere, Ungewöhnliche, und vielleicht glaubte sie auch, Hanno wirklich zu lieben. Er aber, ganz erfüllt von Liebe für das schöne Mädchen, nahm das Verlöbnis demgemäß ganz ernst und pflichtvoll, dachte sich mit Entzücken für alle Zukunft mit ihr vereinigt und unterschätzte in jugendlicher Erfahrungslosigkeit die Macht der Lebensverhältnisse und der gedehnten Jahre. Ein geheimer Briefwechsel in nur den Liebenden verständlichen Ziffern wurde mit großer Umständlichkeit geplant, als er zu seinen Studien zurückkehrte und ein halbes Jahr lang sehr ausgiebig und regelmäßig geführt. Da mußte er in einem Briefe seiner schwesterlichen Freundin, Frau Theodorens, folgende Stelle lesen: „Noch habe ich dir als Neuestes aus dem Städtchen mitzuteilen, daß deine Tänzerin vom vorigen Jahre, die schöne Leontine Hauschild, sich kürzlich verlobt hat. Sie macht eine sehr glänzende Partie. Ihr Bräutigam, ein Herr von Ellerstedt, ist Witwer und nicht mehr so jung, dafür aber sehr reich. Der alte Hauptmann strahlt, er ist plötzlich eine gefeierte Person und trinkt jeden Abend eine Flasche extra, so daß er vom Kasino nach Hause geführt werden muß. Die Hochzeit soll schon in vier Wochen sein. Du kannst dir vorstellen, welchen Rumor die Geschichte im Städtchen macht!" — Noch größer war der Rumor und Sturm, den diese Nachricht in dem Gemüte des jungen Mannes hervorrief. Es braucht nicht erzählt zu werden, was er anstellte, um sich von ihr selbst volle Gewißheit zu verschaffen; genug, daß auf seine Briefe an sie die Antwort ausblieb, dafür aber Frau Theodore ihm nach einiger Zeit mitteilte, daß

die Hochzeit stattgefunden und die Vermählten abgereist wären. Ueber die Empfindungen des Schmerzes, der innersten Empörung, der Demütigung, der Verachtung, der Selbstanklage waren die Jahre hinweggegangen. Er empfand nichts mehr für die Treulose als Widerwillen, dabei aber doch eine gewisse Unruhe gegenüber der Möglichkeit, daß das, was die Zeit mit Geheimnis umhüllt hatte, nachträglich doch noch entdeckt werden könnte, um seine Demütigung zu erneuern. Aber nachdem das Widerstreben, ihr nochmals zu begegnen, überwunden war, und er sich unterwegs befand, überkam ihn doch eine gewisse Neugier, wie sie ihr Betragen gegen ihn einrichten werde? Hatte sie doch nach Thassilos Mitteilung den Ausspruch gethan: daß sie sich freuen werde, „ihn kennen zu lernen"! Soviel stand bei ihm fest, daß, ob sie ihn nun als alten Bekannten oder als Fremden empfangen mochte, er ihr nur mit der stolzesten Gleichgültigkeit begegnen werde.

So erreichte er das Gartenthor, durch welches er das Wohnhaus des Hobergschen Gutes erblickte. Er zog die Schelle, der Diener öffnete und meldete ihn bei den Damen. Sie saßen auf einer breiten, beschatteten Rampe, nach der Gartenseite zu. Die Hausfrau, eine noch jugendliche, aber blaß und leidend aussehende Dame, mit sanften Gesichtszügen, erhob sich nicht aus ihrem Lehnstuhl, reichte ihm aber lächelnd die Hand entgegen und begrüßte ihn mit freundlichen Worten. Neben ihr stand Fräulein Adelgunde, von knochiger Figur und in beträchtlicher Länge. Trotz des streng verweisenden Ausdruckes in ihren Mienen, schob sie ihm doch einen Sessel herbei mit den Worten: „Es ist schön, daß Sie einmal kommen!"

Des jungen Mannes Augen aber waren auf Frau von Ellerstedt gerichtet, deren Erscheinung ihn im ersten Augenblick fast sprachlos machte. Eine vollendete Schönheit stand vor ihm, gehoben durch eine weiße Sommerkleidung, mit Spitzen bedeckt; in dem reichen braunen Haar eine frische gelbrötliche Theerose, eine andere, statt sonstigen Schmuckes vor der Brust. Leontine war etwas voller, frauenhafter geworden, ihr Aussehen noch blühender, ja noch schöner als in ihrer Mädchenzeit. Sie empfing den Gast als einen Unbekannten, aber mit der angenehmen Form einer erfahrenen Weltdame. Sie mischte sich anfangs nicht sehr in das Gespräch, sondern überließ die Führung desselben der Hausfrau. Aber als diese einen Dank aussprach für so manche freundschaftliche Hilfe, die er ihrem jungen Vetter geleistet, sagte Leontine: „Der junge Mann hat von Glück zu sagen, immer in den besten Händen gewesen zu sein!"

Hanno erkannte, daß Thassilo bereits einiges über ihn mitgeteilt hatte, so über die gemeinsame Siebenschläfernacht in der Höhle, sowie über seine bevorstehende Studienreise nach Italien. Bei diesem Thema blieb die Unterhaltung zuvörderst stehen. Die Gutsherrin sprach ihr Bedauern aus, daß sie durch ihre körperlichen Zustände gehindert sei, sich den sehnlichen Wunsch einer solchen Reise zu erfüllen; Frau von Ellerstedt aber belebte sich plötzlich, da sie mit ihrem verstorbenen Gatten die Hauptstädte Italiens besucht hatte. Und da nun deutsche Italienfahrer in der Heimat, wie in einer Art von Freimaurertum, gleich Fühlung zu einander gewinnen, und das Gespräch lebhaft unter sich zu führen pflegen, ohne viel Rücksicht auf die umgebende Gesellschaft, so sah sich Hanno plötzlich fortgerissen und kam nicht gleich zu dem Bewußtsein, daß er mehr aus sich herausgegangen, als er beabsichtigte. Frau von Hoberg und Fräulein Adelgunde saßen unbeteiligt an der Unterhaltung, die erstere in lächelndem Zuhören, die andere mit streng beurteilendem Ausdruck. Als Hannos Augen auf ihre Mienen trafen, kam er schnell zur Besinnung und war zugleich gefaßt, jetzt eine von den Grobheiten zu vernehmen, deren sie sich, nach der Mitteilung seines jungen Freundes, befleißigen sollte. Dergleichen blieb zwar aus, dafür aber machte sich etwas andres vernehmlich, was die Unterhaltung plötzlich aufhob.

Es erscholl nämlich nicht unweit eine Musik, deren gewaltige Klangfarbe Hanno sofort als etwas Bekanntes zum Gehör drang. Zugleich vernahm man draußen ein Jagen und vielstimmiges Rufen, welches auf irgend ein Unheil deutete. Die Musik brach mit einem fürchterlichen Mißklang ab, der Lärm aber steigerte sich. Frau von Hoberg zuckte in nervösem Schreck zusammen, lehnte sich im Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen, während Fräulein Adelgunde die Stufen der Rampe hinabeilte. Schon kam der Diener gelaufen mit der Nachricht, der Stier sei scheu geworden und tobe wütend im Hofe umher, man sei bemüht ihn zu bändigen. Adelgunde befahl, die Gartenthür zu schließen und rief nach den Kindern, die jedoch mit ihrer Wärterin in der Nähe des Hauses waren. Gleich darauf erschien der Gutsherr, warf einen Blick auf seine Gattin und rief: „Nur ruhig! Es ist ja nichts. Das Musikantenpack hat mir mit seiner verwünschten Musik meinen Bullen scheu gemacht, daß er vor Wut ausgebrochen ist. Ich kann es dem Vieh nicht verdenken. Er ist schon wieder eingefangen, und auch die Künstler haben das Weite gesucht." Herr von Hoberg bemühte sich mit Sorge um seine Gattin, doch war es

augenfällig, daß bei seinem stets sehr lauten und derben Wesen eine so nervöse Dame nicht zum besten bewahrt sein konnte.

Leontine, welche dem ganzen Vorgange ruhig zugesehen hatte, wendete sich jetzt mit reizend boshaftem Lächeln an Hanno: „Waren die Künstler vielleicht Ihre Genossen aus der Siebenschläferhöhle?“ Er vermutete es bestätigen zu müssen, der Gutsherr aber, der jetzt erst dazu gelangte, ihn förmlich zu begrüßen, schnitt ihm die Gegenrede ab, indem er ihn mit kräftigem Handschlag willkommen hieß.

Da Frau von Hoberg sich genötigt fühlte, die Gesellschaft zu verlassen, und sich an Adelgundens Arm in ihr Zimmer zurückzog, hielt es Hanno für angemessen, sich ebenfalls zu verabschieden. „Bleiben Sie noch!“ rief Leontine. „Herr von Hoberg hat, wie ich weiß, mit seinen Leuten im Arbeitszimmmer zu thun, ich führe Sie noch ein wenig im Garten umher!“ Der Gutsherr konnte nicht leugnen, daß er mitten aus Verhandlungen gekommen sei, entschuldigte sich und nahm dem Gast das Versprechen ab, recht bald wiederzukommen.

Nun waren Leontine und Hanno Bertung allein, und schritten nebeneinander im Schatten der Platanen und Ulmen dahin, und zwar im Gespräch über — altrömische Inschriften in Sicilien! Er hätte noch gestern eine solche Stunde, eine solche Lage und eine solche Fassung dabei für etwas Unerhörtes, Undenkbares gehalten! Er war mit ihr allein, mit ihr, die ihn einst so bitter gekränkt, ihm so hartes Weh bereitet, gegen die sein beleidigter Stolz sich sogar mit rächerischer Glut aufgebäumt hatte — jetzt war er allein mit ihr, und wenn er seinem Groll in strafender Rede freien Lauf geben wollte, so war die Gelegenheit günstig dafür. Aber anstatt des Willens, den berechtigten Vorwurf laut werden zu lassen, hatte er nur das Gefühl, auf seiner Hut sein zu müssen. Denn die formgewandte Ueberlegenheit, die fertige, nie verlegene Kunst, das Gespräch reizend und zwingend weiter zu spinnen, dazu der verführerische Zauber dieses schlangenglatten schönen Weibes, ließen seine Gedanken an nichts anderem haften, als an dem, was sie im Gespräch verlangte. Allein er behielt doch die Fassung, sich selbst zu mahnen, aus seinem Rückhalt nicht zu weit heraus zu gehen, und über dem verwirrenden Augenblick die Vergangenheit nicht zu vergessen. Er beschloß, schnell ein Ende zu machen, und sich zu verabschieden. Sie hielt ihn nicht länger, aber in ihren Augen funkelte es, in ihrem bestrickenden Lächeln lauerte es, wie das Bewußtsein eines Triumphes. Sie reichte ihm zum Abschied die Hand, von deren vielversprechendem Druck er sich durchrieselt fühlte, und ihr melodisches „Auf Wiedersehen!“ klang ihm wie Sirenenton.

Mit solcher Hast schritt er auf der Straße fort, daß er fast atemlos Halt machen mußte. Er erschrack über sich selbst. Wollte der alte Zauber sich noch einmal über ihn geltend machen? Nein! Es sollte nicht sein! Er schalt sich innerlich aus, er vergegenwärtigte sich die frühere Demütigung; ihre Verstellungskunst und herzlose Berechnung kamen ihm stärker zum Bewußtsein. Aber er konnte doch nicht aufhören, an das neuste Erlebnis zu denken. Daß er sie fortan öfter werde sehen müssen, war unvermeidlich, nach der angeknüpften Beziehung zum Hobergschen Hause, so sagte er sich, und es tauchte plötzlich ein Gedanke in ihm auf. Er wollte scheinbar auf ihr Entgegenkommen eingehen, sie sicher machen, um seiner Vergeltungslust endlich doch noch einen Moment scharfer Abrechnung aufzusparen. Es war für einen jungen Mann, von noch wenig Welterfahrung und mit keineswegs ausreichenden Waffen, einer so überlegenen Macht gegenüber, ein bedenklicher, ja ein gefährlicher Plan. Uebrigens gelangte er in seiner Erregung auch noch nicht zu bestimmten Vorsätzen, ja er konnte sich nach einigen Minuten sogar des Wunsches nicht entschlagen, alles abgethan sein zu lassen, und Leontine nicht wiederzusehen. Und je mehr er sich der Stadt näherte, desto mehr überkam ihn eine tiefe Beschämung. Er dachte an Gudula, und sein Gewissen klagte ihn bitter an, aber er atmete zugleich auf, wie im Gefühl der Befreiung, als er zu Hause anlangte. Gleichwohl war es ihm recht, niemand auf der Schwelle zu begegnen, und unbeobachtet sein Zimmer zu erreichen. Er hatte das Gefühl, als ob er mit dem Staube, den er vom Wege heimbrachte, auch innerlich etwas von sich abschütteln müsse.

Da vernahm er aus dem Garten eine bekannte Stimme. Er trat ans Fenster, und sah seinen jungen Freund mit Gudula in heitrem Geplauder durch den Garten schreiten. Thassilo trug einen Korb mit Erbsenschoten, die sie gemeinsam gepflückt hatten, und weigerte sich lachend, ihn seiner Begleiterin zu überlassen. Der Anblick dieses harmlosen Gartenidylls weckte noch einmal alle Selbstvorwürfe in seiner Brust auf. Er hatte den Jüngling im Laufe der Stunden gar nicht vermißt, im Hobergschen Hause nicht einmal nach ihm gefragt. Schon aber wurde Hanno von Gudula erblickt. „Da ist er ja!“ rief sie freudig hinauf. „Komm, komm! Wir warten schon auf dich!“

Er ging hinunter, fand den Abendtisch unter dem Nußbaum gedeckt, und bald die ganze Familie beisammen. „Ich hab's jedenfalls besser

getroffen, als du!" rief Thassilo, ihm entgegenspringend. „Ich kam, dich zu besuchen, konnte dir aber unterwegs nicht begegnen, da ich den Weg durch das Mühlenthal genommen hatte. Einmal hier, dachte ich nicht mehr daran, zurückzugehen. Schade, daß du nicht bei uns warst!"

In den Blicken der Familie entdeckte Hanno nun aber die Aufforderung, von seinem Besuche zu erzählen, und ein entschiedenes „Nun?" von den Lippen Theodorens machte ein Ausweichen unmöglich. Es traf sich günstig für ihn, daß er die Geschichte von den durch seine musikalischen Genossen wild gewordenen Stier, von dem Schreck der Gutsherrin, und von der Verwirrung im Hofe zum besten geben konnte. „Die arme kranke Frau!" rief Gudula, konnte aber doch nicht umhin, in das Gelächter der übrigen einzustimmen. Damit war Hanno über den ersten Schritt hinweg, und man begnügte sich mit dem, was er sonst noch sparsam mitteilte. Thassilo blieb bis spät abends, da er sich vor der späten Heimwanderung nicht scheute, und seine Gegenwart trug dazu bei, die Beobachtung der übrigen von Hanno abzulenken.

Für einen Mann, der noch kürzlich den furchtbaren Plan eines vergeltenden Strafgerichts in seinem Innern gewälzt hatte, ging Hanno in den nächsten Tagen doch in etwas traumhaften Zustande einher. Der Plan kehrte wieder, wurde auch wohl eingehender erwogen, aber eine lachende Sirenenstimme scheuchte ihn immer wieder hinweg. Er setzte sich dagegen zur Wehr, er wollte ernstlich mit sich zurecht kommen. Eine gewisse Zerstreutheit entging den Seinigen doch nicht. Der Konrektor schob sie auf die gelehrte Arbeit Hannos, da dieser sich mehr in seinem Zimmer hielt, als bisher, und wollte die Stimmung des jungen Mannes von der Familie besonders berücksichtigt wissen.

Da kam eine Einladung, von Herrn von Hoberg selbst geschrieben, zu einer Mittagsgesellschaft auf dem Gute. Die Stunde war auf fünf Uhr angesetzt, ein Wagen werde den Herrn Professor abholen. Das war, ohne Befremden zu erregen, nicht abzuschlagen, und Hanno nahm es an.

Die Aufregung, mit der er sich für die Gesellschaft rüstete, war ihm selbst auffallend, und er hatte guten Willen genug, sich darüber zur Ordnung zu rufen. Der Wagen stand vor der Thüre und Hanno verabschiedete sich von der Familie. Frau Theodore, ihn von oben bis unten musternd, fand seinen Anzug, seine ganze Erscheinung tadellos, und Gudula wünschte ihm „gute Unterhaltung".

Er fand im Empfangssaale etwa ein Dutzend Gäste bereits versammelt, Damen und Herren, lauter Gutsnachbarn, die sich, vorwiegend die Herren, etwas ländlicher Formen im geselligen Verkehr bedienten. An Stelle der Hausfrau, welche ihre Badereise bereits angetreten hatte, wirkte Fräulein Adelgunde, die eigentliche Vertretung des Hauses aber übernahm Frau von Ellerstedt, wie sie denn auch den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Ihr sommerliches Gesellschaftsgewand war klug gewählt, um sie noch in Jugendlichkeit erscheinen zu lassen, ohne Schmuck von Gold und Steinen, den die übrigen Damen so reichlich an sich gewendet hatten; ihr Wesen war so strahlend, daß selbst die Augen der Frauen bewundernd an ihr hafteten. Als Hanno eintrat, ging sie ihm durch den ganzen Saal entgegen, reichte ihm die Hand, und stellte ihn der Gesellschaft vor als „unsern sehr lieben Freund, den Herrn Professor Bertung." Es war eine Bevorzugung, die der Gesellschaft nicht entgehen konnte, da der junge Mann dadurch gleichsam in den Mittelpunkt des Kreises gezogen wurde. Ein Gast fehlte noch. Der Hausherr fing an ungeduldig zu werden, und schalt, daß der „verwünschte Kerl" wieder auf sich warten lasse. Allein er erschien bald darauf. Herr von Falkenberg, wie der Erwartete hieß, ging geradeswegs auf Leontine zu, küßte ihr die Hand, und wurde von ihr zwar mit einem Lächeln, aber doch mit einiger Zurückhaltung empfangen.

Herr von Falkenberg war ein hochgewachsener, breitschultriger Mann, über die erste Jugend hinaus, aber noch, was man eine elegante Erscheinung nennt. Er war viel in der Welt umher gewesen, und hatte, wie sein Gesicht verriet, das Leben genossen. Ein mächtiger schwarzer Backenbart, der bis an das glatt rasierte Kinn reichte, umrahmte die etwas verwitterten Züge, aus welchen unter starken Braunen ein paar schwarze Augen funkelten. War der Ausdruck des Gesichts auch nicht eben angenehm, so gehörte es doch zu denjenigen, welche für viele Frauen etwas besonders Anziehendes haben. Er pflegte nur kurze Zeit im Jahre auf seinen Gütern zu leben, da ihm die großen Hauptstädte Europas abwechselnd mehr Anregung boten.

Da die Gesellschaft vollzählig war, ging man zu Tische. Herr von Falkenberg wollte Leontine den Arm reichen, diese aber wendete sich mit einer anmutigen Verbeugung an den Professor und schritt an seinem Arme in den Speisesaal. Dafür trat Fräulein Adelgunde zu dem sichtlich Ueberraschten, um von ihm geführt zu werden, und als sie mit ihm dahin schritt, schienen ihre Mienen zu sagen: „Da hast du's! Ich gönne dir's nicht besser!"

Allein Herr von Falkenberg sollte doch die Genugthuung haben, an der Seite der Schönsten zu sitzen, da sie ihren Platz zwischen ihm und dem Professor Bertung gewählt hatte. Die Gesellschaft war lebhaft, und nach dem Vorgang des Hausherrn, ungezwungen (wenn man sich auch nicht immer seiner kräftigen Ausdrucksformen bediente), die Speisen vortrefflich, der Wein ausgezeichnet, wie die Kenner versicherten, und so wurde es bald auch wohl etwas geräuschvoller um die Tafel.

Leontine teilte die Unterhaltung unter ihre Nachbarn, aber keineswegs gleichmäßig. Ohne Herrn von Falkenberg gerade zu vernachlässigen, verkehrte sie mit ihm in der gemessensten Weise, fein und mit Verständnis, und beide unterhielten sich wie zwei Leute, die viel in der Welt gelebt haben, und wissen, worauf es darin eigentlich ankommt. Für den anderen Nachbar aber hatte sie eine ganz andere Unterhaltung. Da blitzte es in ihren Augen, und es schien, als ob sie mit einer gewissen Hast immer wieder zu ihm zurückkehrte. Sie lachte viel, sie hatte für ihn eine gewisse Vertraulichkeit, ja sie flüsterte ihm sogar dies und jenes zu, ohne daß es von Belang gewesen wäre. Sie nannte ihn scherzweise, wie aus Versehen, Professor Siebenschläfer, und verbesserte sich lachend. Sie warf das ganze Netz ihrer bestrickenden Künste über ihn aus, und hatte ihn bald aus jedem Rückhalt so weit hervor gelockt, daß er alles vergessen zu haben schien, um sich jubelnd ihrer Macht auszuliefern. Auch er scherzte, lachte, war geistvoll im Gespräch, und sie schien von der reicheren Entwickelung seines Wesens überrascht, und unter Scherzen lebhafter fortgezogen.

Herr von Falkenberg mußte die größere Bevorzugung des andern Nachbars denn doch merken (und vielleicht sollte er es auch) und beugte sich öfters herum, mit funkelnden Augen forschend und prüfend. Fräulein Adelgunde aber, welche nichts zu beobachten schien, und alles beobachtete, erwog im stillen die Frage: „Welcher ist nun der Gefoppte? Soll einer nur durch den anderen geködert werden? Der Schwarze wird's doch wohl noch!"

Wenn aber Hanno Zeit behielt, sich ab und zu in der Nachbarschaft zu unterhalten, so trafen seine Augen auch wohl auf Fräulein Adelgunde, und verfolgte er dann ihre herrschenden Blicke, mit welchen sie der Dienerschaft schweigend gebot, oder etwas verwies, oder auch wohl den Scherz eines Gastes zu verurteilen schien, so war er gefaßt, einmal eine von jenen Grobheiten zu vernehmen, auf welche Thassilo seine Erwartung gespannt hatte. Da er aber nichts dergleichen hörte, kam er zu der Annahme, daß sein junger Freund nicht ganz ohne Schuld gewesen sein könne, wenn ihm durch Fräulein Adelgunde etwa Erfahrungen bereitet worden waren.

Nach Tische verteilte sich die Gesellschaft im Garten, und Leontine konnte sich ihren Tischnachbarn nicht mehr so ausschließlich widmen. Es waren da noch ein paar Herren, ein braver dicker Gutsbesitzer und ein Herr Landrat, die der schönen Frau endlich auch den Hof machen wollten, und es jetzt in der Weinlaune nicht daran fehlen ließen. Die Gattin des Landrates ärgerte sich darüber, die des Gutsbesitzers wollte sich über ihren Mann totlachen.

Während man nun umherspazierte, rief Leontine plötzlich in eine Gruppe hinein, in welcher Hanno mit einigen jungen Mädchen stand: „Herr Professor Siebenschläfer — ah! Verzeihung! — Bertung wollte ich sagen! Sie haben ja, wie ich höre, eine große Bibliothek zu Hause, verschaffen Sie mir doch etwas zum Lesen!" Er fragte, was sie so ungefähr wünsche? „O!" entgegnete sie: „Wählen Sie nur selbst! Sie kennen ja meinen Geschmack. Etwas Belehrendes!" Hanno erklärte sich gerne bereit, ihr etwas zu schicken. „Nein! Nicht schicken!" rief sie. „Sie müssen es mir selbst bringen, mir eine Art von Gebrauchsanweisung dazu geben. Sie bringen mir die Bücher selbst, und schon morgen, nicht wahr?"

Herr von Falkenberg stand in der Nähe, hörte alles, betrachtete den Bevorzugten mit einem Erstaunen, und der Ausdruck eines gewissen ernsten Nachdenkens ging durch seine Züge. (Schluß folgt.)

Albumblatt.

Von

M. Calm.

Mein Kind, sprich, was heißt leben?
Genießen heißt es nicht.
Es heißt: stets weiter streben
Und treu sein seiner Pflicht.

Mein Kind, und was heißt lieben?
Nicht ist's „ein süßer Wahn".
Es heißt: im Dienst sich üben,
Mehr geben, als empfahn.

Mein Kind, und was heißt sterben?
Nicht heißt es untergehn.
Es heißt: den Himmel erben,
Es heißet: Wiedersehn!

Die Zoologische Station vom Golf aus gesehen (S. 367).

Der Konservator.

Die Zoologische Station in Neapel.

Von

Karl Vogt.

Wie mag es wohl gekommen sein?

Im Nachwinter 1870 saß in dem Omnibus zwischen Apolda und Jena ein junger Mann, Privatdocent in Jena, ein energischer Feuerkopf, der in seinem kleinen Finger mehr originelle Gedanken umtrieb, als mancher Professor in seinem ganzen Gehirne. Mancherlei Widerwärtigkeiten bestürmten ihn; das Docententum in Jena war ihm umsomehr zur Last, als er mit den dort tonangebenden Größen in direktem Widerspruche hinsichtlich der Anwendung der Darwinschen Theorie stand. „Hinaus aus diesen gebahnten Wegen der Laufbahn auf Universitäten, fort davon, so weit als möglich," rief es in seinem Innern. „Aber wohin? Die Welt steht zwar offen, aber mit dem Hinausstürmen allein ist es nicht gethan. Was kannst du unternehmen, um die Wissenschaft zu fördern, der du dein Leben geweiht hast?"

Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf: „Studien an Seetieren sind jetzt ein unabweisliches Bedürfnis. Die Forscher, die sich bis jetzt zu diesem Zwecke an das Meer begaben, hatten mit den mannigfaltigsten Hindernissen zu kämpfen. Man hat schon vielfach versucht, Stationen zu gründen, wo der Forscher allen Vorschub findet,

Der Vaporetto „Johannes Müller“ (S. 374).

Oviello, erster Matrose.

den ein Laboratorium leisten kann. Es ist noch keinem gelungen. Wie wäre es, wenn ich eine solche Station in Neapel gründen würde?“

Der Gedanke ließ ihn nicht ruhig im Wagen sitzen. Er sprang hinaus und rannte zu Fuß über Stock und Stein nach Jena, seine Pläne im Kopfe herumwälzend. Vielleicht mögen sekundäre, teilweise aber auf sehr praktische Betrachtungen gestützte Gründe auf die Wahl des Ortes mit eingewirkt haben. Das kümmert uns wenig; die Wahl konnte nicht besser getroffen werden.

In fieberischer Hast wurden die letzten Vorbereitungen getroffen, nur ein einziger Freund in die Pläne eingeweiht. Erst als in Neapel die Verhandlungen im vollen Zuge waren, schrieb er an seine Eltern. „Der Junge ist verrückt geworden,“ sagte der Vater zur Mutter, als er ihr den Brief mitteilte.

Aber Dr. Anton Dohrn war nicht verrückt. Er entfaltete eine riesige Thätigkeit bei Behörden, bei hervorragenden Größen der Wissenschaft, um deren Zustimmung, um Beschaffung der Geldmittel. Er fand vielen Beifall, wenig effektive Unterstützung, manchen Widerstand. Nach zweijähriger, durch den Krieg unterbrochener Hetzjagd durch Italien, Deutschland und England war ihm von der Stadtbehörde der Bauplatz in der damaligen Villa reale, jetzt Villa nazionale zugesagt, so daß der Grundstein gelegt werden konnte; nach weiteren 2 Jahren, 1874, konnte in dem noch unfertigen Gebäude mit den ersten Arbeiten begonnen werden. Auch diese zwei Jahre verflossen unter unsäglichen Anstrengungen, für die nur wenige ein Verständnis hatten. Sagte ja doch ein deutscher Professor in seiner Begutachtung eines Gesuches um Unterstützung, er könne die Vorlage nicht befürworten, da Dr. Dohrn seit vier Jahren nichts publiziert habe!

Die Hindernisse wurden beseitigt und jetzt erhebt sich in der Villa ein stolzer Bau, ein internationales Institut, in welchem ein reges, wissenschaftliches Leben und Streben die schönsten Blüten entfaltet, die edelsten Früchte gezeitigt hat.

So mag es denn gestattet sein, hier einen Blick auf diese Musteranstalt, ihr inneres Treiben und ihre Organisation zu werfen.

Das Gebäude.

Aus mehrfachen Gründen mußte ein Platz in der Villa oder deren unmittelbarer Nähe gewählt werden. Da mit der wissenschaftlichen Anstalt zugleich große, dem Besuche des Publikums geöffnete Aquarien hergestellt werden sollten, deren Ertrag als eine wesentliche Einnahmequelle angesehen wurde, so konnte man sich nicht weit von der Stadt und namentlich von dem Fremdenquartier entfernen. Die Aquarien bedurften beständiger Speisung mittels eines Stromes reinen und stets erneuten Meerwassers, das durch eine Dampfmaschine aus der Tiefe heraufgepumpt werden sollte. Längs der Stadt aber, von der Chiaja an bis Santa Lucia und weit über die Marina hinaus ist das Meerwasser längs der Küste verunreinigt, ja vergiftet, durch die Kloaken, die dort einmünden. Die Villa lag zur Zeit der Gründung

unmittelbar an dem kiesigen Strande, auf dem ein reiches und bewegtes Volks- und Fischerleben sich entfaltete. Dort wurden die Netze getrocknet, die großen Zugnetze an das Land geschleppt; man konnte dort unmittelbar eine Menge von Gegenständen erhalten, welche für die Fischer wertlos, für die Naturforscher aber erwünscht waren. Die Lage, wie unsere Abbildung auf S. 365 sie darstellt, konnte nicht schöner und zugleich zweckmäßiger gewählt werden.

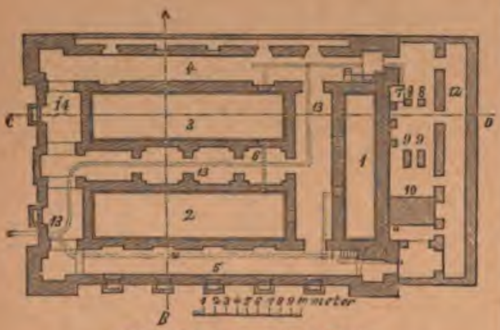
Als Dr. Dohrn mit seinem Ansinnen um Ueberlassung eines Bauplatzes in der Villa an die Stadtbehörde gelangte, schüttelten alle die Köpfe. Kein Neapolitaner konnte auch nur im entferntesten daran glauben, daß einer aus fremden Landen dahergelaufen komme, um aus reinem Interesse für die Wissenschaft sein Geld an eine Unternehmung zu wagen, die keinen pekuniären Erfolg versprechen konnte. Man witterte eine unerhörte Schlauheit hinter dem Projekte; jeder war überzeugt, daß das Aquarium nur ein Aushängeschild für ein Café, eine Spielhöhle, ja vielleicht noch viel Schlimmeres sei. Es gelang indes, einige einsichtige Männer zu überzeugen, sogar die Fürsprache Garibaldis zu gewinnen und so den Plan im Princip zur Annahme zu bringen. Aber nun wurde die Bedingung gestellt, daß ein der Villa, dem Sammelplatze der eleganten Welt und der Fremden entsprechendes, auch architektonisch würdiges Gebäude, ein Palazzo, aufgeführt werde. Dieser Bedingung mußte man sich fügen.

Arbeitstische und Aquarien des oberen Stockwerkes im großen Saale (S. 371).

Ein Arbeitstisch in voller Ausrüstung (S. 371).

Das Gebäude stellt ein längliches, aus

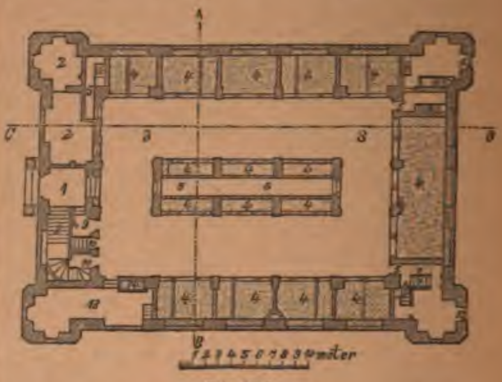
hellen Quadern aufgeführtes Viereck dar mit plattem Dache, einem niederen Erdgeschosse und einem hohen Stockwerke mit großen Rundfenstern, die auf der Nord- und Westseite geschlossen, auf der Ost- und Südseite dagegen als Loggien offen gelassen sind. Vier solide Eckpavillons verbinden das Ganze. Unter dem Erdgeschosse befindet sich ein weiter Keller, der Maschinenraum mit den Dampfmaschinen, der Schmiede und einem großen Sammelbecken. Das Hauptstockwerk ist so hoch, daß es innen großenteils in zwei Stockwerke abgeteilt werden konnte. An der nach Osten, also der Stadt zugewendeten Schmalfronte befindet sich der Haupteingang und die große, nach oben führende Treppe; die südliche Längsfront mit der Loggia,



Kellergeschoß der Zoologischen Station.

1. 2. u. 3. Tiefreservoirs; 4. u. 5. Vorratsbassin; 6) Röhrenleitung, durch welche diese Reservoirs und Bassins mit dem 7. Pumpenreservoir verbunden sind; 8. Pumpen; 9. Maschinen; 10. Kessel; 12. Kohlenraum; 13. Abzugskanäle; 14. Küche.

die einen freien Blick über das Meer, nach Kapri und Sorrento hin gewährt, wird von dem mit Fresken geschmückten Bibliotheksaale, die nördliche Längsseite von dem großen Arbeitssaale eingenommen, während an der westlichen Schmalfronte eine Hinterthüre den Fischern den Zugang zu dem geschlossenen Raume gewährt, in welchem der tägliche Fang entgegengenommen und sortiert wird. Die Eckpavillons enthalten Zimmer für die Beamten und bevorzugten Gäste, ältere Herren und Professoren, die auf der Station arbeiten. Ein schmaler Lichthof, der die mittleren Aquarien des Erdgeschosses erleuchtet und mit einem, aus Eisenbahnschienen gefügten Stege überbrückt ist, zieht sich im Innern des Gebäudes hin und trennt den großen Arbeitssaal von der Bibliothek. Unter dem Dache ist, nebst verschiedenen kleineren Räumen für mechanische Arbeiten, das große Sammelreservoir angebracht, in welches die Dampfmaschine das Seewasser pumpt, das von dort aus, nach vor-

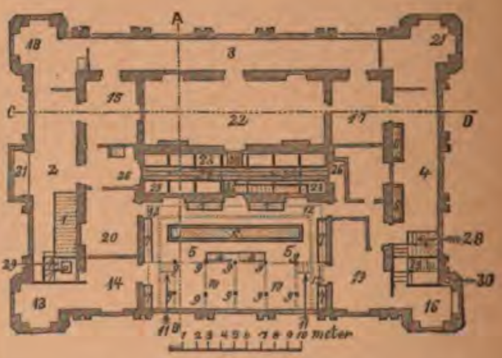


Erdgeschoß

1. Eingang; 2. Kasse; 3. Raum für die Beschauer; 4. Aquarium; 5 u. 6. Passage und Treppe zur Bedienung der Bassins; 7. Treppen zu dem Laboratorium; 8. Haupttreppe in die obere Etage; 9. Separat-Eingang in das Aquarium; 10. Treppen zu den Abtritten; 11. Treppen zu den Tiefreservoirs und zum Maschinenraum; 12. Seitenthüren für Fischer und Dienstpersonal; 13. Kleines Laboratorium; 14. Arbeitsaquarium in demselben.

gängiger Filtration, die Aquarien des oberen und unteren Stockes speist.

Das ganze Erdgeschoß ist von dem großen, dem Publikum gegen Eintrittsgeld offenstehenden Aquarium eingenommen. Auf beiden Langseiten, wie an der westlichen Schmalseite ziehen



Erstes Stockwerk.

1. Haupttreppe; 2. Ost-Loggia; 3. Süd-Loggia (beide offen); 4. West-Loggia (verschlossen durch Fenster); 5. Großes Laboratorium; 6. Arbeitsaquarium; 7. Große Schränke; 8. Eiserne Treppen, welche auf die von den 9. Gußeisernen Säulen getragene 10. Plattform führen, die in halber Höhe des Laboratoriums befindlich ist und durch die 11. Treppen auf die 12. Galerie führt; 13–18. Zimmer, die zu Laboratorien eingerichtet sind; 19. 20. u. 21. Zimmer der Beamten; 22. Großer Saal für die Bibliothek; 23. Lichthof; 24. Längs-, 25. Querpassage durch denselben; 26. Vorzimmer; 28. Treppe vom Aquarium; 29. Treppe zur obersten Etage; 30. Schlot der Dampfkessel; 31. Balkon.

sich Reihen von Bassins hin, welche in der Weise besetzt sind, daß die darin befindlichen Tiere

nicht auf offenem Kriegsfuße miteinander stehen. Eine Doppelreihe ähnlicher Becken ist in der Mitte des weiten Saales aufgestellt. Es sind nur Tiere des Mittelmeeres und speciell des Golfes von Neapel, welche hier gehalten, ja ge-

Längsdurchschnitt auf der Linie C–D.

1. u. 2. Tiefreservoirs; 3. Kellergewölbe; 4. Maschinen-, 5. Kohlenraum; 6. Kassenzimmer; 7. Glasscheiben der Aquarium-Bassins; 8. Großes Aquarium-Bassin; 9. Ventilationsöffnungen, mit roten Fenstern verschlossen; 10. Ost-; 11. West-Loggia; 12. u. 14. Laboratorium-Räume; 13. Großer Saal für die Bibliothek; 15. Thüren zur Süd-Loggia; 16. Fenster zur Süd-Loggia; 17. Dachstuben; 18. Korridor; 19. Luftdurchzugs-Raum zwischen den beiden Schichten des flachen Daches.

züchtet werden, denn die meisten befinden sich bei reichlicher Nahrung und stets zuströmendem lufthaltigem Wasser wenigstens so wohl, wenn nicht besser, als in ihren ursprünglichen Wohnorten. Jeder Schmuck ist vermieden; Tropfsteine, Stalaktiten und ähnlicher Schmuck, womit man manche binnenländische Aquarien verschönern zu müssen glaubte, haben mit den Meertieren nichts zu thun. Was diesem Aquarium den größten Reiz für den Naturforscher verleiht, ist einerseits der Reichtum, fast möchte ich sagen, die Vollständigkeit, mit welcher die verschiedenen Typen des Mittelmeeres, von der Lederschildkröte bis zu den niedersten Pflanzentieren repräsentiert sind, anderseits die Gelegenheit, die Sitten und Gewohnheiten dieser Tiere zu beobachten. Der von Schmiedlein verfaßte Leitfaden zum Aquarium gibt hierüber manche Andeutung und Dr. Eisig, Prof. Kollmann und andere haben wertvolle Beobachtungen in verschiedenen Journalen veröffentlicht. Im allgemeinen kann man sagen, daß kriechende und festsitzende Tiere der Züchtung weit geringere Schwierigkeiten entgegensetzen, als schwimmende und besonders Hochseetiere. Die zarten Rippenquallen, Medusen, Salpen, Schwimmpolypen, die oft in so wunderbar durchsichtigen Farben prangen, halten sich nur wenige Tage, werden aber unermüdlich durch neue, im Meere gefischte Exemplare ersetzt. Ein schlagendes Beispiel dieser Verschiedenheit bieten einige Kopffüßler (Cephalopoden). Jahre hindurch dauern die Pulpen und Kraken, die meist an den Felsen sich umhertreiben und deren Farben so täuschend anzunehmen wissen, daß man sie kaum unterscheiden kann; es leben Veteranen derselben im Aquarium seit mehreren Jahren; die Tintenfische (Sepien), die sich im Sand eingraben und nur schlecht schwimmen, halten nicht minder lange aus; aber ihre nächsten Verwandten, die fast durchsichtigen Kalmare, deren Arme namentlich die Neapolitaner gebacken als Leckerbissen verzehren und die pfeilschnelle Hochseeschwimmer sind, lassen sich trotz reichlicher Nahrung nur wenige Wochen am Leben erhalten.

Die Laien werden besonders durch die Farbenpracht so vieler mariner Geschöpfe wahrhaft geblendet und in Erstaunen gesetzt. Das hätten sie sich nicht träumen lassen, daß in der Tiefe des gleichförmig blauen Meeres solche Verschiedenheit von Farbentönen sich entfalten könne. Und in der That kann kein orientalischer Teppich hinsichtlich der Mannigfaltigkeit, Reinheit und sinnigen Anordnung der Farben mit

Querdurchschnitt auf der Linie A–B.

1. u. 2. Tiefreservoirs; 3. u. 4. Vorrat-Bassins; 5. Centraler Kellerraum unterhalb des Lichthofes; 6. Mauerpfeiler; 7. Aquarium-Bassins; 8. Glasscheiben des großen Aquarium-Bassins; 9. Ventilationsöffnungen; 10. Thüren zu den Hintertreppen; 11. Großes Laboratorium; 12. Arbeits-Aquarium; 13. Großer Glasschrank, welcher die 14. Galerie trägt; 15. Plattform; 16. Treppe zur Galerie; 17. Treppe zur Plattform; 18. Gußeiserne Säulen; 19. Großer Saal für die Bibliothek ꝛc.; 20. Süd-Loggia; 21. Lichthof; 22. Passage darin; 23. Fenster der Dachzimmer; 24. Durchzugsraum zur Luft zwischen beiden Schichten des Daches; 25. Glasdach über dem Lichthofe.

einem, von Korallen oder Seeanemonen besetzten Becken, kein Nelkenbeet in Feinheit und Zierlichkeit der reizendsten Blumen mit den Kiemenbüscheln wetteifern, welche die Röhrenwürmer, die einem Miniaturpalmenwalde ähnlich zusammenstehen, abwechselnd ausbreiten und zusammenziehen. Hier ziehen die unzähligen

Bernhardskrebse an, welche mit ihren Muschelgehäusen auf dem Rücken, unruhig hin und herlaufen, oft noch auf ihrem Gehäuse befreundeten Seenesseln eine Stätte gewähren und mit Begier von Langusten und Hummern, von Pulpen und manchen Fischen verzehrt werden, trotz der verzweifelten Gegenwehr, die sie mit der einen großen Schere, welche sie besitzen, ihnen entgegensetzen. Dort, in einem flachen Behälter, liegt platt auf dem Boden ein ungestalter Zitterrochen — was ihn berührt, erhält einen elektrischen Schlag, wie von einer Leydener Flasche. In dem größten Becken schwimmen ellenlange Haifische und abgeplattete Rochen umher, begierig nach kleinen Fischen schnappend, die man ihnen zum Fraße vorwirft. In einem kleineren Becken liegen bauchige Thonkrüge mit engen Oeffnungen — Meeraale und gefleckte Muränen, die von den Römern so geschätzt waren, daß sie dieselben mit Sklaven mästeten, wissen sich geschickt mit dem Leibe darin zu verkriechen, daß nur die Köpfe hervorsehen, die sich auf dem schlangenartigen, schlanken Halse wiegen. Einige Becken scheinen nur Sand zu enthalten; Plattfische, Seezungen, Sterngucker, Petermännchen mit ihren giftigen Rückenstacheln haben sich in den Sand eingescharrt und nur das Auge des Kenners entdeckt auf der Oberfläche die runden, vorstehenden Augen, die wie kleine Kiesel sich abheben. In diesem Becken auch Sand, in welchem Tintenfische eingegraben sind — wenn der Wärter sie aufstört, hüllen sie sich, wie die griechischen Götter, in eine schwarze Wolke, die von der ausgespritzten Tinte gebildet wird und sie den Blicken entzieht. Dort Seesterne und Seeigel, die mit ihren tausend, auf kontraktile Stielchen gestellten Saugfüßchen sich langsam fortbewegen und sogar an den Glaswänden des Beckens hinaufklettern. In anderen Becken schwimmen, leichtbeschwingten, weißen, mit rötlichen Tupfen gezierten Vögeln gleich, Scharen von Kalmaren mit eingezogenen Armen, die sie blitzschnell herauswerfen, sobald sie eine Beute gewahren. In großen mit Felsblöcken und Steinen besäten Becken haben sich die Pulpen wahre Festungen gebaut, in welchen nur das unabläſſige Pusten des Atemtrichters ihre Anwesenheit verrät. Läßt aber der Wärter eine an einen Faden gebundene Krabbe hinab, die wie eine Spinne mit den langen Beinen umherfuchtelt, so belebt sich plötzlich das ganze Bassin; lange, mit Saugnäpfen besetzte Arme werden ausgeworfen, aus dem Hintergrunde schwimmen die gierigen Gesellen mit raschen Stößen herbei; bald ist die Krabbe gepackt, umschlungen und man hört ihren Panzer zwischen den mächtigen Kiefern des Räubers krachen. Fische der verschiedensten Arten schwimmen scharenweise in anderen Becken; dort liegen ungestalte, wurstförmige Tiere, Seegurken oder Holothurien,

Das Taucherboot (S. 375).

Taucher in Skaphander-Rüstung (S. 375).

träge am Boden und zuweilen sieht man, daß aus der runden Afteröffnung der einen oder anderen ein niedliches Fischköpfchen mit großen hellbraun glänzenden Augen gemütlich hervorschaut. Das Fischchen, Fierasfer genannt, gewöhnt durch tagelang fortgesetzte Manöver die Holothurie, welche es sich zum Wohnsitz auserkoren, ihre Aftermündung, die zugleich Atemloch ist, bei Berührung offen zu halten und schlüpft dann, mit dem spitzen Schwanze voran, in den Darm hinein, in welchem es sich ganz trefflich zu befinden und die Holothurie nicht weiter zu belästigen scheint.

So kann man lange Stunden in dem Raume zubringen, welchen die darin gezüchteten Organismen besser schmücken als Tropfsteine und künstliche Grotten, und wird stets neue und interessante Formen entdecken und mit Beobachtungen bereichert denselben befriedigt und belehrt verlassen.

Wir steigen über die Marmortreppe hinauf zur Ostloggia. Rechts ein Pförtnerstübchen neben der nach oben führenden Diensttreppe, links ein großes Zimmer, das für zwei Arbeiter Raum hat. Daneben ein anderes, ähnlichen Zwecken dienendes Zimmer, gegenüber ein Gemach, das durch eine Nebenthür in den großen Arbeitssaal führt und einem Beamten des wissenschaftlichen Generalstabes der Station angewiesen ist. In diesen Zimmern, wie in dem großen Arbeitssaale, dieselbe Ausrüstung: ein rechtwinklig ausgeschnittener Arbeitstisch, der dem Fenster zugekehrt ist und mit allen nur erdenklichen Geräten, Reagentien, Färbemitteln u. s. w. ausgestattet ist, deren die heute so hoch ausgebildete Technik bedarf; im Rücken kleinere besondere Aquarien, in welchen der Forscher die Tiere halten kann, die er speciell beobachten will. Wer zur Arbeit an der Station zugelassen ist, hat weiter nichts mitzubringen, als sein Mikroskop und sein anatomisches Besteck — alles andere, Material wie Hilfsmittel, liefert ihm die Anstalt. Jeder Arbeitstisch hat das volle Licht eines Fensters.

Bei dem Zudrange der Arbeiter mußte das große Laboratorium durch ein Hängewerk in zwei Etagen (S. 367) abgeteilt und so Raum für weitere Arbeitstische gewonnen werden. Bei der bedeutenden Höhe der Fenster haben diese Plätze nicht minder gutes Licht, als die unteren, und auch an Aquarien fehlt es ihnen nicht. Eine schmale und steile eiserne Treppe führt in einige in dem Eckpavillon aufgesparte Hochzimmer, die ebenfalls einem Beamten des Generalstabes zugewiesen sind, welcher zugleich die Mustersammlung der wissenschaftlich bestimmten Arten besorgt, die dort aufgestellt ist. — Jeder Arbeitstisch in dem großen Laboratorium ist zugleich durch ein, mit Gefachen versehenes Repositorium von dem nächsten Tische getrennt (S. 367), so daß die Nachbarn einander nicht ihre etwaigen Geheimnisse ablauschen können. Doch sind solche mißtrauische Naturen, die bei dem Nahen eines an-

Luigino und Antonio, Gehilfen des Konservators Salvatore.

Giovanni, erster Netzfischer.

deren ihre Zeichnungen umdrehen oder ihre Präparate decken, nur selten; meist herrscht ein vertrauliches Zusammenleben; man bespricht die erlangten Resultate, die angewendeten Methoden, belehrt sich wechselseitig und fördert sich durch Austausch. Einige Beamte, die keine gesonderten Räume mehr erhalten konnten, arbeiten ebenfalls in dem großen Laboratorium, stets bereit, dem weniger Geübten mit Rat und That an die Hand zu gehen. Es ist eine Freude, den Saal zu durchschreiten und die Emsigkeit zu sehen, mit welcher die meisten ihren Studien obliegen; der sinnt, in das Blaue starrend, über ein Problem, jener beschäftigt sich mit Dauerpräparaten, ein dritter seciert unter der Lupe, während ein vierter mit dem Auge auf dem Mikroskop liegt, als müsse er jetzt den Stein der Weisen darin sehen. Oft laute Diskussion über theoretische Ansichten; die Geister platzen aufeinander, und manchmal wird die ganze Gesellschaft in das Gefecht gezogen.

Ciro und Ciccillo, Oberflächenfischer.

Dem großen Laboratorium gegenüber ist die Bibliothek, die, wie ich schon öfter hervorgehoben habe, der Anstalt allein den Vorrang vor allen anderen Instituten ähnlicher Art sichern würde. Prof. Dohrn hat keine Kosten und keine Mühe gespart, um sie so vollständig als möglich zu machen; viele naturwissenschaftliche Verleger schicken ihren Verlag, die Verfasser ihre Arbeiten, um sie sicher in dem von der Station herausgegebenen Jahresberichte besprochen zu sehen; durch Tausch gegen die Publikationen der Station wird vieles hereingebracht. Während man an den meisten anderen Stationen nur wenige Bücher und Zeitschriften zur Hand hat, die nur notdürftige und ungenügende Auskunft geben, und oft wiederholt von der Küste in die Hauptstadt und von dieser wieder an die Küste rennen muß, um eine Arbeit zu vervollständigen, hat man hier alle Quellenschriften, alle litterarischen Hilfsmittel unmittelbar zur Hand und kann die eigenen Beobachtungen mit denjenigen der Vorgänger vergleichen. Es ist dies ein unschätzbarer Vorteil und es kommt nicht selten vor, daß Forscher, die anderwärts eine Arbeit gemacht haben, nach Neapel kommen, um sie hier zu kontrollieren und die unentbehrlichen litterarischen Nachweise zu vervollständigen. Zahlreiche Arbeitstische sind in der von einem Beamten der Station überwachten Bibliothek aufgestellt, deren Besorgung bei den zahlreichen Eingängen keine geringe Arbeit macht. Mittels eines einfachen Mechanismus ist es möglich gemacht, daß jeder Forscher neben seinem Arbeitstische die nötigsten Quellen in jedem Augenblick zur Hand haben kann. (Vgl. u. Abb. auf S. 367.)

In der geschlossenen Loggia der Westfront herrscht zu gewissen Stunden das regste Leben. Gegen zehn Uhr morgens bringen die Fischer, die meist schon vor Anbruch des Tages ausgelaufen sind, in Kübeln und Gläsern ihren Fang, der hier in seichten Bottichen sortiert wird.

„Auftrieb“, schallt es besonders bei Sirokko durch das Haus, denn dieser Wind bringt die schwimmenden Hochseetiere, das mikroskopische Kleinzeug, welches mit feinen Netzen auf der Oberfläche gefischt wird, in den Golf herein. Viele kommen und suchen, mit der Lupe bewaffnet, in den Bottichen und Gläsern die Tiere zusammen, die ihnen zum Studium zugeteilt sind. Der Chef des wissenschaftlichen Generalstabes, dem jeder anzugeben hat, welche Tiere er zum Studium sich ausgewählt hat, läßt den übrigen das ihnen gehörende Material bringen. Der Konservator sucht die ihm genehmen Leiter aus. Der Leiter des großen Aquariums bemächtigt sich der Organismen, die dort gezüchtet werden sollen. Nach geschehener Sortierung wird der Rest entweder in Reserve-Aquarien, die an der Rückwand der Loggia angebracht sind, untergebracht oder an das große Aquarium abgeliefert, wo er zur Fütterung dient. In diese Loggia münden auf der Nordseite das Zimmer des Chefs des Generalstabes, auf der Südseite das Arbeitszimmer des Direktors Dohrn und dasjenige des Konservators, der die Sendungen vortrefflich erhaltener Seetiere an Museen und Private zu besorgen hat, welche einen nicht unbedeutenden Zweig des Betriebes der Station bilden.

Das Dampfboot „Frank Balfour“ (S. 375).

Boot zur Netzfischerei.

Von der Westloggia führt eine Treppe in die Hochzimmer, in welchen der Ingenieur der Station sein Kabinett und seine Werkstätten für feinere Gegenstände eingerichtet hat. Schmiede und Ateliers für gröbere Objekte sind, wie schon erwähnt, in dem unterirdischen Maschinenraume angebracht; der Schmied arbeitet aber nicht selten unter freiem Himmel vor seiner Werkstätte. Neben dem kleinen Eingange der Westfront, den die Fischer benutzen, sind die gewöhnlichen Fischereiwerkzeuge untergebracht.

So ist das Haus nach wohlüberdachtem Plane im Inneren eingerichtet, jeder Raumwinkel sorgfältig ausgenutzt und man glaubte, damit für lange Jahre ausreichen zu können. Aber in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, erweist sich das Gebäude, gegenüber dem Andrange von Forschern und der Notwendigkeit, neue Räume für physiologische und biologische Studien zu schaffen, als durchaus ungenügend. Die Verhandlungen über einen Anbau, der mit dem Hauptgebäude durch Brücken so verbunden werden soll, daß er diesem kein Licht zu rauben vermag, sind im Zuge. Möchten sie zu dem gewünschten Resultate führen!

Die Betriebsmittel.

Es ist klar, daß etwa dreißig Forscher, sowohl Tischinhaber als Beamte des wissenschaftlichen Generalstabes einer Menge lebenden, unmittelbar aus dem Meere gefischten Materiales zu ihren Untersuchungen bedürfen. Um viele dieser Tiere zu finden, ist die genaue Kenntnis des zugänglichen Meeresgrundes, sowie der Strömungen unerläßlich. Manche Arten sind selten oder in sehr engen Wohnungsgrenzen eingeschränkt. Ich hatte vor einigen Jahren einen Wurm erhalten, den man später zurück erbat, weil er das einzige bis jetzt gefundene Exemplar

sei und man vergebens nach einem zweiten gesucht habe. Jetzt kann man den Wurm haben, so viel man nur will; die Fischer haben endlich seine Wohnstätte gefunden, die kaum einige Morgen Landes bedecken würde. Will man also, was bei einer solchen Anstalt durchaus nötig ist, die möglichste Gewißheit haben, stets das Gewünschte liefern zu können, so müssen eigens dressierte Fischer und besonders ausgerüstete Boote vorhanden sein, die nur für die Zwecke der Station arbeiten. Der Fischer, der nur bei Gelegenheit dem Naturforscher sich zu Diensten stellt, muß erst angelernt werden; er hat von jeher nur das Eßbare und Verkäufliche im Auge gehabt und wird stets das Zeug, das den Naturforscher interessiert, als Nebensache behandeln.

Die Station besitzt mehrere Ruder- und Segelboote, die regelmäßig auf den Fang gehen und deren Bemannung die Lokalitäten genau kennt, auf welchen die verschiedenen Tiere vorkommen. Das eine dieser Boote ist für die Oberflächenfischerei, für die Beschaffung des „Auftriebes“ ausgerüstet. Man sucht die vielfach wechselnden Strömungen: die „Corrente“ auf und während der Ruderer langsam das Boot vorwärts gleiten läßt, hält der andere Fischer ein aus feinster Müllergaze gefertigtes Handnetz dem Strome entgegen, in welchem sich die mikroskopischen Tierchen, kleine Krebschen, Medusen, Pfeilwürmer, Radiolarien, Larven aller Art fangen. Von Zeit zu Zeit wird der Beutel in einem weiten Glasgefäße umgedreht und ausgespült, oder auch ein solches in das Netz eingebunden, und so der Auftrieb in demselben gesammelt. Aber in diesen Strömungen reiben auch eine Menge größerer Tiere, Ruderschnecken, Medusen, Rippenquallen, lange Ketten von Salpen, Schwimmpolypen und andere Tiere, fast alle durchsichtig und nur schwer in dem Wasser unterscheidbar. Ein geübtes und scharfes Auge ist hier unschätzbar. Die einen können unbedenklich mit einem langstieligen Netze eingefangen werden, andere aber sind so zart, daß sie bei der geringsten Berührung zerfließen oder wesentliche Teile abstoßen. Man sucht diese Tiere durch Bewegungen mittels des Handnetzes an die Oberfläche zu bringen und dann in ein vorgehaltenes Glasgefäß hineingleiten zu lassen.

Ein anderes Boot betreibt die gewöhnliche Netzfischerei, ein drittes ist mit Schleppnetzen ausgerüstet, welche mit einer scharfen Klinge den Grund auffratzen und die festsitzenden, in Schlamm oder Sand vergrabenen Tiere loslösen und aufnehmen. Aber diese Fischerei, so ergiebig sie auch an gewissen Stellen sein mag, kann doch nur in sehr geringe Tiefen hinabgehen; sie wird namentlich auf den Bänken betrieben, welche den Fischern unter dem Namen Seccas bekannt sind. Für größere Tiefen reicht Menschenkraft nicht aus.

Wenn so das meiste Material von den Fischern der Station beschafft wird, so schließt dies nicht aus, daß vieles auf dem Fischmarkte und anderes von nichtangestellten Fischern gekauft wird, die sehr wohl wissen, daß seltene und sonst unverkäufliche Tiere hier Abnahme finden.

Aber die Fischerei mit Ruder- und Segelbooten, die allzusehr von Wind und Wetter abhängen und nur geringe Tiefen beherrschen, kann den Zwecken der Station nicht genügen. Man muß zur Beschaffung mancher Tiere weiter gelegene Fischgründe aufsuchen, in größere Tiefen hinabsteigen, man will schließlich den ganzen Golf und dessen Umgebung in gründlichster Weise durchforschen, um endlich einmal sichere Grundlagen für die Beurteilung der Wanderungen der Seetiere, der Verteilung derselben auf dem Meeresgrunde, ihrer Existenzbedingungen, Fortpflanzungszeiten u. s. w. zu gewinnen.

Die Notwendigkeit eines Dampfers war von Anfang an erkannt. Aber die Mittel waren gering und mancherlei Gelärm erhob sich. Was? Ein Dampfer? Zum Spazierenfahren? Man setzte der Anschaffung etwa ähnliche Gründe entgegen, wie mir, als ich im Jahre 1869 die Gründung einer zoologischen Station in Triest beantragte und ein bekannter Zoologe, der später wohleingerichtete Stationen sehr zu würdigen wußte, öffentlich entgegnete: Was es da weiter brauche? Ein Zimmer, einige Gefäße und täglich einige Kübel frischen Seewassers!

Das Dampferlein, das man allgemein den „Vaporetto“ nannte, das aber dem großen Physiologen Johannes Müller geweiht ist (S. 366), wurde besonders unter lebhafter Fürsprache du Bois-Reymonds, des Nachfolgers Müllers, durch die Berliner Akademie großenteils beschafft. Es hat eine enge und niedere Kajüte, in der zwei Mann ganz gut, vier nur mit Schwierigkeit sich unterbringen können. Die Maschine wurde so eingerichtet, daß sie das Schleppnetz heben und senken konnte. Die italienische Marine lieh

einen Skaphander zum Tauchen und Untersuchen des Grundes. Man behalf sich in der Nußschale so gut man konnte und wagte sogar, bis nach Gaëta und den Ponza-Inseln zu dampfen, wo reiche Fischgründe mit im übrigen Golfe nicht vorkommenden Tieren sich finden.

Ich habe zur Zeit lehrreiche und fröhliche Exkursionen mit diesem Vaporetto gemacht. Das Tauchen mit dem Skaphander, das anfangs vom Vaporetto aus betrieben, jetzt aber durch ein eigenes Boot besorgt wird (S. 370), wurde bald eine Lieblingsbeschäftigung einiger Beamten und Gäste, namentlich des Ingenieurs von Petersen. Der Taucher, ganz in Kautschuk eingehüllt, mit schweren Bleisandalen an den Füßen, mit dem großen gefensterten Metallhelme auf dem Kopfe, in welchen beständig Luft eingepumpt werden muß, wird in die Tiefe hinabgelassen. Durch einen Strick, den er in der Hand hält, gibt er verabredete Zeichen. Die aufbrodelnden Luftblasen bezeichnen seinen Weg, wenn man ihn nicht mehr sehen sollte. Er ist mit Schaufel, Hammer, Kratzeisen, einem Sacke, worin einige gläserne Gefäße, versehen, in welche er seine Beute sammelt. Einmal im Wasser untergetaucht, bewegt er sich mit großer Leichtigkeit; in freier Luft gestattet ihm die schwere Rüstung kaum eine Bewegung. Seine Hauptaufgabe ist, die Vergesellschaftungen der auf dem Grunde hausenden Tiere zu erforschen. Er sieht hinlänglich, um selbst mit der Lupe untersuchen zu können. Man folgt in einem besonderen kleinen Boote aufmerksam seinen Bewegungen, um ihn bei dem leisesten Zeichen so schnell als möglich heraufwinden zu können. Die beiden Matrosen, welche die Luftpumpe handhaben, müssen sorgfältig einexerziert sein, damit keine Unterbrechung in der Zufuhr eintrete. Aber länger als zwei Stunden hält es wohl keiner aus und tiefer als dreißig Meter höchstens kann man nicht hinab, denn in dieser Tiefe wird der Druck bald unerträglich, die Kautschukbänder, welche die Aermel und Hosen schließen, schneiden dann tief in die Gelenke ein. Man windet den Mann herauf und kaum, daß der Helm über dem Wasser ist, beeilt man sich, ihn abzunehmen. Die Lösung der Toilette ist schwieriger, als der Anzug, aber endlich ist sie geschehen und ein Schluck guten Weines hilft dem erschöpften Manne wieder auf die Beine, der dann meist einen bedeutenden Appetit spürt.

Bei den vielfachen Fahrten konnte es nicht vermieden werden, daß die Eisenwände des Vaporetto vielfach durch Abputzen der daran haftenden Seetiere und durch den Einfluß des Meerwassers litten, so daß sie an vielen Orten nur anderthalb Millimeter Dicke besaßen. Man fütterte sie zwar mit Holz aus, aber immerhin läßt das sonst treffliche Schiff einige Altersschwäche verspüren.

Vor zwei Jahren schaffte die Station aus eigenen Mitteln ein zweites kleines Dampferlein an, welches den Namen des bekannten, in den Alpen verunglückten Embryologen Frank Balfour führt (S. 373). Absit omen! Das Schifflein hat etwa die Größe und den Bau eines mit sechs Ruderern zu bemannenden Rettungsbootes, ist vollkommen ungedeckt und nur zum Fischen mit dem feinen Netze an der Oberfläche bestimmt. Maschine, Kohlen, alles Zubehör liegen frei im Raume des Bootes, allem Wind und Wetter ausgesetzt; nur einige wenige Personen haben Platz darauf. Aber das Schifflein ist durchaus seetüchtig, läuft schnell und sanft und liegt flach auf dem Wasser, so daß die Handnetze ebenso leicht benutzt werden können wie von einem Ruderboote aus. Die Oberflächenfischerei, welche die schwimmenden Hochseetiere liefert, hat im Golfe von Neapel ihre besondern Schwierigkeiten. Die Strömungen halten nicht eng zusammen wie in der Straße von Messina oder in der Bucht von Villafranca bei Nizza; sie verteilen sich über weite Räume und bringen nur bei Sirokko reiche Beute. Da alle diese Tiere äußerst zart und kurzlebig sind, mußte auf Mittel gesonnen werden, sie schnell nach dem Fange zur Station zu bringen, um die sonst sehr ergiebige Jagd selbst über größere Strecken ausdehnen zu können. Diesen Zwecken entspricht der Balfour vortrefflich.

Aber die beiden Schiffe genügen nicht, um die Schleppfischerei in großen Meerestiefen, die so außerordentlich wichtige Resultate geliefert hat, zu betreiben. Das Gewicht der Netze, die in Tiefen über tausend Meter arbeiten sollen, ist zu bedeutend, als daß dieselben mit so geringen Kräften gehoben werden könnten. Der Raum der Schiffe würde nicht hinreichen, die großen Trommeln zu beherbergen, auf welchen die starken, mehrere Kilometer langen Taue aufgerollt werden müssen. Die Tiefgründe sind der Station einstweilen vollständig verschlossen. Zudem gewährt keines dieser Schiffe den nötigen Raum, um den Fang sogleich bearbeiten zu

können. Gar viele Tiefentiere aber kommen, wie begreiflich, in durchaus erschöpftem Zustande auf der Oberfläche an, und wenn sie endlich aus den Centnern von Sand, Schlamm und Gesteinsbrocken, welche das Schleppnetz heraufbringt, ausgelesen sind, bleiben vor ihrer Zersetzung kaum einige Stunden zu eingehender Beobachtung. Diese ist nur auf der Station, nicht auf dem Schiffe möglich, und wenn man auf der Station anlangt nach den Mühen des Tages, findet man einen Haufen in Zersetzung befindlicher Gallerte statt lebender Wesen.

Der Golf soll und muß eben in allen seinen Tiefen erforscht werden und die Untersuchungen müssen sich weiterhin in das Meer und über die Küsten erstrecken, denn dorthin bringen die Strömungen auch Tiefseetiere. So ist denn jetzt der Bau eines dritten, größeren, durchaus seetüchtigen Dampfers im Plane, der wochen- und monatelang auf dem Meere bleiben und den auf ihm eingeschifften Forschern in einem kleinen Laboratorium Gelegenheit zur unmittelbaren Untersuchung des Fanges geben soll. Solche Tiefsee-Forschungen, wie sie der „Challenger", der „Talisman", der „Washington" im Auftrage der englischen, französischen und italienischen Regierungen vorgenommen haben, würden freilich mit diesem Schiffe nicht unternommen werden können; derartige Untersuchungen erfordern Geldmittel, wie sie der Station nicht zu Gebote stehen. Uebrigens stehen diese Tiefsee-Forschungen, so großes biologisches Interesse in theoretischer Hinsicht sie auch beanspruchen mögen, doch kaum in direkter Beziehung zu den mehr praktischen Zwecken, welche die Station im Auge hat.

Ob es freilich Herrn Dohrn gelingen wird, das für ein solches größeres Schiff nötige Kapital zu beschaffen, ist eine andere Frage. Wenn es sich darum handelt, für eine Sternwarte einen Riesenrefraktor oder ein ähnliches Instrument zu beschaffen, findet sich das Geld leicht, sei es bei Regierungen, Instituten oder einzelnen opferwilligen Privaten; aber die Ueberzeugung, daß auch die biologischen Forschungen kostspieliger Apparate bedürfen, ist noch nicht weit genug eingedrungen, um zu Opfern dafür anzuspornen. Und doch leuchtet nicht nur der ungemeine Wert solcher Untersuchungen für die Wissenschaft, sondern auch ihre praktische Anwendung ein. Wir haben seit Einführung der künstlichen Fischzucht manche Kenntnis über das Leben und Treiben, die Existenzbedingungen und die Feinde der nutzbaren, im Süßwasser lebenden Geschöpfe, wie Fische und Krebse, gewonnen — aber wie unendlich weit steht der Wert dieser Produkte hinter denjenigen des Meeres zurück, die Millionen von Menschen andauernde Beschäftigung, reichliche Nahrung und lohnenden Gewinst verschaffen! Die Gesetze und Reglemente der Süßwasserfischerei sind, zum guten Teile wenigstens, auf beobachtete Thatsachen, diejenigen der Meerfischerei auf willkürliche Annahmen und aus den Verhältnissen des süßen Wassers abgeleitete Schlüsse gegründet. Man verbietet oder beschränkt z. B. die Fischerei mit großen, von zwei Schiffen gezogenen Schleppnetzen, weil man annimmt, daß dieses Auskratzen des Grundes die Brutstätten der nutzbaren Fische und der ihnen zur Nahrung dienenden Tiere zerstört, daß der Laich und die Brut ihr zum Opfer fallen, allein kein Gelehrter und kein Praktiker kann behaupten, daß diese Annahme auf beobachtete Thatsachen gegründet sei, ja man weiß von den meisten Meerfischen nicht, was sie fressen, wann und wo sie laichen, wo ihre Eier abgesetzt werden, wo ihre Jungen sich aufhalten. Das sind weitschichtige Fragen, die nur durch längere Zeit hindurch fortgesetzte Beobachtungen sich lösen lassen, deren Beantwortung aber von der höchsten Wichtigkeit für das Wohl und Wehe ganzer Nationen ist. Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß die Station von Neapel, die ja sonst schon so viele Vorkenntnis der Sache hat, durch die Anschaffung eines größeren Dampfers in den Stand gesetzt würde, diese Fragen ernstlich in die Hand zu nehmen und ihrer Lösung entgegen zu führen, und es ist zu hoffen, daß durch die Bildung von Komitees die finanziellen Mittel beschafft werden, welche nötig sind. Deutschland nimmt, so behauptet man, täglich an Reichtum und finanzieller Wucht zu, und da mit diesen Fortschritten der weitere, in die Zukunft gerichtete Blick sich schärft, die Geneigtheit und die Möglichkeit, Opfer zu bringen, bei den einzelnen wächst, so ist zu hoffen, daß der Ruf des Direktors der Station nicht ungehört verhallen werde.

Der Charakter der Station.

Man kann es nicht genug wiederholen, denn manche schiefe Ansichten sind durch die Verkennung der wirklichen Verhältnisse hervorgerufen und unterhalten worden: Die zoologische

Station in Neapel ist eine, durch die Energie eines einzigen Mannes gegründete und von ihm allein geleitete internationale Privatanstalt. Regierungen, wissenschaftliche Institute, einzelne Private haben durch Unterstützungen, Beiträge oder Darleihen dieser Gründung unter die Arme gegriffen, ihre gedeihliche Entwickelung gefördert, ihren jetzigen Betrieb erleichtert, aber da man allseitig anerkannte, daß hier der rechte Mann am rechten Platze sei, so hat man sich auch gehütet, in dieses Verhältnis irgendwie einzugreifen. Dohrn leitet den ganzen inneren Betrieb der Anstalt in unumschränkter Weise und unter seiner alleinigen Verantwortlichkeit; er allein stellt die Beamten an und verständigt sich mit ihnen über ihren speciellen Wirkungskreis und ihre Besoldung; er beschafft die nötigen Geldmittel und bestimmt deren Verwendung, insoweit dieselbe nicht mit den Gebern und Darleihern durch vorgängige Uebereinkunft bestimmt ist.

Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Thatsache beurteilen, daß diese Privatanstalt außer der wissenschaftlichen auch ihre kommerzielle Seite hat, daß sie Mittel und Wege suchen muß, ihre Einnahmen zu vergrößern. Kein Mensch findet etwas dagegen zu erinnern, wenn ein zoologischer Garten für sein Aquarium noch besondere Eintrittspreise verlangt, aber gar mancher hat schon in der irrigen Meinung, daß die Station eine Staatsanstalt sei, sich darüber entrüstet, daß hier Eintrittspreise für das Aquarium von den Besuchern gefordert werden. In allen civilisierten Ländern bestehen Naturalienhandlungen, die lebende, konservierte Tiere oder Präparate zu festgesetzten Preisen liefern; niemand findet etwas dagegen zu erinnern; aber daß die Station in Neapel herrlich konservierte Seetiere, mikroskopische Präparate verkauft und damit einen sogar stets zunehmenden Handel treibt, haben gar viele nicht verwinden können. Man fragt nicht, wovon denn die Station leben solle, wenn sie diese Einnahmequellen nicht hätte, man nimmt den Mantel der Würde der Wissenschaft um und spricht mit sittlicher Entrüstung von Entweihung derselben. Aber von der Luft kann auch die reinste Wissenschaft nicht leben.

Wenn die internationale Stellung der Anstalt durch die mannigfaltigen Verhandlungen mit Regierungen und Instituten dem Direktor eine unsägliche Last von Arbeit und Korrespondenzen aufbürdet, ja ihn zu häufigen und kostspieligen Reisen zwingt, wenn die Alleinherrschaft gar manche Unannehmlichkeiten im Gefolge hat, so gewährt diese Stellung anderseits die größten Vorteile. Es kann hier von keiner einseitigen Richtung der Studien, von keiner officiellen Bevormundung derselben die Rede sein, wie sie sich in solchen Stationen, die staatliche Beziehungen und vom Staate besoldete Professoren zu Direktoren haben, nur zu leicht ausbildet. Die Zulassung zur Station hängt nicht von dem guten Willen oder der Laune des Direktors ab; wer nach Neapel kommt, um dort zu arbeiten, ist von irgend einer Behörde geschickt, welche das Sendungsrecht mit klingender Münze bezahlt. Jeder Arbeiter ist vollkommen frei in der Wahl der Objekte seiner Forschung, wie in derjenigen der Methoden; wenn ihm seine Arbeit vielleicht durch ihre Publikation indirekten Nutzen für seine weitere Laufbahn bringen kann, so hängt es doch nicht von dem Einflusse des Chefs ab, der anderwärts oft nur diejenigen, welche sich unbedingt seinem Willen fügen, unterstützt, den Unabhängigen aber hindernd in den Weg tritt. Eine einseitige Richtung der Studien kann nicht Platz greifen. Die stete Berührung zwischen Mitarbeitern, die in ganz verschiedenen Schulen ausgebildet sind, verschiedenen Richtungen angehören, verschiedene Untersuchungsmethoden sich angeeignet haben, schleift die Gegensätze ab und läßt eigene Mängel und fremde Vorteile erkennen. Durch die beständigen Wechselbeziehungen mit den Mitarbeitern einerseits, den Beamten der Station anderseits, welche nur in der Administration ihre Kompetenz haben, in wissenschaftlicher Beziehung aber auf Erteilung guten Rates und Beihilfe beschränkt sind, wird ein gewisses ideales Streben gefördert, das allen zu gute kommt. Bei den Beamten selbst hat sich eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen angehäuft, die gewissermaßen den geistigen Vorrat der Station bildet, und um so mehr durch lebendige Tradition fortgepflanzt wird, als Professor Dohrn es sich zur unverbrüchlichen Regel gemacht hat, nur Solche anzustellen, welche vorher als gesendete Arbeiter in der Station ihre Eigenschaften und Fähigkeiten bekundet haben. Es wimmelt jetzt in Deutschland namentlich von Assistenten an den verschiedenen Universitätslaboratorien, welche oft sehr anerkennenswerte Arbeiten geliefert haben, und gar manche haben, von gewichtigen

Empfehlungen gestützt, in Neapel angefragt, ob sie dort ein oder mehrere Jahre in Funktion treten könnten — ohne Erfolg, denn da Dohrn allein die Verantwortlichkeit trägt, so will er vorher durch eigenes Einsehen sich überzeugt haben, daß die Bewerber auch den speciellen Forderungen entsprechen, welche die Station an sie stellt. (Schluß folgt.)

Arnold Böcklin.

Eine Studie von Ernst Koppel.

Der Name Arnold Böcklin hat einen vollwichtigen Klang in der neuen deutschen Kunstgeschichte, das Schaffen des Künstlers aber und infolgedessen seine Eigenart ist den meisten gänzlich unbekannt. Der Grund dieser Erscheinung ist unschwer zu finden, denn Böcklin ist einerseits eine künstlerische Persönlichkeit, die aus den widersprechendsten Eigenschaften zusammengesetzt ist, anderseits aber ist die Fülle seiner Natur so groß, daß eine Kenntnis seines Wesens nur nach längerer Beschäftigung mit ihm, nach liebevollem Versenken in seine Eigentümlichkeit möglich ist. Wahrheit und Dichtung durchdringen sich bei ihm wie bei kaum einem anderen zeitgenössischen Meister; er ist ein Dichter in Farben, der sich die Natur auf seine eigene Weise zurechtlegt, ohne sie jedoch je zu verleugnen oder sie vielmehr mit seinen eigenen Augen sieht und demgemäß darstellt. Die tiefste Empfindung paart sich bei ihm mit dämonischem Humor, eine grenzenlos reiche, nicht selten ausschweifende Phantasie mit schärfster Beobachtungsgabe und sein technisches Können deckt sich stets mit der zu bewältigenden Aufgabe. So weit umfassend das Stoffgebiet ist, das den Künstler beherrscht, so verleugnet sich doch niemals seine Persönlichkeit und trotz der unerbittlichen Strenge, mit der er stets neue hohe Anforderungen an sich selbst stellt, tritt sein Wesen voll daraus zu Tage.

Arnold Böcklin ist im Jahre 1827 als Sohn eines Kaufmanns in Basel geboren. Es ist eine Ironie des Schicksals, die diesen modernen Romantiker in der vollen Bedeutung des Wortes in einer Stadt aufwachsen ließ, die als durchaus nüchtern und nur in rein praktischen Interessen befangen, bekannt ist. Gegen eine derartige Umgebung mußte sich ein tiefes Gemüt selbstverständlich früh auflehnen; es blieb ihm bald nur die Wahl zwischen haltloser Sentimentalität oder kraftvollem Humor, um die tiefe Kluft auszufüllen, die ihn von seiner Umgebung trennte. Seine männliche Natur neigte sich letzterem zu; gewiß aber ist ein Hang zum Excentrischen und Barocken, das auch dem vollentwickelten Künstler anhaftet, dem Zwiespalt, den er früh in sich empfunden, zuzuschreiben.

Trotzdem seine Familie mehrere künstlerisch begabte Mitglieder aufwies, hatte er seinem Vater gegenüber doch starke Vorurteile zu bekämpfen, ehe es ihm vergönnt war, im Jahre 1846 Düsseldorf zum Zwecke seiner malerischen Ausbildung als Aufenthaltsort zu wählen.

Seine früheste künstlerische Neigung war, wohl durch die schöne Natur seiner Heimat befördert, auf die Landschaft gerichtet und hierfür fand er in Düsseldorf unter Schirmers Leitung reichliche Nahrung; aber wie sein ganzes Wesen nach Universalität strebte, so suchte er sich auch früh gleichmäßig nach verschiedenen Seiten hin auszubilden und begab sich daher nach Brüssel, wo gerade die Figurenmalerei blühte. Von dort wandte er sich nach Paris, wo er die Revolution von 1848 miterlebte, deren Eindrücke in seinem empfänglichen Gemüt haften blieben und hierin mag die Hinneigung zum Schauerlichen und Gewaltthätigen begründet sein, die nicht selten wie ein greller Mißklang in seinem Schaffen hervortritt. Von Paris wandte sich der Ruhelose nach Basel zurück und von dort nach Rom. Alle diese Etappen seiner Künstlerlaufbahn wurden mit mehr oder weniger großen Entbehrungen zurückgelegt. Das hinderte ihn aber nicht, sich mit einer jungen Römerin, die ihm als einzige Mitgift ihre Schönheit zubrachte, zu verehlichen und in dieser Ehe ein dauerndes Glück zu finden. Aufträge, die nur an Ort und Stelle auszuführen waren, führten ihn wieder nach Deutschland zurück und endlich auch nach München, wo ein Mäcen in des Wortes edelster Bedeutung, Graf A. F. v. Schack auf den genialen Künstler aufmerksam wurde. Durch diesen feinsinnigen Dichter und Gelehrten wurde dem Künstler zum erstenmal Gelegenheit geboten, sein Können frei zu entfalten. Eine lange Reihe von Gemälden in der bekannten Schackschen Galerie legen von der Förderung Zeugnis ab, die dem Künstler von seiten des Besitzers derselben zu

Teil wurde, wie anderseits die Schöpfungen des Künstlers zu den kostbarsten Bestandteilen der reichen Sammlung zählen. Aus der Fülle der dort befindlichen Böcklinschen Gemälde sei an dieser Stelle nur einzelner gedacht. So verdient vor allem die „Villa am Meer“, die in zweimaliger Ausführung vorhanden ist, Erwähnung. Diese Schöpfung atmet eine Melancholie, die den Beschauer sofort in Mitleidenschaft zieht und ist sie ein vollwichtiger Beweis für die Fähigkeit des Künstlers, mit den einfachsten Mitteln die tiefste Wirkung, die nachhaltigste Stimmung zu erzeugen. Ist dieses Werk fast nur in schwärzlichen und grauen Tönen gehalten, so ist ein anderes in derselben Galerie befindliches Gemälde des Künstlers geradezu ein glänzendes koloristisches Meisterwerk. Es ist dies ein auf einer Klippe liegendes und mit einer ungeheuren Seeschlange spielendes Meerweib, an deren Seite ein Triton in eine große Muschel stößt. Ein Hauch wilder Poesie, vermischt mit derbem Humor, ist über diesem Bilde ausgebreitet, welches somit die beiden entgegengesetzten charakteristischen Eigenschaften Böcklinscher Kunst klar veranschaulicht. Die Vereinigung dieser beiden Momente aber ist es vor allem, die ihn zum Romantiker stempelt, wie keinen anderen zeitgenössischen Künstler. Wie in dem eben erwähnten Gemälde die Figuren fast in Lebensgröße erscheinen, ist die fabelhafte Seeschlange doch sogar mit sichtbarem Behagen in ausgiebigstem Format dargestellt, so auch in demjenigen Werke, welches eine Illustration der dritten Idylle des Theokrit bildet, die von Daphnis und Amaryllis handelt und hier tritt die Liebe Böcklins zu den alten Klassikern, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet, sichtbar hervor. Aus ihnen sog seine schönheitsdurstige, dem modernen Treiben abgewendete Seele fort und fort Nahrung. Eine sonnige Heiterkeit ist über diese Idylle in Farben ausgegossen. Im Vordergrunde steht an einen Felsen gelehnt der junge Hirt und haucht seine Liebesklagen in die stille Luft, während Amaryllis, die Najade, im Hintergrunde, im Dämmerlicht einer Grotte, den Tönen lauscht, die ihr, nach Gesichtsausdruck und Haltung zu schließen, durchaus willkommen sind. Man ersieht deutlich, daß die sehnsüchtigen Klagen bald verstummen werden, denn die Erfüllung der Liebeswünsche des Hirten scheint nicht fern. Der Körper desselben zeigt den Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter und ist ungemein reizvoll behandelt; die strenge Schönheit der Antike ist darin mit moderner Empfindung verschmolzen. Die Landschaft, in der dieses Liebesidyll sich abspielt, ist wie in Duft und Glanz getaucht; es ist ein lieblicher Frühling des Herzens wie der Natur, der auf die Leinwand gezaubert ist. Wenige Schöpfungen des phantastischen Künstlers atmen eine so reine Grundstimmung; es ist offenbar in einer sonnigen Periode seines Lebens und Schaffens entstanden. Von seinen zahlreichen sonstigen in der Schackschen Galerie befindlichen Arbeiten seien noch erwähnt: „Wald mit Nymphe“, eine seiner frühesten Arbeiten, eines Poussin in jeder Weise würdig und in der markigen Pinselführung wie in der Kraft des Kolorits von keinem seiner späteren Bilder übertroffen; ferner: „Herbstlandschaft, durch die der Tod reitet“, ein Bild von schauerlichpackender Wirkung, voll phantastischen Schwunges, dann: „Landschaft“ mit dem Gang nach Emaus als Staffage und manche andere. Die eben erwähnte, wie so manche andere Landschaft des Meisters zeigt deutlich den italienischen Charakter, denn aus der dortigen Natur hat er fort und fort die reichste Anregung geschöpft, obgleich er verhältnismäßig nur geringe Studien nach ihr gemacht hat. Es genügt ihm, die Natur mit dem scharfen Auge des Malers zu betrachten und sie dann mit Hilfe eines staunenswert starken Gedächtnisses auf der Leinwand zu reproduzieren, was der künstlerischen Wahrheit seiner Schöpfungen nie schadet, sondern dieselbe womöglich erhöht. Jedenfalls ist seine großartig dichterische Auffassung der Natur, der nichts Kleinliches und Zufälliges anhaftet, hauptsächlich dieser Eigentümlichkeit seines Schaffens zuzuschreiben.

Im Jahre 1858 wurde er im Verein mit Reinhold Begas, Lenbach und Ramberg nach Weimar an die vom Großherzog neu errichtete Kunstschule berufen. Dort entstand unter anderm sein Gemälde: „Schloß am Meer“, eine seiner bedeutendsten Schöpfungen. Es ist eine Dichtung in Farben und mutet wie eine herrliche Ballade an. Das Schloß ist von Seeräubern am frühen Morgen überfallen und angezündet, der Besitzer getötet worden, die Weiber und Kostbarkeiten aber werden von den Räubern fortgeschleppt. Es ist ebenfalls in zweimaliger Ausführung, einmal mit dem Schloßbrand und einmal ohne denselben dargestellt. Ferner entstand in Weimar sein dem Umfang nach bedeu-

tendstes Werk: „Jagd der Diana“, auf welchem die Natur des italienischen Südens, von herrlichen Frauengestalten belebt, abermals zu berauschendem Ausdruck gebracht ist.

Lange aber duldete es den Rastlosen nicht in dem trotz seiner glorreichen Vergangenheit einsam gewordenen Ilmathen und im Jahre 1861 siedelte er abermals nach Rom über. Hier auf dem Boden, dem sie entsprossen, erfaßte ihn der Zauber, den seine schöne Gattin stets auf ihn ausübte, so mächtig, daß er sie als Muse in einem wundervoll idealisierten Porträtgemälde verewigte. Die reinste und mächtigste Liebe hat bei dieser Gestalt Zug für Zug den Pinsel geführt und das ist wohl das Geheimnis der zündenden Wirkung, die es auf der Ausstellung in München im Jahre 1863 ausübte. Allein trotz dieser und mancher anderen vielbewunderten Schöpfung, trotz ununterbrochenen Strebens nach stets vollendeter Technik in Zeichnung und Kolorit blieb die äußere Lage des weltfremden Mannes eine unsichere. Das große Publikum konnte kein Vertrauen zu einem Künstler fassen, der nicht selten mit Produkten voll wunderlichster Laune, greller Unnatur und gewaltsamsten Farbenexperimenten hervortrat, die selbst seine Bewunderer zeitweilig an ihm irre machten. Es sind wunderbare Gegensätze in dieser dämonischen Künstlernatur vorhanden, die sich zum Teil aus dem Zwang und dem Zwiespalt, in dem sich seine Jugend bewegte, erklären, aber auch wohl nur zum Teil; das Unerklärliche daran wurzelt in den tiefen Geheimnissen, die mehr oder weniger jede Menschennatur in sich schließt.

Am Ende war es doch die Vaterstadt, die sich so lange nicht um ihn gekümmert hatte, die sich seiner erinnerte. Schon die „Jagd der Diana“ war für das Museum zu Basel erworben worden und hatte allgemeine Bewunderung erregt, daher man denn auch nicht zögerte, dem Künstler die malerische Ausschmückung des Museums zu übertragen. Die dort befindlichen Fresken von seiner Hand vermochten jedoch nicht, ein Band zwischen ihm und der Vaterstadt zu knüpfen, denn der grenzenlose Reichtum seiner Natur offenbart sich in ihnen in einer Fülle und Vielseitigkeit, die wohl geeignet sind, den nüchternen Sinn zu bedrücken und zu ängstigen. Sie stellen den aus dem Wasser geborenen Geist der Natur, Flora mit ihren Kindern und Apollo mit dem Viergespann dar und ist antiker und moderner Geist auch in diesen Arbeiten zu herrlicher Wirkung verbunden, die freilich nicht sofort auf den ersten Blick in die Augen springt. Die übrigen, damals in der Vaterstadt entstandenen Arbeiten bekunden einen Hang zum Unklaren und Traumhaften, der Künstler scheint sich der unliebsamen Wirklichkeit gegenüber trotzig in das Reich der Phantasie geflüchtet zu haben, das ihm jederzeit willig ihre Pforten erschloß, eine Einseitigkeit, der sich kein schöpferisches Können ungeschädigt hinzugeben vermag.

Noch einmal im Jahre 1871 wandte er sich nach München, wo sein Selbstporträt, der „Centaurenkampf“, „Ceres und Bacchus“ und andere entstanden. Seit einer Reihe von Jahren in Florenz weilend, schien er dort endlich eine bleibende Stätte gefunden zu haben, allein die Sehnsucht nach der Heimat reifte den Entschluß, sich in Zürich niederzulassen. Seine Schöpfungen sind heute wie stets völlig ungleichwertig, aber seine schöpferische Kraft strömt so voll und reich, wie in den Tagen seiner Jugend. Namentlich, was das Kolorit anlangt, ist ein eigentümliches Schwanken bei ihm wahrzunehmen. Oft sind seine Farben von einer Glanz- und Leuchtkraft, als seien sie von einem inneren Feuer erhellt, oft aber von einer Härte und Trockenheit, die abstoßend wirkt. Nach wie vor strebt der Künstler unermüdet nach technischer Vervollkommnung, nach wie vor schlägt er sich mit stets neuen Problemen herum, die ihn zu absonderlichen Experimenten verführen. Aber selbst unter der manchmal abstoßenden Hülle tritt sein geniales Können dem schärferen Blick siegreich zu Tage.

Der Künstler wird nie im eigentlichen Sinne populär werden, denn einerseits ist die poetische Idee, die er fast allen seinen Schöpfungen zu Grunde legt, eher ein Hindernis als eine Förderung für allgemeine Würdigung, da die Menge von einem Gemälde vor allem Farbenpracht, möglichste Naturtreue und sinnlichen Reiz verlangt, anderseits aber ist es die fehlende Lokalfarbe, die ihm die Wirkung erschwert. Er gehört zu jenen Künstlern, die stets und überall das allgemein Menschliche betonen und darüber das Besondere oder Zufällige vernachlässigen. Sind dergleichen Erscheinungen aber wahrhaft schöpferische Individualitäten, so sind sie berufen, auch außerhalb ihrer Zeit, in der sie von den Wirkungen äußerlich glänzender Erscheinungen überholt werden, ihren Zauber noch auf kommende Geschlechter fort und fort auszuüben.

Eleonore.

Roman von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Nun ja," fuhr Jenny fort, „lassen Sie mich einmal weiter erzählen. Wie war es doch?! Richtig. An der Umhegung unter den Zuschauern standen auch zwei Mädchen, die eben noch erhitzt und fast atemlos, vom Spielplatz kamen und nun auch sehen wollten, was da vorgehe, — die eine erst zehnjährig und noch klein, die andere nur ein paar Jahre älter, aber in die Höhe geschossen und schon stattlich wie eine Große. Es war ein wildes Ding, versichere ich Sie, dem keckſten Jungen gewachsen. Um so mehr konnte man sich verwundern, daß sie jetzt so merkwürdig still und sittig dastand, als könne sie nicht drei zählen, und nur immer nach einem der Studenten sah, der mit Pastors Luise, der Tochter ihres Oheims, tanzte. Fragte ich: ‚Nora, was guckſte?' so schob sie mich mit ihrer Schulter weg oder stieß mir den Ellenbogen in die Seite, daß ich schweigen solle, oder sagte auch nur: ‚laß mich in Ruhe, Käfer!' und sah wieder hin. Es mußte wohl auch ihm aufgefallen sein, denn auf einmal kam er zu uns her, machte sein Kompliment und fragte, ob sie nicht mit ihm tanzen wolle. Sie hätte es wohl gern gethan; sie holte tief Atem, und ich meinte schon, es käme ein ‚Ach ja!' heraus." — Und Jenny, die Erzählerin, seufzte selbst hierbei so tief auf, daß Herbig nicht umhin konnte, ein kurzes Lachen hören zu lassen, während Eleonore ebenfalls lächelnd das Gesicht abwandte. Indes fuhr Jenny mit derselben Anschaulichkeit in ihrem Bericht also fort: „Allein, alle Lust half ihr nichts und sie sagte nur, beklommen, wie ich sie noch nie gesehen hatte: ‚Ich darf noch nicht tanzen!' — ‚Warum denn nicht, mein Fräulein?' — ‚Ich bin noch nicht konfirmiert.' — ‚Wie alt sind Sie denn, mein schönes Kind?' und dabei legte er ihr die Hand unters Kinn. — ‚Dreizehn Jahre,' brachte sie eben noch heraus. — ‚Ich hätte dich für älter gehalten,' sagt er jetzt und legt ihr die Hand auf den blonden Kopf und spricht: ‚du bist wie eine Blume!' Sie kennen ja das schöne Lied. Das sagt er bis zum Schluß her, und sie zittert nur so dabei. Und, denken Sie, das große Mädchen schämte sich nicht zu weinen, so oft ich sie daran erinnerte."

„Bei Gott!" rief hier Herbig. „Es kommt mir jetzt wieder alles in lebhafte Erinnerung. Sie stand so unbeweglich da, sah nur immer scheu und stolz unter den Brauen hervor zu uns her, und ich hatte sie doch kurz zuvor noch beim Pastorhause in wildem Umhertollen gesehen. Aber die Krake war hübsch, sehr hübsch."

Die Krake?! Betroffen sah Jenny ihre Nachbarin an; als sie dieselbe jedoch versteckt lachen sah, kicherte sie selbst hell hinaus. Hierüber drehte sich Herbig kurz nach beiden um. Indem sein Auge auf Eleonorens Zügen weilte, glaubte er sich darüber klar zu werden, woran ihn ihre Erscheinung schon erinnert hatte, obwohl Jenny versicherte, es sei ein fremdes Mädchen, eine Nichte des Pastors Wantrup gewesen, die damals im Pfarrhause weilte. Man ließ es um so eher dabei bewenden, als man jetzt Jennys Schwester mit einer jungen Freundin, die sich etwas spät einstellte, den Pfad heraufkommen hörte.

„Ist er nett?" fragte ein Silberstimmchen.

„Hm! Nett! das ist zu wenig. Er ist vornehm."

„Darf man sich nicht in ihn verlieben?"

„Nur zu, ich gebe dir die Erlaubnis, Röschen; du wirst aber auch hierbei zu spät kommen."

Man glaubte jetzt das Rümpfen eines Näschens zu bemerken, und in der That tauchte ein solches nebst Gretchen ganz nahe der Gruppe auf, — ein ziemlich regelmäßiges, rosiges Gesichtchen, das indes in Purpurlohe stand, als es die kleine Gesellschaft hinter der Haselhecke entdeckte.

„Ach du lieber Gott!“ rief das Mädchen mit der Hand zum Herzen fahrend, hatte aber doch bald wieder alle Verwirrung überwunden und plauderte, wie ihm das Schnäbelchen gewachsen war. „Denke dir nur, Jenny,“ rief sie, dabei Herbig ansehend, „Borns Klärchen kann's noch nicht verwinden, daß der junge Löweke beim letzten Ball ihr sagte, sie sähe aus wie eine Biertrinkerin.“

„Nun, Fräulein,“ mischte sich Herbig ins Gespräch, da sie ihn so fragend ansah, „würden Sie sich dadurch nicht verletzt fühlen?“

„Gott nein! Man darf doch gern Bier trinken und danach aussehen, — es ist ja gesund.“

„Ja, gesund ist's!“ bestätigte Herbig trocken, indem er sich an Eleonoren wandte. „Sie sprachen vorhin davon, gnädige Frau, es sei eine Mißachtung ihrer selbst, wenn die Novellistik so oft ihre Figuren aus den sogenannten hohen Kreisen wähle. Ist das wirklich Ihre Ueberzeugung?“

„Gib acht, Röschen,“ sagte inzwischen Jenny zu dem jungen Mädchen, „das Thema wird interessant.“

Aber diese fand es durchaus uninteressant, nahm zuerst Gretchen und dann auch Jenny in den Arm und tänzelte so über den Rasen hin den anderen entgegen.

„Es ist meine Ueberzeugung,“ versetzte Eleonore auf Herbigs Frage. „Müssen es denn immer Prinzessen, Grafen, mindestens Barone sein? Das sind meistens gar uninteressante Menschen, nehmen es aber nachgerade als selbstverständlich hin. Und wie danken sie es der Litteratur! Aber, mein Herr,“ lenkte sie plötzlich ab, „Sie sollten sich doch nunmehr um die jungen Damen kümmern. Das hier war ein gar frisches, rosiges Wesen!“

„Rosenblühsame Wängelein sind seit Fischart mein Geschmack nicht mehr,“ versetzte er trocken. „Nicht etwa, daß ich der Jugend abhold wäre. Ich liebe es, wo sie noch halb in den Kinderschuhen steckt, den Glauben an das Christkind und den Osterhas hegt, kurz noch im Paradiese weilt, nicht aber, wenn sie mit dem Besen der Civilisation herausgekehrt ist und mit offenem Munde vor der Erkenntnis steht.“

„Aber so verletzen Sie die artigen Kinder doch nicht mit Ihren Sarkasmen.“

„Ich? Nein, gnädige Frau. Das hieße Bomben nach Schwalbennestern werfen.“

„Sie sollten aber freundlicher gegen sie sein,“ wiederholte Eleonore etwas scharf und unmutig, vielleicht nur, weil sie fühlte, daß sie selbst es als eine Genugthuung empfand, wenn er nicht nach der blühenden Jugend sah. „Sie sind ungalant.“

„Und Sie, meine Verehrte, ein Zankeisen, wie ich sehe,“ erwiderte er in einem Tone, daß es wieder ihre unwillkürliche Heiterkeit erregte. „Ich soll wohl die Püppchen noch anregend, bezaubernd finden. Wirklich? Gerade so gut können Sie verlangen, daß ich Runkelrüben besinge oder Petersilie andichte. Es gibt in diesen schönen Tagen doch anderes zu träumen! Wie die Sonne durch die Wolken blitzt, die Sommerfäden wehen! Wie es flimmert, wie es summt! die Luft so ambrosisch, die Welt so farbig! Und ‚diese Färbung ist was sie vorgibt!‘ .. Ach diese sonnigen Herbsttage! Nun ist gekommen meine goldene Zeit . . . Und meine Liebe?

‚Sie sitzt in Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duft.‘

Sagen Sie mir doch, gnädige Frau,“ unterbrach er sich selbst, — „dieses eigentümliche nelkenduftige Rosenaroma, das Sie wie ein süßes Geheimnis umweht — ist es bloß eine Sinnestäuschung seit ich gelegentlich eine Rose in der Hauptstadt pflückte, die ebenso gewürzhaft duftete? Aber, ich sehe,“ fügte er hinzu, ohne ihre Antwort abzuwarten, als er eine merkbare Unruhe und Verwirrung in Ihrem Wesen wahrnahm, — „Sie wollen das Geheimnis Ihres Balsams nicht verraten wissen; das Mysterium dieses Weihrauchs bleibe Ihnen also. Und nun, da wir so verstohlen beisammen sitzen, soll ich Ihnen nicht sub rosa meine Angebetete schildern?“

„Ich sehe, daß Sie Lust dazu haben,“ versetzte sie, sich zusammen nehmend. „Beginnen Sie, aber machen Sie es kurz.“

„Im Lapidarstil. Sie ist groß, stattlich, schön von Gestalt und Antlitz, in aller Holdseligkeit ernst, scheu, und stolz wie eine Göttin. Oder glauben Sie mir etwa nicht?“

„Ich will an alle diese Wunder glauben, Doktor, bin aber entschlossen, nicht mehr zu thun.“

„Wenn sie lacht,“ fuhr er fort, „hat sie ein reizendes kleines, zartes, weiches Doppelkinn, gerade wie Sie, dazu in der Wange ein Grübchen und daneben so ein kleines, nettes, liebes, holdes, samtweiches Fleckchen, so ein süßes, be-

Demaskiert. Von A. Keller.

rückendes, zaubervolles winziges Mal, genau wie das Ihrige. Kurz, sie ist ein begehrenswertes, blühendes Weib. Aber, — aber sie hat einen großen Fehler."

„Und welchen?"

„Ihr Herz ist kalt."

„Das ist vielleicht das beste an ihr," sagte Eleonore trocken. „Sie haben sich wohl von dessen Temperatur schon überzeugt?"

„Siebenundzwanzig unter Null. Ich weiß es gewiß. Denn es ist das Ihrige." —

„Mit dieser genauen Kenntnis des Wärmegrads," begann Eleonore nach einer kleinen Pause, die auf Herbigs Erklärung eingetreten war, „müßten Sie vermeiden, überhaupt davon zu sprechen und sich in galanten Redensarten zu gefallen. Bedenken Sie, und vergessen Sie nicht, daß ich eine verheiratete Frau bin."

„Darf ich deshalb nicht wünschen, daß Sie es nicht wären?"

„Es ist nicht gut, mich das hören zu lassen."

„An sich ist nichts weder gut noch böse; das Denken macht es erst dazu."

„Sie entwickeln schöne Grundsätze!"

„Ich eigne mir sie nur an; Hamlet spricht es aus."

„Doch nur, wo er für verrückt gelten will."

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit, und da er Narrheit simuliert, fühlt er sich genötigt, Wahrheit zu äußern," bemerkte Herbig. „Ahnungsvoll knapp spricht er modernste Weltanschauung aus. Die kennt bloß mehr oder minder rüstige und glückliche Kämpfer ums Dasein. Der Poet allein weiß noch von Gewissen, Schuld und Sühne. Jedes Straucheln und Fehlen, das im Leben selbst wenig bedeutet, wiegt schwer in der Dichtung. Sie übt unerbittlich Gerechtigkeit, läßt nichts ungesühnt. Kein Wunder, daß sie einem Zeitgeschmack nicht mehr entspricht, auf den nur noch Gewalt und List wirken, der nur die Macht und den Mammon achtet und nach Opportunität richtet."

Eleonore sah gerade vor sich hin und hatte nichts darauf zu entgegnen. Ein welkes rotes Blatt war von einem der nahen Bäume hergeweht und blieb in ihrem Schoße liegen. Sie merkte es nicht, aber er. Es übte eine unwiderstehliche, bestrickende Anziehungskraft auf ihn aus. Gern hätte er sich in seinen Besitz gesetzt, ohne es zu wagen. Indes pflückte er die bescheidene Pflanzenblüte zu seiner Seite und reichte sie ihr schweigend dar. Gern nahm sie die schlichte gelbe Blume an, während er selbst das welke Blatt aus ihrem Schoße nahm, als sie es eben erst bemerkte.

Rasch erhob sie sich hierüber von dem Boden. Jene dunkle Wolke war wieder einmal über ihre Züge geflogen und lag gewitterhaft um ihre Augen, auf ihrer Stirne. Auch er war vom Boden aufgesprungen.

„Verzeihung, gnädige Frau, einem Unsinnigen," bat er.

Sie kehrte für eine Weile ihr Gesicht ab. Als sie es wieder herwendete, war es totenblaß. Seine abbittende Haltung bemerkend, winkte sie jedoch mit einer sprechenden Gebärde ab.

„Nichts mehr davon. Indes, Herr Doktor Herbig," fuhr sie mit äußerer Fassung und Sammlung gelassen fort, „Ihre Gabe — es ist eine Immortelle — nehme ich als Erinnerung an dieses unser letztes Zusammensein."

„Wie so!" rief er erschrocken aus. „Sie reisen doch nicht morgen schon?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht — einerlei. Sie dürfen nicht mehr kommen."

„Nicht? Wer will es mir wehren?"

„Meine Bitte, mein Wunsch. Wenn Sie wollen, mein Befehl. Ist der Ihnen nichts?"

„Für diesen Fall — nicht. Jennys Vater hat es mir ans Herz gelegt, mich Ihnen zu widmen, gnädige Frau."

„Ob ich dieser Widmung bedarf, ob ich sie annehmen will, darüber habe doch wohl ich zu bestimmen. Sie werden nicht mehr kommen, Herr Doktor!" setzte sie sanft hinzu.

„Ich werde mich nicht abhalten lassen," versicherte er ruhig.

„Muß ich etwa," fragte sie mit einem versteckten Lächeln, „die Eingänge durch handfeste Dienstmänner besetzen lassen?"

„Ich werde sie bestechen; und zuletzt, meine Verehrte, wenn auch das nicht hilft, greift man zur Argumentation des heiligen Cyrillus. Nur noch wenige Tage sind mir diesseits der Alpen gegönnt, der Herbst so wunderbar. Wie der Wald brennt in bunter Glut! Jetzt kommt meine goldene Zeit oder sie ist vielmehr da. Und wenn mich der Weg in all dieser Pracht daherführt, soll ich keinen Blick hereinwerfen, nicht vor Ihr Antlitz treten dürfen, dessen Anblick mir mehr ist, als alles das!"

„Sagen Sie mir doch beiläufig," fiel sie hier ein, „welches war die Argumentation des heiligen Cyrillus?"

„Waren Sie schon in Rom, gnädige Frau?"

„Vorigen Winter."

„Dann kennen Sie auch die vatikanische Bibliothek und haben sich die Freskogemälde dort angesehen?"

„Allerdings, wenn auch ohne besonderes Interesse."

„So mag Ihnen, meine Ungnädige, das Bild entgangen sein, wie der heilige Cyrillus einen Philosophen widerlegt. Er hat ihn nämlich bereits niedergestreckt und fährt fort, mit seinem schweren Bischofsstab auf ihn hineinzuschlagen."

„Und zu diesen Beweisgründen zu greifen wären Sie selbst fähig?" sagte sie und lachte wieder in ihrer holdseligen Weise, die stets berückend, sinnverwirrend auf ihn zu wirken pflegte. „Nein, dem wollen wir niemand aussetzen. Allein, es ist mein fester Wille und Entschluß, diese Begegnung unsere letzte sein zu lassen," fuhr sie fort, indem sie wieder in den Ernst zurückfiel. Ja, ihre Stimme verriet eine tiefe innere Bewegung, und ihre Hand zitterte, als sie, dieselbe ihm reichend, hinzufügte: „Es muß sein, lieber Doktor. Fügen Sie sich in das Unabänderliche und — leben Sie wohl!"

Nur für einen Augenblick überließ sie ihm die Hand, die er innig an seine Lippen drückte; dann entzog sie ihm dieselbe, wandte sich merklich erschüttert ab und rasch den Rasenhang hinunter, während Herbig bestürzt und mit schmerzlichem Blick ihr nachsah.

Und so sollte er mit einemmal aus sein, der schöne beglückende Traum! Fassungslos stand er und sah immer noch nach der Stelle, wo sie hinter dem das Haus umgebenden Gebüsch verschwunden war.

Ihm war es weh ums Herz, während fröhliches Gelächter von der Höhe des Berggartens erscholl und die ausgelassenen Mädchen über die steilsten Böschungen des Rasenhangs liefen. Herbig wandte sich um und sah Jenny allein den Pfad herunterkommen. Sie nahm nur mäßigen Anteil an der tollen Lust der anderen und langte bei jeder etwas lebhafteren Bewegung besorgt nach ihrem Zopfe, den sie nicht wieder verlieren wollte.

Jetzt kam sie dem jungen Gelehrten entgegen. Ihre Augen suchten nach Eleonoren, und betroffen über den Ausdruck seiner Züge fragte sie, was denn geschehen sei.

„Ich bin verbannt, Fräulein Jenny," sprach er betrübt. „Die gnädige Frau hat mir das Wiederkommen verboten."

Jenny machte hierüber zuerst große Augen. Dann aber brach eine schalkhaft heitere Miene über sein gedrücktes Aussehen und die Niedergeschlagenheit durch, die zu Herbigs Erscheinung und sonstigem Wesen wenig passen wollte.

„Seien Sie getrost, Herr Doktor," sagte sie. „Es wird wohl nicht so schlimm gemeint sein. Hat sie Ihnen das Wiederkommen verboten, so doch nicht das Wiedersehen. Morgen abend um fünf Uhr wandern wir zur Burgrestauration hinauf. Es ist jedermann erlaubt, sich von oben den Sonnenuntergang und den Mondaufgang anzusehen. Oder nicht?"

„Gewiß, liebes Fräulein!" entgegnete er, mit dankbarem Blick sich verabschiedend, sprach noch eine Weile mit Gretchen, empfahl sich allen hübschen Kindern im Garten und machte hierauf einen Spaziergang in die Wälder.

Erst bei Mondschein kehrte er von da wieder zurück und umwandelte, bevor er sich vollends in die Stadt begab, nochmals die Umzäunung des weiten Berggartens, in welchem er berauscht in ein freudestrahlendes Augenpaar geschaut hatte, bis es sich ihm kummervoll verschloß.

Um dieselbe Zeit, wo dies Augenpaar von einem Fenster des Hauses aus nach dem magischen Glanze gerichtet war, den der Mond zwischen versilberten Wolkensäumen hindurch über die Baumgruppe des Hügels beim Pavillon oben ergoß, stieß Herbig auf dem schmalen, den Zaun entlang laufenden Pfad auf einen Menschen, welcher ihm geflissentlich den Weg vertrat. Er bat ihn, etwas beiseite zu treten, damit er vorüber könne. Denn auf der einen Seite befand sich der Zaun, auf der anderen eine hohe, steil nach dem Fahrweg abfallende Böschung.

„Bitte recht sehr, mein Herr," versetzte jedoch gereizt der Gegner, „recht sehr — Sie werden mir Rede stehen, warum Sie, ein völlig Fremder, sich da herumtreiben, umherstreichen und sich sogar einschleichen, wo Freunden der Familie der Eintritt versagt bleibt. Was hatten Sie heute im Garten zu thun?"

„Das geht Sie nichts an," versetzte Herbig ruhig.

„Ich, mein Herr," fuhr der andere mit Verrenkungen des Oberkörpers fort, die wohl seinem Auftreten den gehörigen Nachdruck verleihen sollten, „ich habe redliche Absichten auf Fräulein Jenny. Ei ja!"

„Das geht mich nichts an. Haben Sie mir etwas Besonderes mitzuteilen — Sie wissen meinen Namen und wo ich zu finden bin. — Und nun beiseite, Herr Doktor Floh oder Binse, sonst — knicke ich Sie.“

Mit diesen Worten und einem Ruck des Armes, da der andere nicht gewillt war, den Weg freizugeben, streifte ihn Herbig über den Rand des Wegrains, daß er sich zweimal überschlug, bis er unten ankam.

„Wenn Sie sich etwas gebrochen haben sollten,“ rief ihm Herbig nach, „so biete ich Ihnen meinen Beistand an.“

Allein, der Unterlegene stand bereits auf den Beinen, hob einen Stein auf, den er jedoch wieder fallen ließ, indem er mit der leeren Faust heraufdrohte.

„Realinjurie! Wir treffen uns vor dem Richter.“

„Gut denn, auf freundliches Wiedersehen!“ sagte Herbig und ging seines Wegs.

5.

Wieder einen Tag in Zuwarten verleben, den vollen lieben langen Tag bis abends! Herbig befand sich nicht in bester Laune. Und wenn er sie dann wirklich traf an öffentlichem Ort unter so und so viel neugierigen Augen, verlohnte es sich kaum, war es ihm mehr zur Qual als ein Genuß. Dasitzen, mitplaudern in nichtssagender Weise von nichtssagenden Dingen und das geliebte stolze Weib nur stumm anschmächteln wie ein liebesiecher Knabe — nein! Er konnte sich in diese Vorstellung wenig finden. Er fühlte, daß sein Lebensglück in der That von dieser Frau abhing. Seine Leidenschaft war eine so tiefe als ernste. Er mußte ihr das sagen, sie davon überzeugen können, daß seine Liebe kühn genug beflügelt sei, um sich über alle hemmenden Schranken hinauszuschwingen, stark genug, alle Hindernisse hinwegzuräumen, heiß genug, die Siegel zu lösen, durch welche sie an einen anderen gebunden, und das Eis zu schmelzen, in welches sie ihr Herz zu legen beflissen war.

Die Teilnahme, welche er ihr einflößte, konnte ihm nicht verborgen bleiben. Ja, wenn er einer bestimmten Voraussetzung nachhängen durfte, hatte schon das junge Mädchen ihm, dem Unbekannten, die ersten Empfindungen aufkeimender Neigung gewidmet. Und was war ihre jetzige Zurückhaltung anders als Angst, Furcht vor dem Hervorbruch heimlich gehegter Gefühle, still genährter Flammen! Die Einschläferung ihres Herzens war nicht so stark, daß es nicht, durch einen Hauch angefacht, unversehens auflodern konnte zu einer Lohe, die Bande und Fesseln zu Asche verzehrte — im Nu.

Der wohlgenährte, glattrasierte, rotwangige Glatzkopf vom Ostseestrand — ihn hielt er, ahnungslos und vom wirklichen Sachverhalt weit entfernt, nach allem, was er gesehen und gehört, für den Gemahl Eleonorens — pah! Diese feiste und gehäbige Figur durfte wohl eine Weile zwischen einer Trüffelpastete und einer Flasche Cliquot über den Verlust des schönen Weibes jammern. Bald aß und trank sich derselbe Trost wie Fett an und blieb so kugelrund und satt, als einer dieser biederen Ehehelden, die sich auf das Dukatenscheffel stellen, um der jungen Frau den Morgenkuß zu geben. In dieser Hinsicht regte sich Herbigs Gewissen nicht.

Ob aber Eleonorens Liebe stark genug war, das weiche Samtpolster des Reichtums aufzugeben und sich ein wenig härter und unbequemer zu betten! Das Glück, welches der Mammon bietet, ist ein ausgezeichneter Balsam für kleine Herzenswunden junger Frauen; die vernarben schnell unter der Wunderkur, die der Reichtum gewährt, und es ist eine süße Tändelei, sie manchmal zu betasten und zu befühlen, wenn man keine anderen Sorgen hat. Und was konnte er ihr hiergegen bieten, der Gelehrte ohne Professur? Wenig mehr als ein sehr bescheidenes Auskommen für ein genügsames Paar; also keinen durchaus zureichenden Ersatz, das verhehlte er sich nicht. Er stellte sich selbst sehr lebhaft die Frage, ob seine Selbstsucht rücksichtslos die stolze Pflanze dem wohlgepflegten Parke entreißen dürfe, um sie auf das Fensterbrett seiner Studierstube zu stellen; ob er sich selbst die eingeschlagene Lebensbahn mit so weittragenden, alle Verhältnisse erschütternden Entwürfen verlegen dürfe, die seinem Schicksal notwendig eine andere und vielleicht verhängnisvolle Wendung geben mußten; und ob er nicht dennoch besser that, Eleonorens überlegten und wohlerwogenen Rat zu befolgen, ihre Ruhe nicht weiter zu stören, kein Wiedersehen mehr herbeizuführen und noch heute die Weiterreise anzutreten, um in neuer Beschäftigung und frischen Eindrücken

der Lebenserscheinungen seine Leidenschaft sich abdämpfen und verkühlen zu lassen.

Doch hat es der Leidenschaft nie an Lust und Mitteln gefehlt, alle Erwägungen des Verstandes, alle Bedenken des sittlichen Bewußtseins, alle Regungen des Gewissens zu beschwichtigen und zurückzudrängen.

Herbig folgte schon vor der bestimmten Stunde den Wandelstegen des schönen Gehölzes am Nordhang des Mädelsteins, um die nach der Burg führenden Pfade im Auge zu behalten. Als er wieder langsam zu dem reizenden Durchblick bei den Edeltannen zurückkehrte und in den Buchengang einbog, der als glatter Wandelpfad unter buntem, bereits etwas gelichtetem Laubgewölbe eben an der Halde hinzog, kam eine einzelne Dame des Pfads, in der er sofort die erkannte, welche er so angelegentlich suchte. Alles Blut schoß ihm aus dem Herzen ins Gesicht und floß wieder zurück. Im ersten Moment der Verwirrung zog er sich etwas zurück, was bei den dort sich kreuzenden Wegen nicht schwer auszuführen war.

Jetzt trat sie mit dem ihr eigenen reizenden Gange und der anmutsvoll stattlichen Haltung aus der Buchenwölbung heraus. Er konnte bemerken, daß sie die von ihm gepflückten Immortellen am Busen trug, und ein süßer Schauer rieselte ihm durch das Gemüt. Eben als sie die Edeltannen erreichte und er sich ihr zugesellen wollte, wurde sie von einem nach dürrem Reisigholz suchenden alten Weibe um ein Almosen angesprochen.

Die Börse ziehend gab Eleonore der Waldhexe eine Kleinigkeit, und auch Herbig folgte, indem er herbeieilte, ihrem Beispiel. So hatte die Begegnung den Anschein der Zufälligkeit und man war der Verlegenheit enthoben, ein so unvermutetes Zusammentreffen zu begründen, zu rechtfertigen oder zu entschuldigen.

Eleonore war behufs eines Spaziergangs auf die Burghöhe einstweilen vorausgegangen, die Schwestern wollten erst nachkommen. Indes blieb die Alte noch immer an der Stelle, die Hand zudringlich hinhaltend. Während Herbig, ärgerlich über die Störerin, weiter drängte und auf den Pfad rechts eingelenkt war, glaubte Eleonore, daß einige kleine Münzen ihrer Börse entfallen seien, die sie noch immer offen in der Hand hielt.

Sie begann auch sofort nach denselben eifrig zu suchen. Eine Weile sah er ihr zu, die schöne Gestalt mit den Augen verschlingend, die auch bei gebückter Haltung so viel berückenden Reiz auf ihn ausübte. Dann half er ihr so eifrig mitsuchen, daß sie ihn bitten mußte, sich nicht weiter zu bemühen, während sie selbst von ihm beobachtet ihre Nachforschungen fortsetzte. Endlich hob sie frohlockend ein kleines Geldstück, das halb unter einem Waldkirschenblatt versteckt lag, vom Boden auf.

„Also gefunden," stimmte er mit ein. „Nehmen wir es als glückliches Omen."

„Wofür?" sagte sie, die kleine Münze mit sichtlicher Genugthuung in die Börse legend.

„Für einen genußvollen Abend. Wieviel hatten Sie denn verloren?"

„Diesen Groschen und vielleicht noch zwei Pfennigstücke." Und dabei sah sie sich im Weiterschreiten nochmals um, fing sogar wieder zu suchen an, gab es jedoch sofort auf, als er abermals eifrig dabei half.

„Mit welchen mißtrauischen Augen Sie mich ansehen!" sprach er im Weitergehen. „Ich glaube, Sie sind ein kleiner Geizkragen, gnädige Frau."

Sie lachte in ihrer holden Weise vor sich hin und meinte, daß sie sich allerdings auch über kleine Verluste betrüben könne. Uebrigens habe sie schon eine ganz hübsche Sammlung liebenswürdiger Beinamen aus seinem Munde: Geizkragen, Zankeisen, Eis- oder Steinherz und weitere mehr. Sie sei ihm sehr verbunden, daß er so viel treffliche Eigenschaften an ihr entdecke.

Kurz, man befand sich in der Laune glücklicher Unbefangenheit, als man an die Bergecke gelangte, wo die Romantik beginnt, wie Eleonore meinte, und der schroffe Fels, um den der Pfad sich in die Fichten windet, scharf und ruinenhaft vorspringt. Die tiefstehende Sonne drang hier warm und in braungoldenen Tinten herein, und Herbig schlug vor, den bevorstehenden Sonnenuntergang von oben anzusehen. Man dürfe ohnehin den Besuch des Mädelsteins und seines Naturspiels „Mönch und Nonne" nicht versäumen. Auf schmalem Waldsteg gelangte man auch noch auf den Berggipfel, der in fast gleicher Höhe mit der benachbarten Wartburg einige Spuren alter Befestigung aufweist und über die Baumgruppen hin das anmutigste Belvedere abgibt.

„‚Die Sonne sinkt und Luna steigt empor!' So oft es sich wiederholt," bemerkte Herbig, indem er seinen Blick von Westen nach Osten

schweifen ließ, „es bleibt die schönste Naturerscheinung, und Lord Byron hat recht, ihrer gleichsam nur zu erwähnen, sie in eine einzige Jambenzeile zu fassen. Er hätte sich selbst dem aufsteigenden Mond vergleichen können zur Zeit, da Goethe alterte. Können Sie sich denken, welche stolze Genugthuung die Anerkennung durch unseren Goethe dem durch die britische Brutalität verwundeten Gemüt des Lords verschaffte? Bedenken Sie, daß er einmal zu Kapitän Medwyn äußerte, er gebe eine Welt darum, den Faust im Original lesen zu können."

„Ich habe des Kapitäns Unterredungen mit Byron durchblättert," sagte Eleonore, „und es war mir merkwürdig, daß beiden die Stelle des Faust zu schaffen machte, wo von der im Sphärenklang tönenden untergehenden Sonne die Rede ist: ‚Und ihre vorgeschriebne Reise vollendet sie mit Donnergang.' Ist das Bild nicht etwa zu kühn, wenn man an ein Abendgewitter nicht denken will?"

„Es entspricht uralter Anschauung," erwiderte Herbig, das verklärte Antlitz gleich ihr in den goldenen Glanz gerichtet. „Mit Sonnenauf- und Untergang verbindet sich, wie die Alten meinten, ein erschütternder Klang. Und Tacitus in seiner Germania gedenkt in diesem Sinne der Mitternachtsonne im hohen Norden — man höre den Sonnengott herauffahren und sehe sein Strahlenhaupt; als ob der Römer vom Nordlicht Kunde habe. Auch Strabo erwähnt aus älteren Schriftstellern das Rauschen der im Ocean untergehenden Sonne. Hörten Sie nichts, gnädige Frau?"

„Nur fernes Wagenrasseln und einen dumpfen Knall aus den Steinbrüchen," erwiderte Eleonore, die Augen voll Abendsonnenglanz.

„Von einer anderen Wirkung des Sonnenstrahls berichtet die Ortssage," fuhr Herbig indes fort. „Kommen Sie, kommen Sie, gnädige Frau, Sie sollen mit eigenen Augen sehen. Reichen Sie mir die Hand, der Pfad ist schmal und felsig. Gerade hier hat sich einst der Klosterbruder mit der Klosterschwester insgeheim getroffen. Beide küßten sich, als der erste Sonnenstrahl sie traf und — sie versteinerte. Denken Sie sich! Wie hart! Und so stehen sie noch heute versteinert dorten: Mönch und Nonne, wie Sie sehen."

„Es hat mehr Aehnlichkeit mit einem Bärenpaar," bemerkte Eleonore kühl, nach der seltsamen Gruppe im Gebüsch blickend.

„Die gebildete Jugend, im Nivellierungsdrang unserer Zeit, hat ihnen die Felsenköpfe heruntergeworfen," berichtete Herbig. „Nun kann der arme Mönch mit Fischart sagen: ‚Was hilft's nach dem Hütlein greifen, wo das Häuptlein mangelt.' Treten Sie näher, gnädige Frau, sehen Sie sich die Gruppe genauer an. Stützen Sie sich nur keck auf mich — es thut nichts."

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, Herr Doktor, allein ich verzichte auf weiteren Genuß dieser Felsenplastik," sagte Eleonore, von dem fast ungangbaren Stege nicht entzückt. Sie sehnte sich nach gebahnten Pfaden, und beim Abstieg ging es denn auch in der That nicht ohne Stütze; einmal mußte sie sich geradezu heben lassen, was zwar ihren Begleiter nicht, wohl aber sie selbst zu belästigen schien.

Sie mochte froh sein, als man sich wieder wohlbehalten unten auf dem Promenadeweg in den Fichten befand. Aus deren Dunkel tretend stand das Paar auf einer freien, felsigen, malerisch mit Legföhren bewachsenen Halde, vor ihnen tiefer Waldgrund, jenseits auf schroffer Höhe die Wartburg — alles im herbstlichen Glanz und Duft: einer der schönsten und fesselndsten Punkte der reichen Landschaft. Unten im Wald- und Rasengrund sang ein unsichtbarer Wanderer, zu Thal schreitend, ein Lied von Lieb' und Leid und Scheiden, während die beiden oben still an den bemoosten, von Farnkräutern überwucherten Felsspalten hinwandelten, auf einem die tiefste Kluft überspringenden Brückensteg und durch einen Hain von Fichten und Lärchen hinaus zu der Stelle, wo sich alle Wege unter der Burg treffen und scheiden.

Herbig zog seine Uhr, äußernd, daß die Schwestern nicht wohl schon oben sein mögen, da die Lichter der Restauration noch nicht angezündet seien. Statt des steilen Anstiegs wähle man besser einen angenehmen Umweg, der allmählich hinaufführe. Auf seine Versicherung, daß die Pfade durch den Wald ungefährlich und bequem seien, folgte ihm Eleonore auch nach kurzem Zaudern. Denn sie fühlte jetzt so wenig Neigung als er selbst für größere Gesellschaft, die ihr im Grunde nichts bot und wenig zusagte.

Sie schlugen einen trockenen Waldweg ein, der bei der Wendung der Burgstraße in der seitherigen Richtung weiter über den nächsten Felsenbuckel in den Schoß des Waldes führte. Sie schritten langsam dahin, wenig darauf achtend, daß die Abendschatten sich tiefer auf die Falten

des Gebirgs legten. Erst als der Weg unter die Wölbung des Hochwalds führte, wodurch der dunkelnde Abend plötzlich zur Nacht ward, zauderte Eleonore vor der hereinbrechenden Finsternis.

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau," beschwichtigte er. „Haben Sie keine Angst. Bin nicht ich bei Ihnen? Und nun haben Sie die Güte, mir Ihren Arm zu reichen, Eleonore. Vertrauen Sie mir, ich geleite Sie sicher. Nirgends soll Ihr Fuß straucheln."

„Besser, Sie ließen mich noch jetzt zurückgehen," sagte sie bänglich, „oder wir wären sofort hinangestiegen," fügte sie hinzu, wobei sie jedoch seinen Arm nahm. „Die Nacht wird unheimlich hier."

„Ach nein! Bald wird der Wald sich lichten, der Mond über die Höhe steigen," tröstete er. „Sehen Sie, schon versilbert er die Baumwipfel, blaß zwar noch, bald jedoch heller. Doch hier die kleine Pfütze — so!" Er hatte sie leicht hinübergehoben. „Es ist wohl unser letztes Beisammensein, gnädige Frau. Warum wollten Sie mir diese kurze Frist von Glück nicht gönnen, ehe wir scheiden?"

Sie erwiderte nichts, ließ sich jedoch völlig von ihm leiten, wenn sie auch jeder seiner Hilfeleistungen auswich, wo der Weg kräftigeren Beistand nicht forderte. Indes wurde die Finsternis im Walde immer größer. Nur da und dort funkelte es so seltsam und fielen so unheimliche Lichtstreifen herein, daß sie sich bänglicher ihm anschmiegte. So schritt man dahin in beklommenem Schweigen, bis ein leises Rascheln oder ein unerklärlicher Laut sie wieder erbeben und schreckhaft aufseufzen machte. Allein sie fühlte doch allmählich eine gewisse Sicherheit in seinem Schutz. In ihre Beklommenheit mischten sich andere wohlthuendere Gefühle, und auch der Schauer gewann phantastischen Reiz, wo sich zum Herzpochen das Vertrauen gesellte.

Eine Weile war alles still und regungslos im Walde, nur ihre Pulse schlugen, nur ihre eigenen Schritte hörten sie. Aber nun zuckte die schöne Frau wieder ängstlich und nahm seinen Arm fester, indem sie scheu ins Dickicht sah.

„Sprach da jemand?" fragte sie mit gedämpfter Stimme.

„Ach nein, gnädige Frau, der Nachtwind spielt wohl in den Baumwipfeln."

„Aber, horch!" sagte sie wieder nach einigen Schritten und blieb einen Augenblick stehen.

„Was denn, Eleonore?"

„Das anhaltende Geräusch — bald leise, bald stärker!"

„Ein Wagen fährt noch fern die Waldstraße entlang über das Gebirge; vom Wind getragen schwillt sein Rasseln bald an, bald verweht es. Das ist alles, Eleonore."

Und eine Weile lag wieder tiefe Ruhe im Forst, und schweigend hing sie an seinem Arm. Aber nicht lange und es durchschauerte sie wieder. Und in einem Ton, als fürchte sie selbst die vorwaltende Stille zu stören, fragte sie: „Was regte sich da? Was flüstert so heimlich? Hören Sie nicht?"

„Ein Zweig fiel in die dürre Laubdecke, und hier rinnt die Quelle des Silbergrabens. Stützen Sie sich auf mich, Eleonore. — So, wir sind hinüber. Nun geht es eben fort. Ringsum so traut, so stille nah und fern, und wir allein, Eleonore."

„Um Gott, wer lacht?"

„Sie hörten lachen, Eleonore? Hier lacht niemand," tröstete er.

Aber vernehmlich wiederholte sich ein seltsam unheimlicher Ruf, ein heulendes, hohles Gelächter, daß sie sich ängstlicher an ihn anschmiegte.

„Besorgen Sie nichts, Eleonore. Der große Waldkauz heult in den Klüften oben," beschwichtigte er. „Man hört den Ruf allabendlich im Bergforst, meine Liebe. Das bedeutet weiter nichts."

„Aber — da kommt jemand!" flüsterte sie.

„Niemand, Eleonore. Es ist alles einsam, still."

„Ich hörte doch leise Tritte."

„Ein Vöglein rührte sich oder am Ende war es eine Waldmaus. Seien Sie unbesorgt, Eleonore."

„Und dort — der bleiche Schimmer. Ist's Leuchtholz oder — ein Elfchen?"

„Der Mondschein fällt durch die Wipfel auf einen jungen Buchenstamm — sonst ist's nichts."

„Ich meine das unheimlich funkelnde Augenpaar hier!"

„Ach, Eleonore, harmlose Leuchtwürmchen sitzen im Moos."

„Wir haben doch nicht Johannisabend," sagte sie leise mit ihrer sanften einschmeichelnden Stimme.

„Es sind Weibchen oder auch nur Larven, die leuchten immer," antwortete er ebenfalls im Flüsterton. „Die Männchen allerdings schwär-

men nur in Mittsommernächten gleich Elfen umher mit ihren Lämpchen. Wir glaubten stets, der milde grünliche Schein sei ihre Hochzeitsfackel. Doch nein! Die moderne Wissenschaft weiß es besser. Sie tragen ihr Licht nicht zur eigenen Freude, zum eigenen Schmucke, zum Ergötzen der Menschen, sondern — wie die alten Weiber kleiner Städte ihre Laternen — zur Abmahnung; nämlich damit sie nicht von Fledermäusen und anderen Insektenfressern unvorsichtig weggeschnappt und verzehrt werden."

„Wie können Sie jetzt scherzen!"

„Ich scherze nicht. Es ist eine der neuesten wissenschaftlichen Beobachtungen, daß die Leuchtkäfer mit ihrem Lichte andeuten wollen: Fledermaus friß mich nicht, ich rieche nach Knoblauch!"

„Ach, das erfinden Sie!"

„Keineswegs, Eleonore. Ich will Ihnen morgen die Stelle in einer ernsthaft gemeinten naturwissenschaftlichen Arbeit zeigen. Leugnen läßt sich nicht, Johanniswürmchen haben jenen Geruch, der Fledermäusen nicht bekommen mag. Aber lassen wir das Gewürm am Boden und sehen Sie auf, meine Teure, da leuchten die Sterne herein! Wir sind am Ende des Hochwaldes."

Eleonore atmete tief auf und blickte zum Himmel. Denn in der That führte jetzt der Weg aus dem Walde heraus und etwas ansteigend auf eine freie Bergecke. In der Mondnacht traten zwar die Sterne am Firmament nur schwach hervor, doch waren sie zu ihrem Troste immerhin da.

„Ach," sagte Eleonore, „wie freundlich mutet ihr Licht uns an und dennoch — wie fern sind sie — andere Welten, ohne Beziehung zu uns."

„Voller Beziehungen," behauptete Herbig sanft. „Wir sehen sie doch. Wäre das nicht an sich schon genug? Wir messen ihre Ferne, ihre Bahn, ihren Raum, ja, wir unterscheiden ihre Bestandteile durch die Spektralanalyse, und so sind Beziehungen und Verbindungen mit ihnen hergestellt, die uns oft mit dem Nächstliegenden fehlen."

„Glauben Sie," fragte Eleonore, die keinen Versuch mehr machte, seinen Arm zu lassen, und sich vertrauensvoll von ihm bergan führen ließ, „meinen Sie, daß man droben wohl ebensoviel von unserer Erde weiß?"

„Vielleicht noch mehr, vielleicht nichts, mein Kind!" antwortete er. „Ein Telephon, um sich hierüber verständigen zu können, ist noch nicht gelegt."

„Ja! Eine Weltpost in diesem Sinne fehlt," bemerkte sie lächelnd, indem sie wieder die Augen zum Firmament aufschlug, als eben eine Sternschnuppe hinterm Waldgebirge niederzog.

Auch Herbig hatte das Phänomen bemerkt.

„Und sind Meteorite nichts, Eleonore?" fragte er, gemeinsam mit ihr der Erscheinung nachblickend, während sie den Waldweg hinanschritten. „Eine förmliche Paketpost aus Ewigkeitsfernen. Wenn solche Splitter einer zertrümmerten Welt, solche Bruchstücke überirdischer Materie zu uns gelangen, Eleonore, wer will dem ahnenden Menschengeist den Glauben verargen, daß ihm der Weg hinüber in eine andere, bessere Welt nicht allzeit verschlossen bleibe! Daß irgendwo eine Welt voll Harmonie da sei, wo die Rätsel des Erdenlebens sich lösen, Herzen voll Liebe, die hier getrennt, sich zusammenfinden!"

„Es ist ein Glaube voll Trost, den man der Menschheit lassen sollte," bemerkte Eleonore, „da niemand den Beweis zu liefern vermag, daß es ein falscher ist. Was die Meteore betrifft . . . Um Gott", fuhr sie auf, da sie einen Blick seitwärts warf, „da scheint uns ja die Wartburg im Rücken zu stehen, und wir gehen noch immer in entgegengesetzter Richtung!"

In der That sah die Burg — ein ganz anderes, romantisches Bild, ihre Türme und Zinnen vom Monde angestrahlt — phantastisch von ihrer Höhe in den nächtlichen Bergforst herein. Daneben glühten die roten Lichter der Burgschenke seltsam in die lichtgrünen Lufttöne der Mondnacht über dem Gebirge.

„Keine Sorge, Eleonore," beruhigte Herbig; „bereits hat der Weg sich gewendet und wird oben völlig umkehren, meine Liebe. Was wollten Sie von den Meteoren sagen, Eleonore?"

„Man möchte vermuten, die heiligen Steine vieler Völker, auch der Kiesel, in welchem ursprünglich Jupiter von den Römern verehrt worden ist, seien solche im Lichtglanz vom Himmel gefahrene Meteore."

„Das leuchtet mir sehr ein!" erwiderte Herbig und sah sie innig mit funkelnden Augen an. „Indes, Eleonore, wird es uns kaum beschieden sein, in der kurzen Zeit, die uns noch vergönnt ist, das große Lebensrätsel zu lösen, um das sich die Schöpfungsurkunden aller Völker, auch der Maori auf Neuseeland, dreht. Denken wir an unser eigenes heiliges Geheimnis, mein Kind.

Soll uns diese Stunde, wo wir ungesehen von den Menschen in Berges Schoß miteinander gehen, soll sie uns nichts sein, als künftig eine wehmütige Erinnerung? Wie lange werden wir noch so selig dahinwandeln, uns sehen und sprechen? Sobald wir unter Menschen treten, ist dies Glück zu Ende. Morgen vielleicht ruft mich meine Aufgabe schon ab von hier nach Süden, Sie nach Norden. Nun hören Sie mich, Eleonore, was ich Ihnen sage — an Worten wenig, an Inhalt viel. Die Augenblicke sind kostbar. Wie ich nur eine liebe, nur eine lieben kann und alles an diese Liebe zu setzen bereit bin — Sie wissen es. Oder — Eleonore!" fragte er zärtlich, „hast du es noch nicht erraten?"

„Ob ich es erraten darf! Ob ich es hören darf, Bruno?" entgegnete sie mit dem gedämpften Wohlklang ihrer Stimme, dem Herzenslaut, der ihm stets so schmeichelnd in die Seele klang. „Vergessen Sie nicht, daß mir heilige Pflichten auferlegt sind."

„Pflichten!" wiederholte er erregt, fast heftig, in bebendem Ton. „Und die Liebe? die allmächtige Liebe? Gilt sie Ihnen nichts?"

Eleonore beugte das Haupt, bevor sie begann: „Wenn Sie wüßten, o, wenn Sie wüßten, Bruno, an wen ich dachte mein junges Leben hindurch, an wessen Erinnerung meine Seele hing; wenn Sie wüßten, daß ich keinen anderen Mann mehr sehen, keinen anderen lieben mochte; wenn Sie wüßten, wie ich das Geheimnis dieser thörichten Liebe in mir getragen als mein einziges Glück, meinen Schmerz, meine Seligkeit: Sie würden mich nicht so fragen, würden mich nicht anklagen. Was mein kindischer Unverstand in jenem Augenblick geträumt, da Sie unter den Eichen bei Catlenburg vor mir standen — ich habe es als meine eigene, reiche Welt in mir verschlossen. Ich habe geharrt und gehofft lange Jahre hindurch, dann still verzichtet — und die Hand des edeln Mannes genommen, den man mir gegeben, den ich ehren, wenn auch nicht lieben konnte. Ich habe bei mir geschworen, treu bei ihm auszuharren. Ich hatte ja gelernt zu entsagen, zu vergessen. Und nun, wo der Kampf durchgekämpft, das Leid durchgelitten, das Herz eingeschläfert war und die Ruhe des Gemüts wiederkehren wollte — da tratst du wieder vor mich hin."

„Und du liebtest mich, Eleonore, und liebst mich noch?" kam es jauchzend aus seinem Herzen. Ob sie auch keine Antwort vernehmen ließ — es bedurfte ihrer nicht. „O, diese Fülle von Glück — — und Leid!" setzte er erschüttert hinzu. „Es ist ein herbes Geschick, daß wir uns seit jenem Tanz unter den Eichen nicht wieder getroffen. Es hätte sich alles zum besten gewendet. Nun bist du in Fesseln geschlagen, Eleonore, und ich soll fort. Doch — ich muß ja nicht fort! ohne dich nicht! Und deine Fesseln lassen sich lösen. An dir ist es, mir zu helfen, dich zu befreien."

Eleonore wandte mit von Schmerz zerrissener Miene das Antlitz ab.

„Nie!" sprach sie dann.

„Nie? Eleonore, du liebst mich und sagst nie?"

„Es kann nicht sein!"

„Was man will, kann sein!" versetzte er mit Nachdruck. „Ich verschiebe meine Romfahrt, bis sie eine Hochzeitsreise wird."

„Sprich nicht so viel Glück aus, Bruno," sprach sie mit sanftem Flehen, „es geht nicht."

„Warum nicht? Die Liebe vermag alles, Eleonore."

„Nein," sprach sie, in innerem Kampfe mit sich ringend, indem sie sich seinem Arm entwand und etwas seitwärts trat, „es darf nicht sein. Meinen Mann darf ich nicht verraten."

Unmerklich, obwohl der Anstieg nicht allzu sanft, waren sie hinangelangt auf die Höhe, die dort ein erhabenes Felsplateau mit schroffen Wänden bildet. Seitwärts, noch etwas höher, thronte die Burg in romantischer Pracht. Ueber den tiefen Waldgründen lag ein vom Mondschein grünlich angehauchter Duft.

In ihrer Erregung war Eleonore von der seitherigen Wegrichtung ab auf einen breiten Steg getreten, der scheinbar ungefährlich über eine niedere Felsbarre und dann weiter geradlinig durch einen Fichtenwald führt. Herbig schritt in finsterem Schweigen fast neben ihr dahin auf die Platte, wo einzelne Föhren und Eichen eine lichte malerische Gruppe über dem Abgrund bilden, der unbemerkt von jener Wegstelle in die Tiefe einer schattigen Felsschlucht abstürzt. Ueber den Rand der Platte hin öffnet sich ein reizender Blick in die Waldestiefe, auf Gehügel und Schluchten bis zu den grünen Kuppen des Rennstiegs, die an jenem Abend halb verschleiert da drüben in der Mondnacht aufstiegen.

Dort, am Rande der Platte, hielt nun Eleo-

nore, da sie merkte, daß sie einen falschen Weg gegangen; hinter ihr, am entgegengesetzten Wegrand stand Herbig. Ihr Angesicht war von ihm abgekehrt, hinaus in den weiten Waldkessel gerichtet; ihre Augen hingen starr draußen; und doch ward sie nichts inne von dem Zauber der Mondnacht, denn ihre Blicke sahen nur nach innen.

„Das sagten Sie etwas spät!" begann jetzt Herbig, das beklemmende Schweigen unterbrechend, mit Bezug auf ihr letztes Wort. „Jetzt, wo Sie wissen, daß ich außer Ihnen kein Glück kenne, ohne Sie nicht leben mag noch kann, schneiden Sie jede Hoffnung ab. Es ist hart! Indes, Eleonore, wagen Sie sich nicht zu weit vor, treten Sie einen Schritt zurück, Sie stehen da an einem Abgrund."

Sie hätte ihm vielleicht erwidern mögen, daß es nicht der schlimmste sei, den sie zu fürchten habe. Aber — ihr Herz sprach beredt für ihn. Sie fühlte sich von seinem Vorwurf betroffen, und ihre Liebe war nicht erloschen. Sie überlegte, was sie ihm zum Trost sagen, zu seiner Genugthuung thun und ihn versöhnen könne, ohne ihrer Pflicht untreu zu werden. Allein, so viel sie erwog, nichts wollte ihr in dieser inneren Bedrängnis, in dieser Seelennot hilfreich erscheinen. So kehrte sie sich denn in ihrer Ratlosigkeit ihm wieder zu.

„Seien Sie gut, Bruno!" bat sie bewegt und reichte ihre Hand hin. „Seien Sie mir nicht mehr böse! Sie wissen nicht, wie Sie mich quälen, wie ich leide, wenn Sie mir so unfreundlich gegenüberstehen."

„Und mein Leid, meine Qual — ist sie nichts?" sagte er, sie ungestüm an sich ziehend und ihre Hand mit Küssen bedeckend.

Allein wieder wußte sie sich seinem Arm zu entwinden und stand an der früheren Stelle, die schwimmenden Augen hinaus in die Mondnacht überm Bergwald gerichtet. Sie wußte nicht mehr, was thun. Sie hielt sich von ihm ab und wäre ihm doch gern, wenn auch nur auf einen seligen Augenblick, am Herzen gelegen. So still war es da draußen, kein Laut, nichts regte sich. Der letzte Bauernwagen hatte das Gebirge überschritten und sein Rasseln war in der Ferne verhallt. Nur ihr Herz pochte fast hörbar, und das seine, — nur ihr Busen wogte und ihr Atem ging schwer und beklommen.

Da zuckte sie jäh zusammen und stand wie betäubt, ein Bild des Schreckens. Ein mächtiger Laut, ein furchtbarer Schrei unterbrach die Stille der Nacht und des Waldes. Nochmals! Grauenvoll, haarsträubend klang es herauf. Und von Entsetzen übermannt, flüchtete Eleonore vom Rand der Hochplatte zurück in Herbigs Arme. Sie barg das Gesicht an seiner Schulter und Brust. Innig umschlang er das geliebte stolze Weib, das nur der Schreck bezwungen hatte, flüsterte ihr sanfte, süße beruhigende Worte zu, während der gekrönte König des Waldes unten von moosigem Felsenthron seinen Brautgesang noch immer schauervoll majestätisch über den Bergwald hinrollen ließ. Weit, weit drüben an der duftig verschleierten Berghalde antwortete ein anderer Hirsch dem nächtlichen Rufer mit gedämpftem Gebrüll, gleich dem Echo. —

Und vom Mondlicht umflossen, innig umschlungen, alles vergessend, stand auf der einsamen Höhe ein schönes Menschenpaar.

6.

Die jungen Buchen schlagen ihre Aeste über dem schmalen Pfad zusammen, der zur Burg zurückführt. Das Mondlicht dringt nicht durch, und ein Paar, das da wandelt, muß sich eng zusammenhalten. Endlich, draußen auf dem Felsengrat, welcher ein schmales Bergjoch bildet, wird es licht. Der harte Steinweg ist nur noch von kurzem Gestrüpp umsäumt; eine einzelne Föhre breitet ihren Schirm aus, ein paar wettergewohnter Eichen halten noch aus, und oben, in unerwarteter Nähe, glänzen die Burgfenster im Mondlicht.

„Nun halte dich fest an mich, mein Herz," sagte er, sie nochmals sorgfältig in ihr Tuch hüllend. Und um die scharfe Ecke ging es wieder im Walddunkel auf einem aus dem Fels gehauenen Steg unmittelbar unter der Burg steil hinan, unter der Thorbrücke hinweg, auf den sauber geplatteten Hof vor der Burgschenke.

Sie hatte wenig mehr gesprochen seit dem Schreck am Felsabsturz und das wenige in bedrücktem Ton. Jetzt wollte sie nicht mit hinein in das Restaurationslokal, bevor sie wisse, wen sie innen treffe. Sie bat ihn, sich umzusehen, ob die Schwestern Nordhase da seien, und sie selbst setzte sich auf eine Bank im Freien neben der niederen Umfassungsmauer, über deren Scharten und Zinnen hinaus sie in die wundervolle Mondnacht überm Waldgebirge unverwandt schaute.

Der Naturreiz mag sie kaum so gefesselt haben, daß sie wie versteinert hinausblickte. Eher wählte sie diesen Ausblick, weil von dieser Seite niemand in ihr blasses Antlitz und in ihre thränenvollen Augen sehen konnte als der alte verschwiegene Vertraute kummervoller Liebe, der Mond.

Als Herbig wieder herauskam, teilte er mit, daß keine bekannte Seele mehr innen weile. Ein Kellner war ihm gefolgt, um noch zu berichten, daß nur ein Fräulein Nordhase abends heraufgekommen sei, um sich nach einer fremden Dame, die bei ihnen zu Besuch sei, umzusehen; daß sie von einer angelangten Depesche gesprochen und in der Voraussetzung, die Dame möge unterdes heimgekehrt sein, sofort sich wieder den Berg hinuntergewandt habe.

Eleonore fuhr auf diese Mitteilungen hin von ihrem Sitze auf und machte sich so hastig auf den Heimweg, daß Herbig Mühe hatte, ihr zu folgen und ihre übel angebrachte Eile in eine vorsichtigere, ruhigere Gangart hinüberzulenken. Auf dem steilen felsigen Burgwege und noch weiter hinunter war jedes Straucheln des Fußes gefährlich. Es galt, die Geliebte zu stützen und zu leiten. Mit starkem Arm sie stützend, führte er sie vorsichtig bergab, ihr liebevolle Worte zuflüsternd, auf welche sie selten und dann nur einsilbig und leise antwortete. Aber sie ließ sich willenlos von ihm leiten und entzog ihm ihre Hand nicht.

Schon auf der Hochterrasse traten sie in den Nachtnebel ein, welcher den Fuß des Schloßbergs bis zu seiner halben Höhe umlagerte und allem ein seltsam ungewohntes Ansehen gab. Gebäude, Bäume, Weg und Steg sahen fremdartig aus, und sie erkannten kaum mehr Haus und Garten noch deren Umgebung, so sehr veränderte der weißgraue Flor auch das Vertraute.

Endlich war der Eingang gefunden und sie reichte ihm die Hand zum Abschied.

„Meine Eleonore," sagte er, „meine einzige Liebe, mein Glück, meine Welt, warum so still? Bist du mir böse?" Und er wollte sie nicht lassen, mochte sich nicht von ihr trennen.

Sie war ihm nicht böse. Einmal drückte sie ihre Lippen auf die seinigen — dann entzog sie sich ihm, stieg zum Hause hinan, und er stand allein. —

Anderen Tags lag dicker Herbstnebel auf Berg und Thal. Es war kalt, der Nordwind heulte über die kahlen Felder und zerstörend durch die bunte Waldpracht, daß ganze Wolken von Laub vorüberstoben. Wie ein Heer von winzigen Leuten wimmelten die gelben Blätter auf den Pfaden vor dem Wanderer her. Als er über das Hochfeld nach der bewußten Gartenthür auf der Höhe des Berggartens kam, fand er sie verschlossen — all sein Rütteln half nichts. Der Garten war leer, wie ausgestorben, der Wind riß am Blattwerk der Bäume, und nur an geschützten Stellen lag noch das gelbe Laub der Birken und Linden wie von den Bäumen gefallener goldener Sonnenschein. Sonst deckte auch hier der Nebel alles; man sah nicht einmal bis zum Wohnhaus hinunter.

Auf vertrautem Wege umging er die Umzäunung, bis er in der Nähe des Hauses bemerkte, daß man in vollem Auszug begriffen war. Fremde Leute gingen aus und ein, schleppten Hausgerät heraus. Endlich sah er Fräulein Jenny im einfachen Hauskleid hinterm Zaune, wie sie einem der Dienstleute zurief. Als sie ihn gewahrte, griff sie in ihr Haar, ob der Zopf festsitze, zog ihr Halstuch enger am Hals zusammen und trat mit freundlichem Gruße, doch etwas kummervoller Miene näher.

„Ach, Herr Doktor Herbig, Eleonore ist fort!" berichtete sie in klagendem Ton, während Totenblässe über sein Gesicht ging. „Schon mit dem Frühzug reiste sie weg. Der alte Geheimrat hat gestern telegraphiert, daß er sie auf dem Bahnhof erwarte, und fuhr mit ihr richtig davon."

Herbig vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten. Seine Hände griffen mechanisch in das Zaunwerk, und statt daß Worte über seine Lippen kamen, schluchzte sein Herz krampfhaft. Einer guten Weile bedurfte es, bis er seine Fassungslosigkeit so weit überwunden hatte, daß er wieder geordnete Laute hervorbringen konnte. Und nun fragte er: „Hat — sie nichts — gesagt, keinen Gruß — hinterlassen?"

„Nichts, nichts, Herr Doktor, gar nichts!" versetzte Jenny, selbst etwas aufgeregt. „Sie war zu verstört. Uebrigens weiß ich ja schon lange, wen sie lieb hatte, die Arme!" fuhr Jenny fort, während ihre Augen fortwährend zu den Arbeitern hinüberschweiften, deren Beschäftigung zu überwachen sie im Garten stand. „Da ich nun aus sicherer Quelle weiß, wer der eigentliche Wiederfinder meines Zopfes ist," und Jenny mußte bei der Erinnerung lachen, mochte sie

wollen oder nicht, „kann mir es nur lieb sein, daß mein Geheimnis — jede hat das ihrige, Herr Doktor — in so diskreter Hand liegt. Ich danke Ihnen, lieber Doktor!“ Und sie reichte ihm die Rechte über den Zaun.

Mit freundschaftlichem Drucke hielt er die Hand und sprach: „Leben Sie wohl, Fräulein Jenny, grüßen Sie den Vater und die Schwester. Ich werde der hier verbrachten Stunden nicht wieder vergessen, und wenn ich je dazu beitragen kann, Ihnen das Leben so freundlich zu gestalten, als Sie es verdienen, verfügen Sie über meine herzliche Bereitwilligkeit. Leider, fürchte ich, es mit Herrn Doktor Binse für alle Zukunft verdorben zu haben.“

„Den Floh meinen Sie? Lieber einen ganz alten!“ rief sie lebhaft und mit Laune. „Eher will ich meinen Zopf wieder verlieren und mein lebenlang keinen mehr tragen. Achten muß man doch wenigstens seinen Mann können. Aber — ich rede mit Ihnen da wie mit einer Vertrauten, und die Leute rufen nach mir. Leben Sie wohl!“

Mit zerrissenem Gemüt kehrte Herbig in seinen Gasthof zurück. Nachdem er an Schupp in Halle wegen Nachsendung der Koffer — Genf ward als große Haltstation bestimmt — telegraphiert hatte, setzte er sich noch nachmittags in den nach Frankfurt a. M. abgehenden Bahnzug. Nochmals sah er durch das Waggonfenster, ließ das Geschaute und Erlebte letzter Tage wie Nebelbilder an sich vorüberziehen. Dann legte er sich ans Polster zurück und verhüllte sein Antlitz.

Drittes Buch. Immortellen.

1.

Es schneite.

Das ist nichts Ungewöhnliches bei uns, selbst wenn der Kalender den Frühling ankündigt; dennoch ein Phänomen, das unsere Sinne beschäftigt, unsere Stimmung beeinflußt und auch in großen Städten mit Behagen wahrgenommen wird, zumal vom warmen Zimmer aus beim Kaffee und einer Cigarre zwischen den Lippen. Ein prächtiger Schneefall draußen! Und die beschauliche Augenweide der beruhigenden Naturerscheinung wird betrachtsam genossen.

An jenem Märztage stöberte es jedoch in den Straßen der Hauptstadt etwas bunt. Das Getriebe des Schneeflaums, das Sinken und Steigen, Drehen und Wirbeln der Millionen weißer Flocken hatte etwas Verwirrendes. So vertieft war jedoch der Bewohner einer geräumigen Studierstube in der Nähe der Irvingianerkirche, so versunken in seine Beschäftigung am Schreibtisch, der zwischen den beiden Zimmerfenstern stand, daß er von der Unbill des Wetters und allem, was sonst draußen vorging, nichts inne ward. Die Temperatur der mit Vorfenstern versehenen Stube war durch einen Thermometer geregelt, die dicke Wand mit Büchern bestellt. Selbst über dem mit grünem Wollendamast überzogenen Sofa hing ein Gestell, das die zahlreichen Bände eines größeren Sammelwerks umfaßte, darüber ein Frauenporträt, eine große Photographie, mit einem Immortellenkranz.

Es konnte noch nicht spät am Nachmittag sein, und bereits so dunkel! So dunkel, daß der Bewohner des Zimmers Mühe hatte, seine eigene Schrift zu lesen, während er folgendes niederschrieb:

„Mio carissimo! Daß Du, umschwebt von den Geistern des heuchlerischen Virgil, des langnasig üppigen Ovid und des Schmeichlers Horaz, nicht treue Anhänglichkeit gänzlich vergäßest und bei einer Flasche Falerner Deine Gedanken einmal zurücklenken würdest zu Deinem Freunde an der Spree, glaubte ich voraussetzen zu dürfen. Allein ich irrte. Mir geht es mit Dir wie Mohammed mit dem Berge. Da Du mir nicht schreibst, schreibe ich Dir. Ich kann nur hoffen, daß Dich die Epistel so wohl antreffe, als sie mich verläßt. Weilst Du noch bis zum Herbst in der Stadt, die seit der Wölfin des Romulus so viele Ungeheuer gesäugt hat, so komme ich bestimmt nach — wäre es nur wegen meines Buchs vom Zusammenhang der Künste mit — — ja, womit? Das sollst du eben erraten.

Ich glaube, Du weißt noch gar nicht, daß ich mir derlei Projekte nunmehr erlauben darf, da ich unterdes ein wohlhabender Mann geworden bin. Reiße deine Augen so weit auf als Du willst vor Verwunderung, es ist dennoch so. Nicht mehr muß ich mit heißem Kopf und sorgenvollem Gemüt geistiger Thätigkeit obliegen, um die dumme Masse, den Leib, zu erhalten, der nun einmal unserer Seele zum Gehäuse dient; sondern ich kann mir zuweilen auch einige Erholung und Ruhe gönnen, in

einem anständigen Restaurant speisen, zuweilen eine ordentliche Cigarre rauchen, die notwendigen Bücher kaufen und wohne nicht mehr im fünften Stockwerk draußen bei den Kirchhöfen, sondern recht angenehm in einer nicht allzu entlegenen Straße des hiesigen Quartier latin. Wie mir zu Mute war, als sich die Umstände so plötzlich zu meinen Gunsten geändert, läßt sich kaum schildern. Manchmal hatte ich in ähnlicher Weise geträumt und es kam mir auch jetzt wieder wie ein Traum vor. Aber ich sah mich um in meinem dürftigen Stübchen. Dort stand noch das gesprungene Waschbecken, der wackelige Stuhl, die angestrichene Lade ohne Schlüssel, und zur Thürspalte guckte meine Wirtin mit der altmodischen Spitzenhaube herein, fragend, was ich treibe. — Schlafe ich, Madam, oder bin ich verrückt? Und liegen da vor mir wirklich Briefe und Dokumente? — Sie schlafen nicht, Herr Doktor, und Schreibebriefe liegen gerade genug auf dem Tische! war die Antwort. Kurz, es war alles Wirklichkeit, in die ich mich anfangs nicht zu finden wußte. Allmählich gewöhnt man sich daran, und ich könnte völlig zufrieden sein, wenn nun einmal die Ernennung zum Außerordentlichen erfolgte und mir jemand besonders nahe stände, um meinen Haushalt zu besorgen, eine Mutter, Schwester, Tante oder sonst jemand. Du fragst wohl: warum keine Gattin? Carissimo, dem widerstreben verschiedene Gründe und es gibt dabei viel zu bedenken und zu erwägen: a) woher nehmen? b) ob sie mich lieben könnte! Du weißt nicht, wie schwer mir fällt, daran zu glauben; c) ob ich sie lieben könnte! Heute, wo die Praxis an Stelle der Theorie tritt, denke ich an kein italisches Weib, sondern an ein braves deutsches Mädchen; und endlich d) ob es sich schickt, mit einer Frau glücklich in dem Neste zu sitzen, das mir eine andere bereitet hat, um mir den härtesten, mühseligsten, drückendsten Kampf ums Dasein zu ersparen. Erinnerst du Dich noch an die hier erlebten Stunden bei deiner Durchreise? Meines Lebens goldener Baum ist eine Trauerweide, mein Wohlergehen blüht auf dem Grabhügel des edeln, unglücklichen Wesens, das ..."

Hier brach der Briefschreiber ab, teils weil er die Buchstaben nicht mehr sah, welche er auf das Papier niederzeichnete, teils um nach dem Frauenporträt mit dem Immortellenkranz aufzublicken, ohne daß er jedoch die Züge des Bildnisses zu unterscheiden vermochte. Denn die Dunkelheit im Zimmer verhüllte alles wie bei vorrückender Nacht. War es denn schon so spät? Er suchte nach seiner Taschenuhr, hob dabei die mit einer grünlichen Brille bewaffneten Augen zum Fenster und sah, daß es schneite, und wie schneite! In schraubenförmigem Wirbel, dahinten an der Wand des gegenüberliegenden Rohziegelbaues in reißendem, schrägem Schuß stob und schnob der Flockensturm, während es zunächst vor dem Fenster hüpfte und tanzte wie in willkürlicher Bewegung, sich nähernd, ausweichend, auf- und niederschwebend in reizendem Spiel: alles in rastloser, wenn auch stummer Rührigkeit.

Denn lautlos legten sich die weißen Flocken auf Dach und Fach. Man hörte nur aus einiger Ferne eine Turmuhr schlagen; und indem er die halbverwehten, schläfrig aufeinander folgenden Glockenschläge zählte, warf er auch auf seine Taschenuhr einen vergleichenden Blick. In der That erst drei Uhr nachmittags, und schon so dunkel!

„Me Hercle!" sprach er zu sich selbst, mit offenem Munde nunmehr in das wunderliche Getriebe vor dem Fenster blickend, wo der Schnee wie Millionen Eisspeere jetzt wagrecht vorüberschoß, während es auf der anderen Straßenseite aussah, als schössen die Söhne der Erde mit Silberpfeilen gen Himmel, da die Flocken von unten schräg nach oben trieben. Im nächsten Augenblick fiel dann der Schnee wieder senkrecht und so dicht herunter, als ergösse sich alles Gewölk, in Flocken aufgelöst, vom Himmel zur Erde, — ein förmlicher Schneewolkenbruch. „Da träume ich mich halb und halb unter italischen Himmel, und draußen geht es zu wie im Fimbulwinter, der die Götterdämmerung und den Weltuntergang einleitet."

Jetzt tönte die Hausglocke. Und da niemand dem Zeichen Beachtung zu schenken schien, wollte bereits der Gelehrte sich zum Oeffnen erheben, als ihm noch die Wirtin zuvorkam. Man vernahm einiges Stampfen und Pusten; einige Worte wurden gewechselt, dann näherten sich feste Schritte der Thüre des Studierzimmers. Man pochte, und auf ein lautes „Herein!" trat der Postbote in die Stube.

„Zwei Pakete, Herr Doktor, zum Einschreiben."

Der Gelehrte unterschrieb und fragte:

„Nicht wahr, fürchterliches Wetter draußen, Briefträger?“

„Es schneit!“ sagte der Mann ruhig und steckte Zettel und Bestellgeld ein, indem er sich empfahl.

Mit prüfendem Blick sah der Zimmerbewohner die Postsendungen an. Das eine Paket schien ein zurückgesandtes Manuskript zu sein. Mit einem zwar leisen doch ingrimmigem „Donnerwetter!“ schob es der Gelehrte beiseite, indem er bei sich schwor, keinem dieser urteilslosen Buchhändler je wieder unverlangt ein Geistesprodukt vorzulegen. Das andere Paket kam weiter her, von jenseits der Alpen. Der Poststempel zeigte den Namen der alten Roma selbst. Bei der Lösung des Siegels fielen mehrere Photographieen römischer Ruinen, Statuen, Büsten und Veduten heraus, sowie einige natürliche Gedenkblätter, Laub vom Lorbeer und Oelbaum, nebst anderen Blättern von Pflanzen eines milderen Klimas. Den wichtigsten Teil des Inhalts bildete jedoch ein Brief.

Vor Aufregung und Spannung förmlich zitternd, entfaltete der Gelehrte den Papierbogen, legte ihn jedoch ungelesen auf den Schreibtisch, holte sich seine beste Cigarre hervor, entspitzte sie sorgsamst, zündete sie bedacht und behutsam an, rückte den Lehnstuhl dicht ans Fenster, nahm Platz und den Brief vor, um sich mit dessen Inhalt vertraut zu machen. Das Schreiben lautete also:

„Lieber Dräsovius! Ich könnte Dir eine ungewöhnlich geistreiche Epistel schreiben, wenn ich aufgelegt dazu wäre. Doch bin ich das nie, am wenigsten hier in der klassischen Langeweile. Rom ist sehr ennuyant, oder bin ich's und meine Gesellschaft, ein paar storchbeinige Engländer, mit denen ich gaffend und gähnend umher stolpere, bis auch mich der britische Spleen überkommt. Mich totzuschießen bin ich zu faul und macht zu viel Spektakel. Man kann still und ohne Aufsehen aus der Welt gehen. Doch thäte mir meine Wirtin leid — eine so rüstige Trasteverinerin, als je eine am Fuße des Janiculus gehaust hat, wenn es hieße, ihr Mieter habe sich die Hirnschale eingerannt. Und so sitze ich da und denke über Wanauga, das große Lebensrätsel der kannibalischen Maori nach, welches Du Dir von Professor Bastian definieren lassen magst.

„Grund und Ursach' von all dem ist, daß bloß mein Leib hier weilt, mein Herz, meine Seele abwesend sind, im Vaterlande. Der Regen, der himmelschreiende Schmutz macht mich hypochondrisch. Doch habe ich auch „die Sonne nicht zu lieb“, sondern bin ihrer und aller dieser „Kinder der Sonne“ mit ihren öligen Gesichtern herzlich überdrüssig. Wie gerne gönnte ich Dir alles, was Rom bietet, — und es ist im Grunde nicht wenig, — ganz abgesehen von den bewußten Flaumlippen, Büsten, Nacken, die nach Deiner Anschauung hier aus dunkelm Laub wie Goldorangen glühen. Wie sehne ich mich nach einem vielbespöttelten Thee an der Spree, zu dem man sich durch einen abendlichen Schneefall begibt! Ich sterbe vor Lust zu plaudern und dabei in ein holdes Augenpaar zu schauen, wie es diesseits der Alpen keines gibt. Und ach, Schnee! Schnee! Einmal in diesem Winter ließen sich zwei Flocken sehen, und ich langte danach, wie das Kätzchen von Brieg.“ —

„Seltsame Gelüste hat der Mensch!“ bemerkte hier der Empfänger des Briefs und sah in den Schneesturm hinaus, bevor er weiter las:

„Seit ich Abschied von Dir genommen, Dräsovius, ist mir Absonderliches begegnet. Ich habe ein Glück genossen, das Sterbliche zu Göttern erhebt, und ein Leid erfahren, das Titanen beugt. Daher nehme ich keine weitere Notiz hiervon, sondern nur von Bagatellen. Ich lege einige Gedenkblätter bei und was ich sonst vom Thüringer Wald bis in den Apennin gefunden, auch ein Oelblatt aus der Villa des Mäcen in Tibur. Den Lorbeerzweig pflückte ich am Palast des Hadrian und hätte auch eine Eidechse mit grünem Frack beigelegt, eine salonfähige, doppelgeschwänzte Lacerta, der wir dem Wassersturz gegenüber nachstellten, — im Landhause des Varus nämlich, unseres alten Bekannten, welcher sich von den Westfälingern in den Moorwäldern des Osning vor etlichen Jahren hat unbedacht totschlagen lassen; allein, während wir die eleganten Bewegungen der Lacerta viridis verfolgten und einer vor den Kaskaden aufgeführten prachtvollen Symphonie lauschten, wurden wir sehr unliebsam unterbrochen. Ein Schwarm junger Teutonen zog nämlich durch die Schlucht heran, brüllend: ‚Als die Römer frech geworden!‘ Gräßlich! So unversehens überfallen! Mit zugehaltenen Ohren flohen wir. Eichendorff hat umsonst gelebt. Wo ist die Zeit hingekommen, wo

„Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein

In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lautenklang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht. —“

Zu Tibur, in ihrem letzten Asyl, gedachte ich auch der hehren Imperatrix des Orients, — Zenobia von Palmyra, Königin der Wüste, einst meine schwärmerische Jugendliebe. Warum wohnt sie nicht mehr hier und heißt Eleonore? Ich bliebe für immer da!

„Lieber Kunsthistoriker, erkundige Dich doch, ob nicht ein Geheimerat Wantrup in der Reichshauptstadt oder im preußischen Staatshandbuch zu finden ist, — ein kleiner, feister, rotwangiger Glatzkopf, dem ich alles Gute gönne, — nur eines nicht. Grüße mir auch meinen alten Lehrer, den greisen Geheimerat Betting, es ist der Mann, den ich unter allen am meisten achte und am wärmsten verehre. Ich sehne mich danach, das ehrwürdige Antlitz nochmals zu schauen. Die welken Blätter einer in seinem Hausgarten gepflückten Rose fallen mir in die Hand, und seltsam, sie atmen den Duft, der den seligsten Moment meines Lebens wie Weihrauch umwehte. Einen Augenblick stand ich berauscht, nun wieder heimat- und freudelos.

„Ich kam vom alten Leman — bitte an keinen Lehmann zu denken — das Wallis herauf, um über den Simplon nach Hesperien herunter zu steigen. In Brieg, während der Vorspann genommen ward, fing es an zu schneien. Sacht legten sich die Flocken auf den Silberglanz der Dächer aus Glimmerschiefer. Drüben, auf der Galerie eines Hauses, standen einige Kinder und sahen lachend dem Kätzchen zu, das vom Gesims aus aufmerksam dem Fluge der Flocken folgte und nach jeder nahekommenden zierlich mit den Pfoten langte. Warum mir das auffiel? Ich möchte Kinder haben, die sich solchen Anblicks freuen können, wie die Walliser Mädchen und Bübchen.

„Gestern war ich in den Albaner Bergen, auf der weitausschauenden Terrasse von Aricia, merkwürdig wegen des Orestes-Bildwerks, auf welchem Klytämnestra und Elektra Hauben derselben Form tragen, wie die überrheinischen Obstweiber auf dem Karlsruher Markt, — nämlich sogenannte ‚Bätzen‘, die auch den poesievollen (Dichtern moderner Studentenlieder zu empfehlenden) Namen ‚Saumagen‘ führen. Die Trude — hochdeutsch der Alp, niederdeutsch die Mare — hat sie — die Haube nämlich — verkehrt auf und heißt deshalb im untern Elsaß und in der Pfalz Letzkäppel, Letzbätzel, auch bloß Letzel.[1] Dies zur Erklärung, wenn ich Dir versichere, daß auf allen meinen Pilgerfahrten die Erinnerung an meinem Lebensblute zehrt, mir saugend am Herzen sitzt, wie eine Mare. Aber, wie gern gäbe ich meine beste Kraft hin, wenn ich, aus dem fortwährenden Traum erwachend, *sie* an meiner Brust fände, deren Bild mich nimmer verläßt. — Im Nordwesten Deutschlands heißen die Truden Walridersken und kommen zu Pferd heran. Ein hübscher Anklang an die hohen Walküren. Brunhild und Chriemhild, die männermordenden, waren solche, und ihr Gedächtnis lockte mich auf der Herfahrt fast nach Worms hinüber, wogegen ich kühl an der ‚Totenstadt des Reichs‘ vorüberfuhr, so sehr ich den Kaiserdom liebe. Ihn umwimmelt ein Heer jener ‚Räte‘, denen Leute von einigem Geist — dort schätzt man nur den Weingeist — gerne ausweichen. Offenen Mundes stehen sie noch immer vor dem vermeintlichen Mythrasbild im Dom, das ein Mythenkundiger auf den ersten Blick zu deuten weiß. Ich hatte keine Lust, den klugen Pfälzern das Rätsel zu lösen und sah von ferne nach den überrheinischen Bergen.

„Am Rheine, von schwellendem Hügel,
Am Abend nach eiliger Fahrt,
Hebt wiederum Sehnsucht die Flügel,
Erblick' ich die blauende Haardt.
Da drüben, da drüben verglimmen
Die Lichter im dämmernden Raum,
Und Heimat und Jugend verschwimmen
In einen wehmütigen Traum.

Zu Bergen voll Wäldern und Matten
Hinführt ein verstohlener Weg,
Nußbäume die Straße beschatten
Und Mandeln den klimmenden Steg;
In Lauben von Reben umsponnen,
In Trümmern kastanienumrauscht
Da hab' ich manch' Märchen ersonnen
Und Sagen des Waldes erlauscht.

Der Zauber ist lange zerronnen,
Das Feuer verlöscht und verkohlt,
Geleert und vertrocknet der Bronnen,
Daraus ich mir Freuden geholt;

---

[1] Der Briefschreiber vergißt zu bemerken, daß „letz“ eben verkehrt heißt, schon bei Fischarts „Letzkopf“ vorkommt, und daß auch die gräco-italischen Völker ihre Empusa und ihre blutsaugenden Lamien hatten. D. V.

Die kleine Blumensucherin.

Von M. Kaltenmoser.

Nicht ahnt' ich, wie rasch er versiege,
Der Leben und Labung mir gab.
Heut' fänd' ich die heimische Wiege,
Doch Vater und Mutter im Grab."

Und so weiter. Was waren mir einst jene Berge, und was sind sie mir jetzt? — Ein schnöder Zufall hat mich in diesen böotischen Gefilden das Licht der Welt erblicken lassen. Banausisch waren die Bewohner von je, und seit es fast alle Welt ist, sind sie es par excellence. Vorüber!

„In Schwetzingen war ich von einem Zug zum anderen ausgestiegen, um mir wieder den berühmten Garten anzusehen. Es war ein milder Oktoberabend, als ich durch das Städtchen zum Bahnhof zurückkehrte und dabei in einen Kramladen trat, um eine Kleinigkeit — ich weiß nicht mehr was — zu kaufen. Die Krämerin war eben im Begriff, ihr kleines Mädchen einzuschläfern. Und da dasselbe die Gewohnheit zu haben scheint, denen, die es liebt, Beinamen von gutschmeckenden Dingen zu geben, nahm es in folgender allerliebster Weise Abschied für den Tag von seinen Lieben: „Gute Nacht, Gutedel-Vater, schlaf wohl! Gute Nacht, Zuckertorte-Mutter, schlaf wohl! Gute Nacht, Apfelkräpfchen-Hannele, schlaf wohl!" Ich konnte die kleine Idylle lange nicht aus dem Sinne bringen. Ach! welche Seligkeit entbehren wir, die wir keine Familie haben! Wenn ich solcher Scenen gedenke, drängt es mich über die Alpen zurück. Ich muß wieder deutsche Kinder sehen, in die Augen meiner Eleonore blicken, ihre Wangen küssen, und niemand, niemand soll mir's wehren! Ich werde sie gewinnen und aller Fesseln entledigen — keiner soll sie mir streitig machen. Und dann will ich arbeiten, wirken, schaffen mit aller Lust und Kraft. Und meine Kinder sollen glückliche Menschen werden, meinetwegen Hoteliers, Zuckerrübenbauern, Couponschneider, Jünger Rothschilds, Geheime Regierungsräte, Kaufleute, Fabrikanten, Lohgerber, Advokaten oder sonst Leute, die andere für sich arbeiten lassen können — nur keine Gelehrten oder Dichter, die alles selbst schaffen müssen; es müßte denn sein, sie verraten schon frühzeitig das Zeug zu Märtyrern der Idee.

„Steuber war hier in Rom mit seiner jungen Frau. Ich traf ihn bei seinem Paten dem Apoll von Belvedere, heiter, zuversichtlich, weltmännisch strebend — sie ein Bläßhuhn. Ein Bläßhuhn sag' ich Dir, und weiter nichts.

„Schon strömt hier viel frembes Volk zusammen, um sich für die Osterfeierlichkeiten einzurichten, kurznasig steife Briten und andere müßige Leute, deutsche Banquiersfrauen, Strohwitwen, problematische russische Fürstinnen. Ob ich selbst über Ostern hier bleibe? Nur der Wunsch könnte mich hierzu bewegen, die nach Rom pilgernden Frauen aus den Sabiner Bergen, von der Hitze des Weges erschöpft, auf den breiten Kirchentreppen lagern zu sehen, wie sie in frommem Gebet auf das frivole Gebahren der Barbaren in der ewigen Stadt blicken — noch dieselben Sabinerinnen, die vor drei Jahrtausenden durch die Bande des Romulus etwas gewaltsam zu Müttern der späteren Weltbeherrscher gemacht wurden. — Wären so die flachs- und rothaarigen Töchter der Cimbern und Teutonen gefreit worden, hätte es an zerkratzten Gesichtern und eingeschlagenen Römerschädeln kaum gefehlt.

„Ueberdies habe ich auch Eleonoren — in der Erscheinung wenigstens — hier noch aufgefunden. Alle Tage wandere ich hinaus zum Monte Pincio in die Villa Ludovici; dort steht meine Königin des Himmels, meine Hera und lächelt mich so hold, mit so anmutvoller Hoheit an, daß ich in Versuchung gerate, meinen Arm um den edlen Hals, den stolzen Nacken zu schlingen, mein Gesicht an die weißen kalten Wangen zu legen und voll Inbrunst die göttlichen Lippen zu küssen. Ach, daß es nur eine Büste ist — mein Teuerstes in Rom!

„Und dennoch, Freund, ist es nicht ein träges, thatenloses, eines Mannes unwürdiges Leben, dieses Dahinsiechen! Darf mir der Marmor genügen? — ‚Aktion, Aktion, Aktion!' schrie Demosthenes in der Not des Staates. Und — ‚endlich einmal ein Stürmle!' sprach mein Freund Streichele aus Tübingen, als ihm jüngst bei einer Tour durch die Campagna ein Unwetter das Dach seines Asyls auf den Schädel schleuderte.

„Vielleicht, vielleicht komme ich bald, ehe man sich's versieht. Vielleicht bevor der deutsche Winter völlig zu Ende und aller Schnee gefallen und geschmolzen ist. Denn die Schicksalstragödie meines Herzens drängt zur Peripetie, der Knoten muß gelöst, meinetwegen durchhauen werden. Es spitzt sich in mir alles zur Entscheidung zu. Gut denn, so führe ich es zur Katastrophe, so oder so. Ich muß sie wiederfinden, die mir alles ist. Sie muß losgelöst

werden aus dem unwürdigen Bann und Bund, und übelgefügtem Zusammenhang. Sie muß mein werden, wenn ich leben und gedeihen soll, mein, ganz mein! Es ist eine absolute Notwendigkeit, wie die Blüte dem Baum, von dem man Früchte erwartet.

„Und wenn mir dieser Mai nicht blüht — und eine böse Ahnung flüstert mir als Furie ins Ohr, daß mir mein einziges Glück, welches ich nunmehr erstrebe, vorenthalten bleibe — dann mag der Uelle, der Kubanda, Schari oder sonst ein noch unbekannter Riesenstrom im Innern des schwarzen Erdteils als mein Styx meinen Lebensnachen ins Unbestimmte treiben oder zerschellen, wo und wie es ihm beliebt.

„Also, empfehle mich vor allem meinem hochverehrten Lehrer, Geheimerat Betting, zu dessen Füßen ich einst als begeisterter Hörer gesessen, und sage ihm, daß vielleicht bald dem ehrwürdigen Manne sich persönlich wieder vorstellen wird Dein treuer Freund

Bruno Herbig."

2.

Draußen schneite es noch immer fort. Nachdem er die seltsame Zuschrift gelesen hatte, saß Dräsow wie fassungslos da und starrte in den ununterbrochenen Schneefall, ohne auch nur eine Flocke zu gewahren. Wirrer als der weiße Flaum draußen, trieben durch sein Gehirn sich Worte und Begriffe umher, die ihm vom Lesen zurückgeblieben waren. Eine bestimmte Vorstellung jedoch hatte der Brief nicht hinterlassen, der in seiner Hand auf die Kniee niedergesunken war. Bläßhuhn, Kätzchen von Brieg, Uelle, Palmyra, Schwetzingen, Aricia, Couponschneider, Varus, Banquier, Eidechse im Frack, Stürmle, Glatzkopf, Brunhilde, Apollo, Saumagen, Letzbätzel — ein Wirrwarr von Namen durchwirbelte ihm den Kopf, schlimmer noch als das Flockengewimmel den Luftkreis draußen — alles ging kunterbunt durcheinander, bis er sich entschloß, das leidenschaftliche Schreiben, das wenigstens von der Unruhe und Gährung in der Seele des Verfassers unverkennbar Zeugnis ablegte, nochmals und zwar auf seinen Zweck hin zu überfliegen. Doch vermochte er erst allmählich zu einem Schluß zu gelangen.

„Da mache sich nun einer einen Vers darauf," sagte Dräsow kopfschüttelnd zu sich selbst, die Augen auf die flüchtig hingeworfenen Sätze geheftet. „Meines Erachtens versucht man es nicht. Indes, unternehm' ich es einmal, diese Auslassungen des Freundes mir klar zu machen, so liebt er eine Zenobia Lehmann, — ei — nicht doch! Der vertrackte Mensch steckt mich mit seiner Konfusion selbst noch an. Die Hera Ludovici hält er für seine Marmorbraut und will seine Kinder Lohgerber und Compagnons von Rothschild werden lassen. Toller Einfall! Oder vielmehr — allmählich kommt man doch dahinter, daß einiger Sinn in dem Briefe steckt — seine Liebe heißt Eleonore; der Geheimerat Betting — Wantrup wollte ich sagen — ist ihr Vater oder am Ende gar ihr Gemahl. Wahrhaftig! Der Gegenstand dieser Leidenschaft scheint in der That eine verheiratete Frau zu sein. Merkwürdiger Mensch! Sind noch so viele ledig und er verliebt sich in eine verehelichte! Und ich soll, wie es scheint, herauskriegen, wo sie zu finden. Meines Ermessens läßt man seine Hände davon! Wenn eine so friedsame Natur, wie die meinige, sich in den Tumult einer Seele mischt, die von solchen Leidenschaften gährt, wie die seinige, gerät sie leicht in den Strudel und wird mit fortgerissen, verschlungen, ohne helfen zu können. Sehen wir zu, was sich sonst für ihn thun läßt. — Ja, ja, er meint, er dürfe nur kommen und zugreifen. Dieser Herbig, den man seiner vortrefflichen Eigenschaften halber lieb haben muß, ist doch einer jener Menschen, die alles besitzen, was glücklich machen kann, und alles thun, sich unglücklich zu fühlen. Nichts genügt ihnen, wenn es im einzelnen nicht geht, wie sie wünschen. Stets haben sie nur sich und ihr Glück im Auge, oder doch das, was sie dafür halten, und setzen alles daran, sich unglücklich zu machen! — Wunderlich ist es doch, daß er gar nicht danach fragt, wie mir's geht, was aus Pauline Brockholt, Steubers verlassener Braut, geworden ist." Und hier hob Dräsow wieder die Augen nach dem Frauenporträt mit dem Immortellenkranz überm Sofa und seufzte. — „Wantrup! Wantrup!" fuhr er dann nachdenkend und überlegend fort. „Der Name ist mir nicht unbekannt, ein Geheimerat Wantrup ist mir jedoch noch nicht vorgekommen, gibt's wohl auch nicht. Aber von einem Professor Wantrup muß ich schon gehört haben. Halt! Heißt nicht so jenes gelehrte Original — der Schwiegervater des Geheimerats Betting?"

Dräsow starrte nachsinnend vor sich hin,

vermochte jedoch zu einer Klarheit nicht zu kommen und hob nun eine der dem Briefe beigelegenen Photographieen nach der anderen auf, um sie zu betrachten. Zuerst fesselte ihn dabei der Kopf der Hera Ludovici. Göttliche Züge voll anmutvoller Hoheit. Und ihr sollte Herbigs Geliebte ähnlich sehen? Einem Weibe mit diesem olympischen Haupte glaubte er selbst schon im Leben begegnet zu sein, und zwar vor nicht allzulanger Zeit hier in der Reichshauptstadt. Die hohe Frau war ihm selbst aufgefallen; wer sie jedoch war, davon hatte er keine Ahnung.

Allmählich verlor er sich in den Anblick der anderen Photographieen und fand zwischen denselben auf dem Tische eine bereits stark abgegriffene Visitenkarte von sehr kleinem Format. Er wollte sie hinwegschieben, da er sie für eine ältere, bei ihm abgegebene hielt, bemerkte jedoch, daß sie beschrieben war und hob sie halb absichtslos, gleichsam nur mechanisch vor die Brille. Flüchtig überlas er die Zeilen, anfänglich ohne Anteil an dem Inhalt, dann von demselben nicht weniger gefesselt, als von der hübschen weichen Schrift. Und mit wachsendem Staunen las er:

„Ich habe Dir etwas im Vertrauen mitzuteilen, denke Dir heute morgen als ich meinen Zopf anstecken will, ist keiner zu finden bitte such doch mal, wo wir gestern gewesen sind; halt es aber geheim vor allen. Ich kann es kaum vor Lachen aufs Papier bringen.

Jenny Nordhase."

„Was ist denn nun das?" sprach Dräsow zu sich selbst, nochmals das zierliche Billet wendend, prüfend, von allen Seiten betrachtend. Wie war denn dies ‚niedliche Zeug' zu ihm gelangt? Unter den ihm bekannten weiblichen Wesen gab es keine Jenny Nordhase, keine, die bei mangelhafter Interpunktion so gefällige, anziehende Billets schreiben konnte. Aber, gehörte auch dieses Kärtchen zu den von Herbig beigelegten Gedenkblättern?

Die Annahme that ihm weh, er wußte selbst nicht warum, indem er Gedanken über den Zusammenhang der Dinge nachhing. Es war so viel keusche, mädchenhafte Schalkhaftigkeit in den wenigen Zeilen. Sie hatte ihren Zopf verloren — wie drollig! Bei ihm? So sehr ihn diese Voraussetzung schmerzte, mußte er sich doch — alles in Betracht ziehend — gestehen, daß das Billet, aller Wahrscheinlichkeit gemäß, dem Lorbeerzweig, Olivenblatt und den Photographieen beigelegen war. Allein Herbig hatte doch im ganzen Briefe nichts von einer Jenny Nordhase erwähnt; die Zeilen waren wohl auch nicht an Herbig gerichtet; ein Mädchen bittet doch kaum den geliebten Mann, nach ihrem verlorenen Zopf zu suchen. Nein, nein! Das ganze Schreiben so — so natürlich, so sittsam, so geschämig, so voll untrüglicher Unschuld!

Je länger sich Dräsow mit dem Kärtchen beschäftigte, desto angenehmer fühlte er sich von dessen Inhalt angemutet. Allmählich so sehr, daß er alles andere darüber vergaß. Ein förmlicher Zauber wirkte aus diesen weichen Schriftzügen, bis er nachgerade nicht mehr daran dachte, daß sie keineswegs an ihn gerichtet waren. Obwohl die Zeilen an und für sich keinen Anhaltspunkt dafür boten, daß der Zopf nicht von einem alten Kopf mit runzeligem Antlitz gefallen war, bezweifelte er keinen Augenblick, daß die Schreiberin anders als jung sein könne. Diese Jenny Nordhase mußte ein noch sehr jugendliches, ein sehr gutes, ein sehr liebenswürdiges, ein sehr hübsches, ein sehr heiteres und nettes Frauenzimmerchen sein. Je länger er also das Billet ansah, desto besser gefiel es ihm samt der unbekannten Verfasserin. Die Sehnsucht nach einem friedlichen Haushalte drängte sich plötzlich lebhaft vor. — Und wie? Wenn Jenny jetzt mit leisem, schwebendem Tritt und lächelndem Gesicht im Haushäubchen hereinträte! Wenn sie hier am Ofen ihm gegenübersäße!

Immer gemütlicher malte er sich das aus. Nochmals seine Cigarre anzündend, fand es Dräsow nicht überflüssig, sich recht bequem auf dem Sofa in der Nähe des Ofens niederzulassen und, während des Schneefalles draußen, im behaglichen Zimmer angenehmen Träumen und Vorstellungen von einem lieblichen Weibchen nachzuhängen, indem er andauernd Schrift und Inhalt betrachtete.

Diese Jenny Nordhase muß noch jung sein, folgerte er hierbei, da sie sich die Naivetät jener Blütezeit gewahrt hat, wo es noch drückende Mädchengeheimnisse gibt, deren man sich nicht rasch genug entledigen kann. Sie hat ein heiteres, unbefangenes Gemüt, da sie über ihren Verlust so sehr lachen kann. Sie ist häuslich, weil sie es nicht peinlich empfindet, wegen des verlorenen Zopfes ans Haus gebannt zu sein; verschämt, weil sie nicht wünscht, daß andere

hinter das Geheimnis kommen; aufrichtig, weil sie den Verlust überhaupt einer Menschenseele eingesteht; bescheiden, da sie nur verlangt, nachzusuchen, wo man tags vorher gewesen; ordnungsliebend und scharfsichtig, weil sie sofort beim Aufstehen in der Frühe den Zopf vermißt; voll Sanftmut, da sie ihren Verlust so ruhig und gelassen erträgt; ohne Eitelkeit, da sie nicht lieber den Zopf verliert, als dessen Verlust einzugestehen; hübsch, weil sie weiß, daß ein voller Zopf hübsche Mädchen gut kleidet; voll liebenswürdigen Humors, da sie über ihr eigenes Malheur so neckisch scherzen kann; sparsam, weil sie den verlorenen Zopf überhaupt wieder haben will, statt sofort an den Kauf eines neuen zu denken . . .

Kurz, Gotthold Daniel Dräsow, Doktor der Weltweisheit und Docent an der ersten Hochschule des Reichs, schloß aus den wenigen Zeilen auf so viele Tugenden, verlor sich so ganz in Erwägungen und Betrachtungen, wie schön es sich mit solchem Weibchen leben ließe, daß er völlig übersah und überhörte, wie nunmehr draußen das Wetter umgeschlagen war. Der Lenzsturm schleuderte jetzt große kalte Regentropfen an die Fenster und zwischen den schmelzenden Schnee, tobte heulend um die Hausgiebel und fauchte wie ein gefangenes Untier im Schornstein. Kaum gewahr wurde dessen der Stubengelehrte. Ebensowenig entsann er sich noch der Vorgänge des Tages und hatte gänzlich vergessen, sich klar zu machen, auf welche Weise das Billet in seine Wohnung gelangt sein mochte. So tief war er in seinen Folgerungen aus dessen Inhalt verloren, so sehr in Betrachtungen seines häuslichen Glückes mit Jenny Nordhase versunken, daß er nicht einmal inne ward, wie jetzt jählings die Klingel seiner Wohnung gellte, jemand eingelassen, an seine Thüre gewiesen wurde, ungestüm anpochte und, dieselbe aufreißend, hastig eintrat. —

Es war ein hoher, stattlicher, tief in einen Reisepelz gehüllter Mann, der bereits in der Stube stand, während der Bewohner derselben, noch förmlich verzaubert von dem Zopfbillet, sich nicht enthalten konnte, es mit einer zärtlichen Anwandlung an seine Lippen zu drücken und auf den Namen der unbekannten Geliebten einen keuschen Kuß zu pressen. Indes spritzte der Fremde nochmals unwillkürlich den von Schnee und Regen völlig durchweichten Hut ab, daß es nur so sauste und Flocken und Tropfen im Zimmer umhersprühten, wobei auch der Träumer auf dem Sofa, von einigen kalten Wasserperlen getroffen, verwundert emporschreckte.

„Du schliefst wohl, Doktor!" fing jetzt der Eingetretene an, „und ich habe dich aus süßem Traum geweckt."

Dräsow sprang vom Sofa auf und sah den anderen bestürzt, ja entsetzt an.

„Engel und Boten Gottes, was willst du? Wie kommst du hierher?"

Der Angerufene trat einen Schritt näher, langte nach des Stubengelehrten Hand und schüttelte sie kräftig.

„Nicht sein Geist," sprach der Fremde, „es ist der unselige und wie ich sehe, unwillkommene Mensch selbst."

„Ist es denn möglich? — Eben erst erhielt ich aus Rom diese Epistel!"

„Kann ein Mensch nicht so rasch kommen, als ein Brief?" fragte der Ankömmling den verblüfften Bewohner der Stube, der sein Staunen und seine Bestürzung noch nicht überwunden hatte. „Leider kriechen unsere Bahnzüge noch schneckenartig von Land zu Land. So lange die Weltpost unseren Leib nicht mit Telegraphenschnelle dahin befördert, wohin die Seele vorausfliegt, rede man mir nicht von Fortschritt. Ich schrieb dir doch, daß ich es nicht länger über den Bergen aushalte! Frage also jetzt nicht weiter. Sei indes so gut, wenn du dich vom Schreck über mein Erscheinen ermannen kannst, und hilf mir den Pelz vom Leibe ziehen. Er ist schwer von Nässe. Habt ihr doch ein Wetter wie die Samojeden."

„Du wolltest ja Schnee!" erwiderte Dräsow, der sich noch immer nicht in die Lage zu finden wußte, halb vorwurfsvoll jammernd, in klagendem Ton, indem er sich bemühte, dem Gaste den schweren Mantel abzunehmen. „Du wolltest ja Schnee!"

„Ganz recht," versetzte Herbig. „So will ich's, so will ich's. Es geht doch etwas vor. Ich mache mir wenigstens nichts aus dem Unwetter, in welchem ich wieder hier in meinem Gasthof anlangte, und fahre schon seit drei Viertelstunden umher, um nach dir zu fahnden. In deiner früheren Wohnung wies man mich hierher." Und Herbig sah sich in der Stube um. „Dir geht es passabel, wie mir scheint."

Dräsow nickte bestätigend und drängte den Freund, Platz zu nehmen. Der aber zog vor, auf und niederschreitend die Dielen zu messen.

„Nun, freut mich. Du zweifeltest immer an deinem Stern. Du hast dich gut verheiratet? — Er schüttelt mit dem Kopfe und scheint mich zu verstehen, wie der Governore im Don Juan. — Also schlecht gefahren? — Auch nicht. So bist du noch ledig und hast nacheinander dreißig Auflagen erlebt?“

„Kommt nicht vor. O nein!“ seufzte Dräsow, dem es schwer fiel, den Eindruck der plötzlichen Erscheinung des Freundes zu verwinden.

„So hast du die Lotterie gewonnen? — Ebenfalls nicht. — Eine gesegnete Tante beerbt?“

„Geerbt ja, aber keine Tante,“ lautete Dräsows wehmütige Bestätigung.

„Also Mutter, Schwester, Bruder, Onkel? Nicht? Wen denn?“

„Ein edles, verkanntes Wesen, dem ich ewig Dank und Treue schulde.“

„So steht es. Ich weiß deinen Schmerz zu ehren,“ sprach Herbig, noch immer hastig hin und herschreitend. „Allein, als ich eintrat, glaubte ich dich in Glück verloren, so inbrünstig drücktest du ein Billet oder ein Bild deiner Geliebten oder abwesenden Gattin an die Lippen. So hast du dich also getröstet.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Bienenleben.

Von

A. Kleinschmit.

Keine Wissenschaft bietet ein so unendlich reiches, mannigfaltiges und wichtiges Feld für unsere Wißbegierde, für Studien und Erfahrungen, als die Naturwissenschaften. Im großen sowohl wie im kleinen treten immer wieder neue Erscheinungen, neue Kombinationen zu den alten bekannten und bereichern die Summe des allgemeinen Wissens täglich mehr und mehr. Kein Studium ist auch wohl so interessant als das der Natur; je weiter der gebildete Mensch in ihre Geheimnisse eindringt, um so mehr wird seine lebendige Teilnahme von allen den bunten Wundern gefesselt, denen sein Auge begegnet.

Nur wenigen ist es vergönnt, sich durch den Augenschein, z. B. von dem Haushalte und dem Leben der Bienen ein klares Bild zu vergegenwärtigen. Es wird daher dem Leser eine kurze Darstellung vielleicht nicht ganz uninteressant sein, selbst wenn er, wie ich wohl voraussetzen darf, hie und da bereits einiges darüber gelesen oder gehört haben sollte.

Wie die Wespen, Hummeln 2c. gehört die Biene zu den Hautflüglern. Trotzdem unterscheidet sie sich, abgesehen von ihrer äußeren Erscheinung, von diesen sehr wesentlich. Während die ersteren einzeln leben, einzeln ihren Familienstand begründen, auch in einen vollständigen Winterschlaf verfallen, so ist das bei dem Insekte, von dem ich einzelnes zu erzählen im Begriffe stehe, nicht der Fall. Die Biene ist nicht imstande, sich einzeln, selbst im Sommer, längere Zeit am Leben zu erhalten; sie wird kaum vierundzwanzig Stunden überleben, auch dann, wenn sie mit Honig versorgt sein sollte, weil es ihr als einzelnem Individuum einerseits gar nicht möglich ist, während der kühleren Nächte denjenigen Wärmegrad zu erzeugen, in welchem sie dauernd leben muß, sie würde erstarren und sterben; anderseits müßte sie, eingesperrt, sich so abarbeiten, daß sie aus Erschöpfung binnen kurzem zu Grunde gehen würde. Ihr ganzes Leben, ihr Wirken und Wohlbehagen kommt erst im engen Zusammenleben mit einem Bienenvolke zum Ausdrucke. Nur ein solches von Tausenden einzelner Individuen ist in der Lage, zusammenlebend in einer entsprechenden Wohnung, die nötige Wärme zu produzieren und diejenigen Bedingungen herzustellen, welche zur Erhaltung auch des einzelnen Insektes unerläßlich sind.

Auch das Bienenvolk verfällt nicht, wie einzeln lebende andere Insekten, in einen sogenannten Winterschlaf. Dicht zusammengedrängt und aufeinander sitzt es im Winter auf den Honig- und Wachstafeln, seine gesamte Lebensthätigkeit allerdings auf ein geringes Minimum reduziert, aber doch der ununterbrochenen Ernährung bedürfend, von den Vorräten, diesen langsam nachrückend, zehrend und als Produkt ihrer Verdauung die zum Leben nötige Menge Wärme produzierend. Jede Biene, welche sich in dieser Winterperiode von dem dichten Haufen trennt, erstarrt sofort und muß ihr Wagnis mit dem Leben bezahlen.

So hat man sich daran gewöhnt, ein ganzes

Bienenvolk als Einheit aufzufassen, indem es nur als solches Lebensfähigkeit besitzt, welche dem einzelnen Gliede einer solchen Familie vollkommen abgeht. Alle sind, soweit sie zu einem selbständigen Ganzen gehören, der Regel nach Geschwister, Kinder eines Vaters und einer Mutter, wenn die letztere nicht eine künstlich zugesetzte und adoptierte oder eine von den Bienen nacherzogene ist. Die Königin, die Bienenmutter, auch Weisel genannt, ist das einzige durchaus vollkommen ausgebildete Weibchen, und die ausschließliche Eierlegerin im Stocke. Jeder Haushalt besitzt nur eine einzige, frei im Stocke sich bewegende Königin; eine zweite würde nicht geduldet, sie würde unfehlbar getötet, erstochen werden. Von dieser einen Mutter stammen mit wenigen Ausnahmen sämtliche Familienmitglieder ab, und es ist rührend, zu sehen, mit welcher Liebe, Auszeichnung und Aufmerksamkeit sie von ihrem Volke behandelt und bedient wird. Von einem förmlichen Hofstaate umgeben, bewegt sie sich inmitten des Volkes, ihrem Lebensberufe folgend, von Zelle zu Zelle, von Tafel zu Tafel. Willig reichen ihr die sie umgebenden Kinder den Rüssel, das Beste bietend, was der Haushalt gewährt. Es ist als wenn sie das Bewußtsein hätten, daß von dieser ihrer Mutter der gedeihliche Fortbestand des gesamten kleinen Reiches abhängig sei, daß sie es allein sei, welche für zukünftige Generationen sorgt. Schlank und um die Hälfte größer als eine gewöhnliche Arbeitsbiene, ist sie leicht erkennbar für das geübtere suchende Auge. Die Quantität der Eierlage einer Königin richtet sich nach der Jahreszeit und dem Wetter, nach der Stärke des Volkes und der Ergiebigkeit der Honigquellen. Im Winter, zur Zeit, wo das Völkchen nur noch ein vegetatives Dasein führt, wo die Lebensbedingungen auf das äußerste Minimum herabgestimmt sind, legt die Königin gar keine Eier. Wie im Herbste mit dem Aufhören der honighaltenden Blüten in der Natur und dem Beginne der kühleren Jahreszeit die Eierlage aufhört, so beginnt sie nach dem Frühjahre hin, selbst zu einer Zeit, wo die Bienen noch in dichtem Zusammengedrängtsein sich nicht vom großen Haufen ohne Lebensgefahr zu trennen vermögen, oft schon im Monat

Fig. 1. Bienenschwarm (S. 404).

Januar, allmählich wieder und steigert sich mit der zunehmenden Wärme der Luft, mit dem wachsenden Volkreichtume und der beginnenden Blütenentwickelung mehr und mehr, bis sie im Mai und Juni ihren Höhepunkt erreicht. Eine junge, kräftige, fruchtbare Königin eines gut überwinterten zahlreichen Volkes von vielleicht hunderttausend Bienen ist zur Zeit der üppigsten Blütenpracht imstande, in vierundzwanzig Stunden über dreitausend Eier zu legen. Wenn man bedenkt, daß dreitausend Eier, in Form einer Bohne und der Größe eines sehr kleinen Stecknadelknopfes, dicht zusammen und aufeinanderliegend, ein größeres Volumen repräsentieren als die Eierlegerin selbst, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der Leistungsfähigkeit einer Königin überhaupt und von der außerordentlichen Schnelligkeit machen, mit welcher die Eier sich entwickeln müssen, mit welcher erstaunlichen Rapidität der Stoffwechsel vor sich geht.

Die natürliche Lebensdauer einer Bienenkönigin beträgt in der Regel fünf bis sechs Jahre und ihre Fruchtbarkeit nimmt mit dem zunehmenden Alter ab; in ihrem ganzen Leben ist sie wohl fähig, eine Million Eier zu legen. Außer in ihrer Jugend, dann noch in dem Falle, wo sie mit einem Schwarme die alte Häuslichkeit verläßt, begibt sich die Königin niemals außerhalb des Stockes.

Die Eierlage ist insofern eine durchaus willkürliche, als es die Königin vollkommen in ihrer Gewalt hat, je nach den Umständen Eier zu legen, aus denen sich männliche, oder solche, aus denen sich weibliche Bienen entwickeln; und zwar werden in die größeren Drohnenzellen ausnahmslos Drohneneier gelegt, aus denen männliche, in die kleineren Arbeitsbienenzellen nur solche, aus denen weibliche Bienen entstehen. Das Königsweibchen weiß daher sehr wohl zu unterscheiden und gibt da, wo Drohnen- und Arbeiterwachs aneinanderstoßen, ohne längere Erwägung oder Unterbrechung nur die entsprechenden Eier von sich. Seine sehr natürliche Erklärung findet dieser Umstand in der Thatsache, daß die Königin jedes von ihr abzugebende Ei selbst befruchtet oder nicht befruchtet. Im ersten Falle wird das Ei zu einem weiblichen, im letzteren zu einem männlichen gestempelt. In früheren Jahren, solange noch entgegengesetzte Erfahrungen nicht vorlagen, stellte man kühn die von keiner Seite widerlegte Behauptung des Gegenteils auf. Wie wenig die Unrichtigkeit dieses Satzes im größeren Publikum noch bekannt ist, zeigte mir beispielsweise vor mehreren Jahren ein jüngerer Arzt in Pyrmont, welcher durch seine Renitenz eine Wette verlor. Erst in neuerer Zeit hat man die sogenannte Parthenogenesis festgestellt, und ist die Biene gerade das vermittelnde Medium bei dieser Entdeckung gewesen. Das Verdienst dieser neuen Erfahrung gebührt dem um die Bienenzucht so außerordentlich verdienten katholischen Pfarrer Dzierzon in Karlsmarkt (Schlesien), sowie den Naturforschern von Siebold und Hofmeister, welche die erst schüchtern auftretende und heftig bekämpfte Theorie zur unumstößlichen, auch in wissenschaftlichen Kreisen allmählich anerkannten Thatsache befestigten. Wie ich schon vorhin erwähnte, verläßt die jungfräuliche Königin nur einmal den Stock. In denselben zurückgekehrt, beginnt in der Regel nach vierundzwanzig Stunden das Geschäft des Eierlegens.

Der evidente Beweis für diese höchst interessante Erscheinung wurde durch die Einführung der italienischen Bienen vermittelt, einer Bienenart, welche sich von unserer einheimischen schwarzen durch schöne gelbe Ringe am Hinterleibe auszeichnet und dadurch eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Wespe erhält, im übrigen jedoch wenig oder gar nicht in ihrer Größe, ihren Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten von der unserigen differierend. Dieser Unterschied in der äußeren Farbenzeichnung ist nicht zu verkennen und auch dem Laien bei einem oberflächlichen Vergleiche schon sofort ersichtlich. Eine Kreuzung unserer einheimischen Bienen mit den Italienern hat nun in eklatantester Weise gezeigt, daß die Vererbungsfähigkeit der Rasseneigentümlichkeit seitens des Vaters sich nur auf die weibliche Descendenz erstreckt, während die männlichen Nachkommen unzweifelhaft die reine Rasse der Mutter beibehalten, der Einfluß des Vaters also total ausgeschlossen bleibt. Eine rein italienische Mutter und ein deutscher Vater werden nur weiblichen Bastarden halb deutsch, halb italienisch das Leben geben, die aus dieser Ehe entsprossenen Drohnen oder Männchen bleiben unverkennbar rassereine Italiener, und umgekehrt. Man hat diese Versuche tausendmal und in allen möglichen Variationen angestellt, im Prinzipe aber immer dasselbe Resultat gewonnen.

Die Richtigkeit dieser Theorie geht auch

aus einer anderen Erscheinung unleugbar hervor. Hat ein Bienenvolk seine Königin durch irgend einen Umstand verloren und besitzt auch nicht die Mittel, sich eine andere Nachfolgerin aus eigener junger Brut nachzuerziehen, so ist es im wahrsten Sinne des Wortes weisellos und als selbständige Familie ohne künstliche Abhilfe unrettbar dem Untergange geweiht. Es ist demselben diese prekäre Lage auch nicht unbekannt, und es kommt unter solchen Verhältnissen nicht gerade selten vor, daß in dem instinktiven Gefühle des Bedürfnisses nach einem die Weiterentwickelung bedingenden Ersatze, eine gewöhnliche Arbeitsbiene (zwar auch ein unzweifelhaftes Weibchen, aber mit derart verkrüppelten, in der Entwickelung bedeutend zurückgebliebenen Organen, die eine Wirksamkeit wie die der Königin absolut unmöglich macht) anfängt, in kleine Arbeiterzellen Eier zu legen, aus denen sich in gewisser Zeit allerdings auch lebendige Wesen, aber ausnahmslos nur Drohnen entwickeln. Auch hieraus ist ganz derselbe Schluß zu ziehen.

Fig. 2. Wabenstück mit Königinzelle (oben rechts).

Fig. 3. Aufgeschnittenes Hinterleibsende mit Stachel (S. 411).

Die Arbeitsbienen, so genannt, weil sie sämtlichen eigentlichen Geschäften innerhalb und außerhalb der Wohnung, des Stockes, obliegen, sind im Vergleich zu der Königin verkümmerte Weibchen, und zwar verkümmert infolge ihrer eigentümlichen Erziehung als Made und Puppe in kleinerer Zelle und durch rohere Futterstoffe. Eine zur Erziehung einer Königin dienende Zelle, nur für das spezielle einzelne Bedürfnis erbaut und nach erfülltem Zwecke wieder abgebrochen, ist bedeutend größer, länger als die Bienenzelle, der kräftigsten Entwickelung hinlänglichen Raum bietend, während dem Wachstum der Arbeiterinnen in ihrer Jugend durch die näher aneinander liegenden Zellenwände die engsten Grenzen gesetzt sind. Auch die Ernährung der Königin ausschließlich mittels eines Extraktes aus den gewöhnlichen Futtermitteln ist eine intensivere und reichlichere, und mag nicht wenig zu der größeren Ausbildung ihrer körperlichen Verhältnisse beitragen. Es geht aus dem Gesagten schon zur Genüge hervor, daß jede offene, d. h. unverpuppte Bienenmade, aber auch nur während dieses ersten Lebensstadiums, fähig war, durch Erweiterung ihrer Kinderstube, durch bessere und reichlichere Ernährung mit Futterextrakt, zu einem vollkommen ausgebildeten Weibchen, einer Königin, erzogen zu werden. Daß dieses auch sehr häufig in Wirklichkeit geschieht in der praktischen Bienenzucht, erfährt man leicht, wenn man einem Bienenvolke, das natürlich mit Eiern oder unverpuppten Maden versehen sein muß, seine angestammte legitime Mutter wegnimmt. Flugs wird das Bienenvolk, nachdem es seinen Verlust erkannt und durch unruhiges Umherlaufen und Suchen diese Erkenntnis zum Ausdruck gebracht hat, vorsorglich gleich mehrere Zellen mit offenen Maden, besonders an den Kanten der Brutwaben, zu Königinnenzellen (Fig. 2) erweitern, umbauen. Gewöhnlich den 14. bis 15. Tag nach dieser Manipulation schneidet die reifste der verpuppten Königinnen den Deckel ihrer Zelle bis auf ein schmales Scharnier von innen ab und gibt ihr Dasein durch einen hellen Ton: „tüt, tüt“ zu erkennen und spaziert, wenn sie keine Antwort empfängt, mutig aus ihrem engen Gefäng-

Fig. 4. Bienenkette (S. 410).

nisse heraus, wo sie dann von ihren Unterthanen die ihr entgegengebrachte Huldigung entgegennimmt. Ihre Majestät wird beleckt, geputzt, restauriert aus den Mägen ihres Hofstaates und in ihren Gemächern umhergeführt. Kaum wird sie jedoch der noch weiter vorhandenen Königinnenzellen ansichtig, als sie auch sofort in der Anwandlung einer heftigen Eifersucht diese ihre Nebenbuhlerinnen zu vernichten strebt. Ist das Volk nicht übermäßig kräftig, zahlreich, oder hat es in seiner Wohnung mehr als hinlänglichen Raum, dann erkennt es in der Regel seine Königin dadurch förmlich an, daß es ihr diese Arbeit abnimmt, die übrigen Weiselzellen zerstört, die mehr oder weniger reifen Königinnen ohne weitere Umstände herauszieht, tötet oder sans façon zum Stocke hinaus spediert. Die erwählte Königin ist nun allein Herrin ihres Reiches, hält in den nächsten Tagen ihren Hochzeitsausflug und beginnt ihr Eierlegen. Fühlt dagegen ein Volk den Vollbesitz seiner Kraft und ist die bisher innegehabte Wohnung zu enge, dann zieht es teilweise mit der jungfräulichen Königin als Schwarm aus und die nächstreife Mutter entschlüpft im alten Stocke unter denselben Erscheinungen der Puppe. Wohlweislich bleibt sie aber im Bewußtsein ihrer größeren Sicherheit so lange in ihrer Zelle, bis ihre Vorgängerin das Feld geräumt hat. Sollte es der Zufall bei einer solchen Gelegenheit einmal fügen, was allerdings wohl höchst selten vorkommt, daß eine zweite Königin ihre Zelle verläßt, während die erste noch im Stocke weilt, dann fallen sofort beide übereinander her und der wütendste Zweikampf findet nicht früher sein Ende, als nicht mindestens eine der beiden Kämpferinnen unterlegen ist. Tritt, ehe ein solches Volk mit jungfräulicher Königin den beabsichtigten Schwarm abgestoßen hat, Regenwetter ein und damit die Unmöglichkeit des Auszuges, haben infolgedessen mehrere Königinnen Zeit gehabt, zum Ausschlüpfen aus der Zelle reif zu werden, dann kann man an ruhigen Abenden, wenn man das Ohr an den Stock legt oder auch nur in der Nähe des Stockes sich befindet, ein förmliches Tüt-Konzert in demselben hören, welches einerseits von den noch inhaftierten Königinnen etwas dumpfer klingend, herrührt, andererseits jedesmal von der frei sich bewegenden Königin, als Kundgebung, daß der Thron von ihr besetzt ist, hell beantwortet wird.

Fig. 5. Bienenkopf (vergrößert).

Jedem Kinde ist es bekannt, daß die Biene die Sammlerin und Lieferantin des Honigs ist. Zu Tausenden sieht man sie im Frühjahr auf einem reichen Blütenfelde umherschwirren, mit dem Rüssel in das Innere jeder Blüte dringend aus ihr den süß duftigen Saft aufsaugen, um im nächsten Momente zu einer anderen Blüte zu eilen, ohne Unterbrechung, ohne sich Ruhe zu gönnen, bis ihre Honigblase gefüllt ist und sie schwerbeladen nach Hause eilt, die süße Bürde in eine Zelle ablädt, um auf neue Ernte auszufliegen. Reiche Honigweide gewähren u. a. namentlich die Obstbaumblüte, der Raps, Sommersamen, Esparsette, Luzerne, Weißklee, die

Fig. 6. Kopf der Königin (vergrößert).

Fig. 7. Kopf der Drohne (vergrößert, S. 412).

Linden- und die Heidelblüte. Nicht alle Blumen aber enthalten Honig und nicht zu jeder Zeit, auch ist der Honig nicht aus allen Blüten erreichbar. Es ist merkwürdig, welchen Einfluß die Elektricität auf die Blüten hat; nach einem starken Gewitter mit heftigem Blitzen sind die ergiebigsten Honigquellen plötzlich total versiegt und die Pflanze muß erst wieder neue Blüten treiben, um den Bienen Weide zu bieten. Die Kinder, namentlich auf dem Lande, wissen, wie reich die Blütenköpfe des Rotklees an süßem Safte sind, denn sie rupfen die Kelche ab und saugen sie aus. Den Bienen ist diese sehr reiche Quelle gänzlich versagt, weil die Blütenkelche zu tief sind und der Bienenrüssel zu kurz, um auf den Boden derselben gelangen zu können. Man sieht daher keine einzige Biene ein blühendes Rotkleefeld besuchen. Wunderbar ist es, wie rasch die Bienen, selbst auf weite Entfernungen, alle Süßigkeiten wittern; hat erst eine Biene genascht, so finden sie sich sehr bald scharenweise ein, um an dem leckeren Mahle teilzunehmen. Ebenso wissen sie sofort, wenn die eine oder andere Quelle ihres Labsals versiegt ist. Es ist unzweifelhaft zu erkennen, daß die Bienen ein natürliches Mitteilungsvermögen untereinander besitzen müssen, auch andere Erscheinungen weisen auf das Vorhandensein eines solchen evident hin.

Fig. 8.
Hinterbein einer Arbeitsbiene.

Obgleich bei sehr ergiebiger Weide der Honig von den Bienen in der Eile häufig in dem unteren Teile der Waben interimistisch abgeladen wird, so wird er doch später möglichst nach oben translociert und dort in den Zellen, immer von oben nach unten bedeckelt, d. h. mit einem dünnen Wachsblättchen luftdicht verschlossen. Es würden ja sonst die flüssigen Bestandteile zu rasch verdunsten, der Honig zu sehr verdichtet werden und schließlich krystallisieren, so daß die Bienen im Winter, trotz ihrer Vorräte und auf ihnen sitzend, verhungern könnten. Dergestalt krystallisierter Honig ist für die Bienen ungenießbar, weil sie ihn ohne Wasser nicht auflösen können, Wasser aber niemals für den Winter aufgespeichert wird. Daher findet man nach recht langen Wintern und namentlich, wenn eine Herbstweide gefehlt hat, der Honig also sehr alt ist, auf dem Boden des Stockes häufig eine Masse Krystallkörner, die zur Flugzeit, wenn die Bienen Wasser einholen können, von diesen sorgfältig wieder aufgelesen, aufgelöst und verwertet werden. Will man sich seinen Bienen nun gern gefällig erweisen, so setzt man ihnen schon gleich in den ersten Flugtagen vielleicht etwas versüßtes Wasser in einer flachen Schüssel mit Spänen belegt, um sie vor dem Ertrinken zu schützen, in die Nähe des Standes, und man wird sehen, wie wohl die Bienen die Aufmerksamkeit, die ihnen vielleicht manche weitere Wege erspart und sie vor manchen Gefahren bewahrt, aufnehmen.

Warum speichern denn die Bienen ihre Wintervorräte immer oben im Stocke, jede Zelle damit füllend, die von junger Brut frei wird, und nicht unten, etwa in der Nähe des Flugloches, auf? Ganz abgesehen davon, daß er dort vor Räubern sicherer ist, so ist die Zweckmäßigkeit auch schon aus dem Grunde sehr plausibel, weil nach einem alten Grundsatze die Wärme stets nach oben zieht. Würde der Honig im Parterre aufbewahrt werden, so müßten auch die Bienen da sitzen und natürlich schmählich frieren, während die obere Etage wohlgeheizt und behaglich warm wäre. Ja, noch mehr wird der Leser staunen über die außerordentliche Klugheit der Bienen und die treffliche Einrichtung ihres künstlichen Hausstandes, wenn er hört, daß sie alle Ritzen ihres Wohnhauses bis auf das Flugloch mit Harz dicht verkitten, welches ihnen meist die Nadelhölzer liefern, damit ja keine Wärme entweicht. Man wird sich diese und ähnliche Symptome eines vernünftigen Nachdenkens damit erklären können, daß man sagt, es sind das Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten, die immer wieder von Generation zu Generation weitervererbt, schließlich konstant in der Rasse werden mußten. Aber auch in improvisierten Ausnahmefällen wissen sich die Bienen sehr praktisch zu helfen. Z. B. man legt ihnen eine tote Maus auf den Boden des Stockes. Voll Furcht oder Abscheu biegen sie ihr anfänglich vielleicht aus, gehen ihr aus dem Wege; damit wird aber das immer unangenehmer wer-

Fig. 9. a Ei, b Made, c Puppe (S. 409).

bende Objekt nicht beseitigt; sie besehen sich den Fall näher, zerren, rupfen am Felle an den Haaren herum. Vergebens! Was geschieht? Das was in dieser prekären Situation das einzig Vernünftige ist: sie überziehen den ganzen verwesenden Kadaver mit Harz und machen ihn damit für ihre Häuslichkeit vollkommen unschädlich. Und nun sage noch einmal einer, die Bienen hätten keinen Verstand!

Nächst dem Honig ist das Blumenmehl ein notwendiges Erhaltungsmittel für den Bienenhaushalt; es wird daher in der Imkersprache auch Bienenbrot genannt. Gleichwie der Honig wird auch dieses von den Blüten gesammelt, indem das kleine Insekt, um die Staubfäden der nämlichen Blüten schwirrend, den Blütenstaub abstreift, mit Honig anfeuchtet und in Form und Größe kleiner Linsen an den äußeren Kniegelenken der beiden Hinterfüße nach Hause trägt. Es sieht allerliebst aus, wenn eine fleißige Arbeiterin nach der anderen, zwei weiße, graue, rote, gelbe, grüne Bällchen, auf jeder Seite eines tragend, ermüdet von der Last schwer auf das Flugbrett fällt und eilig in die Wohnung schlüpft, um ihr Gewonnenes in eine Zelle abzustreifen und daselbst fest einzustampfen. — Durch das Schwirren um die Blüten trägt die Biene unwillkürlich nebenbei nicht wenig zur Verteilung des Blütenstaubes, also zur Befruchtung der Blüten bei und ist also auch nach dieser Hinsicht von unverkennbarem Nutzen. Ehe im Frühjahr noch die ersten blumenmehlspendenden Blüten, namentlich Salweide und Haselnuß, aufbrechen, nehmen die Bienen als Ersatz auch gern Weizenmehl, welches man, in eine leere Tafel gestrichen, in der Nähe des Standes aufstellt. Sie lassen dieses jedoch sofort stehen, sobald die Natur selbst erst genügend davon liefert (S. 411).

Um auch unseren Hausfrauen einen Wink zu geben, sei noch bezüglich des Honigs bemerkt, daß der aus den Frühjahrs- und Sommerblüten eingesammelte der aromatischte und wohlschmeckendste, also der beste ist. Ganz irrigerweise wird vielfach behauptet, der Heidehonig sei der beste. Er ist der schlechteste, scharf und kratzig von Geschmack. Will die Leserin Scheibenhonig, so kaufe sie nur hell goldgelb durchsichtigen in weißem Wachse, alle dunklern, braunen oder schwarzen Waben haben schon mehr oder weniger, wie ich noch zeigen werde, der Bruterziehung gedient.

Eine der vornehmsten Thätigkeiten der Bienen innerhalb ihrer Behausung ist die Fütterung und Erziehung der Nachkommenschaft. Die Königin besetzt, nachdem von der Bedienung die Zellen einer aufmerksamen, gründlichen Reinigung unterzogen worden sind, in zusammenhängender Reihenfolge Zelle für Zelle mit einem Ei, und dicht belagert das Volk dieselben, sie durch Erzeugung eines höheren Wärmegrades bebrütend. Nach drei Tagen schon läuft aus dem Ei die winzig kleine Made aus. Sofort versorgen die belagernden Bienen jede derselben mit einem kleinen Tropfen Futterbrei, einem aus Honig und Blumenmehl herstammenden Produkte des Bienenleibes, aus welchem alle zur Enährung nicht tauglichen Stoffe durch den Verdauungsapparat bereits ausgeschieden sind, also der Quintessenz der gewöhnlichen Nahrungsmittel, dem reinen Magensafte oder Chylus. Es dient derselbe auch in den folgenden sechs Tagen der Made als ausschließliches Nahrungsmittel, bis dieselbe, anfänglich in dem Futterbrei schwimmend, allmählich wachsend, sich schließlich am neunten Tage, vom Legen des Eies an gerechnet, in der Zelle aufrichtet und, nachdem sie von ihren älteren Geschwistern mit genügendem rohem Honig und Blumenmehl versorgt wurde, einzuspinnen, zu verpuppen beginnt und nach ferneren etwa zwölf Tagen als fertige Biene ausläuft (Fig. 9). Die ganze Entwickelungsperiode nimmt also durchschnittlich einen Zeitraum von 20 bis 21 Tagen in Anspruch. Zwar ist dann die junge Weltbürgerin noch sehr zart und leicht zu erkennen an ihrer helleren Farbe; gepflegt, geputzt, gefüttert und erwärmt durch ihre sie umgebenden nunmehrigen Kolleginnen, konsolidiert sie in den nächsten Tagen, während welchen sie den Stock zwar noch nicht verläßt, aber doch allmählich an den Arbeiten innerhalb desselben teilnimmt, ihre Kräfte. Nachdem fliegt auch sie aus, zuerst nur schüchtern in orientierendem Vorspiele unmittelbar vor dem Stocke; sie besieht sich die Wohnung von außen, ihre Umgebung, merkt sich die ganze äußere Konstellation, um ihren Stock und die richtige Hausthür nicht zu verfehlen, und wagt sich dann nach und nach weiter, nimmt immer mehr die regelmäßigen Arbeiten auf und ist so fleißig wie jede andere. Die Hülle, das Gespinst, in welchem sie verpuppt war, bleibt in der Geburtszelle, deren Wände damit gewissermaßen austapeziert sind, zurück. Sie ist ein so feines, dünnes Häutchen,

daß eine ganze Reihe von Generationen ihren jugendlichen Entwickelungsgang in derselben Zelle durchmachen können, ohne daß sie wesentlich verengt wird.

Bezieht im Frühjahre ein Bienenschwarm eine neue, natürlich leere Wohnung, dann ist seine erste Sorge, dieselbe zunächst einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, sofern dieses nicht bereits früher vom Mutterstocke aus geschehen ist, alle Ritzen zu verkitten, sie mit den nötigen Möbeln auszustaffieren und überhaupt in bewohnbaren Zustand zu versetzen. Viele von meinen Lesern glauben wohl, daß auch das Wachs aus der Natur fix und fertig zum Gebrauche nur so herbeigeholt werden könne, oder sind sich wenigstens nicht klar darüber, woher es eigentlich kommt. Wie der Speck, das Fleisch, die Milch 2c. ein Produkt des tierischen Organismus, so ist auch das Wachs ein solches Verwandlungsprodukt des Bienenleibes, hergestellt aus Honig und Blumenmehl. Der Schwarm hatte sich vor seinem Auszuge aus dem Mutterstocke mit den natürlichen Nahrungsmitteln versehen, so viel er nur tragen konnte. In seinem frisch bezogenen leeren Hause setzt er sich sofort an der oberen Decke an und hängt in Gestalt einer Traube, kettenförmig die eine Biene an und unter der anderen, in großem losem Klumpen nach unten (S. 407, Fig. 4). Während nun gleichzeitig ein Teil der Bienen schon die Weide besucht, um Ersatz zu schaffen, bleibt das Gros in der beschriebenen Situation hängen und wartet in scheinbar phlegmatischer Ruhe der Verdauung. Gleichwohl ist diese scheinbare Unthätigkeit nicht Trägheit, sondern notwendige Bedingung für die im Bienenkörper sich entwickelnde Metamorphose. Sehr bald tritt nämlich das reinste Wachs in Form von ganz kleinen eirunden weißen Plättchen, durchsichtig wie Marienglas, zwischen den Segmenten an den Hinterleibern der Bienen hervor, wird hier von den unterhängenden Bienen mit den Zangen erfaßt, nach oben weitergegeben und an der Baustelle von den dabei beschäftigten Arbeiterinnen zum Aufbau der Zellen verarbeitet. Schon jetzt ist die Königin zur Sicherung der selbständigen Existenzfähigkeit der Kolonie bestrebt, jede einigermaßen vorgeschrittene, wenn auch noch nicht in ihrer normalen Größe fertiggestellte Zelle mit einem Ei zu besetzen. Betrachtet man eine leere Wachstafel näher, so wird man sich zunächst über die außerordentliche Regelmäßigkeit und die peinlichste Genauigkeit in der Größe der gleichartigen Zellen wundern; jede einzelne Bienen- oder Drohnenzelle bildet in seiner Peripherie ein regelrechtes Sechseck, eine wie die andere wie am Lineale hergezogen. Nach dem peripherischen Durchmesser gehen ungefähr fünf Arbeiterzellen auf einen Zoll, während von den etwas größeren Drohnenzellen nur vier dieses Maß haben. Die Tiefe der Brutzellen beträgt ungefähr einen halben Zoll. Jede Wachstafel enthält auf beiden Seiten Zellen, so zwar, daß die Böden derselben, die sogenannte Mittelwand, gemeinschaftlich sind. Sämtliche Zellen sind etwas nach oben gerichtet und werden, wenn sie zur Aufspeicherung von Honig dienen sollen, namentlich im obersten Teile des Stockes, gern etwas verlängert, so daß der regelmäßige Zwischenraum zwischen den nebeneinanderhängenden Waben, welcher durchschnittlich einen halben Zoll beträgt, bis fast um die Hälfte verengert erscheint. Nur in den Ecken und an den Verbindungsstellen zweier aneinandergebauten Waben kommen unregelmäßige Zellen vor. Ueber die ursprüngliche Anlage von Weiselzellen gebe ich später noch eine Andeutung. Die Wachsproduktion kostet den Bienen stets bedeutend mehr, als wir im Handel dafür zu bezahlen pflegen. Stellt man z. B. den ein Bienenvolk enthaltenden leeren Stock an einem kühlen Orte, etwa im Keller, in totaler Finsternis auf, so daß an eine Entfernung vom Stocke, ein Abfliegen von demselben nicht zu denken ist, und füttert man nun flüssigen Honig, so gebraucht eine solche Kolonie zur Produktion eines Pfundes Wachs ungefähr 20 Pfund Honig. Steht ihm Blumenmehl, welches freilich auch durch den größeren, auf das Sammeln desselben zu verwendenden Zeitaufwand nicht unwesentlich teurer zu stehen kommt als Honig, in genügender Menge zu Gebote, so ist doch immer noch ein Quantum von circa zehn Pfund Honig notwendig.

Der Sinn für die peinlichste Ordnung und Reinlichkeit ist den Bienen angeboren; alles im Stocke Ungehörige, als tote Bienen oder Maden 2c., werden sofort in der geeignetsten Weise beseitigt, unschädlich gemacht, nach außen geschafft. Eine Entleerung der Bienen innerhalb ihrer Häuslichkeit findet, wenn es irgend möglich ist, niemals statt. Im Winter, wo sie nur verhältnismäßig wenig zu ihrer Ernährung bedürfen, da sie stille sitzen und eine weitere Pro-

duktion als die eben nötige Wärme nicht stattfindet, behalten sie die Exkremente bei sich bis zum ersten schönen Tage, der neben Sonnenschein mindestens 8° R. Wärme im Schatten bringt und ihnen erlaubt, in einem allgemeinen Ausfluge vor dem Stande die so nötige Reinigung vorzunehmen.

Sogenannte Raub- oder wilde, anders geartete Bienen, wie die Mythe besagt, gibt es nicht. Jede Biene nimmt den Honig oder andere süße Flüssigkeiten, wo sie solche nur bekommen kann. Ist es ihr möglich, in einem fremden, mit einem schwächlichen Volke besetzten Stock einzudringen ohne Gefahr, so versäumt sie es gewiß nicht, sich über die fremden Vorräte herzumachen und so viel davon heimzuschleppen, als sie nur in sich aufzunehmen vermag. Freilich setzt sie bei jedem derartigen Versuche der Aneignung fremden Eigentums jedesmal ihr Leben ein, denn wird sie erwischt, so ist sie des Todes, ohne viel Federlesens wird sie gelyncht, erstochen. Es unterhält jedes normale, gesunde, kräftige Volk eine Wache von mehr oder weniger einzelnen Bienen vor seiner Hausthüre, die auf alles vigilieren, was sich dem Flugloche Verdächtiges nähert, namentlich aber auf naschsüchtige, diebische Kolleginnen aus anderen Stöcken. Kommt eine solche vor eine bewachte Thür und macht sie sich nicht schleunigst wieder aus dem Staube, so ist es ohne Gnade um sie geschehen. Oft findet man ein ganzes Knäuel Bienen, die über eine Diebin hergefallen sind und wütend auf sie losstechen. Ist es zufällig einmal einer Biene gelungen, sich in einem fremden Stocke vollzusaugen und kommt sie ungerupft davon, dann kann man sicher sein, daß sie sehr bald mit einer ganzen Partie Gehilfinnen wieder erscheint, um das Manöver zu wiederholen. In der Regel werden die Räuber aber jetzt gefaßt, und es kommt vor, daß aus solchem Anlasse sich eine förmliche Schlacht entspinnt und geschlagen wird, so daß die Verwundeten und Toten zu Hunderten an dem Stande umherliegen. Ist der angegriffene Stock kräftig, volkreich, dann schlägt er wie gesagt leicht einen solchergestalt intendierten Raubanfall siegreich ab, ein Schwächling aber wird häufig die Beute der Eindringlinge, die dann den Honig, wenn noch welcher vorhanden war, bis auf den letzten Tropfen ausrauben.

Der Leser sieht, daß die Bienen mit der ihr von der Natur verliehenen Waffe, dem Stachel, sehr wohl umzugehen verstehen, sie machen davon ohne Bedenken Gebrauch, sobald sie irgend Gefahr im Verzuge wähnen. Ungereizt sticht die Biene selten, fern von der Heimat auf der Weide nie, dort ist sie zu ängstlich besorgt und geht jedem ihr entgegentretenden Hindernisse aus dem Wege; namentlich ist sie

Fig. 10. Arbeitsbienen, Blumenmehl sammelnd (S. 409).

im Frühjahre und während des Schwarmaktes fromm, während sie im Hochsommer bei recht üppiger Tracht oder im Herbste im Gefühle ihrer Vollkraft und ihres Besitzes schon wesentlich reizbarer sich zeigt, obwohl sie sehr wohl weiß, daß jeder Stich ihr unfehlbar das Leben kostet, indem der Stachel mit der Spitze des Hinterleibes abreißt und der erstere in der Wunde stecken bleibt. Der Inhalt des an der Wurzel des Stachels befindlichen Giftbläschens ergießt sich an diesem entlang in die Wunde und verursacht bei Menschen und Tieren eine mehr oder weniger starke und schmerzhafte Geschwulst (S. 406, Fig. 3).

Besonders gereizt wird die Biene, wenn man sich in unmittelbarer Nähe des Stockes in die Fluglinie stellt, durch rasche heftige Bewegungen die Aufmerksamkeit der abfliegenden Bienen und damit ihren Zorn erregt, durch starke tierische Ausdünstung und Schweiße, durch rauhe wollige Gegenstände ꝛc.

Der gewöhnliche Flugkreis der Bienen bei ihren Sammelausflügen beträgt ungefähr eine halbe Stunde im Umkreise ihres Standes, doch kommt es ausnahmsweise auch vor, daß sie eine Stunde Weges und mehr zurücklegen, wenn ein besonders ergiebiges Blütenfeld sie lockt und in der Nähe nichts Nennenswertes zu holen ist. Ihr Lebensalter ist ein sehr verschiedenes; das Alter einer Königin erreichen sie niemals. Die im Herbste geborenen Bienen leben bis tief in das folgende Frühjahr, können also circa acht bis neun Monate alt werden; dagegen ist denen, welche erst zur Zeit der besten Trachtverhältnisse das Licht der Welt erblicken, nur eine verhältnismäßig kurze, durch die aufreibende ununterbrochene Thätigkeit und die mancherlei drohenden Gefahren beschränkte Lebenszeit beschieden. Setzt man einem entweiselten deutschen Volke bei Beginn der Volltracht eine italienische Königin zu, so wird man finden, daß nach einem Zeitraume von sechs bis acht Wochen sich fast alle deutschen Bienen allmählich verloren und durch italienische ersetzt haben, also ein vollständiger Generationswechsel stattgefunden hat. Bei dem immensen Quantum Eier, welches eine gute Königin zu legen imstande ist, müßte ja andernfalls eine sehr rasche Uebervölkerung stattfinden.

Wie schon aus den früheren Ausführungen ersichtlich, sind die Drohnen (S. 403, Fig. 7, und S. 413, Fig. 9) die Männchen unter den Bienen. Es würde nach dem Gesagten die oft übermäßige Produktion von Drohnen durch ein einzelnes Volk gar keinen Sinn haben, wenn man diesem billigerweise eine Kenntnis dessen zumuten könnte, was außerhalb seines begrenzten Wirkungskreises in fremden Stöcken vorgeht, namentlich da sie die Erfüllung ihrer einzigen Lebensaufgabe sofort mit dem Leben bezahlen müssen. Im übrigen sind sie die vornehmen Schlemmer, die, ohne je selbst zu arbeiten oder etwas für das allgemeine Wohl beizutragen, sich nur von dem Schweiße anderer mästen, faule Fresser, welche bei schönem, sonnigem Wetter spazieren fliegen und sich von dem Besten ernähren, was der Haushalt zu bieten imstande ist. Sie sind größer, namentlich dicker und plumper als die Arbeitsbienen und von diesen schon im Fluge durch den rauheren Flügelbau leicht zu unterscheiden. Einen Stachel wie die weiblichen Bienen besitzen sie nicht. Sie werden im Frühjahre für die Zeit des voraussichtlichen Bedürfnisses erzeugt und im Herbste, nach beendigter Campagne in der sogenannten Drohnenschlacht von den Bienen massakriert und aus dem Stocke geworfen, so daß oft vor einem Bienenstande um diese Zeit der Boden förmlich mit ihnen besät ist.

Es bleibt mir nur noch übrig, den Schwarmakt selbst und einiges damit zusammenhängende zu beschreiben.

Ein sich im Frühjahre stark vermehrendes, kräftiges Volk fühlt, namentlich wenn seine Wohnung nicht besonders groß und geräumig ist, sehr bald das Bedürfnis der Teilung. Im Vorgefühle schon der demnächstigen Notwendigkeit dieses Aktes hat die Königin bereits angefangen, die vorhandenen Drohnenzellen mit entsprechenden unbefruchteten Eiern zu besetzen. Es läuft täglich eine Masse junger Bienen aus und der Stock faßt bald nicht mehr alle seine Angehörigen. Schon vorher waren viele einzelne Bienen, denen man deshalb auch den Namen „Spurbienen“ beigelegt hat, ausgeflogen, um auf Entdeckung einer neuen Wohnung auszugehen. Zu Hunderten sieht man sie dann alle Mauerspalten, hohle Bäume und sonstige Höhlungen, auch namentlich leere Bienenwohnungen befliegen, sie reinigen und zur eventuellen Aufnahme der Kolonie in geeigneten Stand setzen.

Ist so nun alles in Bereitschaft gehalten, dann zieht eines schönen Mittags ein Teil des Volkes und namentlich die älteren Flugbienen, soweit sie nicht auf der Weide sich befinden, in Zeit von einigen Minuten und in Begleitung der alten Königin aus, schwirrt in wirrem Durcheinander in der Luft herum und sammelt sich schließlich, indem es sich, seine Königin in der Mitte, an irgend einen Baumast (S. 404), einen Strauch, Staket oder Hecke ansetzt und von dort dann nach kurzer Zeit direkt in seine neue Wohnung zieht, um sich ein neues Heim zu begründen in der Weise, wie ich schon beschrieben habe. Dem Mutterstocke bleiben neben der Masse Brut und junger Bienen die nun noch allmählich von der Arbeit zurückkehrenden und während des

Schwarmaktes abwesend gewesenen Bienen. Ungefähr vierzehn Tage vor dem Schwärmen hatten die Bienen hier schon, namentlich an den Wabenrändern kleine runde Näpfchen zerstreut im Stocke angelegt, welche die Königin mit Bieneneiern, aus denen die zukünftige Herrscherin erzogen wird, nach und nach besetzte. Diese Näpfchen werden erst allmählich mit dem zunehmenden Wachstum der aus dem Ei ausgeschlüpften Made vergrößert, bis sich die Made verpuppt und circa sieben bis acht Tage nach dem Schwarmauszuge die am reifsten gewordene Königin zu „tüten" beginnt. —

Später werde ich vielleicht einiges über Bienenzucht und den Einfluß schreiben, welchen die genaue Kenntnis des Lebens und der Gewohnheiten der Bienen auf die praktische rationelle Bienenwirtschaft ausübt.

Fig. 11. Drohne (S. 412).

Knabenhorte.

Von

A. Lammers.

Wie die Ferienkolonieen, so machen jetzt die Knabenhorte ihren Weg durch Deutschland. Aber sie sind viel älteren Ursprungs. Schon im Jahre 1828 wurde zu Darmstadt eine Knabenbeschäftigungsanstalt gegründet, welche die deutschen Armenpfleger, als sie im Herbst 1882 zu ihrer Jahresversammlung dort waren, in augenscheinlicher Blüte antrafen. Auch in Heilbronn und Weimar gab es schon länger derartige Stätten, auf denen man sich bemühte aus Straßenjungen, oder doch aus solchen die Straßenjungen werden könnten, durch Aufsicht und geeignete Beschäftigung in geschlossenem Raume wie im Freien gute und brauchbare Menschen zu machen. Allgemein bekannt wurde die Idee durch ihre Verpflanzung nach München, welche ein geborner Darmstädter bewirkte, der Feuerwehrinspektor Jung. Wie Wandervögel Pflanzensamen verschleppen und dadurch die Vegetation manches Fleckens Erde bereichern, so dient die heutige Freizügigkeit und civilisierte individuelle Nomadenschaft zur Ausbreitung gemeinnütziger Institutionen. In der bayerischen Hauptstadt erhielt das stille Darmstädter Kind jedoch auch einen handlichen Namen und eine Gelegenheit sich immer wieder der Welt zu zeigen. Aus der unförmlichen, langatmigen Benennung Knabenbeschäftigungsanstalt wurde der zwar minder deutliche, aber bequeme, kurze und poetisch anklingende Namen Knabenhort; ein gleichnamiges Blättchen trägt periodisch Nachrichten von Knabenhorten und ähnlichen Unternehmungen hinaus zu allen, die sich dafür interessieren. Sogar der preußische Minister des Innern ist von München aus bewogen worden, seinen größeren Städten die Einführung solcher Anstalten zu empfehlen.

Ein Hort also für Knaben! Das heißt eine Stätte, die sich ihnen außerhalb der Schulzeit aufthut, wenn weder Eltern noch Pflegeeltern da sind sie zu behüten. Es gibt ja Fälle genug im sogenannten Arbeiterstande, in denen nicht bloß der Vater, sondern auch die Mutter den ganzen Tag über außerm Hause ihrem Erwerbe nachgehen muß. Man braucht dabei nicht bloß an Fabrikarbeit zu denken. Auch Wäscherinnen, Plätterinnen und Reinmacherinnen, Hökerfrauen und Fischweiber verrichten ihr Geschäft entweder in fremden Häusern, oder sei es sitzend, sei es herumwandernd auf der Straße. Da bekommen ihre Kinder häufig nicht einmal eigentliches Mittagbrot, geschweige denn daß sie beaufsichtigt und zu Fleiß, Ordnung und guten Sitten angehalten würden. Wenn sie morgens zur Schule gehen, nehmen sie gleich für den ganzen Tag ihre Butterbrote mit, die dann aber gewöhnlich schon vor Mittag verzehrt sind; nachmittags treiben sie sich herum, wo nicht hungrig, so doch voll gierigen Neides auf ihre Schulkameraden, für die sich mittags allemal pünktlich das Tischlein deckt, und obendrein allen Versuchungen städtischen Lebens unbehütet ausgesetzt. Erst am späten Abend sehen sie ihre Eltern wieder, — Eltern wie Kinder zu müde, um einander noch viel zu sein. So vernachlässigte Knaben geben die Rekruten des Vagabunden- und Verbrechertums ab. Ihre Schwestern sind nur dann besser daran, wenn sie kleinere Geschwister warten müssen oder unter die Obhut einer Nachbarin gestellt werden, was aber doch der Regel nach auch der Fall sein

mag. Der Knaben muß die Allgemeinheit sich annehmen, schon zu ihrer eigenen Sicherung gegen den Zuwachs des gesellschaftsfeindlichen aufsässigen Heeres der Verbrecher und Strolche.

Nun haben indessen diese Verhältnisse doch auch ihre Abstufung. Man charakterisiert sie wohl zusammenfassend nach gewissen Hauptmerkmalen, aber die Wirklichkeit ist unendlich mannigfach gemischt, und auf mehr als einem einzigen Wege läßt sich versuchen ihr beizukommen, daß man die jungen noch unentschiedenen Seelen der auf sie lauernden Gefahr entreiße. Nicht alles, was Knabenhort heißt, realisiert genau dieselbe Idee; nicht jeder gleicht jedem anderen in dem Umfang und der Art seiner Einwirkung auf die jugendlichen Gäste.

Eine Auseinandersetzung verschiedener Ansichten und Behandlungsweisen hat sich kürzlich in ebenso lehrreicher als interessanter Weise zwischen den Städten **Bremen** und **Hannover** ergeben. In Hannover hat Herr Professor Julius Post, Chemiker von Fach, aber schöpferischer Socialpolitiker nach seinem Kopfe und Herzen, einen Knabenhort ins Leben gerufen; in Bremen ein ebenfalls schon vielbewährter socialpolitischer Praktiker, Herr Realschullehrer H. O. Nebdersen, mit leichter Umtaufung des Gattungsnamens ein **Knabenheim**. Allein Prof. Post faßt den **Knabenhort** auch eben ganz eigentümlich auf, und findet die Bremer Benennung passender für die Menge der gewöhnlichen Knabenhorte oder Knabenbeschäftigungsanstalten. In jenen Knabenheimen sieht er eine Fortsetzung der bekannten Krippen, Kinderbewahranstalten und Warteschulen. Der Knabenhort in seinem Sinne soll die Jungen durch Lehrwerkstätte und Schulgarten führen, damit sie sich an „Hausfleiß“ über die Schularbeiten hinaus gewöhnen, eine Liebhaberei neben ihrem Erwerbsberuf gewinnen, wie etwa Höhergebildete noch irgend eine Kunst betreiben, und auf einem Steckenpferde in die Mühsale und Sorgen unbemittelten Daseins soviel fröhlicher hineinreiten.

Der hannoversche Knabenhort will also vor allem den Kindern Anleitung geben, wie sie ihre Mußezeit in einer ihnen zusagenden aber zugleich auch wohlthätig anregenden und förderlichen Weise ausfüllen können. Dazu sind Beschäftigungen ersehen, die dem jungen Burschen, ja später selbst dem reifen Manne während der Erholungsstunden des Tags und der Woche eine erfrischende Abwechslung zu bieten vermögen. Beim Austritt aus der Anstalt, der meistens mit der Konfirmation zusammenfallen wird, braucht daher nur eine äußere, keine innere Loslösung von dem leitenden Gedanken stattzufinden. Neben gemeinschaftlichem Spiel und Gesang werden Handarbeiten betrieben, insbesondere Holzschnitzerei, Papp- und Stroharbeit in der Werkstatt, Gemüse-, Obst- und Blumenzucht im Garten der Anstalt. Die Unterweisung in diesen Fächern findet in sechs Wochenstunden statt, einen um den anderen Tag je zwei Stunden. Jedem Knaben wird das Arbeitsgerät, der Rohstoff und das Gartenland leihweise von der Anstalt geliefert, auch für den Unterricht keine Vergütung erhoben. Dagegen gehen die geernteten Gemüse, Früchte und Blumen entweder unmittelbar in seinen Besitz über oder werden zu seinem Vorteil veräußert, in welchem Falle der Betrag in ein gesperrtes, d. h. erst an einem gewissen späteren Zeitpunkt auszahlbares Sparbuch übertragen wird.

Dadurch, daß auf diese Art nicht einmal die Hälfte der schulfreien Zeit von der Anstalt belegt wird, hofft man die Möglichkeit offen zu halten, daß schon während der Ausbildungszeit wirklicher Hausfleiß sich anbahne. Es hat sich gezeigt, daß die Knaben die größte Lust hegen, auch außerhalb der Unterrichtsstunden daheim sich mit den Dingen zu beschäftigen, die sie nun treiben gelernt haben. Kaum etwas anderes regt den jugendlichen Schaffensdrang so an, wie die einfachen, verhältnismäßig leichten und zu allgemein brauchbaren Gegenständen führenden Beschäftigungen des sogenannten Handfertigkeitsunterrichts, die deshalb ein ganz vortreffliches Mittel sind, um den verwerflichen Erholungsarten das Feld abzugewinnen. Aehnlich steht es mit Blumenzucht und Gemüsebau. Die Knaben bearbeiten ihre Beete, deren jeder zwei bis drei zugewiesen erhält, als ob sie nach Schätzen grüben. In Darmstadt bietet der Gartenbauverein in jedem Frühjahr gegen ganz niedriges Entgelt junge Pflänzlinge an Kinder aus und veranstaltet im Herbst eine Ausstellung der gezogenen Blumen mit Preisverteilungen, was sich — holländischem Vorbilde nachgeahmt — als äußerst ersprießlich erwiesen hat.

Fürchtet man Vernachlässigung der Schulpflichten infolge solcher Allotria? Professor Post rät derselben vorzubeugen durch beständige nahe Fühlung mit den Lehrern der Knaben, damit nötigenfalls von beiden Seiten her eingegriffen

werden könne. In Hannover sind übrigens bisher keine Klagen über Beeinträchtigung der Schule lautgeworden, wohl aber Zeugnisse über Fortschritte in der Sauberkeit u. dergl.

Gegen die Knabenheime gehalten ist diese Form von Knabenhorten begreiflicherweise viel wohlfeiler. Die durch sie erwiesene Wohlthat kann sich folglich auf mehr Kinder erstrecken. Darin sieht aber der Schöpfer des hannoverschen Knabenhorts noch nicht den Hauptnutzen. Diesen findet er vielmehr in dem günstigen Einfluß auf das Familienleben, — daß die ohnehin oft schon zu losen Bande der Blutsverwandtschaft nicht noch mehr gelockert werden und daß kein eigentliches Almosen gereicht wird. „Zum erstenmal in diesem Jahre," sagt er, „konnten unsere Knaben ihren Eltern und Geschwistern ein selbstgefertigtes nützliches Geschenk unter den Weihnachtsbaum legen. Die Eltern haben ihrer Anerkennung vielfach dadurch Ausdruck gegeben, daß sie zu der Erhaltung der Anstalt beisteuerten, wenn auch natürlich oft nur winzige Gaben. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß — wie bei dem Handarbeitsunterricht den Knaben in nordischen Ländern — der Sohn unbewußt zum Lehrer des Vaters wird, indem er durch sein Beispiel in diesem die Lust zu praktischem Schaffen weckt und nährt. Dies wird in demselben Maße häufiger werden, wie es gelingt, Muster und Verfahren zur Herstellung von Gegenständen des täglichen Bedarfs für den kleinen Mann zu finden. Auf diesem Gebiete wird nun gegenwärtig auf so vielen Punkten von so geschickten Händen gearbeitet, daß die kühnsten Hoffnungen sich hervorwagen dürfen. Wenn es gelingt, dem Arbeiter zu zeigen, wie er in seiner Feierzeit sich dadurch wirklich erholen und zugleich erheben kann, daß er Gegenstände, deren er bedarf, auch selbst anfertigt, aber besser und vor allen Dingen schöner als er sie mit seinen bescheidenen Mitteln kaufen könnte, so besitzt man nicht allein das sicherste Mittel ihn vom Wirtshause fernzuhalten und daheim bei den Seinigen zu fesseln, sondern man bringt ihn auf einen Weg, der zu dauernder und gewisser Verbesserung seiner Lage führt: Erhöhung seiner Lebenshaltung."

Die Knabenheime, wie Professor Post sie von seinem, dem eigentlichen Knabenhort unterschieden wissen will, gefährden also das Familienleben? Doch höchstens da, wo ein solches noch vorhanden ist, wenn auch nur in kümmerlichen Resten. Aber wo ein Knabe lediglich auf sich allein angewiesen ist, da wird eben die Bewahrung zur Hauptsache, da fehlt es der Möglichkeit, den Hausfleiß durch Unterricht anzuregen, an der unentbehrlichen Grundlage, d. h. dem belebten Hause. Für diese Fälle, die das hochentwickelte Verkehrsleben der Gegenwart in allen größeren Städten und industriellen Landstrichen häufig genug gemacht hat, ist Knabenhort oder Knabenheim desto willkommener, je völliger es sich des thatsächlich verwaisten Jungen in der Zeit annimmt, welche die Schule übrigläßt. Seine Eltern hat er dann ja doch im wesentlichen bloß während der Nacht.

Posts Knabenhort und Redderſens Knabenheim schließen einander also nicht aus, sondern ergänzen sich. In Hannover hat man das Modell aufgestellt für die Behandlung solcher Knaben, die der Ueberwachung ihrer Eltern noch nicht ganz entbehren, ohne genug davon zu empfangen, bei denen es vorzugsweise auf Anregung zu guten häuslichen Beschäftigungen ankommt; Bremen schließt sich den älteren Knabenbeschäftigungsanstalten an, deren gemeinsames Augenmerk darauf gerichtet ist, die fehlende Elternfürsorge an den Nachmittagen thunlichst zu ersetzen, die Ausführung der Schularbeiten zu beaufsichtigen und die freibleibende Zeit der Muße angenehm, gut und nützlich auszufüllen. Eine große Stadt braucht offenbar beides; aber es ist kein Grund ersichtlich, weshalb nicht eine und dieselbe Unternehmung das eine wie das andere leisten sollte.

Machen wir zum Schlusse unter Herrn Redderſens kundiger Führung dem Bremer Knabenheim einen Besuch, der uns das Leben in diesen jungen socialen Anstalten vergegenwärtige!

Unterwegs erzählt Herr Redderſen uns, daß freigebige Bürger ihm mehr als 6000 Mark zu diesem Zwecke anvertraut haben, nachdem er durch die wohlgelungene Begründung der Ferienkolonieen sich das öffentliche Vertrauen erworben, daß er aber nun den Anfang getrost auf eigene Hand machen, später das über die ersten Schwierigkeiten hinausgeförderte Werk einem Komitee oder Verein überantworten will. Dieser Zeitpunkt wird eintreten, wenn zu der ersten Anstalt in der westlichen Vorstadt der außergewöhnlich weiterstreckten Stadt Bremen eine zweite und dritte in der östlichen und der süd-

lichen Vorstadt hinzutreten. Die erste hat unentgeltlich Platz gefunden in dem früheren Diakonissenhause an der Fichtenstraße. Gesang empfängt uns beim Eintreten: damit schließt jeder im Knabenheim zugebrachte Nachmittag. Er beginnt mit der Herstellung der aufgegebenen Schularbeiten, und da diese bei dem einen Knaben mehr, bei dem anderen weniger Zeit erfordert, so ist für Lektüre gesorgt, mit welcher der rascher fertig gewordene sich unterhält, bis auch der letzte fertig ist. Der Volksbildungsverein und der Bibliotheksausschuß des Vereins für innere Mission haben geeignete Jugendschriften geliefert. Am Mittwoch und am Sonnabend Nachmittag, wo die Knaben schon um zwei Uhr kommen, wird ihnen um vier Uhr ein Butterbrot mit einem Glase Milch verabreicht. Die Kosten deckt ungefähr der elterliche Beitrag, der auf 50 Pfennig in der Woche angesetzt ist. Ohne Entgelt empfangen sie also nur die Aufsicht des leitenden und überwachenden Lehrers, sowie den Gebrauch der Werkzeuge, mit denen sie pappen und tischlern lernen. Denn nun, nach dem Vesperbrot beginnt das Neue. Den Papparbeiten, als dem Leichteren und Einfacheren, steht der beaufsichtigende Lehrer vor; es ist die Beschäftigung der kleineren und schwächeren Knaben. Für die Holzarbeit hat man einen Lehrer gewonnen, der eine außerordentliche Vorbildung dafür mitbringt und leicht auch den besten Handwerksmeister übertrifft. Er hat das Tischlerhandwerk als Lehrling und Geselle gelernt; dann ist er Volksschullehrer geworden. Als der Begründer und der Vorsteher des berühmten Slöjd-Seminars zu Nääs bei Gothenburg in Schweden, die Herren August Abrahamson und Otto Salomon, mir im Sommer 1882 eine Freistelle für einen deutschen Lehrer anboten, benutzte O. Biemann diese günstige Gelegenheit sich noch weiter zu vervollkommnen, und überträgt sein Können nun auf die älteren Zöglinge des Knabenheim. Hobelbänke und anderes Gerät hat dazu der Volksbildungsverein aus seiner Werkstatt geliefert, die eingerichtet wurde, nachdem Herr A. von Clauson-Kaas auf Veranlassung des Vereins im Herbst 1879 den nordwestdeutschen Bildungsvereinstag zu Harburg mit dänischem Handfertigkeitsbetriebe bekanntgemacht und danach im Herbst 1880 zu Emden einen sechswöchigen Lehrerausbildungskurs gehalten hatte, an welchem auch mehrere Bremer Lehrer teilnahmen, teils auf Staatskosten, teils auf Rechnung des Volksbildungsvereins. Eine nützlichere Verwendung als im Knabenheim kann dieser neue Unterrichtszweig nicht finden. Den Söhnen wohlhabenderer Familien, die auf höhere Schulen gehen, gibt es eine Fertigkeit gewissermaßen im Vorrat, anzuwenden, wenn es einmal eines Gegengewichtes für einseitige Kopfanstrengung bedarf. Für die Volksschulen im allgemeinen ist es schon von unbedingterem Werte, wenn sie die Hände schaffend gebrauchen lernen und bei Zeiten Lust zu praktischer Arbeit fassen. Aber wem könnte diese frühe Ausbildung zum Erwerb nützlicher und notwendiger sein als dem armen Schelm, der zu Hause nicht genügend zu allem Vernünftigen und Guten angehalten wird, der folglich in beständiger Gefahr ist, daß seine Sinne sich nach einem Lebenswandel strecken, welcher ihn auf Schritt und Tritt in einen vor allem für ihn selbst verderblichen Gegensatz zu den Ordnungen des Staates bringt? Neigung und Fähigkeit zu geldwerter Arbeit ist für ihn die schlechthin sicherste Bewahrung vor dem Verkommen. Daher sind Lehrwerkstatt und Schulgarten allerdings der wesentlichste Bestandteil eines Knabenheims oder Knabenhorts, mag er seine Aufgabe sonst so weit stecken wie er will.

Bleib' wie du bist!

Von

Hugo Krebs.

Bleib' wie du bist, so lieblich und so gut,
Bleib' das Entzücken derer, die dich lieben!
Dann nehmen Engel dich in ihre Hut
Und nimmer wird dein klares Aug' sich trüben!

Weshalb bezaubert deine Gegenwart
Jedwedes Herz mit ihren milden Strahlen?
Wo Liebreiz mit Bescheidenheit sich paart,
Da sprudelt hell der Born des Idealen!

Da wird's in der umflorten Seele Licht,
Und die dein Bild umflattern, die Gedanken,
Sie werden unwillkürlich zum Gedicht,
Wie Blumen um ein Heil'genbild sich ranken!

Wo Unschuld noch damit im Bunde ist
Und ungekünstelt edle Herzensgüte,
Da thront die Gottheit! — Bleibe wie du bist!
O, daß dein Genius dich so behüte!

Haberſäcke (S. 433).

Hohenstein (S. 428).

Die sächsische Schweiz.

Von

J. L. Wessely.

Mit den schnellen Beförderungsmitteln unserer Zeit hat das Reisen zum Vergnügen einen hohen Aufschwung genommen. Eine Vergnügungsreise gehört heutzutage zu den notwendigen Luxusartikeln, die sich fast jeder gönnen kann, denn man hat eine reiche Auswahl: von einer Tour, die in einem Tage abgethan werden kann, bis zu den Ausflügen nach den Südländern oder einem Seebade. Selbst Aegypten ist keine unerreichbare Station mehr. Freilich hat nicht jeder Reiselustige und Reisebedürftige auch die Zeit und das Geld, um so weit auszufliegen. Wie es aber aristokratische Reisen gibt, d. h. solche, die der Reiche zu unternehmen Zeit und Mittel besitzt, so findet nun auch der Bürger und Beamte unserer großen Städte Gelegenheit, irgend einen schönen Punkt seines lieben Vaterlandes zu besuchen, um da neben sonstigen Genüssen auch ein urkräftiges Ozon zu finden für seine Lunge und um in Gottes freier Natur sich zu erheitern und zu stärken.

Vor einem Jahre brachten diese Hefte einen Ausflug nach dem Harz. Wir wollen diesmal den freundlichen Leser nach der sächsischen Schweiz führen. Vielen Bewohnern Dresdens und auch Berlins werden wir nichts Neues mitteilen, da sie auf diesem schönen Flecke unserer deutschen Erde sehr wohl bekannt sind. Mögen auch die entfernteren Kinder Deutschlands auf diesen reizenden Punkt aufmerksam gemacht werden.

Der ganze Bezirk mit seinen Felsen und Schluchten, der heute die „sächsische Schweiz“ genannt wird, hieß früher das Meißner Hochland, das sich auf beiden Seiten der Elbe von Tetschen bis Pirna erstreckt. Da das Gebirge auf keine Grenzscheide Rücksicht nimmt und zur Hälfte in Sachsen und zur anderen in Böhmen liegt, so wird von einer sächsischen und böhmischen Schweiz gesprochen; der Charakter beider ist derselbe. Das Gebirge besteht aus Sandsteinfelsen, die ebenso wunderbare, charakteristische Formen annehmen, daß sie wie verwunschene,

versteinerte Berggeister den Touristen so freundlich anlocken und so liebreich an sich fesseln, daß man sich aus ihren Umarmungen kaum herausreißen kann.

Es ist kaum glaublich, aber wahr, daß die wilden, reizenden Partieen dieses Gebirgslandes noch vor hundert Jahren der großen Welt völlig unbekannt waren. Das ist leicht erklärlich; einmal fehlte ein leichter Zugang zu ihnen, dann ist es nicht jedermanns Sache, den Pfadfinder in einer wilden Gebirgsgegend zu machen. Wer dachte auch vor hundert Jahren im Volke an Vergnügungsreisen! Zwei Pastoren der Gegend (Götzinger in Neustadt und Nicolai in Lohmen) verrieten die Schönheiten des Landes der großen Welt, indem ersterer 1786, letzterer 1803 ein Büchlein oder Wegweiser durch die sächsische Schweiz herausgab. Ersterer hatte auch die Taufe des Gebirges unternommen; von ihm stammt der Name: Sächsische Schweiz. Wie er auf diesen Namen verfiel, erzählt er also: „Alle Schweizer, welche die hiesige Gegend besucht haben, versichern, daß sie mit den schweizerischen Gegenden sehr viel Aehnlichkeit habe.“ Was

Wehlergrund (S. 422).

das für Schweizer gewesen sein mögen! Es mag dieses Kompliment der Touristen die Schuld tragen, daß man seitdem überall, wo sich einige Hügel und Berge Rendezvous geben, von einer Schweiz spricht. Weber macht darum die Bemerkung, es werde neben dem Namen Gottes keiner so oft eitel genannt, wie der Name der Schweiz.

Die Sandsteinfelsen, die uns hier in den verschiedensten Formationen entgegentreten, oft so kühn in die Höhe ragen, besitzen noch besondere Merkmale, aus denen der Geologe ihre Geschichte herabliest. Kolossale Quadern sind übereinander geschichtet, als ob sie ein Riesenmaurer aufgetürmt hätte; oft ist aber die Lage so locker, oder erscheint wenigstens dem Auge so, daß man sich wundert, wie sie allen Stürmen der Jahrtausende standhalten konnten. Oft ist die Gestalt abgerundet, als ob ein Drechsler sich an ihnen versucht hätte, bald auch ausgezackt. Wagrechte Einschnitte ziehen sich übereinander auf denselben dahin, als ob sie wie beim Querschnitt des Baumstammes die Linien die Jahre ihres Alters angeben wollten. Offenbar sind diese durch Wasserwogen gebildet worden. Denn einst ging das Meer bis hierher; da war Norddeutschland unter seinen Fluten begraben; ein schmaler Kanal drang bis nach Böhmen hinein, das in derselben Zeit ein Binnensee war. Dafür haben wir Zeugen, wenn auch damals noch

Steinerner Saal (S. 422).

kein Tourist sich hier herumschlug; es sind Abdrücke von Muscheln, Seeigeln und anderen Tieren, die wir jetzt noch im Meere antreffen; auch Seegewächse, Algen und Schwämme treten als Zeugen für die Behauptung der Naturforscher auf. Es muß freilich schon lange her sein, als die Meereswogen diese Felsen umarmten und küßten und schließlich so deutliche Spuren ihrer Küsse hinterließen. Als sich das Meer zurückzog, entleerte sich auch das böhmische Binnenmeer durch den schmalen Kanal, der zugleich den Inhalt der Flüsse später auf derselben Straße, der jetzigen Elbe, dem Meere zuführte.

Die Entleerung eines so mächtigen Binnenmeeres mag auch nicht ganz friedlich vor sich gegangen sein und so manches Denkzeichen dieser wild dahin brausenden Fluten zwischen den

Felsenwänden mag diesen zum ewigen Andenken eingegraben worden sein.

Bekanntlich hat sich Shakespeare Böhmen

Felsenthal im Uttewaldergrund (S. 422).

als eine vom Meer umgebene Insel vorgestellt. Also das Gegenteil zum Ergebnis der Erdkunde; oder sollte hier nur der erste Teil der Forschung, daß das Meer bis zur Grenze Böhmens reichte, einen leisen Wiederhall gefunden haben?

Noch einer Eigentümlichkeit begegnen wir an diesen Felsen; sie sind oft von zahllosen kleinen Löchern besät, daß sie zuweilen wie poröse Schwämme erscheinen. Das hat die Verwitterung gethan, die Nässe und der Winterfrost. „Gutta cavat lapidem“, der Tropfen höhlt den Stein aus, sagt der Lateiner; freilich ein Tropfen, der in Jahrhunderten, ja Jahrtausenden sich stets wiederholt. Man findet Felsen, die so zerklüftet sind, daß man staunt, wie sie sich noch auf den Füßen halten können; oft erscheinen die Sprünge so drohend, daß man entsetzt zurückfährt und mit klopfender Brust unter ihnen schnell dahineilt.

Es kommen in der That Felsstürze auch vor. Daß sie in grauer Vorzeit stattgefunden haben, ersieht man an unzähligen Stellen; riesenhafte abgerissene Felsenblöcke rissen sich los und stürzten in die Tiefe oder lagerten sich, von anderen Felsen im Fall aufgefangen, zuweilen in bizarren Wendungen über diese. Selbst in diesem Jahrhundert sind solche Stürze vorgekommen; im Jahre 1838 löste sich eine ganze Wand des Pfaffensteins los und fiel nieder und vor zwei Jahren stürzte ein Felsen bei Schandau ein und mächtige Blöcke wälzten sich bis in die Mitte der Elbe und sperrten jede Schiffahrt.

Ein Dampfschiff kam eben aufwärts und durch Geschrei vom Ufer auf den nahen Sturz, auf die Gefahr aufmerksam gemacht, entging es, volle Dampfkraft einsetzend, mit knapper Not dem Untergange.

Die sächsische Schweiz erhält einen besonderen Reiz durch den Elbstrom, in dem sie sich spiegelt. Felsen- und Berglandschaften gibt es auch anderswo, vielleicht noch interessantere, wie z. B. die Adersbacher Felsen in Böhmen; hier aber bringt der Fluß Bewegung in die Landschaft. Da kommen Dampfboote, Kettendampfer, die oft 12—20 große Boote bergwärts schleppen, große Prahmen, welche Bauholz nach dem „Reiche“ aus Böhmen bringen, mächtige Zillen mit aller-

lei Waren und Produkten, so namentlich zum Herbst mit böhmischem Obste, das in Dresden bleibt, oder nach Magdeburg, Hamburg und durch den Kanal bis in die Mitte Berlins gebracht wird.

So findet der Freund von Naturschönheiten vielfache Anregung. Nur auf eine Art Industrie ist er nicht gut zu sprechen. Der Sandstein ist nämlich ein vorzüglicher Baustein und wird fleißig gebrochen und weit verführt. Es wäre ein wunderbares Schauspiel, wenn alle Steine an Häusern und Palästen Dresdens, die hier gebrochen wurden, Leben erhielten, aus den Fugen gingen und ihr altes Lager aufsuchten. Man bricht den Stein natürlich gern nahe dem Elbufer, um ihn leicht verladen zu können. Die glatten, hellen Wände des frischen Bruches markieren sich stark gegen die verwitterten grauen Felsen und den Baumwuchs, der sie krönt. Das macht sich nicht schön und man hört darum oft die Klage, daß die Industrie bald alles Schöne in der Natur zerstört haben wird. Der Berggeist der sächsischen Schweiz rächt sich aber auch grausam für diese Verunglimpfung seines herrlichen Gewandes: alle Steinbrecher sterben an Schwindsucht.

Herkulessäulen (S. 424).

Der Leser wird uns verzeihen, daß wir uns etwas lange mit dem Allgemeinen beschäftigt und die schöne Gebirgsgegend gleichsam aus der Vogelperspektive betrachtet haben; eine Gegend gewinnt gewiß an Reiz, wenn man ihre Bedeutung kennt.

Und so machen wir uns auf den Weg, am besten mit dem studentischen Motto:

„Federleicht ist mein Gepäcke,"

denn schwere Belastung des Körpers hemmt auch den Flug des Geistes. Wir können zu Wasser und zu Land uns den ersehnten Partieen nähern, wir wählen aber mit Bedacht den letzteren Weg (angenommen, daß wir aus Dresden unseren Ausflug unternehmen) und fahren mit der Bahn bis Pötscha. Es ist ganz gut, wenn wir nicht einsam pilgern, denn geteilte Freude ist doppelt Freude. Dagegen hüten wir uns an einem Sonntag oder in Feiertagen auszufliegen, denn an solchen Tagen tummeln sich Tausende hier herum und der Berggeist mit seiner Poesie und seinem Gemüte läßt sich da nicht schauen.

Wir haben mit der Bahn Pirna berührt, ein freundliches Städtchen, das sich an das Schloß Sonnenstein in der Höhe anschließt, wie ein Küchlein sich unter die Flügel der Henne verbirgt. Ein Wahrzeichen der Stadt ist das berühmte Buchstabierexempel, das uns belehrt, wie aus dem geschriebenen Pirna das ausgesprochene Perne geworden ist: P i r Per n a ne, Perne.

In Pötscha schiffen wir mit dem Kahn über die Elbe ans jenseitige Ufer, wo uns Wehlen begrüßt. Wir befinden uns am Eingange des eigentlichen Ausfluges. Wer an keiner Ruine vorübergehen kann, ohne sie zu besichtigen, und wäre auch nur ein Häufchen Steine übriggeblieben, der kann sich gleich hier in das romantisch-elegische Gefühl in der Ruine Wehlen einweihen lassen. Die Burg gehört zu den ältesten an der Elbe. Kein Feind, keine Er-

stürmung hat sie zur Ruine gemacht, sondern der Marasmus, die Altersschwäche — freilich auch ein Feind, dem die festeste Mauer erliegt.

Und nun in den Wehlergrund (S. 418) hinein; ein schöner Sommermorgen hüllt die Höhen in freundliches Licht ein, das durch blauen Himmel noch besser zur Geltung kommt; wir selbst wandeln im kühlen Schatten des Thales, ein Bächlein, das uns über Steingerölle hüpfend entgegenkommt, scheint uns mit seinem Gemurmel von den Schönheiten des Grundes, aus dem es hervorkommt, erzählen zu wollen, aber wir empfinden sie bereits und sehen sie. Da erblicken wir die hohen Felsenwände, deren Formencharakter wir bereits oben beschrieben haben und wir müssen ein scharfes Auge haben, daß hier keine Burg, kein Werk von Menschenhänden zu sehen sei, sondern daß Naturkräfte im Laufe von Jahrtausenden diese autochthonen Felsenriesen gebildet haben. — Wir gehen nicht weit vorwärts und der Grund hat seinen Namen geändert; er heißt jetzt Uttewaldergrund. Wo die Natur irgend ein besonderes auffallendes Denkzeichen ihren Gebilden eingeprägt hat, gleich ist der Mensch dabei, diesen Wahrzeichen einen Namen zu geben. Und was erblickt der Mensch hier nicht alles! Da ist ein Kopf, dort eine ganze Menschengestalt, hier ein Hund oder ein anderes Tier. Der nächste Gedanke ist der, daß lebende Wesen vorausgesetzt werden, die durch irgend ein grausames Geschick zu Stein geworden sind. So hat sich durch Atavismus der Glaube der alten Griechen, die sich die gesamte Natur belebt, anthropomorphistisch belebt dachten, bis in die Neuzeit vererbt. Wir werden auf unserer Wanderung solchen Versteinerungen aus der Sagenwelt noch oft begegnen.

Karl Maria von Webers Wohnhaus in Hosterwitz (S. 425).

Das Wandern in dem Felsenthal ist so reizend, daß man, wie von Geisterhand getrieben, immer weiter schreitet und jeder Schritt Neues bringt. So kommen wir am steinernen Haus und Saal (S. 419), an der Teufelsküche vorüber und sehen uns schließlich von Riesenfelsen so eng eingeschlossen, daß wir ernstlich meinen, hier ist des Grundes Ende. Näher tretend, gewahren wir aber den Durchgang in dem engen Passe. Einst stürzten mächtige Felsenblöcke von der Höhe in die Tiefe — wer kann melden, wann dies geschehen? — und, aufgehalten durch den Engpaß, klemmten sie sich ein, ohne den Boden zu berühren. So entstand das Felsenthor (S. 420), eins der am meisten malerischen Objekte dieses Weges. Es hat für den Menschen immer etwas Beängstigendes, wenn er zwischen den Felsenrissen wandelt und diese oft in ihrer bizarren

Schloß Pillnitz (S. 425).

Gestaltung jeden Augenblick mit dem Einsturz drohen. Wenn aber ein mächtiges Gewitter diese engen Gründe des Gebirges durchbraust, wenn die Erde erbebt und jedes Zucken des Blitzes eine Felsenrevolution anzukündigen scheint, dann mag auch der verwegenste Renommist erfahren und fühlen, was Angst ist.

Wir gehen nun eine Weile zurück, bis sich zur linken Hand ein abgezweigter Grund uns öffnet, in den wir eintreten und aufsteigend die Höhe des Berges erreichen. Der Grund heißt der Zscherregrund. An der höchst fallsüchtig aussehenden, originell geformten **Höllenwand** (die man auch die Schiefertafel nennt siehe nebenstehend) vorbei kommen wir in den wilden Höllengrund. — Wie die Alten den Eingang zum finstern Orcus in die wildeste, trostloseste Oede versetzten, so brachten auch unsere Ahnen wilde, felsige Orte in Verbindung mit Teufel und Hölle. Es ist bekannt, welche Rolle der Teufel im Mittelalter in der Sage wie beim Volke spielte.

Höllenwand.

Da der Böse bekanntlich den frommen Einsiedlern in ihrer Einöde gerne seine Besuche abstattete, um sie zu ängstigen oder zu versuchen, so fand es die Volksphantasie ganz angemessen, die schaurigsten Orte als einen Lieblingsaufenthalt des Teufels zu betrachten. Mit Felsen, Höhlen, Brücken wurde sein Name verbunden und jedes Gebirgsland weiß etwas davon zu erzählen. Wir scheinen uns hier in einem rechten Höllenreviere zu befinden. Links vom Wehlergrund ist der Teufelsgrund, jetzt kamen wir an der Höllenwand vorbei in den Höllengrund. Ich vermute, daß auch der Name des Zscherregrunds derselben infernalen Geographie angehört und aus dem böhmischen čert (spr. Tschert) d. h. Teufel abzuleiten ist. Wir

müssen uns erinnern, daß im zwölften Jahrhundert selbst Pirna böhmisch war und daß die sächsische und böhmische Schweiz noch mehrere Anklänge an den böhmischen Namen des Teufels besitzt. Diese Betrachtung paßt ganz wohl auf unserem Wege zur Höhe. Gespenstisch ragt auch eine Gruppe von Felsensäulen in die Höhe und man staunt, wie die lose übereinander aufgestellten Felsenstücke so ruhig im Sturme der Elemente balancieren können, ohne auseinander zu fallen. Hier verstieg sich die Phantasie sogar in die antike Mythe und nennt die Gruppe Herkulessäulen (S. 421).

Auf der Höhe angekommen, weicht alle Beklommenheit, frei atmet die Brust die würzige Luft des Gebirges, dessen Abgründe tief unter uns zurückgeblieben sind. Post nubila Phoebus, nach der Beschränkung auf engem Pfade Sonnenlicht und weite Fernsicht.

Ein Teil unserer Gesellschaft hatte sich in Dresden von uns getrennt, da sie einen größeren Umweg machen und Partieen besuchen wollte,

Ruine Pillnitz (S. 420).

die uns anderen bereits von früher her bekannt waren. Auf der Bastei sollten wir zusammentreffen. Sie zogen am rechten Elbufer von Dresden über das reizend gelegene Waldschlößchen, am Fuße des mit Wein- und anderen Gärten bedeckten Höhenzuges in die frische Morgenlandschaft aus. Ein solch schönes Fleckchen Erde in der Nähe einer Hauptstadt ist für Villeggiaturen wie gemacht und wer sich diesen Luxus erlauben darf, den findet man sicher im Sommer hier und nicht in Dresden. An schönen Sonntagen aber bringen Dampfschiffe Tausende hinaus, die wenigstens einen Tag der Woche sich in der herrlichen Natur erfrischen können. Aber auch an Wochentagen ist es belebt, wozu die Elbe mit dem regen Verkehr auf ihr nicht wenig beiträgt. Es gibt solche Partieen, die in uns immer an schönen Tagen das Gefühl sonntäglicher Freude erwecken.

Nun sollten auch poetische Reminiscenzen sich an den Spaziergang knüpfen; bald ist Loschwitz erreicht und Schillers jugendliche Gestalt scheint jeden Augenblick uns entgegentreten zu müssen. Hier hatte der Dichter im Hause Körners, dem Vaterhause Theodors, längere Zeit gastliche Aufnahme gefunden, hier auch seinen „Don Carlos“ gedichtet — trotz der Störung, die ihm die nachbarliche Waschküche bereitete, weshalb er als „niedergeschlagener Trauerspieldichter“ ein poetisches „unterthänigstes Promemoria an die Konsistorialrat Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz“

abzusenden sich gezwungen sah, das mit dem Seufzer endete:

„Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemdenwaschen holen!“[1]

Wenn wir unsere Blicke von hier zum anderen Ufer der Elbe schweifen lassen, erblicken wir Blasewitz und eine zweite Erinnerung an Schiller taucht auf, denn hier lebte als Schenkmädchen die Persönlichkeit, die der Dichter in Wallensteins Lager als Gustel von Blasewitz unsterblich gemacht hat. Dieselbe diente später im Hause Körners.

Häuser und Oertlichkeiten, welche große Männer, deren Name einer ganzen Nation gehört, durch ihre Gegenwart geweiht haben, an die sich ein Stück ihrer Thätigkeit knüpft, besitzen einen eigenen Reiz; man glaubt in der Landschaft, auf der ihr Blick geruht, in der Umgebung, in der sie sich bewegten, die geheimen Fäden zu entdecken, die uns ein tieferes Eindringen in ihre geistige Thätigkeit ermöglicht. Auch in der Gegenwart führt uns Loschwitz einen Mann vor, dessen Kunstschaffen einen reichen Schatz seinem Volke, besonders der Familie und der Kinderwelt zugeführt hat; es ist Ludwig Richter, der Künstler-Nestor, dessen 80jähriges Wiegenfest wir im verflossenen Jahre gefeiert haben und der hier im bescheidenen Häuschen, aber von herrlicher Natur umgeben, sein „otium cum honore“ genießt.

Auf der Straße vorwärts schreitend erreicht man bald Hosterwitz und auch hier zwingt uns eine pietätvolle Erinnerung einen Augenblick vor einem einfachen Hause, das sich hinter Bäumen verbirgt, stille zu stehen (S. 422). Hat in Loschwitz uns ein Dichter und ein Künstler beglückt, dann ist es hier die Tonkunst, welche in dem bescheidenen Hause zwei ihrer Meisterwerke entstehen sah. Hier wohnte Karl Maria von Weber, hier dichtete er den Freischütz und den Oberon. Wer diese romantischen Opern kennt — und wer kennt sie nicht — wird kaum glauben, daß diese riesenhaften Kompositionen in der Stille dieser beschränkten Räume sich bilden konnten und daß vielleicht ein ärmliches Spinett zum Geburtshelfer diente. Da sehen wir klar, daß geistiges Schaffen von Zeit und Raum nicht eingeschränkt werden kann. Wie klein ist der Raum des Schädels und die Masse des Gehirns und doch werden hier Gedanken geboren, die Reiche zerstören und Reiche gründen können. — Ein Viertelstündchen weiter brachte die Gesellschaft nach Pillnitz, das sächsische Versailles (S. 423). Das königliche Lustschloß hat aber vor dem französischen den Vorzug, daß es sich in einem Strome spiegelt und daß Berge ihm zur reizenden Folie dienen. Man kann sich das Innere des Schlosses, wenn die königliche Familie nicht anwesend ist, zeigen lassen und die Fresken Vogels im Speisesaal und in der Kapelle bewundern, auch die Gewächshäuser und den Garten zeigt der Hofgärtner; wer aber bei seinem Ausfluge nur der Natur seinen Besuch zugedacht hat, eilt weiter. Allenfalls, um sich im Bergsteigen ein wenig zu

Liebethal. Aufstieg zum Dorf (S. 426).

[1] S. Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß, herausg. von H. Kletke. S. 75.

Schloß Lohmen (S. 427).

üben, besucht man die **Ruine** (S. 425), die in mäßiger Anhöhe angelegt, eine Aussicht auf die Elbe und die jenseitige Ebene zwischen Dresden und Pirna gewährt. Wir sagen mit Vorbedacht „angelegt", denn die Ruine ist bereits als solche geboren, künstlich als Ruine erbaut, zur Verschönerung der Gegend. Diese Bauthätigkeit steht nicht isoliert da; Fürst Liechtenstein hat bei Mödling mehrere solcher Ruinen aufführen lassen und die südwärts reisenden Fremden bewundern sie aus ihren Bahncoupés und träumen von Ritterzeiten und romantischen Affairen. Fürst Torlonia in Rom hat in seiner Villa vor Porta Pia auch Ruinen von Aquädukten erbauen lassen. Das heißt doch Eulen nach Athen tragen!

Und nun heißt es, in die Berge hinauf, in die sächsische Schweiz. Ueber Poyritz, am hohen Pohrsberg vorbei, gelangt man nach dem Dorfe **Liebethal** (S. 425), das uns einen Vorgeschmack von hohen Felsmassen und tiefen Abgründen gewährt. Es ist zum Staunen, mit welcher Mühe sich Menschen oft den Zugang zu ihren Hütten der wilden Natur abzutrotzen verstehen. Der Aufstieg zum Dorfe ist in den Felsen gehauen und nur schwindelfreien Personen zu erklettern möglich. Die Einwohner tragen auch noch zum Ueberfluß Lasten hinauf. Ueber diese halsbrecherischen Stufen muß der Tourist zum Abgrund hinab, wenn er den Liebethaler Grund besuchen will. Tausende und Tausende sind da herabgestiegen, darum Mut gefaßt, wer weiß, welche Ueberraschung die Tiefe dem Wanderer bringt. Wir gelangen auf diese Art in den Liebethaler Grund, der dieselbe landschaftliche Poesie besitzt, wie die anderen Gründe, nur mit dem Unterschiede, daß die wilden Felsenmassen in der Mitte des Grundes einer lieblichen Idylle Raum gewähren. Schon von der Ferne begrüßt den Kommenden das Rauschen des Baches und das Klappern einer Mühle. Es ist die **Lochmühle** (S. 427). deren Wehr einen kleinen Wasserfall bildet. Ein liebliches Plätzchen zum Ausruhen, um so erwünschter, als die Mühle auch eine kleine Erfrischung bietet und man ausruhend den Reiz

der Landschaft auf sich wirken lassen kann. — Hat man den Liebethaler Grund in seiner Länge passiert, so erreicht man Lohmen, ein Städtchen, das vermittelst der Bahn mit Pirna verbunden ist. Wir sind hier bereits im Bereich der sächsischen Schweiz. Lohmen ist eine sehr alte Ansiedelung und verdankt slavischen Bewohnern seiner Ursprung, denn Lom heißt im Böhmischen der Steinbruch und in der Umgebung sind die größten Steinbrüche, die im Laufe von 400 Jahren schon manches sonst enge Thal geweitet haben. Der Ort besaß bereits 1291 eine Kirche; das alte Schloß ist zum Wirtschaftsgebäude degradiert; nach einer Inschrift auf der Mauer fiel ein Knecht, der auf derselben eingeschlafen war, herab und brach beide Beine. Also ein Anflug zu einer Sage, deren Pointe leider sehr prosaisch ist.

Lochmühle im Liebethalergrunde (S. 426).

Der Anblick des Ortes von unten ist recht pittoresk und höchst malerisch gruppiert; es erscheint als vollendetes Landschaftsbild, das allen Regeln der Kunst entspricht (S. 426).

Von Lohmen nahmen dann unsere Freunde ihren Weg auf entgegengesetzter Seite nach Uttewalde und dem Uttewaldergrund, auf demselben Wege, den wir genommen haben, uns folgend, bis sie uns, weil schnellfüßiger als wir, hier auf der Höhe ereilten. Gemeinsam erreichen wir den Glanzpunkt der sächsischen Schweiz, die Bastei (S. 429). Das Gasthaus erscheint uns wie eine freundliche Oase in der Wüste; in seiner städtischen Erscheinung nimmt es sich auch fremdartig genug in der Felseneinöde aus. Nicht lange verweilen wir bei der leider notwendigen Erfrischung, uns zieht es mit magischer Gewalt zur Bastei selbst hin. Diese ist eigentlich eine Brücke, die mehrere Klippen vereint und die mit ihrer Zinkeneinfassung von der Ferne einer Bastei nicht unähnlich ist. Früher bestand sie aus einer hölzernen Brücke (seit 1826), die steinerne datiert erst seit 1851. Schon für den Reisenden, der von seinem Coupé aus hinaufblickt, erscheint die Felsengruppe mit der sie verbindenden Brücke, die sieben Bögen bildet, höchst romantisch. Hoch oben aber genießt man eine Romantik, von der man unten in der Tiefe sich keinen Begriff machen kann. Die Fernsicht ist sehr umfassend, wie eine plastische Landkarte liegt ein Stück schöner Erde vor uns ausgebreitet. Was und wie weit man sehen kann, will ich nicht sagen; wären es doch nur Worte, nur die Beschreibung eines Konzertes. Weite Aussichten finden wir auf unserem Ausfluge noch oft, was aber sonst fehlt und hier den Hauptreiz bildet, ist der Blick in die Tiefe, wo die Elbe das Thal ausfüllt und gerade unter uns einen Bogen bildet. Wie oft beneidet man den Vogel, der sich in die Lüfte erheben und weite Auen überblicken kann; hier können wir begreifen, welche Lust der befiederte Segler der Lüfte empfinden könnte, wenn er wie der Mensch Verständnis dafür hätte. Mich wundert es, daß man, wie es an anderen Orten schon geschehen ist, die dritte Versuchung des Herrn nicht hierher verlegte, ist doch des Versuchers Revier in unmitelbarer Nähe!

Von der Bastei nach Rathen an der Elbe wäre nun nicht weit und von hier die Rückkehr nach Dresden leicht möglich. Aber so schnell geben wir uns nicht zufrieden; wie der Löwe, der Blut gekostet, noch nach mehr lechzt, so wir, die wir erst einen kleinen Teil des Gebirges durchflogen, nach einer Fortsetzung des Genusses uns

Amselfall und Amselgrund.

heißen Sommertagen geht ihm aber der Atem d. h. das Wasser aus und dieses wird künstlich gesammelt, um gegen Bezahlung sich einige Minuten vor den Touristen zu präsentieren. Das Bächlein kann sich trösten; es sind sonst in der Welt, z. B. auf der Wilhelmshöhe bei Kassel kostspielige Wasserfälle hergestellt worden, denen auch das Wasser fehlt, so daß sie sich nur an Festtagen produzieren dürfen.

Mutig aufwärts steigend, berühren wir das Dorf Rathewalde und erreichen die Chaussee, die uns rechts am Hockstein vorbei nach Hohnstein bringt. Der Hockstein (S. 431) ist ein Zwillingspaar von Felsen, die durch eine Brücke verbunden sind. Von derselben hat man einen Einblick in das Polenzthal, in das die Felsen jäh abstürzen. Ein tiefer Abgrund gähnt uns an und wohl mit Recht führt die 1821 erbaute Brücke den Namen Teufelsbrücke. Aber dieses Prädikat wird ihr in neuester Zeit streitig gemacht, nachdem man eine von Waldstreu und Heidelbeeren überwucherte natürliche Steinbrücke entdeckt hat. Es ist nicht ausgemacht, ob diese Höhe einst eine Burg trug. Alte Spuren von Löchern, Stufen, Cisternen deuten aber dahin, daß sich hier Menschen wenigstens vorübergehend aufgehalten haben, die etwa in Kriegszeiten hier eine Zufluchtsstätte suchten.

Von Hockstein erblickt man, durch die Wolfsschlucht, getrennt, Schloß und Städtchen Hohnstein (S. 417). Da haben wir also endlich ein Stück vom romantischen Mittelalter. Das Schloß dominiert auf dem höchsten Punkte

sehnen. Unsere Pedale sind einmal eingeübt und darum hinab von der Bastei in die Tiefe und links hinein in den Amselgrund (s. o.). Ein schön gepflegter Promenadenweg erleichtert uns den Naturgenuß, der Grünbach, der uns von der Höhe entgegenrauscht, ersetzt uns den Führer. Die phantastischen Felsenbildungen, die indessen den Charakter aller Felsen dieser Gegend tragen, erscheinen wie Coulissen eines Riesentheaters; beim Weitergehen verschieben sie sich jede Weile und zeigen neue Gruppierungen. Den schönsten Punkt der Partie erreichen wir beim Amselloch, wo sich die Felsen grotesk zusammendrängen. Das Amselloch ist eine Höhle, über welche der Grünbach sich ergießt und einen schönen Wasserfall bilden — würde, wenn der Bach immer Wasser genug zu diesem Pläsir besäße. In

des Felsens, der nach dem Polenzthal steil abfällt. Der Weg von Hockstein durch die Wolfsschlucht ist zwar sehr interessant, aber, da allerlei Hindernisse überwunden werden müssen, nicht eben leicht, weshalb Frauen und beleibte Männer einen bequemeren Weg einschlagen. Hat man das freundliche Städtchen erreicht, so verliert sich leider alle Illusion, die in uns die pittoreske Ansicht des Schlosses in der Ferne geweckt hatte: das Schloß ist jetzt eine Korrektionsanstalt. Das ist das Los des Schönen in der Welt! Doch kann man noch, wer Freude an solchen Dingen hat, das Burgverließ, die Marterkammern und alte Gefängnisse in Augenschein nehmen, auch von einem Altan herab in den Bärenzwinger einen Blick werfen. Da hausten einst ganz unheimliche Gesellen, die auch zuweilen ausbrachen und in den Waldungen viel Schaden anrichteten.

Basteibrücke (S. 427).

Als einmal Meister Petz, Frömmigkeit simulierend, plötzlich in die Kirche während des Gottesdienstes geriet und hier namenlose Angst und Verwirrung erregte, ließ August III. das gefährliche Wildbret erschießen und den Bärenzwinger ausleeren.

Das Polenzthal, dessen poetischem Zauber wir uns mit Freuden hingeben, führt uns der Elbegegend zu. In der ganzen sächsischen Schweiz gewahren wir auf Schritt und Tritt die Thätigkeit einer Gesellschaft, die seit 1877 die Touristenwege imstande erhält und ihre genaue Markierung besorgt. Es ist der Gebirgsverein, der in Pirna seinen Centralsitz hat, aber in der ganzen sächsisch-böhmischen Schweiz in 25 Sektionen sich teilt. Wie er so manche neue Partie im Gebirge der reisenden Menschheit eröffnet und zugänglich gemacht hat, so macht er durch die überall angebrachten Wegweiser sich um die Sicherheit des Reisens verdient.

So ladet uns auch im Polenzthal ein solcher Wegweiser ein, dem Brand einen Besuch abzustatten; so heißt eine steile vorspringende Felsenfläche, von der man eine der schönsten Aussichten

über das umliegende Gebirge genießt. Auffallen muß in der Richtung nach Osten die Formation einer Gruppe nebeneinander stehender, fast abgerundeter Felskegel, die die Volksphantasie „Habersäcke“ (S. 417) getauft hat. Sie könnten mit gleichem Rechte auch Roggen- oder Weizensäcke heißen, denn wer hat ihren Inhalt untersucht? Und doch ist der Haber hier begründet, denn die spärlichen Aecker des Gebirges bringen eben nur höchstens Haber hervor.

Ueber steinerne Stufen gelangt man auf die Straße, die uns bald nach Schandau bringt. Aus der wohlthuenden Ruhe des Gebirges, wo uns höchstens zuweilen ein Echo freundlich antwortet, befinden wir uns plötzlich im Trubel eines großstädtisch sich gebarenden Städtchens, denn Schandau ist ein Mode-Badeort, in das die Großstädter ihre heimischen Gewohnheiten mitbringen. So stark beeinflußt uns die Kultur, daß wir sie selbst in der Villeggiatur nicht ablegen können, um im intimsten Verkehr mit der Natur sich nur als Mensch zu fühlen.

Gestärkt unternehmen wir unsere weitere Wanderung durch das Gebirge. Wir halten uns in der Nähe des Kirnitschflüßchens und kommen an mehreren Mühlen vorbei zum Lichtenhainer Wasserfall, der aber auch nur, wie der Amselfall, gegen Entgelt auf einige Minuten thätig ist. Das Gebirge ist nämlich wasserarm; im Frühjahr, wenn der Schnee im Gebirge schmilzt oder bei starken Regengüssen schwellen freilich die kleinsten Bächlein an und werden zu reißenden Gebirgsbächen, während sie im heißen Sommer oft ganz austrocknen.

Prebischthor (S. 431).

Vom Wasserfall erreicht man auf steilem Fußwege, den uns ein Wegweiser zeigt, in einer halben Stunde den Kuhstall. Es ist dies ein natürliches Felsengewölbe, durch welches man auf den Habichtsgrund hindurchsieht. Die ganze Umgebung ist sehr wild und erscheint wie ein Felsenlabyrinth. Den sehr prosaischen Namen „Kuhstall“ mag das Gewölbe bekommen haben, weil die in Kriegszeiten sich hierher flüchtenden Menschen ihr Vieh in dem Gewölbe geborgen haben. So aller Poesie hohnsprechend, hat doch der Kuhstall, wie im Fremdenbuche zu lesen, einen Naturdichter zu folgender Dithyrambe begeistern können:

„Ich bin gewesen, ich bin gewesen,
Ich bin im herrlichen Kuhstall gewesen.“

Darunter hat das Echo des Gebirges durch einen Vertreter eintragen lassen:

„Es ist gewesen, es ist gewesen,
Es ist ein Ochse im Kuhstall gewesen.“

Von hier geht unsere Wanderung zunächst nach dem kleinen

Winterberg. Wir passieren einen Felsengang, „die krumme Karoline“ genannt, das Schneider- und das Pfaffenloch. Das Genie, das diese Gegend poetisch bearbeiten wollte, müßte bei solchen Namen in eine gelinde Verzweiflung geraten.

Der kleine Winterberg hat nur eine beschränkte Aussicht und wir suchen darum den nicht fernen großen Winterberg zu erreichen, wo uns ein recht bequemes Gasthaus mit gutem österreichischen Wein, trefflicher Küche und annehmbaren Preisen aufnimmt. Wir hatten bisher ein herrliches Wetter gehabt, die Luft war heiß, aber klar und wir brachten manchen Schweißtropfen als Opfer dem Gebirge dar. Wenn es wahr ist, wie Hesiod sagt:

„Ueber die Tugend setzten den Schweiß die unsterblichen Götter“,

dann kann unsere Tugend nicht bezweifelt werden.

Wir haben uns bereden lassen, am Winterberge zu übernachten, um den Sonnenaufgang zu sehen. Diesen zu bewundern, waren wir freilich nicht für würdig befunden; dichter Nebel lagerte um uns her. Dennoch bedauerten wir nicht, hier geblieben zu sein, denn der Nebel verschwand und wir genossen eine Aussicht, die sich nicht beschreiben läßt. Wird doch der Durchmesser des Gesichtskreises mit 22 Meilen berechnet.

Blick auf den großen Hockstein (S. 428).

Und nun frisch auf zur letzten Station, die bereits über der deutschen Grenze, in der böhmischen Schweiz liegt. Es ist das Prebischthor (S. 430), wohl das großartigste Naturspiel, das sich in längst vergangenen Tagen in und durch die Revolution der Elemente gebildet hat. Eine riesige Felsenplatte ruht auf zwei Felsenpfeilern und bildet einen ungeheueren Thorbogen, den man sich auch als Brücke denken kann, da man über ihn schreiten und ein günstiges „Lug ins Land“ gewinnen kann. Früher befand sich hier eine sehr malerisch sich präsentierende Restauration, die sich wie ein Schwalbennest an die Felsenwand lehnte. In neuester Zeit entstand ein neues massives Gebäude, das treffliche Bewirtung bietet. Wenn man meint, heutzutage könne kein neuer Baustil mehr erfunden werden, dann sehe man sich den Unterbau des Gebäudes an. Da hat der Baumeister in den mächtigen Quadersäulen etwas ganz Neues erfunden. Aber schön ist es nicht!

Auf sehr bequemem Wege erreicht man das anmutige Thal des Bielagrundes und tritt schließlich in Herrnskretschen zum Elbeufer. Im freundlichen Gärtchen des Gasthauses (früheren Herrenhauses) uns erfrischend, warten wir das Dampfschiff ab oder lassen uns über die Elbe

setzen, um mit der Bahn unseren Rückweg anzutreten. Bei schönem Wetter ist das Dampfschiff vorzuziehen, da die Fahrt thalwärts schnell geht und wir vom Verdeck aus ebenfalls besser beide Ufer überblicken können.

Besonders großartig erscheint am linken Elbufer die Festung **Königstein** (s. u.). Sie soll den Schluß unserer Exkursion bilden. Sonst bieten zwar Festungen der Neu- oder Wißbegier wenig oder gar nichts Interessantes dar; hier aber ist es der Berg, auf dem die Festung liegt und der eine weite Aussicht verspricht, der uns zum Besteigen desselben reizt. Ursprünglich war der Königstein eine böhmische Grenzfeste. Später im Besitz Wilhelms I. von Meißen wurde die Festung durch die Hussiten (1425) zerstört, zu Ende des 16. Jahrhunderts durch Kurfürst August wieder befestigt. An sie knüpfen sich sonst nur wenige historische Erinnerungen; Böttcher, der Erfinder des Porzellans, wurde hier 1704—1707 vor den Schweden in Gewahrsam gehalten, damit er von diesen nicht gezwungen werde, sein Geheimnis zu verraten. In neuerer Zeit war Bakunin als wirklicher Gefangener hier gehalten. Er war 1848 ein rechter Sturmvogel; wo er erschien, da entstand Revolution, so in Prag, darauf 1849 in Dresden. Er wurde an Rußland ausgeliefert, nach Sibirien verbannt, von da entfloh er über Japan nach Amerika. Es wäre noch Kyau zu nennen, der lustige Patron, der hier 1715—1733 Kommandant war. Er nannte die Festung seine steinerne Braut.

Einen Anlauf zum Romantischen nimmt das sogenannte Pagenbett. Es ist dieses ein schmaler Felsvorsprung, auf dem bei einem Feste Johann Georgs II. (1665) ein betrunkener Page, Heinrich von Grünau, einschlief. Der Kurfürst ließ ihn behutsam mit Stricken binden und dann mit Trompetenschall aufwecken.

Da man am Rande des Felsens rings um die Festung gehen kann, so genießt man die reiche Umsicht nach allen Weltgegenden; sie belohnt reichlich den steilen Weg zur Höhe. Allenfalls können wir noch dem Brunnen unsere Aufmerksamkeit schenken, dessen Bohrung (1553 angefangen) eine vierzigjährige Arbeit beanspruchte. Die Tiefe beträgt 186 m.

Es wären auf dieser Seite der Elbe auch so manche schöne Ausflüge möglich (wie auch unsere beschriebene Tour am rechten Elbufer noch viele Seitenabstecher zuläßt). Aber für diesmal haben wir genug genossen. Wir haben übervoll zu thun, um die gewonnenen Eindrücke im Gehirnkasten zu ordnen, damit die Erinnerung dieselben vorkommenden Falls schnell und richtig finden und verwenden kann.

Königstein (s. o.).

Des Gelehrten Frühling

(Glosse.)

> Fahr' aus du Staub, der in mich kam,
> Schulweisheit du und Bücherkram,
> In alle Winde fliehe,
> Daß die Natur einziehe! Tieck.

Wie gern erforschte ich im Süden
Den Mumienschrein im stillen Dom
Der rätselhaften Pyramiden!
Ich stieg in Grüfte, brach den Frieden
Der Katakombenstadt in Rom.
Doch, wenn ich von der Wand'rung lahm,
Heimkehrend Finkenschlag vernahm,
Verschloß ich meine Schreibtischfächer.
Froh rief ich dann beim vollen Becher:
Fahr' aus, du Staub, der in mich kam!

Wo in der Denkerstirne Falten,
Wo unter längst ergrautem Haar
Die Ehrfurcht vor dem Geist der Alten
Und Liebe zu den Musen walten —
Da ist der Wissenschaft Altar.
Doch, wenn nach winterlichem Gram
In stiller jungfräulicher Scham
Die Veilchen meine Gunst gewannen,
Könnt ihr mich nicht mehr an euch bannen,
Schulweisheit du und Bücherkram.

Mich nahm ein Eid in seine Haft.
Auf meinem Sitz von Leder
Schwur Treue ich der Wissenschaft.
Doch müde wird die Feder
Und träge meine Lebenskraft
Schon in des Tages Frühe.
All' der papier'nen Mühe,
Die mich geplagt beim Lampenschein,
Sag' ich: du sollst des Teufels sein,
In alle Winde fliehe!

Blick' auf ins dunkle Firmament!
Lies der Gestirne Bibeln!
Fort Mikroskop und Instrument!
Verlern' es, nachzugrübeln,
Ob dir dein Schicksal noch vergönnt
Daß Frohsinn in dir blühe.
Vergiß dein Leid! Denn siehe!
Dich küßt der Rose holder Duft.
Thu' auf dein Herz, daß Frühlingsluft,
Daß die Natur einziehe!

Franz von Holtzendorff.

Herr Florin.

Eine Gestalt aus den Bergen.

Von

Hans Malser.

Ein verfehltes Leben! Er hätte Künstler werden können, er hätte Professor werden können, er hätte Bürgermeister werden können — Landtagsabgeordneter, Herrenhausmitglied — dann Baron oder Präsident, so oder so. Baron, wenn der Staat eine Monarchie verblieben, Präsident, wenn er eine Republik geworden. — Und ist nichts, als ein windiger Rasierer.

Ein Bartscherer, ein Haarkräusler und Geckenaufputzer, ein Perückenflechter und Haarzopfsträhner. Man verlangt, daß er Späße mache, und da er sie nicht macht, so macht man sich welche mit ihm. Man nennt ihn Doktor, er protestiert nicht dagegen, der Titel gebührt ihm, er ist belesen, er nennt alle hohen Berge der Welt beim Namen, und weiß, wie hoch sie sind, weiß es in Fuß und Metern, kennt die Tiefen des Meeres und berechnet nach einem alten Atlas, wo die größten Untiefen sind. Er gibt dem Landmann, während er ihm den Bart abschabt, Fingerzeige über die Witterung der nächsten Monate, belehrt ihn, wie er den Dung streuen, woher er den Samen beziehen müsse. Er hat Agentschaften, und zwar deren so viele, daß er vor lauter Schildertafeln die Tünche seines Häuschens erspart. Er versichert dem Bauern das Haus, das Vieh, die Feldfrüchte, das Leben. — Wenn mir dieser Lebensversicherer, denkt sich der Bauer, nur jetzt die Gurgel nicht abschneidet! anstellt er sich g'rad so. Kratzen thut der Saggra schon, daß man die Engel singen hört! Schneidet denn das Messer

nicht? — Allerdings, das Messer rostet schon, denn Herr Florin hängt das Geschäft an den Nagel und rasiert den Mann nur aus Gefälligkeit. Er will ihm aus Gefälligkeit auch den Prozeß führen helfen, den der Bauer mit einem Nachbar hat. Meister Florin weiß gut aus im Gesetzbuch und wird dem findigsten Doktor zu gescheit. Er führt verschiedenerlei Schreibergeschäfte, hat hier einen Strauß mit dem Steueramt, dort einen Handel mit dem Bezirksgericht, da ein Rencontre mit dem Notar, oder mit einem Gläubiger, mit dem oder jenem — und gewinnt, gewinnt alles.

Daher will er das Rasiergeschäft aufgeben, es sind schlechte Zeiten. Ja früher, in seines seligen Vaters Jahren, wo jeder brave Staatsbürger fortweg sein glattes Gesicht haben mußte, da war's leicht Rasierer zu sein. Aber jetzt, wo die Leute ihren Patriotismus und ihre Weisheit und ihr politisches Bekenntnis in den Barthaaren herauswachsen lassen, jetzt wird der Rasierer — und er mag der klügste und fleißigste Mann sein — ein Bettler.

Ueberhaupt — und das Wörtlein hat Meister Florin immer auf der Zunge — überhaupt, das fliegt so über alles hin, da steckt alles drin, was der Sprecher meint, aber nicht weiß, oder wenn er gar nichts meint und nichts weiß, als nur, daß hier eine Phrase gut stehe, so sagt er: überhaupt, und hat damit sehr viel und sehr vernünftig gesprochen. Also — „überhaupt," sagt der Meister Florin, „es ist nicht mehr so wie früher, die Welt ist ganz anders geworden, heute siegt nur das Geld und der Protze, der Brutale, der Aufdringliche, überhaupt der Windbeutel. Ich könnte heut auch anders dastehen, aber ich bin immer zu ehrlich und bescheiden gewesen. Den ersten Prügel hat mir mein Vater unter die Füße geworfen, weil er mich nicht studieren ließ, sondern mich zu seinem Handwerk zwang, zu dem ich niemals Lust und Schick gehabt habe. Ich bitt' euch, ein strebsamer, intelligenter, für alles Schöne begeisterter junger Mann Friseur! Aber ich habe mich herausgearbeitet. Wenn ich heute das Geld hätte, das mir die Kerzen gekostet haben, bei denen ich die ganzen Nächte hindurch studiert habe! In den einundzwanzig Jahrgängen der Theaterzeitung und in den Jahrbüchern des Gothaer-Almanach und im Selbstadvokat gibt's kein Blatt, das ich nicht in mich aufgenommen hätte. Ich habe meine Freude dran gehabt, überhaupt, ich habe immer Sinn für was Besseres gehabt. Und ich hab's mitgemacht, wie wir die Eisenbahn bekommen haben und den Telegraph. Bei meinem Aufwachsen hat noch keiner in unserer Gegend eine Baumwolljoppe getragen, und das Einjährigfreiwilligen-Institut jetzt, die Hinterlader, überhaupt das ganze Kriegswesen! Das ist ein Fortschritt! Ich bin fortweg bei den Fortschrittsmännern und Aufgeklärten gestanden und überhaupt, früher ist die Welt in zweihundert Jahren nicht um das weiter gekommen, als wie zu meiner Zeit. Es ist besser geworden und es wäre ganz gut geworden, wenn nicht die Anmaßung das große Wort führte. Der ehrliche Mann verarmt. Es ist ja zum Rasendwerden, wenn man bedenkt, wer heute das Heft in der Hand hat." So seine Betrachtungen.

Er war im Stadtschulrat, aber sie haben ihn nicht zum Obmann gemacht; er ist in den Gemeinderat gewählt worden, aber bei der Bürgermeisterwahl —! Er hätte wenigstens zwei Drittel der Stimmen gehabt, aber die Kabale! Die Kabale, ihr Herren! — Sie haben es ganz gut gewußt, was sie thun, denn, wenn er, der Meister Florin, obenauf gekommen wäre, da hätt's anders gehen müssen. Er wüßte schon, was zu machen wäre! Eine Mustergemeinde hätte er geschaffen, an welcher sich selbst der Staat ein Muster genommen haben würde. Man hätte „oben" gefragt: wer ist der treffliche Mann? Gehörte er nicht vielmehr hierher ans Ruder, als daß er seine Kraft in dem engen Wirkungskreise vergeude?

Vor einer solchen Perspektive wird jeder Geschäftsmann — er braucht nicht erst Friseur zu sein — die Lust an seinem Berufe verlieren. Meister Florin macht bekannt: er rasiert nicht mehr.

Jetzt kommen Fremde ins Städtchen, Touristen, sie suchen einen Friseur. Ist keiner da. Sie suchen auch einen Führer. Alsogleich tritt Meister Florin hervor und macht seine höfliche Aufwartung, er kennt die Gegend, wie sonst gar keiner mehr, er ist gerne bereit. — Schön, was er begehre? — Bitte, es macht ihm ein Vergnügen, er ist mit von der Partie. Sie suchen einen Führer und finden einen Kavalier. Um so besser. Den Träger für Mäntel und Mundvorrat bestellt der Herr Florin; sie laden ihn ein aus ihrem Vorrate mitzuessen, mitzutrinken; er will nicht ablehnen, er thut den Schinken und Flaschen sehr viel Ehre an; er

ist stets delikat, aber das ist zufällig seine Leibspeise, sein Tropfen — hoch sollen sie leben!

Er weiß unterwegs stets zu erzählen und spricht ganz im Geiste der Zeit, heißt das, wenn er merkt, daß die Fremden keinen haben. Er erzählt gerne von sich und was ihm ebenso am geläufigsten ist; die Fremden heucheln Interesse, so lange sie's vermögen, endlich aber danken sie für seine freundliche Begleitung und gehen ihrer Wege.

Trotzdem oder — überhaupt, die Fremdenführerschaft trägt mehr, als das Friseur- und Rasiergeschäft, es trägt wenigstens die Kost und man ist in der frischen Luft und Naturfreund ist man auch. Ist's und wird's von Tour zu Tour mehr, denn überall erinnert man sich, was einen früheren Touristen entzückt hat, und das entzückt einen nun auch und so bringt man im Laufe der Jahre eine Unzahl von „romantischen" Wegen, Punkten und Aussichten zusammen.

Endlich nimmt er wahr, daß er ein so gewaltiger Naturfreund und Tourist geworden ist, daß er davon leben kann. Er läßt sich als Führer immer noch nicht lohnen, aber die Präsente, die der Kavalier dem Kavalier verehrt, die darf er nicht abweisen. Er hat deren schon eine respektable Sammlung, er verkauft sie nicht, es sind werte Andenken von hohen Bekanntschaften und lieben Freunden — und versetzen, nur wenn's sein muß. Auch die Touristenvereine sind ihm erkenntlich, und wie die Assekuranzen, die er längst vernachlässigt und verloren hat — einst das Aeußere seines Hauses mit Agenturtafeln dekoriert haben, so dekorieren die Touristenvereine dasselbe von innen mit Diplomen, Gebirgskarten und Edelweißorden. Er übt wieder Gegenerkenntlichkeiten und wirbt Mitglieder für die Vereine. So wird er bekannt und gesucht und jeder Fremde, der am Bahnhofe dem Zug entsteigt, fragt als sein erstes nach dem Herrn Florin. Der steht schon da, stets nett beisammen, in Nationaltracht, stets höflich, lüftet seinen Touristenhut, ist dem Herrn zuvorkommend zur Hand beim Aussteigen, beim Gepäcktragen, bei der Suche nach einem Hotel und dem Fremden bleibt nichts anderes übrig, als sich gefangen zu geben.

Der Gasthofbesitzer weiß einen Florin wohl zu würdigen, und wenn letzterer für genossene Speis und Trank um die Rechnung ersucht, so vertröstet ihn der Wirt von Tag zu Tag, bis Herr Florin endlich nicht mehr ersucht und sich die Gasthauskost von Tag zu Tag so trefflich munden läßt, als ob's auf der weiten Welt kein einzig Stücklein Kreide gäbe. Es geht. Sehr gut geht's, und Meister Florin sagt es selber: es ginge ihm sehr gut, und er muß es am besten wissen. Daß er einmal Rasierer gewesen, hört er nicht gern, es war auch nur ein Spaß von ihm gewesen, ein schlechter Spaß. Er wohnt auch gar nicht mehr im Friseurhäuschen, das ist der Habgier eines Gläubigers zum Opfer gefallen, gegen den der Meister den langjährig geführten Prozeß ganz unstreitig gewonnen hätte, wenn nicht Bestechung und Hinterlist von seiten des Gläubigers stattgefunden hätte. Ueberhaupt sind die Leute heutzutage von einem greulichen Eigennutz besessen, nur der Wirt nicht, nein, der ist ein braver Mann. Jetzt wohnt er auch bei ihm.

So verkehrt Meister — was Meister! — Herr v. Florin nur mehr mit feineren, vornehmeren Leuten, und wenn man dem Gespräche zuhört, das er und ein zugereister Universitäts-Professor führen, so ist kein Zweifel, wer der Gescheitere ist — nämlich der Herr v. Florin. Man kann aber ordentlich erschrecken, wenn Florin plötzlich behauptet, das deutsche Kaiserreich tauge nichts und er mit wenigen diktatorischen Aussprüchen mir nichts dir nichts die Republik einführt und der Fürst Bismarck wie ein armer Schlucker dasteht, noch um ein paar Stündlein Leben bittend. Der Professor ist gar nicht imstande, der Tragweite dieser unerhörten Reformen zu folgen, daher schweigt er und das imponiert den umsitzenden Zuhörern — „Ja, wie Meister Florin gesprochen, da hat der gelehrte Herr nachgerade kein Wörtlein mehr zu sagen gewußt, ist still gewesen wie ein Baumstock."

Wie steht er jetzt da, der Herr v. Florin! Von alters her — und zwar seit etlichen vierzig Jahren — heißt er Franz Viktor Florin; jetzt, der Name ist ihm zu lang, er ist selber nicht über 5 Schuh lang, er braucht keinen so langen Namen, er kürzt ihn, setzt anstatt dem Worte Viktor nur ein kleines v, und jetzt lautet die Visitkarte: Franz v. Florin. Das steht! sehr gut steht's, und somit wäre er nun eigentlich oben.

Aber da sehe man den Neid des Schicksals! Ueberhaupt, wer zum Unglück geboren ist u.s.w. Auf einmal legt sich der Wirt hin und stirbt und macht den Herrn v. Florin brotlos und

dachlos. Denn der junge Wirt ist ein Zopf und sagt: Florin solle arbeiten, er sei noch stark genug dazu. — So! Also das ist der Lohn, daß er die Fremden herbeigezogen und die Gegend bekannt gemacht hat! Das ist der Lohn für die Dienste, die er dem Hause und der Gemeinde und jedermann geleistet hat! Die Kinder werden einst als alte Leute erzählen von Herrn v. Florin, wie schlicht er war und jovial und welche Reden er der Jugend oft gehalten hat und wie er für den Fortschritt gewesen und was ihm das Städtchen verdankt. Manche alte Schrift von seiner Hand wird verblaßt und vergilbt noch Zeugnis ablegen von dem strebsamen, vielseitigen Mann, der seiner Zeit voraus war. Aber heute! heute läßt man ihn darben. Zwar findet er immer noch gute Seelen, die seinen Nahrungsbedürfnissen Rechnung tragen, mein Gott, er ist ja leicht zufrieden! aber der Rock will verblassen und die fremden Herren, wenn sie kommen, wollen mit dem fadenscheinigen Rock nicht gerne an einem Tisch sitzen. Er ist immer noch geistesfrisch, ja lustiger als früher und weiß allerlei Schnurren, auch singt er und macht Musik dazu auf der Zither oder der Guitarre. Er weiß possierliche Lieder, Sprüche und schalkhafte Anekdoten. Man lacht darüber, man wartet ihm eine Cigarre auf oder läßt ihm ein Glas Wein vorsetzen und so ist es immer recht unterhaltsam. Es gibt Leute, die sagen ihm, er solle sich nicht so an die Fersen der Fremden heften und sich nicht zum Spaßmacher hergeben; er solle lieber wieder seinen Rasierladen aufmachen. Das sind die Kurzsichtigen. Sie wissen nicht, was er will und worauf er es abgesehen hat. Er wird noch eine einflußreiche Stellung gewinnen und dann seine weltbeglückenden Pläne durchführen.

Einstweilen verkommt er immer mehr. Mancher Fremde, der im Städtchen absteigt, er mag Tourist sein, oder Agent, oder Vereinsmeier, nützt ihn aus, so viel noch auszunützen ist. Andere fragen gar nicht mehr nach ihm, aber er ist eine allbekannte Figur und viel armseligere und niedriger denkende Subjekte als er ist, machen ihn zur Zielscheibe ihres Spottes.

Endlich glaubt er's, daß er nichts erreichen wird; er klagt über ein verfehltes Leben, setzt die Hoffnung aber auf seine Kinder.

Er hat einen Sohn; der ist geistig sehr begabt, hat ganz den Kopf von seinem Vater. Der soll studieren. Es ist kein Geld da, es ist keine Protektion da, oder hat ein oder der andere seiner guten Bekannten doch etwas zugesagt? Gewerbsmeister des Städtchens wollen den aufgeweckten Jungen ins Geschäft nehmen, ihn ein Handwerk lernen. Ha, das wäre wieder die alte Leier; dieses florinische Blut ist für was Besseres rot geworden; der Bursche muß in die Hauptstadt. Er soll sich dort selber fortbringen, Freunde suchen und sich aus eigener Kraft aufschwingen. Das macht den Mann. Der Vater hält ihm noch eine schwunghafte Standrede, wie sie wortprächtiger in keinem Romane zu finden ist, und der Junge geht in die Stadt. Er schreibt verzagte Episteln heim, der Vater schickt ihm Briefe voll begeisternder Phrasen, aber sonst ohne Inhalt. Da schreibt der Sohn in immer längeren Zwischenräumen immer kürzere Briefe, endlich bleiben die Briefe ganz aus, und das ist dem Herrn Florin ein Zeichen, daß die Taube ein Gestade gefunden hat.

Nun hat Herr Florin — sein Weib ist ganz Nebensache, das ist da oder es ist nicht da, einerlei; ist es da, so wird es wohl irgendwo eine Dachkammer haben, wo es sich mit Nähen oder Stricken fortbringt — trotzdem hat Herr Florin eine Tochter. Mit der läßt er sich nicht ungern auf der Gasse blicken, denn sie ist schon bald kein Kind mehr und wächst sich recht sauber aus. Es als Küchenmädchen zum Wirt geben, oder gar zu einem Bauern in die Arbeit? nein. Das Mädchen hat bessere Aussichten. Ein Baron war da, ein Tourist, der sagte dem Florin, das Kind müsse in die Stadt, dort könne es sein Glück machen. Da erinnert sich der umsichtige Vater sofort an gelesene oder gehörte Fälle, wo arme aber hübsche Mädchen auch in der Stadt ihr Glück — bisweilen sogar ein unglaublich großes Glück gemacht haben. Der Herr Baron erklärt sich bereit, für das Kind eine Stelle ausfindig zu machen, einstweilen könne es in seinem eigenen Hause wohnen. — Also doch überall gute Leute, und Herr Florin sagt, Glück habe er niemalen viel gehabt, aber gute Menschen habe er immer gefunden, überhaupt habe es den Anschein, daß sich sein Glück erst bei seinen Kindern einstellen werde.

Er läßt das Mädchen fort und nun — sind die Kinder versorgt. Sie sind's zwar nicht, aber Florin ist gewohnt, alles so auszulegen, wie es am schönsten klingt. Sein Stolz ist, wenn er erzählen kann: der Sohn studiert auf einen Doktor, die Tochter ist beim Herrn Baron.

Florin beginnt zu altern, aber er hat noch einen Plan, das ist der einzige, den er in seinem Leben durchgeführt hätte, wenn er ihn durchgeführt hätte. Er konnte singen, verstand sich auf Saitenspiel, hat die Gabe zu unterhalten; er will fahrender Musiker werden. Das ist gar nicht dumm, das ist der erste Schritt zum Mitgliede eines größeren Kunstinstitutes, eines Theaters. Das Mißgeschick ließ es aber nicht dazu kommen. Ueberhaupt, das Mißgeschick! Nun sitzt er viel in den Schenken herum und setzt sich zu dem, der just da ist und hebt einen flotten Diskurs an und läßt Possen los und will fortgehen. Die Leute sind warm. Da darf der Herr v. Florin nicht fortgehen, sie lassen ihm Wein bringen. Das Wasser, das er zum Wein gießt, hält ihn noch aufrecht. Aber beim Branntwein, da gießt man nichts dazu, da ist das Wasser schon dabei.

Der Branntwein aber thut das Seine und es gibt einflußreiche Leute in der Gemeinde, die behaupten, für den alten Florin wäre es am besten, wenn man ihn ins Armenhaus thäte.

Der alte Florin!

Ja, es ist wahr, er ist grau, er sieht verfallen aus. Wenn er sich nur öfters ein saftiges Stück Fleisch gönnen könnte! Warum sollen denn seine Kinder, denen es in der Stadt so gut geht, nichts für den Vater thun? Keines läßt was von sich hören.

Nun wird in die Stadt geschrieben. Es kommt eine Antwort; sie ist von fremder Hand und berichtet, daß der Sohn vor längerer Zeit wegen Bauernfängerei eingezogen, später wieder freigelassen und seitdem verschollen sei.

Der Florin erschrickt zuerst, dann aber lächelt er, denn er glaubt es nicht.

Aufgefordert schreibt auch die Tochter, sie sei nicht mehr beim Herrn Baron, aber sie wolle ihren Eltern nicht mehr unter die Augen treten.

Der Florin schüttelt den Kopf — er versteht es nicht.

Und so rinnt die Zeit hin, von Tag zu Tag mit steigender Geschwindigkeit — wie es im Alter schon geht. Der Florin sitzt auf der Gartenbank des Armenhauses und schaut den Bienen zu. Einer der vorbei geht, denkt sich: Ja, alter Florin, du hättest den Bienen früher zuschauen sollen und dir an ihnen ein Beispiel nehmen, wie man durch Arbeit und Fleiß sich eine gesicherte Existenz schafft. Du hast dich deines ehrlichen Gewerbes geschämt, hast es verlassen und verleugnet. Hast hingeflunkert, hast hergeflunkert, dein spitzfindiges Spintisieren und deine hohle Schlauheit hat dich auf die Holzbank vor dem Armenhaus gebracht, und wenn jetzt einer von den fremden Herren, denen du gefällig warst, von den hochgestellten Freunden, die dir geschmeichelt haben, hier vorbeigeht, so wird er dich nicht kennen, und kennt er dich, vielleicht sein Haupt wegwenden und in sich hineinmurmeln: Ei, das ist ja dieser Idealist, dieser Fex, dieser — er hat allerlei Namen zur Auswahl. Er ist bald vorüber. Ich aber bin der, welcher dir einst den Rat gegeben hat: bleibe deinem Gewerbe treu und arbeite! ich gehe nicht an dir vorbei, ich frage dich: „Wie geht es dir, alter Florin?"

Er schrickt auf. „Danke, danke," sagt er, „soweit gut, recht gut. Dank der Nachfrage!"

Eine solche Zufriedenheit auf dieser Bank verdient doch einen Zehner. „Da, Alter, gönne dir ein Glas auf mein Wohl!"

Oh, im Glase, das er nun trinkt, ist mehr drin, als der Spender ahnt, der Florin — der Herr Franz v. Florin ist Bürgermeister, Touristenvater, Abgeordneter, Regierungsrat — Schöpfer und Ordner aller politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes.

Um einen Silberzehner! In der That, billiger kann man das Glück nicht haben.

Schiller auf der Solitüde.

(1773—1775).

Von

Julius Klaiber.

Es hat einen wunderbaren Reiz, dem inneren Werden bedeutender Naturen nachzugehen, in jenen geheimnisvollen Grund hinabzudringen, wo ein großer Menschengeist, bevor er an die Oeffentlichkeit tritt, die still empfangenen Wasser sammelt und klärt, mit deren Fülle er hernach die Welt durchdringt. Bei Schiller ist dies in erhöhtem Maße der Fall. Seine Kindheit verläuft einfach und harmlos, niemand ahnt seine künftige Größe. Jene hübschen Züge alle, welche uns der Vater, die Schwester, die Altersgenossen

aus seinen Knabenjahren erzählen, gehen nicht über das hinaus, was sich unter verwandten Umständen unzähligemale wiederholt. Noch im vierzehnten Jahr schlummert die innere Triebkraft: sein Hauptlehrer bezeichnet ihn als mittelmäßiges Talent. Wo liegt der Punkt des Erwachens? Dem geistigen Ort nach sicher im Gebiete des Willens. Denn sein späteres Leben und Wesen ist durchaus strebende Kraft; wohl ist seine Begabung groß und tief, aber der Wille hat sie verdoppelt und vervielfacht. Der Zeit nach ebenso sicher in den acht Jahren, die er bei Herzog Karl in der sogenannten Militärakademie verbracht hat: ein Knabe wie andere, schüchtern und friedlich, tritt er mit dreizehn Jahren in die Anstalt ein, und wie er sie mit 21 Jahren verläßt, das Manuskript der Räuber in der Tasche, ist er ein Jüngling von einer Willenskraft, von einem geistigen Herrscherbewußtsein, von einer zwingenden Gewalt über die Herzen einer Nation, wie wir von solchem Alter kein zweites Beispiel in unserer Geschichte haben. Wie ist er das geworden, zumal da er geraume Zeit nicht unter den Fleißigen der Akademie glänzt? Ist er es durch die Anstalt, ist er es trotz der Anstalt geworden? oder ist am Ende beides zusammen anzunehmen? Das sind Fragen, welche immer wieder zu ihrer Lösung reizen werden. Ein kleiner Beitrag dazu, wenigstens für einen Teil der Aufgabe, will auch das Folgende sein. Wenn man von Schiller in der Karlsschule spricht — ein Name freilich, den die Anstalt erst nach Schillers Abgang erhalten hat —, denkt man gewöhnlich an die fünf Jahre, welche Schiller in der Akademie in Stuttgart verlebt hat, wohin die Schule 1775 verlegt wurde; seine drei ersten Jahre auf der Solitüde dagegen finden sich meist nur kurz besprochen, weil für diese Zeit die Quellen in viel geringerem Maße zugänglich sind. Nun sind freilich auch die späteren Jahre des reifenden Bewußtseins durch die großartig entschiedene Entfaltung der merkwürdigen Schillernatur von großer Bedeutung; aber für die psychologische Betrachtung sind doch jene früheren noch wichtiger: denn dort eben liegen die stillen Keime, deren erstem Erwachen und Regen nachzugehen ein ganz besonderes Interesse gewährt. Für diese Zeit auf der Solitüde nun hoffe ich durch eine zu anderem Zwecke unternommene Durchforschung des riesigen Aktenmaterials der Karlsschule in den Stand gesetzt zu sein, zwar nicht neue Entdeckungen von hervorragender Wichtigkeit, immerhin aber eine auf genauer Kenntnis der merkwürdigen Anstalt beruhende und da und dort durch einen neuen Zug aus den Quellen bereicherte Schilderung bieten zu können.

Schloß Solitüde bei Stuttgart.

Nicht zwei Stunden von Stuttgart, aber mehr denn siebenhundert Fuß höher, auf einer weiten bewaldeten Fläche liegt der Ort, den sich Herzog Karl im Jahre 1763 für eines seiner vielen Lustschlösser ersehen hatte. Die Wahl macht ihm Ehre: kräftige Lüfte wehen dort oben und schrankenlos schweift der Blick über ein schönes Land. Aber schon hier zeigt sich der seltsame Widerspruch seiner Natur: er nannte den Ort Solitüde; er hoffte dort, wie er selbst sagte, süße Stunden einsamer Muße zu verleben, um sich von der Welt mit ihrem Getümmel und ihren Täuschungen zu erholen. Aber einmal im Zuge, ruhte er nicht, bis er alles, was man damals unter „Welt" verstand, mit ihrem Getümmel und ihren Täuschungen in die stille Ein-

samkeit getragen hatte. Achthundert Morgen Waldes werden gelichtet; um das Schloß mit seiner weittragenden Kuppel her erstehen Plätze und Straßen; Theater, Kirchen, Marställe, Wohnhäuser aller Art, bis zu den petites maisons jener Tage, die sich in den Bäumen des Waldes verlieren, beleben den weiten Plan; großartige Gärten, stattliche Alleen schließen sich an und eine schnurgerade Straße, drei Stunden über Berg und Thal dahinziehend, verbindet die neue Schöpfung mit der Residenz in Ludwigsburg.

Heute ist von jener Herrlichkeit, mit Ausnahme des Schlosses nicht mehr viel vorhanden; aber dieses selbst, ein Kleinod in seiner Art, im Grundriß einer ovalen Tabatière aus jener Zeit zu vergleichen, versetzt uns mit einemmale in die wundersame Periode des Rokoko zurück, die den Stein wie Papierschnitzel kräuselt und zur Dekoration des Innern am liebsten Spiegel verwendet. Unwillkürlich, wenn man in diesem goldprunkenden Lorbeersaale, der einst den Festen und Konzerten diente, auf einem der alten Lehnstühle sich niederläßt oder zwischen den schweren Vorhängen durch auf die schnörkelreiche Terrasse blickt, treten dem Auge die Bilder von damals entgegen: Man sieht, von Läufern umschwärmt, die schweren Karossen anfahren, man sieht die Damen in Reifrock und Schleppe den seidenen Stöckelschuh zierlich aufs Pflaster setzen, man sieht die Kavaliere mit graziösem Lächeln zum Handkuß herbeieilen und die Schönen an den Fingerspitzen die gewundene Freitreppe hinaufgeleiten; man sieht den lichterstrahlenden Saal mit dem bunten Gewoge dieser kapriziös koketten Gestalten sich füllen, über deren Häupter der Puder und die Schminke den gleichen Schimmer greisenhafter Jugendlichkeit verbreitet; man sieht mit einemmale diese Häupter alle sich zur Erde neigen; denn raschen Schrittes tritt er herein, der Gott dieses Geschlechtes, dessen Wort diese ganze Welt aus dem Nichts hervorgerufen hat, um den alles in fest bestimmten Bahnen kreist: eine fesselnde Erscheinung, voll Geist und Leben, mit einem wunderbaren Augenpaar über der kühn gebogenen Nase. Wie sprüht es aus diesem Blick von Siegen und Triumphen! Ein echter Fürst aus der Zeit der Selbstherrlichkeit. Man sieht es ihm an, sein Wille kennt keine Schranke, ein unwiderstehlicher Lebensdurst reißt ihn von Schöpfung zu Schöpfung, mag auch was will darüber zu Grunde gehen.

Der runde Saal in der Solitüde.

In diese Umgebung, zu diesem Fürsten kam zu Anfang 1773 aus der strengen Zucht eines schlichten Bürgerhauses der dreizehnjährige Friedrich Schiller. Ein großer Teil seiner Jugendentwickelung verläuft unter dem Einfluß dieses gewaltigen Gegensatzes; an dem Verhältnis zu Herzog Karl ist sein inneres Wesen erstarkt und selbständig geworden.

Die jüngste Schöpfung der fürstlichen Herrscherlaune war eine Erziehungsanstalt. Kaum zwei Jahre zuvor war sie aus bescheidenen Anfängen erwachsen, zuerst für arme Soldatenwaisen bestimmt, die für den Dienst der herzoglichen Gärten und Palastbauten herangebildet werden sollten. Aber der Fürst fand Vergnügen an der neuen Beschäftigung: er hatte Rousseaus Emil gelesen und die ganze Zeit war ja voll von Erziehungsversuchen. In rasch sich folgenden Stadien wächst die Anstalt im Sonnenschein der fürstlichen Gnade, und plötzlich ergreift den geistreichen Monarchen der Gedanke, seine Staatsdiener alle unter seinen Augen und nach seinen Ideen selbst zu erziehen. Man begreift, welchen Reiz dieser Gedanke für ihn haben mußte; er war so ganz im Geist jenes „aufgeklärten Despotismus", der alles von oben her reformieren wollte und in einer „väterlichen" Erziehung der Unterthanen den höchsten Fürstenberuf zu finden meinte. In der That gewann der sonst so wechselvolle Herzog in der Berührung mit der ihn selbst erhebenden Aufgabe eine Ausdauer, die man noch nie an ihm bemerkt hatte: bis zu seinem Lebensende, mehr denn zwanzig Jahre lang, blieb sein Interesse ungeschwächt, und es mag billig bezweifelt werden, ob je ein Schulvorstand mit solcher bis ins einzelnste gehenden Liebe über seiner Anstalt gewacht hat, wie Karl Eugen über diesem teuersten Herzenskinde. Sein Ehrgeiz war, eine Anstalt zu schaffen, die weit und breit nicht ihresgleichen haben sollte. Und ein Unikum in der Geschichte der Erziehungskunst ist die Akademie jedenfalls, schon nach der Universalität ihrer Anlage: Gymnasium und Hochschule zugleich und alle Altersstufen vom achten bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahr umfassend, diente sie den mannigfaltigsten Bedürfnissen des Hof- und Staatsdienstes, und bereitete daneben für Malerei, Plastik, Kupferstecherkunst, Musik, Theater und Ballett vor. Dabei sind ihre Resultate wirklich staunenswert, zumal bei der kurzen Zeit ihres Bestandes, wovon im Grunde nur zwanzig Jahre in Betracht kommen. Es sind nicht bloß jene Sterne erster Größe, welche meist zu ihrem Ruhme hervorgehoben werden: neben Schiller Dannecker, neben Kielmeyer, dem genialen Begründer einer neuen Naturbetrachtung, der große Cuvier, den sein Zeitalter dem „Napoleon der Intelligenz" nannte. Es ist auch nicht bloß die große Zahl der berühmten Künstler, die aus ihr hervorgegangen: merkwürdiger noch ist die Menge der bedeutenden Persönlichkeiten in Staat und Heer und Wissenschaft, nicht bloß in Württemberg, sondern in vielen deutschen und mehreren außerdeutschen Staaten, wie denn neben zahllosen Universitätsprofessoren nicht weniger als siebzehn Minister und dreiunddreißig Generale in der Liste der ehemaligen Karlsschüler erscheinen, und das Bezeichnendste dabei ist die Thatsache, daß, wer einmal seine Bildung in der Akademie erhalten hatte, sein lebenlang ein „Karlsschüler" blieb, ein Ehrenname, mit dem sich im Bewußtsein des nachfolgenden Geschlechts die Vorstellung von einer vielseitigeren Bildung, von einem offenen Verständnis für geistige Interessen aller Art und nicht zum wenigsten von einer besondern Brauchbarkeit im Leben und im gesellschaftlichen Verkehr zu verbinden pflegte.

Diesen Ruhm verdankte die Akademie in erster Linie ihrem Unterricht. Er war für jene Zeit in der That vortrefflich, nicht von Anfang an allerdings, aber seit dem Zeitpunkte, da die ersten Experimente vorüber und der tüchtige Kern der meist jungen und mit Glück gewählten Lehrer zur vollen Geltung gelangt war. In schroffem Gegensatz zu der einseitigen und ausschließlich grammatischen Betreibung der alten Sprachen in der Praxis der älteren Schule ging der Unterricht in der Karlsschule nicht sowohl auf Gründlichkeit, er that vielmehr in dieser Hinsicht entschieden zu wenig: aber er war vielseitig, anregend, Geist bildend, er nahm das Denken in Anspruch und erzog zur Selbständigkeit; Kraft wecken! war der oberste Grundsatz des Herzogs. Dabei folgt die Karlsschule stets der fortschreitenden Wissenschaft, sie soll von Anfang an ein Gefäß für den neuen Geist sein und sie nimmt in der That von den Anschauungen und geistigen Errungenschaften jener Zeit, in der das deutsche Geistesleben mit staunenswerter Raschheit den gewaltigsten Umschwung erfährt, eine Fülle in sich auf, welche für den freien Blick des Fürsten ein ehrendes Zeugnis ist.

Aber leider, wie sich in seiner eigenen Natur die wunderlichsten Widersprüche beisammen finden, so steht diesem freien und in einem weiten und hohen Geiste geübten Lehrsystem eine bedenkliche Kehrseite gegenüber. Schon die maßlose Steigerung des Ehrtriebs war pädagogisch verwerflich, viel verwerflicher aber noch die Disciplin, nicht wegen ihres militärischen, sondern wegen ihres polizeilichen Charakters, nicht um

ihrer Strenge, sondern um ihrer inneren Unwahrheit willen: kleinlich, pedantisch, mißtrauisch, beruhte sie auf den dürftigsten Anschauungen von der jugendlichen Natur: sie kannte für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling nur dieselben Satzungen wie für den achtjährigen Knaben und hatte von den großen und edlen Aufgaben der Erziehung und Charakterbildung nicht die entfernteste Ahnung Hier liegt der Grund jener merkwürdigen Verschiedenheit der Ansichten über die Karlsschule in alter und in neuer Zeit: von den einen als Pflanzschule der größten Talente gepriesen, wurde und wird sie von anderen als „Sklavenplantage“, wie sich Schubart ausdrückt, in den Staub gezogen; hier liegt aber zugleich auch der Grund, warum tiefer angelegte Naturen, je mehr sie durch den Unterricht gekräftigt und in freiere Geistesregionen erhoben wurden, um so entschiedener Gefahr liefen, mit dem sittlichen Geist der Anstalt in Widerspruch zu geraten.

Wir haben es jetzt zunächst mit den älteren Zuständen der Anstalt zu thun. Sie war noch ziemlich unfertig, als am 17. Januar 1773 ein neuer Eleve eintrat, über welchen wir in dem von dem bekannten Nies geführten Tagesrapport wörtlich folgenden Eintrag finden: „Zuwachß bey der 1sten Classe: Johann Christoph Friedrich Schiller von Marppach, à 5 Fuß, 13 Jahr alt, ev., confirm., dessen Vatter Hauptmann beim General v. Stein'schen InfRgmt.“

Der dicke Nies konnte natürlich nicht ahnen, mit welcher Teilnahme wir heute diesen seinen Eintrag lesen. Ist uns doch, als sehen wir ihn in seiner beleibten Lieutenantswürde — er war eigentlich Schneider, wurde aber wegen seiner Polizeitalente zum Oberaufseher erhoben —, wie er den schüchtern vor ihm stehenden Neuling mit den rötlichen Haaren und den entzündeten Augenlidern mustert und über seine Personalien und sein Vorleben verhört.

Der Knabe war freilich nicht gerne gekommen und mit schwerem Herzen mochte er jetzt dem Gestrengen in den ungeheuren Schlafsaal folgen, in dem er mit neunundvierzig Genossen nun wohnen sollte. Er hatte im Einverständnis mit Vater und Mutter Theologe werden wollen, aber der Wille des Herzogs, dem es um tüchtige Zöglinge für seine Lieblingsschöpfung zu thun war, hatte ihn für die Anstalt gefordert. Wohl hatte der wackere Vater eine freimütige Vorstellung gewagt, allein der Herzog wiederholt sein Verlangen in einer Weise, daß dem armen Hauptmann in seiner Stellung nichts übrig bleibt, als betrübt den Sohn dahinzugeben und dem „großen Karl“ unterthänigst für seine Gnade zu danken.

So legt schon der Eintritt in die Akademie bei Schiller den Keim zu der inneren Auflehnung. Der Herzog meinte es ja gewiß gut in seiner Art, jedenfalls hatte er keinen Begriff von der Verwirrung, die er in einem braven Bürgerhause und in einem tiefempfindenden Knabenherzen angerichtet hatte. Aber was in diesem Herzen kochte, war das Bewußtsein einer unwürdigen Abhängigkeit, das unheimliche Gefühl einer von keinem Gesetze wirksam beschränkten und oft genug nicht von den Forderungen des Rechts und der Billigkeit geleiteten Gewalt. Denn, so verlegen der Dreizehnjährige vor den prüfenden Blicken der Aufseher dastehen mochte und so sanft der Aufschlag seiner guten Augen war, in seiner Brust lag schon damals etwas, was sich trotzig aufbäumte gegen widerrechtlichen Zwang. Und er selbst machte sich darüber gewiß keine Vorwürfe: war doch dieses unbezwingliche Freiheitsgefühl das edelste Stück der Ausstattung, die er von der Natur empfangen, der Quellpunkt seiner einstigen Größe, und für jetzt die einzige Waffe des Armen und Schwachen im Kampf mit der harten Wirklichkeit.

Wie ihm wohl zu Mute gewesen sein mag, als ihm beim Abschied, wie er selbst berichtet, der Vater zu Gemüt führte, daß er alles thun müsse, um durch unbedingten Gehorsam diesem Herzog zu gefallen, weil von ihm nicht bloß die eigene Zukunft, sondern auch — die Existenz seiner Eltern und Geschwister abhänge. Kein Zweifel, daß den Knaben schon damals etwas von dem Gefühl streifte, das hernach der Nerv seiner gewaltigsten Dichtungen werden sollte. Aber der Herzog selbst verlangte noch viel mehr als bloßen Gehorsam, er verlangte Liebe, freigewährte Liebe: er wollte ja der Vater „seiner teuren Söhne“ sein, wie er sie täglich und gewiß in vollem Ernste nannte, und keine Pflicht wurde in der Akademie so streng und unablässig eingeschärft, wie die eine, dem Herzog, dem erhabenen Wohlthäter, die schrankenloseste Dankbarkeit zu beweisen und ihn weit höher als Vater und Mutter zu schätzen.

Blicken wir hier schon in einen Zwiespalt hinein, der sich dem armen Jungen zwischen dem natürlichen Gefühl und den Forderungen der

Anstalt ergeben mußte, so war auch sonst so manches da, was dem so überaus zartfühlenden Knaben in der Seele weh thun mußte. Jener Schmerz zunächst, der so manchem seines Alters das Herz schwer gemacht hat, wenn er sich vom Elternhause, von der Muttersorge weg in eine fremde Umgebung versetzt sah, das herbe Leid des Heimwehs; es blieb natürlich auch ihm nicht erspart, und er spricht aus eigener Erfahrung, wenn er seinen Karl Moor in glühenden Worten seine Sehnsucht nach den Elysiumsscenen der Kindheit äußern läßt. Hier lag nun überdies ein bedenklicher Mangel der Anstalt: für alle die kleinen Anliegen und Bedürfnisse, die ein junges Herz hat, waren die Zöglinge wenigstens in jenen ersten, noch unvollkommenen Jahren einzig an die Aufseher gewiesen, Unteroffiziere, ohne Bildung, zum Teil von roher Gesinnung, die leider am wenigsten unter dem Gesichtspunkt ausgewählt waren, den Knaben sorgend an die Hand zu gehen, sondern ihre Aufgabe, wenn es gut ging, in strengster Ueberwachung fanden, oft genug aber auch durch Hinterlist und spionierende Schleichwege sich die Gunst ihrer Vorgesetzten zu gewinnen meinten.

Und welche Fülle von Anlässen bot einer solchen Gesinnung die streng militärische Disciplin und Hausordnung, deren wachsame Hüter eben jene Unteroffiziere waren! Es ist zwar durchaus unrichtig, wenn man sich Schiller fast in täglichem offenem Konflikt mit der Hausordnung vorstellt: aus den Akten ergibt sich, daß er in den acht Jahren seines Akademielebens nur sechs jener „Billets" bekommen hat, denen eine Bestrafung von seiten des Herzogs zu folgen pflegte, und strafen durfte niemand als der Herzog. Aber eben der Umstand, daß diese Billets alle sich auf die kurze Zeit von Oktober 1773 bis Februar des folgenden Jahrs zusammendrängen, zeigt, wie schwer es ihm wurde, sich in die Disciplin zu finden. In jener ersten Zeit ist es besonders das Schreckenswort Propreté! das der Intendant, Oberst v. Seeger, beständig im Munde führte, was nach Ausweis der Tagesrapporte ihm am meisten zu schaffen machte: die Hälfte jener Billets bezieht sich auf die Propreté. Betrachten wir uns die verschiedenen Anlässe.

Da ist zunächst der Schlafsaal mit seinen strengen Satzungen, ein riesiger Raum mit den fünfzig Betten der ersten Abteilung. In der Mitte läuft ein breiter freier Gang zwischen zwei Säulenreihen durch; rechts und links von den Säulen zur Wand hinüber stehen die Betten in regelmäßigen Abständen. Da hat nun jeder Eleve eine Art von Stübchen für sich, für dessen Sauberkeit er verantwortlich ist, nach links durch das eigene, nach rechts durch des Nachbars Bett begrenzt und von dem gemeinsamen Mittelgang durch ein niederes schwarzes Gitter getrennt, zu dem er den Schlüssel in der Tasche trägt. Ein Bücherbrett über der perlgrauen Bettlade, eine blau angestrichene Kommode, zugleich als Arbeitstisch dienend, am Fenster ein hölzerner Stuhl bilden die ganze Einrichtung. Hier ist alles Regel, Ordnung, peinlichste Pünktlichkeit. Wie bei Nacht an jedem der fünfzig Betten die langen Strümpfe vorschriftsmäßig rechts und links über die Bettenden herabhängen müssen, so hat jeder am Morgen vorschriftsmäßig sein Bett so zu machen, daß alle die blauen, rotgeblümten Bettdecken genau zu derselben Höhe emporsteigen, und ebenso muß sich genau in derselben Linie der Rücken des Stuhls über ihnen erheben; denn jeder hat ihn, wenn das Kommando aus dem Saal abruft, pünktlich in die Mitte des Betts zu stellen und wehe ihm, wenn das spähende Auge des Aufsehers noch ein Buch entdeckt, das er in der Eile auf das Bücherbrett zu stellen vergessen, oder gar einen Strumpf, einen Pantoffel! Und da denke man sich nun den glühenden Schiller: wenn ihn eben „bis an des Aethers bleichste Sterne erhoben der Entwürfe Flug", soll er noch an Strumpf und Pantoffel denken! Aber auch die Bücher selbst werden zuzeiten Gegenstand einer plötzlichen Razzia, welche sich auf verbotene Litteraturprodukte bezieht, und verboten ist ja, wenigstens in den ersten Jahren, alles, was zur deutschen Poesie gehört. Da muß denn wohl der Strohsack die teuren und unendlich verehrten Männer bergen, den edlen Haller, den gefühlvollen Kleist, den herrlichen Klopstock. Und auch der Strohsack ist nicht immer vor den gewandten Griffen der Aufseher sicher.

Eine zweite Quelle des unglücklichen Billets bildet die Uniform mit den verzweiflungsvoll hellen Beinkleidern, den vielen Knöpfen und Schnallen, die stets im hellsten Glanz erstrahlen müssen, und die Frisur! Jeder Eleve hat eine Stunde im Tage, um die Schuhe zu putzen, die Kleider zu reinigen, die Knöpfe blank zu machen und die schwere Arbeit der Frisur zu

vollenden. Denn wir sind noch in der Zeit des Puders — im Finanzetat der Anstalt finden wir als Jahresexigenz 461 fl. 36 kr. für vierzig Centner Puder —, und auch der Karlsschüler hat seinen Zopf zu tragen und zwar von so genau gegebener Länge, je nach dem „Monatsmaß" seines Trägers, daß, wenn der Herzog im Rangiersaal an der aufgestellten Linie hinten vorübergeht, die Zopfenden eine schnurgerade Linie bilden. Daher eben der Name „Zopfzeit"!

In diesem Punkte hat sich nun offenbar die eigenartige Natur Schillers am hartnäckigsten und widerwilligsten bewiesen, denn ihm mochte jene Stunde zu edleren Zwecken dienlich scheinen. Die Hälfte der Billets bezieht sich auf die Propreté und es ist ja bekannt, daß der Lieutenant Nies mit seiner Stentorstimme ihn mehrmals einen „Schweinpelz" gescholten hat. Auch des geistvollen Urteils jenes Zöglings wird man sich immer wieder mit Vergnügen erinnern, der in einem Aufsatz für den Herzog Schiller mit den Worten schildert: „Scheint ein guter Christ, ist aber nicht sehr reinlich."

Wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die unendliche Reihe der Niesschen Tagesrapporte zu durchlaufen, so stößt man denn doch auf manches, was auf diese frühste Zeit von Schillers Akademieleben ein Licht wirft. Schon im ersten Jahr erscheint er siebenmal als „marode", und im nächsten Jahr finden wir ihn einmal fünf Wochen lang auf der Krankenliste. Und dabei ist noch etwas, was unser Gefühl in Anspruch nimmt. Es mag klein erscheinen, aber ach! für ein Knabengemüt ist es nicht klein: die Kost, die Nahrung.

Während in Stuttgart später die Speisung von der eigens gebauten Anstaltsküche besorgt wurde, war sie auf der Solitüde noch verpachtet. Der Kostreicher hatte nach seinem Vertrag die „ordinäre Kost", Frühstück, Mittagessen und Abendbrot „bei einem Kavalierssohn, Eleven und Famulo je einer in den anderen gerechnet um täglich 5 kr. 3 Heller und jährlich 33 fl. 27 kr. 3 Heller" zu liefern, gewiß ein bescheidener Betrag selbst für den Geldwert von damals! Wir wissen auch durch übereinstimmende Berichte, daß das Essen, das in Stuttgart später als reichlich und meist gut gerühmt wird, auf der Solitüde zu vielen Beschwerden Anlaß gab, und der Herzog selbst macht unter den Gründen der Verlegung nach Stuttgart besonders die Rücksicht auf leichtere Verköstigung geltend. Ein Herr v. Scheeler, der mit Schiller auf der Solitüde war, erzählt: „Das Frühstück war höchst frugal, es bestand bloß aus einer geschmälzten Wassersuppe, wozu das Brot von den Weibern im Spital in Stuttgart geschnitten und dann in Habersäcken nach der Solitüde geführt wurde; es ging dabei nicht am reinlichsten zu, denn die Brotschnitten hatten nicht selten reichliche Zugaben von Staub, Mäusekot und wohl auch Mäusen." Und auch das Mittagessen konnte nach demselben Zeugen schon deshalb nicht gut und reinlich gekocht sein, weil es in großen Waschkesseln bereitet wurde, wozu auf der freien Erde Löcher zum Feuer gegraben waren.

Unter solchen Umständen war natürlich die Versuchung für die Knaben groß, sich anderwärts Ersatz zu verschaffen. Ob die Zöglinge damals schon das Recht hatten, sich für ihr Geld kleinere Bedürfnisse durch die Bedienten kommen zu lassen, ist zweifelhaft. Jedenfalls mochte der gute Schiller auch in dieser Hinsicht übel daran sein. Es wird uns immer rührend sein, wenn wir von der Ausstattung lesen, die er in die Akademie mitgebracht hat: „ein blaues Röcklein, ein Kamisol ohne Aermel, fünfzehn Stück unterschiedliche lateinische Bücher und 43 kr. Geld," — so trat er in die Akademie ein. Wie bald mochte die kleine Barschaft verbraucht sein, und wie ungenügend mußte die Anstaltskost für den rasch aufgeschossenen Knaben sein, der, wie noch aus den Protokollen über die meist von dem Herzog selbst vorgenommenen Messungen zu ersehen ist, gerade damals im vollen Wachsen begriffen war!

Mir wenigstens ist es ergreifend gewesen, in den Tagesrapporten auf zwei Notizen zu stoßen, die bisher nicht bekannt waren. Am 21. November 1773 steht mit entsetzlicher Kürze verzeichnet: „Eleve Schiller mit 12 Weydenstockstreichen, weil er vor 6 kr. Wecken auf Borg genommen." Noch heute bebt uns das Herz über eine so empörende Strafe; wie muß die Brust des Vierzehnjährigen gepocht haben vor Grimm über die unwürdige Exekution, welche nach dem ständigen Gebrauch ohne Zweifel bei Tisch vor den Augen der ganzen Anstalt und seiner dreihundertundfünfzig Genossen vollzogen wurde!

Ergreifend in ihrer Art ist auch die andere Notiz. Am 24. Dezember 1773 lautet der Eintrag: „Eleve Groß jun. (ein Billet), weil er sich durch die Reinigungsmagd Coffé machen

lassen, und der ein Hemd davor gegeben; Eleve Schiller und Baz, weil sie in der Gesellschaft des Eleven Groß jun. Coffé bey besagter Cammermagd getrunken." Die Strafe ist hier nicht angegeben. Es ist der 24. Dezember, der erste heilige Abend, den Schiller fern vom Elternhaus verlebt — Ferien gab es in der Akademie überhaupt nicht —; da hat er sich eine wahrhaft bescheidene Freude gönnen wollen, und indes er mit jener wollüstigen Furcht, die dem Knaben verbotene Genüsse würzt, seinen Kaffee trinkt, muß er von einem spähenden Aufseher entdeckt werden, um nun vermutlich einer bitteren Christbescherung entgegenzugehen.

Diese Züge verdienen nicht bloß deshalb aufgeführt zu werden, weil uns aus dem Leben des teuren Mannes jede kleinste Bereicherung unserer Kenntnis wichtig ist; sie sind in Wahrheit wichtig: sie lassen uns ahnen, wie es gekommen ist, daß der Knabe, der im Vaterhause sich so weich und sanft von Gemüt gezeigt hat, an dem seine Schwester Christophine das zarte Gefühl für alles Edle und Schöne als Grundzug hervorhebt, daß dieser herzensgute Knabe nach wenigen Jahren in einer Entschlossenheit, einer Willenskraft, einem Selbstgefühl vor uns dasteht, für die wir notwendig den Grund in tiefdringenden Erfahrungen suchen müssen. Diese Erfahrungen sind die Konflikte mit der Disciplin, wovon wir in jenen Beispielen so bezeichnende Fälle haben. Schiller hat im Elternhaus eine harte und strenge Zucht gehabt und den Stock seines Vaters wohl mehr als das eine Mal, von dem die Schwester erzählt, auf dem Rücken gefühlt. Aber diese Zucht ging auf Wahrheit, auf Rechtschaffenheit, auf sittlichen Gehorsam. Hier aber fand er eine Disciplin, die fast nur das äußerliche Verhalten zum Maßstabe machte und nach der innern Beschaffenheit der Handlung nicht fragte, die ganz nur von dem Mißtrauen diktiert war und eine leichte Verfehlung wie ein moralisches Verbrechen behandelte. Da regt sich sein sittliches Gefühl, sein Urteil erstarkt, und indem er seinen Schutz gegen ungerechte Behandlung in der Selbstachtung, in dem Zeugnis eines ehrlichen Knabenherzens findet, emancipiert er sich innerlich von dem Geiste der Anstalt, um fortan mit steigender Kraft und Selbständigkeit seinen eigenen Weg zu gehen. Mit der Disciplin selbst findet er sich fernerhin in seiner Weise ab, vielleicht daß er, durch Schaden gewitzigt, sich nur besser vor Entdeckung zu hüten weiß. Von Mitte 1774 an lautet sein Zeugnis in der Konduite durchaus und immer auf „recht gut", während es zuvor „mittelmäßig" und „sehr mittelmäßig" gelautet hat. Es wäre ein schwerer Irrtum, diese merkwürdige Veränderung der Zeugnisse auf einen gewaltigen Umschlag seines innern Menschen zu beziehen: dafür hatte die Akademie kein Auge und kein Verständnis; sie wollte nur Gehorsam und äußerliche Ordnung. Denn hier lag ja, wie nunmehr klar sein wird, der schlimmste Schaden der in anderer Hinsicht so vortrefflichen Anstalt; hier lag aber auch die Schule, in der sich bei unserem Schiller im bewußten Gegensatz zu der Anstalt durch mannigfache Irrungen hindurch die großartige Selbständigkeit, die herrliche Wahrheit des Charakters entfaltet hat. Der schönste Reiz seines Lebens, das wohl noch schöner ist als seine herrlichsten Werke, beruht auf jener wunderbaren Läuterung und Klärung des Willens aus trüber Jugendgärung; aber die ersten Schritte auf dieser Bahn hat er schon in jener Zeit gemacht, da er schnöde gezüchtigt ward, weil er für ein paar Kreuzer Wecken auf Borg genommen.

War der Geist ihrer Disciplin die bedenklichste Schwäche der Akademie, so war dafür der Geist ihres Unterrichts ihr höchster und unbestrittener Ruhm. Hier sind nun für Schiller die Zeiten streng zu unterscheiden: so voll und glänzend in den späteren Jahren die Wirkungen des Unterrichts ihm zu gute kamen, so mangelhaft waren sie im allgemeinen in der Zeit, welche uns hier beschäftigt, auf der Solitüde. Eine unglückliche Verkettung der Umstände machte, daß der Knabe von dem, was den besonderen Vorzug der Akademie ausmachte, so wenig als möglich zu genießen bekam. Die Vortrefflichkeit des Unterrichts beruhte wesentlich auf den jungen Lehrern, die der Herzog mit genialem Blick aus den Stipendiaten des Tübinger Stifts zu wählen wußte und die, von Herderschen Ideen ergriffen, die neue Gedankenwelt in die junge Anstalt mitbrachten. Aber die jungen Lehrer kamen zunächst an die jungen Klassen, und Schiller, der ältesten angehörig, behielt zwei Jahre lang seinen alten Jahn, den er schon in Ludwigsburg gehabt, als Hauptlehrer, einen braven Mann, aber ganz vom alten Schlag, der ein guter Präceptor aber ein schlechter Professor war, und sich selbst am wohlsten fühlte, als ihn der Herzog zu Ende 1774 wieder

nach Ludwigsburg an seine lateinische Schule entließ.

Auch mi' den Fächern traf es Schiller wenig günstig. Es war die erste Zeit der erweiterten Anstalt, die Zeit der Experimente. Der ungeduldige Fürst, der immer gleich Früchte sehen wollte, meinte anfangs, nicht früh genug mit der Vorbereitung für die besondern Berufswissenschaften beginnen zu können. So kommt es, daß Schiller, der damals unter den Juristen figurierte, schon von Beginn des Jahres 1774 an die Elemente der Jurisprudenz bekam, eine Einrichtung, welche schon bei den folgenden Jahrgängen als Mißgriff erkannt wurde. Und wenn auch die juristischen Fächer sich auf drei Stunden Naturrecht, drei Stunden Reichshistorie und zwei Stunden römische Altertümer beschränkten, wozu im Jahr 1775 noch Geschichte des Rechts kam, so wurde damit doch für geeignetere Fächer die Zeit weggenommen; es wurde Schiller insbesondere um die höheren Klassiker verkürzt, ein Mangel, den er später mit so schwerem Vorwurf gegen die Akademie empfand und der ihm erspart geblieben wäre, wenn er einem der später folgenden Jahrgänge angehört hätte. Das Fach der Philosophie d. h. dessen, was jene Zeit unter Philosophie verstand, das in der Folge nach einer höchst beachtenswerten und für die großen Erfolge der Akademie vielleicht entscheidenden Methode den Mittelpunkt des Unterrichts auf der Stufe des Obergymnasiums bildete, war im Jahr 1774 für Schiller in Jahns Hand gegeben, dem hierfür offenbar alle Begabung abging, und auch der Tübinger Professor Bök, der eigens hierfür im Jahr 1775 an die Akademie berufen wurde, erschien dem Herzog selbst so trocken und unlebendig, daß er Schiller nicht bieten konnte, was er brauchte. Da nun überdies die beiden juristischen Professoren von damals ihre Wissenschaft in dem herkömmlichen formalistischen Geleise hielten und nach des Herzogs Zeugnis „zu wenig Feuer zeigten", so entbehrte Schiller in jenen Jahren ganz jenes Element des geistvoll belebten, das eigene Denken und Interesse des Schülers anregenden Unterrichts, welches später unter der fortgesetzten Einwirkung des merkwürdigen Fürsten das charakteristische Merkmal des Unterrichts in der Karlsschule geworden ist.

Es ist im allgemeinen bekannt, daß Schiller in den drei Jahren 1773—75 wenig Fleiß und Eifer gezeigt hat. Aber man wird trotzdem überrascht sein, wenn ich in der Lage bin, das Genauere aus seinen Monatszeugnissen beizubringen, welche wenigstens für die Jahre 1774 und 1775 einen sichern Einblick gestatten. Seine starken Fächer sind die alten Sprachen, die aber leider damals, von der vorzeitigen Jurisprudenz beeinträchtigt, eine magere Rolle im Lehrplan spielen. Im Griechischen hat er, wie man weiß, im Jahr 1773 sogar einen Preis davongetragen, und noch durch das ganze Jahr 1774 prangt es mit seinem „recht gut" in einsamer Glorie. Denn sonst ist in diesen Zeugnissen durchgängig eine traurige Oede: nicht nur, daß er in den juristischen Fächern mit überraschender Konsequenz von einem Monat zum anderen an „mittelmäßig" festhält, das nur dann und wann sich zu einem direkten „schlecht" verdichtet, selbst jene Disciplinen, in denen er dereinst seine Lorbeeren ernten sollte, Geschichte und Philosophie, weisen dasselbe einförmige „mittelmäßig" auf, das auch Geographie, Statistik, Französisch fast durchaus beherrscht und nur in der Mathematik sich zeitweise zu „ziemlich gut" oder „gut" erhebt. Völlig konsequent aber bleibt sich ein Zeugnis, das Tanzen: auch später, wenn die anderen Rubriken sich mehr und mehr mit vorzüglichen und zum Teil geradezu glänzenden Prädikaten füllen, noch bei dem Zwanzigjährigen steht unter „Menuett" noch immer „sehr mittelmäßig" oder „schlecht", und man meint noch heute aus dieser Rubrik die verzweiflungsvolle Miene des eleganten Ballettmeisters über einen so trostlosen Eleven herausblicken zu sehen.

Sollte man aber denken, daß jene bösen Nummern in den Hauptfächern vielleicht die Folge eines besonders strengen Maßstabs seien, so sind die Ergebnisse der Lokation geeignet, jeden Zweifel zu benehmen, wenn sie auch für jene Jahre nur lückenhaft erhalten sind. Dabei muß man wissen, welcher Wert in der Akademie auf die Lokation gelegt ward: je am 12. eines Monats hat jeder Lehrer in jedem Fach nach vorangegangener Prüfung seine Abteilung zu locieren und die betreffende Liste an die Kanzlei des Intendanten zu übergeben; hier wird aus diesen Einzellisten nach dem normierten Wert der verschiedenen Fächer die Hauptlokation sämtlicher Abteilungen angefertigt und zu der Generalliste zusammengestellt, welche nun in die Druckerei der Anstalt wandert. So kommt der 15.

heran, der Tag der allgemeinen Spannung: im Speisesaale beim Mittagessen nimmt der Herzog das erste gedruckte Exemplar entgegen und läßt seinen Inhalt durch einen Offizier den lautlos Harrenden verkünden, wofern er ihn nicht selbst verliest und alsbald sein Lob und seinen Tadel daran knüpft. Nach Tisch bekommt dann einer um den anderen sein Exemplar, um sich von jedem einzelnen überzeugen zu können, welchen Platz er in seiner Klasse einnimmt, wie er selbst es weiß, daß alle die 3—400 neben ihm von Monat zu Monat erfahren, ob er inzwischen fortgeschritten oder zurückgekommen ist. Nun höre man, was damals über unsern Schiller verlesen ward: anfangs 1774 ist er noch der 7. unter 11, später schon der 16. unter 18, und durch das ganze Jahr 1775 hindurch bezeichnet die Nummer seiner Lokation stets zugleich die Gesamtzahl der Schüler seiner Klasse.

Schiller — der Letzte! — vielleicht ein Trost für manches gebeugte Mutterherz. Aber nicht jeder Letzte ist ein künftiger Schiller. Denn für den Tieferblickenden liegt in dieser merkwürdigen Thatsache der Beweis, daß er auch in geistiger Beziehung bereits die Bahn der Selbständigkeit betreten hat, die ihn allein zu seinen Triumphen führen konnte. Abgestoßen von der geistlosen Manier, unter der gerade er zu leiden hatte, während schon für seine nächstjüngern Genossen die Verhältnisse so viel günstiger lagen, angewidert von den unzeitigen Unterrichtsexperimenten, deren Gegenstand gerade seine Abteilung war, zieht er sich auf sich selbst zurück und fast möchte man denken, daß es seinem stolzen Herzen eine Befriedigung ist, so dazustehen: aut Caesar aut nihil! Er selbst hat längst für sich eine andere Quelle gefunden, um den Durst seiner Seele zu stillen, die Dichter und Meister der eben erblühenden vaterländischen Litteratur. Wieder genießt er mit verstohlener Freude, was kein Aufseher wissen darf: neben Kirschs lateinischem Lexikon, jeden Augenblick bereit, von ihm schützend überdeckt zu werden, liegt einer seiner Lieblinge aufgeschlagen. Und der zumeist auf ihn wirkt, ist jener Hohe und Gewaltige, jener schmelzend Zarte und Thränenselige, jener majestätisch Erhabene und hinreißend Innige, der Dichter des Messias, der Sänger der Oden, Klopstock. Wer will es ermessen, welche Schauer des Entzückens, welche Stürme von erhabener Empfindung durch dieses herrlich geartete Jünglingsherz gezogen sind, das so ganz wie eigens dazu bereitet schien, jenen Hohen in sich aufzunehmen: er entsprach dem heroischen wie dem zarten Element seines Wesens, er hob ihn empor zu flammender Begeisterung für Religion, Vaterland, Menschenwürde und er lockte ihm zugleich die seligen Thränen der edelsten Empfindung ins Auge. Ja, wer hineinblicken könnte in die Stunden, da vor dem trunkenen Auge des zum Jüngling reifenden Knaben die Welt der Ideale emporstieg, vom Zauberschimmer übersinnlicher Schönheit umflossen und von einem Wonnebeben begleitet, dessen unnennbare Seligkeit ihn alle Not des Daseins, alle Pein der Knechtschaft vergessen ließ! Hier war sein Paradies, hier war die Heimat seines Geistes, hier war das Heiligtum seiner innersten Natur, das zu hegen und unentweiht zu bewahren alle Kräfte seines Geistes, alle Nerven und Sehnen seines Wesens sich spannten.

Denn für Schiller gab es kein thatloses Genießen, und Glück empfand er nur im Streben und Ringen. So strebt und ringt er denn sofort dem Hohen nach, der seine Seele erfüllte; mit ungenügender Kraft zunächst. Denn auch die Dichtung hatte ihm die Natur nicht als reife goldene Frucht verliehen, die leise berührt dem Beglückten in die Hände sinkt, sondern nur wie ein fernes und erst durch rastloses Streben zu erreichendes Ziel vor das Auge gestellt. Man hat es mit Recht bedeutsam gefunden, daß er zum Gegenstand seines jugendlichen Epos sich Moses erkoren hat, den Mann der That, des handelnden Lebens, den Helden und Gesetzgeber seines Volkes. Und nicht minder bezeichnend für die Richtung seines Geistes ist, daß neben Klopstock damals sein Lieblingsbuch Luthers Bibel war: hier hat er neben der Kräftigung seines natürlich frommen Gefühls gleichsam instinktiv die Seele seines Volkes gesucht und gefunden; aus der Kraft und Fülle dieser herrlichen Sprache klang ihm der deutsche Geist in seiner Ursprünglichkeit, in seiner Idealität und Gefühlsinnigkeit vertraut entgegen.

Jenes Epos ist verloren gegangen und auch von einigen Versuchen in der Tragödie, die er gewagt, nachdem durch Gerstenbergs Ugolino der dramatische Nerv seines Geistes geweckt worden, sind ihm selbst später nur dunkle Erinnerungen geblieben. Erhalten aber ist aus jener ersten Periode seiner Karlsschulzeit noch ein Aufsatz in Prosa, der uns den interessantesten Einblick in sein damaliges Können und

Wollen, sein Denken und Fühlen gewährt. — Bekanntlich hat der Herzog den Zöglingen der ersten Schlafabteilung — wohl zu unterscheiden von Unterrichtsabteilung — 47 an der Zahl, im Jahr 1774 die Aufgabe gestellt, von sich selbst und von jedem der 46 Schlafsaalgenossen eine Charakterschilderung zu geben, welche sich auf zehn Punkte zu erstrecken hatte: Verhalten gegen Gott, gegen den Herzog, gegen die Vorgesetzten, gegen die Kameraden, Zufriedenheit mit sich selbst und seinem Schicksal d. h. mit der Karlsschule, Naturanlagen, Anwendung derselben und Fleiß, Reinlichkeit, Haupteigenschaften und Hauptneigung. Die Aufgabe ist so unpädagogisch als möglich, ja sie kann vom Standpunkt des Erziehers kaum zu stark verurteilt werden. Sie mußte auf eine minder befestigte Natur wie eine direkte Einladung zu Schmeichelei, zu Heuchelei und Angeberei wirken, und der einzige Gesichtspunkt, unter dem sich die Wahl des Themas allenfalls erklären läßt, ist eben der, daß der Herzog in der That einmal die Geister nach dieser Richtung prüfen wollte. Aber auch abgesehen von diesen Bedenken war die Ausführung stilistisch im höchsten Grade schwierig: man denke nur, daß 47 mal dieselben zehn Kategorien durchzunehmen waren; wie sollte dabei ein „Aufsatz" möglich sein?

Man wird die Schillersche Arbeit nur dann nach ihrem wahren Gehalte würdigen, wenn man andere erhaltene Lösungen mit ihr vergleicht: wie steif, wie hölzern bewegen sich selbst die Ersten ihrer Klassen in dem Gitterwerk jener Kategorien! Hier hat der Letzte unzweifelhaft die Palme davon getragen. Es ist wohl wahr, der Ausdruck ist da und dort noch ungelenk, aber er läßt in jeder Zeile den künftigen Meister der Rede erraten. Und nun, welche Herrschaft über den Stoff, welche spielende Grazie in der wechselreichen Verwendung jener Gesichtspunkte! wie fein und glücklich ordnet er die vielen Gestalten in Gruppen nach Aehnlichkeit und Gegensatz, wie überraschend weiß er meist das Charakteristische, den Quellpunkt der Individualität herauszufinden und in den Mittelpunkt zu stellen! Es sind geschaute Bilder, es sind zum Teil Porträts von Künstlerhand. Ex ungue leonem: in dieser kühnen Freiheit, welche ordnend und gestaltend über dem Gegenstand schwebt und wie in lichter Höhe sich wiegend auf ihn niederschaut, erkennen wir bereits das Gepräge des künftigen Schillergeistes und auch das ist schon echt Schillerisch, wie er, ein Kind des Kampfes, gerade der Schwierigkeit der Aufgabe sich freut, weil sie seiner überlegenen Kraft der Anstoß zu höherem Triumphe wird. Fürwahr, ein Fünfzehnjähriger, der eine solche Aufgabe so zu lösen vermochte, war kein „mittelmäßiges Talent", wie um dieselbe Zeit der alte Jahn von ihm aussagt, und wir begreifen es wohl, wie der Herzog den juristischen Lehrern, welche schwere Klage über seinen Unfleiß führen, nach Hovens Zeugnis zur Antwort gab: „Laßt mir diesen nur gewähren, aus dem wird noch etwas."

Aber fast noch interessanter ist die Arbeit in sittlicher Beziehung. Der jugendliche Verfasser empfindet deutlich das Bedenkliche und Fragwürdige der gestellten Aufgabe. Wenn es nicht der ausdrückliche Befehl seines Fürsten wäre, könnte er sich nicht entschließen, etwas zu thun, wovon Glück und Unglück seiner Genossen abhängen kann. Aber auch so muß er einige Punkte des Befehls verwerfen, indem er zugleich über seine Schwachheit seufzt: über das Verhalten seiner Genossen zu Gott zu urteilen, vermag er nicht, das steht nur dem Allwissenden zu. Und indem er nun ausführt, wie mit dem Verhältnis zu Gott die anderen innern Eigenschaften des Menschen zusammenhängen, lehnt er im Grund die Verantwortlichkeit für die ihm abgenötigten Urteile über das Innere seiner Mitschüler von sich ab. In diesen Urteilen selbst nun verrät sich ebenso deutlich sein gutes Herz wie anderseits seine Geradheit und die unverworrene Klarheit seiner sittlichen Anschauung: wo er unedle Gesinnung, liebloses Herz, Falschheit gegen Freunde bemerkt, ist seine Sprache scharf, am schärfsten aber bei Heuchelei und kriechender Demut, die er geradezu als Niederträchtigkeit bezeichnet. „Unsere Pflichten," sagt er einmal, „sind zwar auch auf die Demut beschworen worden, aber niederträchtige Demut ist ebenso schändlich als Stolz und Hochmut." Das ist wiederum schon der echte Schiller, und dieser stolze Freimut geht durch das Ganze. Sehr bezeichnend ist auch sein Verhältnis zu der Akademie: er idealisiert sie, um sie loben zu können.

Unsicher und schwankend wird sein Urteil nur da, wo seine Beziehung zum Herzog in Frage kommt. Er erschöpft sich in Ausdrücken der Bewunderung und Dankbarkeit, und der sonst meist gefällige Stil erhebt sich an solchen

Stellen zu üppigem Prunk und oratorischem Pathos. Aber gerade die stärksten Sätze verraten den schärferen Blick, die innere Unklarheit, den ihm selbst nicht bewußten Zwiespalt des Gefühls. „Dieser Fürst," versichert er z. B. an einer Stelle, welche man empörend gefunden hat, „dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absichten mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen wird, ist und muß mir viel schätzbarer als die Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen." Hier verrät gerade diese seltsame logische Begründung, diese epigrammatische Spitze, in deren Widersinn die Tirade ausläuft, daß das ganze Urteil ein Produkt des Verstandes ist und nicht vom Herzen kommt. Aber an bewußte und berechnete Unwahrheit darf man bei solchen Ausdrücken nicht denken, zumal bei einem so jungen Menschen, von dem niemand die konsequente Klarheit des Gereiften verlangen kann. Es ist nicht einmal nötig, das Uebermaß der Verehrung aus dem schlechten Gewissen des Verfassers herzuleiten, der sich am Schluß in lebhaften Wendungen des Unfleißes anklagt und reumütig Besserung verspricht. Denn einmal ist jene superlativische Redeweise die übliche Sprache der Zeit im Verkehr mit Fürsten, und wir sehen sie dem „großen Karl" gegenüber nicht minder stark von Männern gehandhabt, die über jeden Verdacht der Schmeichelei erhaben sind. Es hing dies mit dem eigentümlichen Verehrungs- und Bewunderungsbedürfnis der Zeit zusammen, das damals für ein Merkmal edlerer Empfindung galt. Und unzweifelhaft hat Schiller zuzeiten eine aufrichtige und begeisterte Bewunderung für den geistvollen Fürsten gehegt, der, wenn er wollte, eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit entfalten konnte und niemals so munter, so witzig und anziehend war, wie unter seinen lieben Söhnen in der Akademie. Er hat sich ja auch Schillers bei jenem Anlaß gegen seine Lehrer angenommen und die Art, wie er bei seinen täglichen Besuchen sich mit der Gesamtheit und den einzelnen beschäftigte, für ihr Wohlsein sorgte, das kleinste Detail im Auge behielt, die große Liberalität, mit der er die Freiheit des Unterrichts und die Würde der Lehrer wahrte, die Achtung vor der Wissenschaft, und dazu seine fürstliche Erscheinung, sein eminenter Verstand, sein wunderbarer Scharfblick, seine unermüdliche Thätigkeit, seine rücksichtslose Energie, seine staunenswerten Erfolge — das alles mußte ihn einer Natur wie Schiller zu einer bedeutenden Erscheinung machen und es ihm erleichtern, den geforderten Zoll der Bewunderung in jenen Ausdrücken darzubringen, welche ihm seine rhetorische Fertigkeit so willig darbot.

In der That war dieser Herzog eine höchst merkwürdige Erscheinung. Er hatte Elemente der Größe in sich, deren Zauber man sich nicht leicht entziehen konnte. Kein Fürst hat seinen Unterthanen so weh gethan und doch war nicht leicht ein Fürst volksbeliebter als er. Noch heute gehen hundert Anekdoten von „dem Karlherzog" im Lande um, und in manchem Bauernhause in der Nähe von Hohenheim oder der Solitüde findet man sein Bild in der Stube hängen. Man rühmte seine Arbeitskraft, seinen praktischen Verstand, die schlagende Kraft seiner raschen Rede, vor allem seine Einfachheit: er war ein hoher Herr und umgab sich als Fürst mit einem Pomp, der nicht im Verhältnis zur Größe des Landes stand; aber persönlich lebte er in fast bürgerlicher Schlichtheit. Er baute Schlösser und Paläste aber er selbst wohnte am liebsten in einer Mansardenstube. Er drückte das Volk mit rücksichtsloser Härte, aber niemand verstand so gut mit „dem gemeinen Mann" zu verkehren. Wenn irgendwo im Land ein schweres Schadenfeuer war, wußte jedermann, daß der Herzog, wie entfernt er sein mochte, zur Stelle kam, und wenn er dann auf seinem wohlbekannten Renner heransprengte und im Bogen den Brandplatz umritt, nickten sich die Leute verständnisvoll zu; denn nun war die Gefahr gebannt. Auch für unheilbare Leiden war das Volk geneigt, ihm wunderbare Kräfte zuzuschreiben.

In der Karlsschule ging die Verehrung für ihn bei manchen bis zur Schwärmerei. Im Jahr 1828, bei der Feier seines hundertjährigen Geburtstages, waren 250 ehemalige Zöglinge um den Rest ihrer Lehrer versammelt und aus ihren Reden und Trinksprüchen tönte der reine Klang bewundernder Dankbarkeit hervor. Körner selbst, der um Schillers willen dem Herzog feind war, schreibt diesem einmal verwundert, der junge Pfaff von Stuttgart, der bei ihm gewesen, habe ihm mit so viel Wärme von der Akademie und besonders von dem Herzog gesprochen, daß er am Ende noch gar sich für diesen

interessieren lerne, wie er nimmermehr gedacht hätte. Und wenn man sehen will, wie liberal und liebenswürdig dieser Herzog mit jungen Leuten umzugehen wußte, so nehme man das Leben eben dieses Pfaff zur Hand — es ist Johann Friedrich, der große Helmstädter Mathematiker — und lese die Briefe, die er, aus der Akademie entlassen, auf seiner Bildungsreise mit dem Herzog gewechselt hat.

Für Schiller jedenfalls war Herzog Karl die erste bedeutende Erscheinung, die ihm im Leben entgegentrat, und das Verhältnis zu ihm ist es im wesentlichen, woran sich fast während eines Jahrzehnts sein Charakter entwickelt hat. Er, der für alles Ungemeine einen so wachen Instinkt hatte, mußte damals diese Natur als eine imponierend überlegene empfinden, und sie, wie er es allen Ueberlegenen gegenüber that, zunächst mit den Armen hingebender Liebe zu umschlingen streben. Aber je weiter er auf jener Bahn der Selbständigkeit vordrang, auf welche ihn die sinnwidrige Disciplin der Anstalt, das Werk desselben Herzogs, verwiesen hatte, um so entschiedener mußte er sich des ungeheuren Gegensatzes ihrer Naturen bewußt werden. Auch in Schillers Brust pochte von jeher etwas von Herrscherbewußtsein: „sein Gang auf der Straße," sagt Goethe zu Eckermann, „jede seiner Bewegungen war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft." Allein bei ihm ruhte dieser Stolz einzig auf dem Bewußtsein seines idealen Berufes: in der reinen Hingebung, in der völligen Selbstentäußerung an das Ideal fand er, je weiter er fortschritt, seinen höchsten Adel, seine Seligkeit, und diese ideale Welt war für seinen fürstlichen Gönner ein bloßer Schall, ein leerer Name. Was dem Knaben, dem Jüngling Schiller schaudernd vor Entzücken das Herz hob, der Gedanke an das Vaterland, die vaterländische Dichtung und Geistesbildung, die dämmernde Aussicht auf menschlichere Zustände, das mußte er im tiefsten Busen verschließen, weil es in der Akademie verpönt und vogelfrei erklärt war. Wohl hatte der geistreiche Fürst die Ideen der Zeit in seiner Art sich zu eigen gemacht und der wissenschaftlichen Forschung gegenüber ist vielleicht kein Regent jener Tage so großartig liberal gewesen, wie er, der niemals dem Unterricht Beschränkungen auferlegt und allem Neuen die Pforten der Akademie geöffnet hat. Aber in seinem Geschmack und Empfinden war er durchaus ein Kind des Rokoko, dessen frivole Nichtigkeit und innere Erlogenheit Schiller empörte, und was dem Herzog am meisten am Herzen lag, der Glanz seiner Hofhaltung und jene prunkvollen Feste, bei denen er den Reichtum seines erfinderischen Geistes zu zeigen liebte, konnte bei Schiller nur das Gefühl herausfordern, wie völlig fremd dies alles seinem Wesen war.

Wir haben vom Lorbeersaal gesprochen. Welche Feste wurden hier gegeben, mit welchem Aufwand der berühmtesten Kräfte des Auslands, welchem Prunk des Hofstaats! Stets war die Akademie dazu berufen, und der Herzog sah einen wesentlichen Teil seiner Erziehung darin, die jungen Leute früh mit der „Welt" in Berührung zu bringen. Schiller wird sich dadurch nur der überschwenglichen Herrlichkeit seiner inneren Welt bewußt: „Teil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!" so fleht er mit hinreißender Innigkeit in seinem ersten Gedichte. Und mit trunkener Begeisterung schwelgt er dieser Hohlheit einer innerlich erstorbenen Kultur gegenüber in den jugendfrischen Gemälden Rousseaus von einem edleren und wahrhaft menschenwürdigen Dasein.

Wir sind zu Ende. Hätten wir Schiller noch nach Stuttgart zu begleiten, wo ihm in den folgenden fünf Jahren die größere Hälfte seines Akademielebens verfließt, so würden wir sehen, wie die Anstalt, die ihm auf der Solitüde von sich aus so wenig geboten, nun auch in positiver Weise für seine Ausbildung wichtig und fördernd wird, wie bei dem neuen medizinischen Studium sofort sein Interesse sich belebt, wie die Zeugnisse besser und besser, zum Teil sogar glänzend werden, wie namentlich bei Philosophie unter Abels, des „engelgleichen Mannes", Führung eine neue Welt vor seinem Geiste erschließt und eine unermeßliche Gärung der Begriffe in ihm erzeugt, wie durch das glückliche Zusammenwirken vortrefflicher Lehrer und eines meisterhaft gegliederten Unterrichtsorganismus geistige Kräfte in staunenswerter Fülle und Stärke in ihm geweckt und durch die Berührung mit den bewegenden Gedanken und Instinkten der Zeit in jene elektrische Spannung versetzt werden, deren wunderbare Zeugnisse wir in den medizinisch-philosophischen Abhandlungen von 1779 und 1780 bemerken. Wir würden aber auch erkennen, wie eben die geistige Höhe und Freiheit, auf welcher der Unterricht in der Akademie stand, ihm die sittliche Unvoll-

kommenheit der noch immer andauernden und für den Zwanzigjährigen doppelt unerträglichen Disciplin ihm noch fühlbarer macht, und wie dieser Widerstreit es ist, der in seiner tief angelegten Natur jene mächtige Reaktion des sittlichen Bewußtseins, jene gewaltige Erschütterung des ganzen Innern hervorgerufen hat, deren vulkanischen Ausbruch wir in den „Räubern" vor uns haben. Denn indem er, was in acht Jahren von Groll und Grimm über Druck und unwürdige Knechtschaft durch sein bebendes Herz gegangen, zu den Gefühlen und Stimmungen eines zertretenen Volkes erweitert, in hellem Brande auflodern läßt, schafft er jenes Werk, dessen ungeheure Mängel sein gereifteres Kunstgefühl nach kurzem verurteilt, das aber mit der unwiderstehlichen Gewalt einer hinreißenden Empfindung durch die Herzen seiner Nation ging.

Man hat es neuerdings wieder einmal bedauert, daß Schiller der Weg durch die Karlsschule aufgenötigt worden sei: im theologischen Seminar und im Tübinger Stift, meinte man, wäre sein Entwickelungsgang leichter und harmonischer geworden. Es ist immer mißlich, sich mit solchen nicht eingetretenen Möglichkeiten auseinanderzusetzen. Man wird gewiß zugeben, daß Schiller auf diesem Weg mit geringerer Mühe zu einer viel sorgfältiger und tiefer begründeten, wenn auch viel einseitigeren Bildung gelangt wäre; er hätte zum mindesten nicht nötig gehabt, in seinen Mannesjahren noch das griechische Altertum aus mangelhaften Uebersetzungen zu studieren. Aber nicht um das Maß des Wissens, nicht einmal um die Art der Bildung handelt es sich hier, sondern um die Gestaltung des Charakters, des innersten Kerns der Persönlichkeit. Unser Schiller wäre er wohl nicht geworden. In der Karlsschule trat ihm der Despotismus als militärisch-politischer Zwang entgegen, dort wäre es der pedantisch gelehrte gewesen. Dieser ist seiner Natur nach hemmend und lähmend, jener mußte den innersten Nerv seiner Natur, den Durst nach Freiheit, erregen und sein Wesen bis in die untersten Tiefen erschüttern. In jenen klösterlich abgeschlossenen Anstalten, in deren dumpfe Mauern erst die Zeit der französischen Revolution eine Berührung mit der Gegenwart brachte, wäre sein Geist einzig auf die Wissenschaft hingewiesen worden; die Karlsschule, die Schöpfung der Gegenwart, das echte Kind einer gärenden und in sich zwiespältigen Zeit, verwies ihn von allem Anfang an, wollend oder nicht, auf das Leben, auf die Kämpfe der Zeit und eben damit auf seinen großen und ewigen Beruf. Sie ist in Wahrheit die Schule, die ebensosehr durch die neuen großartigen Bildungselemente, die sie seinem Geiste bot, wie durch den trotzigen Widerspruch, zu dem sie seine stolze Seele durch ihre niedern und jämmerlichen Ordnungen reizte, unsern Schiller zu dem gemacht hat, was er uns ist, zu dem Dichter, der aus den tiefsten Erschütterungen innerer Kämpfe seiner Nation die unvergänglichen Güter der Schönheit und sittlichen Freiheit erobert hat.

Ein alter Theaterdirektor.

Von

Anna Löhn-Siegel.

Der alte Theaterdirektor Karl Gottlieb Wurm wurde unter seinen Schauspielern „das Wurmel" oder „das unmaßgebliche Karlchen" genannt. Wie er zu diesen Titulaturen gekommen, habe ich nicht erfahren. Er war in der That ein wunderlicher Kauz, eine Specialität, wie sie in der Gegenwart kaum noch existieren dürfte. Ich lernte ihn vor etwa dreißig Jahren kennen, als ich noch nicht lange am Dresdener Hoftheater engagiert war. Wurm reiste mit seiner kleinen Truppe an der böhmisch-sächsischen Grenze umher und verirrte sich jezuweilen auch in ein sächsisches Fabrikstädtchen.

Als es seinen Schauspielern, die sich „die Spielwürmer" zu nennen pflegten, unter Wurms Führung einmal recht herzlich schlecht ging, schrieb der Direktor vom Städtchen N. aus an mich und bat, ich möchte bei ihm gastieren. Der Brief lautete sonderbar genug, man hätte ihn unter Glas und Rahmen einer Rubrik „zum Totlachen" einverleiben können. Hier ist er.

„Wohlgeborenste, ehrenwürdigste Dame! Meine Schauspieler lassen mir nich Ruh', ich muß Ihnen einladen zum Gastspiel, obwohl ich nich finden kann, daß es so schlecht geht, indem ich gestern auf den ‚großen Schinderhanns mit lebenden Bildern' 20 Thaler 7 Groschen

6 Pf. eingenommen habe und unter ihnen zu verteilen nich keinen Anstand nahm. Wenn ein Direktor noch ehrlich teilt, is es noch nich schlimm und noch nich aufs höchste gestiegen mit die Hungersnot. Aber ich thue Sie denn doch, wohlgeborenste Dame, einladen, indem der Bürgermeister mir gestern flüsterte, daß gewisse unumstößliche Kostenpunkte zu gestatten wären, um weiter zu spielen, obwohl die vorhandenen Dekorationen und das andere Gerümpel der Stadt N. Lappen sind, mit die zu spielen kein Ehr' ist. Nun gut, ich bin Wurm und krümme mich, wenn ich getreten werde. So krümme mich unters Gastspiel, indem Sie gewiß viel verlangen werden, ehrenwürdige Dame, und ich keinen Nutzen nich von das Gastspiel zu erhaschen mich wagen darf. Doch es mag sein, denn der Bürgermeister war oft ins Hoftheater, is ein Verehrer von Sie und wünscht. Geben Sie gefälligst Ihre Kosten an und die Rollen, indem ich nich weiß, ob Sie alt oder jung sind, welches letzte mir aber wahrscheinlicher dünken muß, wo der Bürgermeister verehrt. Wohlgeborenste, ehrenwürdige Dame, machen Sie Ihre Kosten und Forderungsanteil nich zu hoch, denn das Haus is klein und selber wenn ich Dobbelpreise mache, wird nich viel 'rauszuschinden sein. Indem ich mich, wohlgeborenste Dame, Ihrer milden Ansicht zu empfehlen geneigt bin, nenne ich mich, was ich zu sein unterthänigst die Ehre habe,

Wurm."

Ich war etwas verblüfft, glaubte mich geäfft und citierte Richard Wanderers Worte im gleichnamigen Stück:

„Was will der Regenwurm? Kann sich's begeben,
Daß solch Gewürm darf mimen, gaukeln, leben?"

Zum Glück schrieb zu gleicher Zeit ein Schauspieler der Wurmschen Truppe (also ein Spielwurm) an mich und lichtete das Dunkel.

„Hochgeehrtes Fräulein! Ich muß annehmen, daß Sie unseres Direktors, des unmaßgeblichen Karlchens, Deutsch nicht verstehn oder von seiner Ausdrucksweise unangenehm berührt werden. Seine Einladung zum Gastspiel dürfte in einer Weise und Form vorgebracht werden, die Sie zu einer Absage bestimmt. Deshalb erkühne ich mich, Ihnen im Namen meiner Kollegen und Kolleginnen zuzurufen: Retten Sie das Wurmsche Theaterschiff vom Untergange! Der Winter ist kalt und es fehlt den Familien oft am Nötigsten. Wohl teilt das gute Wurml ehrlich, aber diese Teilungen decken nicht die kontrahierten Gagen. Rückstände, allüberall Rückstände. Aus diesen Rückständen sollen Sie ihn, hochgeehrtes und gewiß mitfühlendes Fräulein, endlich einmal herausreißen. Wurm empfindet keinen Mangel, er ist einer von den Käuzen, die Goethe nicht geahnt hat, als er das berühmte Wort schrieb. Ein alter abgehärteter Komödiant ohne Frau und Familie, zufrieden wenn er Mittags einen Häring hinter den zugluftigen Coulissen, auf einem Versetzstück reitend, mit Stumpf und Stiel verzehren kann, und imstande, sich die Kartoffeln mit starker Phantasie hinzuzudenken. Der Bürgermeister und die Honoratioren der Stadt freuen sich außerordentlich auf Ihr Gastspiel, denn ich habe bereits, in der Hoffnung auf Ihre Herzensgüte, darauf hingewiesen. Haben Sie die Gewogenheit, nur an den Direktor Wurm zu schreiben, nicht an mich. Ich darf nur hinter den Coulissen in dieser Sache mitwirken.

Hochachtungsvollst und ergebenst zeichnet
ein trauernder Familienvater
und komischer Chargenspieler B."

Ich hatte zu Anfang meiner Theaterlaufbahn in Schlesiens Gefilden die kalten Stuben und karg besetzten Mittagstische kennen gelernt und war bereit, den armen Schauspielern nach Kräften zu helfen, wenn mir die Intendanz Urlaub zu einem Gastspiel gewähren würde.

Ich schrieb, nachdem ich den Urlaub nicht ohne Mühe erhalten hatte, an Wurm, ich würde kommen, und meine erste Auftrittsrolle solle die Luise in „Kabale und Liebe" sein.

Wurm antwortete wieder befremdlich: „Um Gottes willen nich! Ich habe keine Milford. Spielen Sie doch die, denn eine Luise is da, obwohl schon vor langen Jahren ‚16 gewesen' (was Schiller auch hätte weglassen können), aber gut, indem sie die Rolle aufs Und auswendig weiß. Präsident Walter bin ich, und sehr gut, obwohl von Natur eigentlich Wurm. Alte Millerin is meine Haushälterin, eigentlich nich fürs Theater gebildet, aber eine Person, die alles kann. Nimmt die Röcke zusammen und fährt von der Bühne gleich wieder hinunter in den Kasten und souffliert. Wenn sie oben zu thun hat ‚millre', d. h. souffliere ich selber, und sehr gut. Der Bürgermeister is entzückt. Die ganze Umgegend, Spielwaarenfabrik, Bergwerke und Rittergüter, wird kommen. Ich möchte raten, das Stück zu teilen. Zwei Abende. An einem drei Akte und am andern zwei Akte.

Jedesmal anderes Publikum, oder auch dasselbe, aber zweifache Zahlung. Auf einmal geht so wenig Menschheit in den Musenstall. So kriegt ein Teil die Kabale, der andere die Liebe."

Sollte das Ernst oder Scherz sein? Ich lachte und ärgerte mich zugleich.

„Dieser Wurm ist verrückt!" rief ich aus. Hätte ich nicht den Urlaub gehabt und hätte mich nicht des komischen Chargenspielers und trauernden Familienvaters Hilferuf mitleidig gestimmt, ich würde sofort abgeschrieben haben.

Ein Zufall hatte mich gerade zu jener Zeit mit einem alten Souffleur außer Diensten bekannt gemacht, der von einem meiner ehemaligen schlesischen Kollegen an meine „Mildthätigkeit" und „Herzensgüte" — die bekannten Schlagwörter der Kollektenmacher im Schauspielerstande — empfohlen worden war. Derselbe hatte sich, als wir von kleinen Wandertruppen sprachen, ein Lexikon aller Miniaturdirektionen genannt, von den „borstigsten Meerschweinchen bis zu den ehrbedürftigsten Schmieren". Ich ließ den Alten kommen und fragte ihn nach dem absonderlichsten aller Würmer, welcher meiner Ansicht nach verdiente, in Spiritus gesetzt und als Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden.

Bei einem Glase Wein erschloß sich das Gedächtnis des Retters aus Gedächtnisverlegenheiten. Der wackere Leimhardt rief:

„Den kenn' ich! Ob ich ihn kenne! War auch bei ihm vor langen Jahren Blasebalg. Er hat mir einst in einer kalten Winternacht, als ich ihm auf der Bühne half bunte Papierlaternen für ein Zauberstück fabrizieren, das am nächsten Abende gegeben werden sollte, seine Lebensgeschichte erzählt. Kurz, aber wenig erbaulich."

„Lassen Sie hören, lassen Sie hören!" rief ich.

„Wurm war einst Zögling oder vielleicht Seminarist in einem geistlichen Stift zu Neiße in Schlesien. Aber die Wissenschaft und das geistliche Wesen zogen ihn nicht an. Er stieg des Abends aus, um die Schauspielvorstellungen der reisenden Truppen zu sehen, welche Neiße zuweilen besuchten, er lauschte an den Fenstern der Gasthöfe, hinter welchen Musik gemacht wurde, ja, jeder Leierkasten versetzte ihn in Aufregung. Als einst eine ungewohnt brave Truppe die Neißer zu entzücken kam, geriet Wurm außer sich und beschloß, allabendlich auf dem ‚Silbergroschentopf' (die letzte Galerie) die Wonnen der darstellenden Kunst zu schlürfen. Allein um dies unbemerkt bewerkstelligen zu können, war eine Verkleidung nötig. Auf andere Art wären die Institutswächter nicht zu täuschen gewesen. Aber wie sollte der geistliche Zögling die Mittel zu einer solchen Maskerade erlangen?

„Nur die Bekanntschaft mit Theatermitgliedern konnte hier helfen. Er wählte die schwärmerisch verehrte Luise aus ‚Kabale und Liebe' als Mittelsperson, sie, die es verstanden hatte, nach wenigen Kunstleistungen ‚sein ganzes Herz in die Tasche zu stecken'. So wenigstens drückte Wurm in jener Nacht sich aus, als er buntes Papier mit Oel tränkte, welches ich, sein Souffleur, auf runde Drahtgestelle spannte. Die Sache verhielt sich übrigens wohl umgekehrt. Die süße Luise, die erste Liebhaberin der Truppe, war der Magnet, der Wurm allmächtig ins Theater trieb.

„Luise verschaffte dem glühenden Verehrer und Kunstenthusiasten einen nobel gewesenen betreßten Bedientenfrack aus der Theatergarderobe, welcher gerade ledig war, weil der für das höhere Bedientenfach engagierte Schauspieler sich kürzlich unsichtbar gemacht hatte. Man strich vorläufig derartige Rollen in den Stücken, die in vornehmen Häusern spielten, oder verwandelte die vorgeschriebenen Bedienten in Kammerzofen, wodurch zuweilen sehr wunderliche Situationen zustande kamen. Wurm streifte seine Zöglings-Inexpressibles bis zur Kniehöhe auf, bekleidete sich mit einem Paar weißer Strümpfe, ein Geschenk der Angebeteten, und wußte bei einem Gedränge in den Theaterräumen einen alten Cylinder zu erwischen, der einem um sich stoßenden Grobian vom Kopfe geschlagen worden war, und den der verkleidete Bediente mit einer goldenen Gürtelschnur der Geliebten noch lakaienhafter machte.

„Bis hierher ging alles gut. Aber nicht lange währte der holde Traum. Wurms nächtliche Umtriebe wurden entdeckt. Der Schlafsaalinspektor war einmal sehr übler Laune und von einer unerbittlichen Untersuchungsschärfe. In dieser Stimmung hielt er eine von Wurm halbumgestülpte Pelzmütze, die unter der Bettdecke schwach hervorragte, nicht für einen Zöglingskopf mit schwarzer Haarwolle, riß die Decke weg — wehe! Der weltlich gesinnte Wurm fehlte! Wo war er! Ausgestiegen! Im Theater!

„Ein entsetzliches Donnerwetter folgte. Wurm wurde verurteilt und aus dem Stift feier-

lichst ausgestoßen. Wer war froher als er! — Aber wie lange? Vater- und mutterlos, wie er war, blieb ihm nichts als die Kunst. Wovon sollt' er sonst leben? Er floh über die Grenze nach Böhmen, die Geliebte folgte in treuer Anhänglichkeit. Um ihretwillen war Wurm ja ein Ausgestoßener. Beide fanden Engagement bei einem zigeunerhaften Schmierchen, das den Aufenthalt alle acht oder vierzehn Tage wechselte, und dessen sämtliches Theaterpersonal und -Inventar auf einem einzigen, von zwei abgemagerten Kracken gezogenen Frachtwagen transportiert werden konnte. Trotz dieser miserabeln Verhältnisse, die nur herabdrückend auf das kunstbegeisterte Paar wirken konnten, dachte der Zögling des geistlichen Stifts aber doch groß von der Würde des Ehebundes und strebte eifrig danach, sich mit der Geliebten trauen zu lassen. Allein die Priester, die er um ihren kirchlichen Segen anflehte, verlangten Papiere über Heimatsangehörigkeit und ähnliches, und Wurm hatte das Vaterland ohne jeden Nachweis über seine unmündige Person verlassen. Was beginnen? Die Lage war verzweifelt. Aber das romantische und ehrenwerte Paar erfand einen sinnigen und wahrhaft rührenden Ausweg aus dem Dilemma.

„Die Truppe spielte gerade in der Scheune eines großen böhmischen Kirchdorfes Komödie. Wurm und seine Geliebte wohnten in der Nähe der Kirche bei einem Kleinbauern, und zwar in Ermangelung anderer Räumlichkeiten und um der Billigkeit willen zwischen dem Stroh und Heu unter dem Dache, poetisch umflattert von den Tauben des Besitzers.

„Eines Tages ertönt wieder einmal Gesang aus der Kirche zu den Liebenden herüber, ein Hochzeitszug naht sich dem Gotteshause, die glückstrahlende Braut an der Hand des Bräutigams entlockt der armen Schauspielerin oben am Dachfenster des Heubodens Thränen. Wurm fühlt auch, daß seine Augen brennen. Schnell erfaßt er den Arm der Weinenden und führt sie zur Kirche. Das Gebäude war groß, weitläufig und teilweise dunkel.

„Während der Ceremonie vorn am kerzenerhellten blumengeschmückten Altare knieet das betrübte Paar mit seiner ehrlichen Liebe im Herzen still und geräuschlos im düstersten Winkel der Kirche nieder, feierlich fügen beide die Hände ineinander, zugleich mit den Brautleuten am Altare wechseln sie zwei kupfergoldene Ringe aus dem Rumpelkorbe des Theaterrequisiteurs, welche von der letzten Bühnenhochzeit her in ihrer Verwahrung geblieben sind, und beziehen tief gerührt und weinend den Segen des Priesters, der zu den Glücklichen redet, die dicht vor ihm knieen, mit auf sich selber im fernen Winkel des Gotteshauses. Wurm schloß seinen Bericht mit bebender Stimme," so erzählte der Souffleur, „und sprach die Ueberzeugung gegen mich aus, daß Gottes Segen überall hindringe, wenn die Menschen sich seiner nur würdig zu machen strebten. Und so war es hier. Man hatte das knieende Paar dennoch beobachtet und dem Priester erzählt, zwei Schauspieler, die beim nächsten Kleinbauern oben unter dem Dache wohnten, hätten die heilige Handlung nachgeahmt. Der Geistliche, ein alter hochangesehener Herr, forderte Wurm und seine Geliebte vor. Wurm zögerte auf das Befragen des Priesters nicht, die volle Wahrheit zu gestehen. Und siehe, die Sehnsucht des liebenden Paares nach dem Segen der Kirche rührte den Mann Gottes so tief, daß er sprach: ‚Ich will es verantworten, ich kopuliere euch ohne die Legitimationspapiere, ihr verdient es.' — So geschah es. Als ich Wurm kennen lernte," schloß der Souffleur seine Erzählung, „war er schon Witwer. Er hatte sich nicht wieder verheiraten mögen. Noch immer liebte er seine Luise. Später habe ich nichts wieder von ihm gehört."

Auch ich fühlte mich durch die Geschichte im Innersten bewegt. Im Zigeunertum der kleinen fahrenden Schauspieler eine so ehrenwerte, religiös-staatsbürgerliche Gesinnung! Das hatte ich nun und nimmermehr erwartet. Es widersprach auch allen meinen bisherigen Erfahrungen.

Ich war nun äußerst gespannt, den getreuen Eckehart der schwärmerischen Luise, die schon längst im kühlen Erdenschoße ruhte, persönlich kennen zu lernen. Um ihm gefällig zu sein, studierte ich die Milford, obgleich ich mich selbst damals noch nicht für sie geeignet fand, und begab mich zum anberaumten Gastspieltage nach N.

Wurm empfing mich auf der Eisenbahnstation.

Mein Gott! Das war ja der alte treffliche Hofschauspieler Koch, mein Dresdener Kollege, wie er leibte und lebte, wenn er den Schauspieldirektor in Richards Wanderleben darstellte, denselben, der von seinem „Souffl-, Fries- und Regisseur" stets mit „herziger Alter" angeredet wird!

Diese hagere Gestalt, etwas vorgebeugt, die

eingefallenen Wangen, das dürftige Haar, mit ein wenig Schminkfett an die Schläfe geleimt, die große gebuckelte Nase, der mehr grinsende als lächelnde Mund, der den Ohren zustrebte, das scharfblickende blaßblaue Auge von dicken grauen Augenbrauen wie von struppigem Gesträuch überbuscht!

Auch die Kleidung stimmte. Ein Hut mit Knickungen, die eine Höhenkarte darzustellen schienen, aber von Wurm gleichwohl immer zärtlich mit dem Rockärmel gestreichelt, sobald er ihn in der Hand hielt. Der Rock selbst abgetragen und die Gestalt umschlotternd, die Nähte sichtbar.

Aber Wurm war vergnügt, und nachdem er meine Person scharf inspiziert hatte, sagte er in launiger Weise:

„Alles ausverkauft. Auch für morgen. Trotz Dobbelpreisen. Leopoldine im ‚Besten Ton‘ von Töpfer kenne zwar nich, muß aber gut sein, weil schon ausverkauft. Oder Sie sind der Magnet und der Töpfer is Nebensache. Also Schiller oder Töpfer, alles ausverkauft.“

Zu dem komischen Chargenspieler und jetzt nicht mehr trauernden, sondern lustigen Familienvater B. gewendet, welcher sich ebenfalls zum Empfang eingefunden hatte, sagte Wurm so laut, daß ich es hören konnte: „Schöne Dame und sehr jung. Dachte mir's schon von wegen des Bürgermeisters. Hat Geschmack.“

Dann schnalzte er mit der Zunge und bot mir den Arm nicht ohne eine gewisse Gravität.

Wir begaben uns sofort zur Probe ins Schauspielhaus, einst eine geräumige Warenniederlage. Bühne und Zuschauerraum waren nicht so klein, als ich mir beides vorgestellt hatte, aber die Garderoben erregten mein größtes Mißfallen. Sie lagen halb unter der Erde und waren dumpfig wie Kellerlöcher. Ein roher Bretterverschlag trennte die Damen von den Herren. Das oberste Brett fehlte. Man konnte dort die frisierten und unfrisierten Köpfe der Künstler in der Luft auf und nieder schweben sehen.

Ich bat für den Abend um ein Brett mehr. Ich könne mich nicht angesichts der Schauspieler ankleiden.

„Meine Schauspieler sehen nich zu den Damens hinüber,“ entgegnete Wurm tröstend. „Ich garantiere. Was wäre denn da auch weiter zu sehn,“ setzte er wenig galant hinzu.

Ich bestand aber auf dem Brett. Da rief Wurm ganz im Stile seiner Korrespondenz mit mir: „Die Nägel zum Vernageln will ich geben, aber das Holz nich, das muß die Stadt liefern, die ohnehin gar nichts fürs Theater thut, und der Stall gehört ihr doch. Das Brett geht mir gar nichts an, wohlgeborenste Dame. Die Stadt hat viel Wald, die könnte ihre schlechtgepflasterten Straßen bedielen, is meine Ansicht.“

Aber im Verlauf der Probe, als ich mich, indigniert über seinen Geiz und seine Unhöflichkeit, von ihm fern hielt, kam er mir nachgetrippelt, strich den mangelhaften Cylinder mit dem Rockärmel und sagte begütigend:

„Ein Brett nich — das kann ich den Schauspielern nich vor den Kopp nageln, aber zwei Bund Stroh will ich dranwenden. Die stoppen wir hin, wo das Brett fehlt. Thut dieselben Dienste. Vernichtet die Aussicht auf die Weiber und ihre Reize. Feuersgefahr is freilich vorhanden durch die Lichter, die auf den Tischen drunter stehen . . .“

Ironisch gestimmt, wie ich es war, fiel ich ein: „Sie brauchen uns nur die Lichter zu entziehen und uns im Finstern zu lassen, Herr Direktor, dann bedürfen wir weder des Strohs noch des Holzes.“

„Thät's gern, thät's gern,“ lachte Wurm, unempfindlich gegen den Spott, den ich ausdrücken wollte, „die Lichter kosten viel, das verfl . . . . — Pardon — Talgzeug! Ziehe mich oft im Finstern an, wohlgeborenste Dame, und höchst anständig und accurat, ich, der Direktor. Aber die Bande, besonders die Weiber — das is so putzsüchtig — muß immer in den Spiegel gaffen, hundertmal — hinten und vorne.“ —

Am Abend spießten die Halme der in den weiten Spalt gestopften Strohbunde uns fast ins Gesicht. Daß keine Feuersbrunst entstand, war ein Wunder, denn die Männer drüben machten es sich zum Spaß, einzelne, wie sie sagten, „vorwitzige und kitzlige Halme“ anzubrennen. Da man hinter unserem Verschlag alles hörte, was jenseits vorging, vernahm man auch das Knistern der brennenden Halme. Es war eine höchst unbehagliche Situation, über welche auch das knisternde Sprühfeuer manches guten Coulissenwitzes nicht hinweghalf.

Die Komödie ging für die Verhältnisse leidlich gut, d. h. über meine Erwartungen, die ich allerdings schon im voraus auf Null gesetzt hatte.

Luise Millerin war alt, so alt, wie ich mir nie eine Geliebte Ferdinands hatte denken können. Die berühmte „Sechzehn“ konnte beinahe drei-

mal ihren Scheitel berührt haben und stellte sich eigentlich in einer erwachsenen Tochter, die meine Kammerfrau Sophie spielte, richtiger dar. Luise deklamierte falsch und hohl und nahm es mit Schillers blühender Diktion nicht genau. Aber sie brachte mir doch jedes Stichwort, und das war alles, was ich verlangen konnte.

Das reife Kind Sophie (Luise redete die Stattliche immer „Kind" an, um selbst jugendlicher zu erscheinen) war trotz all der von mir angewendeten vornehmen Zurückhaltung entsetzlich familiär und fiel mir bei jedem Wort der Teilnahme wuchtig um den Hals.

Der Direktor spielte außer dem Präsidenten auch den alten Kammerdiener: „Legt's zu dem übrigen!" Seine ausgemergelte Erscheinung paßte vortrefflich zu der Rolle. Aber der einstige Neißer Stiftszögling stand, wie ich bereits aus seinen Briefen wußte, mit der Grammatik auf dem Kriegsfuße, und sagte zur Lady mit großartig theatralischer Gebärde und Betonung:

„Legt's zu **den** übrigen!"

Sicherlich dachte er sich im stillen Thaler und Groschen hinzu, phantastisch angeregt durch die große Einnahme, die ihn aus dem überfüllten Hause anlächelte.

Als ich nach meiner ersten Scene in die Garderobe hinabgeklettert war, die man auf einer Art Hühnerstiege erreichte, hörte ich hinter Stroh und Bretterverschlag ein furchtbares Donnerwettern. Zum Glück fehlte der zündende Blitz.

Wurm war es. Er verfluchte feierlich seine Haushälterin, die — alte Millerin und Souffleuse in einer Person — vergessen hatte, die Präsidenten-Inexpressibles in die Garderobe zu senden.

Für die erste Scene des Präsidenten hatte dieser sich mit dem in der Verlegenheit geborgten langen Ueberrocke eines anderen Schauspielers geholfen, durch welches Gewand die grauen Beinkleider des Bedienten verdeckt wurden. Inzwischen sollten die rechten präsidentlichen Unaussprechlichen gebracht werden.

Allzukühne Hoffnung. Sie waren noch immer nicht da und der Schauspieler mit dem langen Ueberrock war fort. In der durch die unfreiwillige moderne Maskerade erzeugten Mißstimmung hatte Direktor Wurm im ersten Akte schon den großen Schiller verbessert und anstatt: „Ein ernsthaftes Attachement? Mein Sohn?" gesagt: „Ein ernsthaftes **Attaquement**? Mein Sohn?"

„Ha," rief er jetzt im höchsten Zorne aus, „so muß ich die Präsidenten-Canaille doch noch in den grauen Kammerdienerhosen spielen? Da soll doch gleich der Teufel — — den Frack her mit Stern — — die wohlgeborenste Hofschauspielerin, der ich so viel Stroh habe opfern müssen, wird sich weidlich mokieren. Perücke her mit Zopf — Ordensband — ha! das sieht auch aus wie ein altes Strumpfband . . ."

In dem Tone ging's weiter und eine Flut nicht wiederzugebender Kraftausdrücke strömte auf die im Kasten beschäftigte, vielseitige Haushälterin herab. Die Perücke schief auf dem Haupte und mit unwirschem Gesichtsausdrucke erschien Präsident Wurm hinter den Coulissen. Aber der dienstwillige Theater-Wurm, sein Sekretär im Stück, setzte ihm den Kopf sanft zurecht, worauf er als Lohn das Zorneswort vernahm: „Was zerren Sie mich an der Perücke? Soll ich vollends zum Skandal draußen stehen? Lesen Sie die Theatergesetze. Auf Verhöhnung des Oberhauptes steht Gagenabzug."

„Den hab' ich auch **ohne** Verhöhnung," entgegnete der Theater-Wurm. „Ich habe meine Gage noch niemals vollständig erhalten, weil nicht genug Geld in der Kasse war."

Nach diesem Intermezzo begab sich das würdige Paar ins Feuer, d. h. auf die Scene.

Aber das ureigentlichste Trauerspiel verkörperte sich in dem romantischen Ferdinand. Er war, obgleich ein hübscher junger Mann und eine imposante Erscheinung, das Schrecklichste der Schrecken in dem Wahn, die Rolle gelernt zu haben. Ferdinand gehörte zu den Schauspielern, die alles aus dem Kasten holen, d. h. jedes Wort, jeden Ausruf, und die sogar die Direktive für den Abgang von einem Wink aus der Unterwelt erwarten.

„Der Sakrementer hat wieder nischt gelernt," murmelte der Direktor zwischen den Zähnen, als er, hinter den Coulissen stehend, meinen Ferdinand mit der bilderreichen Sprache des großen Dichters ringen und sie bis zum Unsinn verunstalten hörte.

Wohl rannte der Major nach Schillerscher Vorschrift „in der heftigsten Unruhe durch den Saal", der keiner war, und dieses Rennen gelang ihm noch am besten, allein er sagte mir kein Sterbenswörtchen, oder er sagte etwas Albernes, das gar nicht in seiner Rolle stand, einen totalen Blödsinn, auf den ich nicht antworten konnte. Endlich, um den Jammer voll zu machen, trat

er, weil er die „bewunderungswürdige Britin" in seinem Schlußsatze ganz vergessen hatte, mit geballten Fäusten vor die Lady hin, suchte krampfhaft nach dem rechten Worte, das die Souffleuse doch schon dreimal an unsere Gehörorgane hatte schallen lassen, und brach in der äußersten Verwirrung in die mir unvergeßliche, mit Wut gestotterte Rede aus:

„D— du — du — Mylady — siehst du — wundere dich nicht — (das galt für die halbverstandene ‚Bewunderungswürdige') — nein, wundere dich nicht — Sünderin — (das galt für die ‚Britin') — nur fort — fort mit dir!"

Um meine große Schlußrede an den Major halten zu können, mußte ich ihn selbst halten, fest an beiden Händen fassen, denn sonst wäre er mir entschlüpft. Als ich ihm am Ende zurufen wollte:

„Ich lasse alle Minen springen!" entsprang er mir mit einem Freudenruf, daß die Scene vorüber war, durch die Hinterthür, und ich mußte mich mit meinen springenden Minen an das geehrte Publikum wenden, das so gütig war, mich dafür mit Beifall zu überschütten.

Es ist kaum glaublich, aber, o Wunder! das leibhaftige Trauerspiel mußte auf allgemeines Verlangen am nächsten Abende wiederholt werden, und der „Beste Ton", der hier wohl leicht zum schlechtesten geworden sein würde, fiel aus. Ich ließ ihn mit tausend Freuden fallen. Welch eine Höllenqual wäre es gewesen, diesen Major von Walter als Major von Warren liebenswürdig kokett umgaukeln zu müssen!

Nein, der war nicht für die Majore der Bühne geschaffen, trotz seiner kriegerischen Erscheinung. Aber die „Sünderin" an Stelle der „Britin" verbat ich mir denn doch für die Wiederholung, auch die Bedrohung durch die geballten Fäuste, die in die Millersche Bürgerstube, aber nicht in den Palast der Lady gehörte, so durchaus nicht palastmäßig meine Einrichtung war. Direktor Wurm begleitete mich beim Abschied vergnügt zum Bahnhofe und bat um baldige Wiederkehr, die ich jedoch aus begreiflichen Gründen versagte. Er trug mir die Bouquets, durch die mir das überaus dankbare Publikum die Pein mit meinem stotternden Ferdinand versüßt hatte. Auch der Bürgermeister kam und dankte mir im Namen der Kunstfreunde, während Wurm extatisch ausrief: „Ja, Sie waren eine so bewunderungswürdige Britin, daß ich gleich noch einmal zwei Bund Stroh an Sie wenden würde!"

Der Bürgermeister bat um Erläuterung des komischen Rätselwortes, und ich bat, nachdem ich sie gegeben, um ein Brett mehr zur Vervollkommnung des Garderobeverschlags und zur Rettung des Anstandes. Lachend gewährte der Bürgermeister „das Stück Holz", ja, er versprach sogar eine Besserung der unterirdischen Garderobezustände und hat Wort gehalten. Wer war glücklicher als das unmaßgebliche Karlchen! Als ich nach der Abfahrt noch einmal zurückblickte, stand der alte Wurm noch immer vor dem gnädigen Stadtoberhaupte und krümmte sich dankbar.

Ein Fischeridyll. Von L. Meggendorfer.

Der Sammler

Zur Zeitgeschichte.

Aus der Gesellschaft.

Der **Skandal**, welcher, wie gemeldet, in einem Pariser Klub durch Betrügerei im Spiel veranlaßt wurde, hat seine Endschaft durch die Auflösung dieser Gesellschaft gefunden. Allerdings wurde sofort zur Gründung einer neuen Gesellschaft geschritten, aber es wurden dabei alle verdächtigen Elemente ausgeschlossen.

Mosaik.

Von einer seltsamen **Manie** berichten neuerdings die Blätter. Selbige besteht darin, Nähnadeln zu schlucken, was in vielen Fällen keine Beschwerden verursacht. Die Nadel geht mit großer Leichtigkeit durch das Gewebe des Körpers und kommt dann an irgend einer Stelle zum Durchbruch. Eine Französin soll es als besonderes Amusement betrachten, den Augenblick abzupassen, in dem die Nadel nach ihrer Wanderung wieder erscheint. Man sieht immer wieder wie erfinderisch die menschliche Dummheit ist und nie verlegen, in neuer Weise sich zu äußern.

Ein **mysteriöses Geschenk** hat die Stadt Wien erhalten, bestehend in 100 000 fl. Goldrente, die ein Unbekannter beim Bürgermeister Uhl abgab. Der beigefügte Brief besagte, daß diese Summe zu einer Stiftung für die Stadt bestimmt sei, welche der Bürgermeister für gut befinde. Ein beigegebenes zweites Schreiben darf erst 1890 eröffnet werden, es müßte denn jemand erscheinen, der eine abgerissene Kartenhälfte vorweist, die genau zu der an dem verschlossenen Brief angeklebten paßt. Da sage man noch, unsere Zeit habe keine Romantik!

Wir haben in einem früheren Heft von einem Sammler von „**Kommunefeuern**" erzählt, heute erfahren wir aus Moskau von einer neuen Sammlerspecies, die sich damit beschäftigt, alte Kirchenglocken zu sammeln. Nun, so sonderbar ist das noch nicht, kennen wir doch einen, der sich den Luxus leistet, Burgen zu sammeln, aber freilich nicht in der Lage ist, sie nach Größe, Alter &c. aufzustellen.

Gegen den **abscheulichen Hutschmuck**, wie ihn die Damen der Mode lieben, ist auch an dieser Stelle mehrfach Einwand erhoben worden. Doch gegen die Thorheiten der Mode hilft kein Einwand und vermutlich müssen wir auch bei uns sehen, was jetzt in Paris als Neuestes gilt: Artischocken und Frösche auf den Hüten. Vielleicht überrascht uns das nächste Frühjahr mit einem Aufputz von Spargel und Schweinskoteletten.

Expeditionen.

Die dänische **Expedition zur Erforschung der Westküste Grönlands** ist nach Holstenborg in Grönland abgegangen. Die von dem Marine-Premierlieutenant Jensen geleitete Expedition wird von Holstenborg südwärts nach Sukkertoppen gehen und hier Teile besuchen, die noch niemals von Europäern betreten wurden. Für den Oktober glaubt man die Rückkehr erwarten zu dürfen.

An Stelle **Stanleys** wird der englische Oberst Francis von Winter die Leitung der internationalen afrikanischen Gesellschaft übernehmen.

Es ist nunmehr bekannt geworden, daß der Afrikareisende **Dr. Pogge**, nachdem er alle Gefahren und Beschwerden des mehrjährigen innerafrikanischen Aufenthaltes überstanden hatte, kurz vor dem Antritt der Seereise in die Heimat am 16. März vom Tode dahingerafft wurde. Er war der erste, der trotz des Widerstrebens der Portugiesen und der eingeborenen Küstenbevölkerung den Kuango überschritt und auf dem Wege von Westen nach Osten in das Innere des dunklen Kontinents eindrang.

Theater.

Lud. Barnay hat sich mit seinen Kollegen vom **Deutschen Theater** in Berlin wieder vertragen und bleibt Societär. Das jüngste Ereignis, welches sich auf dieser Bühne vollzog, ist eine ausgezeichnete Aufführung der „Räuber", die dekorativ im Stile der Meininger gehalten war.

Daß bei uns die Kunst auch in **königlichen Theatern** Bankerott werden kann, hat uns Herrn v. Hülsens Regime zum öfteren bewiesen, aber bis zum Konkurs eines kgl. Theaters selbst haben wir es doch nicht gebracht, das blieb Stockholm vorbehalten, wo über dem kgl. Theater jüngst der Konkurs verhängt wurde.

Kunst.

Eine schon lange geplante Sammlung der Werke Adolf **Menzels** wird von der Direktion der Berliner Nationalgalerie besorgt werden. Geheimerat Dr. Jordan wird den Text dazu schreiben.

In Bremen geht man mit der Absicht um, für **Geibel** ein Denkmal zu errichten. Auch sonst sind verschiedenen Orts Denkmalprojekte laut geworden; so sollen die Gebr. **Grimm** in Kassel und Hanau, **Goethe** ein Denkmal in Stuttgart erhalten.

Zur Zeit beschäftigt man sich in den Kreisen von Künstlern und Kunstfreunden lebhaft mit der Frage, ob eine **Bemalung von Statuen** zulässig sei, und ist vielfach geneigt, diese Frage bejahend zu beantworten.

Das neue Gemälde **Munkacsys** „Es ist vollbracht", ein Pendant zu des Künstlers „Christus vor Pilatus", soll, nach dem Urteil der Pariser Kritik, in der Größe der Konception dieses weit übertreffen.

Entdeckungen und Erfindungen.

Die **größte Blume** ist angeblich jüngst in Nicaragua entdeckt worden. Sie führt den Namen Loodwinia gigas und ist 60 cm lang und ihrer 50 breit. Aber so wenig die längsten Menschen immer die größten sind, so wenig ist diese größte Blume die wohlriechendste, im Gegenteil, sie verbreitet einen geradezu unerträglichen Verwesungsgeruch.

Im **Kanacohathal bei Charleston** hat der amerik. Ethnologe, Prof. Norris, die Trümmer einer alten Stadt entdeckt.

56 Hügel sind von ihm geöffnet und 4000 Gegenstände gefunden worden, die er im Nationalmuseum zu Washington auszustellen beabsichtigt. Besonders reich sind die Funde an Waffen, Hausgerätschaften, Werkzeugen und Schmuckgegenständen. Auch viele menschliche Skelette fanden sich vor, u. a. eines von 7 Fuß 6 Zoll Länge, ferner eigentümliche Begräbnisplätze u. a. m.

Schliemann meldet aus Tiryns von der Auffindung eines großen Palastes mit unzähligen Säulen in gut erhaltenem Zustand.

Die Tage des **schwarzen Schießpulvers** scheinen gezählt, leider noch immer nicht die des Schießpulvers überhaupt, wie im Tier- und Menschengeschlecht die Hasen seufzen werden. Das neue Pulver, seiner Farbe nach „braunes Schießpulver" genannt, setzt sich, wenn auch in anderen Mischungsverhältnissen, aus denselben Bestandteilen zusammen, wie das schwarze, hat aber vor diesem den Vorzug voraus, bei gleichem Gasdruck im Geschützrohr, größere Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses zu erzielen, und nur in festgeschlossenem Raume zu explodieren. Erfunden wurde das neue Sprengmittel in der Kruppschen Gußstahlfabrik.

Litteratur.

Ein dem Andenken **Geibels** gewidmetes Gedenkbuch beabsichtigt der Buchhändler Parisius in Berlin herauszugeben.

Freunde der plattdeutschen Litteratur haben nächstens einen gut eingeführten Roman: „**Harten-Leina**" von Heinrich Burmester zu erwarten.

Welch außerordentliche **Macht die Presse** repräsentiert, kann man schon daraus ersehen, daß z. B. Großbritannien z. Z. 2015, die Vereinigten Staaten und Kanada 13 402 Zeitungen und Zeitschriften besitzen.

Militärisches.

Die nach den Beschlüssen der **englischen Uniformierungskommission** festgesetzte Campagne-Uniform für die englische Infanterie besteht aus einem jackettartigen Rock von lichtbraunem Wollenstoff mit niedrigem Stehkragen, einer Knopfreihe und mehreren Taschen. Dazu weite Beinkleider, an die sich bis übers Knie reichende Gamaschen anschließen und eine als Unterkleid zu tragende Aermelweste.

Zu den bekanntesten Truppenteilen der russischen Armee gehören die **Kosaken**, die unsere Väter während der Befreiungskriege in Deutschland in aller Nähe betrachten konnten. Nach den neuesten Mitteilungen einer russischen Militärzeitung beträgt die Friedenspräsenzstärke der Kosaken 46 391, die Kriegspräsenzstärke 159 000. Im Kriegsfall sind zu stellen: 136 Regimenter, 33 einzelne Sotnien, 7 einzelne Eskadronen, 1 Halbregiment, 13 Bataillone, 40⅓ reitende Batterieen, 27 Eskadronen Milizen und 19 Kommandos, von denen zur Friedenszeit stehen: 295 Eskadronen, resp. Sotnien, 50 Fußkompagnieen und Kommandos, 120 Geschütze. Die Kosakenterritorien haben eine Gesamtbevölkerung von 3 122 146 Seelen, wobei Ostsibirien und das Amurland einbegriffen sind.

Unglücksfälle.

England ist von einem starken **Erdbeben** heimgesucht worden. Man beziffert den dadurch entstandenen sehr bedeutenden Schaden z. B. in der Stadt Colchester auf 10 000 Pfund, in dem Fischerdorf Wyvenhoe, wo kein Stein auf dem andern blieb, auf 4000 Pfund ꝛc. 5 bis 20 Sekunden währte der Stoß, der gegen Osten zunahm, dabei in der Nähe der Seeküsten am heftigsten fühlbar war und von einem starken unterirdischen Rollen begleitet war.

In **Port Said** hat eine mächtige Feuersbrunst die Hälfte des von Arabern bewohnten Viertels zerstört, so daß gegen 4000 Araber obdachlos sind.

Der größte Reisstapelplatz der Erde, **Rangoon**, ist von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht worden, die einen Schaden von etwa 24 Millionen Mark anrichtete.

Neuerdings wird wieder von drei großen Unglücksfällen auf der See berichtet. Der eine dieser Unglücksfälle betraf eine **Fischerflotille**, die zwischen Kirkwall und North Faröe von einem Sturme überfallen wurde und 16 Menschen das Leben kostete. Noch größer dürfte der Verlust an Menschenleben sein, wenn sich die Nachricht voll bestätigt, daß der Dampfer „**State of Florida**" mit 85 Personen untergegangen ist. Endlich ist noch der Verlust des Dampfers „**Daniel Steinmann**" der White-Croß-Linie zu beklagen.

Verbrechen.

Die einzelnen **Dynamitattentate**, welche fast wöchentlich aus den verschiedensten Teilen der Welt gemeldet werden, können unmöglich hier alle notiert werden, aber nicht übergehen darf der Chronist den Versuch zu einem scheußlichen derartigen Verbrechen, welches, wie jetzt bekannt geworden, bei der Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde geplant worden war. Einige Anarchisten hatten dort in eine Drainröhre eine starke Ladung Dynamit eingeführt, um mit ihr die versammelten hohen Persönlichkeiten in die Luft zu sprengen; nur das Feuchtwerden der Zündschnur verhinderte das furchtbare Vorhaben.

Als ein trauriges Zeichen der Zeit darf die Zunahme **jugendlicher Selbstmörder** betrachtet werden. So erhängten sich jüngst wieder auf dem Gute Dorow und in dem Dorfe Waldenburg zwei Knaben von 13 Jahren aus ganz geringfügigen Ursachen.

In **Rom** hat ein Soldat infolge eines unbedeutenden Streites neun seiner Kameraden durch Gewehrschüsse teils verwundet, teils getötet.

Totenschau.

Allinger, Johann, der manchen von unsern Lesern als Darsteller des Barnabas bei dem Oberammergauer Passionsspiele bekannt sein dürfte, starb am Ostermontag, 71 Jahre alt.

Ascher, Anton, einer der vortrefflichsten Komiker der neueren Wiener Bühne, der aber wegen Kränklichkeit schon längere Zeit von der Bühne ferne lebte, starb am 21. April in Meran.

Bickersteth, Dr. Rob., Bischof von Ripon, einer der beliebtesten Kanzelredner Englands, starb im Alter von 67 Jahren im April zu London.

Brüning, Dr. Adolf v., Großindustrieller, Besitzer des Frankfurter Journals, starb im April.

De Leuven, franz. Dramatiker, starb im April zu Paris.

Dumas, Jean Baptiste, berühmter franz. Chemiker, Mitglied der Akademie, starb im April zu Cannes.

Dupont, Léonce, vortrefflicher franz. Journalist, der Verf. des Sittenromans „Madame Desprieux" starb im April in Paris.

Görner, C. A., Schauspieler und Dramatiker, starb am 9. April zu Hamburg, wo er als Oberregisseur des Thaliatheaters seit langen Jahren thätig war. G. hat wohl an 150 Bühnenstücke geschrieben, von denen sich namentlich die dramatisierten Märchen großer Beliebtheit erfreuten.

Graab, Karl, kgl. Hofmaler, Prof., Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, starb daselbst am 8. April.

Günther, Otto, der als Geschichtsmaler bekannte Professor in Weimar, starb am 20. April daselbst.

Kramer-Klett, Freiherr v., der bekannte bayrische Großindustrielle, starb in München. Der Verstorbene war in der beneidenswerten Lage, ein Vermögen von ca. 70 Millionen zu hinterlassen.

Kuranda, Ignaz, der Begründer der „Grenzboten", seit 1861 Mitglied des österreichischen Reichstags, starb zu Wien.

Meister, Nikolaus, Landschaftsmaler, der mit seinem Bruder, dem Schlachtenmaler M., zuerst die Panoramen einführte, starb im Seebade Newport.

Ottendorfer, Frau, Miteigentümer der „New Yorker Staatszeitung", bekannt durch ihre Wohlthätigkeit, starb am 1. April in New York.

Reade, Charles, beliebter englischer Romancier und Dramatiker, starb im April zu London.

Salamone, Federico, ein Mitkämpfer Garibaldis, starb am 13. April zu Neapel.

Schorlemer-Behr, Wilh. Rud. Frhr. v., deutscher Reichstagsabgeordneter und als solcher dem Centrum angehörend, starb am 19. April auf dem Schlosse Behr bei Quakenbrück.

Schweitzer, Dr., Heinrich, der um die Molière-Forschung verdiente Herausgeber des „Molière-Museums", starb im Alter von 76 Jahren zu Wiesbaden.

Schwerin, v., General der Infanterie, Gouverneur von Metz, starb daselbst am 1. Osterfeiertage.

Taglioni, Marie, einst zu den gefeiertsten Tänzerinnen gehörend, starb 80 Jahre alt im April zu Marseille. Sie war eine Schwester des ebenfalls berühmten, vor kurzem in Berlin verstorbenen Choreographen Paul Taglioni und die geschiedene Gattin des Grafen Voisins.

Tauchnitz, Karl Christ. Philipp, verdienter Verlagsbuchhändler, der sich besonders durch den Verlag der alten Klassiker verdient gemacht hat, starb am 16. April zu Leipzig. Er hat dieser Stadt sein ganzes, mehrere Millionen Mark betragendes Vermögen vermacht.

Zarifi, Georgios, ein weithin berühmter Philantrop, starb am 8. April zu Konstantinopel. 40 000 Menschen gaben ihm das Geleite zur letzten Ruhestätte, darunter viele von höchster Stellung. Z. half überall, es mochte sich um die Unterstützung einzelner, oder um Beihülfe zur Errichtung von Schulen ꝛc. handeln.

Personalien.

Geh. Rat Prof. **Frerichs** hat im April das 25jährige Jubiläum als Leiter der Berliner Universitätsklinik gefeiert.

Die **Edinburger Universität** hat anläßlich ihres jüngst begangenen 300jährigen Jubiläums eine große Anzahl deutscher Gelehrter zu Ehrendoktoren ernannt u. a. W. v. Bunsen, K. Elze, J. E. Erdmann, H. L. Fleischer, G. Goldschmidt, Ch. Haller, J. Houle, J. Hyrtl, M. v. Pettenkoffer, L. v. Ranke, O. Schmiedberg, R. Virchow und E. Zeller.

Kranzler-Ecke.

Die Kranzlersche Ecke Unter den Linden.

Im „neuen Berlin“, wo während des letzten Jahrzehnts die monumentalen Prachtbauten mit ihren himmelhohen Renaissancegiebeln die bescheidenen ein- und zweistöckigen Fassaden so energisch verdrängt haben, ist es in vielen Gegenden schwer, eine Stätte zu finden, die wenigstens noch vom vormärzlichen Berlin zu erzählen weiß.

Nach dem deutsch-französischen Kriege, in den dem Frieden folgenden hochgehenden Wogen der Gründerzeit, in deren Ausläufern bis zum heutigen Tage, sind in den mächtigen Prachtbauten, vor allem in der Friedrichsstadt, eine so große Anzahl von Cafés und Konditoreien „gegründet“ worden, daß den vormals für das Berliner Leben so bedeutungsvollen Namen der Stehelyschen, der Jostyschen, der Courtinschen, der Spargnapanischen, ja selbst der Kranzlerschen Konditorei heute der Beigeschmack des Altmodischen, wenn nicht des Vergessenen, anhaftet.

Und doch haben diese altmodischen Konditoreien vor fünfzig Jahren ihre Geschichte, und, was sich von den modernen nicht immer behaupten läßt, ihren eigenartigen Typus, eine jede ihre Sonderphysiognomie gehabt. Zu Stehely ging der Litterat, der Professor, der Schauspieler, um seinen Kaffee zu trinken, der sich dort einer besondern Berühmtheit erfreute, sein Blatt oder Blättchen zu lesen und ein wenig in Politik zu machen, denn das Lokal hatte einen gelinden politischen Beigeschmack. Während in der eigentlichen Konditorei — eine übrigens noch heute zu beobachtende Eigentümlichkeit der Berliner Konditoreien — fast andächtige Stille herrschte, und jeder Besucher mit den damals noch vereinzelten Tagesblättern oder den belletristischen Journalen aus Fernbachs Leihbibliothek beschäftigt war, stand das, der vorigen Generation wohl bekannte „rote Zimmer“ nebenan, in welchem laute Unterhaltung gepflogen wurde, ich glaube mit nur geringem Recht, im Rufe der Wühlerei. Bei Spargnapani verkehrten vornehmlich Ausländer und die junge und jüngste Berliner Litteratur. Courtin versammelte Spekulanten und Kaufleute in seinen Räumen; Josty, wegen seiner Pasteten berühmt, bezog sein Publikum aus dem höheren Beamten- und Offiziersstande, und Kranzler endlich, die vornehmste und die Mode am meisten überlebende Konditorei, ward wegen seines Eises und seiner vornehmen Lage von der höchsten Aristokratie und namentlich von den Offizieren eifrig besucht.

Die Kranzlersche Konditorei sollte von allen auch politisch und social das eigenartigste Schicksal haben. Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so gab es eine Zeit, da bei Kranzler vom parfümierten Vanille-Eis und der zarten Zimtstange, zu Knoblauchswurst und Zwiebel nur ein Schritt war. Der vornehme Lieblingsaufenthalt der Berliner Aristokraten und Feinschmecker war in den Tagen der Märzrevolution zu einem Versammlungsort geworden, an dem selbst die Sonnenbrüder nicht fehlten. Der „Lindenklub“ hatte sich in dem Kranzlerschen Lokale konstituiert, die wichtigste, am zahlreichsten frequentierte jener vielen Volksversammlungen, die die Märztage gezeitigt; in der That ein Herd der Bewegung, der die verschiedensten Stände, selbstverständlich mit Ausnahme des Adels, in seine bewegten Kreise zog, bis es der Polizei gelang, den „Lindenklub“ energisch zu sprengen und die alles nivellierende Zeit das Kranzlersche Lokal wieder in seine besseren Rechte einsetzte.

Seit jenen Tagen hat die Kranzlersche Ecke zu ihrem Heil freilich keine derartigen inneren Wandlungen mehr erlebt. Nachdem Berlins gute Gesellschaft aufs neue ihre Räume bezogen, um aufs neue ihren Kaffee, ihr Gefrorenes und ihre Schokolade dort zu schlürfen, ist sie ihr auch treu geblieben, wenn auch, wie schon betont, Kranzler in unseren Tagen viel von seinem alten Nimbus eingebüßt hat.

Was ihr im Innern an wechselndem und pulsierendem Leben fehlt, haben die schönen und großartigen Bilder, die die Kranzlerecke von außen an sich vorüberfluten sah, in reichem Maße ersetzt.

Die Siegeseinzüge von 1866 und 1871 hat sie im Schmuck der Fahnen und grünen Kränze mitgefeiert, Preußens Siege, Deutschlands Erhöhung und Einigung! Sie hat Könige und Kaiser im festlichen Heerzug, sie hat die Brautfahrten zweier Thronfolger auf deutschem Kaiserstuhl an sich vorüberziehen sehen, aber auch eines greisen, gebeugten Heldenhauptes, eines blutüberströmten Kaisermantels ist sie Zeuge gewesen!

„Wo ist der Sünder?“

Wer heute an einem der letzten schönen Herbsttage auf dem schmalen, altmodischen erhöhten Vorplatz vor Kranzlers Konditorei sitzt, und zu seiner Rechten durch flimmernde, sonnendurchtränkte Herbstnebel den Turm des roten Hauses schimmern sieht, um den jüngst so heiße Wahlkämpfe getost, der träumt sich wohl auf Augenblicke zurück in diese vergangenen Tage, und all die Phasen, die Berlin, Preußen, Deutschland seit jenen Märztagen bis zu diesem jüngsten Wahlkampfe durchgemacht, und vergegenwärtigt sich, welch ein treues Spiegelbild all dieser Phasen das Leben an der Kranzlerecke stets gewesen ist. Aber zum Träumen ist an dieser Stelle, zu dieser Stunde nicht lange Zeit! — Es ist zwischen zwei und drei Uhr mittags, und die Linden bieten hier, wo eine der Hauptverkehrsadern der Weltstadt, die Friedrichstraße, sie durchschneidet, ein buntes, lärmendes Bild. Vom Brandenburger Thor her kommen in stattlichen Zügen die Spaziergänger, täglich dieselben Physiognomieen zur selben Stunde, die im Tiergarten ihre alltägliche Promenade vor dem Diner gemacht, dazwischen elegante, meist recht geschmacklos in manierierter Kate Greenaway-Manier gekleidete Kinder an der Hand des weltbekannten Berliner „Fräuleins“; Fremde, durch Bädecker, Meyers Reisehandbuch oder mindestens durch auffällig aufmerksames Umherblicken gekennzeichnet, suchen nach einer der vielberühmten Restaurationen von Hiller, Julitz oder Poppenberg. Professoren und Studenten eilen aus der alma mater, und nicht

Inneres der Konditorei.

selten trifft man um diese Zeit gerade an der Kranzlerecke auf die Blüte unserer Gelehrtenwelt: Helmholtz, Treitschke, Mommsen oder Dubois. Von der neuen stattlichen Kriegsakademie in der Dorotheenstraße kommt der Offizier; er kann der Versuchung nicht widerstehen, um diese Mittagsstunde einmal wenigstens die Linden zu schneiden, wenn auch nicht die elegant gekleideten jungen Damen, denen er gerade hier, wo der Uebergang über die Friedrichstraße unter Umständen fast lebensgefährlich ist, getrost seinen ritterlichen Schutz bieten darf, ihn anzögen. Die Herren und Damen der Bühne kommen langsamen Schrittes aus der Probe, um sich mit Muße in der neuesten Garderobe bewundern zu lassen, und haben den Triumph, daß mancher neugierige Backfischblick, wie auch manch jugendlich begeistertes Studentenauge beglückt auf ihnen weilt; von der Börse kehren

die ersten eifrigen Gruppen zurück, die letzten Schlagworte des Tages auf den Lippen; beim Café Bauer strömt es von Besuchern ab und zu. Dazwischen rufen Blumenverkäuferinnen ihre frischesten Veilchen, Zeitungshändler ihre neuesten Nummern aus, neidischen Blickes den schmucken italienischen Figurenträger mit dem schwarzen Krauskopf musternd, der sich mit seiner weißen Gipsware in den braunen Händen zwischen ihnen Platz macht. Durch die Friedrichstraße kommen und gehen vom Centralbahnhofe her Droschken mit Koffern und Reisenden belastet, eilen geschäftige Fußgänger, die durch den Bummelschritt des Lindenpublikums sich beim Uebergang über die Linden unangenehm gehemmt fühlen. Vom Schlosse her, vom Pariser Platz zurück fliegen die hübsch gebauten Gefährte der Erstenklasse-Droschken über das glatte Asphaltpflaster, zwischen ihnen elegante eigene Equipagen, hochräderige Tilburys von jungen Elegants geführt, leichte Korbwagen mit lustigem Ponygespann, Hofequipagen, und mitten hindurch, von weitem schon durch den wehenden Federbusch des Jägers angekündigt, von seiner alltäglichen Mittagsspazierfahrt heimkehrend, des Kaisers ehrwürdige Gestalt, in seinen grauen Mantel gehüllt, nach allen Seiten freundlich grüßend.

„Nichts leichter als das!"

Wohl an keiner Stelle Berlins kreuzt sich in gleichem Maße, wie gerade an der Kranzlerecke das geschäftige Treiben des industriellen mit dem flanierenden Behagen des eleganten Berlins; wohl an keiner Stelle bildet sich ein Verkehrskonflux, der für den aufmerksamen Beobachter in gleichem Maße ein vollbeschriebenes Blatt aus Berlins Tagesgeschichte ist.

Eine wiederum neue Variante in dem belebten Bilde der oberen Linden zwischen Friedrichstraße und Schloßbrücke wird es geben, wenn, was nur noch eine Frage der Zeit, das intelligent

Terrasse vor der Konditorei Unter den Linden.

ausgebreitete Pferdebahnnetz eine seiner letzten Hauptlücken füllen und die so notwendige Verbindung zwischen Nord und Süd, zwischen dem Oranienburger und Halleschen Thor herstellen wird; wenn das schwankende Gefährt des Omnibus, das jetzt als einziges Bindeglied zwischen der Chausseestraße und dem Halleschen Thor sich wie ein schwerfällig fortwälzendes Ungetüm zwischen den eleganten Vehikels der Linden durchwindet, einer neuen Schienenstraße Platz gemacht haben wird.

Zur Geschichte der Taubenpost.

Der ältere Plinius berichtet (Hist. nat. X 37), daß Decius Brutus, als Antonius ihn in Modena eingeschlossen hatte, seine Depeschen durch Tauben, denen sie an die Füße gebunden waren, in das Lager der Konsuln befördern ließ, wo sie richtig ankamen. Desselben Mittels bedienten sich im niederländischen Kriege 1573 die belagerten Harlemer und 1574 die Leydener mit sicherem Erfolge. Der Schotte Lithgows erzählt in seiner Reisebeschreibung durch Asien (S. 114), er habe es selbst gesehen, wie in Aleppo Tauben mit Briefschaften, die ihnen an den Hals befestigt gewesen, ankamen, nachdem sie 48 Stunden zuvor in Babylon, mithin in einer Entfernung von 30 Tagereisen, ausgeflogen waren. — Ausführliche Nachrichten von der Abrichtung der Tauben zum Briefpostdienst gibt schon der berühmte alte Philologe Justus Lipsius (Epist. p. 274) vor zweihundert Jahren und F. Müller in seiner Dissert. de jure columbarum (cap. 2. Th. 5.

R. F.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Die Ananasgewächse.

Unsere heutige Plauderei, mit jenem Wort an der Spitze, soll sich nicht mit der Kultur der Frucht beschäftigen, die recht sehr an die Kiefernzapfen unserer norddeutschen Wälder erinnert, aber trotzdem auf den Tafeln der Reichen die feinste Leckerei darstellt und der Bowle den herrlichsten Wohlgeruch verleiht, der uns aber sofort vergehen würde, wollten wir von den Bestandteilen des Bodens erzählen, in dem die Pflanze am üppigsten wächst und die schönsten Früchte erzeugt. Wohl sind diese Früchte, die in Europa Dr. Kaltschmidt in Breslau 1703 zum erstenmal gezogen und an den kaiserlichen Hof in Wien geschickt hatte, heute überall bekannt und beliebt, nachdem man in Indien schon lange vorher Ananaspunsch und Ananaswein bereitet und getrunken hatte; aber der Liebhaber, mehr noch die aufmerksame Liebhaberin, die allein wir um ihre Aufmerksamkeit bitten möchten, wollten wir heute von jenen tropischen Pflanzen unterhalten, deren Schaft sich mit farbenprächtigen Blüten bedeckt, wie kaum ein anderer, deren Blätter dem Auge oft die prächtigsten Zeichnungen bieten und die auch am Fenster des einfachen warmen Wohnzimmers sehr gut gedeihen.

Die Ananasgewächse (Bromeliaceae Juss.) bilden eine beinahe ausschließlich dem tropischen Amerika angehörende Familie mit rosettenförmig gestellten Blättern ohne sichtbaren Stamm, die aber gewöhnlich so dicht beisammen stehen, daß sie gleichsam als eine Vase erscheinen, in der das Wasser sich sammeln kann ohne Gelegenheit zum Abfließen. Die kleinen Blüten mit ihren Deckblättern bilden an dem mitten aus jener Vase entsteigenden Schaft eine Aehre, die sich in ihrer Farbenpracht oft mehrere Monate hält und der Pflanze ein herrliches Ansehen verleiht. Sie wachsen in den Tropen an und unter den Bäumen, sind in ersterem Falle also Schmarotzer, die auch in unseren warmen Gewächshäusern, hängend und an Holzklötzen befestigt, kultiviert werden müßten, die man aber auch, wie manche Orchideen, in vielfach durchlöcherte Ampeln oder Körbchen pflanzen könnte, in denen ihre Wurzeln einfach mit Moos und moosartiger Haideerde umgeben werden. Sie fordern in solchem Zustande warme und besonders feuchte Luft, im Winter aber mehr oder beinahe vollständige Trockenheit, jedenfalls eine Temperatur von + 10—15° R., im Sommer + 15 bis 25° R. Im sog. Wintergarten, der aber immerhin nur für Warmhauspflanzen eingerichtet sein müßte, können diese schmarotzenden Sträucher oder Halbsträucher gut zur Verzierung von Baumstämmen und zur Bepflanzung von künstlichen Felsen verwendet werden.

Fig. 1. Billbergia Chantini.

Einfacher ist die Kultur dieser Pflanzen, auch der von epiphytischer Natur, in Töpfen, wo sie in eine nahrhafte und lockere, faserige und sandige Heideerde mit Torf- und Holzkohlenstücken gesetzt werden. Wenn man Gelegenheit dazu hat, pflanzt man sie während des Sommers frei in ein warmes Mistbeet mit eben empfohlener Erde; im Herbst setzt man sie wieder in Töpfe

und blühen viele von ihnen dann mitten im Winter. Während des Wachstums sollte man ihnen zuweilen einen Guß von Dungwasser reichen. Auf eins ist aber bei der Kultur besonders zu achten: das Wachstum der Pflanze schließt mit der Blüte ab und es bilden sich unten am Stamme oft, oder vom Wurzelhals aus, zahlreiche Seitensprossen; man thut daher am besten, die alte Blattrosette einfach abzuschneiden und wegzuwerfen; die Seitentriebe nimmt man bis auf einen ab und steckt sie in sandige Haideerde, in der sie bald Wurzeln bilden und so sich zu eigenen Pflanzen gestalten; der eine beibehaltene Trieb setzt die alte Pflanze fort und wird voraussichtlich eher zur Blüte kommen, als die jungen Stecklingspflanzen.

In dieser Familie gibt es außer der Ananas (Bromelia Ananas L.) nicht viele Nutzpflanzen; auf eine möchten wir aber aufmerksam machen, auf den Greisenbart (Tillandsia usnoides L. = bartflechtenähnliche Tillandsia *). Die silberweißen fadenförmigen Stengel dieser Schmarotzerpflanze, die auch amerikanisches Moos genannt werden, hängen im tropischen Amerika mächtig lang von Nadelholzbäumen herab und dienen zum Verpacken von allerhand Waren, zum Ausstopfen von Betten, Matratzen u. s. w., und machen die Vögel aus ihnen sich ihre Hängenester. Bei der schlauchartigen Tillandsia (Tillandsia utriculata L.) bilden die mehr als einen Meter langen und zehn Centimeter breiten zusammengefalteten Blätter einen Schlauch, in welchem sich Regenwasser sammelt, welches den Reisenden in Westindien nicht selten zur Stillung des Durstes gedient haben soll wie das in den oben erwähnten Blättervasen anderer Arten.

Fig. 2. Aechmea columnaris.

Für den Zimmergarten und den Blumenflor der warmen Gewächshäuser sind folgende Gattungen von großer Bedeutung: Aechmea, Billbergia, Caraguata, Guzmannia, Nidularium, Tillandsia, Vriesia u. a., von denen wir dem geneigten Leser folgende besonders empfehlen möchten.

Aechmea Veitchii, von Kolumbia durch das Importgeschäft von William Bull in Europa eingeführt, entwickelt Blüten, die in einer dichten länglichen Aehre zusammenstehen; jede einzelne von ihnen ist mit einem hornigen, gezähnten Deckblatt versehen, dessen leuchtend scharlachrote Farbe der Pflanze zur herrlichsten Zierde gereicht; die Blütenhüllblätter an dem unteren Teile der Traube sind ebenfalls scharlachrot, die oberen weiß. Die meisten Aechmeen können als Epiphyten auf mit Moos versehenen Holzstücken, auf Felsen u. dgl. im Warmhause kultiviert werden. Für allgemeine Dekorationszwecke und für die Kultur im Zimmer ist der Topf vorzuziehen und verlangt sie dann guten Abzug (Topfscherben o. dgl.) und eine Erdmischung von grober Haideerde, Sumpfmoos, Holzkohlen, kleinen Topfscherben und Sand, und während der Zeit des Wachstums reichlich Wasser — wie andere Bromeliaceen auch. Das im Herz der Pflanze vom Spritzen und Gießen sich sammelnde Wasser ist der Pflanze sehr zuträglich.

Aehnlich ist die Kultur der angenehmen Billbergia (Billbergia amoena Lindl.) von Westindien, wo sie auf faulen Baumstämmen wächst. Die graugrünlichen Blätter sind linearlanzettförmig und leicht dornartig gezähnt. Der Schaft wird 30—60 cm hoch und endet in einer lockeren Traube. Die Blüten sind mit lanzettförmigen, purpurrosenroten Deckblättern versehen, die eigentlichen Blumen sind unten blaßgelb und oben himmelblau. Diese Art blüht gern im Winter, ebenso ihre Verwandten Billbergia iridifolia Lindl., die schwertblätterige, Liboniana de Jonghe, Libons Moreliana Brongn., Morels nutans H. Wendl. die überhängende, splendida Lem. die glänzende Billbergia u. a. m.

Auch Billbergia Chantini Carr. (Fig. 1) ist sehr zu empfehlen. Die Blätter zeichnen sich durch eine eigentümliche bunte Färbung aus: sie sind am Grunde silberweiß, dann dunkelgrün, bestäubt und grauartig oder weiß gestreift; im übrigen sind sie gezähnt, an der Spitze kurz zusammengezogen, breit und graziös überhängend.

Eine ziemlich neue Bromeliacee ist die säulenartige Aechmea (Aechmea columnaris Ed. André, Fig. 2), deren Autor sie im Anfang des Jahres 1879 in Kolumbia (Neu-Granada) entdeckte und an J. Linden (jetzt Compagnie continentale d'Horticulture) in Gent, Belgien, einsandte. Sie erreicht eine enorme Größe, denn die Blätter werden 1,5 m bis 2 m lang und 10—12 cm breit; sie sind blutrot abwechselnd mit grün und violettrot; der Blütenschaft wird bis 2,5 m hoch und bildet eine pyramidenförmige Aehre mit zahlreichen Blüten, deren blaßgraue Kronenblätter mit farbenprächtigen Deckblättern versehen sind.

*) Tillandsia nach dem schwedischen Professor Elias Tillandsius, d. Z. Linnés (1707—1778) Professor der Medizin in Abo, der auf seiner Reise von Stockholm nach Finnland so schwer seekrank wurde, daß er nie wieder auf ein Schiff ging und den Namen Till-lands, d. h. zu Lande, annahm.

„Werden wir gleich hab'n."

Gute Winterblüher sind auch Guzmannia tricolor Rz. et Pav., die dreifarbige Guzmannia, eine kaum 30 cm hohe Pflanze mit zahlreichen hellgrünen unbewahrten Blättern, die ziemlich aufrecht stehen; die Blüten zeigen verschiedene Farben. — Nidularium fulgens Hort., das leuchtende Blütennest, dessen elegant gebogenen hellgrünen Blätter eine regelmäßige Rosette bilden und mit dunklen Flecken geziert sind; im Innern der nestartig geformten Pflanze leuchten die Blätter scharlachrot. Der Blütenschaft ragt wenig über die Blätter hinaus und zeigt bläuliche Blumen mit feurigkarminroten Deckblättern. — Vriesia brachystachys Rgl., die kurzährige Vriesia, wird nur 10—15 cm hoch, blüht aber im November bis Januar mit zweizeiligen Blüten und gelb und roten Deckblättern, die mit dem kurzen Schaft eine Aehre bilden, aber sich sehr lange farbig erhalten.

Für die Kultur der Ananasgewächse ist schließlich noch zu bemerken, daß man diese Schattenpflanzen vor brennenden Sonnenstrahlen schützen muß, daß kleine Töpfe besser sind als große und daß das Verpflanzen nicht jährlich stattzufinden braucht; dagegen sollte man ihnen, wir wiederholen das, während der Zeit des Wachstums jede Woche einen schwachen Dungguß geben. Wenn infolge anhaltend trockener Luft und Mangel an Feuchtigkeit an den Wurzeln sich Schildläuse, die rote Spinne und anderes Ungeziefer sich einstellen, so tauche man, wenn möglich, die Pflanze zweimal in 40° R. warmes Wasser. — Pflanzen, die allzulange auf die Bildung des Blütenschaftes warten lassen, leiden gewöhnlich an anhaltend starker Feuchtigkeit — man hat ihnen die nötige Ruhezeit nicht gegönnt. Diese lasse man einige Zeit trocken stehen, bis der Blütenschaft sich erhebt, und dann gieße man wieder reichlich, aber immer mit bis 20° R. warmem Wasser.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Frühlings- und Sommermoden pflegen stets unmerklich ineinander überzugehen; erstere tauchen auf, lange ehe die ersten Mailüfterl wehen, letztere werden wie durch Zauberruf von den ersten warmen Sonnenstrahlen hervorgelockt. — Prangt die Natur draußen in reichem Blüten- und Farbenschmucke, so wollen unsere Schönen auch nicht zurückstehen und, als gelte es, mit der blumengeschmückten Erde einen Wettkampf aufzunehmen, erscheinen sie in farbenreichen, duftigen Gewändern, von deren lichten Untergrund sich Rosen, Veilchen, Narcissen und Wiesenblumen abheben.

Die Hüte sind oft nur eine Zusammensetzung aus lauter kleinen Knöspchen, die aus einem leichten à jour Geflecht hervorlugen; die Schirme deckt man mit Blumen-Arabesken, wohl auch ganz mit kleinen Streublüten, so daß von dem eigentlichen Stoffe kaum etwas zu sehen übrig bleibt; Handschuhe, namentlich die sogenannten Jardinières, bestehen aus lauter kleinen Spitzendessins, deren einzelne Blumen in farbiger Seide ausgenäht sind; die Halsrüschen fertigt man aus blumendurchwirkten Maline-Tüll, Blumen, wohin das Auge schaut.

Eine einfarbige Toilette ist heute fast unmodern zu nennen; ziert man sie nicht mit farbigen Stoffen, so doch mindestens mit farbigen Stickereien. — Man sieht auf Tüll und leichterem Gazestoff so naturwahr ausgenähte Blumen, daß man zugreifen möchte, sie zu pflücken. — Viel trägt man Veilchen-Guirlanden

„Da soll doch ....“

zu myrtegrünem Taffet oder leichte Voile-Rosen mit Kornblumen durchsäet. Rohseide mit bunten Blumen-Arabesken liefert ganz reizende Kostüme, die ihrer Dauerhaftigkeit wegen wohl den Vorzug vor vielen duftigen Beige- und Grenadin-Roben beanspruchen.

Der ostindische Bast, bekanntlich ein Sommerstoff, der seit Decennien stets Modeartikel gewesen und geblieben, wird in diesem Jahr gern in Verbindung mit Samt verwendet.

Fig. 1 zeigt uns beispielsweise ein aus pleinartig durchsticktem Bast gefertigtes Kostüm mit dunkler, dem Jäckchen untersetzter Samtweste, breiter, außen offener Samtstulpe und hohem Samtkragen. Der Rock ist unten durch vier handbreite in Seide auslanguettierte Volants garniert, darüber ein puffartig arrangierter Doppelrock, der seitwärts durch Samtrosetten gerafft ist. Das Jäckchen hat einen überaus originellen, kleidsamen Schnitt: die Vorderteile sind bis zum dritten Knopf geschlossen, unterhalb desselben durch angeschnittene Stoffbänder, die zu einer Schleife geschlungen werden, derart drapiert, daß die Front mit wagerechten Falten gedeckt ist; hinten Postillonschoß mit Samtmaschen. Die Aermel, oben kraus eingesetzt, bilden bis zum Ellbogen hin eine Puffe und werden durch ein handbreit gezogenes Ansatzteil und Samt-Manschette abgeschlossen. Trefflich kleidend und für heißere Sommertage sehr zweckentsprechend, ist das in Fig. 2 skizzierte, aus lichtgelbem Wollleder gefertigte Kostüm. Der Stoff ist weich, anschmiegend, sieht fast wie Putzleder aus und ist doch so leicht, daß er kaum mehr als durchsichtiger Barège aufträgt.

Die lichte, fast strohgelbe Farbe würde wenig kleiden, hätte man den Stoff nicht mit braunem Samt gemischt; aus letzterem ist der seitwärts geschlitzte Doppelrock gefertigt, der fächerartig breite Stofffalten hervortreten läßt; Taille und Tunique sind

Fig. 3. Fig. 1. Fig. 2. Fig. 4.

Neue Kostüme für Damen.

aus Wollleder hergestellt, erstere mit breiten Samtrevers, unter denen die Vorderteile zurückgeschlagen sind; ein aus Ficellespitzen gebildeter Latz deckt die Vordertaille und läßt sie fast wie ausgeschnitten erscheinen. — Obschon zeither das englische „bis oben hinauf zugeknöpft“ vielen Anklang gefunden, dürfte dieser für die Sommertoillete sehr praktische Taillenausschnitt einer noch freundlicheren Aufnahme gewärtig sein. Unsere Damen sind gar nicht so „zugeknöpft“, wie sie zeither schienen, weit lieber zeigen sie sich offenherzig und wohlgeneigt, dem schön gewölbten, vollen Hals die ihm gebührende Bewunderung zu gönnen.

Zur Promenadentoilette werden wohl nach wie vor die oben geschlossenen Kleider gewählt; um sie nicht zu schwer zu gestalten, verzichtet man auf das zeither beliebte Faltengemisch, das nicht selten 10—12 Meter Stoff beanspruchte und somit der Trägerin die Last auferlegte, auf Tritt und Schritt genannte Stoffmenge mit sich herum zu führen.

Zu den leichtesten, weil möglichst faltenlosen Kostümen gehört das in Fig. 3 gezeichnete; der frackartig geschnittene Ueberwurf hat vorn einen glatten aufgeknüpften Schurz, der das farbige Unterkleid zur Geltung kommen läßt; die ganz glatte Taille ist seitwärts geknöpft, wenig geputzt, das Ganze eine für jugendliche Erscheinungen überaus einfache und praktische Tracht.

Mehr das elegantere Genre repräsentierend und zur feinen Besuchs- wie Gesellschaftstoilette geeignet, sind die aus Einsatz und Seidenstoff gefertigten, durchweg gefalteten Kleider (Fig. 4) zu denen man gern Taille und Tunique aus brochiertem Tüll oder ehemaligen Spitzentüchern trägt. Der Rock besteht aus je einem Einsatz-, einem Stoffstreifen (wagerecht), schließt unten mit breitem Spitzenplissé ab, ist à la paysanne gefaltet, die Plissés innen auf Gummischnur unsichtbar aufgenäht, so daß sie beim Ausschreiten nachgeben. Derartige, aus lauter Streifen zusammengesetzte Kleider geben praktischen Damen die Möglichkeit aus 3 oder 4 unmodernen Kleidern eins nach der neuesten Mode herzustellen; ein helleres wird zum Unterkleid verwendet, ein dunkleres zu Streifen zerschnitten, von einem dritten nimmt man Spitzen und Entredeux, zu Taille und Tunique kann vielleicht gar ein wertvoller Spitzenshawl Verwendung finden. — Unser Modell zeigt eine mit Spitzen-Coquillé garnierte kurze, seitwärts geraffte Polonnaise mit ausgeschnittener Taille und den jetzt sehr beliebten halblangen, mit Spitzen-Jabot abschließenden Aermeln (Fig. 1—4 dem Atelier Moskowitz Wien entnommen).

Wie zu Kleidern sucht man auch zu Schirmen auffallend viel Spitzen in Verwendung. Die eleganten Putzschirme sind auf französischen Goldgestellen aufgelegt, zum Abknöpfen eingerichtet, so daß man je zu dem betreffenden Kleide den passenden Bezug auflegen kann, der dann, wenn in lichter Farbe gehalten, zumeist noch mit einem Spitzenschirm überdeckt wird.

Eine Kollektion reizender Schirme, die als Typen des Neuesten

in diesem Genre gelten können, sah man dieser Tage bei S. Wendum (Wien) ausgestellt. Die Stöcke, teils aus wohlriechendem, exotischem Veilchenholz, Bambusrohr oder Weichsel-

Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13.
Kinderkostüme.

holz gefertigt, zeigten fein ciselierte Armringe, so daß der Schirm angehängt, nicht gehalten zu werden braucht.

Die Bezüge, entweder aus schwerstem Brokat, blumigem Damassé, Satin double oder ostindischem Bast gefertigt, reich mit Chenillefransen, eingestreuten Bouquets oder abgepaßten Bordüren garniert, sind sehr weit von jenen Dutzendformen verschieden, die man gewöhnlich mit dem landläufigen Begriff Schirm bezeichnet. Da z. B. Fig. 5 ein großer aus Satin double gefertigter Entoutcas, schwarz und rot schillernd, mit hohem, gebogenem Stock, der bei Bergpartieen gleichzeitig als Stütze dienen kann, Fig. 6 ein eleganter Spitzenschirm, 16teilig auf Goldgestell mit fein ausgelegtem Goldstock, Fig. 7 ein praktischer, zu jedem Kleide passender Alltagsschirm, oben schwarz mit lichtem Chinéfutter, der Stock in Hufeisenform endigend, Fig. 8 Schirm von blumigem Damast mit einfarbigem Futter, das eine in Flachstich gestickte Bordüre umgibt, Fig. 9 Schirm aus Peluche-Gaze mit eingestickten Blumen, Fig. 10 stark gewölbter Brokatschirm mit angereihten Spitzen — Volant, das in der Farbe des Schirmes mit Blumen durchstickt ist.

Fig. 5. Schirm.

Elegante Damen wissen, wie sehr ein Schirm die Toilette zu heben imstande ist und sind bei der Wahl desselben fast so ziemlich gewissenhaft, wie bei der eines Hutes, einer Coiffure, einer Frisur oder dergleichen.

Wenn schon man aus pädagogischen Gründen der Ansicht ist, daß für Kinder eigentlich keine Mode existieren sollte und das einfachste Kostüm jederzeit für sie das zweckentsprechendste wäre, lassen es sich unsere auf die mütterliche Eitelkeit spekulierenden Kleiderkünstler doch nicht nehmen, uns von Saison zu Saison mit neuen Modellen für unsere hoffnungsvollen Sprößlinge zu überraschen.

Finden wir auch eine neue Anschaffung zwecklos, so lassen wir uns doch gern zu derselben überreden, denn Max und Moritz, und wie die bösen und guten Buben heißen, wissen gar so herzig zu schmeicheln und — jeder besseren Ueberzeugung zum Trotz — läßt sich aus dem innersten Winkel des mütterlichen Herzens eine Stimme vernehmen, die da frägt: „Was wird es denn gar viel schaden, wenn du dein Kind fein, nett und zierlich kleidest?"

Für alle diejenigen, die dieser Stimme gern und willig Gehör schenken, einige kurze Skizzen.

„Verfluchte Geschichte!"

Die neue Mode wünscht also, daß wir unsere Herren Söhne in lichte, blaue, hellgraue oder chamois Kostüme kleiden, die Paletots (Fig. 11) müssen pflichtschuldigst vorn eine mit großen Knöpfen gezierte Doppelfalte zeigen, zu jeder Seite drei Fältchen, oben breiten Samtkragen, seitwärts mit Samt garnierte Taschen; der Paletot möglichst kurz, kaum bis zum Knie reichend, läßt die aus gleichem Stoff gefertigten hohen Tuchgamaschen hervortreten, die seitwärts mit circa 15 Samtknöpfen geschlossen sind.

Fig. 12 zeigt einen jungen 7—10jährigen Herrn in seinem neuen tegetthoffblauen Kostüm, vorn ganz gentlemanlike geknöpft mit weißer Weste, Fig. 13 den jüngeren Bruder in der jetzt sehr beliebten Kittelform, einem lose gearbeiteten Faltenrock, der, dem kurzen viereckigen Achselstück angesetzt, unten durch einen Samtgurt gehalten ist.

Die Firma W. Deutsch (Wien), der wir diese drei Kindermodelle entnehmen, hat mit denselben in Wien Schule gemacht.

Die kleinen Leutchen glauben, nicht standesgemäß auftreten zu können, wenn sie nicht das vorschriftsmäßige Kostüm haben. — Ob es wohl recht ist, Kinder schon mit Modebegriffen bekannt zu machen?

Besser wäre ihnen vielleicht, sie studierten statt derselben die selbst Erwachsenen jetzt unentwirrbaren Dehnungs- und Schärfungszeichen oder sonstige Probleme, indes Mütterchen meint, sie wolle auch eine Augenweide haben und ihre zweifellos bildschönen Kinder — und schön sind sie ja alle, wenn man sie mit Mutteraugen ansieht — geputzt sehen; gönnen wir ihr das kindliche Vergnügen!

Fig. 6–10. Schirme.

Zum Kopf=Zerbrechen.

Buchstabenversetzung.

Aus dem Namen eines deutschen Königreiches sollen durch Buchstabenversetzung elf Worte gebildet werden, und zwar: 1. eine Nation, 2. eine Frucht, 3. die dritte Macht im Staate, 4. eine Bezeichnung für „rein“, 5. ein landwirtschaftliches Instrument, 6. eine Art Kamin, 7. ein Frauenname, 8. ein Gefäß, 9. der Gegensatz von „alt“ 10. ein Fluß im zu findenden Königreiche, 11. ein großer Industrieort ebenda

„Sonderbar – höchst sonderbar!“

Was mag es sein?

Wie die Henne überm Eie,
Sitzt so mancher unermüdet
Ueber mir — jedoch der Aermste
Hat mich nimmer ausgebrütet;
Später erst ein Wort ihm zeigt,
Wie ich auszubrüten leicht.

Rebus.

Skataufgabe.

Bei einem Touren=Skat muß Vorhand mit den folgenden Karten Grand spielen. Pique=Bube, Treff=Zehn, Pique=Aß und König, Coeur=Aß, Carreau=König, Dame, Neun, Acht und Sieben. Die Karten sind so verteilt, daß die Gegner nicht aus dem Schneider kommen können.

Was liegt im Skat und wie ist der Gang des Spiels?

Rätsel.

Mich schmückt des Künstlers Hand, und doch zugleich
Umfang' ich innig deine Glieder.
Ich heile Wunden, und im luft'gen Reich
Auf weitem Meere wall' ich auf und nieder.
Nimm mir den Kopf, — und wenn der deine sich
Nicht fremder Weisheit blindlings will ergeben,
Dann, ob du auch kein Rechtsgelehrter eben,
Mit Fug und Recht dann, Freund, erhebst du mich.
Und hast du nun verändert mir ein Zeichen,
Werd ich zur Schale: such den Kern darin,
Doch laß mich steh'n, wenn ich im Schmuck, dem reichen,
Wie oftmals — von der Frucht das beste bin.

Kapselrätsel.

Es gilt, das Ende von dem einen,
Den Anfang von dem nächsten Wort
Geschickt zum neuen Wort vereinen,
Und was man sucht, hat man sofort.

1. birgt eine Göttin der Griechen; 2. einen Fluß; 3. einen Namen, bekannt aus der griechischen Mythologie; 4. einen weiblichen Vornamen; 5. einen Körperteil; 6. einen Vierfüßler.

1. „Sag' an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag' an! wer ist ihr Schenk?“
„„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke ist ihr Schenk.““

2. „Sag' an! wer sind die Wächter treu?“
„„Meine Augen blau allstund.““
„Sag' an? wer ist ihr Sänger frei?“
„„Der ist mein roter Mund.““

3. „So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein,
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!“

4. Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf, Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im off'nen Saal
Mein eigenes Geschlecht.“

5. Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrompetenschall;
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunk'ner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glück von Edenhall.“

6. Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall.
Das zersprungene Glück von Edenhall.
Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis in der zerstörten Hall'.

Silbenrätsel.

au, cht, di, d, e, e, e, e, e, en, en, en, en, en, et, e, eb, eb, fr, fl, hr, h, i, im, ir, isch, isch, l, ml, nd, ns, os, r, si, u, w.

Aus den obigen Buchstaben und Buchstabenzusammenstellungen lassen sich 12 Wörter bilden, welche eine bekannte Stelle aus Schiller ergeben.

Buchstabenrebus.

Auflösungen zu Heft 9, S. 342.

Rätsel: Die 5 Sinne. **Kopf und Fuß:** Margot (Argo) Epos (Po), Nurick (Uri). **Chinesisches Rätsel:** Die Kerze. **Scherzfrage:** Wahrheit ist zweifellos, Hase ein Fell los. **Zahlenrätsel:** Java, Puppe, Anna, Zriny, neun, Peru, Kinn, Kreuzer, Paprika, Urne, Kapuziner. **Versetzrätsel:** Oderberg. **Silbenrätsel:** Rainer, Elbe, Lineal, Juli, Ebbe, Fünf, Philipp, Fallstaff, Esche, Jacobi, Lelewel, Egge, Römer — Reliefpfeiler. **Silbenrätsel:** Rheinwein. — **Silbenrätsel:** Veitstanz, Odrau, Mausoleum, Folgsam, Ente, Leontine, Schiller: Vom Fels zum Meer. — **Rebus:** Viele Hunde sind des Hasen Tod. **Rösselsprungaufgabe:** Tiefe Kenner der Natur, — Alte Weise sagen aus — Fände sich im Weltenhaus — Nur ein Mann, ein Weibchen nur, Und im fernen Osten wär' — Sie daheim, im Westen er, — Beide zögen so sich an, — Daß sie fingen an zu wandern, — Und das Eine bei dem Andern — Käm' am Ende richtig an.

Geographische Aufgabe:

Schachaufgabe Nr. 6

von J. Hintzpeter in Siegen.

(Schwarz.)

(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 4

(Lösungspreisaufgabe.)

1. Da5 — d2 Sa1 — c2:
2. Dd2 — h2 Sc2 — e3:
3. Sf5 — d6 + Ke4 — f3, d4
4. Lc4 — e2, Dh2 — b2 matt.

1. .... Ke4 — f5:
2. Dd2 — f2 + (h2) Kf5 — g4, g5
3. Df2 — f4 + Kg4 — h5:, h3
4. Lc4 — f7, f1 matt.

1. .... La7 — b8
2. Dd2 — h2 Lb8 — e5:
3. Dh2 — h4 + Beliebig.
4. e3 — e4, Sc2 — e1, Dh4 — f4: matt.

1. .... Ke4 — f3
2. Dd2 — h2 Beliebig.
3. Dh2 — g3, f4 + Beliebig.
4. Dg3 — f4, Lc4 — f1, f7 matt.

Auf andere Züge entscheidet die Drohung 2. Dd2 — h2 rc.

Lösung von Nr. 5.

1. Tb6 — b8 Kc7 — d6:
2. Tb8 — d8 + K beliebig.
3. Le1 — a5, h4 matt.

1. .... Kc7 — b8:
2. Td6 — d8 + K beliebig.
3. Le1 — f2, h4 matt.

Auf andere Züge entscheidet 2. Td6 — d8 rc.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 3 wurde ferner gelöst von A. O. H. in P., R. Silmöse in Eydtkuhnen, E. Kuhl in Gotha, H. Rösch in Fürth.

Die Lösungspreisaufgabe (Schachaufgabe Nr. 4) wurde richtig gelöst von: Fr. Dubbe in Rostock, v. Walter in Wien, G. Szabó in Agram, J. O. Kreis in München, W. Kron in Beeck, Karl Traxler in Budweis, F. Paukner in Nürnberg, R. Cizek in Budweis, P. Etzold in Plauen i. V., C. Bindewald in Marburg in Hessen, J. L. Votruba in Wien, Fritz Hofmann in München, Dr. G. Graf Sarntheim in Innsbruck, Martha Kienitz in Leipzig, J. Zednik in Prachatitz, J. Michel in Neustadtl, C. v. Klenck in Florenz, Georg Schuh in München, Franz Oberhauser in Ingolstadt, Eman. Spirek in Wällischbirken, Dr. Hermann Metzger in Plön, A. Spenger in München, L. Lindner in Leipzig, Wolfg. Scheu in Olmütz, F. Bergen in Stettin, Georg Schorn in Salzburg, Géza Vansó in Dornbirn, Lehrer Winsauer in Dornbirn, Anna Capella in Wien, Louis Hausdorff in Leipzig. (Die Preise wurden bereits den Lösern zugesandt.)

Briefwechsel.

J. G. in Fürth. Ein Fortschritt macht sich zwar in den uns neuerdings eingesandten Versuchen bemerkbar, doch sind dieselben für die Oeffentlichkeit noch nicht recht geeignet.

E. K. in Gotha. Den Dreizüger mit 1) L g6 glauben wir schon irgendwo veröffentlicht gesehen zu haben. Ist dies der Fall? Auf den zweiten Dreizüger verzichten wir dankend.

„Es kommt nur darauf an, wie man die Sache ansieht.“

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Vom Einmachen.

1. Rosen-Konfitüre. Man pflücke bei trockenem, sonnigem Wetter, am besten wenn es tags vorher geregnet hat, von echten, in vollster Blüte stehenden Centifolien-Rosen, die Blumenblätter ab, schneide an jedem Blättchen das weißliche, dickere Ende weg und lege sie ganz lose übereinander in ein vorher gewogenes Tuch, wiege in demselben die Blätter und nehme auf $1/2$ kg davon 1 kg Zucker, den man mit Wasser anfeuchtet und langsam in einer neuen irdenen Kasserolle so lange kocht, bis sich ein Tropfen, den man zwischen Daumen und Zeigefinger genommen, beim Auseinanderthun der Finger, in steife Fäden zieht. Nun streue man, unter langsamem Rühren des Zuckers, die Rosenblätter hinein, ziehe es dann rasch vom Feuer und decke es zu, koche es nach 24 Stunden wieder auf (es bleibt in der Kasserolle) und lasse es ebensolange wieder zugedeckt stehen, wonach der Zuckersaft dann recht klar und wie ein leichtes Gelee sein muß, wo nicht, so müßte es noch einmal gekocht werden, welches jedoch möglichst zu vermeiden ist, weil die Konfitüre, eine der köstlichsten, die es gibt, dadurch leicht ihre schöne Farbe verliert. Uebung und Erfahrung müssen da eben auch das beste thun.

Man gibt diese Konfitüre unter dem Namen Scherbet gern in nur halb damit gefüllten Gefrorenen-Bechern, mit Löffelchen und einem Glas Eiswasser dabei, von dem man, nach Belieben, zu der Konfitüre gießt, die schon zu den Zeiten des persischen Dichters Saadi, † 1291 zu Schiras, bekannt gewesen sein soll.

2. Stachelbeeren. Man nehme völlig ausgewachsene aber noch ganz harte Stachelbeeren von einer großen Sorte, wiege sie, schneide Stiele und Blüten ab und mache mit einem recht kleinen scharfen Messer, von der Blüte nach dem Stiel zu, einen flachen Einschnitt, hole die Kerne mit einer spitzig zugeschnittenen Feder heraus, und thue jede Beere gleich in frisches Wasser und hernach zum Ablaufen auf ein Sieb; lasse sie dann in kochendem Wasser so lange ziehen, bis man mit einem Stecknadelknopf hineindrücken kann, hebe sie mit dem Schaumlöffel heraus in kaltes Wasser, gebe sie, wenn sie darin erkaltet sind, wieder auf das Sieb und danach in eine Terrine. Nun koche man auf je $1/2$ kg Beeren $1/2$ kg Zucker zur Perle, gieße die Hälfte davon in ein Gefäß, lege ein Papier darauf, bis es erkaltet ist, decke es dann fest zu und stelle es beiseite: die andere Hälfte verdünne man mit $1/8$ l Wasser, gebe sie ganz erkaltet über die Beeren und decke sie zu. Am anderen Tage lasse man sie wieder auf dem Siebe ablaufen und thue sie wieder in die Terrine, vermische den abgelaufenen Saft mit dem vierten Teil des zurückgestellten Zuckers und dem Safte einer halben Citrone, lasse es aufkochen, schäume es, gieße es lauwarm über die Beeren und verfahre so noch drei

Tage lang, nur daß man am zweiten Tage den Saft warm, den dritten heiß und den vierten kochend darüber gießt; am fünften Tage endlich koche man den Saft zum Faden, gebe die Beeren hinein, lasse sie aufkochen und gieße sie wieder in die Terrine, bis sie ganz kalt sind, wo man sie dann in die Gläser füllt. — Etwas mühsam, aber auch vorzüglich, besonders zu feinen Braten.

„Versuchen wir es einmal so ...“

3. **Johannisbeer-Gelee.** Man nehme drei Teile schöne rote und einen Teil weiße Johannisbeeren, streife die Beeren mit einer silbernen Gabel ab, bringe sie mit etwas Wasser zu Feuer und lasse sie einigemal aufkochen, bis sie aufgesprungen sind, gieße sie dann auf ein Sieb und wenn der Saft durchgelaufen ist, wobei man die Beeren nicht drücken darf, so gieße man ihn nochmals durch, damit er recht klar wird; koche nun auf $\frac{1}{2}$ kg Saft $\frac{1}{2}$ kg Zucker zu kurzem Faden, gebe den Saft dazu und lasse es etwa eine Viertelstunde lang bei fleißigem Abschäumen kochen, worauf es dann Gelee sein wird, das sehr gut und auch deshalb zu empfehlen ist, weil man dabei des so lästigen Auspressens überhoben wird.

4. **Schwarze Johannisbeer-Gelee (Cassis-Gelee).** Wie das **Johannisbeer-Gelee**, jedoch nur von schwarzen Beeren und nur fünf Minuten lang gekocht. Man braucht sie in der Küche meistens nur zum Verzieren von Torten u. dergl., aber es ist ein ganz ausgezeichnetes **Heilmittel** bei Halsleiden. Man verrührt dazu einen Eßlöffel voll von der Gelee mit $\frac{1}{4}$ l kochendem Wasser und trinkt davon den Tag über, stets warm, im ganzen etwa $\frac{1}{2}$ l für den Tag.

5. **Brombeeren.** Man suche schöne große, völlig schwarze, jedoch nicht überreife Brombeeren aus, läutere zu jedem $\frac{1}{2}$ kg Früchte $\frac{3}{8}$ kg Zucker zu kurzem Faden, gebe die Brombeeren hinein und koche sie zuerst langsam, wobei immer der Schaum abgenommen werden muß, aber ja nicht darin gerührt werden darf; hernach lasse man sie etwas stärker kochen und wenn sie anfangen zu sinken und kein Schaum mehr vorhanden ist, so werden sie behutsam ausgegossen und abgekühlt in die Gläser gefüllt. Es ist dies ein sehr gutes Eingemachtes, welches von manchen den Himbeeren vorgezogen wird und man zieht die großfrüchtigen Sorten (z. B. Dorchester, Wilson's Early, diese schon anfangs August reifend) und mehrere andere jetzt auch häufig in den Gärten.

6. **Birnen.** Man schäle gute, mittelgroße, nicht zu reife Birnen, schneide sie in sechs Teile und nehme auf $\frac{1}{2}$ kg Birnen $\frac{3}{8}$ kg gestoßenen Zucker, gebe etwas von diesem in die Einmach-Kasserolle, dann von den Birnen darüber, wieder Zucker, wieder Birnen und so fort, bis alles eingelegt ist, worauf man es so zwei bis drei Stunden ziehen läßt und nun auf ein zuerst gelindes Feuer bringt, welches man aber verstärkt, sowie der Zucker geschmolzen ist. Man füge jetzt für 50 Birnen noch die Schale einer Citrone, in feine, $1\frac{1}{2}$ cm lange Streifchen geschnitten hinzu, koche die Birnen eine halbe Stunde lang und presse zuletzt auch den Saft der Citrone hinein.

7. **Ganze Weintrauben einzumachen.** Man nehme vollkommen reife, doch nicht überreife, ausgesuchte und ganz unversehrte Trauben, binde bei jeder an das Stielchen der obersten Beere einen Faden und hänge sie damit, den Stiel nach unten, in ein passendes Einmachglas (immer nur eine Traube in ein Glas); an den Faden wird ein zweiter Faden gebunden und dieser quer über das Glas geschlungen, so daß die Traube frei hängt.

Nun bereitet man den nötigen Zuckersirup, auf $\frac{1}{3}$ l Wasser immer $\frac{1}{2}$ kg Zucker, den man in kleine Stücke schlägt und rasch zum Kochen bringt und wenn er anfängt zu spinnen, so gibt man den Schnee von zwei Eiweiß hinein, wodurch jede Unreinigkeit des Zuckers in die Höhe kommt, schäumt sorgfältig ab und läßt den Zucker dann nochmals aufkochen und hernach kalt werden.

Von diesem Sirup nun füllt man die Gläser mit den Trauben voll, bindet sie mit Schweinsblase vorsichtig zu und stellt sie zwischen Heu in eine Kasserolle, gießt lauwarmes Wasser daran, läßt sie fünf Minuten lang kochen und in der Kasserolle erkalten.

Einige solcher Trauben, blaue und weiße, mit etwas von ihrem Safte, in eine Krystallschale gelegt, geben eine hübsche und gute Dessertschüssel, ohne viele Mühe oder Unkosten zu verursachen.

8. **Obst ohne Zucker einzumachen.** Man nehme dazu recht schönes, vollständig reifes, aber doch noch festes Steinobst, entferne Stiele und Steine, lege es in Einmachgläser und stoße diese beim Einfüllen mehrmals auf ein zusammengelegtes Tuch, damit die Früchte sich setzen und wenn die Gläser ganz voll sind, so binde man sie zuerst mit Leinwand fest zu und darüber noch mit Schweinsblase und stelle sie hierauf in einen Kessel, der etwas höher als die Gläser ist; fülle den Raum zwischen und um dieselben mit Heu und gieße kaltes Wasser bis zur halben Höhe der Gläser ein; bringe den Kessel nun auf starkes Feuer, decke ihn zu und lasse ihn, wenn das Wasser zu kochen beginnt, hernach noch 25 Minuten auf dem Feuer stehen. Sobald beim Kochen der Dampf zu stark wird, entferne man den Deckel, thue ihn beim Absetzen des Kessels aber wieder darauf und lasse die Gläser im Wasser erkalten, wonach man sie herausnimmt, abtrocknet und an einem trockenen, kühlen, frostfreien Orte aufbewahrt. Sie halten sich vortrefflich und sind zu Kuchen und Kompotten sehr gut. Zu letzteren gießt man den Saft ab, vermischt ihn mit dem nötigen Zucker und etwas Wasser, läßt ihn heiß werden und gibt ihn über die Früchte, welche selbst nicht gekocht werden dürfen; zu Kuchen gebraucht man sie gerade wie frische Früchte. Kirschen und alle Sorten von Pflaumen können nach Belieben auch mit den Steinen eingelegt werden.

9. **Aprikosen in Büchsen einzumachen.** Man halbiere und entkerne die Aprikosen, schäle sie aber nicht und lege sie in die Büchsen; koche dann für jede 1 l haltende Büchse $\frac{1}{2}$ kg Zucker in 3 dl Wasser nur so lange, bis es abgeschäumt ist und fülle damit die Büchsen bis einen starken Strohhalm breit vom Rande, lasse sie zulöten und in einen Kessel mit kochendem Wasser, welches über die Büchsen gehen muß, gestellt, 15 Minuten lang kochen und im Wasser erkalten.

Dieses ganz ausgezeichnete Eingemachte wird meistens als **Kompott** gegeben, kann aber auch zu Torten und Kuchen gerade wie frische Früchte gebraucht werden und ist ganz besonders für Kranke eine vortreffliche, heilsame Erquickung. Es hält sich jahrelang, jedoch sowie die Büchse geöffnet worden, nicht länger als jedes andere Kompott.

10. **Getrocknete Zwetschgen in Cognak einzumachen.** Man lege sehr gute getrocknete Zwetschgen, am besten Katharinenpflaumen, einen bis zwei Tage lang in gewöhnlichen weißen Wein bis sie ganz aufgequollen sind und lasse sie dann auf einem Seiher gut ablaufen; thue sie nun mit Zimtstückchen und einigen Gewürznelken dazwischen, in ein Einmachglas, gieße so viel feinsten Cognak darüber, daß die Früchte bedeckt sind, binde das Glas zu und stelle es an die Sonne.

11. **Vierfrüchte-Saft.** Man nehme drei Teile Himbeeren, einen Teil recht reife Weichselkirschen, einen Teil rote Johannisbeeren und einen Teil Walderdbeeren und zerdrücke sie; reibe sie mit der Hand durch ein feines Sieb und stelle diesen Saft in einem Porzellangefäß 24 Stunden lang auf Eis oder doch an einen kalten Ort, wonach er geronnen sein wird. Nun spanne man ein sehr reines, geruchfreies, in kaltem Wasser ausgewaschenes und wieder gut ausgewundenes Tuch zwischen den Beinen eines umgewendeten Stuhles aus, stelle ein Porzellangefäß darunter und lasse den Saft durchtropfen, wonach er in halbe Flaschen gefüllt, gut zugepfropft und mit Bindfaden und Blase noch fest zugebunden wird. Dann nehme man ein beliebiges Gefäß, thue auf den Boden desselben drei Querfinger hoch Heu, stelle die Flaschen, nicht zu nahe zusammen, hinein und fülle die Zwischenräume auch mit Heu gut aus; gieße vier Querfinger hoch Wasser hinein, bringe das Gefäß aufs Feuer und lasse das Wasser drei Minuten lang kochen: setze es jetzt ab, decke es zu und nehme die Flaschen nicht eher heraus, als bis das Wasser ganz erkaltet ist.

Dieser Saft wird meistens zu Gelee (Sulz) benutzt, welches man gerade wie Rheinwein-Gelee bereitet, nur daß man halb Rheinwein und halb Vierfrüchte-Saft dazu nimmt, welches Gelee das beste ist, was man in dieser Art hat. Das Zurückbleibende von dem Safte gibt, mit Zucker aufgekocht, eine pikante Marmelade.

12. **Citronen-Sirup.** Man presse aus recht saftigen, dünnschaligen Citronen den Saft und entferne sorgfältig die Kerne; nehme dann auf $\frac{1}{2}$ kg Saft $\frac{3}{4}$ kg Zucker und koche es in einer irdenen Kasserolle zu einer rötlich-braunen, sirupartigen Masse, lasse es erkalten, fülle es in einen irdenen Topf und decke es zu, wo es sich dann lange hält. Beim Gebrauche nimmt man mit einem Holzlöffel, so viel wie ein bis zwei Eßlöffel in ein Wasserglas, rühre es mit ein wenig frischem Wasser an, bis es sich auflöst und fülle das Glas dann vollends mit Wasser. Es ist ein überaus beliebtes, erfrischendes und gesundes Getränk.

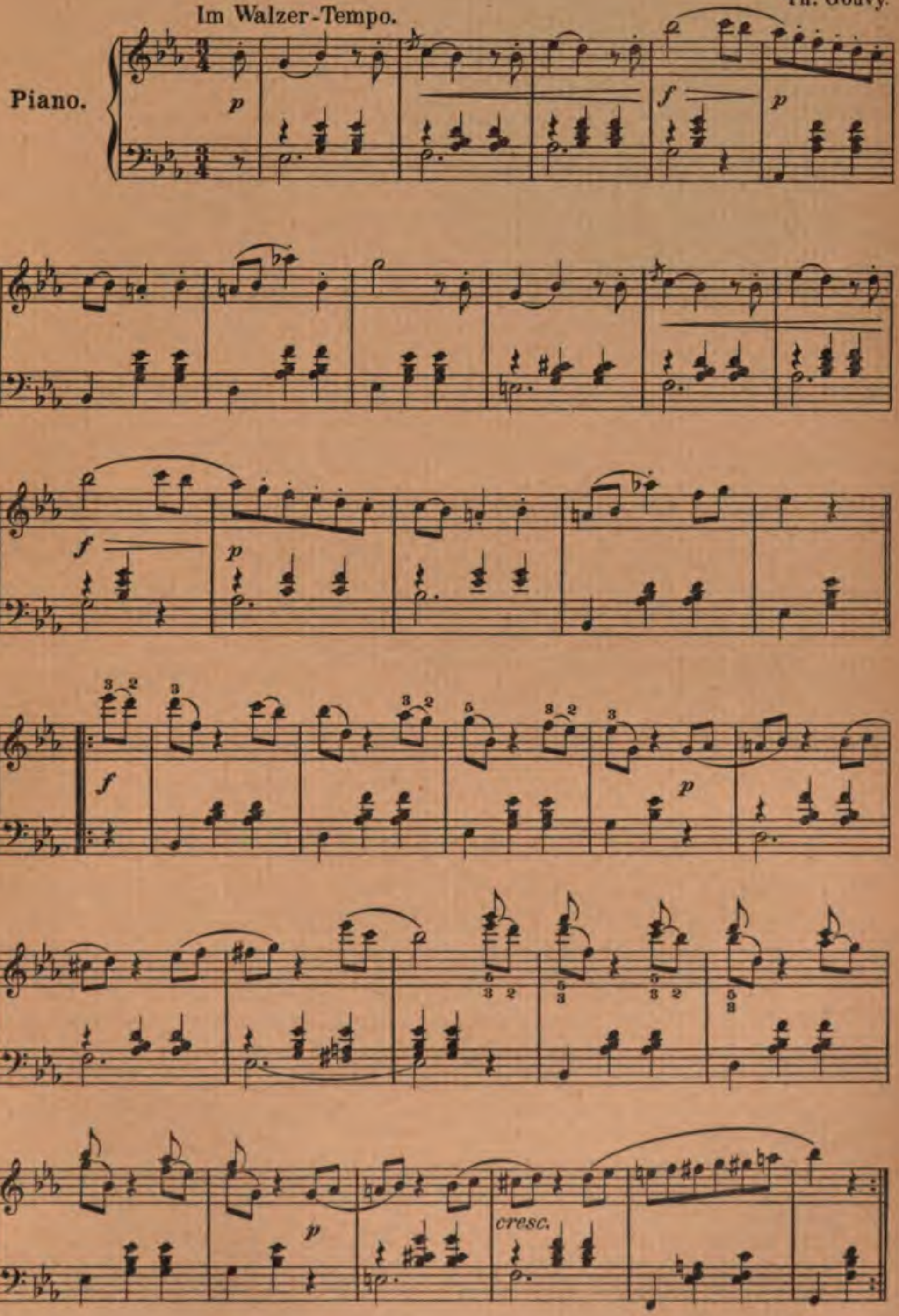
Praktische Küchengeräte.

Patentierter Dochtabschneider mit Reinigungsbürste. Ein kleiner nützlicher Haushaltungsapparat, der zur Instandhaltung und Reinigung der Petroleumlampen dient und für Rundbrenner in jeder Größe paßt. Derselbe besteht aus einer runden Bürste, welche oben mit 2 kleinen stählernen Messerscheiben versehen ist; bei der Benutzung steckt man die Bürste bis an die Scheiben in das Dochtrohr hinein, und dreht nun mit

Ein Sträusschen für Pippo.

WALZER.

Th. Gouvy.



Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Einen Trumpf ausgespielt.

In der fränkischen Stadt E. wirkte am Gerichte ein Assessor Namens Degen, der wegen seiner Grobheit nicht sonderlich beliebt war. Zum größten Aerger der Einwohner wurde derselbe bei der Organisation in demselben Städtchen zum Oberamtsrichter befördert. Natürlich wurde von den Honoratioren wegen dieser Beförderung ein Kränzchen veranstaltet. Nachdem verschiedene Reden dem neuen Oberamtsrichter zu Ehren gehalten waren, klopfte auch schließlich noch der Pfarrer an sein Glas, um einige Worte zu sprechen, und schloß folgendermaßen: „Meine Herren, wir stehen jetzt unter der Obhut eines Degen; möge er jedoch ungezogen bleiben wie bisher!"

„Hilft alles nichts!"

Eigentümliche Zumutung.

Der Herr Pfarrer tritt zum Altar und hat in der Eile den Kragen verkehrt an, d. h. die untere Seite ist nach oben gekehrt. Der Bürgermeister, der im Ratsherrnstuhle nächst dem Altare kniet, sieht dies, winkt unter heftigen Gestikulationen dem Meßner und bedeutet ihm mit halblauter Stimme, doch so, daß es ein großer Teil der Andächtigen hört: „Herr Meßner, drehen Sie doch dem Herrn Pfarrer den Kragen um."

Bildung.

Auf dem Dorfballe: Ricke: „He, Rose, was macht'n ihr nu eegentlich in der Stadt uff dr Bangzjohn, da lernt'r wohl näh'n un strick'n un sulche Sach'n?"

Rose: „I du Rindvieh, Bildung lern' m'r."

Aus der Schule.

Lehrer (zum Schüler): „Krause, welches mag wohl der kleinste Wald in Deutschland sein?" — Krause: „Der Odenwald?" — Lehrer: „Was fällt dir ein? weshalb just der Odenwald?" — Krause: „Aber, Herr Lehrer, wir singen doch immer: Es stand ein Baum im Odenwald!"

Kindermund.

Das etwa 4jährige Söhnlein kommt eines Abends mit seinen neuen, recht beschmutzten Höschen nach Hause. Da sagt der erzürnte Vater: „Komm' her, ich will dir deine Hosen ausklopfen!" Der Kleine erwidert aber ruhig: „Aber gelt, Vater, ich will's zuerst abziehen?"

Kinder und Narren —.

Das kleine Brüderchen war trotz des Beistandes mehrerer Aerzte gestorben. Ganz betrübt sagte die kleine Anna: „Nicht wahr, liebe Mama, wenn der liebe Gott im Himmel oben einen kleinen Engel haben will, dann schreibt er's dem Herrn Doktor?"

In der Mathematikstunde.

Lehrer: „Was ist ein Punkt?"

Schüler: „Ein Punkt ist ein Winkel, dem die Schenkel ausgerissen sind."

Ueberraschung.

Lieutenant: „Nein, meine kleine Schwägerin, danke, ich esse keine schwarzen Beeren, sie machen garstige Zähne."

Kleine: „Thun Sie diese nur vorher heraus, wie Ihre Emilie!"

Fortschritt.

Emma: „Geht es denn mit dem Cyankali schneller in den Tod, wie mit Blausäure, Papa?"

Papa: „Du Schulfratz, zu was brauchst du denn das zu wissen?"

Emma: „Nun? Kann ich nicht auch einmal zu einer unglücklichen Liebe kommen?"

Mein Kneipbruder.

Ich hab' 'nen Kneipkumpanen,
Der treu mir zugethan,
Will ich zu kneipen enden,
Gleich fängt er wieder an,

Führt meine Hand zum Glase,
Führt meine Hand zum Krug,
„Prosit, mein Herr Kamerade!"
Der Kerl kriegt nie genug.

So trinken wir früh am Morgen,
So trinken wir abends spat,
Denn nie verläßt mich der Wack're:
Der Durst, mein Kamerad!

Wahre Klage.

Mann: „Ach, mein Schwiegervater — ach, mein Schwiegervater!"

Nachbar: „Was jammern Sie denn so? Der ist ja nicht gestorben, sondern Ihre Frau."

Mann: „Das ist's ja eben — von wem lebe ich denn jetzt?"

Gut gemeint.

Magd: „Warum bohnst denn gar so fein und spiegelblank, früher war der Parkettboden doch auch recht."

Diener: „Ich möcht', daß die Gnädige den Fuß bricht, dann kann s' mir nimmer überall nachgehen."

Das Eheparlament.

Die Ehe ist ein Parlament,
Wo heißer Wortstreit oft entbrennt.
Zwei Hälften treten in Erscheinung,
Die häufig ganz verschiedner Meinung;
Des Streits Ergebnis pflegt zu sein:
Hier Nein! dort Ja! — hier Ja! dort Nein! . . .
Bis endlich „Schluß"!
Verlangt ein Kuß.

Beim Einseifen.

Barbier: „Ist denn wirklich die Lage so kritisch, Excellenz?"

Diplomat: „Können Sie schweigen?"

Barbier: „Wie das Grab, Excellenz, das liegt in unserem Beruf. O, ich kann schweigen!"

Diplomat: „Ich auch!"

Ueber das Gedankenerraten.

Mit Recht hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf jenen Engländer Cumberland gerichtet, dem es scheinbar gelungen, unmittelbar in die Seele eines anderen sich zu versetzen.

Der Schreiber dieses, der auf genanntem Felde eine langjährige Praxis hinter sich hat, kann sich rühmen, imstande zu sein, jedes einzelnen Gedanken z. B. beim Lesen dieser wenigen Zeilen zu erraten.

Es ist wohl nicht wahrscheinlich, überhaupt kaum glaublich, daß irgend jemand einem Menschen auf den Grund seiner Seele schauen könnte, ohne ihn je gesehen oder gesprochen zu haben. Wenn man aber bedenkt, daß im Grunde genommen alle menschlichen Seelen harmonieren, so wird keiner der geehrten Leser wohl leug-

Jetzt haben Sie gedacht, es geht weiter. Nicht wahr?

Zwei Adressen.

Die Unkenntnis fremder Sprachen hat schon zu manchen Mißverständnissen geführt. Ergötzliche Proben davon finden sich auch in den nachstehenden Abbildungen zweier Adressen. Der Schreiber der einen hat das „Ersucht Sie ergebenst" eines Memorandums als Titel oder Teil des Namens Parey angesehen, während der englische Korrespondent offenbar das „Datum des Poststempels" für eine Straße in Berlin hielt.

Salon-Magie.

Von Alexander.

Drei Scherze. Ein Spaßvogel behauptete eine Brille zu besitzen, deren Gläser selbst bei Lampenlicht die Wirkung eines Brennglases hervorbrächten. Dies zu beweisen, nahm er ein Zeitungsblatt in die linke Hand, in die rechte die Brille, ließ durch eines der Gläser das Lampenlicht auf dem Papiere reflektieren, gleich wie man den Fokus eines Brennglases sucht, und siehe, nach einigen Augenblicken geriet die Zeitung in Brand.

Das Geheimnis bestand darin, daß der Schelm eine Cigarre rauchte, die er mit dem brennenden Ende unbemerkt und geschickt hinter die Zeitung zu halten verstand und diese damit entzündete.

Der zweite Scherz. Derselbe Herr behauptete seinen Hut vom Kopfe blasen zu können. Er setzte denselben auf, doch so, daß er etwas nach hinten geschoben war, machte verschiedene Blasanstrengungen, bis endlich in der That der Hut sich emporhob und vom Kopfe fiel.

Auflösung: Bei den verschiedenen Kopfbewegungen, die er machte, schob er die Krempe seines Hutes etwas hinter den Rockkragen, bewegte den Kopf langsam rückwärts und veranlaßte dadurch, daß der Hut sich emporhob.

Im Begriff sich zu entfernen, kehrte er, den Kopf mit dem Hute bedeckt zurück und stellte noch einen dritten Scherz in Aussicht, indem er erklärte, den Rauch einer Cigarre herunterschlucken und denselben durch den Kopf wieder ausströmen lassen zu wollen. Er blies nun beim Rauchen die Backen auf, als ob er den ganzen Mund mit Rauch gefüllt habe, schluckte denselben anscheinend herunter, blies alsdann bei geschlossenem Munde einigemale durch die Nase, hob den Hut empor und zeigte eine Menge vorhandenen Rauches in demselben.

*) Vgl. p. 119 des I. Bandes dieses Jahrgangs.

LIBRA… AGRICOLE DE LA MAISON RUSTIQUE
Rue Jacob, 26, à Paris

Monsieur Paul Parey.
(Ersucht Sie Ergebenst.)
S. W. 91 Zimmerstr.,
à Berlin (Allemagne)

Auflösung: Nach Beendigung des vorhergehenden Scherzes hatte er beim Umdrehen geschickt einen Augenblick benutzt, eine Menge Rauch in den Hut zu blasen, ehe er denselben wieder aufsetzte.

„Schön 'raus!"

Nachahmung eines Gewitters. An dem einen Ende einer fünf bis sechs Fuß langen, etwas rauhen Hanfschnur oder Bindfaden, bringe eine Schlinge an und lege diese so um den Kopf eines vor dir Sitzenden, daß dessen beide Ohren in der Mitte von der Schnur berührt werden, worauf er dieselben mit den flachen Händen bedecken muß. Alsdann trete vor ihn hin, ergreife mit der linken Hand die herabhängende Schnur, ziehe dieselbe leise etwas straff an und fahre nun mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand — zu dir gewandt —, anfangs langsam und leise, dann etwas heftiger über die Schnur hin. Der Betreffende wird sofort ein Geräusch, wie von einem in der Ferne rollenden Donner wahrnehmen, der nun durch rascheres und ruckweises Weitergehen, — wobei zuletzt auch die Nägel der Finger, die über die Schnur kratzend hinweggeführt werden, eine besondere Rolle spielen, — in solch bedeutendem Maße verstärkt wird, daß man an ein, in aller Heftigkeit sich entladendes Gewitter glauben sollte. In ähnlicher Weise läßt sich

Ein Glockengeläute nachahmen, wenn man von vorn um die Spitzen der beiden Zeigefinger die Enden einer zwei bis drei Fuß langen Schnur windet, an diese in der Mitte ein Stecheisen, eiserne Kohlenschaufel oder dergl. hängt, die beiden Finger mit der Schnur in die Ohren drückt, sich vornüber beugt und den metallenen Gegenstand an einen Stuhl schlagen läßt. Je nach Art des angehängten Gegenstandes wird man alsdann ein nicht unangenehmes, scheinbares Glockengeläute wahrnehmen. Eine andere Gehörtäuschung ist

Die Nachahmung eines Sturmwindes. Nimm ein Kartenblatt, begib dich mit demselben in die Nähe eines Fensters, etwas abgesondert von der übrigen Gesellschaft, welche ersucht wird, sich möglichst still und ruhig zu verhalten. Zweckmäßig ist es, zur Zeit das Zimmer in Halbdunkel zu versetzen. Führe nun die scharfe Kante des Kartenblattes gegen den Mund und beginne zuerst langsam und leise auf dasselbe zu blasen, allmählich verschärfe in pfeifender Weise den Ton, ab und zu nachlassend, dann wieder heftiger, gleichwie zur Zeit eines Herbststurmes sich das eigentümliche, nicht weiter zu beschreibende Geräusch in einer freiliegenden Wohnung unserem Gehöre bemerkbar macht. Zweckmäßig wird es sein, sich die Sache vorher etwas einzuüben. Mit der gehörigen Modulation ausgeführt, bringt dieser kleine Scherz eine effektreiche Wirkung hervor.

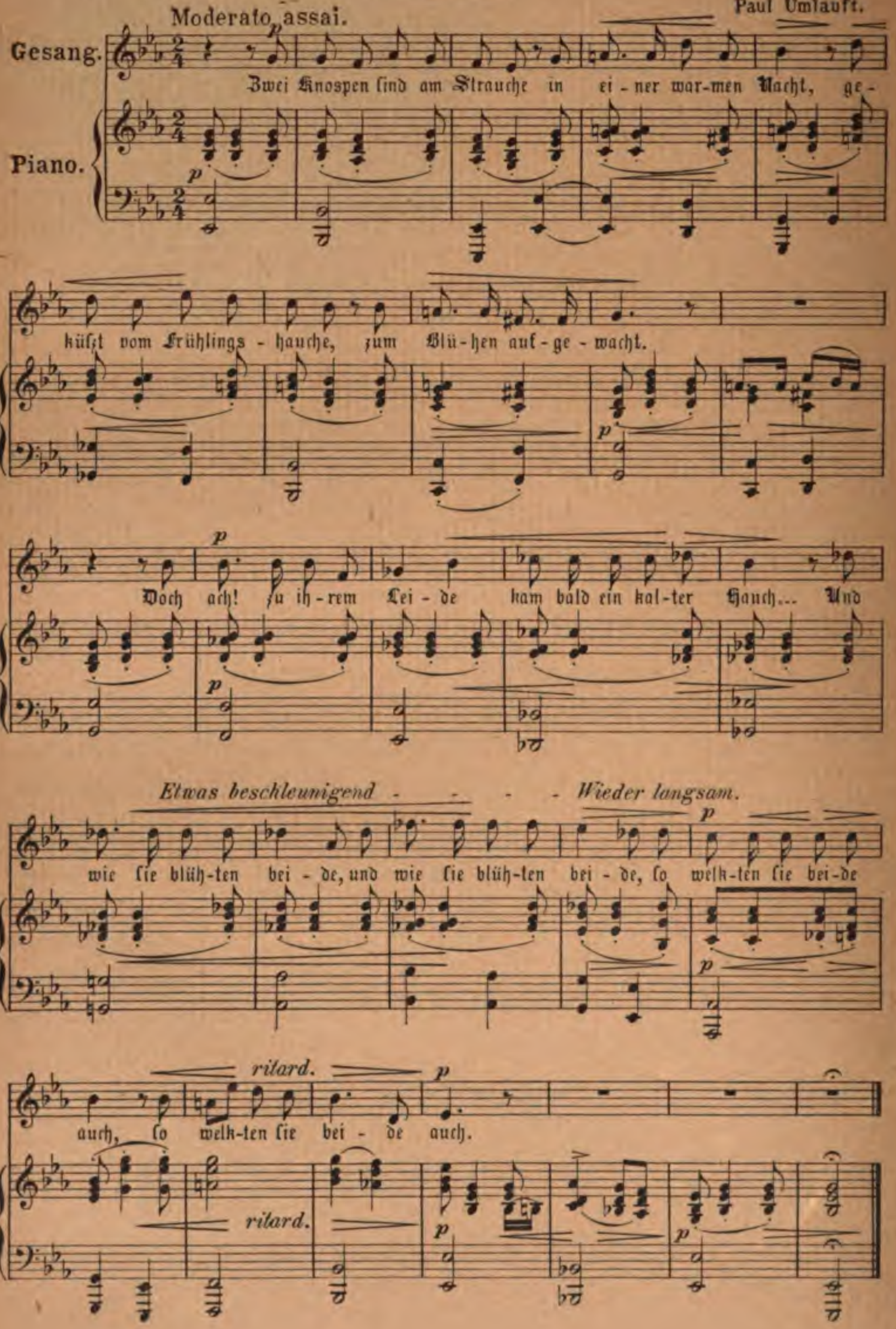
Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einer akustischen Spielerei gedenken, die zwar nicht neu, aber interessant genug ist, hier noch Erwähnung zu finden, und welche vielleicht auch manchem Leser nicht bekannt sein möchte. Es ist

Das Telephon in seiner ursprünglichen Form, welches, trotz seiner erreichten Vervollkommnung durch die Anwendung der Elektricität, — wodurch es sozusagen abgethan ist, — immerhin noch für den eine Bedeutung hat, der es richtig zu verwenden versteht, zumal die Herstellung eine äußerst einfache ist. — Man verfertigt sich zwei cylinderartige

Junge Liebe.

Max Kalbeck.

Paul Umlauft.



Weltpost.

Die Auflösungen zu dem Preisrätsel sind so zahlreich eingegangen, daß trotzdem ein die angesetzten Grenzen der Weltpost weitüberschreitender Raum zu ihrer Aufnahme verwendet wurde, doch nicht sämtliche untergebracht werden konnten. Wir müssen daher die frndl. Löser sowohl wie Leser um Entschuldigung bitten und auf das nächste Heft vertrösten, wo nicht nur der Rest der Namen zum Abdruck gebracht, sondern auch Antworten auf eingegangene Fragen erledigt und mit der Kritik sog. Dichtungen fortgefahren werden soll. Für die Folge werden wir auf eine andere Art die Auflösungen zu notieren, bedacht sein.

Die Redaktion.

Die Verloosung der Preise unter den Einsendern eingegangener Lösungen des Preisrätsels „Wo ist der Sünder" hat folgendes Resultat gehabt:

1. Preis: Falke, „Hellas und Rom." Heinrich Karle, Frankfurt a/M., Deutsche Vereinsbank.
2. Preis: Hellwald, „Die Erde und ihre Völker." A. Schmidt, Baden-Baden, Sophienstraße 16.
3. Preis: Klein und Thomé, „Die Erde und ihr organisches Leben." H. Bechler, Erfurt.
4. Preis: Falke, „Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker." Frau Ida Klee, Bern.
5. Preis: Zöller, „Die Deutschen im brasilianischen Urwald." Rothstein, Danzig, Hundegasse 54.

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Ein stolzer [902]
Schnurrbart
erweckt stets das Interesse der Damenwelt, ein glattes Milchgesicht findet selten Sympathie. Wem Schnurr- oder **Vollbart** noch fehlt, der bestelle sich gleich den weltberühmten
Mustaches-Balsam
v. P. Boße, Frankf. a.M., Schillerstr. 12.
Ganze Dose M. 2.50.

Galbula, latein. Aufsätze nebst Anleitg., 70 Disposit. u. 200 Themata. 4. Aufl. Preis 4,00. Prospecte stehen gratis u. frco. zu Diensten. [1286]
Verlag v. Bruno Lehmann in Leipzig.

Garantirt echte **Briefmarken!**
Bulgarien, 10 verschiedene 50 Pf. — **Cypern,** 7 verschiedene 75 Pf. 2c. 2c. — Preisliste gratis und franko. [1251]
Ernst Hayn, Berlin N, Invalidenstr. 15.
Einkauf. — Tausch. — Verkauf.

AMTHORS ALPINE REISEBÜCHER, Aufl. 1884 in allen Buchhandlungen vorrätig und direkt zu beziehen. **Ausführl. Katalog** auf Verlangen **gratis.** [1285]
Amthorsche Verlagsbuchhandlung, Gera, Reuss.

Technikum **Buxtehude** bei Hamburg.
Vorzüglich frequentirte Fachschulen für **Bautechnik, Maschinenbau, Tischlerei und Malerei.** [1225]
Näheres u. Gratis-Programme durch den Director **Hittenkofer.**

Passendes Geschenk für Damen!
Filet Guipure-Album
von Erna von Manteuffel.
41 Blatt in eleg. Mappe 15 Mk.
Harburg a. E. [873] Gustav Elfan.

Die
Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.
brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 62. **Aquarelle von C. von Schwartzkoppen.** Mit einer Einleitung von Alex. Baron v. Roberts.
" 63. **Kalabrische Novellen** von Nicola Misasi. Uebers. u. eingel. v. Wol. Kaden.
" 123. **Cornelius Tacitus' Werke. 4. Annalen.** Mit einer Einleitung und nach der Uebersetzung von Wilhelm Bötticher. 2. Band.
" 169. **T. G. Smollets Werke. Peregrin Pickles** Abenteuer, Fahrten u. Schwänke. N. d. Uebers. v. Dr. G. N. Bärmann. Mit einer Einl. v. L. Proescholdt. 1. Bd.
" 217. **Memoiren des Herzogs von Saint-Simon.** Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen. 1. Band.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Schwarz Satin merveilleux Mk. 1.90 pr. Meter

ganz Seide

bis Mk. 11. 65 (in 16 versch. Qual.) versende **in einzelnen Roben und ganzen Stücken** zollfrei in's Haus nach Deutschland und Oesterreich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz. [780]

Zürich (Schweiz). **G. Henneberg's**
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. Hoflieferant.

Kästchen, aus möglichst hartem, festem Karton oder Pappe, circa drei Zoll hoch und zwei Zoll im Durchmesser, deren Böden entweder aus gleichem Material oder aus einem dünnen Brettchen bestehen. In der Mitte dieser Böden werden die Enden einer dünnen Schnur 20—40 Fuß lang befestigt. Sind nun, z. B. in zwei gegenüberliegenden Häusern, in der entsprechenden Entfernung, die beiden am Ende der Schnur befindlichen Kästchen vorhanden, so kann man mittels derselben in aller Bequemlichkeit eine Unterhaltung führen, indem, während der eine in den Cylinder spricht, der andere denselben an sein Ohr hält. Immerhin ist es eine unterhaltende Spielerei, die im geselligen Kreise, z. B. bei einem Frage- und Antwortspiel mancherlei Stoff zur Unterhaltung geben kann.

Eine Uhr, die auf Wunsch jede beliebige Stunde zeigt.

Es gibt derartige Uhren, deren Zeiger sich vermittelst eines besonderen Mechanismus, der mit dem Knopf der Uhr in Verbindung steht, durch einen Druck mit dem Finger auf jede beliebige Stunde bewegen lassen. Solche Uhren sind aber teuer und nicht überall zu haben. Dahingegen kann man mit geringem Kostenaufwande sich leicht jede Taschenuhr so einrichten lassen, daß man damit dieselbe Wirkung hervorbringen kann, ohne daß die Uhr dadurch beschädigt oder zu späterem Gebrauch untauglich wird. Man wende sich an einen Uhrmacher und ersuche denselben, den kleinen Zeiger, — der in der Regel unter dem großen liegt, — abzunehmen und statt seiner einen anderen, gleich großen aufzusetzen, der jedoch von dem abgenommenen kleinen Zeiger sich dadurch unterscheidet, daß die Oeffnung, mit welcher er auf den Zapfen des Zeigers aufgesetzt wird, so groß ist, daß er sich frei und locker um seine Achse bewegt und so, daß, wenn du die Uhr vertikal hältst, der Zeiger immer abwärts hängt. Bewahre den alten Zeiger auf, damit der Uhrmacher dir denselben zu jeder Zeit mit dem anderen vertauschen kann, wodurch die Uhr wiederum vollständig diensttauglich wird. Nachdem also die obige Einrichtung getroffen ist, bedarf es nur einer geringen Uebung, — selbst ohne daß du auf die Uhr siehst, — den Zeiger augenblicklich auf jede Stunde zeigen zu lassen, es kommt nur darauf an, daß du die Uhr vertikal richtig hältst, wobei natürlich das Zifferblatt dir einstweilen zugewandt sein muß. Wünscht z. B. jemand, daß der Zeiger 3 Uhr anzeige, so hast du die Uhr so zu halten, daß der Knopf derselben im rechten Winkel mit der Zahl 6 steht. Soll der Zeiger 9 Uhr angeben, so hältst du die Uhr in der entgegengesetzten Richtung. Wird 6 Uhr gewünscht, so hältst du den Knopf der Uhr gerade aufrecht und umgekehrt, wenn 12 Uhr verlangt wird. Der Zeiger wird also, da er locker auf der Achse hängt, jedesmal nach unten fallen, wodurch bei Beachtung des Vorstehenden der erwünschte Zweck erreicht wird. Nur die zwischen den obigen liegenden Zahlen machen etwas Schwierigkeit, da es einige Uebung erfordert, die Uhr entsprechend richtig zu halten. Da muß man sich jedoch dadurch zu helfen wissen, daß man, sobald eine dieser Stunden verlangt wird, sich mit einem Blick auf die Uhr überzeugt, ob der Zeiger die richtige Lage angenommen hat, wo nicht, so wird man leicht noch die Uhr, ehe man sie zeigt, soviel weiter zur Seite neigen können, daß der Zeiger den erwünschten Platz erhält. Der größte Effekt wird jedoch dann erst hervorgebracht, wenn jemand in der Gesellschaft eine, dem Aeußeren nach ähnliche Uhr besitzt, mit der man behauptet, das erwähnte Kunststück ausführen zu wollen, diese aber mit der eigenen vorher geschickt verwechselt.

„Da ist der arme Sünder – am ersten Preis kann es gar nicht fehlen."

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Die Auflösungen zu dem Preisrätsel sind so zahlreich eingegangen, daß trotzdem ein die angesetzten Grenzen der Weltpost weitüberschreitender Raum zu ihrer Aufnahme verwendet wurde, doch nicht sämtliche untergebracht werden konnten. Wir müssen daher die frndl. Löser sowohl wie Leser um Entschuldigung bitten und auf das nächste Heft vertrösten, wo nicht nur der Rest der Namen zum Abdruck gebracht, sondern auch Antworten auf eingegangene Fragen erledigt und mit der Kritik sog. Dichtungen fortgefahren werden soll. Für die Folge werden wir auf eine andere Art die Auflösungen zu notieren, bedacht sein.

Die Redaktion.

Die Verloosung der Preise unter den Einsendern eingegangener Lösungen des Preisrätsels „Wo ist der Sünder" hat folgendes Resultat gehabt:

1. Preis: Falke, „Hellas und Rom." Heinrich Karle, Frankfurt a/M., Deutsche Vereinsbank.
2. Preis: Hellwald, „Die Erde und ihre Völker." A. Schmidt, Baden-Baden, Sophienstraße 16.
3. Preis: Klein und Thomé, „Die Erde und ihr organisches Leben." H. Bechler, Erfurt.
4. Preis: Falke, „Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker." Frau Ida Klee, Bern.
5. Preis: Zöller, „Die Deutschen im brasilianischen Urwald." Rothstein, Danzig, Hundegasse 54.

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Ein stolzer [902]

Schnurrbart

erweckt stets das Interesse der Damenwelt, ein glattes Milchgesicht findet selten Sympathie. Wem **Schnurr-** oder **Vollbart** noch fehlt, der bestelle sich gleich den weltberühmten

Mustaches-Balsam

v. **P. Boße, Frankf. a.M.**, Schillerstr. 12. Ganze Dose M. 2.50.

Galbula, latein. Aufsätze nebst Anleitg., 70 Disposit. u. 200 Themata. 4. Aufl. Preis 4,00. Prospecte stehen gratis u. frco. zu Diensten. [1286]

Verlag v. Bruno Lehmann in Leipzig.

Garantirt echte **Briefmarken!**

Bulgarien, 10 verschiedene 50 Pf. — **Cypern,** 7 verschiedene 75 Pf. ꝛc. ꝛc. — Preisliste gratis und franko. [1251]

Ernst Hayn, Berlin N, Invalidenstr. 15.

Einkauf. — Tausch. — Verkauf.

AMTHORS ALPINE REISEBÜCHER, Aufl. 1884 in allen Buchhandlungen vorrätig und direkt zu beziehen. **Ausführl. Katalog** auf Verlangen **gratis.** [1285]

Amthorsche Verlagsbuchhandlung, Gera, Reuss.

Technikum **Buxtehude** bei Hamburg.

Vorzüglich frequentirte Fachschulen für **Bautechnik, Maschinenbau, Tischlerei und Malerei.** [1225]

Näheres u. Gratis-Programme durch den Director **Hittenkofer.**

Passendes Geschenk für Damen!

Filet Guipure-Album

von Erna von Manteuffel.

41 Blatt in eleg. Mappe 15 Mk.

Harburg a. E. [873] Gustav Elkan.

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.

brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 62. **Aquarelle** von **C. von Schwartzkoppen.** Mit einer Einleitung von Alex. Baron v. Roberts.
" 63. **Kalabrische Novellen** von Nicola Misasi. Uebers. u. eingel. v. Wol. Kaden.
" 123. **Cornelius Tacitus' Werke. 4. Annalen.** Mit einer Einleitung und nach der Uebersetzung von Wilhelm Bötticher. 2. Band.
" 169. **T. G. Smollets Werke. Peregrin Pickles** Abenteuer, Fahrten u. Schwänke. N. d. Uebers. v. Dr. G. N. Bärmann. Mit einer Einl. v. L. Proescholdt. 1. Bd.
" 217. **Memoiren des Herzogs von Saint-Simon.** Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen. 1. Band.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Schwarz Satin merveilleux Mk. 1.90 pr. Meter

ganz Seide

bis Mk. 11. 65 (in 16 versch. Qual.) versende **in einzelnen Roben und ganzen Stücken** zollfrei in's Haus nach Deutschland und Oesterreich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz. [789]

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.

Königl. Hoflieferant.

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:
Bd. 33 u. 34. Klopstocks Messias. (Der Werke Bd. 1 u. 2.) Mit Kommentar und ausführlichster Einleitung. Von R. Hamel.

Weltpost.

6. Preis: Zolling, „H. v. Kleist.“ Eugen Hartmann, Mülhausen i/E., Baselgasse 11.
7. Preis: Kulturhistorische Stammbücher. W. Grete, Vorsfelde.
8. Preis: Desgleichen. Ant. Petsching, Graz, Schönaugasse 81.
9. Preis: Desgleichen. Leopold Reinagl. Waidhofen a. d. Thaia.
10. Preis: Desgleichen. Franz Feldbacher in Birkfeld.
11. Preis: Desgleichen. Maler Peper, Wernigerode a. Harz.
12. Preis: Werner, „Der Egoist.“ Karl Mayer, Stuttgart, Gaisstraße 3.
13. Preis: Walesrode, „Storch von Nordenthal.“ Assistent Lüpke in Springe.
14. Preis: Desgleichen. Heinrich Jüngert, Karlsruhe, Spitalstraße 50.
15. Preis: Desgleichen. Stöckel in Novéant-Corny.
16. Preis: Desgleichen. C. Hillgenberg, Braunschweig.
17. Preis: Desgleichen. Marie Binder, Schäßburg.
18. Preis: Elbe, „Heliandsänger.“ Dr. K. Erichen, Wien, Keplerplatz 8.
19. Preis: Kaden, „Riviera“ in Lfgn. Inspektor Radloff, Leipzig, Elsterstraße 20b.
20. Preis: A. v. d. Linde, „Gutenberg“ Adolf Essigmann, Wien, Mariahilferstraße 18.
21. Preis: 5 Bände Collection Spemann (nach Wahl). Adolf Herdegen, Milwaukee, Wisc., 102 Wisconsin Street.
22. Preis: Desgleichen. Moritz Buttkus, Memel.
23. Preis: Desgleichen. Dr. Henry Singruin in Temesvar.
24. Preis: Desgleichen. C. Münzel, Apolda.
25. Preis: Desgleichen. Oberstleutnant Baron Berg, Schloß Münchhofen bei Oldritz.
26. Preis: Desgleichen. Meta Marquardsen, Lunden.
27. Preis: „Raffaels Madonna de la belle Jardinière.“ L. Jahn, Berlin, Jerusalemerstraße 47.
28. Preis: Desgleichen. Museumsgesellschaft in Isny.
29. Preis: Desgleichen. Max Krug, Thum.

Neckar-Hotel gegenüber der Schloß-ruine Heidelberg.

Unmittelbar über dem Neckar, 15 Minuten vom Schloß und 10 Minuten von der Bahn, an der alten schönen Neckarbrücke gelegen, ist dieses neu und elegant eingerichtete Hotel eines der schönst gelegenen Hotels Deutschlands. Schloß und Stadt Heidelberg bilden hier in voller freier Uebersicht ein unvergleichliches Panorama. Großer Garten und Terrasse beim Hause. Bäder. Table d'hôte. Restauration à la carte. Omnibus am Bahnhof. **Pension das ganze Jahr.** [899] **Friedrich Spitz.**

Haardtgebirgsweine.

Naturreine weiße u. rothe Haardtweine eigener Kelterung, **fein, mild und blumig,** offerire von M. 60 resp. M. 80 p. 100 L. an. [901]

Probekiste 10 Fl. sortirt M. 12.

Spezielle Preisliste franko.

H. Schartiger, Heidelberg.

Flotho & Kaiser, Cöln

Importeure [921]

Griechischer Weine.

Versandt in Flaschen u. Fässern.

Preis-Courant franco.

Bad Thal bei Eisenach, Thüringen,
Villa Palleske.

Pension für junge Mädchen, In- und Ausländerinnen. [1275]

Gesunde, waldreiche Gegend. Gründliche Unterweisung in practischer Führung des Haushaltes. Englische, französische, deutsche Conversation und Lecture. Unterricht in Musik, Zeichnen und Malen. Näheres Prospect.

*Verwittwete Frau **Maria Palleske.***

BAD WILDUNGEN.

Gegen **Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** 2c. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle**, Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad**, Bestellungen von **Wohnungen** im **Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** 2c. erledigt: [1245]

Die Inspection der Wildunger Mineralquellen-Actiengesellschaft.

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C.
Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad“

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral. und medizin. Bäder jeder Art. — Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen. Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. [1201]

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Kur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Mittlere Jahrestemperatur: + $7{,}_4$° R.

Weltpost.

30. Preis: Bautier, „Brigitte." Radierung. Johann Richter in Deutsch-Beneschau.
31. Preis: Desgleichen. H. Garberding, Steinhude.
32. Preis: Desgleichen. A. Schütze, Braunschweig, Petersilienstraße 6.
33. Preis: Beyschlag, „Eine deutsche Braut im 16. Jahrhundert." Faksimilenachbildung des Originals. Karl Bender, Mannheim litt.: Z. C. 1. Nr. 8.
34. Preis: Desgleichen. Paula Schellmann, Kattowitz, Grundmannstr. 32.
35. Preis: Desgleichen. Otto Brandt in Alsdorf bei Aachen.
36. Preis: Desgleichen. Karl Buck, Lübeck.
37. Preis: Desgleichen. C. Ruthenberg, Berlin, Spandauerstraße 59.
38. Preis: A. v. Werner, „Die Kaiserkrönung in Versailles." Nachbildung des Originals. Max Settekorn in Gollnow.
39. Preis: Desgleichen. Karl Richnow, Delmenhorst.
40. Preis: Desgleichen. Eisenbahn-Bauinspektor Müller, Magdeburg, Bahnhofsstraße 56.

Fortsetzung der Auflösungen des Preisrätsels „Wo ist der Sünder?"

A. D. in M., J. G. in G., D. St. in C., R. D. in Sch., F. M. in Th., F. A. J. in N., E. in H., K. M. in B., Dr. P. St. in R., F. B. in B., J. C. in B., W. in D., J. P. in C., W. G. in D., R. K. in E., P. M. in B., R. W. in C., Prof. G. in M. Sch., A. F. T. in D., K. K. in N., G. O. in D., D. in S., R. C. in K., L. M. in N., A. R. in O., Frau H. Sch. in C., Baron B. auf Schloß M., L. W. in A., J. M. in J., S. O. in J., R. C. in B., W. in B., A. B. in P., L. B. in P., O. Sch. in B., K. G. in B., M. in A., A. K. in H., G. M. in H., F. K. in M., M. in R., H. L. in W., F. P. in L., K. H. in B., E. K. in M., H. J. in J., R. N. in L., Rektor Z. in C., A. H. in S., Dr. W. H., D. in H., M. W. in G., B. R. in H., N. E. in K., J. G. H. in W., B. in E., O. St. in D., L. H. in F., O. G. in F., A. F. in R., H. K. in G., M. St. in G., A. L. in H., J. A. in B., L. G. in F., N. in Sch., O. F. in Sch., H. in W., J. G. in K., C. J. in H., A. Sch. in H., F. M. in E., F. S. in M., Sch. in E., Direktor B. in W., E. L. in S., C. T. in L., K. R. in N., Frln. K. in D., J. M. R. in H., E. Sch. in E., L. M. in K., A. in E., J. L. in O., Direktor H. in W., R. v. W. in P., M. C. in Q., G. S. in M., Dr. S. in H., M. A. in A., C. N. in G., A. R. in E., M. St., F. B. in H., P. in St., P. B. in St., F. P. in G., R. in C., O. J. in B., H. v. K. in B., C. M. in Z., M. B. in K., W. R. in P., E. R. in O., R. in B., R. G. in D., E. in A., D. L. P. in B., A. T. in L., Frln. A. v. K. in C., K. M. in C., J. B. in E., T. in B., W. W. in E., P. G. in Ch., F. K. in B., F. L. in F., K. W. in P., A. B. in B., A. B. in L., H. W. in H., Sch. in D., J. S. in E., M. in B., A. S. in B., E. B. in G., C. M. in H., H. in A., Dr. St. in K., H. K. in H., O. Sch. in D., J. R. in T., Frln. G. M. in S., R. in O., J. H. in B., J. J. in K., H. M. in N., J. U. in G., R. K. in M., Sch. in B., B. W. in M., G. R. in M., R. Sch. in B., H. L. T. in F., H. S.

Bad Landeck in Preuss. Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder;** alle fremden **Mineralwässer.** 1400′ Seehöhe; gegen **Norden** und **Osten** durch Höhenzüge geschützt. Klimatischer Kurort. Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. Réunions wöchentlich. — Kurzeit: 1. Mai bis Oktober. [1256]

Bad Ems.

Curhôtel u. Pension Schloss Langenau. In schöner freier Lage m. gross. schattig. Garten u. dem Cur-Park verbunden.
Curhôtel und Pension Villa Bella Riva. Von Park u. Wald umgeb. m. herrlicher Aussicht ins Gebirge und Lahnthal.
Schloss Balmoral und Villa Diana. Elegantes Curhaus, Privat- u. Familienhôtel I. Rang. m. grossartig. Terrassen u. Parkanlagen. Nahe d. Quellen u. Bädern.

Die genannten Etablissements empfehlen sich als vorzügl. Curaufenthalt zu mässigen Pensions- und Logispreisen. Ausführliche Beschreibung im Bäder-Almanach der Aerzte, sowie durch die Besitzer:
[1240] *G. & C. Lang.*

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M.

Station der Main-Weser-Bahn. **Naturwarme, kohlensäurereiche** und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon,** ozonhaltige **Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit. [1246]

Großh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.

Bäder von Baden

bei Zürich (383 m ü. M.)

Alkalisch-salinische Schwefeltherme, 46—48° C. — 20 Bade-Hotels mit 650 Bädern, auch für Winterkuren vortrefflich eingerichtet. — Indizirt bei Gicht, Rheumatismus, Lähmung, Schwäche der Verdauungsorgane, Hämorrhoiden, Reconvalescenz, sexualen Krankheiten. — Reizende und geschützte Gebirgslage. Vorzügliche Zwischenstation für Sommerfrischler. Gesellschaftshaus mit modernem Comfort; Kurorchester, Theater, Réunions dansantes. [1250]

Städtische Kurhaus-Commission.

Bad Reinerz.

Klim. Geb.-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, *in der Grafsch. Glatz, Pr.-Schl.* ***Saisondauer: Anfang Mai—Ende Oktober.***

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Der Schlendrian

welcher oft bei Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Katarrh ꝛc. die Ursache zu den ernstesten, langwierigsten Erkrankungen ist, mag als Warnung dienen, bei derartigen sich einstellenden Uebeln ohne Zeitverlust die Apotheker W. Voß'schen Katarrhpillen zu gebrauchen, welche wie kein anderes Mittel den Schnupfen alsbald beseitigen und die schwersten Katarrhe binnen Kurzem in die mildeste Form überführen. Vorräthig à Schachtel Mk. 1 in **Aachen:** Löwenapotheke, **Berlin:** Strauß- und Einhorn-Apotheke, **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein, **Cöln:** Einhornapotheke, **Dresden:** Mohren-Apotheke, **Hamburg:** Pharmacie Internationale, Neuer Wall, **Hannover:** Löwen-Apotheke, **Leipzig:** Engelapotheke, **München:** Rosenapotheke, **Posen:** Radlauer's Apotheke, **Straßburg:** Meisenapotheke, **Stuttgart:** Apotheker Reihlen & Scholl, **Wien:** Neustein's Apotheke, **Genf:** Sauter's Apotheke.

Nur dann ächt, wenn sich auf jeder Schachtel der Namenszug des pract. Arztes Dr. med. Wittlinger befindet. [1184]

Neue praktische Gegenstände.

Patent-**Rollschutzwände** wesentlich **besser** als sogenannte Span. Wände. Patent-**Schieberwaage:** die einzig existirende Waage, die **ohne** Gewichte von 1 Gramm bis 10 Kilo **genau** wiegt, was bei Federwaagen unmöglich. **Rasenmähmaschinen** mit **4 Obermesser**, wodurch streifiges Schneiden unmöglich wird. Neueste **Petroleumkochherde**, 30 Größen von Mk. 5. — an, durch Wasserbassin **geruch-** und **gefahrlos.**

— Prospecte gratis. —

Theodor Küchler, Frankfurt a. M.

Erstes Specialgeschäft amerikanischer Oefen. [1190]

Weltpost.

in H., L. H. in L., L. St. in P., C. B. in B., Dr. B. in K., M. T. L. in J., H. in N., W. in A., A. S. in N., M. Sch. in R., A. R. in St. P., H. in P., L. W. in St. P., E. St. in B., W. Sp. in C., M. R. in K., J. H. in Pf., C. B. in B., L. T. in R., H. M. in R., N. in H., H. F. in B., E. S. in Sch., W. A. in P., W. H. in B., F. L. in L., R. Sch. in O., E. v. P. in St., R. in N., H. H. in W., Th. F. in W., Dr. R. in J., H. A. in E., G. Sch. in St., C. B. in L., K. H. in G., M. Sch. in S., P. B. in H., H. W. in B., H. W. in S., Dr. K. B. in H., G. Sch. in R., G. R. in D., Hauptmann G. in B., F. B. in L., C. J. B. in St., Frau v. D. in W. N., A. S. in H., E. U. in K., Dr. N. in W., v. N. in K., Rechtsanwalt R. in P., G. F. in P., Th. T. in D., N. R. in B., K. H. in B., T. in L., E. P. in R., C. H. in B., H. G. in O., A. B. in F., A. J. F. in D., M. E. in D., F. J. in M., E. M. H. in H., H. O. in P., F. H. in H., U. in H., A. Sch. in H., J. C. W. in K., H. K. in C., P. F. in A., J. K. in B., O. N. in O., F. M. in H., Dr. W. in W., St. v. S. in N., Oberförster B. in W., B. in W., H. in H., R. Sch. in N., F. Ch. in C., E. L. in St. G., B. K. in B., F. M. in St., P. v. P. in B., A. M. in S., J. P. in G., A. L. in St. P., A. P. in W., H. R. in D., R. L. in D., H. P. in R., E. P. in G., H. Sch. in G., H. K. in B., A. B. in Th., J. K. in B., L. Sch. in N., R. Sch. in T., N. S. in K., W. Z. in S., K. v. L. in P., F. K. in T., A. H. in St. P., H. S. in H., C. Ü. in E., Frau A. B. in K., D. G. in K., Sanitätsrat B. in B., G. in N., W. K. in E., A. H. in W., A. M. in Ch., H. L. in W., C. Th. in B., v. L. E. in P., H. Sch. in G., K. B. in B., A. R. in T., L. C. in O., J. Ch. in B., C. G. in W., H. E. in K., E. Sch. in H., K. G. in K., A. W. in O., H. E. in R., B. G. in B., R. B. in F., M. H. in B., D. in S., M. G. in B., Frau Direktor Z. in H., L. in S., O. M. in B., Frau L. M. in J., H. K. in M., T. S. in W., Dr. E. F. in A., H. G. in B., L. J. v. U. in B., Ch. A. M. in B., C. v. M. in St., O. Sch. in N. Y., J. F. in Sch., M. W. in M., H. L. in F., Lieutenant M. in T., G. Sch. in P., H. Sch. in C., J. W. in W., A. B. in C., M. G. in D., Sch. in W., R. D. in E., Sch. in H., L. R. in B., Dr. C. in P., L. B. in W., J. K. in O., W. T. in Ch., J. B. Sch. in Z., A. H. in W., C. Sch. in O., J. F. in T., N. L. in W., K. L. K. in R., F. M. in W., H. Sch. in N. Y., G. W. in B., R. T. in B., H. B. in St. P., A. W. in R., E. B. in N., Dr. M. in L., E. B. in B., Dr. H. W. in W., S. L. in J., P. H. in T., D. in P., Fr. F. in H. bei H., F. Sch. in F., M. B. in B., R. L. in B., H. Q. in B., H. L. in B., G. R. in Z., C. E. in B., M. H. in L., P. St. in B., G. B. in M., W. E. in B., A. in O., Konsul D. in G., C. F. in K., K. S. in B., B. v. T. T. in W., S. K. in P., R. E. in N., F. G. in J., E. M. in B., F. H. in O., O. K. in B., J. T. in N., M. K. in Th., E. v. M. in B., J. D. in S., S. Sch. in B., J. Sch. in W., A. W. in W., C. E. in W., J. B. in W., J. P. in L., E. M. in P., H. B. in N., W. in Th., F. R. in P., H. Z. in W., R. D. in R., F.

Berliner Tageblatt

73 Tausend Abonnenten — 73 Tausend Abonnenten

nebst seinen **4 werthvollen Beiblättern**

„ULK“ illustrirtes Witzblatt, **„Deutsche Lesehalle“** illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt,

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“

und **„Industrieller Wegweiser“**

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die Vorzüge des **„Berliner Tageblatt“** bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt. — Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. — Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Spezial-Telegramme.** — Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses sowie des Reichstags. — Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. — Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere. — Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte. — Militärische und Sport-Nachrichten. — Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten. — Ordens-Verleihungen. — Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. — Interessante Gerichtsverhandlungen. — **Theater, Litteratur, Kunst** und **Wissenschaft** werden im Feuilleton des **„B. T.“** in ausgedehntem Maße gepflegt, außerdem erscheinen in demselben

Romane und Novellen unserer ersten Autoren.

Im dritten Quartal erscheint ein höchst spannender Roman aus der Gegenwart von **Friedrich Friedrich** unter dem Titel: **„Um Ehre“**; ferner eine reizende Novelle von **H. Ehrlich** unter dem Titel: **„Der Tanzmusikant“.**

Trotz der Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffes, wie solcher thatsächlich von keiner anderen täglichen Zeitung Deutschlands geboten wird, beträgt der Abonnementspreis auf das „Berliner Tageblatt“

für das Vierteljahr nur **5 Mk. 25 Pf.** für alle fünf Blätter zusammen.

Man abonnirt bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches vierteljährlich zum Preise von 5 Mk. 25 Pf.; für den II. und III. Monat eines Quartals zum Preise von 3 Mk. 50 Pf.; für den III. Monat eines Quartals zum Preise von 1 Mk. 75 Pf. **Probe-Nummern gratis und franko.**

Für das Ausland beträgt das Abonnement 4,35 Mk. pro Monat, 13 Mk. pro Quartal incl. Porto für postfreie Zusendung unter Kreuzband und kann dasselbe mit **jedem Tage begonnen werden.** Bestellungen nebst Abonnements-Betrag sind direct an die Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48/49 einzusenden.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!

für das gebildete Publikum.

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch **originelle** litterarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, litterarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt“** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese litterarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montage, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt“** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von 2 M. 50 Pf. pro Quartal entgegen. **Probenummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montagsblatt“, Berlin SW.**

Weltpost.

Imanuel Deutlich. Da Sie Ihrem Namen Ehre zu machen bestrebt sind, erlauben Sie uns gleich deutlich zu sein und Sie in eine Parallele mit einem gewissen Instrument zum Dreschen zu setzen. Wir beantworten jede Frage wie versprochen, einen Termin können wir uns aber bei der Anzahl der Anfragen **nicht** vorschreiben lassen, ebensowenig jeder einzelnen uns entsinnen, daher auch nicht entscheiden, ob Ihre Klage überhaupt begründet ist.

F. S. in **B.** Das ist schwer, es allen recht zu machen. Die einen wollen die Weltpost mitbinden lassen, die anderen nicht, da ist die weit eingerichtete Einbanddecke immer noch die beste. Wie Fettflecken aus weißem Papier zu entfernen sind, wissen wir nicht. Kann uns einer der freundl. Leser eine Auskunft geben?

A. E. in **A.** Offengestanden glauben wir, daß die beste Methode, ein gutes Gedächtnis zu erhalten, fortgesetzte Uebung ist. Das Rungesche Werk ist uns unbekannt.

K. D. in **J.** Wir beantworten alles, nur scheinen die Dichterlinge männlichen und weiblichen Geschlechts der Rubrik „Unverwendbare Einsendungen“ nie eines Blickes zu würdigen und doch ist in jenem Eckchen ihnen der Tisch am ehesten gedeckt. Ihre Gedichte sind Meisterwerke eines unreifen Dilettantismus, keine Empfindung, kein Gefühl für Rhythmus und Sprache — Unsinn, nichts als Unsinn. Wenn dieses die „Verführerischen Augen“ zuwege gebracht, dann sollen sie uns gewogen bleiben. Und warum mit roter Tinte? Dieses also vergossene Blut schreit zum Himmel.

K. Sch. in **F.** Wir sind doch nicht dazu da, den postillon d'amour zu machen. Daß „sie“ (o diese sies!!) es sieht, darum sollen wir ihr Gedicht aufnehmen? Wenden Sie sich an die Expedition, ihrem poetischen Veilchen gebührt tiefste Verborgenheit zwischen all den schönen Sachen, die in den Inseraten angeboten werden. Was die unglücklich Liebenden doch für anmaßende Menschen sind:

Blümlein, ihr blüht und duftet
Vergebens,
Ich beachte es nicht u. s. f.

Aber andere Leute! Der Frühling kommt für alle Menschen — warum soll er den Vernünftigen unter ihnen verkümmert werden?

W. K. in **G.** Kunstsachen kann man nicht auf Entfernung kaufen, am wenigsten Oelbilder ohne Angabe des Meisters. Wenden Sie sich wegen des Kupferstichs an die Kunsthandlung von Schröder in Berlin, wegen der Oelbilder an Hofkunsthändler Sachse ebenda.

Abon. Prag-Elbogen. Ueber die Resultate von Oelsheim bei Peine sind wir leider nicht unterrichtet. Vielleicht dürfte einer unserer Abonnenten Auskunft geben können.

R. St. in **M.** Verbindlichen Dank für die freundliche Mitteilung. An Schwerem hat's eigentlich nie gefehlt. Die Rätsel haben wir mit bestem Dank acceptiert.

X. X. Geibel hat den alten Text benutzt; seine Arbeit findet sich Neue Gedichte. Vierter revidierter Abdruck 1858 S. 19.

J. P. in **H.** Verlangen Sie Pillen in einer Apotheke.

O. K. in **J.** Unsere Hefte erscheinen stets sehr frühzeitig, um überall hin rechtzeitig zu gelangen. Das „Zufrüherscheinen“ ist doch eine Unregelmäßigkeit, die man sich gefallen lassen kann.

W. K. in **B.** Verzeihung für den Irrtum in der Schachaufgabe.

Hôtel Weimar,
[1282] ***Marienbad.***

Bad Brunnthal
bei München. [1264]
Diätetische und Wasserheilanstalt. Elektrotherapie. Massage. Prosp. grat. Aerztl. Dirigent **Dr. med. Loh.**

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke in Görbersdorf (Schlesien)
gegründet 1854, ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Auf Wunsch Prospecte gratis und franco. [1226]

Dieses 400 Seiten starke Werk eines bekannten Grossindustriellen behandelt in erschöpfender Weise die Frage der Absatzkrisen und der Noth des arbeitenden Volkes unter besonderer Beleuchtung der **Judenfrage**, des Kulturkampfs, des Socialistengesetzes etc.

Weißenburg.
890 Meter über dem Meere. Eisenbahnstation Thun. Schweiz.
Altbewährter Kurort für Husten- und Lungenkranke.
Berühmte Therme; windgeschützte, hochromantische Lage. Mildes Alpenklima. Herrliche Tannenwaldungen; wunderbar weiche, staubfreie und reine Luft; kurgemäße Beköstigung und vorzügliche Milch. Bäder und Douchen. [1257]
Saison vom 15. Mai — 1. Oktober.
Kurarzt: **Dr. H. Schnyder.** Besitzer: **Gebrüder Hauser.**

Gediegene Lektüre für Reise und Haus! [1269]
Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } je 1 M. 20 Pf.
dto. Der Georgi-Thaler, }
dto. Die Knappenlisl, }
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. M. 3.60., eleg. geb. M. 4.50.
Werthvoller Inhalt, elegante Ausstattung, billiger Preis. [1269]
Vorrätig i. allen Buchhandlungen. Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Epilepsie.
(Fallsucht, fallende Krämpfe.)
Das wirksamste, bis jetzt bekannte Mittel gegen obige Krankheit ist [1284]
Bromkalium in chemisch reinster Beschaffenheit.
Als fr. Lieferant f. d. größte Epileptische Anstalt Deutschlands mit ca. 600 Kranken versende ich jetzt obiges Mittel auch auswärts. Wenig Bemittelte zahlen sehr geringe Preise. Man wende sich an **Apotheker Truppel in Bad Salzdetfurth a. Harz.**

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.
Schachturnierbuch.
Auswahl von hundert vorzüglichen Partien,
welche in den Meisterturnieren von 1873 bis 1883 gespielt worden sind.
Herausgegeben von
Jean Dufresne.
1884. gr. 8. Geh. 3 Mark.
Vorrätig [1283]
in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**
Soziale Reform.
Beiträge zur friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft
von **Franz Stöpel.**
Erste Lieferung: Das Kapital. Enthüllung der Mittel zur Beseitigung der Geldherrschaft und Befreiung der Arbeit. Preis 1 Mark.
Zweite Lieferung: Die Bevölkerungsfrage. Preis 1 Mark. (Complet in ca. 10 Lieferungen.) [1259]
— Jede Lieferung ist einzeln käuflich. —
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich v. Preussen angewandten Methode von Professor Maas. Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franco durch die Expedition der Professor Maas'schen Unterrichtsmittel Berlin S., Luisen-Ufer 2a. [1099]

Wichtig für Schriftsteller!
Geistige Erzeugnisse jeder Art: **Gedichte, Romane, Novellen, Dissertationen, dramatische Arbeiten, wissenschaftliche Abhandlungen** etc. etc. werden in meiner leistungsfähigen Officin auf das eleganteste zeitgemäss hergestellt, und übernehme ich nach schnellster Fertigstellung von Berlin aus unter meiner Firma den energischen Vertrieb des Werkes mittelst der durch die Organisation des Buchhandels geschaffenen Mittel in ausgedehntester Weise zu mässigen Bedingungen. [1281]
Berlin SW. 48., Wilhelmstr. 124.
Wilhelm Issleib.
(Gustav Schuhr.)
Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei mit Dampfbetrieb.

Weltpost.

D. in O., G. E. D. in Ch., C. B. in Ch., B. St. in P., A. B. in Z., v. D. in H., Dr. D. in K., A. Sch. in F., R. S. in E., F. H. in C., B. B. in B., M. L. in Ch., P. in Sch., R. in P., M. T. in W., J. W. in K., K. in E., Rektor K. in N., F. J. in T., R. H. in H., F. F. in H., R. Sp. in H., Frau v. R. in P., C. H. in W., E. R. in B., E. K. in L., L. in P., A. W. in M., A. W. in S., H. R. in L., A. G. in P., C. M. in A., F. Z. in F., E. B. in R., J. F. in L., M. Sch. in S., Dr. v. S. in M., J. M. in St. G., F. H. in B., G. B. in St., R. R. in W., A. S. in W., H. B. in B., M. W. in B., Th. M. in E., W. R. in L., M. A. in P., L. K. in M., G. H. in H., Z. v. Sch. in P., H. R. in K., G. B. in H., K. B. in E., U. in M., P. K. in B., S. A. in P., A. S. in S., Graf v. d. Sch. z. C., W. H. in K., W. Z. in W., L. T. in W., A. P. in W., E. S. in G., A. N. in B., P. H. in F., J. A. in W., L. P. in L., C. in B., J. P. in T., H. R. in L., P. in G., M. L. in D., Frau H. H. in Z., F. J. W. in L., K. in Z., M. Ch. à P. M. in B., G. R. in B., M. A. in M., Z. in H., Frln. A. H. in B., A. Sch. in B., E. L. in J., C. v. R. in R., U. Sch. in W., K. M. in K., F. Z. in Ch., E. N. in P., Freiherr v. B. in B., R. R. in T., J. L. in B., M. v. S. in P., J. Sch. in W., P. B. in K., J. K. in W., J. H. in M., K. K. in G., A. B. in K., J. J. in L., Frln. W. in F., J. R. in A., P. H. in G., Geh. Hofrat Dr. St. in F., F. W. Sch. in F., Th. in Ch., A. D. in B., C. G. in W., M. in R., Frau H. B. in L., Ch. G. in H., A. E. in L., A. S. in T., Frau Pastor G. in G., J. Sch. in O., F. F. in W., K. D. in W., H. W. in G., M. R. in L., C. B. in A., L. G. in T., F. Sch. in St., Oberförster F. in Sch., F. W. in R., A. W. in R., B. K. in P., E. M. in D., C. R. in L., Prof. Dr. B. in W. N., A. P. in S., F. J. in H., M. Sch. in K., L. L. in P., H. H. in W., R. G. in W., J. U. in W., F. D. auf Schloß H., Frau C. L. in F., Frau M. K. in M. G., A. D. F. K. in D., A. Z. in H., Lesezirkel der Bau-Abth. zu R., J. N. in B., M. R. in B., H. M. in B., A. H. in L., Prof. R. in K., W. M. in R., Frau v. F. in B., W. Sch. in A., Landesgerichtsrat H. in P., E. K. in B., Hauptmann A. in M., T. S. in G., F. H. in A., A. Sch. in B., A. B. in F., Sch. in W., R. H. in M., K. in B., Sch. in B., W. in J., C. K. in D., A. B. in H., A. M. in W., F. L. in M., G. Sch. in A., K. A. in W., F. K. in B., J. D. in B., E. L. in A., C. B. in W., R. W. in W., F. G. in W., Frln. K. W. in P., K. in M., A. F. in W., E. G. in W., Gräfin M. in W., H. K. in H., Th. W. in G. S., A. K. in K., A. K. in H., Prof. E. in B., M. B. in M., E. Sch. in B., C. M. in E., O. E. in B., G. in B., F. H. in H., C. B. in M., J. M. in T., F. M. in W., L. in D., F. A. in R., Frau A. G. in T., R. H. in L., Frau Regierungsrat S. in H., Bürgermeister S. in G., Direktor J. in D., W. E. in O., H. L. in H., R. M. in Ö., Dr. S. Sch. in S., J. B. in O., L. W. in L., H. M. in H., G. R. in L., A. Z. in R., H. A. K. in P., W. P. in J., Dr. St. in B., K. in B., H. S. in R., E. v. H. in O., R. Sch. in B., Th. H. in L., C. Sch.

Erfrischend, wohlschmeckend, kühlend.

Man zerstosse einen Bonbon in einem Glase, giesse Wasser zu und augenblicklich ist unter Umrühren ein Glas Brause-Limonade fertig.

mit
Citronen-, Erdbeer-, Himbeer-, Johannisbeer-, Kirschen- u. Orangen-Geschmack, sowie einer Sorte, geeignet durch Aufgiessen von Wasser und Wein zur Herstellung eines Glases

Champagner-Imitation.

Die **Brause-Limonade-Bonbons** (patent. in den meisten Staaten) bewähren sich vorzüglich bei allen Erfrischungsbedürfnissen und sind daher sowohl im **Sommer** als im **Winter**, ganz besonders auf **Reisen, Landpartien, Jagden, Manövern**, sowie **Bällen, Concerten, Theater etc.** zu empfehlen. Auf die bequemste und schnellste Art — in einem Glase Wasser — geben sie ein höchst **angenehmes** und **kühlendes**, dabei **sanitäres** Getränk.

Schachteln à 10 Bonbons 1 Mk. — Pfg.
dto. à 5 „ 0 „ 55 „ [937]
Kistchen mit 96 „ 9 „ 60 „

Für Export ausser deutschen mit engl., span., holländ., italienisch., schwed., russ., arab., indisch., chines., französ. etc. Etiketten.

Ferner **Brause-Bonbons** mit medicamentösem Inhalte nach ärztlicher Vorschrift mit genauer Angabe der im Bonbon enthaltenen Dosis des Arzneimittels. (Eisen, Chinin, Pepsin, Magnesium sulphuricum, Kalicum bromatum, Lithium carbonicum, Natrium salicilicum, Coffëinum) nur in Apotheken erhältlich.

Gebr. Stollwerck, Köln.

☞ Die Brause-Limonade-Bonbons sind in fast allen Niederlagen **Stollwerckscher Chokoladen und Bonbons** vorräthig, oder werden auf Verlangen von denselben verschrieben.

Die feinsten Parfums sind:

Lohse's Maiglöckchen —

Lohse's Heliotrope blanc —

Neu!

Lohse's Excelsior Bouquet —

in Flaschen à 2 M.; grössere 3 M. und 5 M. 50 Pf.

Gustav Lohse, Kais. Königl. Hof-Parfumeur,

Berlin, W., Jäger-Strasse 46. [947]

Ausführliche Preislisten gratis. Aufträge nach ausserhalb prompt.

Weltpost.

in E., H. W. in D., J. B. in H., Dr. St. in P., W. K. in B., Dr. J. R. in A., B. C. in B., J. L. in P., E. Z. in M., R. A. H. in W., F. L. in L., W. in H., M. Th. in R., J. St. in J., v. Z. in G., K. G. in A., A. H. in R., Baronin v. K. in G. L., G. in A., F. in B., J. B. in H., L. P. in P., C. B. in B., H. B. in B., H. N. in P., H. Th. in U., G. S. in F., G. D. in T., O. K. in L., N. Z. in C., M. F. in B., F. St. in A., G. H. in Ch., N. O. in P., W. P. in C., C. M. in B., Frau M. v. B. in H., Ch. L. in A., J. W. in B., A. J. in B., M. R. in N., F. Sch. in H., R. F. in B., W. R. in B., J. M. in F., H. P. in B., Baronin H. F. in P., W. S. in Sch., H. B. in B., G. N. in W., F. St. in W., Major St. in C., C. W. in N., F. D. in W., O. K. in B., B. in B., G. R. in St., O. P. in B., H. G. in B., W. Sch. in B., F. B. in J., C. R. in M., A. St. in B., C. E. in H., E. L. in St., H. F. in Z., K. G. in Sch., Leseverein in L., H. F. in R., N. St. in W., A. B. in Ch., Prof. W. in W., M. A. in St., F. St. in B., E. K. in S., H. in O., E. M., F. L. E. in T., C. Sch. in R., B. M. in R., W. S. in U., H. E. in H., S. F. in W., E. M. in Sch., L. K. in A. B., K. P. in O., Lieut. z. See P. v. S. in A., L. Sch. in N. A., Frau Th. N. in B., F. Sch. in L., O. A. M. in M., L. A. in W., A. H. L. in Ch., K. L. in H., J. K. in Rh., F. E. in M., F. Sch. in N. Y., H. B. in R., W. in Th., Konsul Sp. in St., H. L. in B., G. J. in J., J. G. in S., Lieut. H. in H., H. K. in W., J. S. in L., A. C. in M., S. O. in Sch., J. K. in W., M. K. in B., J. R. beim K. Konsulate in A., W. W. in B., Dr. M. in M., K. H. in E., R. W. in N., Frln. J. St. in B., J. K. in K., H. Sch. in H., W. A. Z. in K., Ch. u. M. St. in K., Frau B. in L., G. H. in B., H. R. in T., A. H. in M., W. K. in B., A. Sch. in G., C. H. T. in H., L. K. in H., L. H. in B., F. in W., J. W. in E., B. E. in B. D., R. N., A. Sch. in D., F. T. in K., A. W. in W., J. F. in W., Dr. A. v. G. in W., F. Z. in G., E. F. in Ch., G. B. in A., C. B. in J., C. F. L. in O., E. K. in W., A. S. in K., Amtsrichter W. in C., J. St. in L., M. Sch. in A., E. F. in A., J. Sch. in F., A. F. Sch. in N., G. K. in B., J. N. in T., W. K. in A., J. S. in St., W. S. in O., A. H. in P., G. in Sch. bei D., F. D., N. in T., A. M. in W., H. in N., K. E. in W., L. C. in L., F. R. in Sch., W. B. in Z., J. E. in L., P. W. in B., O. M. in W., Rechtsanwalt St. in D., J. K. in D., Dr. R. in S., H. S. in H., R. R. in G., W. H. in A., M. K. in M., C. N. in D., Frau A. B. in W., L. D. in D., R. in J., E. S. in L., A. T. in R., P. G. in Z., R. B. in J., R. W. in P., F. A. in J., P. in N., Oberst H. in N., G. K. in F., Frau E. A. in D., P. M. in G., J. W. B. in R., J. F. in Th., L. G. in R., P. B. in N., G. Th. in H., E. D. in M., L. J. in C., J. Sch. in A., W. H. in E., W. H. in R., F. H. in W., C. L. in B., J. J. G. in W., C. St. in E., Frau J. St. in A., F. F. in F., H. H. in W., L. F. in B., Dr. N. in L., Z. in C. bei E., R. U. in N., C. G. in Z., C. D. in R., Dr. J. R. in St. P., H. H. in H., H. v. d. D. in H.,

Mors atramenti (Tintentod) zur Entfernung v. Tintenflecken aus Papier u. Leinewand v. Prof. Leonhardi. Fl. 1 Mk. Zu bez. von G. Elkan, Harburg a. E.

Thüringer Holländer-Käse.
Geschmack und Form wie Schweizerkäse, à Pfd. 60 Pfennig, **feinste Thüringer Tafelbutter** à 120 Pfennig. Postcolli 5—10 Pfd. versendet unter Nachnahme. [1165] Die Käsefabrik **Clingen-Greußen.**

H. Kumss, Postversandtgeschäft überseeischer Thiere [1261] Wermbrunn, Schles.

Offerirt: Zahme Affen, sprechende Papagaien, Kakadus, Sittiche, scharlachrothe und graue Kardinäle, Prachtfinken, Sperbertäubchen, Cochin-China-, ital. Lamotte- und Hudan-Hühner, Goldfische, Schildkröten in allen Größen, Chameleons, Salamander ꝛc. Vogelbauer, Nistutensilien, Aquarien, Terrarien, kleine Dampf- und elektrische Maschinen, sämmtliche Futterarten für die Thiere zu zeitgemäß billigsten Preisen. — Preislisten gratis und franco. **Für lebende Ankunft wird garantirt.**

Lungen- und Halskranke (Schwindsüchtige) werden auf die Brochüre **„Ueber Heilwirkung und Anwendung d. Pflanze Homeriana“** aufmerksam gemacht, welche über die, während der Dauer v. 9 Monaten eingeholten, ärztlich und amtlich konstatirten sensationell. Heilerfolge erschöpfende Darstellungen enthält. Gegen Einsendung von 10 Pf. Porto zu beziehen durch die centrale Betriebsstelle diätetisch-hygienisch. Erzeugnisse **J. Kirchhöfer, Triest.** [1112]

Lucullus-Fontaine.
D. R. P. No. 25,342.
Selbstthätig und luftreinigend. Springzeit 3 Stunden bei einer Strahlhöhe von 1 Meter; Strahl regulirbar nach Belieben bis zu 5 Meter Höhe.
Preis 60 Mark
inclusive Verpackung, frco. Gotha. Auch eine große Auswahl anderer selbstthätiger Zimmerfontainen
von 10 Mark an.
Ebenso Einsätze und Ruinen aus Tuffstein für Aquarien von 5 bis 10 Mark. Prospecte franco u. gratis von [1272]
F. E. Schlesinger, Gotha.
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Stottern! [1203]
wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i E.**

1 Probekiste
mit 12 ganzen Flaschen, 12 ausgewählte Sorten von Cephalonia, Corinth, Patras und Santorin. — Flaschen und Kiste frei. Ab hier zu
19 Mk. 50 Pf.
Griechische Weine
J. F. Menzer, Neckargemünd,
Ritter des Königl. Griech. Erlöserordens
4 Mk.
2 ganze Flaschen, herb und süss. Franco nach allen deutschen und österreich.-ungarisch. Poststationen gegen Einsendung des Betrages
1 Postprobekiste.

[1277]
Geknotete Netzunterkleider
Carl Mez & Söhne, Freiburg, Baden.

Schutzmarke.

Enthaarungsmittel,
Professor Böttger's *Depilatorium* in Pulverform von G. C. Brüning, Frankfurt a. M. Anerkannt bestes Enthaarungsmittel, giftfrei, ganz unschädlich, greift die zarteste Haut nicht an und ist deßhalb Damen ganz besonders zu empfehlen.
☞ Es ist das einzige Mittel, welches ärztlich empfohlen wird. ☜ [1222]
Originaldose à Mk. 2., der dabei zu verwendende Pinsel Mk. —. 25.
Zu haben in allen größeren Parfümerie- und Droguenhandlungen, sowie bei dem Erfinder G. C. Brüning, Frankfurt a. M.

Weltpost.

A. B. in H., Dr. K. in W., J. A. Sch. in D., F. W. S. in A., C. P. in A., K. in F. bei H., F. K. in G., B. Sch. in L., M. R. in A., Dr. R. Sp. in L., S. in A., Frln. G. B. in St., R. S. in L., H. in B., F. Sch. in L., J. W. in D., W. B. in B., C. H. H. in H., W. E. in St. P., E. T. in W., R. H. R. in H., M. Sch. in A., F. R. in L., L. J. in Sch., Dr. R. W. in W., R. L. in St., P. H., W. K. in St. P., Lieut. R. in A., F. R. M. in H., T. M. in F., L. E. in K., K. in K., F. B. in C., C. Sch. in S., A. K. in Ph., A. H. in G., K. G. in R., Frau S. in P., Leseverein L., L. B. in R., Dr. K. in M., W. Sch. in J., L. in B., P. C. in B., Prof. C. H. in M. Sch., R. in M. Sch., J. T. in St. P., J. R. in P., F. M. in O., Frln. M. W. in W., G. in H., M. J. in B., J. H in K, M. E. in D., E. B. in H., H. in St., C. F. in R., Prof. A. H. in Ö., S. J. St. in F., A. D. in M. G., E. in H., J. R. in M., G. Pf. in St., G. L. in W., C. A. in G., R. B. in D. T., W. St. in R., D. in L., C. in S., H. W. in H., J. K. in H., J. G. in W., F. W. in H., G. u. T. in C., G. S. in H., H. W. in S., E. M. in D., Hauptmann E. R. in W., H. O. M. in A., P. B. in E., A. Sch. in D., M. A. in H., Leseverein in Th., H. B. in W., K. Pf. in W., L. H. in W., J. W. in D., C. B. in B., J. J. M. in P., L. B. in D., R. B. in H., O. F. in A., H. H. in W., J. St. in U., Dr. S. in B., M. S. in Sch., Th. L. in B., L. S. in D. B., A. C. in B., F. A. in T., J. B. in Z., A. G. in H., Sch. in D., Prof. B. in R., J. K. in L., A. L. in Ch., H. R. in E., M. Z. in A., F. B. in B., J. St. in B., E. A. G. in M., M. L. in M., M. M. in C., O. R. in W., A. H. in H., F. W. in G., R. J. in B., J. St. in R., E. W. in W., R. H. in L., O. K. in M., G. B. in D., H. R. in B., A. S. in B., Dr. W. in M., O. W. in O., Baron R. in R., T. in B., S. in B., G. R. in D., O. G. in K., Frau C. K. in G., Dr. A. C. in G., C. Z. in W., Dr. B. in G., A. B. in T., J. R. in L., A. Z. in L., W. R. in T. S., Frau E. St. in St., G. M. in L., C. H. C. in M. G., Frau H. v. B. in R., H. D. in B., K. in F., A. G. in L., R. K. in P. S., E. B. in C., Frau L. in E., E. D. in M., A. F. in K., Lieut. G. in W., C. M. in G., C. P. in M., B. in H., M. W. in H., E. Pf. in D., J. W. in K., H. U. K. in Skara., J. L. in B., R. F. in L., E. K. in W., J. E. in C., H. B. in F., F. B. in K., C. K. in R., G. St. in F, Sekret. R. P. in B., W. St. in M., F. G. in C., H. L. B. in D., L. B., A. C. in Th., K. in B., J. M. in Sch., Graf zu W. in B., E. S. in D., O. E. in L., L. in M., B. in R., A. B. in K., M. in F., F. K. in G., E. Sp. in R., F. in L., W. M. in B., A. B. in G., P. Ö. in H., C. G. in C., Th. F. in R. Z., G. St. in B., W. J. in T., L. St. in W., G. v. Sch. in A., G. Sch. in W., J. P. in F., G. K. in Sch., A. F. in B., O. U. in W., R. S. in W., J. A. in B., A. v. Sch. in B., Oberlieut. B. M. in J., G. H. in W., F. W. in P., K. in A., Frau P. R. in B., F. H. in A., Amtsrichter H. in P., P. H. in L., M. St. in M., K. K. in L., Frau J. L. in H., Sch. in D., J. K. in E., M. H. in D., C. K. in E., Rektor K. in B., J. L. in R.,

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt

Dresden, Bachstraße 8.

Für **Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Ausschläge, Nierenleiden, Frauenkrankheiten** &c.

Prospecte frei. Näheres: **Dr. Kles' Diätetische Kuren, Schroth'sche Kur** &c. 3. Aufl. Preis 2 Mk. Durch jede Buchhandlung, sowie direkt. [1248]

Auflage 315.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche &c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren &c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [969]

Wäscheglanzeisen. [997]

Schönstes Geschenk.

Preis 3 Mark; vernickelt 4 Mark.

Ohne Uebung sofort feinste Glanzerzeugung. **Fritz Lange, Berlin.** Schwedterstr. 252.

!Einfache praktische Hausmittel von vorzüglicher Wirkung, ohne zu schaden!

!Neu u. praktisch!

Dr. Lindenmeyers

fertige Wasserumschläge

gegen [1237]

Kopfschmerzen 50 Pf.
Halsleiden 70 Pf. b. M. 1.80.
Böse Brust M. 2.50.
Brustleiden, Magenleiden, Unterleibsleiden — je nach Grösse M. 2—7.
Haemorrhoiden M. 3.
Gliederschmerz, Gicht mtr. M. 1.

Bestellung m. Grössenangabe an
Dr. Lindenmeyer, Stuttgart.
Illustr. Prosp. gratis.

Weltpost.

M. Sch. in E. Wir wollen fernerhin bei den Terminen für Einsendung der Lösungen mehr berücksichtigen, wie weit unsere Zeitschrift in die Welt hinausgeht.

W. B. in M. Mit Bezug auf die Angabe S. 117 ist zu adressieren an den Juwelier Ernst Ritter in Gotha.

K. in L. Betreffs der Frage nach einer Regel des Tarokspiels erhalten wir von verschiedenen Seiten Antwort, die hiemit dankend quittiert wird. Demnach werden im Tarokspiel immer nur drei Karten gezählt. Wer, ob Spieler oder Partner, nun eine Karte übrig behält, hat diese wegzugeben. In dem angegebenen Fall hätte Partner wie Spieler je 35, das nennt man Consolation — und es verliert immer der Spieler das betreffende Spiel.

F. W. Hez. Elektrotechnische Hochschulen existieren unseres Wissens vorläufig noch nicht.

P. S. in B. Schriften, welche von Taubstummen handeln, könnten wir Ihnen nennen, Zeitungen sind uns dagegen nicht bekannt.

Berliner Abonnent. Es ist nicht Sitte, einem Autor von der Bedeutung des Genannten redaktionellerseits Vorschriften zu machen. Wir vermeiden allerdings alle politischen Bemerkungen nach Kräften, können sie aber nicht unterdrücken, wo es der Stoff fordert.

H. in L. wünscht die Größenmaße des deutschen Kaisers und Kronprinzen zu erfahren. Kann jemand darüber Auskunft erteilen?

Unverwendbare Einsendungen machten: **L. B.** (Nur keine Frühlingslieder mehr), **B. R., A. M. in H.** (Ohne Charakter und Mark. Für den angebotenen Aufsatz haben wir keine Verwendung, besitzen solchen schon), **B. B. in B.** (Nicht originell genug), **L. G.: W. S. B. in P.** (Die Schlange, die Sie besingen, hat mit Ihrem Gedichte gemein, daß sie sich nicht aus dem Staube des Bodens zu erheben vermag.) **G. W. in G.** Eines der vielen schlechten Frühlingslieder, mit denen alle Redaktionen gequält werden:

Frühling ist auf Thälern, Bergen, sonst jagt man in Thälern. Und welch häßliches Bild:

Aus den dunklen finstern Särgen
Blüh'n die Blümlein keck hervor.

H. E. B. R. in H.

F. B. in Z. Das, was Sie wünschen, stand u. a. in den Aufsätzen des Prof. Klebs, die auch fortgesetzt werden sollen.

F. **Grf.** in **L.** „Nur immer langsam voran“, alles kommt daran, auch das von Ihnen so geliebte Stückchen Erde. Im übrigen besten Dank für die freundliche Meinung, die Sie von uns haben.

W. H. in E. Ihre Bitte soll gewiß berücksichtigt werden, nur müssen wir darauf denken, es allen Abonnenten recht zu machen und für jeden etwas zu bringen. Ein Kommentar zu Immermann wird in Kürschners Deut. Nat.-Litteratur erscheinen. Anekdoten nicht verwendbar.

A. B. in G. Ein solcher Artikel ist längst in Vorbereitung. Auch Ihren anderen Wunsch werden wir zu erfüllen suchen, helfen Sie uns aber auch den gemeinsamen, daß wir 100 000 Abonnenten gewinnen sollten, in die Wirklichkeit übersetzen.

W. S. in Interlaken. Wenden Sie sich, bitte, an Kapellmeister Reinecke in Leipzig. Herzlichen Dank für die drei durch Sie gewonnenen Abonnenten. Dem Buchbinder ist das Nötige mitgeteilt, aber Ihr Wunsch, die Hefte gleich gebunden zu geben, läßt sich leider nicht erfüllen.

Weltpost.

F. in P. O., E. H. in S., J. R. in G., Th. K. in M., O. F. in N., B. in D., R. G. in W., J. A. in S., J. W. in W., Frau H. M. in L., E. A. in W., C. P. in W., Frau Geheimerat Sp. in K., A. St. in S., G. H. in G., H. Sch. in O., B. R. in W., Sch. in R., J. R. in L., H. C. in S., A. C. in R., P. Ch. in B., A. R. in M., Ch. F. in O. D., M. M. in B., J. L. H. in B., J. E. in B., Dr. F. B.-G. in B., K. v. St.-H. in St. P., L. Z. in P., L. L. in O., O. K. in Z., O. B. in Ch., A. M. in N., O. W. in D., Direktor G. B. in W., A. Sch. in B., M. M. in W., E. K. in R., H. W. in H., A. W. in B., Notar F. P. in S., J. W. in F., Ritter v. T. in B., Prof. A. S. in L., C. B. in W., M. G. in S., M. P. in S., F. H. in T., Lieut. v. H. in St., G. S. in R., H. in B., Frln. C. v. B. in A., J. W. in O., J. M. in T., K. T., M. Sch. in W., L. K. in B., Notar H. in N., S. in W., P. Q. in W., F. Sch. in W., H. W. in E., H. J. in S., Frln. M. W. in O., F. X. B. in N., A. E. in B. M., P. G. in B., F. Sch. in L., F. D. in E., R. R. in W., K. W. H. in T., A. M. in L., O. P. E. in P., R. D. in A., M. Sch. in K., F. K. in L., H. H. in W., Th. F. in St. P., A. R. in Z., W. St. in N., A. H. in C., F. L. in W., St. in M., C. J. in St., A. S. in K., S. in G., K. W. in W., Frln. A. L. in R. Z., M. v. P. in G., E. M. in Sp., K. F. in C., A. F. in Z., C. H. in B., A. M. in A., E. A. in W., P. L. in S., W. B. in N., A. K. in H., Frau W. R. in C., W. in W., J. H. in L., P.

Einbruchsich. u. feuerfeste **Eisenkassetten** als Ersatz für Kassenschränke, im Preise von M. 10. — bis M. 160. —

Illustr. Cataloge gratis und franco durch die Kassettenfabrik von **Gust. Ginthum** in Heidelberg. [1235]

Nürnberger Lebkuchen aus der Fabrik von **Heinrich Häberlein,** Kgl. Bayr. Hoflieferant, [1274]
Nürnberg.
Sortimentskistchen à 5, 8 u. 10 M., Verpackung u. Porto inbegriffen, gegen Nachn. od. Vorherzahlung.

GRIECHISCHE
H. Chardon, Coblenz.
WEINE
Directe Einfuhr aus Griechenland.
Preisliste pro 1884 franco.

Amerikanische
Regenmäntel
in kleinen Etuis.
Federleicht! Praktisch! Haltbar!

Damen-Radmantel m. Capuze .	12 Mk.
Damen-Havelock	15 „
Herren-Paletot	15 „

Mass-Angabe der Länge v. Kragen ab.
Gebr. Sachs, [1265]
Gummi-Waaren-Fabrik
Berlin NW., Neustädt. Kirchstr. 3.

Jos. Blank, Heidelberg, [904]
Bade-Apparaten-Fabrik,
Prämiirt 1876 — 1880 — 1881

empfiehlt als Specialität d. Neueste u. Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 24 verschied. Nummern. **Hydr. Univ.-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit u. ohne Zimmerheizung. **Pat.-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werd. kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünscht. Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten- und Haus-feuerspritzen** ꝛc.
Illustr. Preiscourante gratis und franco.

Mineralwasser-Maschinen [1239]
neuester Construction.
Deutsches Reichs-Patent Nr. 25,778.
Theodor Keil, Halle a/S.

Schreibkrampf

Schreibkrampf, Klavier- und Violinkrampf, Zittern und Armschwäche, sowie die verschiedenartigsten Störungen der Muskelthätigkeit werden in einigen Wochen schmerzlos geheilt von **Julius Wolf, 23 Hochstrasse, Frankfurt a. M.** Briefliche Heilung unmöglich. Atteste d. Hrn. Proff. Bardeleben, Billroth, Esmarch, Nussbaum, Wagner, Bamberger, Benedikt, Hertz, Amsterdam, Charcot und Vigouroux in Paris ꝛc., sowie Urtheile der medicin. Fachblätter, als: Berliner klinische Wochenschrift, Deutsche Medicinalzeitung, Pariser Progrès Médical, Wiener Medicinische Wochenschrift, New-Yorker „The Medical Record" ꝛc. werden franco zugesandt. [1270]

Weltpost.

N. in B., Dr. F. in N., C. K. in G., T. R. in B., K. in H., Prof. C. v. B. in J., K. H. in W., M. C. in K., G. L. C. B. in B., A. Pf. in S., Lieut. G. in J., Prof. St. in W., H. H. in H., A. B. in Z., Dr. R. in W., A. K. in W., B. W. in D., F. in E., F. J. in H., Frau N. in A., W. L. in A., P. M. in K., F. B. in M., G. B. in W., C. B. in C., A. S. in C., T. L. in C., J. G. in C., H. in A., B. in B. bei M., F. J. in H., W. v. M. in D., M. N. in L., R. B. in Ch., Frau E. B. in B., M. in O., M. B. in B., F. H. P. in A., H. L. in F., Frau D. in W., B. v. B. in B., J. L. in A., C. E. St. in K., G. R. in W., C. M. in L., Dr. L. in S., A. T. in Z., O. R. in St., H. W. in H., H. P. in H., Sp. in B., F. M. in Kl. W., F. H. in B., C. T. in R., R. F. in N., F. Sch. in H., K. M. in K., H. P. in P., B. in L., W. St. in E., J. M. in B., J. N. in W., O. Sch. in B., F. H. in B., T. St. in B., K. Pf. in P., R. Th. in Z., C. J. in A., L. S. in W., A. v. D. in W., K. in T., C. G. in P., Frau K. in P., L. R. in B., N. K. in M. R., O. Sch. in M., M. W. in G., O. L. in T., J. St. in P., A. N. in W., H. O. in P., A. S. in M., F. F. in P., A. K. in P., W. F. in C., L. Ph. K. in H., E. D. in D., D. F. in R., M. W. in W., A. B. in L., P. M. in Z., L. E. in H., Frau E. R. in M. G., F. F. in K., H. N. in H., L. B. in H., P. Ch. in F., P. Sch. in M., L. B. in G., C. F. Sch. in E., C. T. in M., F. C. in B., W. G. in W., M. R. in M., H. K. in A., O. M. in D., C. R. in B.-W.

(Schluß folgt.)

Neu! Praktisch Neu!

Froschhaus mit selbstthätigem Fliegenfänger. Schöne Zimmer- u. Schaufenster-Decoration, für Restaurateure ꝛc. Vortheile: Ersparung des lästigen Fliegenfangens, Spiritus, und das öftere Ausgießen der Fliegen kommt in Wegfall. Preis Nr. 1 M. 4. 50., Nr. 2 M. 6. —. **Froschhaus** mit Fliegenfänger zum Aufsetzen eines Fischglases à M. 4. 50.

Zu beziehen bei **Richard Kühne, Magdeburg,** Breiteweg 198. [1279]

Anlehensloose.
Preisliste gratis. [906]
Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Alle Pfeifenraucher sollten d. **Holländ. Tabak** versuchen, welcher ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. 10 Pfd. frco. kosten 8 Mk. bei (1142) B. Becker, Seesen a. H.

Aeolsharmonika.

Ertönt schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden, bei stärkerem Winde weithin hörbar. Originelle Zierde für Gärten, Anlagen, Parke. Stück M. 6 = fl. 3.50, mit verstärktem Ton M. 8 = fl. 4.75, mit vergoldeter Windfahne M. 4 = fl. 2.40 mehr.

Adolf Klinger, Reichenberg
Böhmen.

Unterrichts-Briefe nach
der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Selbststudium fremder Sprachen.

Alt-Griechisch. 36 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Lateinisch. 40 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Russisch. 36 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Portugiesisch. 20 Bfe. cpl. ℳ 10.—
Italienisch. 40 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Dänisch. 20 Bfe. cpl. ℳ 10.—
Schwedisch. 20 Bfe. cpl. ℳ 10.—
Spanisch. 40 Bfe. cpl. ℳ 16.—
Holländisch. 20 Bfe. cpl. ℳ 10.—

Einzelne Briefe 50 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Probe-Briefe und Prospekte gratis.

Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Medicinische Hausbücher.

Ratgeber für Jedermann.

Populäre Abhandlungen über die Ursachen, Verhütung und Heilung der Krankheiten.
In einzelnen Heften von 50 Pf. bis 1 M. 50 Pf.
Verlag von
Hermann Hucke in Leipzig.
Prospekte gratis und franko. [1278]

Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft.

Der Geschäftsstand der Gesellschaft ergibt sich aus den nachstehenden Resultaten des Rechnungsabschlusses für das Jahr 1881:

Grundkapital	ℳ	9,000,000. —
Prämien- und Zinsen-Einnahme für 1881	"	7,882,867. 20
Prämien-Ueberträge	"	10,216,519. 20
	ℳ	27,099,386. 40
Versicherungen in Kraft am Schlusse des Jahres 1881 . .	"	4,727,186,850. —

Zu Ertheilung von Auskunft und Annahme von Anträgen sind gerne bereit
Stuttgart, den 1. Mai 1882. [1273]
Die General-Agentur: **Theod. Heinrich & Co.**
sowie sämmtliche Herren Agenten in **Württemberg** und den **Hohenzoll. Landen**.

Zur Beachtung für Eltern!

Durch meinen Sohn, der das **Milit. Pädagogium des Herrn Dr. Killisch zu Berlin**, Schönhauser Allee 29 besucht, bin ich mit den vorzüglichen Einrichtungen dieser Anstalt bekannt geworden. Die Pension ist gut, der Director hat vieljährige Erfahrungen, die Lehrer sind unermüdlich und zur Nachhülfe in den spätesten Abend- und frühesten Morgenstunden bereit, und die Abends (7—10 Uhr) eingerichteten Arbeitsstunden nützen so sehr, daß sie den Schülern die Zeit der Vorbereitung verkürzen. Deshalb machen viele Schüler schon in 3—4 Monaten ihr Examen, und ich kann Eltern und Vormündern dies Institut nur angelegentlich empfehlen.
Zu näheren Mittheilungen bereit: [1262]
v. Egloff, Major, zuletzt im 5. Pomm. Inf.-Reg. Nr. 42, Pankow b. Berlin.

Vereinigte Sanitätsapparaten-Fabriken
vormals
Lipowsky-Fischer
(C. Maquet) [1187]
Heidelberg, Hauptstr. 25. | **Berlin C.**, Brüderstr. 13.

Rollstühle, Fahrstühle,

Ruhestühle, Tragstühle,
sowie alle Apparate zur **Gesundheits- u. Krankenpflege in anerkannter Güte.**
Prospekte gratis.
Größtes Spezialgeschäft
für
Sanitätsartikel.

Heinr. Kleyer, Fabrikant der „Herold", Frankfurt. 2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder. Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M. General-Agent der [900] „Coventry Club", Sicherheits- u. „Salvo" Bi- und Tricycle. Ersatzth. u. Zubehör. — Neue Prosp. gratis.

Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuck-Druckletteru nebst Zubehör zum Selbstbedrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen, Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M an, Preisverzeichniß u. Schriftproben frco.
S. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Die geehrten Leser dieser Anzeige belieben sich die Firma des Fabrikanten und **Kaiserl. Königl. Hoflieferanten F. V. Grünfeld, Landeshut in Schlesien** vorzumerken, um bei Bedarf in weissen wie bunten **Leinen- und Baumwollen-Waaren, Tisch-Gedecken, Handtüchern, ganzen Ausstattungen etc.** sich **Preis-Liste** oder **Muster** kommen zu lassen, welche **portofrei** versandt werden. [1254]

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. **kleine Leiterwagen** f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.

25	50	100	Ko. Tragfähigk.
7,—,	12,—,	18,—	pr. Stück blau lackirt.

Illustrirte Preis-Listen gratis! Agenten gesucht!

Ziegenbockwagen. Kinderwagenräder.
Kinderreifen. Velociped- "
Kleiderbügel. Spielwagen- "
Postwagen, zweirädrig, 50 M. pr. Stück.
Handwagen, 18 Grössen, 2—12 Ctr. tragfähig. [1271]
Rundstäbe v. 6-35 mm stark, roh u. polirt.
Bürstenhölzer, Knopfhölzer, Postkistch.
Frankosendung nach allen Stationen Deutschlands u. Oesterreichs.

Vom
Fels zum Meer
Spemann's
Illustrirte Zeitschrift
für das
Deutsche Haus.
Stuttgart
Verlag v. W. Spemann

Sommerlust.

Sommerlust rings auf grüner Welt
Schwingt am Tage den Reigen;
Ihr zu Häupten ein blaues Zelt,
Unten ein Schmuck von Zweigen;
Unten die Blüten tausendfach,
Ducken und klettern und hangen.
Lüftchen kräuseln dem Tanze nach,
Streifen uns Haar und Wangen.

Hin und her das rührt sich so froh,
Kennt nicht Sterben noch Alter.
Frage Libellen: warum? und: wo?
Frage: wohin? die Falter —
Fühlen ist alles im Bad des Glücks,
Plätschern und Tropfensprützen
Und die Süße des Augenblicks
Ohne Bedeutung Nützen.

Wiegtest du je in festlicherm Saal,
Liebste, die schlanken Glieder?
Sonne mit blendendem Flammenstrahl
Scheint statt Kronen hernieder;
Sehnsucht, in offnen Kelchen wach,
Würzet die Luft so trübe,
Und der Vogel vorm Brautgemach
Spielt in Klängen der Liebe.

Manchmal ruht sich das Völkchen gut
Unter dem Regenbogen:
Himmlische Schleier mildern die Glut,
Dämpfen des Staubes Wogen.
Kommt der Abend mit kühlem Wehn, —
So; nun schlafen sie gerne.
Still, ein Nachtlicht beim andren, stehn
Traulich drüber die Sterne.

Aus den Büschen ein Nachtlied klingt —
Liebe, die will nicht rasten —
Durch das Dunkel ein Traum sich schwingt,
In den Herzen zu gasten.
Komm zum Weiher, es winket der Kahn —
Liebste, was willst du säumen?
Sanft hingleitend die Sternenbahn
Laß uns mit singen und träumen.

Victor Blüthgen.

Die deutsche Frau und die Menschenliebe.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." Wie manche holderglühende Braut mag schon diese erste Strophe des Paulinischen hohen Liedes, auf die Liebe sinnend, im Herzen bewegt und sich dabei in dem seligen Bewußtsein gewiegt haben, daß es ihr gelungen sei, eine der wichtigsten und am lautesten betonten Forderungen des wahren Christentums zu erfüllen; und dennoch mag die also Getäuschte noch unendlich fern von derjenigen Liebe gewesen sein, die der Apostel bei der Niederschrift seines Briefes an die Korinther im Auge hatte.

Die Frau, deren Lebensaufgabe hauptsächlich in der Bethätigung der Liebe besteht, ist vielfach geneigt, immer, wenn von Liebe die Rede ist, an das Mysterium jenes sinnlich-geistigen Gefühlssturmes zu denken, der aus Mann und Weib ein glückliches Paar macht, und unsere deutsche Sprache, welche bei allem Reichtum an Formen doch für die verschiedenen Arten von Liebe keine besonderen Stammworte besitzt, ist nur allzusehr geeignet, sie in diesem Mißverständnis zu bestärken. Die Liebe, von der im oben angeführten Verse die Rede, ist jene, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, den Menschen mit dem Menschen verbindende *Agape*, die wir im Deutschen noch am treffendsten mit dem Worte „Nächstenliebe" bezeichnen. Unser Nächster ist jedermann, aber doch nur in dem Falle, daß er im Sinne der Parabel vom barmherzigen Samariter unserer Teilnahme, unserer thätigen Hilfe bedarf. Von dieser Nächstenliebe soll hier nicht gehandelt werden; wir wollen vielmehr eine dritte Seite des vieldeutigen Wortes „Liebe" in Betracht ziehen und von jener freundlichen Zuneigung reden, die der Mensch dem Mitmenschen immer und überall gewähren soll, gleichviel ob dieser Mitmensch der Hilfe und des Beistandes anderer bedarf oder nicht. Es fehlt uns zur Bezeichnung dieser Art von Liebe an einem den Begriff erschöpfenden Stammworte, und wir helfen uns mit einer Wortverbindung, indem wir „Menschenliebe" sagen. Die alten Sprachen unterschieden hierin strenger und schlossen eine Verwechselung von Eros und Agape völlig aus; dem Begriffe der Menschenliebe würde caritas oder humanitas noch am besten entsprechen; wählten wir das griechische Wort Philanthropie, so hätten wir nur eine Uebersetzung von Menschenliebe, ohne damit ein eigenes Stammwort zu geben. Es ist vielleicht providentiell, daß dem Deutschen für alle diese verschiedenen Arten von Liebe nur ein einziger Ausdruck zu Gebote steht; vielleicht zwingt gerade diese Eigenart des deutschen Sprachgenius unsere Frauen, wenn sie der Liebe ihr Herz öffnen, gleichzeitig allen Arten von Liebe den Einzug zu gestatten und nun nicht bloß dem Eros, sondern auch der Agape und caritas zu opfern. Jedenfalls ist die Uebung der praktischen Menschenliebe ganz besonders die Aufgabe der Frauen. Die Edelsten des menschlichen Geschlechtes werden zwar ebenfalls stets von Menschenliebe erfüllt sein; aber der Beruf des Mannes ist der Kampf, und dieser Kampf, der vielleicht gerade theoretisch für eine Forderung der Menschenliebe geführt wird, gestattet oft nicht die praktische Bethätigung gegen jedermann, ja, er kann den Kämpfer sogar zwingen, hier oder da einmal scheinbar gegen die Menschenliebe zu freveln. Für die Frau hingegen besteht die Verpflichtung, Menschenliebe praktisch zu üben, in so hohem Grade, daß sich schon dadurch alle jene Emancipationsbestrebungen, welche die Frau auf den lauten Markt des Lebens hinaus und an die Wahlurnen hinan führen wollen, als hinfällig und verdammenswert erweisen. Nicht, daß die Frau indifferent den brennendsten Fragen unserer Tage gegenüber stehen soll; nein, in ihrem Herzen soll sie, wenn sie anders eine edle und bedeutende Frau ist, entschieden Partei ergreifen und für den Sieg der von ihr als gut

erkannten Sache thätig mitwirken; diese Mitwirkung kann aber immer nur in der Ermunterung und Stärkung des kämpfenden Gatten, in der moralischen Beeinflussung des Hausgesindes, in der Erziehung und Leitung des heranwachsenden Geschlechtes bestehen; das ist das Schlachtfeld, auf dem die Frau ihre Siege gegen die Feinde des Wahren, Guten und Schönen erkämpfen soll; verläßt sie dies Gebiet, betritt sie gerüstet und streitsüchtig die Versammlungssäle und die Rednertribünen, mischt sie sich aktiv und unmittelbar in die Kämpfe der Männer, dann überschreitet sie ihre Kompetenz, dann streift sie — trotz aller dialektischen Künste und rhetorischen Phrasen eines Dumas fils, der in seinem „Les femmes qui tuent et les femmes qui votent" die gesunde Vernunft aufs Glatteis führt — den Farbenschmelz des Weiblichen von den Flügeln ihrer Seele — sie entadelt sich selbst, und aus der bezaubernden Frau wird ein abschreckendes Mannweib. Gerade die Nichtbeteiligung am Streite der Männer und die alleinige Parteinahme in der Stille und Tiefe des Herzens macht es der Frau möglich, auch über das Haupt des Gegners voll und ganz den Zauber echter, wahrer Menschenliebe auszugießen und auch ihrerseits jenes unvergängliche Dichterwort zu erfüllen:

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Schon der Blick einer von Menschenliebe beseelten Frau bezaubert. Dieser Blick trifft, wie Gottes Sonne, gleichmäßig die Gerechten und Ungerechten. Das Auge einer menschenfreundlichen Frau oder Jungfrau wirkt überall Wunder: es besänftigt die wildesten Leidenschaften, es weckt und fördert die Keime des Guten, es kann den Verbrecher von seinen geplanten schwarzen Thaten abwenden und auf die Wege des Heils leiten. Das Auge einer Menschenfreundin ist ein Gottessegen.

Wer hat den Handdruck eines solchen Wesens gefühlt und ist nicht in den tiefsten Wurzeln seiner physischen und sittlichen Existenz geheimnisvoll und wunderbar erschüttert worden? Nicht jene prüden Salonpuppen, die dem Grüßenden nur die Fingerspitzen einer apathischen, muskelschlaffen Hand gewähren, nähren die Opferflamme der Menschenliebe im Herzen; das Weib, dessen Stirn von der caritas geküßt wurde, so daß sie wie von einem Heiligenscheine umgeben leuchtet, bietet dir in einem stummen Händedruck ihr ganzes, voll pulsierendes Herz; wer nur darauf merken will, der wird bald aus der Art und Weise, wie ihm eine Frau den Druck der grüßenden Hand erwidert, erkennen, wes Geistes Kind sie ist!

Das Wort der menschenfreundlichen Frau schmeichelt sich wie Musik in unsere Ohren; es ist ein Balsam, der schmerzstillend jede Wunde schließt; es bringt wie eine frohe Botschaft des Friedens jeden Zwiespalt und jeden Kampf zum Schweigen; selbst da, wo eine solche Frau in gebotener Auflehnung gegen die Lüge, mutig und rückhaltlos für die Wahrheit einzutreten gezwungen ist, wird ihr Wort nicht wie ein Schwert, sondern wie ein Muttersegen wirken. Ein kämpfendes Weib ist für uns Deutsche eine contradictio in adjecto, ein durch das Eigenschaftswort gesetzter Widerspruch. Wohl bewundern wir das altgermanische Weib, das dem Manne in die männermordende Schlacht folgte und sich gelegentlich vom Wagen herab an der Abwehr des in die Wagenburg einbrechenden Feindes beteiligte; wohl fühlen wir uns ergriffen, wenn wir der spanischen Weiber gedenken, die bei der heldenmütigen Verteidigung Saragossas gegen die belagernden Franzosen mit auf den Wällen standen und durch ihr Beispiel die Gatten und Söhne entflammten; aber am überzeugtesten und mit vollster Hingabe unseres beistimmenden Herzens preisen wir doch das deutsche Weib, das für die Befreiung des Vaterlandes den einzigen Sohn, den es unter dem Herzen getragen, dahingibt und zu dieser Gabe den letzten irdischen Besitz, den Trauring und das blonde Haupthaar, fügt. Und will das deutsche Weib sich sonst noch aktiv, außer durch Gebete und Segenswünsche, am Schutze des häuslichen Herdes beteiligen, so wird sie die Kranken und Verwundeten pflegen helfen, aber sie wird dies nicht im Sinne der Altgermanin oder der Spanierin thun, die dabei dem blutenden Feinde vollends den Garaus machte, sondern sie wird am Lager des Freundes und Feindes in gleicher Menschenliebe schalten und allen Siechen ohne Unterschied die linde Hand auf die Wunde legen. Daher will es uns bedünken, als ob ein edles Weib, das einer Männer-Versammlung zu politischen Zwecken beiwohnt, schon nicht mehr am rechten Platze

sei; jeder Vortrag, der im Interesse einer politischen Frage gehalten wird, ist ein Kampf, oft ein blutigerer Kampf, als der mit dem Schwerte; gilt es doch oft, die bewußte Lüge, die unverschämteste Heuchelei, die Albernheit und Verleumdung zu entlarven und zu züchtigen; das ist aber Männerwerk, und wenn es auch der geschickteste und zungenfertigste Redner verrichtet, nicht ziemt es der menschenliebenden Frau, zu seinen Füßen unter den Hörern zu sitzen, denn die echte Frau soll nicht richten und nicht verdammen. In der Stille ihres Kämmerleins mag sie für den Sieg der von ihr als recht erkannten Sache beten; aber draußen auf dem Markte soll die Majestät der Frau wie jede Majestät über den Parteien stehen, und auch die Feinde lieben. Wenn je ein gerade für Frauen beherzigenswertes Wort gesagt worden ist, so ist es der Ausspruch des Menschensohnes: „Liebet eure Feinde, so wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein. Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet auch ihr nicht verdammet. Vergebet, so wird euch vergeben. Ein voll gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben; denn eben mit dem Maße, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen."

Wahrhaft schön ist nur die menschenfreundliche Frau. Sie ist im höchsten Sinne das irdische Ebenbild Gottes; schon durch ihre bloße Erscheinung, aber mehr noch durch Wort und Wesen mahnt sie an des Schöpfers Größe, Güte und Erbarmung. Es gibt vortreffliche Frauen; aber ein Zug richtender Strenge, die der Menschenliebe feindlich ist, läßt sie nicht zur vollen Entfaltung weiblicher Schönheit gelangen. Eine treu schaltende Frau, die ihren Gatten und ihre Kinder herzlich liebt, die auch für ihre Armen jederzeit ein paar Brosamen vom Tische fallen läßt, aber dem vorübergehenden Fremden nur einen kalten, stolzen Blick gönnt, hat ihre Liebesmission nicht begriffen und ist weit entfernt von der Kindschaft Gottes. Die Liebe, welche alle Geschöpfe mit gleicher Wärme umfaßt, führt auf ihrer höchsten Stufe zur gänzlichen Selbstentäußerung, zur vollen Hingabe des Ichs an die Menschheit und dadurch zur einzigmöglichen, irdischen Seligkeit. Und in den gesegneten Stunden, wo ein Weib ihr Sonderwesen im Liebesdienste der Menschheit aufgibt, wo sie als Individuum sich verliert in der Allgemeinheit ihrer Mitgeschöpfe, wird ihr ein Wunder widerfahren, das sie überschwenglich entschädigen wird für die kleinen Opfer und Mühen, denen sie sich als Priesterin der Menschenliebe unterziehen mußte.

Mit diesem Wunder hat es folgende Bewandtnis. Bekanntlich hat noch kein Menschenauge Gott erschaut, und der spekulierenden Vernunft ist es noch nie gelungen, Gott zu erkennen und zu definieren; nur im Wege des Glaubens können wir uns Gott nähern, und nur dem Glauben entnehmen wir die Beweisgründe für Gottes Dasein und Wirken; man hat daher Gott eine dem Denken abgewandte Seite genannt, im Hinblick auf den Mond, dessen eine Seite wir nie zu sehen bekommen, von deren Existenz wir gleichwohl fest überzeugt sind. Dieses Gleichnis hinkt wie alle Gleichnisse; ja, es hinkt sogar auf beiden Füßen; wollen wir es aber einmal gelten lassen, so mag es hier durch einen neuen Aehnlichkeitspunkt gestützt werden, den ich aus meinem Eigenen hinzufüge. Die äußersten Teile der uns abgewandten Mondseite unterliegen, wie uns der Astronom lehrt und der Augenschein bekundet, einem periodischen Sichtbarwerden und Wiederverschwinden, und diese Eigentümlichkeit des Mondes wird seine Libration genannt. Nun bietet auch jene dem Denken abgewandte Seite, die wir Gott nennen, das wunderbare Phänomen der Libration, indem Gott für das innere Auge des Jüngers der Menschenliebe zeitweise den Schleier der Verborgenheit lüftet und wenigstens den Saum seines strahlenden Gewandes sichtbar werden läßt. Nur der allgemeinen Menschenliebe geht in schönen, seligen Stunden die unumstößliche Gewißheit von der Existenz eines lebendigen, allmächtig waltenden Gottes auf, eine Gewißheit, die keines logischen, dem Arsenale der spekulierenden Vernunft entnommenen Beweises mehr bedarf, sondern sich gewissermaßen anschaulich dem geistigen Auge offenbart. Nur für den an Menschenliebe Reichen vollzieht sich dieses Wunder; nur ihm schwinden alle Zweifel, die ein subtiler Pantheismus und Atheismus zu erregen weiß, wie Nebel vor dem Kusse der Sonne; nur er kann jubelnd und erlöst wissen und bekennen: ja, es lebt ein Gott, und ich fühle seinen wunderbaren und beseligenden Atem!

So führt die wahre allgemeine Menschenliebe allein zur Gottesliebe und so zur völligen

Erfüllung der höchsten Religionsgebote. Mit Recht fragt die Schrift: Wer die Menschen nicht liebt, die er doch sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht? Für die Frau, welche meint, durch Gatten- und Kinderliebe den höchsten Anforderungen gerecht zu werden, gilt das andere Wort der Schrift: „So ihr liebet, die euch lieben, was Dankes habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber." Wenn alle Wege nach Rom führen, so führt doch nur ein einziger Weg zu Gott: die Menschenliebe; und diese Menschenliebe in des Wortes erschöpfender Bedeutung, die uns das Richten und Verdammen verwehrt, macht uns auch das Unmögliche möglich: das Lieben des Feindes. Diese scheinbare Paradoxie ist ein Stein des Anstoßes für jeden, der nicht in die Tiefen des christlichen Grundgedankens zu blicken vermochte. Auerbach hat z. B. in einer seiner letzten und edelsten Gaben diese Forderung als unausführbar bemängelt und die Ansicht ausgesprochen, daß sie wahrscheinlich auf der Verstümmelung und Entstellung eines anderen Ausspruches aus dem Munde des Gottmenschen beruhe, denn man könne wohl seinen Feinden **vergeben**, sie aber nimmermehr **lieben**. Ich muß gestehen, daß mich diese Auffassung eines so feinen, spinozistisch geschulten Kopfes wahrhaft überrascht hat, da gerade die Liebe zu den Feinden, welche die fromme Kindereinfalt vielleicht aus sich selbst zu üben vermag, für eine weiter vorgeschrittene Erkenntnis nur mit Hilfe einer gewissen Philosophie zu gewinnen sein dürfte. Deshalb wollen die liebenswürdigen Leserinnen Nachsicht üben, wenn ich ihnen den Weg, der auch zur Liebe des Feindes führt, mit einigen Strichen andeute, die das Gebiet der Philosophie nicht ganz vermeiden.

So lange wir einen Feind nur als das Einzelwesen, als die scharf bestimmte Persönlichkeit betrachten, die uns moralisch beraubt oder verwundet hat, wird sich der natürliche Mensch in uns gegen diesen Feind empören, und es wird schon einer bedeutenden Willenskraft unsererseits bedürfen, um die zur Rache bereite Hand zu zügeln und das widerspenstige Herz zur Vergebung zu zwingen. Wenn wir aber im Feinde nicht mehr das Individuum, sondern gewissermaßen die platonische Idee der Menschheit sehen, dann schwindet alles Hassenswerte, dann stellt sich auch der Feind als eine Erscheinungsform der Gottheit dar, die wir affektfrei mit dem Auge des Künstlers betrachten, und die uns gerade durch diese Betrachtungsart mit der Seligkeit des willen- und begierdelosen Anschauens erfüllt. Ein Denker, dessen Schriften wir sonst nicht gerade in den Händen der Frauen sehen möchten, wenngleich intellektuell starke Frauen auch aus ihm vorzügliche Anregung und dauernde Förderung gewinnen würden, sagt in dieser Hinsicht [1]: „Zur Auffassung einer Idee, zum Eintritt derselben in unser Bewußtsein kommt es nur mittels einer Veränderung in uns, die man auch als einen Akt der Selbstverleugnung betrachten könnte; sofern sie darin besteht, daß die Erkenntnis sich einmal vom eigenen Willen gänzlich abwendet und die Dinge so betrachtet, als ob sie den Willen nie etwas angehen könnten. Denn hierdurch allein wird die Erkenntnis zum reinen Spiegel des objektiven Wesens der Dinge." Und weiter sagt er: „Nur dann faßt man die Welt rein objektiv auf, wenn man nicht mehr weiß, daß man dazu gehört; und alle Dinge stellen sich um so schöner dar, je mehr man sich bloß ihrer und je weniger man sich seiner selbst bewußt ist. Da nun alles Leiden aus dem Willen, der das eigentliche Selbst ausmacht, hervorgeht, so ist mit dem Zurücktreten dieser Seite des Bewußtseins zugleich alle Möglichkeit des Leidens aufgehoben, wodurch der Zustand der reinen Objektivität der Anschauung ein durchaus beglückender wird." Ich weiß nicht, ob jede der freundlichen Leserinnen ganz in diesen Gedankengang einzudringen Neigung hat; nur so viel möchte ich erkannt und zugegeben wissen, daß auch der Feind bei einer so objektiven Betrachtungsart an Schönheit und Liebenswürdigkeit gewinnt, und daß es auch einer energischen weiblichen Natur auf diese Weise erleichtert wird, im Feinde nur den Menschen zu sehen, dem wir ein Herz voll Liebe schuldig sind. Ein etwaiges Vorurteil tiefreligiöser Frauen gegen alle Philosophie, wie ich es öfters glaube gefunden zu haben, möchte ich durch die Bemerkung zerstören, daß, wie Schlaf und Tod Brüder sind, so auch Philosophie und Religion Schwestern. Der Tod ist nur der allertiefste Schlaf, in dem auch die letzten körperlichen Funktionen (die vegetativen) zur Ruhe kommen; die Religion ist nur die allertiefste Philosophie, in der auch die letzten Funktionen des Zweifels, die Qualen der endlosen dialektischen Selbstentzweiung des Gedankens

[1] Schopenhauer: „Welt als Wille und Vorstellung." II. pag. 419, 420 u. ff.

friedlich eingesargt werden, um nie mehr zu erwachen. Schlaf und Tod sind nicht zu trennen; alles was schlafend atmet, wird einst ausgeatmet haben; ebenso untrennbar sind wahre Philosophie und wahre Religion; alles, was denkend ringt, wird einst ausgedacht und ausgerungen haben und in reiner Anschauung beseligt sein.

Uebrigens bedarf es dieser philosophischen Betrachtungsart nicht immer, um das Gebot der Feindesliebe zu befolgen, denn in die Brust jedes Menschen, wenn er nicht auf der niedrigsten, tierischen Entwickelungsstufe stehengeblieben ist und einer Art von moralischem Kannibalismus huldigt, ist die allgemeine Menschenliebe eingeboren, und diese allgemeine Liebe umfaßt auch die Feinde. Ein Schwimmer, der seinen Feind in den Wellen mit dem Tode ringen sieht, wird in so aufregendem Momente jeden Gedanken an Feindschaft vergessen und ohne Zögern in die Flut springen, um das gefährdete Menschenleben zu retten. Eine Mutter, die das Kind ihrer Feindin durch die heranrollenden Räder eines Gefährtes bedroht sieht, wird besinnungslos hinzustürzen und mit Gefahr ihres eigenen Lebens das Kind dem Verderben zu entreißen suchen. Ein höheres Liebesopfer als das Leben wird aber kaum der Mensch dem Menschen bringen können. Man sieht hieraus, wie der mit Bildung des Herzens begabte Mensch gewissermaßen schon unbewußt und rein instinktiv auch den Feind liebt und wie erst eine bewußte, durch Trugschlüsse gestützte Abirrung von der wahren Logik imstande ist, diesen Instinkt in Haß zu verwandeln. Und wenn der Haß die Erscheinung des zum Kampfe geborenen Mannes nicht gerade ansprechender macht, so ist er für weibliche Schönheit geradezu das entstellendste Stigma. Die Frau, deren Lebensaufgabe in der Liebe besteht, darf in ihrem Herzen auch dem Feinde gegenüber keinen Raum für den Haß lassen; ein Engel des Friedens, der Huld und der Versöhnung soll sie durch das Leben schreiten und in der allgemeinen Menschenliebe jedem den Weg weisen, der zu Gott führt. Die Gattin eines Emporkömmlings, die mit einer kostbaren und überladenen Toilette ihr Pfauenrad im offenen Wagen schlägt und hochmütig-geldprotzig den vorübergehenden bescheidenen Leuten ins Angesicht grinst; die geschminkte und halb entkleidete Ballkönigin, die jedem Geck ihre Reize zur Schau stellt und den guten Ruf anderer Frauen mit der Dolchspitze ihres giftigen Züngleins meuchelt; die sogenannte Gebildete, die emotionswütig die Vereinssäle politisierender Männer stürmt, um sich an den Schlagworten des Tages und wüstem Kampfgeschrei zu berauschen; sie alle sind Karikaturen auf die schöne und wahre Weiblichkeit, die in jeden Streit das „Friede sei mit euch!“ hineinruft, die für jedes menschliche Leiden ein teilnehmendes Herz und für jedes Menschenauge das freundlich-huldvolle Lächeln der caritas hat. Der deutschen Frau ist wie keiner anderen auf der Welt so viel Innerlichkeit bei sicherem Taktgefühl, so viel echte Religiosität bei aufrichtiger Duldsamkeit, so viel Herzenswärme bei kritischer Kühle des Kopfes angeboren, daß sie ganz besonders vom Geschicke bestimmt und auserlesen erscheint, die praktische Bethätigung der allgemeinen Menschenliebe als köstlichste und edelste Blüte des Menschentums darzustellen; die Frau oder Jungfrau, welche der allgemeinen Menschenliebe ermangelt, versündigt sich daher nicht nur am eigenen Geschlechte, sondern auch an Gott, dessen beglückenden und beseligenden Weltenplänen sie vergeblich ihr ungehorsames und trotziges Herz entgegenzustellen versucht.

Gerhard von Amyntor.

Worauf es ankommt.

„Das Leben ist ein trübes,
Langweil'ges Einerlei“ —
Ruft pessimistisch Jener
Und geht am Glück vorbei.

„Wie ist das Leben wonnig,
Ein sonnig-grüner Mai!“ —
So spricht ein Liebespärchen
Und herzt und küßt dabei.

Das alles hört ein Dritter,
Ein vielerfahr'ner Mann,
Der denkt: Es kommt im Leben
Stets auf den Standpunkt an.

Wilhelm Kunze.

Das Zusammentreiben der Strauße.

Die künstliche Straußenzucht in Südafrika.

Von

Otfried Mylius.

Der Mensch ist ein geborener Verwüster und Zerstörer der organischen Natur; er verheert, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, unerbittlich die organischen Wesen beinahe bis zu ihrer Ausrottung, und lernt ihren Wert erst schätzen, wenn er sie entbehren soll. So geht es ja mit allen Dingen im Leben. Und nicht der wilde Mensch allein handelt nach diesen brutalen Instinkten, sondern auch der halbwilde und der sogenannte civilisierte. Die vielen Millionen Bisons oder amerikanischen Auerochsen, welche vordem die Prairieen, die Millionen Biber, welche die waldigen Ufer der nordamerikanischen Ströme, die Hunderttausende zahlloser Herden der verschiedensten Antilopenarten, welche einst die Wüsten des heißen Afrika belebten, sind durch die gedankenlose Mordlust wilder Stämme und die planmäßige Vertilgungswut müßiger Weißen um eines geringen Gewinnes willen beinahe ausgerottet worden. Die nützlichen Cinchoneenbäume der südamerikanischen Bergwälder, welche die medizinisch so wichtige Chinarinde liefern, sind von den habgierigen und gedankenlosen Cascarilleros oder Rindensammlern, meist Indianern, beinahe vertilgt worden, so daß man, um sich die fernere Gewinnung der kostbaren Rinde zu sichern, genötigt worden ist, nun in Süd- und Mittelamerika, in Indien, auf Ceylon und Java großartige Cinchoneenpflanzungen künstlich anzulegen. Ganz ebenso ging es auch mit dem größten unserer Vögel, dem afrikanischen **Strauß**, welcher dem menschlichen Haushalt nicht den mindesten Schaden zufügt, da er von Natur aus nur in den heißen kahlen Wüsten lebt und die Nähe des Menschen meidet, wenn er nicht jung gefangen seine natürliche Scheu vor dem Menschen verliert und sich an dessen Nähe gewöhnt. Der Strauß liefert dem Jäger nicht nur ein gutes Wildbret, das namentlich bei jungen Vögeln vortrefflich ist, sondern auch seine wertvollen Eier, welche eine gute und nahrhafte Speise geben, obwohl sie, ihres urinösen Geschmackes wegen, dem gebildeten Gaumen nicht behagen, und die Schalen dieser Eier liefern dem Wilden sogar Wassergefäße von ziemlichem Inhalt;

außerdem aber hat der Strauß eine Anzahl schöner, leichter, krauser Schmuckfedern von weißer, schwarzer, grauer und bräunlicher Farbe, mit welchen sich der Jäger selbst putzt, die schon seit ferner Vorzeit ein gesuchter Handelsartikel sind und seit einigen Jahrzehnten ihrer steigenden Seltenheit und Nachfrage wegen in hohem Marktwerte stehen.

Wir dürfen voraussetzen, daß die meisten unserer Leser mit der Naturgeschichte des Straußes bekannt sind. Wir können es uns daher ersparen, hier schon Bekanntes über ihn zu wiederholen, und wollen nur darauf hinweisen, daß ein solches Straußenei, welches beinahe ein Liter Flüssigkeit enthält und durchschnittlich 1440 Gramm wiegt, eine beträchtliche Menge Nahrungsstoff und einen sehr stickstoffreichen Dotter enthält und daher für einen armen Wilden beinahe eine Familienmahlzeit abgibt. Unser nebenstehender Holzschnitt veranschaulicht das Größenverhältnis zwischen einem gewöhnlichen Hühner- und einem Straußenei, und vermag zu erklären, warum die Wilden Afrikas die Straußeneier so eifrig aufsuchen. Wenn wir dann ferner noch der Thatsache gedenken, daß schon der Händler eine schöne große weiße Schmuckfeder aus der Schwinge eines Straußenmännchens einzeln mit einem Werte von 12—18 Mark an Ort und Stelle bezahlt, so wird man auch begreifen, warum dieser Vogel in seiner Heimat so schonungslos gejagt wird, daß er in vielen Gegenden, z. B. in Algerien, im Kordofan, im Kaplande u. s. w., wo er früher in Scharen vorkam, nachgerade selten geworden ist. Ja im Kapland und dem ganzen britischen und freien Südafrika ist der Strauß schon 1870 so selten geworden, daß die Kolonialregierung sich gezwungen sah, seine Jagd gesetzlich und mit Einführung von Schonzeiten zu regeln, um seiner gänzlichen Ausrottung vorzubeugen. Die Beeinträchtigung der Fortpflanzung des Straußes durch die Jagd auf die Eier war schon groß genug, denn da die Straußenhenne ihr Gelege von 12—18 Eiern so sorgfältig im Sande verscharrt, daß oft das geübteste Menschenauge dasselbe nicht zu finden vermag; da sie ferner ihr Gelege verläßt, wenn sie durch Menschen von demselben verscheucht worden ist: und da es noch zweifelhaft ist, ob sie im wilden Zustande ein zweites Gelege macht, wenn sie das erste aufgegeben hat, so kann man sich vergegenwärtigen, wie ungemein die Vermehrung des Vogels darunter leiden muß. Allein auch die Ausbeute an Schmuckfedern durch die Jagd wird durch mancherlei Zufälligkeiten beeinträchtigt. Die Federn vom wilden Vogel sind nicht immer und nicht alle gleich schön; sie sind zum Teil zerschlissen, beschmutzt und abgestoßen, so daß man selten einen Edlim oder männlichen erwachsenen Strauß erlegt, welcher alle seine Schmuckfedern (gegen 20 an jeder Schwinge) vollzählig und tadellos schön aufweist. Vielmehr sind 14—16 schöne weiße Flügelfedern, die gesuchtesten und wertvollsten seines Gefieders, durchschnittlich das Maximum, was man von einem wilden männlichen Vogel erzielt. Ein tadelloser Straußenbalg mit allen Federn und in gutem Zustande wird noch heute mit einem Preise bis zu 400 Mark, ein Kilogramm tadelloser weißer Flügelfedern wird schon in Afrika mit 1000—1200 Mark bezahlt und ist ungemein schwer zusammenzubringen, da die einzelnen wilden Jäger kaum eine genügend sichere Art der Aufbewahrung und des Transports der Federn haben. Die gewöhn-

Hühnerei und Straußenei.

lichste Art, die wertvollen Federn des erlegten Vogels zu verwahren, besteht darin, daß der Jäger ein Stück dicken Rohrs schneidet, in dessen Höhlung die Federn einschiebt und so mit sich trägt, wodurch sie zwar vor Beschädigungen durch Reiben und Abstoßen, dagegen nicht vor Insekten und Motten gesichert sind. Auch die Aufbewahrung des ganzen Balges hat ihre Schwierigkeiten, selbst wenn man den Balg auf der Innenfläche mit Arsenikseife oder Sublimatlösung tränken würde. Die dicke Epidermis des Straußes ist ziemlich fett und eine Lieblingsbrutstätte vieler jener schädlichen Insekten, woran ja die Tropenländer so reich sind, und sie beherbergt oft Eier und Larven von Federmotten und anderen Schädlingen, deren man sich kaum zu erwehren vermag, so daß selbst dem Händler noch mancher Schaden erwachsen kann. Früher behauptete man, die Federn von zahmen Straußen (und solche gab es schon seit Jahrtausenden in Afrika und Westasien unter den dortigen Wüstenbewohnern) seien nicht so schön und groß als die Federn von wilden Vögeln; aber Zeit und Beobachtung haben dieses Vorurteil längst entkräftet und widerlegt.

In Sudan, in Kordofan, in Sennaar und selbst auf dem Kaplande war es schon längst üblich, junge Strauße, die man nicht verspeisen wollte, großzuziehen und zu domestizieren, was ganz leicht war, denn unter guter Behandlung und bei genügender Fütterung wird der Strauß leicht ein Hausgenosse des Menschen. Dies wußten nicht nur die Afrikareisenden und die Händler an der Berber-, Mogador-, Senegalküste, in Marokko, Aegypten, Südafrika und Arabien, sondern man hat schon vor etwa 40 Jahren auch in europäischen zoologischen Gärten (San Donato bei Florenz, Marseille, Ham, Algier und Spanien) mit Erfolg versucht, Strauße nachzuzüchten. Als daher in den fünfziger Jahren, wo die wilden Strauße im allgemeinen selten geworden und die Straußenfedern sehr im Preise gestiegen waren, die Frage ventiliert wurde, ob man die Strauße nicht domestizieren und künstlich züchten könne, widmeten sich mehrere französische Ansiedler in Algerien derartigen Versuchen, und namentlich ein Herr Hardy erzielte ganz befriedigende Erfolge, die jedoch nicht in größerem Maßstabe ausgebeutet worden zu sein scheinen.

Der erwachsene männliche Strauß.

Etwa um das Jahr 1857 kam ein Engländer, Namens Kinnear, welcher zu Beaufortwest in der Kapkolonie ein ausgedehntes, vorherrschend zur Viehzucht bestimmtes Grundeigentum besaß, auf den Einfall, einen Versuch mit dem Aufziehen von Jungen wilder Strauße zu machen, um zu erproben, ob man mittels dieses Industriezweiges nicht schöne Straußenfedern für den Handel erzielen könne. Beaufortwest liegt inmitten einer Gegend, wo es früher viele wilde Strauße gegeben hatte und wo sie auch damals noch nicht selten waren. Es gelang ihm bald, sich von einem Ansiedler einige junge Vögel zu verschaffen, welche, erst wenige Tage alt, gefangen worden waren. Diese brachte er in ein Gehege, wo sie sorgsam gefüttert und verpflegt wurden. Als sie einige Monate alt waren, ließ man sie frei auf den Luzernefeldern um das Häuschen herumlaufen. Sie waren ganz zahm, liefen nicht davon, sondern kehrten

immer wieder zum Hause zurück und gediehen so gut, daß sie auch sanguinischen Hoffnungen entsprachen. Als sie etwa 18 Monate alt waren, lieferten sie die erste Ernte an Schmuckfedern, die allerdings noch etwas klein, aber sehr schön, rein und vollkommen waren. Herr Kinnear studierte die Lebensweise seiner Vögel genau und kaufte noch mehr Junge von verschiedenem Alter auf, welche sich den andern anschlossen und sich ganz miteinander vertrugen. Im Alter von 3—4 Jahren paarten sich die Vögel, die Hennen legten Eier, durchschnittlich 15—16 per Kopf und brüteten sie aus, durchschnittlich 12—14 vom Gelege. Binnen weniger Jahre hatte Herr Kinnear eine Herde von mehr als 100 Stücken, und hatte die Möglichkeit und den praktischen Wert einer derartigen Züchtung glänzend dargethan. Obwohl er seine Erfolge nicht geheim hielt, so fand anfangs doch dieser neue Zweig der Landwirtschaft so wenig Anklang, daß sein Beispiel kaum Nachahmung erfuhr und man 1865 außer seiner Herde nur ca. 80 zahme Strauße in der ganzen Kolonie fand.

Allein von dieser Zeit an nahm die Straußenzucht plötzlich einen bedeutenden Aufschwung und wurde in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Wiederholte trockene Jahre hatten den Kolonisten die Unsicherheit des Ertrags ihrer Schafzucht gezeigt, welche damals eine hauptsächliche Subsistenzquelle der Kolonie war. Der Wunsch, ein weiteres landwirtschaftliches Gewerbe zu betreiben, veranlaßte viele von den Grundbesitzern, es mit der Straußenzucht zu versuchen, welche Herrn Kinnear so gute Ergebnisse geliefert hatte. Es entstand eine allgemeine Nachfrage nach jungen Vögeln, deren Preis rasch von wenigen Schillingen auf 10 und sogar 15 Pfd. Sterl. per Stück stieg, denn jeder wollte sein Heil damit versuchen. Die Sache schlug ein und ward mit solcher Energie in die Hand genommen, daß die Aufnahme für den Steuersatz des Jahres 1875 schon eine Anzahl von 28000 zahmen Straußen in der Kolonie auswies, welche sich heutzutage auf etwa 70—80000 Stück erhöht haben mag. Die ganze Ausfuhr von Federn von diesen zahmen Straußen und von den wilden, welche jenseit der Grenze der Kolonie erbeutet worden waren, belief sich, nach den amtlichen statistischen Tabellen schon im Jahr 1877 auf einen Wert von nahezu einer halben Million Pfd. Sterl. Da jedoch die Nachfrage nach Straußenfedern gestiegen ist, so scheint auch künftighin der Absatz für den ganzen Ertrag an Federn gesichert, um so mehr als notorisch die sogenannten „zahmen" Federn, weil zur rechten Zeit und in vollkommenem Zustande ausgerupft, im Handel bereits den „wilden" Federn vorgezogen werden.

Im Anfang wurden die Jungen der wilden Strauße, welche man domestizieren wollte, beinahe unmittelbar nach dem Ausschlüpfen vom Neste weggenommen, indem man das Elternpaar aus einiger Entfernung beobachtete, bis die Brut vorüber war. Die gefangenen Jungen wurden dann schnellstens nach irgend einer Behausung gebracht, in einer mit Wolldecken ausgeschlagenen Holzkiste warm gehalten und mit sehr klein gehacktem Eiweiß, frischem Klee und anderem Grünzeug gefüttert und sorgfältig aufgezogen. So erlangte man den ersten Straußenstand, und diese Art des Fangs und der Zucht ist in den entfernten Teilen der Kolonie noch üblich, wo die wilden Strauße auf den ungeheuren Karrufeldern noch immer herumschweifen und brüten. Allein außerdem werden dermalen alljährlich noch viele Tausende von Jungen aus zahmen Hennen gewonnen und werfen ihren Züchtern einen namhaften Gewinn ab. Ein Strauß von 4—6 Monaten wird gegenwärtig im Durchschnitt etwa mit 15 Pfd. Sterl., ein Paar schöner brutfähiger Strauße mit 100 bis zu 300 Pfd. Sterl. bezahlt. Deshalb legen sich jetzt große und kleine Grundbesitzer auf die Straußenzucht, — die ersteren, welche die Jungen in einem Alter von 4 bis zu 12 Monaten von den Züchtern kaufen, halten dieselben um ihrer Federn willen, und verkaufen sie dann als Brutvögel, wenn sie das erforderliche Alter erreicht und sich gepaart haben; die kleineren Grundbesitzer halten ihre Strauße nur der Brut wegen, um die Jungen zu verkaufen, wenn sie dieselben bis zu dem für den Verkauf tauglichen Alter herangezogen haben.

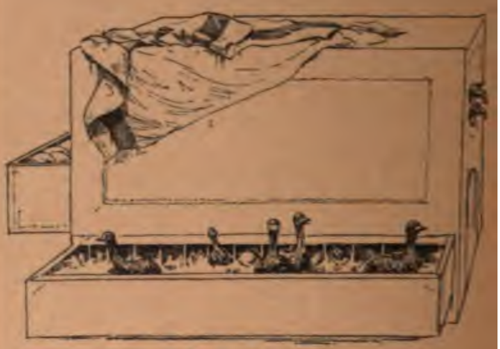
Wenn der Strauß jährig ist, so wird er zum erstenmal gerupft. Die dabei gewonnenen sog. „Küchleins- oder Jugendfedern" haben keinen großen Wert, denn der Ertrag eines einzelnen Vogels ist nur etwa 30 Mark. Nach weiteren 8 Monaten kann dann der junge Vogel zum zweitenmal gerupft werden und gibt je nach der Qualität und dem Geschlecht des Vogels schon einen Ertrag von 5 bis zu 12 Pfd. Sterl. Dieses Rupfen kann dann etwa alle 8—9 Monate

wiederholt werden, denn so lange brauchen die ausgerupften Federn, um wieder nachzuwachsen und sich zu voller Größe zu entwickeln. Nur wenn die Vögel sich paaren und zu brüten Miene machen, darf man sie nicht rupfen, weil sie ihrer Federn bedürfen, um die Eier im Neste zu bedecken und die Wärme während des Brutprozesses zu regeln. Die Federn, welche man ihnen nach dem Brüten ausrauft, sind auch von geringerem Werte als sonst, weil sie gewöhnlich schmutzig, abgestoßen und zerfetzt sind.

Mit dem Paaren der Strauße ist es eine eigene Sache, denn wenn man ein Männchen und ein Weibchen zusammenbringt, ist es noch keineswegs sicher, daß sie sich paaren; vielmehr ist es Erfahrungssache, daß die Strauße hierin sehr wählerisch sind, eine förmliche Zuchtwahl treiben und einander ohne Neigung nicht annehmen. Man kann sie oft monate-, ja sogar jahrelang zusammensperren, ohne daß sie sich paaren. Sobald sie sich aber gepaart haben, bringt man Männchen und Weibchen zusammen in ein Gehege, das je größer desto besser ist, und gibt ihnen, außer dem Futter, das sie selbst hier finden, noch weiteres Futter wie Luzerne, Mangoldwurzel, gehacktes Fleisch und auch Knochen, ohne welch letztere sie beide nicht gedeihen. Während der Legezeit ist das Männchen sehr wild und eifersüchtig und greift furchtlos jeden Menschen und jedes Tier an, welche in seine Nähe kommen, und ein Schlag von seinem muskelkräftigen Bein vermag unter Umständen einen Menschen zu töten. Die Henne legt jeden zweiten Tag ein Ei, bis deren 15—18 im Neste liegen, das nur ein in den sandigen Boden gescharrtes, napfförmiges, seichtes Grübchen ist. Das Ausbrüten dauert in der Regel 6 Wochen, und Männchen und Weibchen sitzen umschichtig auf den Eiern, und zwar das Weibchen bei Tage, das Männchen bei Nacht.

Diese Vögel zeigen einen wunderbaren, an Intelligenz grenzenden Grad von Instinkt in der Regelung der zum Ausbrüten der Eier erforderlichen Wärmemenge. Während der Nacht, am frühen Morgen und am Abend ruht der ganze Körper auf dem Gelege, und die außenliegenden Eier werden mit den ausgebreiteten Flügelfedern bedeckt. Wenn aber die Tageshitze zunimmt, erhebt der Strauß seinen Körper allmählich mehr und mehr und sitzt dann nur kauernd über denselben. In den Mittagsstunden, wenn die Hitze am größten ist, verläßt die Henne das Nest und äst sich einige Stunden in dessen nächster Umgebung, bis die Sonnenhitze nachläßt, worauf sie sich wieder auf die Eier setzt, und nach Sonnenuntergang das Männchen sie ablöst.

Da aber niemals das ganze Gelege ausgebrütet wird, sondern immer einige der außenliegenden Eier verloren gehen und weil der Eigentümer meist auch die schönen Federn des Brutpaares nicht einbüßen will, so bedient man sich auf größeren Straußenfarmen auch eines Brutkastens zu künstlicher Ausbrütung, von



Ein Brutkasten.

welchem wir obenstehend eine Ansicht geben. Derselbe enthält in drei Reihen 6 Schubladen, deren jede 10—12 Eier aufnehmen kann, welche in Wolle eingebettet liegen. Die Heizung geschieht durch Röhren mit erwärmtem Wasser, welche zwischen den Schubladen in der Längenachse des Kastens angebracht sind und eine konstante Wärme von etwa 40—42° C. erhalten. Der Brutkasten brütet allerdings alle Eier sicherer aus als die Mutter, aber man hat doch manche Bedenken dagegen, und viele Züchter behaupten, es sei besser, die Vögel ihre Gelege selbst ausbrüten zu lassen. Wenn man nämlich die gepaarten Strauße sowohl auf dem Neste als während des Brütens gut füttere, so beginne die Henne etwa vier Wochen nach dem Ausschlüpfen der ersten Brut wieder zu legen und bringe auf diese Weise meist drei, aber auch sogar vier Bruten nacheinander im Jahre zu Stande, und die natürlich ausgebrüteten Jungen seien kräftiger als diejenigen aus dem Brutkasten. Nehme man aber einem Paare das erste Gelege hinweg, so weigere sich die Henne oft, zum zweitenmal zu

legen, und dies sei dann ein Verlust für den Züchter. Thatsache ist, daß das brütende Paar die Eier eines Geleges jeden Tag einmal umwendet, damit ihnen eine gleiche Wärme zu teil werde.

Die Straußenküchlein, gleichviel ob natürlich oder künstlich ausgebrütet, sind sehr zart, und bedürfen vom Anfang ihres Lebens an stets der aufmerksamsten Pflege. Man bringt sie daher in besondere Gehege, wo sie sehr gut gefüttert und sorglich vor Kälte und Nässe bewahrt werden, die ihnen sehr schädlich sind. Man gibt ihnen gelegentlich gehacktes Fleisch, Kaldaunen 2c. und namentlich gehackte salzhaltige Pflanzen, wie sie an vielen Stellen der Wüste häufig vorkommen, und reicht ihnen von Zeit zu Zeit eine Abkochung von Granatwurzel gegen die Eingeweidewürmer, von denen sie sehr heimgesucht werden, gleich den jungen Truthühnern. Die Entwickelung der Jungen ist eine außerordentlich rasche, und bei genügendem Futter erreichen sie binnen Monatsfrist schon die Größe einer Trappe und binnen 16 bis 18 Monaten ihre volle Größe. Man hält die jungen Strauße für sich in gesonderten Gehegen in der Nähe eines Hauses und unter steter Aufsicht und reichlicher Fütterung mit gemischter Nahrung, denn man hat beobachtet, daß der Strauß zwar kein gefräßiger Vogel ist, obwohl er alles verschlingt, was er findet: Steine, metallene Gegenstände, Holz, Lederzeug, Werg und namentlich gern Knochen; daß er aber auch Wüstenratten, junge Vögel, Frösche, Eidechsen und andere Tiere aller Art verschlingt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Die jungen Strauße werden gewöhnlich der Aufsicht eines Weißen übergeben, weil ein Hottentotte, Kaffer oder Gricqua ihnen nicht die notwendige Sorgfalt schenken würde, und sind außerordentlich zahm und zuthunlich; sie folgen dem Rufe ihres Wärters und halten sich gern in der Nähe des Hauses auf, gewöhnen sich aber später, wenn sie zu den großen Herden versetzt werden, bald auch an die alten Vögel, von welchen sie gern geduldet werden.

Man findet dermalen im Kaplande viele Straußenfarmen, auf welchen Herden von je 200—300 Straußen weiden, die einen bedeutenden Wert repräsentieren und einen sehr schönen und verlockenden Ertrag liefern. Die einzelnen Vögel sind allerdings an Ertragsfähigkeit oder Ergiebigkeit bezüglich der Federn äußerst verschieden, denn von den einen gewinnt man bei jedem Rupfen (clipping) nur Federn im Werte von 3, bei anderen aber bis zu 15 Pfd. Sterl. Diese Ergiebigkeit hängt wesentlich von der Beschaffenheit der Vögel während der Zeit ab, in der sich die Federn bilden; gut genährte Vögel liefern die schönsten Federn. Früher raufte man ihnen alle Federn zu gleicher Zeit aus und damit auch viele, welche noch nicht vollständig ausgewachsen waren, was dann den Vögeln große Schmerzen und

Ein Zweikampf.

sogar heftige Blutungen verursachte und die federerzeugenden Eigenschaften der Schwingen sehr beeinträchtigte. Jetzt verfährt man rationeller und schneidet die vollkommen ausgebildeten Flügel- und Schwanzfedern mit einer scharfen Scheere tief am Kiel ab, wodurch der Vogel mehr geschont wird und die abgeschnittene Feder schneller und schöner wieder nachwächst.

Man kann zwar in allen Teilen der Kapkolonie Strauße züchten, vielleicht mit Ausnahme der höheren, kalten, gebirgigen Tafelländer, allein sie gedeihen am besten auf den ausgedehnten Karru-Ebenen, welche ihre natürliche Heimat sind. Man kann sagen, daß alle Oertlichkeiten, auf welchen Merinoschafe gedeihen, auch den Straußen am besten zusagen. Sie können jedoch das Wasser nicht ganz ent-

behren, denn der Strauß ist einer der wenigen Vögel, welche harnen, und sie saufen reichlich, wenn sie an Quellen und fließendes Wasser gelangen. Ebenso lieben sie auch besonders würzige Pflanzen, sowie jene salz- und sodahaltigen Gewächse wie Mesembryanthemum, Salsola sala, Chenopodiaceen 2c., die in der Nähe der Meeresküste wachsen, und deshalb werden auch die an der Küste gezüchteten Jungen die schönsten und kräftigsten.

Wenn man eine Straußenfarm anlegen will, so muß man auf diese genannten Erfordernisse im voraus bedacht nehmen und auf jeden Vogel, mit welchem die Farm besetzt werden soll, mindestens 1 Hektar Flächenraum rechnen. Die Umzäunung einer solchen Area von 200—300 Hektar in einem verhältnismäßig holzarmen Lande erheischt daher von vornherein ein großes Anlagekapital, die Beschaffenheit der Vögel selbst kein kleineres; aber der Ertrag ist trotzdem ein höchst lohnender, so daß viele Kolonisten die wegen der australischen Konkurrenz immer weniger lohnende Schafzucht aufgegeben, andere sogar ausgedehnte Getreideländereien in Straußengehege verwandelt und sich ganz auf Straußenzucht verlegt haben, vielleicht zum Nachteil der übrigen Landwirtschaft der Kolonie, und noch immer werden große Kapitalien im Kapland in der Straußenzucht angelegt, welche verhältnismäßig nicht schwierig ist. Man muß nur alle Jahre gewisse Strecken des run oder freien Laufs im Gehege mit Luzerne und anderen Futterpflanzen anbauen und diese Felder umzäunen und die Vögel davon abhalten, bis die Saat genügend herangewachsen ist, um den Straußen zum Abweiden überlassen zu werden, denn wenn dieselben über die junge Saat kämen, würden sie diese mit der Wurzel herausreißen. Die Strauße sind jedoch überaus zahm, mit Ausnahme der Brutzeit, und lassen sich leicht treiben. Ein paar Männer mit langen dornigen Akazienzweigen sind imstande, die ganze Herde von einem Ende des run zum andern zu treiben, ohne daß die Vögel widerspenstig werden. Im Gehege selbst sind die Strauße so zahm und vertraulich, daß sie den Fremden ganz dicht herankommen lassen, ohne sich zu fürchten, daß sie ihm aus der Hand fressen und ihm sogar die Knöpfe vom Rock abbeißen. Sie verschlingen Gegenstände von der Größe einer Orange mit Leichtigkeit und ohne zu kauen, und man kann, da die Speiseröhre spiralförmig um den langen Hals des Straußes herumläuft, ganz leicht den Weg verfolgen, welchen der verschluckte Gegenstand nimmt. Mimosen- und Akazienbäume werden oft von ihnen geschält; haut man ihnen die Blätter der wild wachsenden Kaktus und Aloen ab, was man aus diätetischen Rücksichten oft thut, so fressen sie dieselben gierig, d. h. sie verschlingen dieselben wie auch die jungen Triebe und Samen ihrer Lieblingsgewächse, ohne sie zu kauen, und überlassen es ihrem sprichwörtlich gewordenen guten Magen, die rohe Masse zu verdauen.

Bösartige oder tückische Vögel sind unter ihnen selten, denn ungereizt ist der Strauß ein harmloses Geschöpf, außer zur Paarungszeit und zur Brutzeit. Aber einer Henne das Gelege wegzunehmen, ist immer mit einiger Gefahr verbunden. Wenn es nicht gelingt, das Paar von dem Neste hinweg und aus dem speciellen Gehege hinauszulocken, z. B. durch Futter, so müssen einige Leute die beiden Vögel beschäftigen und vom Neste hinweg locken, während einige andere die Eier aus dem Neste nehmen. Die beiden ersteren haben dann immer eine Art Zweikampf mit den Straußen zu bestehen, der nicht ohne Gefahr für den Menschen ist. Der Wärter (meist ein Hottentotte oder Gricqua) muß sich seiner einzigen Waffe, einer langen dornigen Akazien- oder Mimosengerte, geschickt bedienen, um den nackten Hals des Straußes, seine empfindlichste Stelle, zu bedrohen und sich den Vogel damit so weit vom Leibe zu halten, daß derselbe ihn nicht durch Ausschlagen des Beines treffen kann, wodurch er ihm leicht einen Arm oder ein Bein zerschmettern würde.

Bekanntlich haben seit einigen Jahren unternehmende Engländer den eigentlichen afrikanischen und westasiatischen Strauß auch nach Südamerika verpflanzt und in den Pampas am La Plata und in Patagonien zu acclimatisieren versucht, wo ja auch der etwas kleinere amerikanische Strauß oder Nandu (Struthio Rhea, Rhea americana) heimisch ist, dessen Gefieder keine Schmuckfedern liefert. Diese Versuche, den echten Strauß dort in Masse zu züchten, sollen Erfolg versprechen, allein bis zu welchem Umfang dieselben gediehen sind, darüber mangeln uns noch authentische Berichte.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Straußenfedern selbst, auf deren Gewinnung die ganze Zucht abzielt. Die prächtigen weißen

Schmuckfedern, nach welchen die Damen in der ganzen Welt so lüstern sind, wachsen nur an den Enden der kurzen Schwingen der männlichen Vögel. Ein ausgewachsener und wohlbeschaffener Vogel liefert alle acht bis neun Monate 20—40 derselben und einige schwarze Federn ebenfalls von den Schwingen. Die Schwanzfedern sind nicht so schön und darum auch nicht so wertvoll. Auch die Henne hat an den Flügelspitzen schöne Federn, allein niemals von ganz reiner Farbe, sondern meist gräulich oder mit Grau gefleckt und gesprenkelt, und diejenigen Schwingenfedern, welche beim Männchen schwarz sind, sind bei der Henne grau. Die „Hennenfedern“ werden minder teuer bezahlt. Von den langen Schmuckfedern gehen 120 bis 130 Stück auf ein Pfund; sie werden immer nach dem Gewicht verkauft und auf den englischen Markt geschickt, welcher die übrige Welt damit versorgt. Die Versendung geschieht mittels sorgfältiger Verpackung in Kisten, worin die Federn glatt übereinander gelegt sind, mit dazwischen gestreutem Pfeffer- oder Tabakstaub, um die Motten abzuhalten. Jede Kiste ist sorgfältig in Sackleinwand eingenäht und auf mehreren Säumen und Nähten versiegelt, um Betrügereien vorzubeugen. Das Sortieren der Federn nach dem Rupfen oder Abschneiden ist ein Geschäft, welches bedeutende Sorgfalt und Uebung erfordert, damit die Federn den entsprechenden Erlös erzielen. Wie groß aber auch schon jetzt die Produktion an Straußenfedern in der Kapkolonie ist, so sind die Preise doch noch nicht zurückgegangen und der Absatz ein ganz leichter.

Es gibt in allen Teilen der Kolonie Händler, welche die Straußenfedern jederzeit aufkaufen, und in allen größeren Städten der Kolonie werden regelmäßige Markttage abgehalten, an denen die Federn öffentlich versteigert werden. Hier erstehen die Großhändler ihren Bedarf und schicken denselben gerade so, wie die Federn vom Vogel kommen und ohne alle Zurichtung, nach England, wo dieselben nach ihrer Ankunft in die Hände derer wandern, welche sie herrichten, reinigen, kräuseln, nach dem Tagesgeschmack färben u. dergl., woraus ein ganz interessanter Industriezweig geworden, wenn er vielleicht auch nicht so lohnend ist wie die neu aufgekommene künstliche Zucht der Strauße mit Absicht auf die Gewinnung der Federn, welche wir als ein Kuriosum von neuer praktischer Ausbeutung der Naturkunde unseren Lesern schildern wollten.

Eine Herde junger Strauße.

Die Madonna mit den Lilien.

Erzählung von A. Godin.

Nun muß ich zur Bahn," sagte ein kleiner, behender Mann zu einem zweiten, der ihn um eine halbe Kopfeslänge überragte.

„Schon?" entgegnete dieser und zog die Uhr: „Wir haben Zeit vollauf, ich begleite dich."

Er nahm gleichfalls seinen Hut zur Hand und die jungen Männer wanderten plaudernd, gemächlich durch die sommerlich belaubten Anlagen.

„Schade daß du nicht bleiben kannst," sagte der Hochgewachsene. „Mir gefällt es hier, doch weiß ich im voraus, daß ich während dieser müßigen Wochen viele Grillen fangen werde. Etliche tausende davon hättest du mir verscheucht."

„Du? Grillen? Warum nicht gar! Du bist dein Lebtag ein Glückspilz gewesen, mit dem ich jeden Augenblick tauschen möchte."

„Auch jetzt?"

„Gerade jetzt! Mein Gott, du bist ja nicht krank, Robert, nur müde, ein bißchen aufgebraucht durch zu viel Leben. Und welches Leben! wenn ich dich für beneidenswert erkläre, so hege ich ja deshalb nicht schnöden Neid, wir gönnen dir alle, was dir geworden, es ist an den rechten Mann gekommen. Glück war aber auch dabei! Auf dem angenehmen Umwege eines Stipendiums für Italien in gelehrte Hände zu fallen und den interessantesten Sommer in Griechenland erleben zu dürfen, ist ein Glück!"

„Das ich mit meiner Gesundheit bezahle."

„La, la! so schlimm ist es nicht. Du hast dich überarbeitet, zu anhaltend gezeichnet, die Hitze dazu — das hat dein Nervensystem momentan beunruhigt, sechs Wochen Seebäder und alles kommt in Ordnung. Du bist höheren Ortes famos angeschrieben, zum Winter wird man eine schöne Baumeisterstelle für dich parat halten, es fehlt dir ja nicht an Gönnern und Freunden. Ganz gewiß wirst du in W. placiert und bekommst eine interessante Aufgabe nach der anderen. Und dein gegenwärtiges Schicksal ist auch nicht zu verschmähen. Hier lebt sich's köstlich — welche Luft! und wie viele hübsche Gesichter sind uns seit gestern schon begegnet. Mit solchem Material wüßt' ich sechs müßige Wochen vortrefflich auszufüllen, und nun solch ein bildschöner Kerl wie du!"

Er hob seinen buschigen Kopf mit der gescheiten Mause-Physiognomie und musterte den Freund diesmal wirklich mit etwas neidischem Blick von oben bis unten. „Von alters her sind dir überall die Mädels nachgelaufen!"

Robert zuckte die Achseln. „Unsinn! den Fall aber angenommen, hättest du, werter Hans, irgend ein Vergnügen an Mädels, die mit ihrem Herzchen auf dem Präsentierteller dir nachspazierten?"

„O ja!" sagte Hans innig. „Großes Vergnügen; leider thun sie's nur nicht. Du bist ein kalter Fisch, aber gib acht, dein Stündlein wird auch noch schlagen."

Der Schöne gab keine Antwort; seine Augen folgten einer Gestalt, die eben, aus dem Wäldchen kommend, dessen Fortsetzung die Anlagen bildeten, quer über den Weg geschritten war und die Richtung nach dem Strande einhielt. Eine hohe Figur, die durch einen weiten, dunkelblauen Radmantel verhüllt war. Ein weißes, leicht über den Kopf geworfenes Spitzentuch, dessen Enden sich unter dem Kinn verknüpften, verbarg das Haar beinahe vollständig. Nur das schmale Gesicht blieb frei. Die schlanke, unbekleidete Hand umschloß zwei hohe Lilienstengel, die sie in derselben unverrückt aufrechten Linie erhielt, welche auch die langsam schreitende Gestalt zeichnete. Als sie bereits verschwunden war, erfüllte der feine Blumenodem noch die Luft.

„Du bist zerstreut, Robert," sagte der Kleine, welcher ununterbrochen weitergeschwatzt hatte, während die Gefährten den Hügel erstiegen, der zum Bahnhofe führte; „woran denkst du?"

„Diese Frau hat mich ganz merkwürdig an eine Madonna aus meiner Kinderzeit erinnert — "

„Eine schwarze Madonna!" lachte Hans. „Du hast doch sonst scharfe Augen im Kopfe; wenn du die Blaue meinst, welche vorhin wie ein umgekehrtes Ausrufungszeichen an uns vorbeistelzte, so mache ich deiner Phantasie mein Kompliment. Die — eine Madonna! mir ist sie auch aufgefallen, durch ihren Mulattenteint und ihre Häßlichkeit."

„Es ist doch nicht anders," sagte Robert heiter. „Daheim in meinem Geburtsörtchen steht eine kleine Kirche auf dem sogenannten Berg — ein Maulwurfshügel natürlich. Die Mutter ging gern dorthin beten, und es war mein Höchstes, mitgenommen zu werden. Da gab es Gold und Farben vollauf, und der Zopfstil mit den bemalten Engelsköpfen, die allerwärts zwischen vergoldeten Flügeln herunterschauten, war mir damals gerade recht. Ueber dem Altar hing ein Muttergottesbild, vor dem immer zwei Kerzen brannten. Ich seh' es noch, und eben sah ich es wieder. Das trug Lilien gerade so vor sich her, im blauen Mantel, mit dem Schleiertuch auf dem Kopf."

„Hm!" machte Hans, „über Geschmack sollten Architekt und Maler eigentlich nicht streiten! meine Augen protestieren aber gegen deine Heilige. Zum Glück ist sie reichlich majorenn, und so hat es wenigstens keine Gefahr. Ade nun, alter Freund, werde frisch und lasse bald von dir hören!"

Robert Haag schlenderte ruhig dem Kurhause zu, dessen Mittagsstunde nahe war, und wohin er nach Tisch aus dem Gasthofe, der die Reisegefährten für eine Nacht aufgenommen, für die Dauer seiner Kurzeit übersiedelte. Die wenigen geräumigen Gelasse des Hauses waren bereits vergeben; der junge Baumeister hatte deshalb zwei der nach dem Balkon mündenden Zimmerchen in Beschlag genommen, wozu der schöne Ausblick nach der Ostsee ihn verführte. Als er sich aber nun wirklich in den winzigen, kajütenartigen Räumen einrichtete, überkam ihn Reue, nicht lieber eine Privatwohnung bezogen zu haben. Freilich bedurfte er des Raumes einzig für seine Person; Bücher und Zeichnungsmappen, von denen er sich sonst auch auf Reisen nie gänzlich trennte, standen diesmal auf dem Index des Arztes.

Etwas ermüdet von dem Surren vieler Stimmen am Mittagstische, die ihm an das Ohr gedrungen waren, ohne daß ihn auch nur eine der dazu gehörigen Physiognomieen interessiert hätte — etwas gelangweilt, streckte er sich auf das harte Sofa seines sechs Quadratlängen und vier Quadratbreiten messenden „Salons", ergab sich einem tröstlichen Mittagsschläfchen, träumte von Rom, und rettete sich später vor dem im Kurgarten schmetternden Konzert durch eine Rekognoscierung der Landschaft. Ziemlich spät, schlafmüde, und mit der Absicht, keinesfalls länger im Hause zu bleiben als während der bereits abgeschlossenen Mietszeit, kehrt er in seine Kabine zurück.

Als er am nächsten Morgen ausgeschlafen hatte, stand der Barometer seiner Laune bedeutend höher und zeigte ebenso gutes Wetter als die Sonne, welche die Welt heute überblitzte. Rasch begab er sich nach dem Strande, nahm in der funkelnden, himmelblauen See sein erstes Bad und kehrte erfrischt, zugleich hungrig zurück, um von einer aus seiner Klause wirbelnden Staubwolke begrüßt zu werden. Himmel! hier kehrte man schon bei grauendem Morgen. Eben war er im Begriff, sich hinab in den Speisesaal oder auf die Veranda zu flüchten, als der dienende Geist ihn frug, ob er den Kaffee auf dem Balkon serviert wünsche? Er warf einen flüchtigen Blick durch die weitgeöffnete Glasthür, sah nur sehr wenige der kleinen Tische draußen besetzt und stimmte zu. Während er auf sein Frühstück wartete und dann und wann einen Blick in die mitgebrachte Zeitschrift warf, überschaute er den, um die ganze erste Etage des Hauses laufenden Balkon. Vor jedem der, nach Anzahl der Thüren zu schließen, zahlreichen Zimmer stand ein rundes Tischchen, mit der uniformroten Frühstücksdecke versehen. Die Glasthüren, welche zu diesem gemeinschaftlichen Balkon führten, waren weniger uniform; auf den ersten Blick ließ sich erkennen, hinter welchen derselben eine Dame noch ihr schlummermüdes Haupt barg; nicht die gewöhnlichen Gasthofverräter, zierliche Stiefelchen, sondern noch viel Zierlicheres gab das Erkennungszeichen: vor den betreffenden Fenstern standen nämlich in mehr oder minder primitiven Gefäßen frische Blumen, welche für die Nacht aus den Schlafzimmern verbannt worden.

Während Robert Haag diese Beobachtung machte, wehte ihm der Frühwind mit einemmal würzigen Duft zu. Er wandte den Kopf und sah etwas hinter sich, vor dem zweitnächsten

Fenster, ein paar hohe Lilienstengel in einem henkellosen Bunzlauer Kaffeetopfe stehen. Neugierig behielt er nun diese Thür im Auge; umsonst, sie that sich nicht auf und bald zog Robert vor, sich dem leuchtenden Bilde zuzuwenden, das Meer und Strand boten. Fern ragte der Leuchtturm, wie mit feinem Pinsel gezeichnet, in die blaue Luft. Segelschiffe schwammen wie goldene Punkte auf dem windstillen Wasser, drunten im grünüberschatteten Garten tauchten einzelne Gestalten auf und verschwanden wieder. Ein leises Klirren genügte jedoch, dem Kopf des Baumeisters eine andere Richtung zu geben. Erraten! an dem Tischchen dort, auf welches die Aufwärterin eben ihr Theebrett niederstellte, saß die von Lilien unzertrennliche Gestalt, heute wie gestern vom blauen Mantel umhüllt, mit dem weißen Schleiertuch über dem Kopf.

Der junge Mann veränderte unmerklich seine Stellung ein wenig, nahm sein Journal als Schild vor das Gesicht, und blinzelte darüber hinweg. Ganz unnötige Vorsicht; die Dame nahm so wenig Notiz von ihm, als von den übrigen Personen, die nach und nach einzeln hier oben auftauchten. Auch sie las, während sie langsam ihr Frühstück genoß; da sie aber kein großes Blatt, sondern nur ein kleines Buch in den Händen hielt, konnte Robert sie ungehindert betrachten.

Hans hatte recht; diese Frau war weder jung noch schön, sie konnte sogar auf das gegenteilige Prädikat Anspruch machen, um so mehr, als ihre Bewegungen auch nicht eine Spur von Anmut verrieten. Trotzdem betrachtete Robert sie mit unvermindertem Interesse; auch ohne Lilien in den Händen glich sie dem schlichten, dunkeln Bildwerke, das er so getreulich im Sinn behalten hatte. Die außerordentliche Ruhe ihrer Haltung erhöhte ihm die Illusion. Alte Zeiten, längst übermalt von farbenbunteren Gebilden, stiegen in seiner Erinnerung auf. Die Mutter, das heimatliche Landstädtchen, die fröhliche Kindes- und Knabenzeit! ein Hang ergriff ihn, dort wieder einmal hinzukommen, eine sonderbare Sehnsucht, die er im nächsten Moment selbst belächelte. Fast im gleichen Augenblick hob sich auch seine Illusion auf. Die Dame streifte mit einer ihrer gelassenen Bewegungen das Tuch vom Kopfe, der ihm nun, von dieser Umrahmung frei, ganz fremd und wenig anziehend erschien. Die Züge des länglichen Gesichtes waren nicht unregelmäßig, aber reizlos, und die einzige Schönheit, welche diesem Kopfe eigen: reiches braunes Haar, war so unvorteilhaft als möglich verwertet; mit puritanischer Schlichtheit fest um das Haupt gelegt, trug es nichts dazu bei, die allzu hohe Stirne zu beschatten.

Enttäuscht wandte sich Robert zu seiner Lektüre zurück, beendete den begonnenen Artikel, trat dann einen Moment in sein Zimmer, sich Cigarren zu holen, und kam, als er seinen Platz wieder einnehmen wollte, eben recht, um seine Zeitschrift auf Flügeln des Windes der blauen Dame zuflattern zu sehen.

Sie hatte sich danach gebückt, ehe er heran war, hielt die Broschüre in der Hand und warf einen Blick darauf. Als er mit leichter Verbeugung vor ihr stand, sah sie auf und sagte etwas zögernd, mit wohlklingender, entschieden norddeutsch accentuierter Stimme:

„Wenn es nicht allzu unbescheiden erscheint, möchte ich bitten, dies Journal einen Augenblick zurückbehalten zu dürfen."

„Mit Vergnügen, gnädige Frau. Nur ist es leider eine alte Nummer. Ich erwarte erst Nachsendung."

„Wie ich eben bemerkte, enthält diese Nummer einen Artikel, auf den ich brieflich aufmerksam gemacht wurde, und der mich interessiert," sagte sie. „Das Blatt ist hier nicht zugänglich."

Robert zog sich nach ein paar zustimmenden Worten an seinen Tisch zurück. Nun hatte er das Bild ganz in der Nähe gesehen; es war in der That häßlich. Und doch gab es etwas in diesem Gesicht, was bei ihm zurückblieb. Nie zuvor war ihm bei einer Frau ein Blick so voll Ruhe und Verstand begegnet. Die klaren, nußbraunen Augen weckten den Wunsch nach Bekanntschaft mit dem Geiste, der daraus hervorblickte. Robert beschloß, den Zufall dieser Anknüpfung nicht unbenutzt zu lassen und sich gelegentlich zu überzeugen, ob die Rede dem gar klugen Blick entsprechen würde. Daß die Fremde auf den Artikel gespannt war, dessen sie gedacht, verdarb nichts an den wenigen Worten, die er von ihr gehört; der Aufsatz, dessen Ueberschrift ihr Blick gestreift, während sie sprach, war von seiner eigenen Feder, eine gedrängte Darstellung der in Athen verlebten Zeit, die er im Anschluß an einen von der Regierung zum Zweck archäologischer Untersuchungen entsendeten Gelehrten reich ausgenutzt hatte.

Die Dame verschwand bald hinter ihrer Glasthüre und kam nicht mehr zum Vorschein.

Nach einer halben Stunde etwa überbrachte ihm die Aufwärterin sein Journal mit der Ausrichtung: „Fräulein Böhm ließe danken.“ Er wunderte sich; anmutlos wie die Erscheinung war, trug sie doch nichts Altjüngferliches an sich. Weder bei Tisch noch gegen Abend am Strande oder auf dem Stege, wo die Kurgäste des kleinen Badeortes fast unvermeidlich einander streiften, war eine Spur des blauen Mantels zu sehen. Am folgenden Morgen saß aber das Fräulein zeitig am Frühstückstisch, heute ohne Hülle, in einfachem grauem Kleide, dessen Schnitt zwar der herrschenden knappen Mode nicht entsprach, ihrer etwas hageren, doch gutgebildeten Gestalt aber zum Vorteil gereichte. Robert grüßte und erhielt eine leichte Kopfbewegung zum Dank. Er hätte die Nachbarin gerne angesprochen, doch fehlte es dazu an Gelegenheit. Wäre der Artikel, den sie gelesen, nicht von ihm selbst gewesen, so hätte sich fragen lassen, wie derselbe ihr gefallen. Sein Name stand seit gestern Abend im Fremdenbuch, konnte ihr möglicherweise bekannt geworden sein, da erschien es ihm nicht am Platze, ohne weiteres an die vom Winde eingeleitete Blätterbekanntschaft anzuknüpfen. Ueberdies schien das Fräulein ganz in ihr kleines Buch vertieft. Im Laufe des Tages traf der junge Mann Bekannte, ließ sich zum Ausfluge nach einer schönen fürstbischöflichen Parkanlage und zum gemeinschaftlichen Abendessen im Kurgarten bereden, wovon er angeregt heimkehrte, durch eine schlaflose Nacht und große Abspannung des nächsten Morgens aber fühlbar an das ärztliche Gebot erinnert wurde, sich ganz stille zu verhalten. Die Melancholie, welche den ersten Eindrücken des Ortswechsels, der frischen Seeluft momentan gewichen war, bemächtigte sich plötzlich wieder seiner Stimmung. Das thätige, lebhafte, an stete Regsamkeit gewöhnte Naturell empfand den Kontrast zwischen einer, noch ganz nahe liegenden, mit Arbeit und Interesse aller Art überfüllten Vergangenheit und der gebundenen Gegenwart so scharf, daß er, wie schon in mancher ähnlichen schweren Stunde, an Herstellung seiner erschütterten Kräfte nicht zu glauben vermochte, noch weniger sich zur Resignation hinauf- oder hinabzustimmen geneigt war. Es gibt nichts Bedrückenderes, als sich zugleich in zu starken und zu schwachen Kräften zu fühlen — neben vielem, was da ist, alles zu erkennen, was fehlt, um den ganzen, vollen Menschen in sein Gleichgewicht, sein unentbehrliches Lebensbewußtsein zu versetzen. Diese Schwere lastete jetzt um so drückender auf Robert Haag, als ihm bisher nur Erwünschtes zuteil geworden war. Eine glücklicher beanlagte Natur konnte es nicht geben. Offenen, empfänglichen Geistes, künstlerisch in allem, was den Geschmack, im höchsten Sinne, anging, dabei von gemäßigtem Temperamente, befriedigte ihn das Leben wie sein Beruf. Als ihm unverhoffte Gelegenheit ward, Rom und Athen zu sehen, fühlte er sich hoch beglückt.

Wo blieb nun aber diese leuchtende Sonne Italiens und Griechenlands, in deren Glanz alle Künste ihn begrüßt hatten? Die Mäßigung, womit er sonst alles Genießen ergriff, war ihm dort abhanden gekommen; ein solcher Taumel der Schönheit hatte ihn ergriffen, daß er die Kunst nicht mehr als ein für die Welt Geschaffenes, sondern Welt und Menschen als für die Kunst geschaffen betrachtete und sich selbst mit all seinem Leben in diese Liebe zu den Künsten hineinstürzte. Die lang ausgedehnten Tage, ein guter Teil seiner Nächte füllten sich mit unablässiger Arbeit, oder ebenso unablässigem Schauen und Genießen.

Die Reaktion blieb nicht aus. Es dauerte geraume Zeit, bis seine Jugend sich und anderen zugab, daß ihm plötzlich die Herrschaft über seine Leistungskräfte abhanden gekommen war, und der Körper sich nicht mehr durch den Willen bezwingen ließ. Er wehrte sich davor, solchen Bankerott überhaupt nur zu begreifen — in Stunden, gleich den heutigen gab er sich nicht nur das zu, sondern gab sogar seine Zukunft auf.

Der Abend dieses schwermütigen Tages brachte ihm mit anderem Posteingang ein neues Heft der Zeitschrift, deren Mitarbeiter er war — gewesen war, sagte er sich heute. Er dachte einen Moment daran, es seiner Zimmernachbarin hinüber zu schicken, unterließ das, schalt sich aber selbst unfreundlich, als er die Einsame am nächsten Morgen sitzen sah, und näherte sich ihr, nachdem beiderseits das Frühstücksgeschäft abgethan war, mit dem Journal in der Hand. Sie dankte einfach, erwähnte, daß man ihr inzwischen seinen Namen genannt und frug, ob sie wirklich den Verfasser jenes Aufsatzes vor sich sehe. Ein treffendes Wort über diese Arbeit, welches sie seiner zustimmenden Verbeugung folgen ließ, regte ihn zur Erwiderung an, er bat um Erlaubnis, sich einen Augenblick bei ihr niederlassen zu dürfen, und nach wenigen Minuten war ein ihn sehr interessierendes Gespräch im Gange.

Als er sich nach einer Stunde empfahl, sagte er sich mit einer gewissen Befriedigung, daß der erste Eindruck, welcher diese Persönlichkeit für ihn aus der Masse der Erscheinungen herausgehoben, ihn doch nicht getäuscht habe, und nahm sich vor, eine Bekanntschaft zu pflegen, welche ihm gerade das versprach, dessen er jetzt bedurfte: sinniges Gespräch. Fräulein Böhm kam dieser Absicht zwar nicht entgegen, erschwerte sie aber auch nicht. Jeder Morgen fand das äußerlich so ungleiche, geistig vielfach verwandte Paar in regem Austausch der Meinungen, wobei so ziemlich alle Fragen der Menschheit zur Sprache kamen, und Robert staunte immer von neuem über die Natur des Geistes, den er allmählich näher kennen lernte. Ohne damit einer Absicht zu folgen, hatte er bisher im Gespräch mit Frauen meist nur mittelmäßige Gedanken ausgegeben, und sich die ausgesuchteren für den Verkehr mit Männern oder für seinen Schreibtisch aufgespart. Dies geschah durchaus nicht aus Geringschätzung, nur hatte ihn seine Erfahrung gelehrt, daß die Frauen durchschnittlich mehr von dem sprechen, was vorgeht, als von dem, was wirklich ist. Mit der Freude, welche jeder unverhoffte geistige Gewinn weckt, fand er bei der neuen Bekannten die Möglichkeit, sich über alles Angeregte frei äußern zu können, was nur da thunlich ist, wo man hoffen kann, verstanden zu werden. Sie mußte eine gründliche, ungewöhnlich umfassende Bildung genossen haben, sagte aber nie, was sie wußte, sondern immer nur das, was sie dachte, und fesselte seinen Geist namentlich dadurch, daß sie ihr eigentümliches Naturell unversehrt von alledem zu bewahren gewußt, was weiblichen Begriffen so vielfach verkehrt eingeimpft zu werden pflegt. Keine Spur dabei von irgend einer nicht weiblichen Verstandesoberherrlichkeit. Es konnte keine einfachere Art geben sich zu äußern, während sie mit einer Aufmerksamkeit zu hören verstand, welche die Gedanken des anderen blühen und reifen ließ.

Dieser Verkehr ward rasch zur Gewohnheit und beschränkte sich nicht bloß auf die frühen Morgenstunden, sondern führte die neuen Bekannten mit oder ohne Verabredung zu mancher Strand- oder Waldpromenade zusammen, wobei denn auch im Laufe der Tage Persönliches zur Sprache kam. Franziska Böhm stand allein und verschwieg nicht, daß sie zuweilen schwer an diesem Zustande trage. Sie hatte eine Reihe von Jahren hindurch in tiefer Zurückgezogenheit mit ihrem Vater verlebt, der, ein Gelehrter und Sonderling, von Welt- und Menschenverkehr nichts wissen mochte, philosophische Schriften verfaßte, welche er nie dem Druck übergab und die Tochter zur Gefährtin seiner Studien und seiner Einsamkeit heranzog. Es war ihm gelungen, sie in seiner geistigen Region heimisch zu machen, während sie sich doch seiner etwas Timonischen Lebensauffassung nicht anschloß. Der Einfluß einer milden, liebenswürdigen Mutter, welche das Mädchen nach ihrer Weise bildete, wirkte nach, obgleich Franziska diese Mutter bereits in ihrem sechzehnten Jahre verloren hatte. Durch die Grillen des Vaters später von Frauenumgang fast gänzlich geschieden, hatte sich keine Form weiblicher Anmut, die zuweilen Naturgabe, sehr oft aber auch Gewöhnung ist, bei ihr entwickelt — ein Mangel, dessen sie sich kaum je bewußt ward, so lange der Vater, der ihrem Geist und Herzen volle Nahrung gab, an ihrer Seite blieb. Seit sein Tod sie allein gelassen, empfand sie erst, daß sie nach Art und Wesen von anderen ihres Geschlechts sehr verschieden war. Die namenlose Verödung des Lebens, welche in diesem Maße, dieser Art nur das Weib empfindet, dem mit Aufhören einer Hingabe und Fürsorge an die Nächsten zugleich der feste Kern aus dem Leben geschält wird, hatten Franziska einige Zeit nach dem vor etwa zwei Jahren erlebten Verlust dazu bewogen, sich Verwandten anzuschließen, in deren Hause sie hoffte nützen zu können. Sie war in Führung häuslicher Geschäfte geübt und wohlerfahren, da ihres Vaters Philosophie durchaus keine Diogenes-Färbung hatte, er im Gegenteil gewisse Komfort-Ansprüche machte, welche bei ziemlich beschränkten Mitteln zu befriedigen, für Frau und Tochter ein Studium und aufmerksame Praxis erforderte. Trotz dieser Eigenschaft, trotz einer persönlichen Anspruchslosigkeit, die sich nie verleugnete, wußten aber die Menschen, in deren Kreis sie trat, nichts mit ihr anzufangen. Der ihr anhaftende Ruf einer „gelehrten Frau,“ eine gewisse Weltunläufigkeit, ihr schlichter Stolz, der sich gern freiwillig unterwarf, aber keinem Druck fügte, schufen zwischen ihr und den Hausgenossen eine Kluft, welche sich schwer überbrücken ließ. Franziska löste endlich die Verbindung und beschloß, ihre Selbständigkeit nicht mehr aufzugeben. Noch etwas unschlüssig, in welcher Weise sie ihre geistigen und materiellen

Mittel verwenden wolle, da nur ein geringes Kapital ihr zur Verfügung stand, sie also auf Erweiterung ihrer Existenzmittel bedacht sein mußte, war sie zunächst für einige Wochen in das Seebad gegangen, wo sie vor Jahren mit den Eltern einen unvergessenen Sommer verlebt hatte, und sich nun, nach mancherlei Unerfreulichem, erst in volles Stimmungsgleichgewicht versetzen wollte, ehe sie ihrer Zukunft feste Form gab.

Nicht in solchem Zusammenhange, dennoch übersichtlich genug, ward Robert nach und nach mit diesem Lebensbilde der Freundin bekannt, die ihn mit der ihr eigenen Ruhe nach seiner Ansicht über die Weitergestaltung ihrer Zukunft befrug. Er riet von jeder Lehrthätigkeit ab und schlug ihr vor, ihre Kenntnis fremder Sprachen zur Uebersetzung wissenschaftlicher Arbeiten zu verwerten, für welche nicht, wie bei der Belletristik, so viele unfähige Kräfte Verwendung fänden, und erbot sich, ihr dafür die Wege zu ebnen — ein Vorschlag, auf welchen sie um so lieber einging, als er ihr möglich machte, in der Zurückgezogenheit zu leben, welche ihr zur zweiten Natur geworden.

Die Zeit, welche Franziska hier zubringen wollte, lief früher ab, als Roberts Kurzeit, und er sah die Gefährtin so vieler inhaltsreicher Stunden mit lebhaftem Bedauern scheiden. Die getroffene Verabredung stellte selbstverständlich eine Korrespondenz in Aussicht; Franziska, welche nach ihrem früheren Wohnorte zurückkehrte, wo sie den Hausrat des Vaters untergebracht, da ihr selbst der unternommene Anschluß an jene Familie als Versuch, nicht als Lebensentschluß gegolten, versprach gern, Nachricht von sich zu geben. Mit herzlichem Händedruck schieden beide als Freunde.

* * *

Der Herbst rückte vor; schon herrschte die Lampe über den Abend. Da heute ein Regentag doppelt frühe Dämmerung gebracht, hatte Franziska die Rouleaus ihres Wohnzimmers schon zeitig niedergelassen. Das weiße Licht der Hängelampe fiel auf den runden Tisch und beleuchtete die lachenden Gesichter zweier hübschen Mädchen, welche bei „Fräulein Fränzchen“ zum Thee geladen waren. Trotz aller Abwehr bestanden die jungen Töchter ihrer Hauswirtin darauf, Franziska diesen Schmeichelnamen zu geben, der ihr nach ihrer eigenen Ansicht so gar nicht zu Gesichte stand. Und doch sah dies Gesicht gerade jetzt wirklich um vieles heller, also in gewissem Sinne jugendlicher aus, als an dem Tage, wo es Lilien vor sich hertrug. Aeußerlich war an der schlichten Erscheinung durchaus nichts verändert; puritanisch einfach, mit derselben unkleidsamen Haartracht saß sie der fröhlichen Jugend gegenüber, die eben einen Feldzug gerade gegen diese Anordnung des Haares eröffnet hatte.

„Fräulein Fränzchen, ich muß Sie einmal frisieren dürfen! Seit ich Sie neulich mit offenem Haar überrumpelte, läßt es mir keine Ruhe mehr! es ist eine Sünde, wie Sie diese Pracht zusammendrehen!“ sagte die Blonde.

„Pracht ist gut — auf eine so prächtige Person angewendet,“ nickte Franziska.

„Emmy hat aber recht!“ versicherte die zweite Haustochter. „Sie sind ja immer so lieb und gut mit uns, Fräulein Fränzchen, thun Sie uns den Willen, ja? lassen Sie sich heute abend gleich einmal von Emmy frisieren, die versteht's und Sie sollen schon sehen, wie vorteilhaft sie das ordnet.“

„Dann, wenn sie fertig sein wird, setze ich mir zur Zierde die schwarze Hauskatze auf den Kopf! Ihr seid nicht bei Trost, Kinder! Erzählt mir lieber von eurer gestrigen Landpartie und beschreibt mir alle Abenteuer, die das Donnerwetter im Walde zur Folge gehabt haben muß.“

Doch, Franziska war verändert! Wie Streiflichter der Sonne eine farblose Landschaft beleuchten, waren ihrem Leben seit kurzem neue Freuden und Interessen aufgegangen, die Licht in ihre nur an Ernst gewöhnte Seele warfen und ihr die Welt durch ein Prisma zeigten, das sie nie gekannt. Ihr liebreiches, anschlußbedürftiges Naturell, das sie ihrem Vater gegenüber stets im Ausdruck hatte beherrschen müssen, ihre angeborene Menschenfreundlichkeit durften zu Worte kommen, seit sie zum erstenmal in eigener Häuslichkeit frei stand. Während die langgewohnte Zurückgezogenheit sie von jeder Initiative auch jetzt noch abhielt, erfaßte sie doch bereitwillig und mit Wärme alles, was an sie herantrat. Daß frische Jugend sich ihr anzuschließen begehrte, erschien ihr wie eine besondere Schicksalsgunst; des stillen Reizes, der von ihrer harmonischen Häuslichkeit, ihrem Talent ausging, jeden in seiner eigensten Sprache zu Worte kommen zu lassen, war sie sich nicht bewußt. Während die jungen Mädchen instinktiv empfanden, daß sie

nicht nur für alle ihre Angelegenheiten und Anliegen bei Fräulein Fränzchen eine Heimat fanden, sondern auch stets in irgend einer Weise bereichert von ihr gingen, war es dieser, die nie an sich oder anderen so recht erfahren hatte, was Jugend sei, als käme sie erst auf die Welt, diesen offenen, so köstlich unwissenden Kindern gegenüber. Beschäftigung, welche sie interessierte, füllte ihre Zeit anregend aus und verschaffte ihr zugleich eine, für ihre geringen Bedürfnisse fast Wohlstand zu nennende Sorgenfreiheit der äußeren Existenz. Robert Haag hatte Wort gehalten; seinen Verbindungen gelang es unschwer, zu erreichen, was er für die Freundin im Sinne trug, und da sie Ausgezeichnetes leistete, folgten dem ersten Auftrage, der ihr geworden, sofort neue Anerbietungen. Ihr, bisher meist auf abstrakte Fragen gerichteter Geist empfing durch interessante Werke, deren Uebertragung ihr anvertraut wurde, frische Nahrung, während die Korrespondenz mit Robert sie in die schöne, heitere Welt der Künste blicken ließ. Dieser Briefwechsel hatte sich rasch zu einem regelmäßigen ausgebildet. Jede Woche brachte einen der geist- und lebensvollen Briefe des Architekten und regte zu unmittelbaren Antworten an, welche ebensosehr zum Inhalt des gegenwärtigen Lebens Franziskas gehörten, als der Empfang seiner Mitteilungen.

Während der Monate, die zwischen jetzt und dem persönlichen Zusammentreffen mit Robert lagen, hatte sich für diesen vieles verändert und günstig gestaltet. Sein herrlicher Organismus erholte sich rascher, als selbst der Arzt gehofft, von der erlittenen Erschütterung; im Besitz seiner alten Elasticität hatte er den Kurort verlassen und sich nach W. begeben, um sich dort um eine Stellung zu bewerben, die ihm um so sicherer in günstiger Aussicht stand, als sein glänzend bestandenes Baumeisterexamen bereits hinter ihm lag, ehe er für jene Expedition herangezogen worden war. Es handelte sich zunächst nur um die Frage, ob sich ihm ein Wirkungskreis in der Residenz oder in einer der Provinzial-Hauptstädte bieten würde. Jeder seiner Briefe trug neue Bilder und Gestalten in Franziskas Zelle. Der geistige Horizont, welcher sich ihr aufthat, schien sich ihr ins Unermeßliche zu erweitern. Zugleich erkannte ihre eigenste, ihre weibliche Seele, wie förderlich es innerem Gedeihen sei, von den Tagen etwas Köstliches erwarten und erhoffen zu dürfen. Als dies Köstliche galt ihr dieser rege, geistige Verkehr; ein Genügen, eine Befriedigung am Dasein erfüllte sie ganz. Kein Wunsch blieb übrig.

Während die jugendlichen Gäste Franziska all ihre Lebenslust vorzwitscherten, trat das Dienstmädchen mit einem Briefe ein, den das Fräulein nach flüchtigem Blick darauf uneröffnet in ihren Nähkorb legte. Er kam von Robert, war erwartet und sollte später in Ruhe gelesen werden. Erst als sich die Mädchen, nach einer Stunde etwa, entfernt hatten, der Tisch abgeräumt und keinerlei Störung mehr zu erwarten war, zog Franziska ihren Schatz hervor, im stillen vorausgespannt darauf, was ihr heute gezeigt, wodurch sie erfreut und gefesselt werden würde. Etwas enttäuscht sah sie nur eine Seite beschrieben. Sie las, und die Hand, welche das Blatt hielt, sank an ihr nieder. Diese wenigen Zeilen umschlossen nie geahnten Inhalt.

Liebe Freundin!

Gestern kam mir auf Privatwege die heute schon offiziell bestätigte Nachricht zu, daß ich hier zum Baumeister ernannt bin, eine Entscheidung, die sehr mit meinen Wünschen übereinstimmt. Ob ich meiner Zukunft aber wirklich froh werden soll, hängt von Ihnen ab. Wollen Sie mein Los teilen, liebe Franziska? Sie sind unter allen Frauen, die mir begegneten, die einzige, mit der ich mein Leben zubringen möchte. Unser Verkehr war von der Art, daß Sie mich hinreichend kennen gelernt; lassen Sie mich hoffen, daß ich Ihr Vertrauen gewonnen habe, und Sie sich mir nicht versagen!

Robert Haag.

Franziska saß unbeweglich, das Blatt auf den Knieen. Endlich erhob sie es, durchlas es von neuem, und dann noch einmal. Mit tiefem Seufzer fuhr sie sich über die Augen. Es war ja doch nicht möglich, daß diese Worte ihr galten! So vertraut die Schriftzüge, so unvertraut der Inhalt. Sie, um die sich niemals ein Mann anders bekümmert hatte, als wie etwa um einen guten Kameraden, die selbst nie auf den Gedanken gekommen war, für einen Mann das Weib zu sein — und dieser! Roberts Erscheinung trat vor sie hin, der edel getragene Kopf mit den männlich schönen, rein geschnittenen Zügen, die schlanke, anmutige Gestalt. Es hatte ihr so fern gelegen, sich ihm gegenüber als Weib zu empfinden, daß sie sich seiner harmonischen Bildung erfreut hatte, wie der Sonne, wie eines klar leuchtenden Tages. Und während sie ihn

sowohl geistig, als in allem, was das Leben bedeutet, sich überlegen gefühlt, war er ihr doch stets als der weit jüngere von ihnen beiden erschienen, trotzdem sie in demselben Jahre mit ihm geboren war. Dieser begehrte sie zum Weibe! Sie, die ohne Jugend, ohne Schönheit, arm und allein in der Welt war.

Sie schloß die Augen, es war ihr in diesem Moment, als wolle das Herz ihr stille stehen. Mitten durch das traumhafte Hindämmern, in das sie versank, lief es plötzlich über sie hin wie Erschütterung ihres ganzen Seins. Ein nie gekannter, süßer Tumult riß die stille Seele aus ihrem lebenslangen Ruhezustande in fremden Sturm. Die Gewalt war so übermächtig, daß ihr war, als müsse sie daran sterben, und doch war, was sie niederwarf, einzig das Leben! Unwillkürlich stand sie auf, sie mußte sich regen und bewegen, ihr Fuß trug sie hin und wieder, sie merkte es nicht, tief atmend ging sie endlich in ihr anstoßendes Schlafzimmer, wo die Fenster offen standen, und blickte in das Dunkel hinaus. Es hatte aufgehört zu regnen, zwischen dem ziehenden Gewölk funkelten vereinzelte Sterne. Verwandelt erschien ihr Himmel und Erde! Wie oft hatte sie hier gestanden und in hellfunkelnde Nächte hinausgeblickt, sinnend, befriedigt, ohne andere Empfindung ihres Alleinseins als die, daß Einsamkeit heiligster Weltodem sei. Jetzt empfand sie plötzlich, wie tief vereinsamt sie doch hingelebt seit langer Zeit, keinem eigen und notwendig, immer nur mit Dingen beschäftigt, die ebensogut hätten ungethan bleiben können. Schaffen, lieben, sorgen dürfen über sich hinaus — ja **das** allein heißt leben!

Als Franziska nach einer Zeit, für die es kein Maß gab, in ihr hell beleuchtetes Wohnzimmer zurückging, fiel ihr Blick ganz zufällig im Vorüberkommen auf den Spiegel. Sie fuhr zusammen und stand plötzlich wie angewurzelt. Ihre Augen hatten nur einen Moment auf dem eigenen Bilde gehaftet, dann blieben sie gesenkt, so unverrückt an den Teppich gebannt, als könnten sie nie wieder von dessen Arabeske loskommen. Eine Handbewegung, wie zur Abwehr, unterbrach allein die völlige Regungslosigkeit Franziskas. Dann erhob sie mit einemmal den Kopf und richtete einen festen Blick auf ihr Spiegelbild.

Es war spät in der Nacht, als sie ihr Lager aufsuchte. Auf ihrem Schreibtisch lag ein bereits im Couvert verschlossener und gesiegelter Brief.

* * *

Unter allem Hausrat, den Franziska besaß, hatte keiner je weniger Geltung gehabt, als der Spiegel. Als Dekorationsstück der Wand, als Kontrolle der Ordnung an der persönlichen Erscheinung ward ihm sein Hausrecht vergönnt; Zeit und Berücksichtigung, wie sie diesem Frauendiener sonst gewidmet wird, kam hier nicht auf sein Teil. Seit dem Abend, welcher Franziska vor eine Lebensentscheidung gestellt, fand der gering geschätzte Zimmergenosse ihr Bild aber täglich, und nicht im Fluge, in seinem Rahmen. Es war nicht das erhellte, verjüngte Bild, welches am Theetische die harmlose Freude kindlichen Geplauders geteilt hatte — im Gegenteil! Kämpfe, welchen diesen Zügen das Wohlthuendste nahmen, das ihnen eigen war — den Ausdruck der Ruhe, hatten während der folgenden Woche dort ihre scharfe Spur eingegraben. Und doch schien das Auge, welches sein eigenes Bild suchte, daran eine gewisse Befriedigung zu finden. Der verstörte, gramvoll bittere Zug, womit Franziska sich betrachtete, wich fast jedesmal stillem Ausdruck der Festigkeit.

Ihre Tage spannen sich in gewohnter Weise hin; sie arbeitete und ihr lang geschulter Geist zwang sich die pflichtmäßige Konzentration ab, welche, sobald man wirklich ernsthaft arbeitet, jede andere Fähigkeit dieser einen dienstbar macht. Dies konnte aber nicht verhindern, daß sich trotz der redlichsten Mühen, trotz unablässiger Beschäftigung eine Seelen-Langeweile ihrer bemächtigte, die ihr eine vollkommen fremde Erfahrung und deshalb doppelt deprimierend für sie war. Was sie auch vornehmen mochte, aschgraue Dämmerung lag darauf. In den kurzen Ruhepausen aber ergriff sie eine wilde Sehnsucht nach Glück — ebenso neu und nicht weniger quälend. **Dann** trat sie vor den Spiegel.

Es war etwa acht Tage nach Empfang von Roberts Werbung und Absendung ihrer Antwort, an einem hellen Oktobermorgen, als sie eben wieder vor diesem seltsamen Tröster ihrer Schmerzen stand und ihr Bild mit einer Aufmerksamkeit betrachtete, als wolle sie es für eine Zeichnung fixieren. Da klopfte ein Finger an ihre Thüre, und als sie sich umwandte, trat auf ihr „Herein!" Robert Haag in das Zimmer.

Franziska erschrak so heftig, daß ihr die Stimme zur Begrüßung versagte. Robert kam aber mit ausgestreckter Hand ganz unbefangen

auf sie zu, lächelte, warf einen Blick durch das Zimmer und sagte in seiner angenehmen Weise: „Wo setzen sich hier die Fremden?"

Mechanisch, noch immer sprachlos, ging Franziska zum Sofa hin, setzte sich willenlos nieder und sah ihren Gast an, wie aus dem Traum heraus.

Sein heiterer Blick wurde ernst, als er vor ihr Platz genommen und sein Gesicht ihr ganz nahe war.

„Sie haben mich ausgeschlagen, Franziska, unter dem Vorwande, ich hätte aus einer Illusion heraus um Sie geworben, könnte mich nicht mehr so auf Sie besinnen, wie Sie in Wirklichkeit wären — nicht wahr, so lautete der Satz ungefähr?"

Sie hatte sich gesammelt.

„Weshalb sind Sie gekommen?" frug sie mit stillen Augen.

„Es war nahe daran, daß ich nicht kam," sagte Robert und faltete die Stirne. „Ihre Annahme, daß ich nach drei Monaten Zwischenraum nicht mehr wissen sollte, wem ich mein Leben anbot, war nicht schmeichelhaft. Ich hatte auf Ihr „Ja" gehofft, aber nicht gerechnet. Da bin ich nun doch! Wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihre Freiheit nicht aufgeben wollen, so habe ich nichts beizufügen — Ihr energisches „Nein" hätte überhaupt ein für allemal genügt, wären nur Ihre Gründe etwas besser gewesen."

Sie blickte ihn fest an.

„Ich bin dreißig Jahre alt, unweltläufig, nicht geschaffen, einem anderen das Leben zu verschönern."

„Es kommt hier nicht darauf an, was Sie sind oder wofür Sie sich halten, Franziska — worauf es ankommt, ist einzig nur, ob Sie mich an Ihrer Seite denken können, wie ich Sie an der meinen. Sie sind dreißig Jahre alt, sagen Sie; dies ehrwürdige Alter habe ich auch."

Franziska machte eine Handbewegung.

„Zugegeben," fuhr er fort, „der Mann ist in solchem Falle jünger. Mich hat aber von je weibliche Jugend nicht anders angezogen, wie alles, was dem Auge gefällt; mit den sogenannten unbeschriebenen Blättern weiß ich nichts anzufangen. Die Zahl junger Mädchen, welche ich kennen lernte, ist nicht gering, ich habe aber stets dieselbe Erfahrung gemacht: entweder wußten sie zu viel oder zu wenig, um mich dauernd zu interessieren. Muß ich Ihnen wiederholen, was ich schon schrieb? Sie sind die einzige Frau, mit der ich mein Leben zubringen möchte. Wir gehören zu einander."

Franziska sah ihn unverwandt an. Wortlos erhob sie sich, nahm Robert bei der Hand und führte ihn so zum Pfeiler, vor den strengen Freund und Berater ihrer letzten Tage. Die breite Spiegelfläche gab das Bild des Paares in voller Beleuchtung zurück.

„Nun?" sagte Robert und sah das lebende Bild an seiner Seite aufmerksam an.

„Behaupten Sie noch, wir gehörten zu einander?" entgegnete sie mit gewaltsamer Ruhe.

„Sie fürchten sich vor der Welt?" frug er ernsthaft.

„Die Welt hat mich in diesem Sinne nie etwas angegangen," sagte Franziska einfach. „Ich fürchte nichts als Ihre eigenen Augen. Der Tag muß kommen, wo Sie dieselbe Unmöglichkeit sehen, die jeder Blick auf Sie mir zeigt."

„Meine Augen werden immer sehen, was mir an den Ihrigen so zugehörig erscheint: Geist und Ruhe. Ueberdies wissen Sie ja, Franziska, daß ich schon von Kind auf diesen — bornierten Geschmack gezeigt. Oder haben Sie vergessen, was ich Ihnen von meiner Madonna mit den Lilien erzählte? Kommen Sie, wir spielen doch gar zu wunderlich, wenn wir hier in Betrachtungen vor Ihrem Spiegel stehen bleiben." Er faßte ihre Hand und führte sie in ganz gleicher Weise an den vorigen Platz zurück, wie ihm von ihr geschehen war.

„Die Summe Ihrer Weigerungsgründe ist nun wohl aufgezählt," sagte er in ruhiger Heiterkeit, „und da zum Glück für mich hierbei von lauter Unwesentlichem die Rede ist, gönnen Sie mir wohl, Ihnen meine Gedanken über die Ehe zu sagen. Wir haben von vielen Dingen miteinander gesprochen; dies Thema kam, so viel mir erinnerlich, nie zwischen uns zur Erörterung. Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß Aeußerlichkeiten hierbei tief in das Gewicht fallen. Diese Ansicht ist nicht die meinige. Alles hängt davon ab, ob man innerlich zu einander gehört. Ich habe in so manche Ehe meiner Freunde eingeblickt und beobachtet, daß die meisten Paare mit dem besten Willen, einander zu verstehen, ganz verschieden sehen und fühlen. Das gibt allenfalls sogenannte gute Ehen, weil die Menschen sich ineinander schicken, aber jeder einzelne bleibt dabei arm und allein. Anfangs sucht einer dem anderen sein Eigenes zu geben, nach einiger Zeit

wird erkannt, daß man nichts vertauschen kann. Dann ergeben sich die Geister darein, das Ungenügende willig hinzunehmen und die Armut des Gebenden zu schonen. Solchen Zustand anzunehmen, wäre mir unmöglich, möchte ich nun der Entbehrende oder der Ungenügende sein. Auch Ihnen unmöglich, Franziska! Verdiene ich kein Vertrauen?"

Vor seinem ehrlichen, tief überzeugten Wort wich plötzlich alles, was Franziska in schweren Tagen und Nächten zwischen sich und ihm aufgetürmt hatte, wie Schatten vor dem klaren Tage. Sie erhob die Augen und legte ihre Hand in seine nach ihr ausgestreckte rechte.

„Ich danke dir!" sagte Robert warm und schloß Franziska einen Moment fest an sich. Wieder empfand sie die nur einmal in ihrem Leben erfahrene mächtige Erschütterung; das Glück, welches wie eine Flut über sie hereinströmte, that ihr fast so weh wie sonst der Schmerz. Sie lehnte den Kopf an des Mannes Schulter und weinte ihre ersten Freudenthränen.

* * *

Robert war mit Absichten gekommen, welche seine Braut, als er sie zuerst mitteilte, überraschten, aber bald ihre Zustimmung gewannen. Er hatte vor Antritt der Stellung, wozu er ernannt worden, einige freie Wochen und wünschte sich im Laufe derselben mit Franziska zu verbinden, um zugleich mit der Berufsthätigkeit seine Häuslichkeit zu gründen. Die Zeit war ausreichend, um die nötigen Formalitäten in das reine zu bringen, Franziskas selbständige Lage ließ jeden ihrer Entschlüsse frei, und als die erste Ueberraschung bestanden war, schloß sie sich in ihrer einfachen Art seiner Meinung an, daß es in jeder Weise zweckmäßig sei, so zu handeln. Ein kurzer Gasthofaufenthalt in W. genügte ja, um dort eine Wohnung zu wählen und die bescheidene, aber nicht unmoderne, recht komfortable Hauseinrichtung Franziskas dorthin zu befördern und zu vervollständigen.

Robert wollte die Zwischenzeit bis zum Eintreffen der für die Trauung nötigen Papiere und zur Beendigung von Franziskas häuslichen Auflösungsgeschäften zu einem Besuch bei seinen am Rhein lebenden Eltern benutzen, diesen seine Absicht mitteilen und sie auf spätere Bekanntschaft der neuen Tochter vertröston, dann zurückkehren und sich in aller Stille trauen lassen, um nachher die letzte seiner freien Wochen zu benutzen, sich mit Franziskas Beistand in W. häuslich einzurichten — ein Programm, das genau eingehalten wurde. Wenn die Gewißheit, sofort bei Antritt seiner Stellung durch Arbeit außerordentlich in Anspruch genommen zu werden, Robert den baldigen Besitz einer erwünschten Häuslichkeit sehr erfreulich machte, so entsprach solcher Ausschluß alles Oeffentlichen und Geräuschvollen noch mehr Franziskas Neigung. Von dem Augenblick an, wo sie entschieden fühlte, daß sie Roberts im höchsten Sinne sicher sein durfte, war die alte schöne Ruhe wieder bei ihr eingekehrt. Sie empfand ihr Glück nun gelassen als ihr Recht, und es war weder Berechnung noch auch weiblicher Instinkt, was sie lehrte, daß nichts sie in ihres künftigen Gatten Auge besser kleiden konnte, als Unveränderlichkeit.

Die Tage, welche ihrem stillen Hochzeitstage unmittelbar vorausgingen und folgten, wurden in mancher Weise zum Prüfstein dieser Ruhe. Was vorauszusehen war, traf in vollem Maße ein: wer immer mit der Verbindung dieses Paars bekannt gemacht wurde, fiel in ein so grenzenloses Erstaunen, daß nicht einmal die Schule der guten Lebensart die äußerste Verblüffung hinderte, zum Ausdruck zu kommen.

Die erste Erfahrung dieser Art machte Franziska an ihren jungen Hausgenossinnen. Zwar hatte schon die bloße Angabe des Grundes ihrer überraschenden Mietkündigung die beiden Mädchen sehr in Erstaunen gesetzt, denn diesen Siebzehnjährigen erschien Fräulein Fränzchen als eine sehr liebenswürdige, aber als eine ebenso sichere alte Jungfer; Heiraten sind aber in diesem Alter auch sehr interessant, also wurde der bräutliche Zustand der Hausgenossin bald adoptiert und die Blondine wiederholte dringender ihren Vorschlag: „sich doch nun anders zu frisieren!" ohne damit mehr Glück zu machen als bisher. In dem Moment, wo die Mädchen aber des zur Hochzeit eingetroffenen Bräutigams zuerst ansichtig wurden, was in Franziskas Beisein geschah, boten diese jeder Verstellung unkundigen Gesichter der Braut eine nur allzu deutliche Illustration dessen, was in verschiedenster Form auf sie wartete.

In W. eingetroffen, wurde Robert, der bei der Kürze der dazwischen liegenden Zeit seinen Befreundeten und Verwandten keine Verlobungsanzeige zugehen ließ, die übliche Vermählungs-

annonce sich aber vorausgesendet hatte, mit einem Sturm von Fragen und Staunensäußerungen empfangen, wo er sich blicken ließ. Wie geplant, stellte er seine Frau nur in den wenigen Familien vor, mit denen er während früherer Jahre und in der letzten Zeit in Verkehr gestanden — teils jung verheiratete Kollegen, teils Freunde seiner Eltern. Wo sich aber die Neuvermählten zeigen mochten, bei jung und alt, vornehm und gering — überall war es dasselbe Erstaunen, derselbe spontane, in der Aeußerung niedergezwungene, deshalb nicht weniger offenkundige Protest gegen den Kontrast der Erscheinungen dieses Paares. Robert, hierauf durchaus gerüstet, ignorierte dies keineswegs vor sich selbst, nahm es aber von der humoristischen Seite und fühlte sich so sicher und innerlich befriedigt, daß ihn das wunderliche Mienenspiel sogar ergötzte.

Franziska hatte aber in sich die Erfahrung zu machen, daß kein Weib, und sei es das hochherzigste, freiste, klarste Wesen, in solchem Punkte unverwundbar ist. Stolz und Würde ließen sie im Fegefeuer dieser ersten Begegnungen die gelassene Ruhe ihrer Haltung ungetrübt bewahren, es wäre ihr unerträglich gewesen, wenn Robert vorausgesetzt hätte, daß die Aufnahme, welche sie fand, ihr in irgend einer Weise befremdend sei, aber sie konnte bei allem Aufwand ihres Willens nicht verhindern, daß es sie wie mit scharfem Stiche traf, so oft sie das Unmöglich! welches sie selbst sich so oft vorgesagt, in fremden Augen aufzucken sah und im Anschluß hieran stets von neuem den schnellen Uebergang zu einer Artigkeit erleben mußte, der es an jeder Wärme fehlte.

Diese ersten Eindrücke wichen weit zurück, als das eigentliche Leben der Gatten begann, ein mit interessanter Berufsarbeit für den Mann, mit häuslichen Aufgaben und dem gewohnten geistigen Weiterüben und -streben für die Frau bis an den Rand gefülltes Leben. Roberts Zeit hätte für Aufrechthalten gesellschaftlicher Beziehungen nicht ausgereicht, wenn er zu solchen auch mehr Neigung empfunden hätte. Seine seltenen Mußestunden gehörten seiner Frau zu, der er in und außer dem Hause seine eigenste Welt erschloß und bei ihr das anregendste, fruchtbarste Verständnis fand.

Ein Tag kam dennoch, wo Franziska das, was ihr die erste Frauenpein geweckt, noch einmal, und zwar nicht wie Nadelstiche, sondern als scharfen Schmerz empfinden sollte. Es war der Tag, an dem sie, bei Anlaß einer Durchreise der Eltern ihres Mannes, demselben Ausdruck der Enttäuschung und staunenden Mißfallens im begrüßenden Auge seiner Mutter begegnete.

2.

Eines Morgens trat Robert zu einer Stunde, in welcher ihn sein Beruf meist von Hause entfernt hielt, bei seiner Frau ein.

„Was ist dir?“ sagte sie mit dem ersten Blick auf ihn. „Etwas Unangenehmes?“

„Eigentlich das Gegenteil! nur momentan störend.“

Er breitete die Papiere, welche er in der Hand trug, auf dem Tische vor ihr aus, gestempelte Bogen, Briefschaften in großem Format. „Der Großonkel in C. ist gestorben und hat sein Hab und Gut mir zugedacht. Unsere Verhältnisse verbessern sich wesentlich und für mich sehr unerwartet, da eigentlich mein Vater der Nächstberechtigte wäre, wenn man überhaupt von Berechtigung hier sprechen könnte. Der Notar, welchem die Testamentseröffnung zufiel, macht mir Mitteilung, und die Sache wäre ganz schön, wenn sie nicht auch ihren Haken hätte. Meine Anwesenheit wird nämlich verlangt, und zwar möglichst rasch, es gibt da einiges Kompliziertes in betreff von Immobilien — du wirst ja sehen. Der Mann schreibt ganz flott, es sei notwendig, mich für einige Wochen Aufenthalt einzurichten — als ob ich nach Gefallen los könnte, jetzt, in dieser Jahreszeit, wo in meinem ganzen Bezirk Neubauten im Gange sind — geradezu unmöglich, Urlaub zu verlangen und zu erhalten!“

Franziska nahm die Papiere zur Hand und durchlas sie aufmerksam. „Diese Schwierigkeit ist leicht zu lösen,“ sagte sie ruhig; „du stellst mir Vollmacht aus, ich reise statt deiner hin und bleibe solange es nötig ist.“

„Du?“ rief Robert überrascht. „Ja, was soll ich dann aber anfangen, wenn du fort bist?“

„Du wirst dich behelfen, als freier Junggeselle leben! —“

„Das geht nicht,“ wendete er ein. „Ich bitte dich, Franzi, du wirst mir doch nicht zumuten, mich außer dem Hause herumzutreiben, jetzt, wo alle meine Kräfte angespannt sind und das bißchen Ruhezeit dazwischen so not thut!“

„Das war ja Scherz! natürlich sorge ich vor, daß du es daheim behaglich hast. Die Guste ist zuverlässig, ich darf ihr unbesorgt das Hauswesen anvertrauen, du sollst nichts zu vermissen haben."

„Nichts vermissen? und du? Die Spatzen auf dem Dache werden dich vermissen, Kinder und presthafte Weiber und deine Freiwilligenschar von Schulmädchen und Vasallen — schau, da steht gleich einer wie aus der Erde gewachsen, der soll mir beistehen wider deine Abtrünnigkeitsgelüste!"

Diese Worte galten Hans Kaiser, dessen Klopfen er in seinem Eifer überhört hatte, und der nun, hastiger und behender als je, unerwartet vor ihm stand. Der Künstler streckte seinen buschigen Kopf weit vor und sagte, die gescheiten Augen auf Franziska gerichtet: „Abtrünnig? wie so?"

Sie lachte, ein angenehmer Ausdruck beseelte ihre Züge. Die sechs Jahre, welche seit ihrer Verbindung mit Robert verflossen waren — eine gefährliche Anzahl von Jahren für Frauen, deren Jugend hinter ihnen liegt, — hatten dies Gesicht verjüngt. Es war nicht nur die Art von Verklärung, welche ein glücklich erfülltes Herzensleben jedem Weibe verleiht, alles an Franziska war für das Auge gefälliger geworden. Das schmale, allzu längliche Gesicht hatte sich etwas gefüllt, Gesundheit und befriedigte Gemütsstimmung der dunkeln Hautfarbe mehr Wärme gegeben. Ihre hohe, stets gut gebildete Gestalt zeigte sich durch geschmackvolle Kleidung und freiere Bewegungen weit mehr zu ihrem Vorteil, und die kleine Blonde würde mit der jetzigen Anordnung ihres Haares nicht mehr unzufrieden gewesen sein. Franziska gehörte auch heute noch zu den Häßlichen ihres „schönen Geschlechtes", sie war aber nun interessant häßlich.

Hans Kaiser schien jedenfalls dieser Meinung zu sein, obgleich er, schon seines Metiers halber, auf Schönheit zu schwören pflegte. Während ihm die Hausfrau den schwebenden Streitpunkt auseinandersetzte, schaute er wohlgefällig in ihr kluges Gesicht.

„So wollen wir denn ein Konzil halten," schloß sie und nahm die Papiere wieder zur Hand. „Wenn durch Ueberlassen der Angelegenheit an einen Geschäftsmann Verluste für dich entstehen könnten, Robert, so wäre es doch eigensinnig, meinen Vorschlag zu verwerfen. Oder traust du mir nicht zu, dein Interesse praktisch vertreten zu können?"

„Mindestens so praktisch als ich," erwiderte er mit einem halben Seufzer und hatte sich mit diesem Zugeständnis auf weitere Erwägung des ihm erst so unsympathischen Vorschlages eingelassen. Der Freund sprach auch in Franziskas Sinne und das Resultat der Erwägungen war, es solle um nähere Auskunft geschrieben werden, und Franziska im entsprechenden Falle reisen.

„Wenn sich dies bald macht, könnte ich mich Ihnen für ein Stück Weges zum Reisemarschall anbieten," sagte Hans; „ich fahre nämlich Anfang nächster Woche nach E., wohin meine Frau Schwester mich citiert hat — eine Art Familienkongreß, wissen Sie! leider kein Erbonkel dazwischen, aber man hat sich lange nicht gesehen, da ließ sich nicht gut nein sagen, momentan hält mich auch nichts, und wer weiß, was sich dort findet — allerlei Bildermotive jedenfalls."

„Nach E.?" sagte Robert, und ein rascher Gedanke blitzte ausdrucksvoll über sein schönes Gesicht. „Und wie lange bleibst du wohl dort?"

„Wer mag das wissen! so lang' es mir gefällt."

Als Franziska für ein paar Minuten das Zimmer verlassen hatte, kam der in ihrem Mann erwachte Gedanke rasch zu Tage. „Weißt du was?" sagte er heiter, „du könntest auch einmal einen künstlerischen Auftrag von mir übernehmen, so gut wie von so und so viel anderen. In E. bist du ja meinem Heimatsort ganz nahe, ein kleiner Spaziergang führt dich hin — thu mir den Gefallen und male mir eine Kopie der Madonna mit den Lilien."

„Welcher Madonna?"

„Ich sagte dir einmal davon — ein Altarbild, dem meine Frau gleicht oder glich, damals, als du sie so wenig — anziehend fandest. Weiß schon, du bist bekehrt, es bedarf keiner so ausdrucksvollen Handbewegung! Das Bild hat für Franzi und mich etwas zu bedeuten, es ist gleichsam der erste Ring in unserer Kette, und nachdem ich mit meiner Frau oft davon gesprochen, möcht' ich, daß sie es einmal zu Gesicht bekäme. Willst du ein guter Knabe sein und mir einige Ferientage aufopfern, so könnten wir sie damit überraschen, wenn sie von dieser verwünschten Reise heim kommt. Ich sehe schon, das bleibt uns nicht erspart — wann stünden

die Schachfiguren jemals so, wie man es gern hätte! Also — topp?"

Hans schlug ein, machte aber ein saures Gesicht dazu.

„Wird ein nettes Scheusälchen sein, deine alte Dorfmuttergottes! na, wenn sie wirklich der Hausfrau gleicht, oder diese ihr, dann hat wohl solch weltverborgener Pinsel einmal den heiligen Geist verspürt — kommt immerhin zuweilen vor. Haben sollst du das Stück — wann, das versprech' ich nicht zum voraus."

* * *

Franziska war abgereist. Wenn sie auch ihren Mann damit geneckt hatte, daß er eine nur wochenlange Trennung so schwerfällig nahm, ward ihr selbst doch das Scheiden nichts weniger als leicht. Die Luft ihres Hauses erquickte sie, wie ein heiterer Morgen in der Natur erquickt. Der Abschied würde den seit Jahren ununterbrochen Vereinten noch schwerer gefallen sein, hätte sich in der Stunde des Scheidens voraussehen lassen, daß es sich um wesentlich längere Dauer handelte als zuerst in Aussicht stand. Gleich die ersten Briefe Franziskas eröffneten ihrem Manne den Einblick in komplizierte Verhältnisse. Der Wunsch des Testamentsvollstreckers, die entscheidende Persönlichkeit an Ort und Stelle zu sehen, erwies sich durchaus berechtigt. Es galt, möglichst rasch liegende Gründe zu verwerten, die nach Anordnung des Erblassers parzelliert werden sollten; hiermit stimmte Roberts eigener Wunsch überein, da er freie Verfügung über ein Barvermögen der Uebernahme entfernt gelegenen Landbesitzes vorzog. Hieraus ergab sich aber die Notwendigkeit mündlicher Erörterungen, Rücksprachen und Unterschriften.

Franziskas Briefe klangen heiter. Durch Lehre und Beispiel ihrer Mutter, dann später neben dem nur seinen Schreibtisch berücksichtigenden Vater, auf persönliches Eingreifen in praktische Verhältnisse hingewiesen, fehlte es ihr weder an Klugheit noch an Energie für die jetzt übernommene Aufgabe. Verantwortlich, wie sie sich fühlte, sparte sie keine Mühe, die ihr fremden, aber bald von ihr erfaßten Angelegenheiten genau kennen zu lernen, und die Zeit verging ihr rasch, wie jedem, der wirklich zu thun hat. Während sie, vollauf in Anspruch genommen, zu Heimweh gar keine Zeit fand, so oft auch ihr Herz auf Reisen war, wurde sie daheim in einer Weise vermißt, die sogar noch über Roberts Voraussicht hinausging. Das Haus erschien ihm völlig verödet, namentlich die späteren Abendstunden, wo er sich im Zusammensein mit Franziska zu erholen und neu anzuregen gewohnt war, wurden ihm je länger, desto mehr zum Ungemach. Er versuchte auszugehen, mit Bekannten zusammen zu sein, kam aber meist unbefriedigt nach Hause. Nichts weniger als ungesellig von Natur hatte er sich doch während seiner befriedigten Ehejahre stets daheim wohler befunden, als bei anderen. Die weiten Entfernungen der Großstadt, die Abspannung, welche einer körperlich wie geistig anstrengenden Berufsthätigkeit folgt, kamen dazu. Also saß er doch noch am liebsten und häufigsten abends in seinem leeren Hause und tröstete sich über so viel trockene Stunden mit dem Allerweltsspruch: daß endlich nicht ewig währt!

Eines Abends, als er eben im Begriffe war, nach interessantem Tagewerk heim zu gehen, überkam es ihn besonders stark, daß er zu Hause niemand fand, bei dem er seine angeregte Stimmung konnte ausklingen lassen. Eine plötzliche Unlust an den einsamen vier Wänden, welche ihn erwarteten, ergriff ihn, er besann sich, was er wohl mit diesem Abend anfangen könne, wohin er etwa gehen möge? Da kam er an einem Cirkus vorüber, dessen schöne Pferde und ausgezeichnete Reitergesellschaft er zuweilen hatte rühmen hören, und entschloß sich kurz, dort einzutreten. Die Abendvorstellung war bereits im Gang, als er sein Billet löste und den ihm zugewiesenen Platz im amphitheatralisch disponierten Zuschauerraum einnahm.

Die gewöhnlichen Reiterkünste, hier mit hervorragender Geschicklichkeit und viel Geschmack der Anordnung vorgeführt, gingen unter pomphaften Titeln am zahlreich versammelten Publikum vorüber, das Roberts Aufmerksamkeit zuweilen von den Darstellungen ablenkte. Es war ihm nicht uninteressant, einmal wieder solche lebendige Galerie der verschiedenartigsten Köpfe zu überblicken, wenn er auch schließlich zu der Betrachtung kam, wie wenig wirklich anziehende Physiognomieen unter diesen Hunderten zu finden waren. Am meisten beschäftigte sich nicht nur sein Auge, sondern auch sein Ohr mit zwei, auf der Reihe vor ihm befindlichen Köpfchen, die einem jungen Mädchen und einem etwa fünfjährigen Knaben zugehörten. Diese beiden, offenbar Zusammengehörigen gaben sich der Schaulust mit

so naivem Genusse hin, daß ihr strahlendes Vergnügen daran, ihr lustiges Geflüster darüber Robert herzlich ergötzte. Das Mädchen, eine frische Blondine mit dunkeln Schelmenaugen, schien ihm kaum achtzehnjährig; wenn sie den Kopf zu dem bildhübschen Buben neigte und, während sie mit ihm plauderte und lachte, ihre Wangengrübchen zeigte, kam sie dem Beobachter noch jünger vor. Sie war geschmackvoll gekleidet; das weiche, aus der Stirn zurück gekämmte Haar fiel in luftigem Gelock auf das schlanke Hälschen nieder, dessen häufige, zierliche Bewegungen an die eines Vogels erinnerten.

Robert dachte an seine Frau, die ein freudiges Auge für jede Anmut besaß, und zeigte ihr in Gedanken das reizende junge Menschenpaar, dem ein daneben sitzendes Weib von ungeheurer Dicke zur Folie diente.

Die zweite Abteilung hatte schon begonnen, als sich plötzlich eine eigentümliche Unruhe in dem verhangenen Teile des Cirkus bemerklich machte; in demselben Moment sah Robert eine leichte Rauchwolke aufsteigen. Ein Knistern — ein seltsamer Geruch — eine Flamme — deren Aufsprühen der Schrei aus hundert Kehlen folgte: „Es brennt!“

Die namenlose Verwirrung, welche unvorbereiteten Schrecknissen folgt, sobald es sich um Massen handelt, veränderte die eben noch so friedlich heitere Scene binnen wenigen Minuten in ein wildes Chaos. Während an dem unmittelbar bedrohten Punkte Rauch und Flammen, immer stärker werdendes Geprassel und das Durcheinanderschreien der mit Wassereimern thätigen, die wachsende Gefahr kündeten, drängte die Menge kopflos dem Ausgange zu, einander hemmend, erstickend, unter Angstrufen, mit denen sich rasch genug die Jammerlaute Niedergeworfener mischten.

Der Platz, welchen Robert inne hatte, war ziemlich in der Mitte des Zuschauerraumes, dem Ausgang also fern. Er suchte vergebens die ihm Nächstbefindlichen zur Ruhe, zur Besonnenheit zu mahnen — jeder strebte nur nach der Möglichkeit, von der Stelle, die er einnahm, hinwegzustürzen. Auch das junge Mädchen mit dem Kinde war im Begriff, diesem allgemeinen Fluchtbeispiel zu folgen, an allen Gliedern zitternd, hatte sie den Knaben auf ihren Arm gehoben und suchte ihren Nachbarn nachzudringen, als sich eine Hand auf ihre Schulter legte.

„Bleiben Sie auf Ihrem Platze, Fräulein,“ sagte Robert nachdrücklich. „Sie kommen nicht durch und wagen Ihr und des Kindes Leben. Vertrauen Sie sich mir an, ich bringe Sie sicher hinaus, wenn Sie Geduld haben wollen.“

Zweifelhaft blickte die Blondine in sein ernstliches Gesicht, ihre geängstigten Augen beruhigten sich nicht. Als Robert aber den Knaben von ihrem Arm auf den seinen hob, was sich der Kleine ohne Widerstreben gefallen ließ, und sie des fremden Mannes Ruhe gewahrte, schien ihr ein plötzliches Zutrauen zu kommen. Ihre Hand faßte zwar nach des Bübchens Rock, als müsse sie mit der ergriffenen Falte ihr Eigentumsrecht behaupten, zugleich ließ sie sich aber halb willenlos, wie ein Mensch, der seinen versagenden Gliedern nachgibt, auf die eben verlassene Bank niederfallen. Schon war es um diese Gruppe her ziemlich leer geworden. Nur wenige folgten dem Beispiel des Abwartens, dessen Klugheit sich schon nach wenigen Minuten erwies. Zwar füllte ein fast erstickender, brenzlicher Dampf den Raum und machte den Aufenthalt dort schwer erträglich; offenbar griff aber das Feuer nicht in dem Maße um sich, als bei dem nur allzu brennbaren Material des leichten Holzgebäudes zu befürchten gewesen. Die rasch und energisch betriebenen Löschbemühungen hatten Erfolg, und dämpften bald die Flammen. Das Unheil lag dort, wo blinde Angst sich selbst die höchsten Gefahren erschaffen hatte.

Sobald Robert seinen Schützling fähig sah, sich seiner Leitung zu überlassen, setzte er das Kind neben sie, um eine Rekognoszierung zu unternehmen, von der er mit der Zuversicht zurückkehrte, jetzt die Führung der ihm Anvertrauten wagen zu dürfen. Noch immer drängte, türmte sich die Masse der den Ausgang belagernden, nur langsam vorrückenden Flüchtlinge an jener Stelle. Robert, das junge Mädchen an seinem rechten Arm führend, das Kind auf dem linken tragend, benutzte eine Bresche, die, um die Flamme möglichst zu isolieren, mit Aexten in die Holzwand nächst dem Feuerherde geschlagen worden war, und brachte seine Schutzbefohlenen glücklich ins Freie — allerdings auch hier an einem beängstigenden Durcheinander von Menschen, Wasserbehältern, selbst an beschädigten, stöhnenden Pferden vorüber.

(Schluß folgt.)

Die Petersbaude (S. 506).

In Rübezahls Revier.

Von

Max Heinzel.

Weg mit der Feder! Ich habe lange genug in meiner Schreibzelle gesessen und den Vogel beneidet, der frei dahinfliegt über die lachenden Gefilde und sehnsüchtig nach den dämmerigen Bergen hingeblickt, die aus der Ferne ihre geheimnisvolle Anziehungskraft auf das alte frische Herz immer mächtiger und unwiderstehlicher geltend machten: jetzt keine Zeile mehr, keinen Buchstaben. Mag die Tinte austrocknen, verrosten das stählerne Arbeitsinstrument — ich halte es nicht mehr aus in der beklemmenden Enge meiner vier Wände — hinaus treibt es mich mit fieberhaftem Drange in die schöne Welt, fröhliche Wanderlieder, wie ich sie einst als sorgenloser Bursch in die Lüfte geschmettert, umsummen meinen Kopf, und vor meiner Phantasie gaukelt manch reizendes Bild, das die große Farbenkünstlerin Natur geschaffen, aber auch manch düsteres, wüstes, chaotisches, in das sie alle Melancholie ihres rast- und ruhelosen Geistes hineingebannt zu haben scheint, zieht an ihr vorüber — „ins Riesengebirge" locken tausend Stimmen, in das herrliche Bergland meiner Heimat, und schon packe ich meinen Koffer, lege das Notwendigste und Unentbehrlichste hinein und rüste mich zum Abschied.

Da taucht deine wunderliche Märchengestalt vor mir auf, Rübezahl, mit weißem Haar und Bart, und es fällt mir ein, daß du ja wohl das Wetter machst auf den einsamen Höhen, die ich erklimmen will, und daß du bereits von Olims Zeiten her dem neugierigen Menschenvolk, welches in dein stolzes, prächtiges Gebiet eindringt, gar ungnädiglich gesonnen — plötzlich, wenn einer von meinem Geschlecht sein Auge begeistert in die Runde schweifen läßt, hüllst du den goldigsten Sonnenschein in die dichtesten Nebelwolken, daß der irrende Fuß dann über Wur-

zeln und Steine stolpert, oder du schickst ein wildes, tosendes Ungewitter in die Berge hinein, in welches alle Pfeifen der Riesenorgel, die der Sturm spielt, schrillend hineinklingen.

Straße in Hirschberg.

Ich bitte dich, nimm Rücksicht auf mich! Ich bin ein schwachnerviger, lyrischer Poet, ein Landsmann, der niemals deiner gespottet, wie die nüchternen Geldphilister, die sich in deinem Zauberreich neben den schwärmerischen Enthusiasten umhertreiben, nein, der vielmehr zur Ausbreitung deines Ruhmes mit einer ganzen Anzahl schwungvoller Lieder beigetragen und dir, wie ich meine, einen so reichen Tribut an ehrfürchtigen Empfindungen gespendet, daß du mir schon auf einige Tage deine erhabene Gunst verleihen und den Dämonen, die in den schauerlichen Schlünden und Gründen hausen, eine absolute Enthaltsamkeit von ihren teuflischen Anschlägen gebieten kannst.

* * *

Es war ein klarer, wundervoller Morgen, die Sonne blickte so freundlich durch mein geöffnetes Fenster, in welches aus dem gegenüberliegenden Garten ein feiner Duft hereindrang, als wollte sie mir statt des Beherrschers der Berge eine verheißungsvolle Antwort geben: ich nahm Stock und Hut, drückte den Meinen noch einen zärtlichen Kuß auf die Lippen und eilte über das staubige Pflaster nach dem Bahnhofe. Das Dampfroß kam eben herangebraust, geschmückt mit hellglänzenden Lindenzweigen, die einer der beiden rußigen Gesellen, die gewissermaßen als Stallmeister und Stallknecht bei ihm figurieren, an seinen Flanken angebracht — ich sprang in einen Wagen, nachdem ich meine Fahrkarte erstanden, und eroberte mir angenehmerweise einen Eckplatz, von dem aus ich bald eine überaus unterhaltsame Aussicht gewann, während um mich herum die Weinflasche kreiste und der Humor, der daheim vielleicht nur selten einen echten und unverfälschten Gemütston gefunden, sich in seiner ganzen vollquellenden Ursprünglichkeit manifestierte.

In prächtiger Stimmung gelangte ich nach Hirschberg, wo ich den Schienenweg verließ und auf Schusters Rappen, der mich schon weidlich umhergetragen, in einen kühlen schattigen Biergarten einritt; eine blonde Kredenzjungfer brachte mir einen schäumenden Schoppen mit milchweißer Haube, den ich — reine, erquickende Gebirgsluft atmend — auf die schönste Schöne unter Gottes blauem Himmel leerte, auf die ewig jungfräuliche Natur. Ich schlenderte sodann durch die Stadt, deren eine Straße dem Leser hier sichtbar wird, und empfand ein wonniges Behagen, daß ich dem holden Müßiggang so unbehindert fröhnen konnte. Sie hat nicht besondere Reize, die Stadt, aber sie liegt wahr-

Der Kynast (S. 500).

haft entzückend und verdient in dieser Beziehung mit vollem Recht „die Perle Schlesiens“ genannt zu werden. In ihrer Umgebung befinden sich der Kavalierberg, der Kreuzberg und der Hausberg, von welchen die letzteren einen sehr hübschen Blick auf den Riesenkamm gewähren.

Nachher pilgerte ich gen Warmbrunn. Das Bad, das mit seinen Schwefelquellen schon vielen Tausenden das verlorene Gut der Gesundheit, an dem ja unser ganzes Glück hängt, wiedergegeben, hat sich gerade den anmutigsten Teil des Hirschberger Thales — an dem zuweilen sehr reißenden Zacken — für seine Ansiedelung ausgesucht.

Die Geschichte des Ortes reicht weit hinauf. Schon im 12. Jahrhundert sollen seine Quellen bei einer Jagd des Herzogs Boleslaus von Schweidnitz und Jauer dadurch entdeckt worden sein, daß man einen Hirsch aufspürte, der, einem sehr vernünftigen Instinkte folgend, in einem solchen „warmen Borne“ als leidendes Tier ein Bad nahm. Der gegenwärtige Besitzer ist der Graf von Schaffgotsch, dem außerdem noch der Kynast, von dem ich gleich reden werde, und ein weit ausgedehntes Terrain im schlesischen Riesen- und Isergebirge gehört. Ich flanierte auf der vom Schloßplatze ausgehenden Promenade umher und ließ mich sodann an einem lauschig gelegenen Platze nieder, der hier eine gar wunderköstliche Schau eröffnet. Das Hochgebirge mit seiner überwältigenden Großheit, die nicht viele Grade mehr von der Großheit der Alpen entfernt ist, breitete sich in der erwünschtesten Beleuchtung vor mir aus, so daß ich einstweilen dem alten Grimmbart Rübezahl, der, unter uns gesagt, wirklich von den verrücktesten Launen beherrscht wird, meinen aufrichtigsten Dank votierte.

Josephinenhütte (S. 501).

Ich hätte noch wer weiß wie lange dasitzen und träumen wollen — aber da der sagenumsponnene und vielbesungene Kynast noch auf meinem Tagesprogramm stand, so schwang ich mich auf einen vollgepfropften Omnibus, der, vom Staub umwirbelt, nach Hermsdorf, das am Fuße des Berges wie ein lieblich heiteres Idyll gelegen, „kottelte“, wie wir Schlesier in unserer Volkssprache sagen.

Nach kurzer Rast ging es dann hinan zur Burg, die der Leser jetzt vor sich erblickt (S. 499).

Sie hat jahrhundertelang bestanden, ein trutzhafter Bau, bis ein Wetterstrahl mit seiner zerstörenden Gewalt sie traf und in Trümmer legte. Von ihrem Turm aus hat man eine ganz reizende Aussicht. Lange stand ich da oben und schaute hinunter in den Grund und hinüber nach den Bergen, wohin ein Falk seine Fittiche gerichtet, um sich in dem dichten Grün der Wälder zu verlieren. Während ich so den Blick von Gipfel zu Gipfel spannte, von Dorf zu Stadt, wo die Pulse des Lebens in ewiger Bewegung, wo ein rastloses, durch die Gebirgswasser unterstütztes Schaffen sich geltend macht, schreckte das Echo, durch einen Schuß aufgeweckt, aus dem Schlafe auf und antwortete mit donnerartigem Geroll, wie empört, um sich dann in einem leisen flüsternden Sausen zu beruhigen. Ich dachte der fehdelustigen Ritterzeit und des grausam koketten Fräuleins Kunigunde, das einst auf diesem Burgneste gehaust haben soll; aber erzählen will ich nichts von ihr, sintemalen ihre Unthaten ja schier jedem Backfisch, der mit der Musikmappe umherläuft, bekannt sind. — Nachdem ich dem Kynast Valet gesagt, fuhr ich nach Petersdorf, einem großen, industriell sehr thätigen Dorfe im Thale des Zacken, der über Steingeröll, mutig und frohlaunig, ein elastischer Sohn der Berge, dahinschäumt und von da nach Schreiberhau, dessen Häuser weit zerstreut auf grünen saftigen Wiesen oder an bewaldeten Abhängen liegen, bis nach der Josephinenhütte, einer der großartigsten Glashütten meiner Heimatprovinz (S. 500), von wo aus ich in der zeitigen Frühe des nächsten Morgens meine Koppenwanderung zu unternehmen beabsichtigte. Ich sorgte für Nachtherberge und machte noch dem genannten Etablissement, das von dem Grafen Leopold Schaffgotsch gegründet worden, einen Besuch. Dasselbe ist seiner kunstvollen Erzeugnisse wegen weit berühmt und versendet sie vorzugsweise nach England und Amerika. Das Magazin mit

Elbquelle (S. 504).

Der Krkonoš und Elbfallbaude (S. 505).

seinen reichen Schätzen, unter denen sich manches Stück durch eine besondere Zierlichkeit und anmutende Färbung auszeichnet, die Glasschleifer, die markigen Gestalten, die sich geschäftig vor den glühenden Hochöfen hin und herbewegten, die sprühenden Funken, der dröhnende Blasebalg: alles fesselt die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Das beigegebene Bild (S. 500), auf dessen oberem Teile die rauchende Hütte zu sehen, gibt einen Einblick in diese mit mancherlei Gefahren für die Gesundheit verknüpfte Thätigkeit. Bald sehnte ich mich heraus aus diesen Räumen; ich verlangte nach Luft, nach erfrischender Bergluft, und aufatmend, als ob ich der Hölle, oder mindestens dem Fegfeuer entronnen wäre, blickte ich nach den duftigen, leicht hingehauchten Wolken, die sich über den imposanten Gipfeln, die das Rübezahlsche Zauberreich begrenzen, gelagert.

Aus dem Elbgrunde (S. 505).

* * *

Ich hatte einen häßlichen Traum in der Nacht. Es war finster über der Erde, wie in einer endlosen Höhle, und der Regen, vom Sturme gepeitscht, rauschte vom Himmel nieder, als ob er alles rings umher ersäufen wolle; aber als ich erwachte und angstvoll und beklommen zum Fenster trat und das himmlische Gestirn mir so freundlich entgegenlächeln sah, da war mein Herz freudig, als ob es die rauhe Hand des Schicksals noch niemals angerührt. Ich rüstete mich zur Fahrt nach der Koppe und begann meine Wanderung in dem frischen, tauigen, friedlichen Morgen damit, daß ich zunächst dem Zackenfalle mich zuwandte. Auf einem hübschen Waldwege, der bequem, wie eine Promenade angelegt ist, gelangt man zu demselben, — der übrigens nicht durch den Zacken selber, wie man irrtümlich annimmt, sondern durch einen seiner Nebenarme, das Zackerle, gebildet wird — wo man ein Schauspiel von ergreifendem und mächtigem Eindruck genießt. Das Wasser des Falles, welcher unbestritten der schönste im Riesengebirge, kommt jäh aus dem dunklen Walde und gleitet dann in mehreren Absätzen über die granitenen Wände, auf denen üppiges Moos wuchert, und aus deren Spalten langfächeriges Farnkraut hervor wächst, hinunter, bis er in einem tiefen Kessel ausrast. Auch ein anderer, entfernterer Fall, der Hainfall (S. 509) mag hier erwähnt sein.

Mein Weg führte alsdann nach der schlesischen Baude, einer sogenannten Winterbaude, die zu gastlicher Einkehr winkt. Diese Bauden sind gewissermaßen unsere schlesischen Sennhütten im Hochgebirge, Ansiedelungen, die von den Unbilden des rauhen, wild daherbrausenden Wetters viel zu leiden haben — namentlich im Winter. Zuweilen sind sie so eingeschneit, daß ihre Bewohner nur von der Hausthüre aus eine stollenähnliche Oeffnung durch die Schneemauer bahnen oder nur durch den Dachgiebel ihren Ausgang nehmen können. Ihr Verkehr mit den Leuten im Thal behufs der Beschaffung von Lebensmitteln ist dann außerordentlich schwierig; da

aber die Erfahrung ihre Lehrmeisterin geworden, so treffen sie bei Zeiten schon Vorsorge und versehen sich mit allem Notwendigen für die langen, bangen Tage, wo's so unwirtlich, einsam und grauenvoll auf den mit weißer Decke umhüllten Bergen, wenn schon auch die bildende

Die große Schneegrube (S. 506).

Hand der Natur eine Pracht entwickelt, die sie in ein Märchen, in ein Feenreich versetzen könnte. Man unterscheidet Winter- und Sommerbauden; solche, die der Viehwirtschaft wegen nur im Sommer bezogen und im Herbst wieder verlassen werden, und solche, die auch im Winter

Das hohe Rad (S. 506).

bewohnt bleiben und darum selbstverständlich in ihrer Bauart und Konstruktion solider und dauerhafter veranlagt sind. Jeder Baudenbesitzer harrt mit Ungeduld der Sommersonne entgegen, die den Schnee schmilzt und allgemach den seltsam zusammengewürfelten Schwarm der Touristen auf den Riesenkamm lockt. Wenn er seine Naturstudien erst wieder beginnt, da ist Freude da oben. Es kommt mancher Notgroschen ein, es fehlt keinen Tag an Unterhaltung und auch nicht an Komik und Humor. Man muß das sehen, wie's in so einer Baudenstube hergeht, wenn plötzlich eine verregnete Gesellschaft, die nebenbei noch der Sturm in seiner barbarischen Weise zerschüttelt und zerzaust, in sie einbricht mit triefenden Schuhen und an den Körper anklatschenden Kleidern. Wie da so ein elegantes Dämchen, vielleicht die Tochter eines Millionärs, zimperlich und verschämt mit nackten Füßen am Ofen hockt und wie der steife Geheimrat, der sonst eine reine Karikatur von Zugeknöpftheit, sich sauertöpfisch herbeilassen muß, seinen Rock auszuziehen und in bloßen Hemdärmeln, wie ein ungeschlachter Bauer, dazusitzen. Das ist dann so eine Art von Komödie für die armen Baudeninsassen.

Von der schlesischen Baude aus kommt man in das Gebiet des sogenannten Knieholzes, der Zwergkiefer, die als Strauchwerk am Boden hinkriecht und bald einzelne Büsche, bald ganze Waldungen in diesem Gebirge bildet. Der Baudenmann sammelt sorgsam ihr Holz, denn er weiß, wie gut es seiner harzigen Beschaffenheit wegen in seinem alten, getreuen Kachelofen brennt, der Drechsler aber benützt es, um allerlei saubere und zierliche Schnitzarbeiten, die das Touristenvolk gern als Andenken mit heim nimmt, daraus zu fertigen. Die elastischen und äußerst biegsamen Zweige dieser Kiefer sind immer nach einer Seite hin gerichtet, so daß ein Sudetenwanderer, der sich in ihrem Dickicht verirrte und verstrickte, wohl Mühe hat, aus ihm sich wieder herauszuwinden. Wo ihre Herrschaft begonnen auf dem Gebirge, da wird es einsam und einsamer. Nur das monotone Zwitschern der Schneelerche oder den Ruf einer Ringdrossel hört man — denn kaum ein anderer Vogel verirrt sich in diese Region.

Ich suchte sodann die Stelle auf, wo die Elbe geboren wird. Die Quelle des Flusses (S. 501), der allen Zauber, alle Wonnen, aber auch all das Unheimliche, Schreckliche und Grauen-

Der Riesengrund (S. 508).

volle der Natur hoch auf den Bergen kennen lernt, ist in ein schlichtes, steinernes Bassin gefaßt und läßt durchaus nicht ahnen, daß daraus ein so großer, majestätisch dahinrauschender Strom wird, der auf seiner Reise nach dem Meere so viele ihm huldigende Städte grüßt. Von hier aus wanderte ich nach der Elbfallbaude, die auf dem beigegebenen Bilde von dem Krkonos (S. 501), von dem man weit ins Böhmer Land hineinschauen kann, fast verdeckt wird, um den Elbfall mit in die Skizzenmappe meines Gedächtnisses aufzunehmen. Dieser, der wie der Zacken- und andere Fälle bei heißem, trockenen Wetter erst durch Oeffnung von Schleusen in Aktivität versetzt werden muß, stürzt aus gewaltiger Höhe in den Abgrund, als jage ihn die Sehnsucht, in den „Sieben Gründen“, in den wilden Bergschluchten, mit den Wassern, die dort hinabkommen, sich zu vereinigen. Eine gute Strecke tiefer liegt der Elbgrund (S. 502), den ich aber nicht berührte, mit seiner düster romantischen Scenerie, von der man sich, wenn man die in den Text eingefügte Illustration betrachtet, leicht einen seinem Wesen nahe kommenden Begriff machen kann. Ich stieg nach der Schneegrubenbaude empor, einem behaglich eingerichteten Einkehrhause, das von dem Grafen Schaffgotsch, der sich um das Riesengebirge durch seine edelherzige Opferwilligkeit die bedeutendsten Verdienste erworben, erbaut worden und das sich scheinbar an die Rübezahls- oder Teufelskanzel, eine flache Granitmasse, anlehnt, die eine überraschende, entzückende Aussicht bietet (S. 507).

Die Schneegruben, nach welchen die Baude getauft worden, sind eine überaus gewaltige und gigantische Schöpfung der Natur. Das Auge kann sich kaum entschließen, ruhig hinabzuschauen in diese totenöde Felsenwüste, in deren Grunde aber doch das Geröll noch von üppig wuchernden Pflanzen bedeckt ist, trotzdem der darin liegende Schnee von der Sonne des Sommers nur selten geschmolzen wird.

Die Felsen, grausig zerklüftet und zerrissen, fallen steil in die furchtbare Tiefe — und ich

Der Mittagstein (S. 507).

kann mir wohl denken, welchen überwältigenden Eindruck es machen muß, wenn der Wind die wogenden Nebel in diese Abgründe hineinjagt

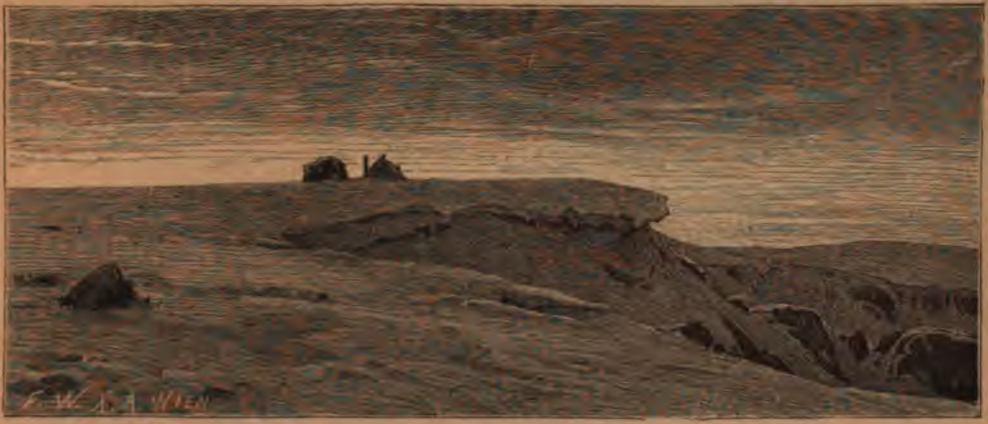
und dann über die schroffen Ränder wieder davon treibt. Das Bild S. 503 stellt die „große Schneegrube" dar, die wilder und schauerlicher, als die „kleine" und von ihr durch einen ziemlich schmalen Felsengrat, die „Gräte", auf der der verderbenbringende Schwindel sich in den Hinterhalt gelegt, getrennt wird.

Der Weg führt nun auf das hohe Rad (S. 504), einen riesigen, nach der Spitze zu gewölbten Steinhaufen, wo man rastend nach

Rübezahls Lustgarten (S. 508).

Schlesien, nach den „Sieben Gründen" und nach Böhmen hineinblickt, eine Augenweide, wie sie dem Gebirgswanderer kaum anziehender geboten werden kann.

Bald erreicht man die Große Sturmhaube auf einem Wege, der früher zu den anstrengendsten und beschwerlichsten einer Koppenwanderung gehörte und nunmehr durch die Thätigkeit des Riesengebirgsvereines, der in dieser Hinsicht ganz Außerordentliches geleistet, eine fast alle Strapazen ausschließende Umgestaltung erfahren. Nachdem der Mannstein und die Mädelsteine passiert sind, kommt man zur Petersbaude (S. 498), einer auf böhmischer Seite gelegenen Winterbaude, die sich eines lebhaften Besuches zu erfreuen hat und in der manche Flasche feuri-



Schneegrubenbaude mit Rübezahls Kanzel (S. 505).

gen Ungars zu neuer Kräftigung getrunken wird. Auch ich nahm, ermüdet und erschöpft, wie ich war, zu diesem Weine, für den ich sonst gerade keine sonderlichen Sympathieen hege, meine Zuflucht und zog dann auf dem Abhange, der die Mädelwiese genannt wird, fürbaß nach der Spindlerbaude. Von da wanderte ich über die Kleine Sturmhaube nach dem Mittagstein (S. 505), der aus mehreren hintereinander aufgeschichteten Felsgruppen besteht, deren nördliche Front, von der Seite betrachtet, fast ein ernstes menschliches Gesicht scheint. Von ihm aus begegnete meinem Blicke eine andere interessante Felsgruppe, die Dreisteine (S. 509), wohl eine Verballhornung von „Druidensteine“, deren Zerklüftung, wie die Sage geht, von einem Blitzstrahl, der auf sie herabgefahren, herrühren soll. In verhältnismäßig kurzer Zeit gelangt man dann zum Rande des Großen Teiches (S. 508), wo sich ein Anblick bietet so grandios und erhaben, wie an den Schneegruben. Krystallklares Wasser, in dem kein Fisch lebt und über dem ein geheimnisvolles Schweigen liegt, glänzt aus der Tiefe der Schlucht herauf und leise Schauer ziehen durch die Seele. Fast noch mächtiger ist der Eindruck, den man am Kleinen Teiche (S. 508) empfängt, dessen Felswände schroffer und dessen Abgründe tiefer. Er enthält Forellen, aber auch um ihn her brütet eine lautlose Einsamkeit, und ein nordischer Hauch, als

Der Langegrund (S. 509).

ob man in dem rauhen Norwegen sich befände, weht um seine Ufer.

Endlich, nachdem ich in stiller Andacht die Größe der Allschöpferin bewundert, setzte ich meinen Wanderstab weiter nach dem Koppenplan, einer mit Knieholz durchwachsenen Fläche, und kehrte, keuchend und schweißtriefend, mit auf die Neige gegangenem Humor in die Riesenbaude ein, die, gottlob, schon unter dem Koppenkegel liegt und in der zur Aufmunterung und Anfrischung lustiger Gesang und lustiges Lachen ertönte.

Ich erwähne hier noch einige sehr schöne Punkte. In erster Reihe den Riesengrund, in den man unfern von der genannten Baude einen Blick hineinwerfen kann, alsdann den weiter entlegenen „Lustgarten Rübezahls" (S. 506), der eine große Fülle von Alpenkräutern aufweist und darum von den Botanikern mit Vorliebe aufgesucht wird. Es dürfte hier der Ort sein, wo auch einige Worte über die Gebirgsflora,

Der große Teich (S. 507).

deren bisher noch nicht Erwähnung geschehen, gesagt werden können. Sie beginnt mit der Knieholzregion, wo neben manneshohem Farn das narzissenblütige Windröschen, oder Gebirgshähnlein, das Alpenwindröschen oder Teufelsbart, die Pestwurz und die kleine Primel Habmichlieb heimisch sind. Manche dieser lieblichen Kinder der Mutter Natur haben ihr prangendes

Der kleine Teich (S. 507).

Blütengewand, mit welchem sie bald nach der Schneeschmelze die Felsenkuppen und die Abhänge schmücken, schon abgelegt, wenn das bunte Volk aus den Städten auf das Gebirg steigt, und wieder andere, die seltensten mitunter, verbergen sich in Schluchten und Felsenritzen und werden nur von dem Kundigen, der sich keine Mühe verdrießen läßt, sie zu erlangen, aufgefunden.

Arzneipflanzen sind im Gebirge äußerst zahlreich, wie das isländische Moos, die Engelwurz, der schwalbenwurzartige Enzian; sie werden von den Kräutersammlern, die in Krummhübel und in anderen Orten der Umgegend wohnen, fleißig eingesammelt. Die Leute aus dem Volke, die immer gern selbst „doktern" und an den Arzt sich nur im äußersten Notfalle wenden, oder die Apotheken mit ihrem vielseitigen Bedarf bilden ihr Absatzgebiet.

Der Wasserreichtum des Riesengebirges und der bei weitem stärkere Tau, als man ihn im flachen Lande beobachtet, begünstigen das Wachs-

tum und Gedeihen der Pflanzen in hohem Grade, namentlich in den Gehängen und Thälern, die freilich einen sehr kurzen Lenz haben, etwa vier Monate lang, auf den dann der unendlich lange Winter folgt mit seinem Frost und seinen furchtbaren Schneestürmen.

Je nach der Höhe des Gebirges ändert sich, so zu sagen, sein pflanzlicher Charakter. Sein Fuß gehört noch dem Pflanzengebiet der Ebene an mit Eiche und Kiefer, dann mit 1700 Fuß Höhe beginnt die Region der Vorberge mit Tanne und Fichte, worauf man mit 3600 Fuß in die Region des Hochgebirges sich erhebt, wo das Knieholz als verkümmerter Vertreter des Baumwuchses auftritt. —

Der Hainfall (Rübezahl).

Als dritten interessanten Punkt führe ich nach dieser Abschweifung noch den Ziegenrücken (S. 511) an, von dem aus der Wanderer, der die höchst beschwerliche Partie über diesen Kamm nicht scheut, in ein wild-phantastisches Schaffen der Natur — Weißwassergrund, Klausengrund und Langegrund (S. 507) — einen mächtig fesselnden und großartigen Einblick gewinnt.

Die Dreisteine (S. 507).

Meine Rast war beendet. „Hinauf zur Koppe!“ (S. 508) rief es sehnsüchtig in mir und mein Herz bebte — was soll ich mich schämen, es zu sagen — vor Freude, daß es nun aufwärts gehen sollte zu dem lockenden Ziele, das nach rauher Mühsal nur, wenn man eben nicht mehr jung, leichtfüßig und ausdauernd, erreicht werden kann. Endlich — endlich stand ich auf ihrem Gipfel — als eben die Sonne, wie ein großer feuriger Ball, mit seinem Widerscheine alles vergoldend, zur Rüste ging. Weit konnte man den Blick in die Runde schicken, vor dem sich ein Labyrinth von Bergen, Thälern und Ortschaften ausbreitete — bis die Beleuchtung langsam verglühte, bis die schönen Farben, an denen sich das Auge geweidet, schwanden und nach und nach die Schleier der Dämmerung des Berges Spitze umwoben und die Luft feucht zu werden anfing. — In dem prächtigen Koppenhause sitzend unter fidelen, übermütig lustigen Menschen — während die Gläser klangen und schließlich gar der Tanz sein rauschendes Getöse begann — vergaß ich bald alle Müdigkeit und beteiligte mich nach Kräften an dem gemütlichen Trinkturnei, das eine Anzahl älterer Herren neben mir eröffnet. Auch die Harfenei fehlte nicht.

Einige böhmische Künstlerinnen griffen mit beschwingten Fingern in die Saiten und sangen von Liebe und Seligkeit. Indessen war die Nacht herangekommen, eine wunderbare, träumerisch-süße Mondnacht — die weißen Nebel zogen, feierlich sich bewegend — wie Gespenster —

Die Schneekoppe (S. 509).

über die Berge hin, und das Wasser murmelte aus der Tiefe in geheimnisvollen, an das innerste Gemüt anklingenden Lauten.

Viel schlafen konnte ich nicht; die Aufregung war zu groß. Nerven und Blut fieberten.

So kam der Morgen — ein Morgen voller

Der Ziegenrücken (S. 509).

Hoffnung — und ich erhob mich vom Lager, um der holden Himmelskönigin, die ihre Ankunft bereits an den Bergen signalisiert, meine unterthänigste, von Staunen und Bewunderung überfließende Huldigung darzubringen. Da plötzlich erschien sie, von einem schimmernden Wolkentrosse begleitet, schön, daß sich nichts mit ihr vergleichen konnte unter der blauen Wölbung des Himmels und in den unermeßlichen Weiten der Erde und lächelte, wie eine gnädig gelaunte Majestät, auf uns fröstelnde Sterbliche nieder, denen der Morgenwind scharf ins Gesicht blies.

Es war ein Moment voll wunderbarer Poesie!

Ich hielt dem Berggeiste eine preisende Rede. Er hatte mir keine Spur von Tücke und Hinterlist gezeigt, er hatte mich unbehelligt in seinem herrlichen Gebiet herumsteigen lassen, mir keinen Genuß verkümmert, keine Freude geschmälert. Ich deklamierte:

Du alter Zaubermeister —
Beherrscher aller Geister
Im Eingeweid' der Berge —
Du hast mich, arm Gezwerge,
Behütet wunderbar.
Drum bring' ich meinen Dank
In Versen, im Gesang
Dir frohen Herzens dar.

So viel als Flüche wettern,
Wenn meine ird'schen Vettern —
Getäuscht von dir, betrogen —
In feuchtem Nebelwogen
Nichts schauen weit und breit:
So vielmal sei mit Schalle
Unter des Himmels Halle
Gelobt, gebenedeit.

Ich steckte mir sodann einen Teufelsbart auf den Hut und Glimmerschiefer, mit duftigem Veilchenmoos überzogen, in eine Schachtel gepackt, in die Tasche und stieg auf kürzerem und leichterem Wege wieder ins Thal nieder, um — meine mir selbst bewilligten Ferien weiter auszunützen.

Engel Kirk.

Von

Herm. Oelschläger.

Umsummt von Bienen, sonnenlichtdurchglüht,
Versandet hier, dort doldenüberblüht,
Dehnt, wie des Meeres Fläche uferlos,
Bis Erd und Himmel ineinander fließen,
Die Heide sich mit Moor und Bruch und Wiesen
Zur Ferne hin, erhaben, einsam, groß.
Wie alte Sagen weht's und alte Träume
Geheimnisvoll durch Büsche und durch Bäume,
Rauscht's durch die Föhren, rauscht es um den See,
Auf dessen dunkler Fläche, weiß wie Schnee,
Seerosen mit halboffnen Kronen schimmern;
Die Bäche klingen und die Lüfte flimmern.
Das Riedgras schwankt, das schlanke Schilfrohr bebt,
Die Kräuter duften, aus den Schollen hebt
Die Lerche schmetternd sich ins Blau. Durch Strauch
Und Wald und Flur zieht wunderbar ein Hauch
Von Andacht, Träumerei, wenn weit und breit
Die ganze weltverlorne Einsamkeit
Dem Wanderer ins Antlitz schaut. Verwittert
Steh'n Blöcke, uralt, hingestreut die Flur,
Und heil'ge Stille rings, die manchmal nur
Von fern der Dorfuhr Mittagsschlag durchzittert,
Den Kätner mahnend, nun am Moor zu ruh'n
Von schwerer Arbeit.

In der Heide nun
Stand einst ein Haus. Es war nicht groß, nicht klein;
Nicht reich, nicht arm mocht' sein Besitzer sein.
Behaglich war es, lag in tiefem Frieden
Und von der lauten Welt so abgeschieden,
So losgetrennt und so versteckt,
Daß es von selbst den Glauben weckt,
Das Böse wenigstens, der Haß, der Neid
Und was die Menschenherzen sonst mit Leid
Und Angst beschwert, das könne nimmermehr
Die endlos weite Heide her
Wie ein Gespenst, umbläht von gift'gen Nattern,
Bis hier zum Hause seine Pfade finden
Und müsse unterwegs ins Nichts zerflattern,
Im Nichts verschwinden.

Doch schien hier Liebe wohl zu wohnen, Glück,
Das stets vom Lärm des Tages weit zurück
Zur Stille fliehen soll, Zufriedenheit
Und andre Tugenden, die wir uns weit
Vom Markt gern träumen.

Strohgedeckt das Dach,
Das altersbraun geworden allgemach;
Ein niedrer Giebel, mäßig zugespitzt,
Auf dessen Höh', von plumper Hand geschnitzt,
Als einz'ger Schmuck zwei Pferdeköpfe prangen;
Ein Erdgeschoß — fünf Fenster in der langen
Front seitwärts; unterm Giebel vorn am Haus
Auslug und Thor, so hoch, daß ein und aus
Die Diele hin bequem im Herbst die vollen
Und schwerbeladnen Wagen rollen.

Ein Blumenbeet, das neben Kohl und Rüben
Sich nicht zu stolz dünkt. Ueberm Hofe drüben,
Drin ein uraltes, heil'ges Lindenpaar
Die Kronen streckt zum Himmel blau und klar —
An ihren Stamm lehnt Egg' und Pflug empor
Der Knecht, der von der Arbeit kehrt im Moor —
Backhaus und Schuppen. Und zuletzt ein Wald
Im Halbkreis hinten, grün und hoch und alt,
Der, wenn im Julifeuer der verglühten,
Verbrannten Heide braune Rinde springt,
Wenn zitternd heiß die Luft in dumpfem Brüten
Auf allem liegt, kein Hall, kein Laut erklingt,
Wenn fieberisch der Welt die Pulse klopfen —
Im Moos des Morgentaus krystallne Tropfen
Festhält und über Menschen, Tier und Kraut
Mit kühlem Hauch Erquickung niedertaut;
Der, wenn vom Ost die scharfen Winde stürmen,
Als fester Wall vermag sich aufzutürmen,
Als Schutz und Schirm berufen ist zu dienen
Im Korbe dort dem zarten Volk der Bienen.

Es ist schon lange her, seit sechzig Jahren,
Da wohnte auf dem kleinen Hof ein Mann,
Der, wie er meinte, alle Gunst erfahren,
Die man vom Himmel nur erfahren kann.
Gleich fern vom Mangel, wie vom Ueberfluß
Bot ihm das Leben, was es bieten muß,
Wenn seiner Kräfte froh und hoffnungsvoll
Ein Menschendasein sich entfalten soll.
An jeden Tages Mühen oder Sorgen
Trat zuversichtlich er mit jedem Morgen;
Er schaffte bis zum Abend wie ein Knecht,
Sich selbst zu keiner Arbeit je zu schlecht
Und, da er also mit dem Leben rang,
Voll Stolz, daß er's zu seinen Gunsten zwang
Und daß zuletzt ihm alles gut gedieh
In Feld und Wald, zu Hause und beim Vieh.

Er war ein Imker. Nah dem Hause stand,
Im Garten und geschützt vor Sonnenbrand,
Ihm Korb an Korb. Sein bester Reichtum war
Der fleiß'gen Bienen ungezählte Schar.
Voll Freude sah er, wenn wie eine Wolke
Der Schwarm am Morgen hinflog, seinem Volke
Lang in die weitgedehnte Heide nach,
Auf der mit heißem Dunst die Sonne lag.
Viel hunderttausend Silberfädchen zogen
Von Halm zu Halm sich, wie von Elfenhand
Netzgleich zur Nachtzeit zierlich ausgespannt,
Und drüberhin mit farb'gen Schwingen flogen
Die Falter durch die blaue Sommerluft,
Gleich lieblichen Gedanken. Süßer Duft
Stieg aus dem rötlich weißen Blütenflor
Des kaum bewegten Heidekrauts empor.
Still war's ringsum. Die Grille nur war laut
Und manchmal schwirrte aus dem Heidekraut
Ein Vogel auf, daß zitternd hin und wieder
Die blauen Glöckchen schwankten, und jetzt brach,
Gelockt vom Duft, der auf den Büschen lag,
Der Schwarm der Bienen aus der Luft hernieder,
Brach wie ein Feind herunter auf die holden,
Die honigreichen, unbewehrten Dolden,
Brach in der Blütenkelche Heiligtum,
Flog auf, kam wieder, sauste mit Gesumm
Die Heide hin, zum Plündern unverdrossen,
Bis er des Nektars denn genug genossen
Und nun, beladen dicht mit Blütenstaub,
Nach Hause flog, zu bergen seinen Raub.

Wie freute sich Jan Kirk da stets aufs neu'!
Denn immer hatte noch die Sonne treu
Sich ihm und hold bezeugt, kein Frost, kein Regen
Endloser Wochen ihn um Ernt' und Segen
Und seiner Bienen Fleiß gebracht. Die Sonne,
Sie war's, die Jahr um Jahr ihm Tonn' um Tonne
Mit gold'nem Honig füllte — aus der Wabe
Floß reich ihm stets die balsamduft'ge Gabe.

Schon vier, fünf Jahre lang. Doch nicht genug!
Jan Kirk nahm selber Spaten, Karst und Pflug

Und quälte sich mit schwielenreicher Hand
Am Moor herum und andrem sumpf'gen Land.
Drei Knechte halfen ihm ja wohl dabei,
Er aber schaffte mehr als alle drei.
Schwer war die Arbeit und das Jahr war heiß,
In hellen Strömen floß von ihm der Schweiß.
Er grub, entwässerte, er legte trocken,
Bis endlich er mit eines Kinds Frohlocken
Die Flamme schürte, bis der Rauch verwehte
Und in die Asche er den Weizen säte.
„Für meine Kinder!“ sprach er dann und lachte
Zum Wald hinüber, wo ein Bubenpaar,
Das kaum noch recht geschickt zum Laufen war,
Am Rand des Walds Jagd auf Kaninchen machte,
Wie die flachshaarig durch den Ginster krochen,
Vom Stein zerschunden und vom Dorn zerstochen!
Der Vater lachte: „Sind zwei wilde Rangen!
Gott segne sie, stärk' ihnen Herz und Glieder!“
Dann ward er ernst und mit erhitzten Wangen
Beugt' er aufs neue sich zur Arbeit nieder.
„Aus Moor und Wildnis schaff' ich fruchtbar Land;
Sterb' ich so fällt es ihnen in die Hand,
Den beiden Jungen — Brüdern, die sich lieben,
Die fest zusammensteh'n, ein Fleisch, ein Blut —
Mir hat solch Glück der Teufel hintertrieben —
Gott segn' euch, Kinder — dann ist alles gut.“

Am Abend saß Jan Kirk bei seinem Herde,
Vor sich den Holztisch auf gestampfter Erde
Und drauf den kühlen Trunk, den er voll Lob
Und wohlverdient zu seinen Lippen hob.
Auf andrer Bank die Knechte, müd und stumm,
Indes die Schüssel fleißig ging herum.
Dem Herrn zur Seite, jung und schön an Leib,
Des Hauses Ehre, Engel Kirk, sein Weib.

Schwül war die Luft und hell die Sommernacht,
Die Heide lag im Schlummer, überdacht
Vom weiten Himmel, dran der Sterne Chor
Aus blauen Tiefen leuchtend stieg empor.
Im fernen Westen zuckt ein fahles Licht
Im Flug oft auf und zeigt, daß schwer und dicht
Geballt dort Wolken steh'n, mit feuchten Schwingen
Vielleicht noch Kühlung dieser Nacht zu bringen.

Im Haus ward's dunkel. Leicht bewegt vom Zug,
Glüht eine Lampe, doch kaum hell genug,
Mehr als drei Schritte weit davon zu seh'n.
Da schien das Hofthor knarreud sich zu dreh'n,
Der Hund sckslug an, ein Knecht gebot ihm Ruh'
Und schritt vom Hause träg dem Thore zu.
Bald kehrt er wieder: „Herr, ein fremder Mann!“ —
„Wer ist's?“ — „Seht selbst!“ — da kam er schon heran,
Zur Thür herein, unheimlich, ohne Gruß,
Als folgte ihm das Unheil auf dem Fuß.
Zerlumpt, zerrissen schien er bis zum Grund,
Ein Strolch, ein Straßenläufer, Vagabund.
Die Frau erschrak. Ein tödlicher Gedanke
Durchschoß ihr Herz — ihr war, der Boden schwanke
Ihr unterm Fuß: der Mann — es ist — doch nein!
Warum soll gleich das Fürchterlichste sein?
Langsam und keck doch schritt der Fremde vor,
Jan Kirk sprang auf — die Lampe hoch empor
Und selbst von Grauen seltsam jetzt erfaßt,
Ließ er das Licht voll fallen auf den Gast,
Daß der im Hellen plötzlich stand, und rief:
„Wer seid Ihr?“ — „Ich? je nun, ich nehm's nicht schief —
Du kennst mich nicht?“ — „Um Gottes willen! sprich!“ —
„Was denn? dein Bruder bin ich.“ — „Fürchterlich!“ —
„Ein freundlicher Empfang!“ —

Voll Haſt stieß Jan —
Und er war sonst bei Gott ein starker Mann —
Die Lampe auf den Tisch, sonst ließ gewiß
Vor Schreck gelähmt er jetzt sie fallen. Bleich
Bis in die Lippen, krank, als ob ein Riß
Das Herz ihm töte, einem Menschen gleich,
Dem Tote auferſteh'n, die Faust geballt,
So starrt er auf die schreckliche Gestalt,
Die sich ihm Bruder nennt. Doch dann sich fassend,
Die Knechte kurz mit stummem Wink entlassend,
Kehrt er zum Herd zurück, wo ihm der Platz
Als Hausherrn zusteht nach uraltem Satz.
Dort setzt er sich, schiebt vor sich hin das Licht,
Mit keiner Muskel zuckend im Gesicht,
Sieht auf den Mann, als ob's ein Fremder wär',
Und fragt dann kalt: „Bell Kirk, wo kommst du her?“

Wo kam er her? Das war nicht schnell erzählt,
Und ob aufs Blut er seine Hörer quält.
Ihm ist es gleich. Ausführlich, frech im Ton,
Mit Klagen gegen alle Welt, voll Hohn
Erzählt und prahlt er noch mit seiner Schande,
Die ihm Begleit'rin war durch alle Lande —
Seit Lebenszeit. Denn nichts war so verrucht,
Daß er's nicht trieb, daß er es nicht versucht
Von Kindesbeinen an. Sein Lebenstrieb
War nur das Böse und das hatt' er lieb,
Wie andere das Gute lieben. Mut
Zum Schlechten nur beflügelte sein Blut.
Wie dunklen Höhlen gift'ge Dünst' entquellen,
So stieg in ihm das Schlechte auf, die Wellen
Des Bluts vergiftend und den Kopf umnachtend,
Daß er auf das, was Tugend heißt, verachtend
Nur mehr und höhnisch sah. Sein größter Haß
Traf seinen Bruder, den ohn' Unterlaß
Im Fleiß er sah. Wie haßt' er diesen Fleiß!
Wie höhnt' er sein! Wie anders, besser weiß
Er selbst zu leben! Wie ein Graf so frei,
Verschont von Herrendienst und Sklaverei.
Faulenzend trieb er also hin, bekannt
Als wüster Mensch zu Hause und im Land.
Er spielte (falsch natürlich), fluchte, trank,
Und wie er 'mählich tief und tiefer sank,
Geschah's einst, daß bei einem Zechgelag
Im Streit er einen andern niederstach.
Er kam ins Zuchthaus. „Gott sei Dank!“ sprach nur
Jan Kirk, als er des Richters Spruch erfuhr.
„Ja, Gott sei Dank! Nun sind wir seiner los,
Ihm half nichts mehr und Schand und Schimpf war groß.“
Doch blühte kaum zum zweitenmal der Flieder,
Kam auch Bell Kirk schon aus dem Zuchthaus wieder
Und schlechter als zuvor. Das wüste Leben
Begann aufs neu, nur toller, anzuheben.
Irrt' er durchs Haus, halbtrunken und verstört,
So ward ringsum kein Lachen mehr gehört;
Angst, Unlust und Verdruß beschlich sie alle,
Man wich ihm aus, im Hof, im Haus, im Stalle:
Ein schwerer Traum schien alles zu umzieh'n
Und nichts gedieh mehr, wie es sonst gedieh'n.
Dann ging er fort wohl, weithin über Land,
Nun harrte man daheim der neuen Schand'
In voller Angst. Sie blieb nicht lange aus
Und endlich kam er selbst zurück nach Haus,
Mit Zwangspaß. O, das fraß Jan Kirk am Leben!
Und wie auch Engel so entsetzlich litt,
Von Schimpf und Schmach im engsten Kreis umgeben,
Des Lasters Bild vor sich auf Schritt und Tritt,
Wie sie, die Liebliche, die Engelreine,
An der sein Herz mit ganzer Inbrunst hing,
Die sonst barmherzig war und mild, wie keine,
Sich scheu in sich zusammenzog, da fing
Er an, das letzte Mittel zu bedenken,
Und sammelte voll Hast aus allen Schränken,
Was an erspartem Geld er fand, um Not
Und Sorge lieber in den künft'gen Tagen,
Als länger noch dies Jammerlos zu tragen.
Bell Kirk nahm alles und er ward nicht rot.
„Ja, nimm nur, nimm,“ sprach Jan und niemand sah,
Wie bitter weh tiefinnen ihm geschah,
Als seines Bruders Hand keck nach dem kleinen
Sparpfennig griff — er hätte können weinen.
„Ja, nimm nur, nimm,“ sprach Jan, „zieh übers Meer,
Frei willst du sein — dort kannst du's nach Begehr.“

Und da Bell fortzog, war's daheim ein Fest
Und alles lebte auf. Wie wenn die Pest,
Die würgend Umgang durch ein Land gehalten,
Daß Leben, Jugend, Reichtum nichts mehr galten,
Tod, Hunger, Greuel waren auf den Wegen —
Endlich verschwindet und ein neues Regen
Voll froher Hoffnung alle Herzen schwellt:
So war es hier. Wie eine neue Welt
Lag alles da vor den erstaunten Sinnen
Und nichts als Frohsinn ließ der Tag gewinnen.
Es war ein andres, war ein neues Wesen:
Man sang, man lachte, fühlte sich genesen
Von einem grauenvollen Alp befreit —
Wie flog die Arbeit und wie flog die Zeit!

Am meisten doch kam Engel das zu gut:
Wie eine Schwalbe fliegt, so flog ihr Mut
Aufs neue hoch am Himmel hin. Gestalt
Und Anseh'n wuchsen ihr. Wie sich im Wald
Die Tanne, die so lang verkümmert stand,

Gedrückt von andern und vom Licht verbannt,
Urplötzlich hebt und schlank zur Höhe schießt,
Wenn voll der Sonnenzauber um sie fließt,
So war auch sie. Gesundheit, Jugend, Kraft,
Stolz, Liebe, volle, heiße Leidenschaft
Umleuchteten das Weib. Blauäugig, blond,
Die Hand so klein, so weiß, wie nur der Mond
Hellsilbrig glänzt (daß sie vom Stamm der Friesen,
Das ward allein schon durch die Hand bewiesen),
So wallte sie dahin auf ihren Wegen;
An ihren Sohlen haftete der Segen,
Aus ihren Händen schien das Glück zu fließen,
Aus ihrem Blick sich Wohlsein zu ergießen,
Aus ihrem Munde Wohllaut zu ertönen,
Ein Hauch von ihr den Zwiespalt zu versöhnen —
So schritt sie hin durch Haus und Hof und Heide,
Sich selbst zum Glück, der Welt zur Augenweide.

Bell Kirk? Der war verschollen, ganz und rein,
Vielleicht schon tot. Dann war's für ihn ein Glück.
Kaum dachte mehr ein Mensch an ihn zurück;
Man war nur froh, von ihm befreit zu sein.
Nur manchesmal noch mitten in der Nacht
Schrie Engel auf. Ihr Mann erschrickt, erwacht.
Sie fiebert, bebt, ihr Haar ist wie gebäumt
In jähem Schrecken. „Sprich, was ist?" ruft Jan —
„Ach, wie man nur so thöricht träumen kann,"
Entgegnet sie, „ich hab' von Bell geträumt." — —

Nun war er da, nicht tot und nicht verschollen,
Nun war er wieder da, und wieder sollen
Die Schreckenstage neu beginnen? Nein,
Allmächt'ger Gott, es kann nicht möglich sein!
Es kann nicht! darf nicht! rief's in Engel wild,
Doch saß sie schweigend, wie versteint, ein Bild
Der Angst und sah voll Spannung nur auf Jan,
Der, als sein Bruder schwieg, nun so begann:

„Du kommst — doch heißt dich niemand hier willkommen.
Viel Unheil hast du einst von uns genommen,
Als du von dannen zogst. Zugleich mit dir
Erscheint auch das, so fürcht' ich, wieder hier.
Verfemt, verstoßen, aller Welt ein Grauen,
Trittst du herein — warum soll ich dir trauen?
Jedoch du bist mein Bruder: Eine Brust
Hat uns genährt — noch bin ich mir's bewußt.
Noch fühl ich's tief, wie etwas in mir spricht:
Dein Bruder ist's! — Ich wollt', du wärst es nicht.
Doch bist du's! Ob zum Segen oder Fluch,
Entscheide du! Ich gönn' dir den Versuch
Und spreche: Sei willkommen, bleibe hier,
Bleib'! Auf wie lang — das steht allein bei dir."

Bell blieb. Und wie vom abgebrannten Moor
Rauchwolken schwer und dumpfig zieh'n empor,
Die Luft mit widrigem Geruch erfüllend,
In totes Grau die weiten Lande hüllend,
So war Bell Kirk. Noch füllte kaum die Scheibe
Des Monds sich neu, so sprach zu seinem Weibe
Jan schon bekümmert: „'s war 'ne Unglücksnacht,
Die ihn zurück in unser Haus gebracht."

Und seit der Nacht ergoß endloser Regen
Vom Himmel sich, der Heide Blütensegen
Ertränkend. Keine Biene flog mehr aus,
Wie sonst im Sonnenlicht mit muntern Schwingen
Sich auf der Flur zu wiegen und ins Haus
Zurück des Honigs süße Last zu bringen.
Unlustig krochen sie in ihren Zellen
Und träg herum, verdrießliche Gesellen,
Und nahmen, statt vom Strauch die Nektarlabe,
Des Lebens Notdurft von der eignen Wabe.
Verdrießlich sah am Auslug vor dem Haus
Jan Tag um Tag nach beßrem Wetter aus.
Doch Tag um Tag ergoß die Regenflut
Sich unerschöpflich und das war nicht gut,
Dieweil das Moor, das kaum bebaute Land,
Nun auch schon wieder überflutet stand
Und weil das Grau, das schwer vom Himmel hing,
Die Herzen auch stets drückender umfing
Und weil auch sonst schon jeder Freude bar
Das einst so frohe Haus geworden war.

Daran war Bell schuld, der als Tagedieb
Im Hofe lag und keinem Menschen lieb.
Wich er dem Bruder aus, so floh dagegen,
Von Haß erfüllt, ihn Engel allerwegen.

Sie grämte sich, im Innersten verstört,
Schalt ihren Mann nachgiebig, schwach, bethört
Und haßte Bell so heiß, so wild, so voll,
Wie man nur das Verbrechen hassen soll.
Das war er ihr. Sie hielt ihn für den Mann,
Der, will er, auch zum Schlimmsten kommen kann.
Sie haßte Bell. Ihr ganzes Wesen wallte
Feindselig auf, wo sie ihn sah; sie ballte
Im Grimm die kleine Hand und weinte dann
In ihrer Ohnmacht, daß den braven Jan
Ihr Haß nicht rührte: „Schick ihn fort, sogleich!" —
„Er ist mein Bruder!" sprach der andre weich.
„Dein Bruder?" höhnte Engel. „Fleisch und Blut,
Entscheiden die? Nicht Bössein oder gut?
Stammt Schlecht und Gut aus einem Quell? So scheide
Das Schlechte, eh das Ganze Schaden leide.
Das Böse zeugt nur Böses — schick' ihn fort!" —
„Noch nicht," sprach Jan, „du weißt, er hat mein Wort." —
„Noch nicht?" Und Engel drückte fieberheiß
Ans Herz die Kinder und sie weinte leis;
„Noch nicht! Der Himmel weiß, woher dies Bangen
Mir kommt die Tage und die ewig langen
Qualvollen Nächte her. Weit aus der Heide
Hör' ich's oft seufzen wie in tiefem Leide
Und wie im Sturme hör' ich Stimmen rauschen,
Die warnend mahnen. Muß ich da nicht lauschen?
Und durch den Regen hör' ich leises Weinen
Um dich, um mich, um unsre beiden Kleinen —
Das klagt, das ächzt, das stöhnt: gewiß, wir werden
Unglücklich noch, wie niemand sonst auf Erden."

Bell saß indessen lungernd bei den Knechten,
Die mit ihm spielten und beim Branntwein zechten.
Die Arbeit war ja klein, seitdem das Moor
Im Wasser stand, wie niemals noch zuvor,
Und immer noch, kaum einmal unterbrochen,
Der Regen rieselnd niederkam seit Wochen.
Und eine Heideschenke lag nicht weit,
Klein, dürftig, schmutzig. Dort vertrieb die Zeit
Auf seine Art sich Bell, wenn Hof und Haus
Ihm ungemütlich ward, und dort hinaus
Lockt' er die Knechte, denn er war wie Gift,
Das, wo es immer auf den Körper trifft,
Zerstörend um sich frißt. Sie kamen gern
Und hielten Bell bald höher als den Herrn.

So ging die Wirtschaft schlechter allgemach.
Die Bienen brachten nichts und bald gebrach
Es auch im Stall an Futter mehr und mehr.
Das Korn lag halb verfault schon, naß und schwer
Im Felde draußen. Abgegrämt und stumm
Schlich Jan in seinem öden Hof herum.
Auch Engel schwieg — was half ihr jedes Wort?
Einst sprach sie nur das eine: „Schick ihn fort!"
Jetzt sagte sie auch das nicht mehr; denn krank
Lag einer ihrer Knaben. Speis' und Trank
Verschmähend lag er tagelang im Schlummer
Und siechte hin — woran? man wußt' es nicht,
Doch war der Knabe jetzt ihr ganzer Kummer,
So daß sie Tag' und Nächte durch beim Licht
An seinem Bett in dumpfem Brüten saß
Und alles andre, wie es schien, vergaß.
Nur einmal kam ihr Schwager Bell. Da fuhr
Sie wütend auf, voll Haß und Grimm, wie nur
Die Löwenmutter ihre Jungen deckt,
Wenn sie der Anblick eines Feindes schreckt.
Sie wies ihn jäh hinaus, stumm, ohne Wort,
Doch Blitze in den Augen. Bell schlich fort,
Schlich schweigend fort, geduckt, doch tückisch schoß
Der Rache Gier aus seinem Blick. Sie schloß
Die Thüre hinter ihm, das Herz zum Springen
Voll banger Furcht.

Und wieder war's einmal,
Da kam — des Winters eis'ge Stürme gingen
Nun heulend schon ums Haus und nackt und kahl
Stand hinter ihm der Wald — da kam zum Plaudern
Vom nächsten Hof der Schäfer. Ohne Zaudern
Erzählt Jan Kirk, wie schwer er sei betroffen
In Feld und Haus, getäuscht in allem Hoffen.
„Und denkt Euch," schloß er, „aus Amerika
Ist auch der Bell, mein Bruder, wieder da." —
„Bell, Euer Bruder?" — „Ja." — „Der Thunichtgut?" —
„Ja, eben der." — „Dann seid auf Eurer Hut." —
„Wie so?" — „Ist er nun besser?" — „Um kein Haar." —
„Dann seid doch klug und nehmt die Dinge wahr
So, wie sie sind." — Der Schäfer war im Land

Gerühmt als einer, der gar viel verstand,
Viel wußte, was ein andrer selbst im Traum
Nicht ahnte, war ein „weiser Mann" und kaum
Gab's zwischen Erd und Himmel einen Pfiff,
Den er nicht löste, nicht sofort begriff,
Und also sagt er, daß es Menschen gibt,
Die jeder hassen muß, die niemand liebt,
Weil ihnen von Geburt durch Teufelslist
Das Unheil an den Fuß geheftet ist:
„Es geht mit ihnen, folgt auf Schritt und Tritt,
Es trifft sie selbst und trifft die andern mit.
Und treten sie auch in das schönste Haus,
Gleich bricht die Not an allen Ecken aus.
Wo Reichtum war, da sitzt der Hunger bald,
Das Vieh steht um, der Käfer frißt den Wald,
Die Heide dorrt, wenn sie nicht erst ertrinkt,
In Regenfluten samt dem Moor versinkt.
Durchs Haus geh'n Gram und Kummer. Wer gesund
Und frisch war, klagt mit fieberheißem Mund,
Und Zwietracht ist in jede Brust gesät,
Dem Unkraut gleich, das zwischen Weizen steht.
Das ist ein Leben! Und es endet nicht,
Bevor man nicht den unheilvollen Wicht
Vom Hals sich schafft. Glaubt mir, ein solcher ist
Auch Bell. So seht doch, wie zur selben Frist
Des Himmels ganzer Segen Euch verläßt,
Just, da er Euch sich wieder setzt ins Nest.
Er selbst ein Taugenichts, ein Vagabund —
Und gleich kommt alles mit ihm auf den Hund.
Die Heide honigt nicht — zum erstenmal!
Der Roggen fault, kein einz'ger Sonnenstrahl
Fällt mehr vom Himmel. Er verführt die Knechte,
Die mitverlumpen. Euer Kind — ich dächte,
Das sagt genug — wird krank, wird plötzlich siech
Und sucht schon heimlich nach der Himmelsstieg' —
Seht Engel an! Euch selbst — wie trüb' und bleich!
Und darum, Nachbar, rat' ich Euch nur gleich:
Schafft Wandel noch beizeiten! Jedenfalls
Schafft Euch Bell Kirk, sobald Ihr könnt, vom Hals!" —

Jan bebte, doch er sprach: „Ich glaub' es nicht,
Was Ihr da sagt, und kenne meine Pflicht.
Ja, Bell ist schlecht, doch wie in aller Welt
Soll, daß die Sonne scheint, daß Regen fällt,
Daß die Gesunden kranken, Kranke sterben,
Sein Werk sein? Laßt die Thorheit! Sein Verderben
Sind seine Laster. Glaubt mir's!" — „Jedenfalls
Schafft Euch den Bell, ich rat' Euch, bald vom Hals." —
„Vom Hals? Wohin? Vielleicht auf offne Straße,
Daß er in Schimpf versinkt?" — „Glaubt nicht, ich spaße,"
Sprach ernst der Schäfer; „fort! laßt ihn verschwinden!
Wer sucht nach Bell? Wer wird ihn wollen finden?" —
Und dabei sah der Mann so wunderlich
Auf Jan, daß den ein Grauen überschlich.

An einem Morgen bald darauf war Bell
Wirklich verschwunden. Seine Lagerstell'
War leer, war unbenutzt. Noch in der Nacht
Hatte, so schien es, er sich fortgemacht.
Man mußt' es glauben. Engel jauchzte fast
Vor Jubel auf, daß sie von ihrem Gast
Endlich befreit war, und auch Jan schien mehr
Erfreut, als aufgebracht. Nun war auch er
Der Sorge los, im Guten oder Bösen
Sich und sein Weib von diesem Bann zu lösen.

Zwei Tage später macht' er sich zur Fahrt
Zur nahen Kreisstadt fertig, dort die Steuer
Selbst einzuzahlen, die der Aermste heuer
Vom eignen Blut sich mühvoll abgespart.
Das Pferd war angeschirrt, Jan schritt zum Schrank,
Ihn öffnend, als er schreiend niedersank.
Denn das Geheimfach, drin seit Mond und Wochen
Den Schatz er aufgespart, fand er erbrochen
Von roher Hand, das Geld — kein Zweifel blieb —
Das Geld war fort und Bell nur war der Dieb.
Beraubt vom eignen Bruder! Schwarze Nacht
Schien wirbelnd sich Jan Kirk ums Haupt zu drehen.
So abgrundlose Schlechtigkeit, erdacht
Vom Teufel selber, ward noch nie gesehen,
Ward nie geahnt vom guten Jan. Die Hand
Des eignen Bruders gegen ihn gewandt
Zur räuberischen That! War da zum Mord
Mehr nötig noch, als nur ein Schritt, ein Wort,
Ein Augenblick, der jäh den Rest der vollen,
Verbrecherischen Kraft, die still noch ruht,
Bestialisch wachruft und den wahnsinnstollen,
Verruchten Trieb sich sätt'gen läßt in Blut?
Beraubt vom Bruder, hier im Haus, das Brot
Und Obdach ihm, dem Weltverstoßnen, bot!
Beraubt sein Weib, die Kinder, die wie er
Für dieses Geld gedarbt schon lange her!
Geraubt das Geld, das nun in Fieberhast
Der andere verspielt, verjohlt, verpraßt!
Ein Schrei der Wut entrang sich ihm: die Stunde
Tilgt' alle Lieb' ihm aus und tief im Grunde,
Fühllos für jede andre Qual und Pein,
Spürt er die Gier nach Rache nur allein.

So sprang er auf und in den Hof hinaus,
Indes von Engels Jammerruf das Haus
Und von der Kinder Zeterschrei erscholl.
Dann auf den Wagen — und das Pferd wie toll
Antreibend jagt im Wettlauf mit den Winden
Der Stadt er zu, gewiß, dort Bell zu finden.
Am nächsten Tag, todmüd', kam er zurück.
Das Geld war hin, gerettet nicht ein Stück,
Mit Dirnen und erbärmlichen Gesellen
Vergeudet, weggeworfen, wie von Wellen
Hinweggespült. In namenloser Wut
Erschlug er Bell fast. Doch das heiße Blut
Zum letztenmal besänft'gend, schied er nur
Auf immer sich von ihm und that den Schwur,
Mit eigner Faust ihn vor Gericht zu schleifen,
Ließ' er noch einmal sich im Hof ergreifen
Jan Kirks. Und Engel pries ihn, daß er sich
Im Zorn beherrscht: „denn Bell wird sicherlich
Sich hüten, ferner unsres Hauses Thor
Zu nah'n; jetzt, denk' ich, hat er Scheu davor.
Doch du sei nun getrost! Und drängt die Steuer,
Verkauf' im Stall das Pferd! Niemals zu teuer
Erwirbt ein Mensch dem Hause Ruh' und Glück.
Die wohnen nur am festgebauten Herd,
Der alles Böse trotzig von sich wehrt.
Und glaub' mir's nur: jetzt kommt auch uns zurück
Des Himmels Segen, der uns einst so treu
Und sicher war. Jetzt werden wir aufs neu
Uns unsrer Tage freuen. Sorg' und Not
Arbeiten wir mit unsern Händen tot,
Nicht Müh und Schwielen scheuend. Heiter lacht
Uns jeder Morgen an, der bis zur Nacht
Jedweder Stunde ihre Arbeit bringt;
Und wie's im Herzen wieder fröhlich klingt,
Klingt auch die Welt um uns und Sonnenschein
Blitzt wieder golden uns ins Haus herein."
Sie fiel ihm um den Hals und küßte Jan
Voll Inbrunst. Und dann gingen sie daran,
Mit frischem Mut und frischem Gottvertrauen
Ihr Haus und Glück aufs neue aufzubauen.

So ging der Winter langsam hin, in Plag'
Und unverdrossner Müh für jeden Tag.
Dann nahm ein Wind mit lauem, mildem Hauch
Das Eis vom Bach, den Schnee von Baum und Strauch.
Und wie am Waldhang aus der schwarzen Erde
Manch gelber Keim sich kraftvoll drängend hob
Und all des braunen Winterlaubes Schwerde
Zum Lichte strebend auf die Seite schob,
So riß auch Engel kraftvoll aus dem Schoß
Des Kummers und des Grams sich wieder los.
Ihr starker Geist, zum neuen Tag erwacht,
Schob alles, was in dunkler Winternacht,
Ihn erst beschwert, zur Seite und dem Licht
Wandt' er sich zu in froher Zuversicht.
Nicht Jan, der ernst und stumm blieb. Wie ein Kummer
Lag es auf ihm und drückt' ihn selbst im Schlummer.
Und immer sah er, wo er stand und ging,
Und ob er wachte, ob ihn Schlaf umfing,
Den Bruder vor sich, schrecklich, haßentstellt
Und Rache drohend. Ueberall, durch Feld
Und Haus, die magre Hand geballt,
Verfolgt' ihn die entsetzliche Gestalt,
Wie ein Gespenst. Nichts kann den Spuk ihm bannen,
Nichts treibt den dunklen Schatten ihm von dannen.
Sein ewiger Begleiter wandelt dicht
Er neben ihm, im Dunkel und im Licht.
Doch einmal, als er spät zur Dämmerzeit
Vom Fenster in die dunkle Heide weit,
Die still und friedlich lag, noch sinnend sah,
Da glaubt' er plötzlich seinem Hause nah
Den Bruder selbst, leibhaftig Bell zu sehen.
Wie Wölfe nächtlich um die Hürde spähen,
So schien er drohend um den Hof zu schleichen,
Im Schutz der Nacht. Ein Ingrimm ohnegleichen

Erfaßte Jan. Die Flinte von der Wand
Jäh reißend, rief er: „Wer da?“ Da verschwand
Der Schatten vor den Augen ihm, verschlungen
Wie von der Erde. Jan, von Grau'n bezwungen,
Trat mit der Flinte ins Gemach zurück:
„Gottlob, ich träumte nur. Das war mein Glück.“

Und wieder ruhte in dem dunklen Arm
Der Nacht die müde Erde. Feucht und warm
Und weich fuhr durch die kahle nordische Heide
Der schmeichlerische Wind des Südens. Fern
Aus tiefem Blau erglänzte Stern an Stern,
Aufblitzend, wie ein Schmuck auf samtnem Kleide.
Im Hof war alles still. Jan hatte spät
Den Weg zu einem Nachbarn erst genommen
Und war von dort noch nicht zurückgekommen.
Die Kinder, noch das kurze Nachtgebet
Auf ihren frommen Lippen, schliefen. Leise
Und friedlich ging manchmal ihr Atemzug
Wie Lebenshauch durchs Zimmer. Engel trug
Die Bibel sich heran gewohnterweise
Und las, so trüb das Licht der Lampe quoll.
Aufs Buch gebeugt, andächt'ger Spannung voll
Die alten, oft gelesenen Geschichten
Von weiland König Davids Thun und Dichten
Und seines Sohnes stolzem Regiment,
Des Salomo, im Alten Testament.

Und Engel las und nahm der Zeit nicht acht.
Da plötzlich tauchte aus der dunklen Nacht
Am Fenster draußen bleich das Angesicht
Bell Kirks empor und an die Scheiben dicht
Sich pressend späht er durch den trüben Raum,
Mit Blicken, wie im dunklen Wald vom Baum
Ein wildes Tier nach seinem Opfer blickt.
Doch war's nur ein Moment. Dann ließ geschickt,
Unhörbar er sich wieder an der Wand
Des Hauses niedergleiten und verschwand.
Und Engel las. Beim Flackerschein des Lichts
Las sie noch immer. Engel, hörst du nichts?
Fährt doch die Tigermutter auf und lauscht,
Wenn durch das Schilf der Nachtwind stärker rauscht,
Und sprungbereit, mit aufgerecktem Ohr
Horcht sie, wenn dürr ein Zweig nur knickt, empor.
Für ihre Jungen, bis des Morgenlichts
Strahl wach wird, lauscht sie — Engel, warnt dich nichts?
Von all den vielen Heil'gen und Propheten
In deinem dicken Buch — warnt keiner dich?
Will keiner jetzt als Schützer zu dir treten
Und warnend dir die Schulter rühren? dich,
Dich retten? O, dann wirf das Buch ins Feuer!
Es ist dein Tod! Schon naht dir ungeheuer
Dein Schicksal! Auf, bevor es dich erreicht!
Horch, wie es draußen auf der Diele schleicht!
Hör' auf, zu lesen! Schließ die Thür! Zu spät!
Schon dreht die Angel sich und vor dir steht
Der böse Bell. Was nützt dir jetzt dein Schrei'n?
Bell Kirk ist da und du, du bist allein.

Und wie er heiser „Guten Abend!“ bot
Und dicht vor Engel stand, da flammt' es rot
Und heiß ihm übers welke Antlitz. „Sprich,
Was willst du, Bell?“ frug Engel stammelnd. — „Dich,
Dich will ich,“ zischte der. „Von Hof und Haus
Hat mich dein Mann in alle Welt hinaus
Gestoßen, wie mit Hunden weggetrieben —
Du hassest mich und ich, ich will dich lieben.
Ich lieb' dich lange schon.“ Und nun begann
Ein wildes Ringen zwischen Weib und Mann,
Auf Tod und Leben. Wie des Meeres Wogen
In ihren Kämpfen schreckensvoll sich türmen,
Sich eng umklammern und hinabgezogen
Vom Strudel wieder zu erneuten Stürmen
Auftauchen, also rangen hier die zwei
Mit Allgewalt. Ein Schreckensruf, ein Schrei,
Ein wildes Keuchen, dumpf verhaltnes Stöhnen
Erfüllt den Raum. Der Boden schien zu dröhnen;
Denn tapfer rang Jans Weib und heldenhaft
Für ihre Ehre. Aber ach die Kraft
War doch nur eines Weibes. Jammernd schrie
Um Hilfe Engel, zitternd brach ihr Knie,
Ihr Arm erlahmte, den wie erzgegossen
Die Faust des frechen Burschen hielt umschlossen,
Ihr schwand der Sinn, wie einem, der ertrinkt
Und nun verstummend in die Tiefen sinkt.
Sein Ohr umrauscht's und Purpurwellen fließen
Ihm vor den Augen hin, die müd' sich schließen.

Doch wie jetzt Bell, daß sie vor Schmerz sich wand,
Ihr schönes Haupt mit unbarmherz'ger Hand
An seinen reichen Zöpfen rückwärts bog —
Da sprang die Thür gewaltig auf, da flog
Auch Jan herein, da flog er in die Stube
Und donnerte: „Zurück, verfluchter Bube!“
Und faßt' ihn hoch und warf mit einem Schlag
Bell auf den Boden, daß er stöhnend lag.

Und still ward's. Niemand sprach und niemand frug.
Nur manchmal ging der Kinder Atemzug
Friedlich durchs Zimmer, leise, wie ein Hauch
Des jungen Lebens, und jetzt regte auch
Bell Kirk sich wieder und ein Zittern lief
Den Körper ihm hinauf, als ob er schlief'
Und Schweres träumte. Scheute sich das Leben
In ihm, zurückzukehren? War's ein Beben
Geheimer, dunkler Angst? War's Reue, Scham,
Was herzbeklemmend ihn jetzt überkam?
War ihm das Leben selber nun verhaßt
Und sträubt' er sich, die unwillkommne Last
Aufs neu zu tragen, die nur neue Sünde
Für ihn bedeutet? Hatte geisterhaft
Sein Blick, indes er schon wie hingerafft
Am Boden lag, sich in die tiefsten Gründe
Der Seele ihm gekehrt und schreckensklar
Die Nacht gesehen, die dort heimisch war,
Aus der verbrecherisch und grauenvoll
Von Anfang an sein Thun und Denken quoll?
War jetzt der Tod nicht alles, was noch gnädig
Der Himmel ihm gewähren konnte?

Stumm
Sah Jan auf ihn und jedes Mitleids ledig.
Da warf im heft'gen Krampf sich Bell herum
Und schlug die Augen langsam auf, im Kreis
Sie mühvoll drehend, und dann sprach er leis:
„Ich will —“ „Du aber sollst nun nichts mehr wollen!“
Schrie Jan und riß ein Kissen aus dem vollen
Bett nebenan, warf sich auf ihn und schloß
Den Mund ihm — ach, für immer. Regungslos
Hielt er das Kissen schwer auf Bell gepreßt,
Minutenlang, die einer Ewigkeit
Gleichkamen. Seine Hände hielten fest
Und zuckten nicht. Und als er mit der Zeit,
Im Antlitz heiß vom Druck und purpurrot,
Das Kissen wieder hob, da war Bell tot ....

Die Mitternacht war lang schon weit im Land,
Das Licht der Lampe längst herabgebrannt.
Jan starrte schweigend in die Nacht hinaus,
Denn seine Seele war voll Gram und Graus.
Und Engel saß am Tisch. Gedankenschwer
Das Haupt gestützt, so sah sie vor sich her
Dem Mond nach, der mit seinem Silberschritt
Durchs dunkle Zimmer hin am Boden glitt,
Den altersbraunen Schrank entlang, und jetzt
Traf er die gute Bibel, die zerfetzt
Darunter lag, und jetzt, hell wie der Tag,
Strich leis er hin, dem Orte zu, wo Bell
Gar still und stumm noch auf der Erde lag.
Da faßte sie ein jähes Grausen. Schnell
Erhob sie sich und trat zu Jan: „Wir haben
Zu thun — sei stark — wir müssen Bell begraben.“

Auf einem Karren fuhren sie ihn fort,
Die Heide hin, an einen stillen Ort.
Das Gras war noch nicht hoch, die Fahrt ging leicht,
Die Nacht war hell, bald war der Platz erreicht.
Gar einsam lag er in der weiten Welt,
Von einem Dutzend Föhren nur umstellt.
Hier kam im ganzen Jahr kein Mensch vorbei,
Nur dann und wann sah man mit heiserm Schrei
Sich Krähenscharen in den Zweigen wiegen
Und wieder mit Gekrächz von dannen fliegen.
Hier gruben sie ein Loch im dürren Land
Und Engel scharrte mit der eignen Hand
Die Schollen tief heraus, zu Häupten sie
Aufhäufend. Das war Arbeit, wie noch nie.
Der trübe Mond schien leis nur durchs Gezweig,
So schafften sie im Dunkeln, stumm und bleich.
Sie gruben emsig, rastlos, und sodann
In seine Grube senkten sie den Mann,
Den toten Mann. Da lag nun Bell begraben
Und konnte Fried' und Ruh für lange haben.
Jetzt that er, eingeschlossen in vier Wände,
Nichts Böses mehr und alles war am Ende.

Der Morgen graute, als sie heimwärts fuhren,
Doch niemand sah im Gras des Wagens Spuren.
Und niemand frug nach Bell. Er blieb verschollen –
Wer wird ihn suchen? wer ihn finden wollen?

Und als der heiße Sommer kam, da blühte
Die Heide reich wie nie, der Himmel glühte
In lichtem Blau und zitternd lag die Luft
Auf der unendlich hingestreckten Fläche,
Die, grün von Gräsern wogend, sich in Duft
Und Sonne fern verlor. Des Lebens Bäche
Umrauschten jung und voll das schlichte Haus
Jan Kirks. Die Bienen flogen ein und aus
Und bargen, heimgekehrt, mit Mühe fast
Und Not nur all dir reiche, süße Last.
Und fleißig schaffte wiederum am Moor
Jan Kirk, wie sonst, und wieder wie zuvor
Sprach er bei jedem neuen Spatenstich:
„Für meine Kinder!" leise hin vor sich
Und lächelte glückselig, wenn die Rangen
In Kinderlust ihn auf dem Feld umsprangen;
Und Engel pries, daß sich des Himmels Segen
So sichtbarlich erweise allerwegen
Und daß sich seine Gunst in diesem Jahre
An ihnen allen deutlich offenbare.

Im Juli brach zur Nachtzeit ungeheuer
Ein Wetter los. Der Himmel stand im Feuer
Zahlloser Blitze: Schwere Donner rollten
Die sturmgepeitschte Heide hin, als sollten
Heut Erd und Himmel untergehn. Die Nacht
War bang für Mensch und Tier. Wie eine Schlacht
Erdröhnt es in den Lüften. Prasselnd goß
Die Regenflut hernieder und jetzt schoß
Ein Feuerball vom Firmament und tauchte
In Gluten Haus und Hof, hell wie der Tag,
Die Augen blendend, dann ein Donnerschlag,
Daß alle Mauern bebten. Und schon rauchte
Es zischend auf, schon züngelten die Flammen
Just an der mächtigsten der Linden auf –
Der Regen löscht sie – doch am Morgen drauf
Brach blitzgefällt der Baum in sich zusammen.

Jan sprach: „Der Himmel selbst hat ihn zerschmettert,
Da liegt der Riese nun gestürzt, entblättert.
Soweit ich weiß, hat er nicht seinesgleichen
Im Land gehabt – ich ahn' ein schlimmes Zeichen."

Und noch am selben Tag flog durch die Runde
Der Höfe eine schauervolle Kunde.
Weit in der Heide draußen, wo im Sand
Ein Dutzend Föhren stehen, war die Hand
Wie eines Toten an den Tag gekommen
Und wies zum Himmel aus der nackten Erde.
Ein Knecht, der hier am Morgen seine Pferde
Vorbeigeführt, der hatt' es wahrgenommen.
Man strömt hinaus und sieht hinweggeschwemmt
Den Sand vom Sturm der Nacht, der ungehemmt
Das Grab durchwühlt, das ohne Kreuz und Sarg
Wer weiß, wie lang schon, einen Toten barg.
Daß ein Verbrechen hier geschehn, war klar,
Der Tote selber macht' es offenbar
Und alle, wie sie um die Grube stehn,
Getrau'n sich, Gottes Finger hier zu sehn.
Am Ende holt aus seinem stillen Haus
Den Leichnam emsig schaufelnd man heraus
Und man erkennt Bell Kirk, denn wer im Land,
Wer hätte nicht den Taugenichts gekannt?

Jan wird befragt, doch er erwidert nicht.
Am andern Tag geht selbst er vor Gericht,
Um, eh man andern nachforscht, zu gestehn,
Die dunkle That sei nur von ihm geschehn.
Nun kamen schwere Zeiten. Im Gefängnis
Hielt man Jan Kirk und Engel mondelang.
Wie grausam träg nahm, mit wieviel Bedrängnis
Die Prozedur schwerfällig ihren Gang!
Doch hielten beide mutig aus und blieben
Bei ihrer ersten Rede, Weib wie Mann:
„Er hat uns selber in den Fluch getrieben,
Es ging nicht anders." Und dann sprach noch Jan:
„Ich aber that's allein." Doch Engel, mild
Hinlächelnd, sagte: „Ja, jedoch was gilt
Es auch, daß du's allein gethan? Ich stand
Dabei und sah's und rührte nicht die Hand,
Dem unglücksel'gen Menschen beizustehn,
Dem nur sein Recht, so dacht' ich, ist geschehn.
So denk' ich heute noch. Du hast uns beide,
Da selbst der Himmel uns in solchem Leide
Kein Helfer war, aus unerhörter Not
Und Schimpf und Schmach befreit durch seinen Tod.
Was wir ertrugen, niemand kann es wissen,
Wer sieht ein Herz zerfoltert und zerrissen?
Wer sieht die Bitternis, wenn jede Stunde
Erneurung bringt der tief verborgnen Wunde?
Wer sieht die Qual? Und wenn für Ehr' und Haus
Kein Retter kommt, so bricht sie endlich aus
Und schreit zum Himmel: Lieber Tod und Sterben,
Als langsam so noch länger hinverderben!
Drum stand ich da und konnt es ruhig sehn,
Da jenem nur sein Recht ja war geschehn.
Drum schrie ich nicht und weinte nicht – und haben
Wir denn nicht beide heimlich ihn begraben?"

So ward das finstre Urtel dann gesprochen,
So ward der Stab von Richterhand gebrochen.
Und weil der mächtige Gott Zebaoth
Ein strenger Rächer ist und sein Gebot
Uns kundthut: Aug' um Auge, Zahn um Zahn,
So ward für seinen Mord dem armen Jan
Das Leben abgesagt und Engel sollte
Des Zeuge sein und dann für lebenslang
Ins Zuchthaus wandern. Da war's Engel bang,
Sie schrie und klagte, zeterte und wollte,
Wie hoffend sie von Anfang an gemeint,
Mit ihrem Manne sterben, ihm vereint.
Dann sprach sie ihm mit starken Worten zu
Und sprach ihm Mut ein: „Alles endest du
Ja, in Minuten, während lange Jahre
Ich seufzend harren muß auf Tod und Bahre.
Ich soll dich sterben sehen, guter Jan.
Dann blick' auf mich nur, nur dein Weib sieh an!
Denk alles dessen, was wir schwer gelitten,
Wie wir uns liebten – trifft dich dann inmitten
So guten Denkens jäh der Tod, befreit
Bist du von allem Wehe dieser Zeit."

Und wie die schwere Stunde kam, da stand
Mit totenbleichem Antlitz, unverwandt
Den Blick auf Jan gerichtet, Engel. Nichts,
Nichts sah sie von den Schrecken des Gerichts,
Nichts sah sie von der tausendköpf'gen Menge,
Die wie ein Meer in brausendem Gedränge
Heran sich schob. Sie blickte nur auf Jan,
Gewiß, daß er aus ihrem starken Auge,
Wie er im Leben schon so oft gethan,
In dieser Stunde Mut und Stärkung sauge.
Jetzt sahn sie sich – zum letztenmale flog
Sein Liebesblick zu ihr, wie zu den Spitzen
Des Bergs ein letzter Sonnengruß – dann bog
Er müd sein Haupt. Da brach auch ihre Kraft;
Von einer Ohnmacht diesem Leid entrafft,
Sah sie nicht mehr das Schwert des Henkers blitzen.

Und als sie tags darauf von ihren Kleinen
Den Abschied nahm, sprach sie mit leisem Weinen
Den Segen über sie: „Aus krankem Herzen
Segn' ich euch, Kinder, in den tiefsten Schmerzen,
Die je ein Weib erlitt. Doch fromm und rein,
Was auch die Welt jetzt von mir spricht und glaubt,
Ist diese Hand. Sie leg' ich euch auf's Haupt
Und denkt ihr einst des Vaters, denkt ihr mein,
So thut's im Guten. Und nun geht."

Sie gingen
Und weinten; doch sie wußten nicht, warum.
Sie blickten scheu. Doch Engel legte stumm
Jetzt ihre Hände in des Knechtes Schlingen,
Der sie im Wagen, wie sich das gebührte,
Verdross'nen Blickes nun zum Zuchthaus führte.

* * *

Gelassen wandelt ihren ew'gen Gang
Die Zeit von Anfang an. Kein Ueberschwang
Von Menschenfreuden oder Menschenleiden
Verlangsamt oder flügelt ihren Schritt.
Gelassen wandelt sie vorbei an beiden
Und nimmt von beiden nach Gefallen mit.
Von ihrer hohen jungfräulichen Stirn
Strahlt kalter Glanz, wie von der Alpen Firn

Der ew'ge Schnee. Glück, Liebe, Frohsinn, Lust
Rührt nie das Eisenherz in ihrer Brust.
Gefühllos wandelt sie. Der Schmerzensschrei
Des Unglücks hallt ihr ungehört vorbei.
Und ob der eine ihre Flucht beklagt,
Der andre ihren Zauderschritt — sie fragt
Nach beiden Thoren nicht; sie sieht den Sand
Gleichgültig in dem Glase niederrinnen
Und rührt, dem Markt entrückt, auf hohen Zinnen
Der Glocke Hammer mit gelass'ner Hand.
Dem Glück zum Hohn, dem sie zu rasch enteilt,
Dem Schmerz zum Trotz, dem sie zu lang verweilt,
Singt sie die uralt alte Melodie:
„Ich ende alles — ich selbst ende nie."

Und also hatte viermal schon das Jahr
Im Kreislauf sich erneut und viermal war
Der Bienen Volk zur Heide ausgeflogen
Und heimgekehrt. Und durch des Thores Bogen
War viermal schon der Roggen eingebracht —
Von fremder Hand, und viermal hatte schon
Sich jene unheilvolle Schreckensnacht
Gejährt. Wie rasch war doch die Zeit entflohn!
Wie rasch, wie rasch!

Nur Engel fand das nicht.
Ein wenig bläßer war ihr Angesicht,
Als sonst. Das kam, weil sie die Luft entbehrte,
Die Blut und Herz ihr sonst so fröhlich nährte.
Jetzt saß sie da und klagte still für sich,
Wie qualvoll langsam ihr die Zeit verstrich,
Da jeder Augenblick doch Jahr für Jahr
Mit Schmerz und Gram ihr reich gesättigt war.
Und weil das Jahr wie eine Ewigkeit,
Schien auch die Qual verzehnfacht durch die Zeit.
Wie grausam war die Zeit, wie schwer die Not!
Für alle Menschen war sie schon wie tot
Vergessen, wie ein ausgetretner Funken,
Ein Tropfen Blut, vom Boden aufgetrunken.
Die Arbeit that sie, wie sie kam. Doch wußte
Davon ihr Herz nichts. Ihre Hände flogen
Nur um die Pflicht, die sie erfüllen mußte.
Die Seele war wo anders. Bilder zogen
Trüb wechselnd ihr vorbei in raschem Flug.
Das höchste Glück, gemischt mit tiefstem Leide:
Der arme Jan, das Haus, der Hof, die Heide —
Da hatte sie zu denken denn genug.
Und dann die Kinder, die — Gott sei's geklagt!
Noch nicht ein einz'gesmal nach ihr gefragt.
Doch nahm sie's wie das andre. Aus dem Leben
War sie wie Jan; sie mußte sich ergeben.
Doch Jan lag stumm, lag tot im Leichentuch,
Indes mit jedem Pulsschlag sie den Fluch
Des Seins verlängerte! War das nicht mehr?
Nicht schrecklicher's? Ist Sterben denn so schwer? — —
Und plötzlich kam's wohl auch, daß nach der Welt
Ein heißer Durst sie überfiel, nach Leben
Und Freiheit Jung und schön und kraftgeschwellt
Rann durch den Körper ihr ein leises Beben,
Verlangen, Sehnsucht, Qual, nur noch einmal
Zu schaffen in der Sonne goldnem Strahl,
Den Kampf des Lebens mutvoll zu erneuen,
Mit ihren Kindern sich des Tags zu freuen
Und wie die andern vielen Millionen
Sich frei zu regen und im Glück zu wohnen.
Sie schrak zusammen. Wie die heiße, rasche
Glutflamme plötzlich lodert aus der Asche
Und wie der Quell, seit Jahren schon versandet,
Plötzlich noch einmal aus der Tiefe brandet,
So kam es über sie. Verzweiflung, Schmerz,
Wunsch, Hoffnung, Gier durchschüttelten ihr Herz
Und durch das Haupt, wie einem Fieberkranken,
Tobten ihr heiß die marternden Gedanken.
Doch stritt sie's mannhaft durch und ganz zuletzt,
Wenn sich ihr Wünschen endlich müd gesetzt,
Kam Ruhe wieder über sie, wie matt
Des Sees Wogen ruhn und spiegelglatt,
Die erst im Sturm getobt. Gelassenheit
Erfüllte sie, und das, was ihr zur Zeit
Ergebung hieß, bis sie sogar vergaß —
So schien's. — daß sie in Schmach und Schweigen saß

Im fünften Jahr nun war's, da kam, als reuer
Hirt seiner Herde vorgesetzt, ein neuer
Pastor zur Stadt, in deren Kirchenspiel
Gleichfalls das nahgelegene Zuchthaus fiel.
Ein junger Mann war Clemens Arsten, jung
Und stark im Glauben, voll Begeisterung
Für sein erhabnes Amt, voll Schwärmerei,
Die felsenfest die Treue führt im Schilde,
Bereit zur Hilfe, angethan mit Milde
Und stets gedenk, daß Gott die Liebe sei.
Ein Garten war sein Herz, darin er gut
Die Menschenliebe hielt in frommer Hut.
Vor allem pflegt' er sie und im Gewirr
Des Lebens ward er niemals an ihr irr.
Sie achtet' er wie eine Wunderblume,
Zum Heil dem, der sie pflegt, und Gott zum Ruhme,
Die siegreich jede Menschennot bestreitet,
Vom Himmel kommt und wieder zu ihm leitet.
Darum, wenn auch mit schwerem Herzen nur
Sein junges Weib vom neuen Amt erfuhr,
Folgt' er doch freudig jenem Ruf. Die Stätte
War heilig ihm. Denn hier lag an der Kette
Das Unglück, lag das Elend, das Verbrechen,
Der bittre Jammer und die blut'ge Reue,
Die jeden Tag das Herz zerfleischt aufs neue.
Hier war ein Strom von Thränen zu besprechen,
Hier waren, die zerbrochnen Herzens sind,
Und die zerschlagenen Gemüts. Hier waren,
Die Schiffbrüch auf des Lebens Meer erfahren,
Abseits geschleudert jäh von Sturm und Wind.
Hier konnte seine schöne Wunderblume,
Den Elenden zum Heil und Gott zum Ruhme,
Sich in verstockte Seelen siegreich drängen,
Die Lippen öffnen und die Herzen sprengen:
Denn wie der Regen kommt zur dürren Zeit,
Folgt auch der Not stets die Barmherzigkeit.

Und als er so zu Engel Kirk einst kam,
Zum erstenmal, da faßt' ihn tiefer Gram.
So jung, so schuldig und so trotzvoll! Schweigend
Hört' Engel auf sein Wort, die Stirn kaum neigend.
„Doch Eures Manns Verbrechen seht Ihr klar?" —
„Er that nur, was ihm Recht und Ehre war." —
„Als er gefrevelt wider die Natur?" —
„Dafür war er sich selbst sein Richter nur."
Und dennoch ließ den Pastor Engels Bild
Nicht los mehr. Er kam oft. Verständig, mild
Sprach er ihr zu und wie die Sonn' im März
Das Eis der Flüsse löst, rührt' es ihr Herz
Und löst' es von der Eisesrinde, die
Es kühl umschlossen hielt, bis denn auch sie
Sich endlich ihm ergab, ihm ganz vertraute,
Daß er in ihre tiefste Seele schaute.
Er war erstaunt, entsetzt, beglückt, vernichtet!
Am Mord mitschuldig war sie, war gerichtet,
Und doch wie groß, wie rein und ohne Fehle
Erschien ihm dieses Weibes schlichte Seele.
Verdammt vom Richter, sprach aus eigner Kraft
Sie frei sich, ohne Haß und Leidenschaft.
Zeugin des Mords, kalt, mit gelassnem Blut,
War einem Kinde gleich sie weich und gut.
Und wie er all den Jammer dann vernahm,
Der einst durch Bell jäh über Engel kam
Und über Jan und übers ganze Haus,
Wie sie Unmenschliches durch ihn erduldet
Und wie er selbst den blutgen Schluß verschuldet,
Ging er betrübt von ihr, in tiefem Graus,
Und weinte über sie. Doch eines stand
Ihm fest im Herzen, hier mit Gotteshand
Aus Kerkernacht und aus der Schande Ketten
Für dieses Leben Engel Kirk zu retten!

Ja, sprach er, Blut um Blut! In Gottes Namen!
Wie Joram ward gestraft samt seinem Samen
Für Brudermord, wie Abimelech fiel
Für seine ungeheuerliche That,
So ward auch Jan gerichtet, ihm das Ziel
Des Seins verkürzt durch Richterhand. So hat
Er seines Bruders Blut, das von der Erde
Zum Himmel schrie, versöhnt, im sichern Hoffen,
Daß ihm dafür auch jenseits Gnade werde.
Das walte Gott! Dann stand der Himmel offen
Der reu'gen Seele und sein Leib hienieden
Sank müd' der Erde zu und ihrem Frieden.
Doch Engel, Engel hat man leben lassen
Für mindre Schuld! Und sie — ich kann's nicht fassen —
Soll jahrelang in Schimpf und Schande stehn?
Langsam verkommen, langsam untergehn
Und so vermodern? Bei dem Angesicht
Des Himmel, diese Menschen ahnen nicht,
Wen sie da morden, wen sie da zerstören!
Doch ruf' ich's laut und alle sollen's hören

Ich fordre dieses Weib zurück dem Leben,
Der König kann, der König muß vergeben.
Ihr ward für kleinre Schuld der größre Teil
Der Strafe zugemessen. Blitzt das Beil,
So ist die Schuld gesühnt, das Haupt zu Füßen.
Doch sie soll endlos lange Jahre büßen?
O hätte man sie doch mit Jan zugleich
Der Welt entrückt! Wär' ihr der Todesstreich
Erlösung nicht, ihr Rettung nicht gewesen?
Nun irrt sie ewig lange Jahre hin,
In Schmach, in Schande, mit verstörtem Sinn
Und ohne Hoffnung, jemals zu genesen.
Welch' Elend, ohne Hoffnung und Vertrauen
Endlose Jahre in die Oede schauen,
Die schweigend vor dem stumpfen Blick sich dehnt
Wie nachtbedeckte Wüste. Ringsum gähnt
Das Grau'n. Die Furien liegen vor der Schwelle,
Verzweiflung, Jammer lagern in der Zelle,
Angst und Gespenster bringt die finstre Nacht,
Der Schmach Bewußtsein bringt der Tag zurück,
Am Herzen reißt mit stets erneuter Macht
Die Klage um das lang verlorne Glück —
Und unentrinnbar — nirgends zu entfliehen —
Alltäglich neu gestraft — niemals verziehen —
Und unabsehbar dieser Leiden Drang,
Ein Jahr ums andre und auf lebenslang
Des Teufels Opfer und der Hölle Spiel?
Das ist zu viel!

Und so geschah's, daß er zwei Jahre lang
Um Engel Kirk mit seinem König rang.
Der König wollte nicht. Denn Engel sei
Schuldig genug. Wie würde vogelfrei
Und schutzlos die Gesellschaft steh'n, wenn jeder,
Der tief verletzt dem oder jenem grollte,
Im eignen Recht tyrannisch walten wollte!
Wenn jeder seinem Haß nur folgen, weder
Vor Gott noch Mensch sich scheu'n und wie ein Tier,
Das brüllend aus dem Käfig bricht, voll Gier
Und Blutdurst seinen Nächsten überfallen
Und morden wollte! Kann das heiß're Blut
Entschuld'gung sein? Und ist denn nicht vor allen
Der König da, des Bürgers Leben, Gut
Und Wohlsein vor verbrecherischen Händen
Zu schützen? Und half Engel, die so rein! —
Den Toten nicht begraben? Darum nein!
Wie sie's verdient, so mag sie nun auch enden.

Der Pastor aber setzte alles dran
Und wie einst Jakob mit dem fremden Mann
Zur Nachtzeit bis zum Morgenrot gerungen
In schwerem Kampf und doch nicht ihn bezwungen,
Bis er dann rief: „Stark bist du, ja! doch wenn!
Ich lass' dich nicht, du segnetest mich denn!" —
So rang er mit dem König und er lag
Vor Gott auf seinen Knieen manchen Tag
Und manche Nacht, auf daß er sein gedenke
Und ihm in Gnaden diese Seele schenke.
Und endlich ward's erfüllt. Am Königstag,
Da Gutes jeder gern erwarten mag,
Kam ihm vom Throne der Bescheid, daß gnädig
Zur Zeit der Fürst auf Engel Kirk geseh'n;
Er spreche sie fortan der Fesseln ledig,
Falls Pastor Arsten selbst dazu versteh'n
Sich wolle und sich selbst dazu bequemen,
Für Jahreslauf sie in sein Haus zu nehmen.
Bestehe sie die Probe gut, so sei
Sie losgesprochen und für immer frei.
Besteht sie schlecht, dann — schloß das Gnadenstück —
Kehrt in das Zuchthaus sie sofort zurück.

So stand's geschrieben. Engel in sein Haus!
Er las und las und las es doch nicht aus.
Sein Herz schrak auf, im Innersten beklommen;
Wie hatten sie ihn gut beim Wort genommen!
Die Mordverdammte aus der Zuchthauszelle
Von ihm geleitet über seine Schwelle,
Als Hausgesellin zu dem Hausgesind',
Zu seinem Weibe und zu seinem Kind.
Mein Heim, dem Frieden Gottes nur geweiht,
War es für solchen düstern Gast bereit?
Und wenn der Schatten, der sie ganz umhüllte,
Allmählich auch sein helles Haus erfüllte?
Und wenn sein Kind — doch durft' er denn die Blüte
Mit diesem Lächeln voller Lieb' und Güte
Dem Weib vertrauen, das mit eigner Hand
Das Unglücksgrab gescharrt im Heidesand?
Klebt nicht ein Fluch an solchen Händen? Sollen
Das Kind sie fassen dürfen, nach den vollen
Und derben Bäckchen greifen, zärtlich streicheln,
Liebkosend tasten und voll Inbrunst schmeicheln?
Sie sah den Mord. Sie ließ den Mord gescheh'n.
Wer so Entsetzliches mit angeseh'n,
Muß nicht sein Auge wie verzaubert sein?
Voll böser Macht? Nein, rief's in Arsten, nein!
Und Seelenangst befiel den Braven. Wieder
Schritt er dann lang im Zimmer auf und nieder
Und kämpfte nun mit sich viel Stunden lang,
Wie mit dem König er der Jahre zwei
Gerungen, wie einst Jakob schwer und bang
In jener Nacht. Dann sprach er fest: „Es sei!
Heut bin auch ich dir, starker Gott, begegnet
Und lass' dich nicht, bevor du mich gesegnet.
Noch morgen hol' ich Engel Kirk. Willkommen
Sei sie bei mir und freundlich aufgenommen."

Frau Arsten freilich war voll Widerstreit,
Doch stand das rechte Wort ihr jetzt bereit,
Sie sprach: „Wo Blut geflossen ist, da sproßt
Dir keine Blume mehr als Augentrost.
Da steht ein Kreuz — so war's in alten Tagen,
Das soll auch sie in Gottes Namen tragen."
Er aber küßte ihr die Stirn: „Und sollen
Der Schmerzbeladnen wir und Kummervollen
Das schwere Kreuz, wie es in alten Tagen
Bei Christen Sitte war, nicht helfen tragen?"

Und Engel kam. Wie aus der dumpfen Nacht
Der Blindheit einer neu zum Licht erwacht
Und, all der Glanzesfülle zugewendet,
In freud'gem Schrecken steht und halb geblendet —
Wie einer, aufgerufen aus der Gruft
Des Todes, wieder wandelt in der Luft,
Die Sterne wieder sieht, für die seit Jahr
Und Tag sein Auge müd' geschlossen war,
Und staunend fühlt, wie ihm die Sonne wieder
Erwärmung gießt in die erstarrten Glieder,
Wie, von der Flut des Lebens neu umrauscht,
Er ihrem Locken mit Entzücken lauscht
Und endlich ganz betäubt und unruhvoll
Zagt, ob er weilen oder fliehen soll:
So fand sich Engel Kirk. Des Pastors Knie
Umklammernd küßt sie seine Hand. Doch wie
Sie dann die ihre nach dem Kinde streckt,
In holdem Drang, den Knaben mit den süßen,
Purpurnen Lippen liebevoll zu grüßen,
Der, in der Mutter Kleider halb versteckt,
Großäugig auf die Fremde schaut, da tritt
In heftiger Bewegung zwischen beide
Frau Arsten, wie zur Wehr den Knaben mit
Den Händen schützend. Weh! In tiefem Leide
Bebt Engel Kirk zurück. Ein großer Schmerz
Durchzuckt ihr treues, vielgeprüftes Herz.
Ist sie geächtet? Steht das Kainszeichen
Auf ihrer Stirn? Ein Schrecken sondergleichen
Erfaßt sie. Lieber dann in Kerkersnacht
Zurück, begraben in dem tiefsten Schacht,
Versenkt in Schimpf, geschnürt in enge Bande,
Als so zu leben! In das Haus der Schande
Zurück dann lieber noch, wo unbesehen
Die einen Sünder bei den andern stehen!
Zurück aus solcher Freiheit in die Zelle!
Doch bebt ihr Fuß und kann nicht von der Stelle.

Die Tage gingen still und friedlich hin
Im Pfarrhof, wo ein milder, heitrer Sinn,
Von Gottesfurcht und Frömmigkeit getragen,
Den Menschen half in gut' und bösen Tagen.
Es war im Haus von jener Helligkeit,
Die aus den Herzen selten strahlt, die weit
Und nah das Kleinste trifft, so wie der Strahl
Der Sonne findet auch das engste Thal
Die von der Schwelle jede Laune schreckt
Und die der Blume gleich die Freude weckt.
Und Engel that wie alle. Waltend ging
Sie ein und aus. Ein milder Sinn umfing
Sie allgemach. Sie sah den Nebelschleier
Zerfließen, der ihr Herz bedrückt, und freier
Sah sie ins Weite. Wenn es kaum getagt,
Sprang sie zur Arbeit auf, wie eine Magd
Taghin zu schaffen. Dank empfing sie. Doch
Sie warb um Höh'res, warb um Bess'res noch.
Sie warb um Liebe und bisweilen schien
Ihr Herz auch die der andern nachzuzieh'n.

Dann jubelte sie still für sich und schon
Litt auch Frau Arsten, daß ihr kleiner Sohn
Mit Engel durch den Garten strich nach Beute
Im Haselstrauche. Wie das Engel freute!

Noch hatte sie das Pfarrhaus nicht verlassen!
Sie fürchtete die Stadt, den Markt, die Gassen,
Durch die sie einst, vom Volke roh begafft,
Gezogen war, dem armen Jan zur Seite.
Ein trüber Zug! Ein trauriges Geleite!
Ein böser Tag, der noch in Bann und Haft
Ihr Herz erinnernd hielt, daß es verzagte!
Der Pastor schalt. So ging sie denn und wagte
Sich einmal in die Stadt. Doch bald schon kam
Entsetzt zurück ins Pfarrhaus sie gefloh'n,
Voll Todesangst und leichenblaß, voll Scham.
Vom Volk erkannt, war sie mit Spott und Hohn
Empfangen worden: „Seht die Mörderin!
Stolziert sie nicht in Freiheit frech dahin?
Vom Zuchthaus kommt sie! Sollte man es meinen?"
Ein Straßenjunge warf nach ihr mit Steinen
Und andre folgten. Wie ein Wetter brach
Es auf sie los. Sie floh und alle nach.
Vergebens sah sie sich nach Rettung um,
Die einen lachten, andre schlossen stumm
Die Thür vor ihr. So jagte sie entsetzt
Die Häuser hin, ein Wild, das aufgehetzt
Und todesbang durchs Waldesdickicht bricht.
Die Steine flogen ihr ums Haupt, das dicht
Sie schützend mit dem Tuch verhüllt, die Not,
Die Angst lieh ihr die Kraft, sonst lag sie tot
Jetzt auf der Straße, von der blinden Wut
Des Pöbels hingeopfert, die nach Blut
Und Rache schrie.

Und tiefe Trauer zog
Durch Arstens Herz und Kümmernis. Wie log
Der alte Spruch da wieder, daß die Stimme
Des Volks die Gottes sei, wo alles Schlimme
Und Rohe häßlich aus dem Herzen brach
Der Thoren und Einfältigen. Dann sprach
Er: „Kommt! Sie sollen uns nicht beugen
Und laut vor allen will ich Gott bezeugen."
Zu seinem Knäblein neigt' er sich herab
Und hob es auf und küßt' es und dann gab
Er der erstaunten Engel auf den Arm
Das Kind; das schmiegte seine Händchen warm
Ihr um den Hals und lachte. — „Aber, Mann —!"
„Auch du kommst mit und Engel geht voran."
So traten alle feierlich heraus,
Die Frauen bang, bewegt von tausend Schmerzen,
Er seines Herren froh und stark im Herzen.
Wie ihrer harrend, unweit von dem Haus,
Stand noch das Volk, in Rotten dicht geschart
Und bösen Willens voll. Und kaum gewahrt
Der Pöbel Engel wieder, ging die Reih'n
Ein Murren hin und einer schwang den Stein
In seiner Hand mit Droh'n. Frau Arsten schrie
Wild auf und stürzte vor. Da stutzten sie
Und sah'n nun erst, welch ein seltsamer Zug
Da näher kam und daß des Pastors Kind
Es war, das Engel auf den Armen trug.
Und wie es freundlich blickte! Wie im Wind
Ihm seine langen, goldnen Locken flogen!
Wie, über Engel halb zurückgebogen,
Es mit dem Vater jetzt aufjauchzend scherzte
Und dann die Dienerin frohlockend herzte!
Die Leute traten scheu zur Seite. Wer
Hätt' auch dem Pastor Arsten Gruß und Ehr',
Wo immer er im Volk erschien, versagt?
Wer sich an ihn mit frechem Wort gewagt?
So schritt er hin, das Haupt voll Ernst gehoben
Und voller Würde, wie durch Sturmestoben
Ein starker Mann. Gleich einem Zauber ging
Es von ihm aus, der jedermann umfing
Und auch den Keckstem bändigte. Das Weh'n
Göttlichen Geistes spürten sie, doch ohne
Es nur zu wissen oder zu versteh'n.
Das eine nur begriffen sie: dem Hohne
Der Welt entrückte Arsten hier das Weib
Jan Kirks und schützend über ihren Leib
Hielt er in Segen seine Priesterhand,
Da er sein Kind in ihre Arme legte
Vor aller Welt. Und seit der Stunde fand
Sich keiner mehr, der so viel Keckheit hegte,
Der Aermsten je zu spotten. Wie gefeit
Vor aller Unbill war sie seit der Zeit
Und wie die Flur aufs neue blüht und grünt,
Die seufzend unterm Schnee lag und beklommen,
So schien der Fluch auf Engels Haupt gesühnt,
Durch Arstens starke Hand von ihr genommen.
Und dankbar grüßte jeder Herzensschlag
In ihr mit neuer Freude jeden Tag.

Und Segen war mit ihr, wie auf der Heide
Er einstmals mit ihr war. Wie das Geschmeide
In Licht und Sonne blitzt, so strahlte Glück
Ihr Dasein aus und Lust und Wohlergeh'n.
Fast wie ein Wunder war es anzuseh'n:
Verdoppelt gab das Gute sie zurück,
Das sie empfing. Gedeihen schien gebannt
An alles Thun und Schaffen ihrer Hand.
Der Baum, der Strauch, der Stall, der Taubenschlag,
Das Stücklein Feld, das nah am Pfarrhof lag,
Sie gaben Ernte, wie noch nie. Die Bühne
War voll von Obst, wie voll von Sand die Düne.
Der Keller war voll Frucht. Der Henne Schrei
Rief mahnend durch das Haus hin, Ei um Ei
Zum Korb zu sammeln. Wohl verwahrt in Kannen
Fuhr früh am Tag der Knecht die Milch von dannen,
Zum Markt, und manches, was sie lang entbehrt,
Weil es des Lebens Notdurft ihr verweigert,
Sah sich Frau Arsten unverseh'ns beschert
Und fand ihr Haus zum Wohlstand sacht gesteigert.
Sie nahm es lachend hin, froh und geduldig,
Als sei der Himmel ihr nichts andres schuldig.
Der Pastor nur sprach demutvoll zu sich:
Wie kommt ein solcher Segen über mich?

Und wieder war es Sommer und es fehlte
Ein Tag nur noch an Engels Probejahr;
Im Garten saß Herr Arsten ernst und quälte
Sich und sein Herz. Seit vielen Wochen war
Ein böser Geist ins Land ringsum gefahren
Und in der Saat, die er seit vielen Jahren
Gepflegt voll frommen Eifers früh und spät,
Schoß Unkraut, das die Hölle selbst gesät,
In gift'ger Blüte auf. Am Marke zehrend,
Die Kraft aussaugend, bis zum Tod verheerend
Zog eine Krankheit durch das Volk. Kein Wort
Im Guten oder Bösen half. Er warnte
Umsonst. Das Uebel fraß sich langsam fort
Durch alle Herzen. Unheilvoll umgarnte
Es Mann und Weib und Kind. Fruchtlos verlor
Sein zürnend Drohen sich, nur taubem Ohr
Begegnend. Wie im Taumel, ohne Sinn
Und Denken trieb das Volk am Abgrund hin,
Nur nach dem Irrlicht haschend, welches strahlend
Von drüben lockte und in Goldglanz prahlend.
Spielteufel hieß der böse Geist, der sich
Ins Land gesetzt. Er hauste fürchterlich.
Fleiß, Sparsamkeit, Genügen, Frohsinn schlug
Er grausam nieder; jene holde Blüte
Des Friedens, die im redlichen Gemüte
Dicht bei der Liebe wohnt, die riß er aus,
Warf auf die offne Straße sie und trug
Verschwendung, Geldgier, Streit in jedes Haus.
Wie eine Tollheit ging es durch das Land,
Da war kaum einer, welcher widerstand
Der Thorheit aller und dem falschen Schein,
Kaum einer, der des Volkes Sinn gemein
Und roh schalt, der wie Arsten bang die Hände
Zum Himmel hob, das schreckenvolle Ende
Voraus verkündend. Denn sie hörten nicht.

Und also mit vergrämtem Angesicht
Saß er und sann und dachte all der Schmach
Und Not, die kommen mußte, schmerzlich nach
Und ob denn keine Rettung sei. Da sprang
Des Gartens Thüre auf und in dem Gang,
Der kühlungreich sich durch die Mitte zog,
Kam Engel aufgeregt daher. Sie flog
Mehr, als sie ging; in heller Freudenglut
Stand ihr das Antlitz. Hoch herauf gefaßt
Trug sie die Schürze, die von schwerer Last
Zu schwanken schien. So kam sie wohlgemut,
Schön, wie sie in der Heide war, daher:
„Was bringst du, Engel? Ei, du trägst ja schwer!"
„Was ich da bringe? Ihr erratet's nicht!
Goldfische sind's, die mir ins Netz gegangen,
Für Euern Heinrich hab' ich sie gefangen."
Und wie sie so glückselig lachend spricht,
Hebt sie die schwere Schürze hoch empor
Und schüttelt sie und rüttelt sie am Ohr

Des Pastors dicht vorbei. Hellsilbrig klingt
Und klirrt es drin. Herr Clemens Arsten springt
Erschrocken auf: „Um alles in der Welt,
Was bringst du?“ — „Einen ganzen Haufen Geld.“ —
„Wem ist es?“ — „Euerm Heinrich.“ — „Bist du toll?“ —
„Entfernt nicht! Seht, die ganze Schürze voll.“
Und damit spreitet sie die Schürze aus,
Ein Haufen blanker Thaler blitzt heraus,
Noch heller als die Sonne. Wehe! Zielt
Der Teufel selbst ins Pfarrhaus? „Und woher,“
Frug Arsten ahnungsvoll und sorgenschwer,
„Stammt dir das Geld?“ — „Je nun, ich hab' gespielt.
Für mich nicht! Nein! Was soll der Bettel hier
Für mich? Doch Euer Heinrich, dacht ich mir,
Wenn der einst groß wird, wenn er als Student
Einst in der Fremde draußen ist, dann thut
Zur Aushilf' ihm ein solcher Pfennig gut.
Man weiß ja, wie das geht. Und darum nennt
Mich nicht leichtfertig, daß auch ich mein Heil
Versucht wie viele. Ach, in banger Weil'
Erharrt' ich die Entscheidung und zu Gott
Fleht' ich, daß er den guten Willen mir,
Dem Kind zuliebe, segnen möge. Hier,
Nehmt denn das Geld!“

Soll ich zu Schand und Spott,
Frug Arsten sich, im eignen Hause werden?
Dann wandt' er sich mit zürnenden Gebärden
Zu Engel: „Hör mich! Nur ein einzig Wort!
Im Augenblick schaffst du das Geld mir fort,
Daran das Blut der Armut klebt. Du bist
Zum Schimpf mir worden! Soll des Teufels List
Auch mir das Haus umgarnen? Soll sein Fluch
Auch meine Schwelle treffen? Dies mein Spruch:
Du lohnst mir schlecht, was ich an dir gethan.
Fort mit dem Geld! Doch stehst du damit an
Und zögerst du, laut trotzend oder stumm —
Dein Probejahr, bedenk', ist morgen um.“
Und Engel wurde kreideweiß. Sie ließ
Die Schürze mit den Thalern sinken. Hieß,
Was da Herr Arsten sagte, neue Schande
Und Elend, neues Zuchthaus und Gefängnis?
Und Schande bis zum Tod nun? Voll Bedrängnis,
Wie einer, der versinkend nach dem Lande
Um Rettung schreit, schrie Engel auf. Im Blick
Die wilde Angst des Todes sah sie groß,
Mit weitem Aug' auf Arsten, der ihr Los
In seinen Händen hielt und ihr Geschick
Jetzt prüfend wägte. Kalter Todesschweiß
Brach aus der bleichen Stirn ihr, da doch heiß
Das Herz ihr klopfte, wie vom Sturm gejagt,
Und weil der Mund ihr jetzt den Laut versagt,
Und ihr die Brust umsonst nach Atem rang,
Fest zugeschnürt, hielt sie minutenlang
Den Blick auf Arsten nur. Wie streng erschien
Er heut' ihr, der doch stets so gern verzieh'n!
Viel strenger noch, als jene Männer, die
Das Urteil einst gesprochen über sie,
Erhabener und größer. Und jetzt sank
Die Furcht ihr in die Kniee, daß sie schwank
Sich neigte, wie der Pappel schlanker Schaft
Im Wind sich neigt. Doch plötzlich und bevor
Bleichsücht'ge Ohnmacht ihr die letzte Kraft
Entzog, riß sie gewaltsam sich empor,
Zum Bache eilend, der den Garten lang
Wild rauschend zog. Auf wallten die Gewänder
Um ihren Leib. Dann auf die Brücke sprang
Sie flink und weithin über das Geländer
Gebeugt, schwang sie die Schürze: „Sprecht ein Wort,
So rollt der Mammon mit den Wellen fort!“

„Das wäre nicht gering're Sünde,“ sprach
Mild lächelnd Arsten. „Wirfst du's in den Bach,
Ist's schlimmer noch, als wolltest du's verschwenden.
Wirst du das wollen? Geld ist hohes Gut,
Rechtlich erworben und in rechten Händen,
Weil man der Wunder viele damit thut.“ —
„Was fang' ich an?“ rief Engel, „habt Erbarmen!
Doch ja, jetzt weiß ich's! Hier — schenkt es den Armen!“ —

„Das könnte geh'n, das läßt sich überlegen.“ —
„Und ich?“ rief Engel, wieder tief verzagt. —
„Du bleibst bei uns, wie ich es stets gesagt,
Und Glück und Heil sei mit dir allerwegen.“ — — —

Am Morgen aber trieb es Engel fort,
Der Heide zu. Auf einem Hofe dort,
Der einem fernen Vetter Jans gehörte,
War, seit ihr eignes Haus Unheil zerstörte
Und blutbefleckte Schuld, ihr Knabenpaar
Zur Pflege hingegeben. Manches Jahr
War ihr in Seufzen um sie hingegangen.
Heut aber trieb ein mächtiges Verlangen
Sie nach dem Hof. Nun war das Weh vorbei,
Die Schuld gesühnt, sie selber wieder frei,
Nun konnte sie vor ihren Kindern steh'n
Und ihnen offen in die Augen seh'n.
Nun durfte sie ihr Mutterglück genießen,
Die Nievergess'nen in die Arme schließen.
Nun sollten endlich wieder ihre Knaben,
Gleich andern Kindern, eine Mutter haben.
Jans Kinder! Ihre Kinder! Thränenheiß
Ward ihre Wange, daß ein solches Glück
Das Leben noch ihr bot. Seltsamerweis'
Erschrak sie halb und bebte halb zurück.
Doch schritt sie tapfer fort.

Ob wohl die beiden
Dem Vater glichen? Wie des Baches Weiden
Schlank waren sie indes heraufgeschossen.
Gewiß, sie mußten jetzt zwei große Knaben
Schon sein. Ob sie wohl noch, wie einst, im Graben
Am Wald Kaninchen jagten, unverdrossen
Und lustbeseelt? Jetzt meinte sie ihr Schrei'n
Ganz laut und neben sich zu hören, wie
Vor Jahren sie's gehört. Da fiel ihr ein
Jans Freude an den Knaben. Sie, ja sie
War glücklicher, als er. Ob er heut nur
Auf sie herabsah?

Eigen widerfuhr
Es ihr, wenn sie an ihre Kinder dachte
Und sich ein Bild der lang Entbehrten machte.
Wie sie sich mühte, nie wollt' es gelingen,
Auch feste Linien in das Bild zu bringen.
Das schwebte unklar hin, schwach, unbestimmt,
Wie eine Landschaft weit im Duft verschwimmt,
Wie jemand, der in weiter Ferne geht,
Daß man umsonst nach seinen Zügen späht.
Und endlich sank ein dichter Nebelflor
Herab und schob sich ihrem Auge vor,
Daß sie wie blind war, bis denn ganz zuletzt
Des kleinen Heinrich Köpfchen hoch ergötzt
Und lachend aus dem Nebelschleier blickte,
Ihr schalkhaft drohte und sie grüßend nickte.
Der kleine Heinrich! Ja, der war ihr lieb
Wie eignes Blut. Der hatte wie ein Dieb
Sich in ihr Herz gestohlen. Und wie war
Er schön und hold! Gewiß, ihr Knabenpaar
War nicht so schön! doch, konnt' es anders sein?
Er war ein Pastorssohn, da mußt' er fein
Und wie ein Prinz sein. So ein Bauernkind
Ist grob und plump, wie alle Bauern sind.
Was thut's? Wenn ihre Kinder an ihr hängen
Und wieder sich zu ihrem Herzen drängen —
Schön oder nicht schön — jeder Tropfen Blut
Ruft: sie sind dein! und dann ist alles gut.
Wer, armer Heinrich, weiß, was dann geschieht
Und ob die Engel dir nicht doch entflieht,
Ob sie sich nicht aus deinen Händchen reißt,
Um da zu bleiben, wohin Gott sie weist,
Bei ihren Söhnen! Kindchen, weine nicht!
Die Engel kann's nicht seh'n — ihr Herz zerbricht
Und zagt und klagt und weiß nicht, kummervoll,
Wen sie nun halten, wen sie lassen soll?

Nun standen sie vor ihr, scheu, trotzig, fremd;
Ihr Herz war tief im Innersten beklemmt.
Kaum dankten sie dem Gruße. Sagt doch, waren
Das Engels Kinder? In den wen'gen Jahren
So sehr vertauscht in Seel' und Angesicht?
Der keckre dort, der ältre, glich er nicht
Dem schuft'gen Bell? In allem, Zug für Zug!
War das nicht schrecklich? War das nicht genug?
Und jetzo trat er frech, als wär's ein Spaß,
Heran an seine Mutter: „Weißt du was?
Ich mag dich nicht.“ — „Warum?“ — „Die Leute sagen
Des Vaters Bruder habest du erschlagen
Und aus dem Zuchthaus seist du auch entsprungen.“ —

Da stieß sie schreiend den verruchten Jungen
Ins freche Antlitz mit der Faust. Die Hand
Hob sie zur Züchtigung, dann aber wandt'
Sie rascher noch sich ab und floh. Die Nacht

Irrt auf der Heide sie dahin. Als sacht
Der Morgen kam nach all dem Weh und Graus,
Stand sie erschöpft und müd' vor Arstens Haus
Und totenblaß. Man führte sie herein.
Der kleine Heinrich streckte von den Kissen
Ihr seine Händchen her. Von Schmerz zerrissen,
Sank sie an seinem Bett aufs Knie. „O wein',
O weine nicht!" sprach süß das Kind und strich
Die Wang' ihr sacht, „du gute Engel." — „Sprich,
Was ist geschehen?" frug der Pastor dann,
„Du machst mir Angst. Was trat an dich heran?"
Da aber beugte sie sich demutvoll
Zu Arsten hin und ihre Thräne quoll
Aufs neu und leis' sprach sie zu seinem Weibe:
„Fragt mich nicht aus! Erlaubt nur, daß ich bleibe."

* *
*

Und wieder war's nach dreißig langen Jahren.
Gar mancher Sturm war durch die Welt gefahren,
Gar manches Wetter hatt' in wildem Toben
Das Meer des Lebens wolkenwärts gehoben
Und wieder fallen lassen, auf und ab,
Zum Sieg die einen, andere ins Grab
Und in das Dunkel führend. Licht und Nacht,
Sie hatten wechselnd ihre alte Macht
Der Menschen sterblichem Geschlecht bezeugt,
Es oft erhöht und öfter noch gebeugt,
Die Herzen durchgerüttelt bis zum Grunde
Und immer wieder Heilung jeder Wunde
Gebracht und neues Hoffen, neues Regen
Und neuen Lenz und neuen Blütensegen.

Und so war Lust und Leid und Freud' und Bangen
Auch oft im Pfarrhaus ein- und ausgegangen,
Die Freude, stets mit Dankbarkeit begrüßt,
Der Schmerz, durch jenen milden Trost versüßt,
Daß auch sein Stachel unsern Herzen frommt
Und daß er, wie das Glück, von oben kommt.
Denn dies war Arstens Glaube fest und klar,
Der hielt ihn aufrecht, war sein Schild und war
Ihm wie ein Schwert, das er zeitlebenslang
Und sieggewiß in allen Tagen schwang.
Und dieser Glaube war es auch allein,
Der Kraft ihm gab, als er in schwerer Pein
Vor Jahren schon, den Knaben an der Hand,
Am Sterbebette seines Weibes stand.
Sie hatte nichts als Liebe ihm gegeben,
Sie war das Sonnenlicht in seinem Leben,
War seines Daseins allerhöchster Preis,
An seinem Lebensbaum das schönste Reis.
Nun welkt' es hin, nun ward es ihm genommen.
Und als er weinend stand und tief beklommen,
Sprach sie zu ihm: „Es fällt mir schwer, zu geh'n,
Uns blieb noch viel gemeinsam zu besteh'n.
Wie sollen denn wir beide, du auf Erden,
Im Himmel ich, allein nun fertig werden?
Doch für den kleinen Heinrich lass' ich dir
An meiner Statt die gute Engel hier.
Sie wird ihm Mutter, wie ich selber, sein.
Und so lebt wohl, so schlaf' ich friedvoll ein."

Und was blieb Pastor Arsten wirklich nun,
Als sich, sein Kind, sein ganzes Sein und Thun,
Sein ganzes Haus in Engels treue Hände
Zu legen bis an ihrer Jahre Ende!
War sie auch nur des Hauses Dienerin,
Ging sie doch herrschend durch dasselbe hin,
Still waltend und besorgt, beratend, lehrend
Und das bescheidne Gut in Klugheit mehrend.
Jung Heinrich wuchs, wie draußen auf der Heide
Die schlanke Föhre, wie auf grüner Weide
Ein kräft'ges Füllen, stark und munter. Gut
Bekam ihm Engels unabläss'ge Hut.
Der Knabe war ihr Stern, ihr Augenlicht.
Ihm galt ihr Leben. Ihm ins Angesicht,
Ins helle, jugendblühende zu schauen,
Märchen erzählen, Zukunftsschlösser bauen,
Worin sie ihn mit stolzen Namen nennt —
Zum mindesten: Herr Superintendent —
Das war ihr höchstes Glück und so verrann
In Scherz und Ernst die Zeit.

Jetzt war zum Mann
Jung Heinrich längst geworden; wohlbestallt
Als Pastor und geliebt von jung und alt
Wohnt' er in einem kleinen Dorfe nah
Und war mit Kind und Frau, dem Großpapa
Zu Liebe, der sein Wiegenfest beging,
Heut angelangt. Das war kein kleines Ding
Für Engel Kirk. Das war ein Doppelfest,
Das einmal nur im Jahr sich feiern läßt:
Der Sohn als Gast, Herr Arsten Jubilar.
Gleich Engel floß auch ihm schon weiß das Haar
Die Schläfe hin; doch stattlich gleich dem Sohn
Trug er noch ungebeugt der Jahre Last,
Wie eine Ceder auf dem Libanon.

Und als beim Mahle Jubilar und Gast
Und Schnur und Enkelkind gefeiert waren
Im hellumklung'nen Toast, da goß vom klaren
Und feuerkräft'gen Wein, der aufgespart
Schon Jahre her im Keller lag, die Gläser
Herr Arsten voll und rief in munt'rer Art:
„Der Engel, meinem treuen Reichsverweser,
Weih ich dies Glas. Ein frohes Alter gebe
Der Himmel ihr und mir! Stoßt an, sie lebe!"
Und silbertönig klangen durchs Gemach
Die Gläser, bis der Weihestimmung Fülle
Der Enkelsohn mit schrecklichem Gebrulle,
Vom Mittagsschlaf erwachend, unterbrach.
Und Engel lief hinzu. Großmütterlich
Und zärtlich, wie sie einst um Heinrich sich
Gemüht, liebkoste sie den derben Jungen,
Bis der, nun froh gestimmt, keck aufgesprungen,
Den Eltern in die Arme lief. Da nahm
Ihn Arsten auf den Schoß. Ihn überkam
Der Rührung mächtiges Gefühl, als er
Im Kind hier sich erneut sah, fortgesponnen
Des Lebens Faden, der ihm selber mehr
Und mehr zu Ende ging. In vollen Wonnen
Strich er des Kindes goldnes Lockenhaar
Und küßte ihm das blaue Augenpaar
Und segnet' es aus seinem tiefsten Herzen:
„'s ist doch ein seltsam Ding, sein eigen Blut
In andern seh'n, es halten, küssen, herzen,
Und alles, was wir selbst an frohem Mut
Und Jugend einst besaßen, hier im linden
Aufblüh'n des neuen Wesens neu zu finden."

Der Knabe zappelte auf seinem Schoß.
So ließ er ihn, doch wider Willen, los.
Und niemand sah es weiter, daß das Kind
Zur offnen Thür hinaus und wie der Wind
Zum Garten lief, wohin der Sonnenschein
Es rief und Vogelsang und Blum' und Stein.
Und längs dem Garten wälzte seine vollen
Flutwellen heut der Bach hoch aufgeschwollen
Von Regengüssen, die der Sommernacht
Gewitterstürme reichlich ihm gebracht.
Und niemand sah's und sah dem Kinde nach,
Indes beim Wein der greise Pastor sprach
Von alten Zeiten und von Freud' und Leid,
Das ewig wechsle, wie dem alten Kleid
Das neue folgt und wie dem Tag die Nacht,
Und wie er Engel auch ins Haus gebracht.
Er sprach nicht oft davon; doch hatte heute
Die Zunge ihm der Wein gelöst; er scheute
Sich nicht, an die Vergangenheit zu rühren,
Und pries dann Gottes gnadenreiches Führen
Und wie ihm seine Gutthat selbst zum Segen
Geworden sei und wie ihm allerwegen
Die Engel selbst, seit sie im Haus gewohnt,
Es tausendfach an Haus und Kind gelohnt.

Und Engel hatt' es still gehört. Das Lob,
Mit welchem Arsten sie so laut erhob,
Trieb ihr die Thränen ins Gesicht, wie hell
Im Lenz zur Tiefe niederrauscht der Quell,
Vom Strahl der Sonne frei geküßt. Beschämt
Sank vor dem würd'gen Mann sie hin: „O nehmt
Mein Leben Euch zum Danke. Denn genug
That ich Euch nimmer. Nichts als meine Pflicht
Erfüllt' ich, wie ein jeder thut, und trug
Mich Euer Arm nicht an des Tages Licht
Aus dunkler Nacht und aus der Nacht der Schande
Ins Licht der Ehre, aus der Schmach der Bande
In goldne Freiheit? Drum seit Jahr und Tagen
Ist mir, als bliebe mir noch was zu wagen
Für Euch, für mich. Ich denk' es nimmer aus,
Daß mich mein Gott von hier, aus diesem Haus
Wegführen könnte, eh ich noch zum Schluß

Den Dank Euch zeigte, den ich zeigen muß.
Den thu' ich Euch zulieb' noch. Sagt nicht Nein!
Was, weiß ich nicht. Es muß was Großes sein.
Dann sterb' ich gern', dann bleibt mir Euer Segen
Und weiter ist am Sein mir nichts gelegen."

Sie sprach's und alle schwiegen ernst und still.
Da scholl ein Schrei vom Garten grell und schrill.
Der Kleine war's, der Enkel, der so schrie.
Vor Schreck saß Arsten wie gelähmt. Doch sie,
Sie, Engel Kirk, die nie den Kopf verlor,
Fuhr wie vom Donner wachgeschreckt empor,
Hinaus zum Garten — wie ein Pfeil, vom Bogen
Geschnellt, kam sie den Laubgang hergeflogen,
Dann durch die Wiesen — rasch, wie auf ein Dach
Der Blitz vom Himmel stürzt — hinab zum Bach.
That Hilfe not, so war es hier. Und ja,
Ein wilder Schrei entrang sich ihr. Schon sah
Das Kind sie treiben mitten in der Wogen
Furchtbarem Schwall, schon halb hinabgezogen,
Vom weißen Festtagskleidchen nur mehr kaum
Recht auf der Flut getragen, deren Schaum
Die runden Gliederchen voll Gier umspülte
Und in den aufgelösten Locken wühlte.
Ein Blick — ein Sprung — da hielt sie's schon umfaßt
Und rang schon trotzvoll um die teure Last
Mit all den Wellen, die aufbrausend grollten,
Das schöne Kind ihr neu entreißen wollten.
Sie gab's nicht her, sie kämpfte, frostdurchschauert,
Zum Ufer hin sich, das hoch aufgemauert
Sich steil erhob. Mit aufgereckter Hand
Bot sie es her, bis glücklich sein Gewand
Herr Heinrich faßte: „Gott sei Dank, es lebt!"
Ruft er und beugt zu Engel sich. Die hebt
Und bäumt sich kraftvoll aus der tück'schen Flut —
Umsonst — sie gleitet aus. Der Wogen Wut
Empfängt sie neu — sie treibt zur Brücke hin —
Ihr Haupt schlägt an den Pfosten, daß der Sinn
Betäubt ihr schwindet — Well' und Woge gießt
Sich über sie — ihr treues Auge schließt
Für ewig sich und aus dem Wellenreiche
Zieht man das tapfre Weib nur mehr als Leiche.

„Das also war's, das war's, was du gewollt;
Das war das Große, das du noch gesollt,"
Sprach Arsten dumpf und schloß die kalte Hand,
Noch feucht vom Schaum der Wellen und vom Sand,
In seine! „Zog ich dich aus Nacht und Ketten,
Gingst du dahin, den Enkel mir zu retten.
Kein König lohnt so königlich hienieden —
Sprich, treue Seele, bist du nun zufrieden?"

Und ein Begräbnis war, wie nie das Land
Geseh'n noch hatte. Tausendköpfig stand
Rings um das frische Grab des Volkes Menge,
Wie damals sie in flutendem Gedränge,
Jans Weib zu seh'n, das Hochgericht umgeben,
Fluch und Verwünschung spendend, daß ihr Leben
Verschont noch blieb. Heut rief im Trauerkleide
Ein ganzes Volk, das aus der fernen Heide
Herangezogen war, sein klagend Wehe!
Und drängte weinend zu des Grabes Nähe.
Herr Pastor Clemens Arsten aber sprach,
Ob auch das Herz ihm fast vor Kummer brach,
Mit fester Stimme über sie den Segen:
„Kein Mensch kann schöner sich zur Ruhe legen,
Als du gethan. Nur Gott ist ohne Fehle.
Er richtet uns. — Fahr' wohl, du reine Seele!"

Da füllte neuer Klage Laut die Luft,
Da scholl ein Weinen schmerzlich um die Gruft,
Da mühten alle sich, mit frommen Händen
Den letzten Gruß der Toten zuzusenden,
Die nun, in dunkle Nacht gehüllt, so tief
Den Schlaf der Ewigkeit da unten schlief.
Ein Blumenregen, hell und duftig, goß
So reich sich hin, daß bald das Grab er schloß;
Der Arme aber, dem kein Gärtchen eigen,
Warf auf das Grab den Kranz von Föhrenzweigen.

Die Zoologische Station in Neapel.

Von

Karl Vogt.

(Schluß.)

Ich betonte vorhin den internationalen Charakter der Anstalt und glaube, auf denselben etwas näher eingehen zu sollen. Dieser Charakter ergibt sich aus der Teilnahme an den Einnahmen durch Beiträge, aus der Nationalität der Arbeiter an der Station und derjenigen der Angestellten. Ein genaueres Eingehen auf diese Punkte läßt uns zugleich einen tieferen Blick in das ökonomische Getriebe der Anstalt werfen.

Die Einnahmequellen.

Sie setzen sich aus folgenden Elementen zusammen.

Die Besucher des Aquariums zahlen ein Eintrittsgeld von zwei Franken. Es werden Familien- und Abonnementsbillette ausgegeben. Dies ist der Beitrag der Fremden, welche Neapel durchreisen. Er beträgt im höchsten Fall 30000 Franken jährlich. Die internationalste Einnahme, die sich denken läßt, denn die einheimische Bevölkerung zeigt nur geringe Beteiligung an dem Besuche.

Die Verleihung der Tische bildet eine zweite Einnahmequelle. Um diesen Ausdruck zu erklären, muß ich etwas weiter ausholen. Einzelne Regierungen, Institute, ja selbst Private können für die Zahlung einer jährlichen Rate, die einstweilen auf 2000 Franken (1600 Mk.) festgesetzt ist, aber wohl auf 2500 Franken erhöht werden muß, das Recht erwerben, einen ihnen genehmen Forscher auf die Station zu senden. Dort erhält er einen Platz mit Arbeitstisch und Aquarium und nach einem festgestellten Reglement alles Material und alle Hilfsmittel, deren er zu seinen Untersuchungen benötigt. Er hat nur seine optischen Instrumente, Mikroskop und Lupen, sowie sein anatomisches Besteck mitzubringen, alles andere wird ihm mit größter Liberalität geliefert, bis zum Material für Zeichnungen. Er teilt dem Direktor und dem Chef des Laboratoriums seine Wünsche hinsichtlich der Tiere oder Pflanzen mit, die er zu untersuchen wünscht — sie werden ihm sofort verschafft, soweit man über dieselben Herr ist. Wer freilich die Cassiopeja borbonica, eine der schönsten

und größten Medusen, welche den Golf besuchen, und nur diese studieren wollte, müßte sich etwa bis zur Mitte August gedulden, denn das Tier erscheint nur um diese Zeit auf wenige Wochen und läßt sich sonst das ganze Jahr hindurch nicht blicken. Aber die Beamten kennen genau die Erscheinungszeiten der einzelnen Tiere und können darüber sofort den Unerfahrenen belehren. Freilich sind manche Klagen von Solchen laut geworden, welche meinten, man könne ihnen zu jeder Jahreszeit die von ihnen verlangten Tiere auf einem silbernen Teller präsentieren.

Wie dem auch sei, so sind bis jetzt von folgenden Behörden und Instituten Tische abonniert, über welche die Minister, die Präsidenten und Kommissionen der betreffenden Institute disponieren. Regierungen: Italien und Preußen je vier Tische, Rußland zwei, Baden, Bayern, Belgien, Hamburg mit Hessen-Darmstadt, Holland, Schweiz, Ungarn, Württemberg je ein Tisch, also im ganzen 18 Regierungstische. Andere Institute: Akademie in Berlin, British Association, Universität Cambridge, Universität Straßburg, Williams Kollege (Nordamerika) je einen Tisch, also fünf Universitätstische. Im ganzen sind 23 Tische abonniert, wovon 10 dem Gebiete des Deutschen Reiches, 13 den außerdeutschen Ländern zufallen. Das Deutsche Reichsgebiet trägt also nicht ganz 44 % der Abonnements, die im ganzen etwa 41000 Franken abwerfen.

Eine nicht unbedeutende Brutto-Einnahmequelle, die von Jahr zu Jahr reichlicher fließt, wird durch den Versand von konservierten Seetieren hergestellt. In dieser Beziehung hat die Station, besonders durch die Bemühungen des Konservators, Salvatore lo Bianco, fast ein Monopol. Mit seltener Findigkeit hat dieser Mann durch unablässiges Probieren zahlreiche, der Natur eines jeden Tieres angepaßte Methoden gefunden, wodurch diese, in konservierenden Flüssigkeiten aufbewahrt, sich ganz so darstellen, wie sie im Leben sich zeigten. Die Weichheit, Durchsichtigkeit und Kontraktilität der meisten niederen Organismen scheinen einer lebensähnlichen Erhaltung um so größere Hindernisse entgegenzustellen, als auch die Farben äußerst zart und vergänglich sind. Wer die vollkommen erhaltenen und entfalteten Tiere, welche die Station versendet, mit den unförmlichen, durch den Weingeist zur völligen Unkenntlichkeit zusammengezogenen Klumpen vergleicht, welche man in älteren Sammlungen besitzt, kann ermessen, welche Dienste die Station auf diese Weise dem Anschauungsunterrichte leistet. Diese Dienste werden auch allerorts so sehr anerkannt, daß der Versand sich jedes Jahr steigert und jetzt in runder Summe etwa 17500 Franken brutto abwirft, aber anderseits auch Ausgaben von nahezu gleicher Höhe verursacht, so daß von einer wirklichen Reineinnahme für die Station kaum gesprochen werden kann. Diesen Umstand zu erwähnen halte ich für geboten, weil viele der Meinung sind, die Station mache einen bedeutenden Gewinn; der Gewinn ist allerdings sehr bedeutend, aber kommt der Wissenschaft im ganzen, nicht der Kasse der Station als solcher zu gut.

Anderweitige Subventionen. Hier kann man jährliche Bewilligungen, außerordentliche Schenkungen und Darleihen unterscheiden. In allen steht Deutschland obenan. Das Deutsche Reich bewilligte im Jahre 1883 einen Zuschuß von 36900 Franken (30000 Mk.), die preußische Regierung von 3683 Franken und da diese Zuschüsse alle Aussicht haben, wenigstens teilweise bleibend auf die Budgets übertragen zu werden, so kann man die jährlichen Subventionen auf etwa 38000 Franken anschlagen. — Der zoologische Jahresbericht, auf den wir noch zurückkommen werden, deckt bei weitem die Kosten nicht. Für die Publikation dieses, jedem arbeitenden und lehrenden Zoologen unentbehrlichen Hilfsmittels trugen im Jahre 1883 folgende Geber bei. Die italienische Regierung 5000 Franken, die Berliner Akademie 2500 Franken, die russische Regierung und die Kellinghusensche Stiftung in Hamburg je 1250 Franken, die Gesellschaft Natura artis magistra in Amsterdam 200 Franken.

Stellen wir die verschiedenen Einnahmequellen aus Tischen, Aquariumsbilletten, Export konservierter Seetiere und Subventionen zusammen, so beträgt die Bruttoeinnahme der Station in runder Summe im Jahre 1883 145000 Franken (116000 Mk.).

Hinsichtlich der Schenkungen zu bestimmten Zwecken überwiegt Deutschland bedeutend; das Reich bewilligte zum Bau des Stationsgebäudes 100000 Franken, während eine Subskription englischer Naturforscher, an deren Spitze sich Darwin und Huxley stellten, zu gleichem Ziele 25000 Franken ergab; die Akademie in Berlin schenkte 22500 Franken (18000 Mk.), die preußische Regierung 7500 Franken (6000 Mk.)

zur Erstellung des ersten Dampfers, den die Station mit Aufwand von 10 000 Franken ausrüstete.

Die verzinslichen Darleihen drücken wohl schwer auf das Budget der Station, konnten aber nicht umgangen werden. Außer dem Kapital von 302 400 Franken, welches Prof. Dohrn selbst in die Anstalt verwendete, dürfen wir wohl noch folgende Gönner nennen: Herr O. Beer, Kaufmann und deutscher Generalkonsul in Neapel mit 71 000 Franken, der verstorbene Professor Czermak in Leipzig mit 20 600 Franken, Dr. Fiedler in München mit 18 000 Franken, der verunglückte Prof. Balfour in Cambridge mit 11 000 Franken, Herr Werner Siemens in Berlin mit 5000 Franken. Herr Markus Goldschmidt in Frankfurt a. M. lieh anfangs den Betrag von 1875 Franken unter der Bedingung, daß die Zinsen durch zeitweilige Sendungen konservierter Seetiere an das Senkenbergische Museum in Frankfurt ausgeglichen werden sollten, schenkte aber später die Summe. Das Balfoursche Darleihen wurde an die Erben zurückerstattet.

Die Forscher und Beamten.

Um über die Benutzung der Station durch Forscher der verschiedenen Nationalitäten ins klare zu kommen, habe ich die genau geführten Listen der Verwaltung konsultiert. Danach haben seit Eröffnung derselben im Jahre 1874, also seit zehn Jahren, dort gearbeitet Deutsche 111, Italiener 50, Engländer 32, Russen 23, Holländer 17, Schweizer 14, Belgier 7, Amerikaner 4, Oesterreicher 4, Ungarn 4, Spanier 1, Dänen 1, im ganzen 268, im Durchschnitte 28 Forscher jährlich. Die Deutschen betragen 40 %, die übrigen Nationalitäten 60 % und von diesen letzteren hat Italien das stärkste Kontingent geliefert. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, (anfangs Januar 1884), sind 21 Tische besetzt, aber ein bedeutender Nachschub aus Deutschland angemeldet — sechs Deutsche, vier Engländer, drei Italiener, zwei Russen, zwei Spanier, je ein Amerikaner, Holländer, Schweizer, Ungar — die Deutschen betragen also nur 30 % der Gesamtzahl, ein Verhältnis, das sich sehr bald zu ihren Gunsten ändern wird.

Die Forscher, welche die Station benutzen, sind meistens Professoren, Privatdocenten, seltener Studenten, welche specielle Arbeitszwecke verfolgen; doch haben die Schweiz, Baden und Württemberg die Ansicht bethätigt, daß auch Solche, welche sich nur eine allgemeine Anschauung der Meeresfauna verschaffen wollen, die Station mit Nutzen besuchen können.

Betrachten wir nun zuletzt noch die Verteilung der Beamten unter die verschiedenen Nationalitäten. Wir können dieselben in zwei Gruppen teilen: Niedere Angestellte, welche zum Betriebe der Station, zur Anschaffung des Materials, zur Führung der Schiffe und Boote nötig sind: Fischer, Matrosen, Maschinisten, Maurer und Schmiede, Nachtwächter, Laboratoriumsdiener, Ausläufer — es sind ihrer 24 im ganzen, alle Italiener.

Unter diesen niederen Angestellten finden sich manche typische Prachtexemplare. Da ist Aniello, der erste Matrose, ein Riese an Körperkraft, der mich Huckepack durch die Brandung an die Küste von Ischia trug, für den Wind und Wetter keine Geheimnisse haben; Giovanni, der Fischer, der die reichen Untiefen des Golfes, die Seccas, wie seine Taschen kennt und sofort weiß, wohin er sich wenden muß, um dieses oder jenes sitzende, kriechende oder im Grunde wühlende Tier zu erbeuten; da sind die beiden Oberflächenfischer Ciro und Ciccillo, die mit den feinen Netzen die in den Strömungen treibenden Hochseetiere erjagen. Salvatore lo Bianco, der Konservator, der die sinnigen Methoden zur Aufbewahrung der Seetiere größtenteils erfunden hat, dirigiert nicht nur die Fischer nach den auszubeutenden Gegenden, sondern kommandiert auch noch eine Hilfsschar intelligenter Jungen, die mit der schnellen Auffassung, welche den Südländern eigen ist, sich vollständig in die Kenntnis der Tiere eingearbeitet haben. Guter Himmel! Wie mancher frisch Angekommene hat schon diesen Jungen imponieren wollen durch Nennung von Namen, welche sie wahrlich besser wußten, als er!

Ueber dieser Gruppe italienischer Bediensteten steht der Generalstab, dessen Mitglieder meist eine doppelte Aufgabe haben; einesteils die Wissenschaft durch selbständige Arbeiten, namentlich Monographieen für die von der Station herausgegebene Fauna und Flora des Golfes von Neapel zu bereichern oder die Redaktion des zoologischen Jahresberichtes, sowie der Mitteilungen zu besorgen und endlich durch Uebernahme eines Departements der Verwaltung die Last des Direktors zu erleichtern.

Die Hälfte dieser strebsamen, wie eine befreundete Familie zusammenwirkenden Genossenschaft, deren Mitglieder ich gerne nenne, besteht aus Deutschen. Dieser Nationalität gehören der Direktor, Prof. Dohrn, der Chef des Laboratoriums und Ersatzmann des Direktors in dessen Abwesenheit, Dr. Eisig, der zugleich die Ringelwürmer bearbeitet, der Redakteur der Publikationen Dr. Paul Mayer und dessen Genosse Dr. Giesbrecht, die sich beide mit Krustentieren beschäftigen, der Bibliothekar Dr. Brand, der die niedersten Tiere, Protozoen und Coelenteraten studiert und der Sekretär und Rechnungsführer Linden an. Von den beiden Italienern, dem Konservator Salvatore lo Bianco und Dr. Andrés, welcher eine prachtvolle Monographie der Actinien oder Seeanemonen zum Druck fertiggestellt hat, verläßt der letztere die Station, um eine Professur in Mailand anzutreten, wie denn überhaupt die Station fast zum notwendigen Durchgangspunkte der heranwachsenden italienischen Professoren der Zoologie geworden ist. Zwei Russen, Dr. Ed. Meyer, der keinen speciellen Verwaltungszweig besorgt, aber eine Monographie einer Gruppe von Ringelwürmern bearbeitet und der Oberingenieur E. v. Petersen, früher Marinelieutenant und in allen technischen Dingen äußerst kompetent. Ein Schweizer, Dr. A. Lang, der neben der Oberaufsicht der Fischerei und des großen Aquariums Zeit gefunden hat, in ausgezeichnetster Weise eine Gruppe der Plattwürmer, die Planarien, zu bearbeiten, welche Arbeit soeben im Erscheinen begriffen ist. Ein Holländer, Dr. Vosmaer, welcher die so schwierigen Schwämme bearbeitet.

Zieht man aus diesen Angaben ein allgemeines Resultat, so findet sich, daß der internationale Charakter der Anstalt, den gegebenen Verhältnissen entsprechend, wohl gewahrt ist. Das Deutsche Reichsgebiet steht in finanzieller Bedeutung obenan, Italien folgt ihm in zweiter Linie. Die Arbeitsleistung verteilt sich in der Weise, daß das Deutsche Reichsgebiet die Hälfte der höheren Beamten, etwa 40 % der Arbeiter liefert. Wie könnte dies anders sein? Das Deutsche Reich hat keine Küsten, welche zur Errichtung einer größeren Station geeignet wären; das Material könnte nicht in ausreichender Menge beschafft werden, die Fauna der Ostsee ist ebenso arm an Typen, als der Schlick und Sand der Nordsee. Und dennoch werden gerade in Deutschland die Studien, welche sich auf die Entwickelung und Organisation der Meertiere beziehen, am eifrigsten betrieben! Man kann dreist behaupten, daß Deutschland in den bezüglichen Wissenschaftszweigen wenigstens ebensoviel arbeitet, ebensoviel publiziert, als alle übrigen civilisierten Länder zusammengenommen, und daß der Wert und die Bedeutung dieser Arbeiten nicht hinter den Leistungen anderer Länder zurücksteht. Die Station von Neapel ist also eine Notwendigkeit für die Entwickelung der Wissenschaft in Deutschland geworden, und daß diese Wahrheit erkannt und infolge dieser Erkenntnis die Anstalt nach Kräften gefördert worden ist und noch gefördert wird, gereicht den Behörden gewiß zu hohem Ruhme. In Italien aber hat sich, wenn auch nur allmählich, die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß das Land, die Provinz und die Stadt Neapel an der Station ein Juwel besitzen, das ihnen wesentlichen Nutzen bringt und einen mächtigen Impuls zu jenem Aufschwunge der Wissenschaften gegeben hat, der sich jetzt in dem klassischen Lande kundgibt. Wenn einige Staaten, wie Frankreich und Oesterreich gewissermaßen im Schmollwinkel stehen, so hängt dies davon ab, daß in beiden Staaten das exklusiv nationale und gouvernementale System die Ueberhand gewonnen hat — schwerlich zum Vorteile der Studien selbst.

Die Leistungen.

Wenn im Laufe einer Zeit von zehn Jahren etwa 250 Forscher aus den meisten Ländern Europas und aus Nordamerika in der Station sich zusammengefunden haben, um dort ihren Studien obzuliegen, so ist gewiß in erster Linie dieses Verhältnis als eine vorwiegende Förderung der Wissenschaft zu betrachten. Gewiß brachten viele dieser Forscher noch mehr Kenntnisse und Erfahrungen in die Station hinein, als sie derselben entnahmen; aber ebenso sicher ist auch, daß die meisten mit frischer Anregung und mancherlei Bereicherung ihres Wissensschatzes nach Hause kehrten. So ist denn die Station einerseits ein Brennpunkt geworden, in welchem die Lichtstrahlen der Wissenschaft aus den verschiedenen Ländern sich sammeln, anderseits gewissermaßen ein Leuchtturm, von welchem aus sie nach allen Seiten sich verbreiten. Es hat sich schon verwirklicht, was Prof. Leuckart in Leipzig mit prophetischem Geiste im Jahre 1871 voraussagte, als er Dr. Dohrn zur Ermunterung für die Ausführung seiner Pläne

schrieb: „Mit großer Sachkenntnis und Umsicht haben Sie schon Einrichtungen getroffen und einen Reichtum von Untersuchungsmitteln in Aussicht gestellt, der aus der „zoologischen Station“ in kurzer Zeit eine „Hochschule für Zoologie“ machen wird. Schon sehe ich in Gedanken unsere jungen Zoologen, wie weiland die Mediziner nach dem benachbarten Salerno, so nach Neapel wallfahrten und mit den Hilfsmitteln Ihres Institutes die Schätze heben, die das Meer uns Aelteren vorenthalten hat.“

Die Leistungen werden in Deutschland vorzugsweise nach den Publikationen beurteilt. „Sei Bücherwurm und wenn du dich auch damit begnügst, aus zwölf Büchern das dreizehnte zu machen oder Anderer Goldstücke in kleine Münze umzuwechseln, Professor wirst du doch.“

Die Station veröffentlicht drei Serien von Druckschriften.

Zuerst die „Mitteilungen aus der zoologischen Station von Neapel“, Zeitschrift in zwanglosen Heften, die jährlich einen Band bilden, mit Kupfern ausgestattet und für diejenigen Arbeiten bestimmt sind, welche nicht einen monographischen Charakter tragen. Wenn auch einzig aus den in Neapel gemachten Arbeiten zusammengesetzt, ist das Journal doch weit entfernt, ein Gesamtbild der Thätigkeit der Station zu geben, da dem dort Arbeitenden nicht, wie anderwärts, der Zwang auferlegt wird, in dem Organe der Station zu veröffentlichen. Jeder ist frei, zu publizieren, was, wie und wo er will.

Sodann die „Fauna und Flora des Golfes von Neapel“, ein aus Monographieen zusammengesetztes Werk in Folio, mit zahlreichen Tafeln. Jährlich erscheinen mehrere Monographieen von Pflanzen und Tieren des Golfes, in Form und Inhalt gleich ausgezeichnet. Viele Tafeln gehören zu den schönsten, die jemals gefertigt wurden.

Endlich der „Zoologische Jahresbericht.“ Die bisher gelieferten Uebersichten dieser Art zeichneten sich meist durch ihre Aehnlichkeit mit dem „Hinkenden Boten“ aus; sie krückten und humpelten mühsam, oft um drei oder vier Jahre hinter den Leistungen eines Jahres drein und erfüllten den wesentlichsten Zweck eines solchen Berichtes, die arbeitenden Forscher auf dem Laufenden zu erhalten, in keiner Weise.

Es würde die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten, wenn ich auf diese Publikationen näher eingehen wollte. Sie erschöpfen indessen, wie gesagt, die litterarische Thätigkeit der an der Station beschäftigten Forscher bei weitem nicht. Es liegt mir eine Liste von 20 größeren oder kleineren wissenschaftlichen Mitteilungen vor, welche allein im Laufe der letzten sechs Monate des Jahres 1883 in verschiedenen Organen veröffentlicht wurden und alle auf in der Station gemachten Arbeiten beruhen. Man darf kühn behaupten, daß es keine naturwissenschaftliche Fakultät irgend einer Universität gibt, welche sich in Beziehung auf Publikationen mit der Station auch nur in entfernter Weise messen könnte.

Mag man aber auch den Wert dieser Veröffentlichungen noch so hoch anschlagen, so steht er meines Erachtens doch zurück hinter dem Gewinn, welchen die Forscher selbst einheimsen in dem Gebiete, welches erst in neuerer Zeit eine hohe Bedeutung gewonnen hat. Ich meine die mikroskopische Technik, die Anfertigung von Präparaten, welche einerseits der Forschung selbst dienen, anderseits die dauernden Belagsstücke für die gewonnenen Resultate liefern. Durch die unablässigen Bemühungen der Angestellten wie der arbeitenden Forscher ist die Station die wahre Hochschule für die mikroskopische Technik geworden, auf welcher jeder sich mit allen Methoden derselben auf das eingehendste vertraut machen kann. Alle Verfahrungsarten für Härtung, Färbung, Zerlegung in Schnittserien und dauernde Konservierung der feinsten embryologischen und anatomischen, für mikroskopische Studien geeigneten Präparate sind hier in solcher Weise durchgearbeitet, vervollkommnet und durch neue Erfindungen ergänzt worden, daß man bei einigermaßen gutem Willen als vollendeter Techniker aus der Station hervorgehen muß. Das alles pflanzt sich fort in weitere Kreise und die Dienste, welche die Station durch diese Ausbildung der Technik der Wissenschaft geleistet hat und noch leistet, lassen sich nicht hoch genug anschlagen, denn auf den Fortschritten dieser Technik beruht großenteils die thatsächliche Grundlage, auf welcher die Wissenschaft weiter baut.

Die Ausgaben.

Wenn man von einem Einnahmebudget von nahezu 145 000 Franken (116 000 Mark) jährlich hört, über welches die Station disponiert,

so sollte man fast glauben, man schwimme im Ueberfluß. In der That ist auch diese Meinung, so irrig sie auch sein mag, vielfach verbreitet draußen im Lande und gar manchem will es nicht in den Kopf, daß die Anstalt so viel oder noch mehr kosten solle als manche Fakultät. Bis jetzt aber haben die Rechnungen stets mit einem mehr oder minder bedeutenden Deficit abgeschlossen und wenn man sich den ganzen Betrieb vergegenwärtigt, der nicht wohl reduziert werden kann, so begreift man leicht, daß es noch mancher Anstrengungen bedarf, daß weitere Einnahmequellen geöffnet werden müssen, um die Bilanz gleich zu stellen, ohne daß die einzelnen Betriebszweige geschädigt werden. Ich gebe hierzu einige Belege aus den Rechnungen von 1883 in runden Summen.

Die beiden größten Ausgabeposten fallen einerseits auf die Gehalte der Angestellten (46 500 Franken) und die Zinsen an die Gläubiger (30 000 Franken). Die einzelnen Gehalte sind wahrlich nicht hoch; man möchte fast sagen, zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig, denn wenn der Direktor 5000 Franken, der Chef des Generalstabes und der Ingenieur 4000 Franken jährlich beziehen und hiernach die weiteren Besoldungen sich abstufen, so kann man wahrlich nicht behaupten, daß hier nicht haushälterisch zu Werke gegangen werde. Aber aus dem früher Gesagten geht hervor, daß eine große Zahl von Angestellten höheren und niederen Ranges nötig ist, um die ganze Maschine im Gange zu erhalten, denn neben der wissenschaftlichen Thätigkeit, welche von dem Laboratorium und den Publikationen in Anspruch genommen wird, erfordert der Unterhalt der Aquarien und Maschinen, der Dampfschiffe und der Ruderboote, sowie der Dienst im Hause eine Menge von Kräften, deren ganze Zeit in Anspruch genommen wird. Ebenso verstehen sich die aus der Verzinsung der aufgenommenen Kapitalien, welche zu dem Bau und der Einrichtung des Hauses, der Anschaffung der Schiffe und der Apparate verwendet wurden, von selbst. Geringere, aber doch schwer in das Gewicht fallende Posten erwachsen durch den Betrieb des Exports von konservierten Seetieren (14 000 Franken) an welchen die Station nur etwa 3000 Franken jährlich verdient, durch die Publikationen, welche ein Deficit von 13 000 Franken brachten, durch die Kosten des Laboratoriums (12 000 Franken). Die beiden ersteren Posten werden sich wohl von Jahr zu Jahr verringern, besonders wenn dringend verlangte Subventionen eingehen; die Kosten des Laboratoriums aber werden sich voraussichtlich bedeutend vergrößern durch den Andrang zahlreicher Arbeiter und die Schaffung neuer Arbeitszweige. Die Generalspesen, der Ankauf solcher Tiere, die von den Fischern der Station nicht beschafft werden können und dennoch zu Arbeiten verlangt werden, der Unterhalt der Maschinen, der Bibliothek und der Schiffe, die Steuern, die Aufstellung der typischen Mustersammlung, die Besorgung des Aquariums für das Publikum, die Fischerei und die Herstellung von Zeichnungen und Photographieen benötigen kleinere Ausgabeposten, die sich aber in solcher Weise summieren, daß den in runder Summe zu 145 000 Franken (116 000 Mark) anzunehmenden Einnahmen 150 000 Franken (120 000 Mark) gegenüberstehen, so daß also die Station im Jahre 1883 mit einem Verluste von 4—5000 Franken (3500—4000 Mark) gearbeitet hat. Dazu kommt noch, daß notwendig ein Reservefonds für unvorhergesehene Fälle, Abnutzung des Materials u. s. w. geschaffen werden muß.

Solche Opfer können auf längere Zeit hier nicht gebracht werden. Will man also, daß die Station noch fernerhin ihre segensreiche Wirkung entfalte, so ist größere Teilnahme durch Abonnierung von Tischen, durch Subventionen zu allgemeinen oder bestimmten Zwecken dringend nötig.

Die Aufgaben der Zukunft.

Bis jetzt hat die Station hauptsächlich die Organisation, die Entwickelung und das Leben und Treiben der Seetiere untereinander sich zur Aufgabe gemacht. Daß mit diesen morphologischen, embryologischen und biologischen Forschungen einesteils die systematische Bearbeitung der einzelnen Gruppen, anderenteils die stete Ausbildung der Technik Hand in Hand ging, versteht sich wohl von selbst. Sodann ist es ganz begreiflich, daß diese Richtungen die vorherrschenden sein mußten. War ja doch seit Darwins mächtigem Einflusse, die ganze organische Wissenschaft auf diese Ziele gerichtet. Daß dieselben bei weitem noch nicht erreicht sind, beweisen die bahnbrechenden Untersuchungen Dohrns selbst, der durch Erforschung der Entwickelung der niedersten Fische, Neunaugen, Haie, Rochen die bisher landläufigen Vorstel-

lungen über den Ursprung der Wirbeltiere geradezu auf den Kopf gestellt hat.

Aber wenn auch die Forschungen in dieser Richtung noch lange vorwalten werden, so kann doch die Wissenschaft nicht dabei stehen bleiben. Die Physiologie verlangt stets dringender die Ausdehnung ihrer Untersuchungen auf die anderen Tiere. Die Biologie dürstet um so mehr nach einem größeren Arbeitsfeld, als die wichtigsten praktischen Folgerungen sich an die Lösung der ihr gestellten Fragen knüpfen, wie ich dies schon oben andeutete. Durch Erweiterung der Räumlichkeiten mittelst Erstellung eines neuen Gebäudes, dessen Kosten ausschließlich Italien zu tragen geneigt scheint, nachdem Deutschland das Seinige zur ersten Errichtung der Station gethan hat, werden die Laboratorien für diese neuen Forschungszweige erstellt werden müssen; das Arbeitsfeld des Golfes und eines großen Teiles des Mittelmeeres wird intensiver, mit Berücksichtigung der praktischen Gesichtspunkte, bearbeitet werden müssen. Aber alle diese neuen Studienzweige bedürfen zu ihrer Betreibung ausgedehnter Hilfsmittel, die bedeutende Summen repräsentieren, sei es für Anschaffung der Apparate, Instrumente, Dampfer u. s. w., sei es zum Betriebe während des Jahres.

Wir können nur wünschen, daß diese Hilfsmittel in ausreichender Weise gewährt werden. Gelingt dies, so wird die Station in Wahrheit eine Universität für die marine Wissenschaft werden, auf welcher der theoretische Unterricht durch unmittelbare Bethätigung der einzelnen ersetzt wird. Vielleicht kann es ja später auch kommen, daß eine Art akademischen Unterrichts Platz greift, indem diejenigen Forscher, welche specielle Aufgaben gelöst haben, durch Vorlesungen und Demonstrationen ihre Genossen in die gewonnenen Resultate einweihen; allein vorläufig überwiegen die praktischen Ziele, die selbstthätige Forschung, sei es in rein wissenschaftlicher, sei es in nationalökonomischer Hinsicht. Wie sehr das Bedürfnis der Lösung solcher Aufgaben gefühlt und die Station als Musteranstalt angesehen wird, zeigt der Umstand, daß gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke die bedeutendsten Forscher Englands, mit Huxley und Ray-Lankester an der Spitze, zur Gründung einer solchen Anstalt in England aufrufen, daß die französische Regierung vor Installierung der Station in Marseille den dortigen Professor Marion mit einer Mission zur Untersuchung der Einrichtung in Neapel betraute, und von überall, wo Stationen errichtet werden sollen, Schottland, Nordamerika, Australien, Beirat und selbst Mitwirkung verlangt wird. Dort handelt es sich um Gründung, hier, in Neapel, nur um weiteren Ausbau auf schon vorhandenen Grundlagen, die um so solider sind, als sie durch harte und unabläßige Arbeit während einer Reihe von Jahren geschaffen wurden.

Vor dem Gewitter.

Siebenschläfer.

Novelle von Otto Roquette.

(Schluß.)

Der Abend war inzwischen herangekommen, im Gartensaale wurde auf dem Flügel ein Tanzstück gespielt, und nach vielen Vorbereitungen und Gelächter erscholl ein Duo von Frauenstimmen. Hanno zog es vor, das Konzert im Freien, auf einer Gartenbank anzuhören — oder auch zu überhören, denn vor seinem Sinne klang noch immer eine andere Stimme, hinreißend, alles übertönend, die ihm das Herz pochen und das Blut aufgeregter strömen machte. Er hatte sich ihr entziehen, einen Augenblick zu sich selbst kommen wollen; da erblickte er eine Gestalt in der Thüre des Gartensaales, deren schöne Umrisse sich deutlich von dem erleuchteten Hintergrunde abhoben. Sie beugte sich hinaus, wie um nach etwas zu spähen. Mit wenigen Schritten war er in ihrer Nähe. „Schwärmer!“ sagte sie leise. „Sie suchen die Einsamkeit? Wer sich der guten Stunde entzieht, kann mehr, kann alles verlieren!“ Aber mit diesen Worten war sie bereits in den Saal zurückgekehrt, und trat zu den Musizierenden, welche während des überlauten Gespräches der übrigen Gesellschaft ihre Kehlen anstrengten, um sich vernehmlich zu machen. Endlich fing man an zu tanzen, alt und jung durcheinander, und Hanno bewies, daß er es noch nicht verlernt hatte.

Es war weit über Mitternacht, als er sich zu Fuß auf dem Heimwege befand. Der Tanz hatte seine Aufregung nur gesteigert, und wie in einem Taumel von Glücksgefühl gab es für ihn keine Vergangenheit, keine Kränkung und Schuld, keine Vergeltungslust mehr, nur den Nachgenuß der letzten Stunden und die Aussicht auf neues Begegnen. Der alte Zauber hatte ihn nicht nur von neuem ergriffen, er war mächtiger geworden, die einstige Liebe zur Leidenschaft erwachsen, deren Dämon ihn zu beherrschen drohte. Und dabei empfand Hanno doch nichts von Eifersucht gegen Herrn von Falkenberg, denn er selbst war ja der gegen ihn Bevorzugte, der Hochbegünstigte. Schon morgen, und zwar in der Frühe schon, wollte er ihr die versprochenen Bücher bringen, um sie nur so bald als möglich wiederzusehen. Er hatte die Wahl auch bereits getroffen, und freute sich, daß Leontinens schöne Hände in seinen Büchern blättern, ihre Augen darauf ruhen würden.

Die Familie Volmar wartete am anderen Morgen mit dem Frühstück nicht auf den Gast in der Giebelstube, sondern ließ ihn in den Tag hinein schlafen. Gudula hatte ihn heimkehren gehört, und zwar erst nach zwei Uhr. So war denn die zehnte Tagesstunde gekommen, als er sein Fenster öffnete, mit dem Entschluß, sich wieder auf den Weg zu machen.

Daß die Schwestern ihn unter dem Nußbaum, wo sie bei ihrer Arbeit saßen, mit Lachen empfingen, verstimmte, ja, es verletzte ihn beinahe. Und doch konnte er nicht umhin, eine Rast bei ihnen zu machen, denn von Frau Theodore war ohne einen kleinen Bericht über die Gesellschaft nicht loszukommen. Schon meinte er, es wäre genug, als der Vater erschien, ihm freundlich die Hand zum guten Morgen reichte und mit einer gewissen Feierlichkeit Platz nahm.

„Mein guter Sohn“, begann der Konrektor, „ich habe dir etwas zugedacht, was du in alter freundlicher Weise aufnehmen wirst! Nicht als dichterisches Werk, sondern als Herzensangelegenheit, welcher ein der Poesie entlehntes Gewand verliehen wurde. Es sollte schon zu deinem Empfange bereit sein — du weißt ja selbst, weshalb es sich verspätete.“ Mit diesen Worten zog er ein Manuskript aus der Brusttasche, und setzte die Brille auf.

„Ah!“ riefen Theodore und Gudula gleichzeitig, die erwartungsvollen Blicke auf den Vater gerichtet.

Hanno aber erschrak. Er sah einer Vorlesung entgegen, im Augenblick, da er fort wollte, da seine Erwartung auf ein Wiedersehen gespannt war, da jede Minute, die er verzögerte, als ein Verlust erschien. Seine Augen musterten das Manuskript, welches ziemlich umfangreich aussah, und ein ernster Mißmut

wollte ihn ergreifen. Sollte er der Familie, welche die Stunde einer solchen Mitteilung so festlich nahm, die Enttäuschung bereiten, daß er augenblicklich nicht dazu gestimmt, daß er anders gebunden sei, eine fremde Gesellschaft aufsuchen wolle? Er brachte es nicht übers Herz, ja er wäre sogar zu spät damit gekommen, denn schon hatte der Konrektor sein Gedicht „Auf unsres geliebten Hanno Wiederkehr" zu lesen begonnen. So suchte der Gefeierte und doch tief Herabgestimmte sich zu fassen und zu fügen, wenn es ihm auch nicht gelang, seine Aufmerksamkeit an den Vortrag zu fesseln.

Der alte Herr aber hatte diesmal sein Bestes gethan, sich reichlich und mit ganzem Gemüt auszusprechen. Seine Verse galten diesmal nicht nur dem frohen Wiedersehen, sondern reihten alle Beziehungen, welche Hanno von Jugend auf an die Familie knüpften, aneinander; sie gaben Kunde von der Herzlichkeit dieses schönen Verhältnisses, von der Tüchtigkeit des Besungenen, seinem Aufstreben und Fortschreiten, und näherten sich dann dem gegenwärtigen Zeitpunkt, da ihm durch eine akademische Berufung ein vielverheißendes Ziel vor Augen stand. Das alles war sehr hübsch ausgedrückt, mit poetischen Bildern und Wendungen durchflochten und kam innerlich warm aus dem Herzen.

Der junge Mann saß in stummem Hinbrüten dabei, seine Gedanken schweiften weit ab, er hörte bald gar nichts mehr. Dann erfaßte ihn eine Ungeduld, die fast zur Verzweiflung stieg. Er hätte aufspringen und davonlaufen mögen. Der alte Herr aber las und las, und so viel Blätter er umwendete, so viel schienen unten nachzuwachsen, es wollte kein Ende nehmen. Denn nachdem nun die Verse die Bedeutung einer akademischen Wirksamkeit für den Lehrenden, für die Jünger, für die Nachwelt, für die ganze Menschheit dargelegt hatten, kamen sie mit einem phantasievollen Uebergang auf jenen Morgen, da der Alte ausgegangen war, um für seinen Zögling einen poetischen Begrüßungsstrauß zu sammeln, ohne zu wissen, wie nahe ihm derselbe bereits gewesen. Das nächtliche Gewitter, die Flucht in die Höhle, wurde nicht vergessen, und zu poetischen Bildern (durch Nacht zum Licht) herangezogen.

Hanno fühlte sich wie ein Gefesselter, der den Kampf gegen seine Ketten aufgegeben hat, um erdrückt und stumpf alles über sich ergehen zu lassen. Da fielen ein paar Worte des Alten in seine Seele, mahnend wie Glockenton, seine bessere Regung wieder erweckend. Er kam zum Bewußtsein dessen, was ihm diese Stunde liebevoll hatte bereiten sollen. Er sah Theodorens Augen feucht und gerötet (denn trotz ihres praktischen Verstandes wurde sie leicht zu Thränen gerührt), er glaubte zu erkennen, daß Gudula seine Zerstreutheit beobachtet hatte. Er hörte jetzt ernstlich zu, und ein Gefühl seiner Unwürdigkeit, zugleich mit tiefer Reue, machte sich in ihm geltend. In einer ganz anderen inneren Bewegung, als ihn am Anfang der Vorlesung ergriffen, nahm er den Ausgang derselben auf, und als der alte Herr zu Ende gekommen, sprang Hanno auf, um ihn mit aufrichtigem Dank in die Arme zu schließen. Er empfing das Manuskript, welches ihm als Geschenk zugedacht war, Theodore aber erklärte, es müsse erst eine Abschrift für die „Werke" genommen werden.

Zu einem Vormittagsbesuch auf dem Gute war es zu spät, und Hanno sprach nicht von seiner Absicht. Er beschloß, die Bücher nachmittags, oder morgen abzugeben. Nachmittags aber forderte der Konrektor ihn zu einem Spaziergange auf, und Hanno ergab sich darein, um in wissenschaftlichen und gelehrten Gesprächen doch einige Ablenkung der aufrührerischen Gedanken zu finden. Als sie heimkehrten fanden sie Thassilo wieder fröhlich bei den Frauen.

Das Gespräch kam nun auch auf die gestrige Gesellschaft, und Frau von Ellerstedt konnte dabei nicht unerwähnt bleiben.

„Ich habe ihr Bücher versprochen," sagte Hanno, „und werde sie ihr wohl morgen bringen."

„Du kannst dir die Mühe sparen," entgegnete Thassilo, „denn die wird doch nicht darin lesen! Ueberdies will sie morgen fort."

„Fort? Wohin?" rief Hanno, und erschrak über die Hast und den Ausdruck seiner Frage.

Thassilo wußte es nicht, wie er berichtete. Er hatte sie selbst noch nicht gesehen, nur von Tante Adelgunde bei Tische vernommen, daß Frau von Ellerstedt auf ein paar Tage verreisen werde, vermutlich auf einige Landbesitzungen, dahin und dorthin.

So mußte der von leidenschaftlicher Unruhe immer wieder Berückte ein ungewisses Zuwarten vor sich ausgedehnt sehen, das seiner Stimmung nur noch mehr zu schaffen machte. Sie sollte noch durch einen Zug verwirrend durchkreuzt werden.

Als er tags darauf wiederum von einem Spaziergang zurückkehrte, den er diesmal allein angetreten hatte, fand er auch wiederum Thassilo zum Besuch vor. Und zwar befand sich der junge Gast allein mit Gudula, indem er das Garn für ihre Stickerei hielt, welches sie abwickelte, seiner Unterhaltung mit Lächeln zuhörend.

Hanno beobachtete es vom Fenster aus und fühlte sich plötzlich unangenehm dadurch überrascht. Ein ganz fremdes Gefühl durchzuckte ihn plötzlich. Es war Eifersucht. Worauf er gegenüber Herrn von Falkenberg in Leontinens Nähe noch gar nicht verfallen war, das ergriff ihn jetzt, mit einem Erschrecken. Eifersucht! War es denn möglich? Er schlug sich vor die Stirn, als ob er sich für seine Narrheit selbst strafen wollte. Eifersucht! Gegen wen? Gegen seinen Schüler, einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling! Es war ja ganz thöricht, wie er sich selbst sagte.

Und doch mißstimmte, ja ärgerte es ihn, daß Thassilo am nächsten, und am folgenden, und am dritten Tage wieder erschien, und von den Frauen gern gesehen wurde. Vor allem hätte er sich der Freundschaft widersetzen mögen, welche zwischen ihm und Gudula zu wachsen schien. Es verstand sich für ihn von selbst, daß er da aufmerken mußte, und so blieb er gesellig bei der Familie, und wurde von ihr willkommen geheißen. Er empfand, daß ihm Gudula innerlich nicht um einen Gedanken ferner gerückt war, selbst in der leidenschaftlichen Aufregung, die durch eine verwirrende Anziehungskraft in ihm angefacht wurde. Es kamen ihm Stunden ernster Selbstbetrachtung, die ihn in sein Inneres wie in einen Abgrund blicken ließen, und aus welchem er mit Beschämung und Selbstanklage sich zu dem Entschlusse rettete, Leontine nicht wiederzusehen. Und zu anderer Stunde wußte er doch ganz genau, daß sie nun schon fünf Tage abwesend war, und er wurde ungeduldig, zu erfahren, wann sie endlich zurückkehren werde?

Da rief eines Nachmittags Theodore: „Es halten zwei Reiter vor unsrer Thüre, der eine von beiden wird wohl unser kleiner Freund sein. Richtig! Der andere scheint ein Reitknecht. Sie bringen sogar noch ein drittes Roß mit." Gleich darauf stürmte Thassilo in Hannos Zimmer. „Du mußt mit uns!" rief er. Ich hoffe, du thust es. Sie wollen die Höhle sehen, du weißt ja, unsre Siebenschläferhöhle —"

„Wer will sie sehen?" fragte Hanno.

„Nun, Frau von Ellerstedt und Falkenberg! Beide sind niemals dort gewesen, und ich nur in jener einen Nacht, so daß ich mir nicht zutraue, sie richtig zu führen. Bitte, übernimm die Führung! Da wir alle zu Pferde sind, habe ich auch für dich eines mitgebracht. Ich weiß, daß du reiten kannst. Bitte, besinne dich nicht zu lange, denn die beiden anderen kommen gleich hinter mir her!"

Hanno besann sich in der That nicht lange, sondern rüstete sich schnell, während Thassilo auf einige Augenblicke bei der Familie vorsprach. Die beiden jungen Männer sprangen in die Sättel, in dem Augenblick, da Leontine und Herr von Falkenberg bereits die Straße heraufgetrabt kamen. Während die beiden Paare einander begrüßten, standen Theodore und Herr Volmar betrachtend am Fenster, Gudula hielt sich mehr im Hintergrunde. „Sie ist wunderschön!" sagte der alte Herr. „Wirklich bezaubernd!"

„Ja wohl!" bestätigte Theodore. „,So wunderschön ist Roß und Weib, so wunderschön der junge Leib' — wie es in dem bekannten Liede heißt — und dennoch kenn' ich dich! Du bist die Hexe Lorelei!"

Gudula verließ das Zimmer, die berittene Gesellschaft aber setzte sich in Bewegung.

Auf dem schlechten Straßenpflaster konnte der Ritt nur langsam gehen, dafür unterhielt man sich über gewöhnliche Dinge mit Angeregtheit und verstand über ein Nichts zu lachen. Aber einmal aus der Stadt heraus, ließ man die Pferde traben, um den Schritt erst gegen den steiler sich hebenden Waldweg hin zu hemmen. Da dieser Weg sich zwischen Felsenwänden und Abgrund hinauf zog und nur für einen Reiter genügenden Raum bot, setzte Hanno sich an die Spitze des Zuges, bis zum Eingang in die Schlucht. Die Pferde wurden in einiger Entfernung, wo es eine freiere Waldlichtung gab, unter der Obhut des Reitknechtes gelassen.

Die Gesellschaft begab sich durch den engen Felsengang in die Höhle, welche sich augenblicklich, bei günstigem Stande der Nachmittagssonne, die durch den engen Felsenspalt drang, und einen Wechsel von Licht, Dämmerung und Finsternis hervorbrachte, besonders vorteilhaft zeigte. Hanno deutete auf einen zweiten Felsengang hin, der seitwärts, wo die Dämmerung begann, aufsteigend zu einer kleineren Höhle führte. Diese öffnete sich freier, und führte ohne Beschwerlichkeit, zumal bei offenem Tageslicht, wieder in die Hauptschlucht hinunter. Thassilo verlangte dringend den Gang zu thun und auch Herr von Falkenberg wünschte diese Felsenbildungen im ganzen kennen zu lernen. Allein Leontine wollte sich unter keiner Bedingung dazu verstehen. Die Dunkelheit bedrücke sie schon dermaßen, sagte sie, daß sie sich nach dem Walde hinaus sehne. Sie bat Herrn von Falkenberg, den Weg ohne sie zu machen, sie werde ihn draußen erwarten, und inzwischen unter der Obhut des Herrn Professors bleiben. Nach vergeblichen Bitten und einiger Zögerung verstand sich Herr von Falkenberg dazu und ließ sich von Hanno bis hart an die finstere Felsenpforte leiten, durch die in der Entfernung

doch schon ein Lichtstrahl sichtbar wurde. Thassilo stieg vorauf, die Tritte der beiden Kletterer verhallten in der Entfernung. Hanno war mit Leontinen allein, sein Herz pochte lauter in freudiger Erregung.

„Es ist Zeit, daß wir uns allein sprechen!“ begann sie. „Wie haben Sie inzwischen gelebt?“

„Ich habe Sie entbehrt! schmerzlich entbehrt!“ rief er. „Ich bin glücklich, Sie wieder in meiner Nähe zu wissen! Warum mußten Sie so lange entfernt sein?“

„Geschäfte, lieber Freund! Leidige Geschäfte! Ich hätte eher Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie mir die Bücher nicht brachten! Ich hatte Sie bestimmt erwartet. Doch, keine Vorwürfe! Ich wünsche Frieden zwischen uns. Hanno! Freund! Soll Frieden, dauernder Frieden zwischen uns sein?“

„Für immer! Für alle Ewigkeit!“ rief er.

„Darauf geben Sie mir Ihr Wort?

„Ich gebe es! Nehmen Sie es als einen Schwur!“

Er fühlte Leontinens Hand auf seiner Schulter, ihr Antlitz näherte sich dem seinigen, schon fühlte er den warmen Hauch ihres Atems, und im Rausch der Freude wollte er die Geliebte umschlingen.

Da machte sich ein tiefer Seufzer in der Nähe vernehmlich, zugleich mit dem gepreßten Jammerrufe: „Ach Gott! Ach Gott im Himmel!“

Leontine fuhr entsetzt zurück, und eilte dem Ausgang der Höhle zu.

„Wer ist da!“ rief Hanno, nicht minder betroffen, indem er einige Schritte in das Dunkel hinein that.

„Es geht zu Ende mit mir!“ seufzte die Stimme. „Wer wird mir noch helfen?“

Leontine aber, von der feigsten Regung erfaßt, rief selbst die Hilfe ihres Begleiters an, und als dieser ihr nicht sogleich folgte, verstärkte sie ihren Ruf nach den anderen Begleitern, und lief, von Angst getrieben, allein durch die Schlucht.

Hanno tastete weiter und fand einen Menschen am Boden liegen. „Was fehlt Ihnen?“ fragte er, sich niederbeugend. „Was treiben Sie, und wie kommen Sie hierher?“

„Ach, guter Herr!“ stammelte der andere; „Sie kennen mich nicht mehr, aber ich erkenne Sie an der Stimme. Ich habe schon ein paarmal gerufen, aber man hat es nicht gehört. Jetzt, da Sie allein waren —“

„So erklären Sie doch nur, wer Sie sind!“ rief Hanno, unangenehm berührt, daß sein Gespräch mit Leontine einen Zeugen gehabt hatte.

„Ach, gnädiger Herr, ich bin ja einer von den Siebenschläfern, wie Sie uns nannten! Wenn ich nur erst hier heraus wäre! Der Hunger und der Frost sind zu arg!“

Thassilo stürmte herein, mit der Frage, was hier vorgehe. Er und Falkenberg hatten den Hilferuf Leontinens gehört, und waren eiligst herabgekommen. „Sie sagte, die Höhle stecke voll von Gesindel,“ so fuhr Thassilo fort, „und war nicht zu bewegen, länger zu verweilen. Falkenberg wollte selbst nachforschen, ihre Furcht zerstreuen, aber es half nichts, sie verlangte zu Pferde zu steigen und um jeden Preis hinwegzukommen. Sie sind schon auf dem Wege.“

Hanno empfand das freilich ziemlich hart, allein sein Gewissen rief ihn doch zu männlichen Pflichten auf. „Hier ist ein Unglücklicher, dem wir helfen müssen!“ sagte er. „Er scheint krank. Greif' mit an, wir tragen ihn aus diesem Höhlendunst in die Sonne.“

Thassilo faßte an, und gemeinsam trugen die jungen Männer den Kranken, freilich unter ängstlichem Stöhnen und Wimmern desselben, ins Freie, wo sie ihn auf einer von der Sonne erwärmten Stelle, an die Felswand gelehnt, niederließen.

„Aber ist denn das nicht —? Freilich, das ist ja die ‚zweite Klarinette‘ aus der Musikantengesellschaft!“ rief Thassilo.

Der Kranke nickte. „Ja, gnädiger Herr, ich bin es. Mit meinem kranken Fuße konnte ich das Wandern schon lange kaum noch erzwingen, aber mit dem Zurückbleiben ging es auch nicht. Und jetzt, da unten in der Stadt ward es so schlimm mit mir, daß ich den Kameraden nicht folgen konnte. Sie ließen mich im Wirtshause und wollten mich auf der Rückreise abholen. Als mir aber mein Zehrgeld ausgegangen, warf mich der Wirt auf die Straße. Verdienen konnt' ich nichts und betteln auch nicht. Da schleppte ich mich hinaus und wollte die Höhle wiederfinden, zum letzten Obdach, und müßt' ich darin sterben. Und ich habe drei Tage und Nächte darin gelegen und keine Nahrung gehabt, und meinte, nun wär's zu Ende, da wachte ich wieder auf —“

So weit hatte der Unglückliche mit großer Anstrengung gesprochen, als Thassilo ihn mit lautem Ausruf des Mitleids unterbrach. „Sechsunddreißig Stunden nichts genossen! er stirbt vor Hunger!“

„Wir müssen ihm zu helfen suchen!“ entgegnete Hanno. „Ist der Reitknecht noch da?“

„Nein! Den beiden anderen schon gefolgt!“

„So gilt es den Versuch, ob wir den Kranken auf eins unsrer Pferde bringen.“

Der Versuch scheiterte, man mußte den Mann wieder am Boden ausstrecken.

„Ich sprenge nach der Stadt!“ rief Thassilo; „hole Nahrungsmittel, einen Wagen —“

„Der kann hier nicht herauf!" unterbrach ihn Hanno. „Eine Tragbahre mit zwei Männern aus dem Hospitale! Melde die Sache zuerst in unserem Hause! Theodore soll etwas Stärkendes schicken —"

„Ja! Ja!" rief Thassilo, sich aufs Pferd schwingend, und jagte den Waldweg hinunter.

Hanno aber setzte sich auf einen Stein, in die Nähe der beklagenswerten zweiten Klarinette, welche mit geschlossenen Augen dasaß, aber von den warmen Sonnenstrahlen schon ein wenig mehr belebt schien. Ein Gespräch fand nicht weiter statt, da der Kranke sichtlich zu angegriffen war.

Hanno hatte inzwischen Zeit, dem nachzudenken, was er in der Höhle erlebt hatte. Beinahe zürnte er dem Unglücklichen durch den ihm der ersehnte Augenblick verkürzt, die Bringerin seines Glückes in die Flucht getrieben worden war. Wann würde ein solcher Augenblick wiederkommen? Und was dann? Was sollte überhaupt aus alledem werden? Diese Frage trat zum erstenmal in ihm auf, und fand ihn bei reichlicher Muße, sie in der Einsamkeit zu durchdenken. Denn es vergingen Stunden, und schon begann es abendlicher im Walde zu dämmern. Vergeblich richtete er die Blicke den Weg hinunter nach der erwarteten Hilfe. Sein Pferd freilich stand bereit, ihn fort zu tragen, und stampfte ungeduldig den Boden, doch wie hätte er über sich gewinnen mögen, den Leidenden zu verlassen! Zuweilen schien es ihm, als atme derselbe nicht mehr, und Sorge und Ungeduld steigerten sich auch ihm bei der tiefer sich ausbreitenden Dämmerung.

Endlich kamen die Träger, zugleich mit einem erfahrenen Wärter aus dem Hospitale. Der Patient wurde durch Stärkungsmittel neu belebt und behutsam fortgetragen. Hanno folgte, das Pferd am Zügel führend, und fand unten am Ausgange des Waldes den Konrektor, der ihn erwartete.

„Nun, mein Sohn!" so begrüßte ihn Herr Volmar: „Du hast Samariterdienste geleistet, darfst aber deinen Schützling jetzt getrost jenen Leuten überlassen. Er wird in das städtische Krankenhaus aufgenommen, ich habe das bereits besorgt. Jetzt aber mußt du erfahren, warum die Hilfe so lange gezögert hat. Wir haben im Hause auch einen Verunglückten, nämlich deinen jungen Freund Thassilo. Er ist mit dem Pferde gestürzt, hart vor unserer Thüre, und liegt in deinem Zimmer, sogar auf deinem Lager. Bleibe ruhig, ich bitte dich! Verletzt hat er sich allerdings, wenn auch nicht gefährlich, aber der Arzt verbietet die Ueberführung nach dem Gute, da er ihn unter den Augen behalten müsse. Theodore ist um ihn beschäftigt und versorgt ihn bestens. Siehst du, darum ließen wir dich warten, da uns die Hilfe für den auf unsrer Schwelle liegenden die dringendere schien. Er selbst freilich trieb uns am meisten an, das andere nicht zu vergessen. Auch ist bereits ein Bote nach dem Gute geschickt worden. Was in der Eile geschehen konnte, ist geschehen."

So war es in der That. Als Hanno in sein Zimmer trat, rief Thassilo trotz heftiger Schmerzen ihm zuerst die Frage nach der „zweiten Klarinette" entgegen, und schien sich selbst erleichtert zu fühlen, als er erfuhr, daß sie lebe und wohl geborgen sei.

Bald darauf erschien Herr von Hoberg, in der Absicht, den jungen Mann mitzunehmen, mußte sich aber in den Ausspruch des Arztes fügen, der keinen Ortswechsel duldete. So konnte er nur seinen Dank aussprechen und jeden Gegendienst seines Hauses zur Verfügung stellen.

Hanno und Theodore, die ganz mütterlich um den Verwundeten waltete, teilten sich in die Pflege bei Tag und Nacht.

Schon am anderen Morgen erschien mit Thassilos Reisekoffer ein ganzer Wagen voll guter Stärkungsmittel vom Lande, die denn nicht bloß für die Bedürfnisse des Kranken berechnet waren, und nachmittags fuhr Fräulein Adelgunde vor. Sie war in ihrer Art teilnehmend und wacker, wenn auch nicht ängstlich oder empfindsam; sie saß an Thassilos Lager, wollte einige Worte des Tadels über das übereilte und ganz verrückte Reiten, welches ihn zur Niederlage gebracht, nicht unterdrücken, und gab zu verstehen, daß er bei seiner Ungeschicklichkeit noch gut genug davon gekommen, und von Glück sagen könne, von so vortrefflichen Menschen aufgenommen worden zu sein. Und nachdem sie so ihr pädagogisches Bedürfnis befriedigt hatte, zeigte sie sich als eine gute und sorgliche Person. Mit Frau Theodore schien sie sich gleich zu verstehen, und ebenso waren Herr Volmar und Gudula, bei welchen sie einige Zeit verweilte, sehr geneigt, gutes von der etwas rauh gefaßten Dame zu denken. Die Fühlung zu einander schien gegenseitig, denn Fräulein Adelgunde blieb länger, als sie sich vorgesetzt hatte. Als sie sich verabschiedete, lehnte sie die Begleitung des Hausherrn bis zu ihrem Wagen ab, da sie dem Herrn Professor allein noch etwas zu sagen habe.

In der Gartenthüre blieb sie stehen und begann zu Hanno: „Es wird Sie vor anderen interessieren, und so sollen Sie es zuerst wissen, um vielleicht danach zu handeln. Wir haben gestern Abend eine Verlobung im Hause gehabt. Frau von Ellerstedt und Herr von Falkenberg wollen ein Paar werden."

Hirtenkinder.

Von Salentin.

Hanno sah sie erstarrt an. Aber die Gewalt des Schlages fand ihn gefaßter und stärker, als er es sich selbst zugetraut hätte. Was er aber hervorbrachte, waren nur die Worte: „Und wußte Leontine zur Stunde schon von dem Unglücksfall, welcher Thassilo betroffen?"

Fräulein Adelgunde wendete ihm einen Blick zu, der das volle Verständnis dessen aussprach, was die Frage bedeutete. „Ja! Leontine wußte es!" entgegnete sie. „Und wenn ihr Stiefsohn gestern den Hals gebrochen hätte, und Sie, Herr Professor dazu, Frau von Ellerstedt würde nichts danach gefragt, sondern sich ganz munter mit Herrn von Falkenberg verlobt haben! Lassen Sie es sich nicht mehr als nötig zu Herzen gehen!" Fräulein Adelgunde bestieg den Wagen und fuhr davon.

Hanno aber fühlte, daß er eine Stunde der Einsamkeit brauchte. Er schritt durch den Baumgarten, an dessen letzter Umzäunung, gegen die Felder und Wiesen zu, wo er einen Platz wußte, entlegen genug, um ihm störungslose Muße zu gewähren. Er befand sich nicht sowohl in einer schmerzlichen Aufregung des Gemütes, als vielmehr von neuer Erfahrung und Erkenntnis aufgestachelt, gegen die sein männliches Ehrgefühl sich vergeblich wehrte. Die Niederlage, welche sein Stolz erlitten, beschäftigte nicht mehr sein Herz, nur noch seine Gedanken. Er glaubte das künstliche Spiel, mit dem eine Erzgauklerin ihn bethört hatte, zu durchschauen, indem er sich die Begegnungen, die er mit ihr gehabt, vergegenwärtigte. Daß ihr seine Rückkehr unbehaglich gewesen, daß sie eine Aussprache von seiner Seite gefürchtet, nahm er als wahrscheinlich an, und so auch ihren Plan bei dem ersten Wiedersehen, wenn es denn doch nicht zu vermeiden war, behutsam zu tasten, ob sie durch ihre Zauberkünste die alte Anziehung erneuern, das Vergangene vergessen machen könne. Daß sie längst für Herrn von Falkenberg entschieden gewesen, daran zweifelte er nicht. Es galt eben nur, einen vielleicht gefährlichen Gegner in Schranken zu halten, und es gelang ihr so gut, daß sie sich über seine Ungefährlichkeit sogar lustig machen, durch ein unterhaltendes Spiel den anderen sogar ein wenig zur Eifersucht reizen, und zu einem rascheren Vorgehen veranlassen konnte. Daß der von ihr einst Aufgegebene ein ernster Charakter sei, und ein gegebenes Wort halten werde, davon mochte sie überzeugt sein, und darum wollte sie eine Versicherung, daß künftig Frieden zwischen ihnen sein sollte. Er hatte das Wort gleich einem Schwur ausgesprochen. Sie sah sich am gewünschten Ziele, wußte sich gesichert, und kümmerte sich in ihrer Herzlosigkeit nicht um das, was sie sonst angerichtet haben konnte. So sah er jetzt das ganze Spiel an, und war mit seiner Annahme vielleicht nicht weit von der Wahrheit entfernt. Aber wenn er auch nichts als Abscheu und Verachtung gegen das seelenlose, kalt berechnende Weib fühlte, so wendete sich nun der ganze Strom leidenschaftlichen Unmuts gegen seine eigne Thorheit, um ihn in höhnischen, bittern und zornigen Selbstanklagen zu durchfluten. Sein Denken und Empfinden zum zweitenmal an sie verloren zu haben, mochte er sich nicht verzeihen, er fühlte sich erniedrigt vor sich selbst, jetzt erst im Innersten gedemütigt. Es bedurfte seines ganzen Trotzes gegen diese Regungen, um sich nur einigermaßen zu sammeln und nicht unter dem Druck dieser Stimmung vor den Hausgenossen zu erscheinen.

Die Verlobung der schönen Frau wurde in den nächsten Tagen im Hause des Konrektors bekannt. Herr von Falkenberg selbst war es, der die gedruckte Anzeige nebst einigen anständig freundlichen Worten an Thassilo sendete. Dieser reichte das Blatt, nachdem er es gelesen, schweigend an Hanno, welcher Fassung genug besaß, zu entgegnen, daß er dergleichen habe kommen sehen. Etwas lebhafter nahm Frau Theodore die Nachricht auf, doch unterdrückte sie längere Gespräche darüber, um den Kranken, als den Nächstbeteiligten, zu schonen.

Gleichwohl befand sich Thassilo bereits auf dem besten Wege zur Genesung, da seine Verletzung sich als weniger bedenklich herausstellte, als es den Anschein gehabt hatte. Er war guten Mutes, las viel, empfing die Besuche der Familienglieder und erkundigte sich jeden Tag nach dem Ergehen seines Leidensgenossen, der „zweiten Klarinette".

Hanno war inzwischen seines inneren Ringens wohl Herr geworden, aber wie ein Bann lag es immer noch, bis zur körperlichen Mattigkeit, über ihm. Der Verkehr, ja das Gespräch mit Gudula bedrückte ihn, er kam sich ihr gegenüber so niedrig, so unwürdig vor, er suchte sie wohl gar zu vermeiden. Häufig wählte er jenen Platz im Baumgarten, um zu lesen, zu schreiben, vor allem allein zu sein.

Hier befand er sich eines Tages, ein Buch, in welchem er nicht las, in der Hand, und blickte über das grüne Thal nach dem Bergrücken hinüber, ohne darum die Landschaft sonderlich zu betrachten. Da vernahm er leichte Tritte in der Nähe, wendete sich und erkannte Gudula, welche auf ihn zu gegangen kam. Er sprang fast erschreckt auf, als ob er sich auf etwas ertappt fühlte, sie aber, indem sie die Stufen des erhöhten Aussichtsplatzes betrat, rief ihm entgegen: „Verzeih', wenn ich dich

störe! Hättest du wohl ein Viertelstündchen Zeit zu einem Gespräch mit mir?"

„Gewiß, Gudula!" entgegnete er in etwas banger Erwartung.

Sie nahm Platz und begann selbst mit einiger Befangenheit: „Hanno, ich glaube, du weißt, daß ich es immer gut mit dir gemeint habe!"

„Ja, Gudula, ich weiß es!"

„Nun dann," fuhr sie fort, „wirst du den Rat, den ich dir gebe, nicht verkennen. Hanno — reise ab! Es wäre am besten für dich und — auch für uns. Tritt deine Reise nach Italien an, sobald als möglich! Für deine Stimmung, für deine jetzige Lage ist eine Veränderung des Ortes, sind ablenkende neue Eindrücke durchaus nötig."

Er schlug, innerlich betroffen, die Augen nieder und schwieg eine Weile. Dann begann er: „Du scheinst damit etwas sagen zu wollen, was mich tief demütigt. Ist meine Stimmung im Hause so übel empfunden worden?"

„Ich glaube nicht, Hanno! Man wußte dich beschäftigt und ließ dich gewähren, man beobachtete dich kaum. Ich aber, die ich dich besser kenne, als die anderen, konnte mir wohl denken, um was es sich handelte. Warum, lieber Hanno, sollen wir beide Geheimnisse vor einander haben? Leontine ist —"

„Gudula, ich bitte dich!" unterbrach er sie heftig. „Sprich diesen Namen nicht mehr aus! Du weißt nicht, wie tief du mich beschämst!"

„Das liegt nur in deinem Gefühl," entgegnete sie, „und ist durch keine Notwendigkeit geboten. Ich habe gerade die Absicht, von Leontinen mit dir zu sprechen und dir etwas zu bekennen, ein Geheimnis, das ich mit einer Art von Schuldgefühl in mir getragen habe. Ich habe dir etwas verhehlt, seit lange, und das bedrückt mich; denn zwischen Freunden, wie wir, ist es ein Unrecht!"

„Ein Unrecht? Du, Gudula —?" rief er in nicht geringer Spannung.

„Ich muß weit ausholen," fuhr sie fort, „wenn ich dir alles sagen soll. Ich war ein kleines Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, und für mein Alter noch sehr ein Kind. Die Leontine wurde damals von jedermann eine große Schönheit genannt, und ich schwärmte auch für sie, und freute mich immer, ihr zu begegnen. Ja, meine Schwärmerei wuchs, als sie mich einmal freundlich bei der Hand nahm, mich nach allen in unserm Hause fragte, endlich auch nach dir, und ich ihr besonders von dir allerlei erzahlen mußte. Ich that es, kindlich arglos und freute mich, daß sie so gern von dir hörte. Denn von nun an rief sie mich fast täglich auf meinem Schulwege an, war zärtlich gegen mich und nahm mir mit höchster Aufmerksamkeit von den Lippen, was ich ihr über dich mitteilen konnte. Nun, du darfst überzeugt sein, daß es sehr harmlose Mitteilungen waren! Einmal aber — Hanno, nun kommt mein Geheimnis! Ich kann es nicht länger verschweigen. Einmal wurde ich abends noch fortgeschickt, es war nach der Apotheke, da der Vater schnell etwas nötig hatte, und als ich an den kleinen Garten des Hauptmanns komme, erblicke ich zwei junge Leute, die sich umschlungen halten und küssen. Ich erschrak sehr, als ich Leontine und dich erkannte."

Mit einem Ausruf der Ueberraschung, des Widerwillens und der Scham wendete Hanno sich ab, als wollte er sein Gesicht vor Gudula verbergen.

Das junge Mädchen aber fuhr fort: „Ja, ich erschrak, aber es war bald vorüber. Denn ich konnte mir nun Leontinens Fragen erklären, und dachte mir, daß ihr beide ja wohl zusammengehörtet, denn ich vernahm ja nun öfter, wie ihr auf Bällen miteinander tanztet, euch in Gesellschaft sahet, und so meinte ich, wenn das eine erlaubt sei, werde es das andre wohl auch. Noch war ich kindlich genug, nicht weiter daran zu denken. Erst nachdem du abgereist warst, und längere Zeit darüber vergangen, kam mir, bei der Nachricht von Leontinens Verlobung mit Herrn von Ellerstedt, die Erinnerung an jenen Anblick wieder. Ich erschrak jetzt schon mehr, zumal ich ein Jahr älter geworden war. Zugleich aber tauchten beunruhigende Gerüchte auf. Leontine sollte ein älteres Verlöbnis gebrochen haben. Andre wollten Zeugen einer gleichen Situation gewesen sein, wie ich sie gesehen, aber niemand wußte auf eine bestimmte Persönlichkeit hinzuweisen. So war ich allein die Wissende, ängstigte mich im stillen, daß noch andere dich erkannt haben möchten, und mußte auch meine Teilnahme verbergen, denn ich dachte mir, daß ihre Untreue dich tief schmerzen würde."

„O, Gudula!" rief Hanno. „Es ist abscheulich, daß du, ein harmloses Kind, dieser elenden Thorheit Zeuge sein mußtest!"

„Und doch —" nahm Gudula wieder das Wort: „Und doch war es vielleicht besser, daß nicht andere, sondern ich allein dich erkannt hatte. Es wäre viel Gerede darum gewesen und würde dem Vater und Theodoren gegenüber Unangenehmes für dich daraus erwachsen sein. Und nun, lieber Hanno, bin ich froh, daß ich mir mein Geheimnis vom Herzen heruntergesprochen habe! Ich dachte nicht, daß ich es jemals über die Lippen bringen würde, obgleich es mich dir gegenüber bedrückte, und wer weiß, ob ich es gekonnt hätte, wenn ich nicht

einer Art von Notwendigkeit gewichen wäre. Die verdüsterte Gemütslage, welche dir das Wiedersehen und der erneute Verkehr mit Leontinen gebracht hat, brach endlich mein Widerstreben und bewog mich zum Bekenntnis."

„Nun aber genug davon, teure Gudula!" sagte Hanno. „Das weitere soll nicht zwischen uns beiden verhandelt werden!"

„Es wäre doch gut und würde dich beruhigen!" entgegnete sie. „Hier kann gar nicht davon die Rede sein, daß ich mich in dein Geheimnis drängen wolle, den ersten Teil desselben kannte ich seit lange, den Verfolg in der letzten Zeit hast du mir zwar nicht erzählt, aber ich habe ihn erraten, da ich eben den Anfang wußte. Zwar, daß es so, gerade so kommen würde, dachte ich nicht, obgleich — es denkbar war. Und, glaube mir, daß ich es im ganzen doch beruhigt abgewartet habe! Denn ich kannte dich zu gut, um anzunehmen, daß Leontine dich noch einmal dauernd fesseln könne. Denn, wie mir ihr Charakter inzwischen deutlich geworden war, mußte, ja, es mußte ein Ende nehmen!"

„Ein Ende, ja!" sagte Hanno, „aber nicht durch meinen gesunden Verstand, sondern mit einer Niederlage meiner Thorheit!"

„Du nimmst die Selbstanklage zu quälerisch!" entgegnete Gudula. „Daß Leontine durch ihre Schönheit, durch ihr Wesen anzieht und fesselt, ist eigentlich selbstverständlich. Selbst unser guter Vater ist hingerissen von ihrem Anblick, und es würde mich gar nicht wundern, wenn vor seiner Phantasie bereits ein Gedicht schwebte, etwa ‚Die schöne Amazone' betitelt. Und selbst unsre Schwester Theodore, die sonst Frauenfehlern gegenüber nicht nachsichtig ist, kann wenigstens das Denken über dies psychologische Rätsel nicht los werden."

„Gudula!" rief Hanno plötzlich, indem er des jungen Mädchens Hand ergriff. „Wirst du mir glauben, wenn ich dir versichere, daß ich während meiner Verirrung dich, dich dennoch im Herzen getragen habe?"

Sie entzog ihm leise ihre Hand, und die Augen rein und offen zu ihm gewendet, sagte sie: „Ja, ich glaube es! Ich weiß, daß du mir gut bist. Und ich — du mußt es doch auch wissen! Ich wäre dir gut geblieben, selbst wenn Leontine dir ihre Hand gereicht hätte! Freilich, das Unglück mußte dann groß werden — aber das war ja unmöglich!"

Er fühlte sich ergriffen von ihrer Aufrichtigkeit, ihrem jungfräulich reinen Wesen und ein Seufzer drang über seine Lippen. „Wie schuldbewußt ich mich gerade vor dir fühle," sagte er, „vor dir, Gudula — ich wollte, ich könnte es dir ganz aussprechen! Denn, wenn ich auch an dich dachte, eine verächtliche Leidenschaft hat mich dir doch treulos gemacht —"

„Treulos?" unterbrach sie ihn in munterem Tone. „Nun machst du mich beinahe lachen über dein Schuldgefühl! Du hast mir nicht versprochen, immer an mich zu denken und hattest keine Verpflichtung dazu! Wenn du in deine gelehrten Arbeiten dich vergräbst, und dich mit Leidenschaft an römische Inschriften verlierst, wirst du dich dann auch treulos gegen mich erklären? Von solchen Spitzfindigkeiten darf nicht die Rede sein! Kurzum — ich rate dir, mache dich auf den Weg nach dem schönen Lande der gelehrten Inschriften und sonstigen Beruhigungsmittel! Deine Abreise wird nicht auffallen. Die Zeit, die du uns zugedacht hattest, ist herumgegangen, die Bequemlichkeit zur Arbeit durch Thassilos Krankheit abgebrochen. Er selbst ist bei uns gut aufgehoben. Der Vater wird deinen Entschluß ganz natürlich finden; Theodore, die, so klug sie sonst ist, diesmal von der Ursache deines Trübsinns doch nichts gemerkt hat, kann auch über deine Abreise keinen Verdacht schöpfen. Also reise! Und wenn du wiederkommst — nicht wahr? — bist du wieder der Alte!"

Hanno sprang auf. „Gudula!" rief er, „du gibst mir Freude, Selbstvertrauen, Ruhe des Herzens wieder! Deine Güte hat alle Schatten aus meinem Gemüte wieder verscheucht. Ja, du hast recht, ich muß und ich will fort, und als ein gesunder Mensch wiederkehren!" Er kniete plötzlich vor ihr nieder, ergriff ihre Hände und küßte sie. „Und dann — dann, Gudula?" fuhr er fort, indem er sie mit glücklichen Augen ansah: „Was soll dann mit uns beiden geschehen?"

Sie erhob sich schnell, und trat von ihm zurück. „Nicht weiter, Hanno!" entgegnete sie mit ruhigem Ernst. „Der Vorsatz, in dem ich dich hier aufsuchte, geht nur bis zu deiner Abreise. Ueberlege sie jetzt und komme bald zum Entschluß! Ich verlasse dich in dem Vertrauen, daß du meine Absicht ehrst, und — dich nun recht vernünftig beträgst!" Sie nickte ihm freundlich zu und schritt hinweg. Er sah ihr nach, bis die anmutige Gestalt zwischen den Bäumen verschwunden war, dann atmete er tief auf, wie im Gefühl innerster Befreiung.

Und wie es wohl geschieht, daß ein Wort, eine Bezeichnung, die in einem bestimmten Kreise, sei's im Ernst oder Scherz, geläufig geworden ist, uns einfällt, um in anderer Beziehung eine gewisse Bedeutung zu gewinnen, so boten sich ihm die vielgenannten Siebenschläfer plötzlich zum Gleichnis für seine eigene Lage dar. „Ja!" sagte er zu sich selbst, „auch ich habe geschlafen, bin in wüstem, verwirrendem

Traume gewandelt, mußte in halbem Bewußtsein meines besseren Selbst zwischen Schlaf und Erwachen ringen, bis ein Morgenruf mich zu neuem Bewußtsein weckte! Dank dir, holde Mahnerin! Du bleibst meinem Dasein verbunden, einzig, wandellos, ewig —!"

Schon einige Stunden darauf, am Abend, fand er die Familie auf seinen Reiseplan vorbereitet. Der Konrektor wollte sich eher wundern, daß Hanno so lange bei ihm ausgehalten; Theodore bedauerte, daß er nicht noch ein paar Tage zugeben wollte, hatte aber sonst nichts einzuwenden, zumal er versprach, aus Italien wieder bei den Seinen einzutreffen und noch einige Zeit mit ihnen zu verleben. Die Abreise wurde auf übermorgen festgesetzt. Gudula war heitrer, als man sie seit lange gesehen, und ließ sich von der älteren Schwester ausschelten, daß sie über den Abschied so vergnügt sei.

Als sich Hanno von seinem jungen Freunde verabschiedete, stand er zugleich mit Gudula vor seinem Lager. „Es ist recht dumm," sagte Thassilo, „daß ich dich nicht nach Italien begleiten kann, was ich im stillen eigentlich gehofft hatte! Da ich aber doch einmal wieder ein horizontales Dasein zu führen habe, so ist mir's lieber, ich liege es hier ab, als draußen auf dem Gute — obgleich auch da jetzt die Luft rein ist. Tante Adelgunde war heute nachmittag da, mit der Nachricht, daß Frau von Ellerstedt bereits weg ist, zu Verwandten Falkenbergs, bei welchen auch die Hochzeit sein soll. Hoffentlich werde ich nicht eingeladen, denn ich müßte ja doch danken! Inzwischen bleibe ich hier, bis du zurückkehrst — ich habe das mit Vater Volmar bereits abgemacht — und lasse mich durch Fräulein Gudula in der Botanik unterrichten. Sie hat es mir versprochen."

Gudula bestätigte es lächelnd, und als Hanno sie betrachtete, mußte er innerlich lachen, daß er jemals einer Regung von Eifersucht hatte Raum geben können. —

Etwa vierzehn Tage nach Hannos Abreise war Thassilo wieder auf den Beinen und im Garten, zwar noch an einem Stocke gehend, aber doch mit der Aussicht auf baldige völlige Herstellung. Als der Konrektor ihn eines Tages vor seiner Büchersammlung fand, nach einer Stelle im Homer blätternd, machte er ihm den Vorschlag, sich täglich eine oder paar Stunden gemeinsam mit ihm zu beschäftigen. „Es wäre hübsch," meinte der Alte, „wenn wir es mit einer Tragödie des Sophokles griechisch versuchten, oder unsern lieben Homer vornähmen!" Thassilo war gleich einverstanden, zumal er auf eine Ausfüllung seiner Tagesstunden bereits zu denken hatte.

So saßen sie eines Morgens über dem Sophokles, als Frau Theodore die Studien unterbrach, mit der Nachricht, daß ein junger Mensch den Hausherrn zu sprechen wünsche. Er wurde in das Arbeitszimmer gelassen, und Thassilo begrüßte ihn mit dem Willkommensruf: „Die zweite Klarinette!" Er ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand: „Sie sind wieder wohl auf!" rief er, „und schon weiter als ich, der ich noch am Stocke nachhinke!"

Die zweite Klarinette, oder vielmehr Peter Muhl, wie sich ihr Name herausstellte, sprach ein tiefes Bedauern aus, daß der junge Herr um ihretwillen selbst einen Unfall erlitten, und wußte dem Konrektor zu danken für das Unterkommen und die Pflege, die er an ihn hatte wenden lassen. „Bin ich jetzt wieder ganz gesund," fuhr er mit seinem böhmischen Accent fort, „und gesünder als früher und kann arbeiten."

Peter Muhl, ein junger Bursche von etwa dreiundzwanzig Jahren, sah in der That jetzt viel rüstiger aus, als in seiner früheren Verfassung als Siebenschläfer.

„Nun denn," begann der Konrektor, „so wirst du wohl deine ehemaligen Genossen aufsuchen, um mit ihnen, Klarinette blasend, weiter zu wandern? Ich kann mir denken, daß es um das Reisegeld schlecht genug bestellt ist."

„Nein, gnädiger Herr!" entgegnete Peter Muhl. „Ich will nicht mehr blasen und wandern, möchte lieber einen Dienst haben in der Nähe, wenn Sie mir verschaffen wollten. Ich kann dienen in Haus und Hof, und graben und alles thun im Garten. Ich bin vom Lande und hab' von frühauf gedient, bis ich das Blasen erlernte. Und ich that es nur, um mir bei der Musik zur Kirchweih und zu Hochzeiten noch etwas zu erwerben. Denn ich habe früh keine Eltern mehr gehabt und mußte selber zuseh'n. So hab' ich daneben immer bei der Musik gespielt, bis die anderen kamen und mich überredeten, mit zu wandern. Aber ich hätte es doch nicht mit ihnen ausgehalten. Jetzt möcht' ich wieder arbeiten, wie ich es gewohnt war. Sie haben Haus und Hof und so großen Garten, wenn ich — wenn ich könnte bei Ihnen —"

„Hm!" machte Herr Volmar und schien zu überlegen, indem er die Gestalt Peter Muhls aufmerksam prüfte. Frau Theodore aber, welche während der Verhandlung vorsichtig im Zimmer geblieben war, erschrak bei dem Gedanken, daß der Vater einen Vagabunden in Dienst nehmen könnte. Der Posten, zu welchem derselbe sich angeboten hatte, war nämlich wirklich frei, man hatte sich vergeblich nach einer zweckmäßigen Besetzung umgesehen, und sich inzwischen etwas

unbequem behelfen müssen. „Dieser Bursche hat sicherlich Wind davon bekommen," dachte Theodore, „und sucht sich hier einzuschleichen." Sie unterzog daher die Gestalt des Ersatzmanns einer nicht minder aufmerksamen Prüfung, und mit nicht so wohlwollender Gesinnung, als der Konrektor ihm entgegenzubringen schien.

„Hm!" fuhr der Hausherr fort. „Das ginge doch nicht so unbedingt. Eine kurze Probezeit müßtest du immer erst bestehen. Etwa eine Woche."

„Ach, lieber Vater —!" wollte Theodore einwenden, wurde aber von einem ernst beschwichtigenden Blicke zurückgewiesen.

„Etwa eine Woche, sage ich!" nahm der Konrektor seine Rede auf. „Das schließt nicht aus, daß, wenn du dich übermorgen oder schon morgen übel beträgst, oder dich unbrauchbar zeigst, ich dich sofort wieder wegschicke. Du hast jedenfalls auf der Wanderschaft noch schlimmere Dinge gelernt als das Blasen in eurem Quintett, welches an sich schon etwas sehr Bedenkliches ist. Du darfst daher in deiner Probezeit die Klarinette nicht berühren, und von dieser Enthaltsamkeit wird dein künftiger Dienst bei mir mit abhängen."

Peter zog sein Instrument hastig aus der Rocktasche, wollte es dem Hausherrn überreichen und in Verwahrung geben, mit der Versicherung, daß er der Kunst auch wohl ganz entsagen könne.

„Keineswegs!" entgegnete der alte Herr. „Du wirst das verführerische Werkzeug in deiner Nähe behalten, und deine Entsagungsfähigkeit daran prüfen. Merke wohl! Höre ich dich in deiner Kammer Klarinette blasen, so wird dies ein Zeichen sein, daß du wieder hinaus willst und noch desselbigen Tages wirst du entlassen. Und so wollen wir es einmal versuchen, mein Sohn! Im übrigen wird meine Tochter dir deine Beschäftigung anweisen."

Der für seine Probezeit Geworbene machte ein sehr beglücktes Gesicht und wollte dem Hausherrn die Hand küssen. Frau Theodore aber, welche wohl wußte, daß es keinen Widerspruch gab, wenn der Vater einmal seinen Willen kund gethan, seufzte und beschloß, ein wachsames Auge auf Peter Muhl zu haben. —

Daß nun die Briefe aus Italien, und zwar in jeder Woche einige, sämtlich an Gudula gerichtet waren, wunderte bald keinen mehr im Hause, ja man schien sich mehr und mehr darüber zu freuen, zumal Gudula in sehr heitrer und glücklicher Stimmung war. Diese teilte sich allen mit, und so verflossen ihnen die Sommertage rasch und ungetrübt.

Da machte Thassilo Beobachtungen an dem alten Herrn, die ihn mit einiger Besorgnis erfüllten. Der Konrektor fing an bei der griechischen Lektüre die Adverbia zu verwechseln, falsch zu übersetzen, er war zuweilen so zerstreut, daß der Jüngere ihn fortwährend hätte verbessern müssen. Dieser ließ es zwar auf sich beruhen, konnte aber nicht umhin, seine Beobachtung den Töchtern mitzuteilen. Aber beide waren ohne Besorgnis und stimmten in ihrer Annahme überein, als Gudula lächelnd sagte: „Ich denke, die Ursache wird eine neue Dichtung sein, über deren Ausführung der Vater noch nicht entschieden ist."

So war es in der That. Aber nicht ein Gedicht ging dem Konrektor im Kopfe herum, sondern ihrer drei auf einmal, und dieses Uebermaß von poetischen Stoffen machte der Gestaltungskraft des wackeren Poeten arg zu schaffen. Peter Muhl hatte ihm nämlich im Garten die herzbrechende Geschichte seiner Kinderjahre, sowie das Unerfreuliche seiner musikalischen Wanderschaft ausführlich erzählt. Dieser Bericht erschien Herrn Volmar zu einer dichterischen Bearbeitung ganz geeignet, zumal dabei an Persönliches und Häusliches anzuknüpfen war, wie er dergleichen liebte. Das Gedicht konnte den Titel führen: „Der gerettete Landstreicher", oder „Das Asyl im Bürgerhause", und der Stoff erschien ausgiebig genug, um viel zu sagen. Nun aber war vorher schon ein Stoff so ziemlich herangediehen, welcher sich auf Thassilos Niederlage bezog, und als „Des Jünglings Genesung" viel Anziehendes und rührend Darstellbares hatte. Beanspruchten diese beiden Themata aber bereits die gleiche innere Teilnahme, so trat ein dritter Stoff, sogar mit noch älteren Ansprüchen hervor, und drängte zeitweise die beiden jüngeren etwas rücksichtslos beiseite. Herr Volmar hatte nämlich in jenem Begrüßungsgedicht an Hanno die Siebenschläfernacht nur nebensächlich behandelt, und für eine besondere Bearbeitung zurückgelegt. Diese letztere sollte nun mit seinem Waldgange beginnen, die merkwürdige Erscheinung des Jünglings im Eingang der Felsenschlucht schildern, dann das Gespräch mit ihm und die Lösung der märchenhaften Scene durch den Begrüßungsruf Hannos. „Die neuen Siebenschläfer" boten zahlreiche, höchst anregende Momente und gewannen an manchen Tagen den Vorrang vor den beiden anderen Stoffen. Vielleicht konnten sie auch alle drei in eine Beziehung zu einander gebracht und zu einem ansprechenden Ganzen vereinigt werden. Noch aber lebten diese drei Stoffe getrennt voneinander, und bestritten einander die Stunden zu ihrer Entfaltung. Hier hieß es nicht: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen"

— nein, die Gedanken wohnten nicht so leicht bei einander, sondern als ganz böse Nachbarn, denn jeder pochte gewissermaßen auf sein eignes Hausrecht. Sprach „Des Jünglings Genesung“ sanft und versöhnlich, so fuhren „Die neuen Siebenschläfer“ in geschlossener Gruppe drein, um ihn zu überschreien. Dann nahm sich „Der gerettete Landstreicher“ wohl des ersteren an, und hoffte mit ihm Hand in Hand das Feld zu behalten, sonderte sich doch aber wieder ab, denn er wünschte, wie Homunkulus, selbst zu „entstehen“. Der Kampf dieser drei Elemente machte die innere Werkstatt des guten alten Poeten sehr geräuschvoll und aufrührerisch, so daß Herr Volmar von seinen Spaziergängen nur verworrener heimkehrte, und auch in der Familie seine Zerstreutheit nur schwer bemeistern konnte. Aber er hoffte dennoch des Uebermaßes Herr zu werden und das Dreiblatt nach und nach herauszugestalten.

Beschäftigt, wie er, waren auch die übrigen im Hause. Gudula schrieb Briefe — lange, ausführliche Briefe, denn sie hatte Hanno die größte Ausführlichkeit versprochen. So konnte sie als Neuestes auch die Aufnahme des Siebenschläfers Peter Muhl in das Haus mitteilen. Ferner, daß Thassilo bereits weite Wanderungen anstelle, um zu botanisieren; daß Frau von Hoberg aus dem Bade zurückgekehrt sei, in leidlichem Befinden, und ihnen einen Besuch gemacht habe, Tante Adelgunde sogar öfter bei ihnen vorspreche, und daß man sich in Thassilos ferneren Aufenthalt bei ihnen denn ohne viel Umstände gefügt habe. Es gab ja so viel zu erzählen, woran der Empfänger der Briefe teilnahm, also durften sie lang werden.

Frau Theodore aber wachte über Peter Muhl, anfangs mit ernster Sorge, dann mit ruhigerer Beobachtung. Denn die erste Woche verging und die zweite, die dritte, ein Monat und mehr, und Peter blies weder Klarinette noch zeigte er andere hervorragende Untugenden. Er verstand tüchtig zu arbeiten, hielt Hof und Garten in Ordnung und erwies sich als anstelligen und leidlichen Burschen. Er war sogar ein Tausendkünstler, schnitt Blumenstäbe, verstand sich auf Mausefallen und hatte ein Geschick, den Maulwurf abzufangen. Schon mehrere der schwarzen Gartendurchwühler waren von ihm ertappt und erlegt worden. Er konnte auch Vogelbauer machen, und beklagte, daß dergleichen für den Hausbedarf abgelehnt wurde. Um so schneller war er bei der Hand, wenn ihm von Theodore oder Gudula etwas aufgetragen ward.

Ja, sie waren alle beschäftigt: Theodore jetzt schon mit der ferneren Politur Peters; Gudula mit Briefschreiben; der Konrektor mit den Gebilden seiner Phantasie; nur der jüngste Hausgenosse fing an gegen Ende des September das Wintersemester zu ersehnen, um als wirklicher Student die Universität zu beziehen.

Da kam ein klarer Herbstmorgen, der einen Freudensturm im Hause erwachen ließ. Diesmal erschien der Heimkehrende nicht überraschend, sondern hatte seine Ankunft gemeldet. Und als Hanno unter den Familiengliedern diesmal auch Gudula jubelnd in die Arme schloß, und sie es errötend geschehen ließ, fand niemand etwas Auffallendes darin. Nun ging es in der ersten Stunde an das Erzählen. Hannos Besuch sollte diesmal doch nur kurz sein, da er für seine neue Stellung bereits begehrt wurde. Daß Thassilo an derselben Universität seine Studien beginnen sollte, verstand sich für alle Teile von selbst. Und nach wieder einer Stunde, da Hanno und Gudula sich allein gesprochen hatten, trat ein glückseliges Paar vor den Vater, der seine Kinder gerührt in die Arme schloß. Es wunderte sich auch darüber niemand, aber die Stimmung aller war festlich und gehoben.

Nachmittags aber, da man fröhlich unter dem Nußbaume beisammensaß, erschollen plötzlich Töne, welche erschütternd durch alle Nerven fuhren.

„O heilige Romantik!“ schrie Thassilo. „Es sind die Unsren! Die Siebenschläfer!“ Er sprang aus dem Garten auf die Straße.

Ja, sie waren es! Ihre Romantik war auf der Sommerreise nur noch verwilderter, haarsträubender geworden. Die Frechheit der ersten, jetzt einzigen Klarinette, ging ins maßlose! Das erste Waldhorn mußte seine Studien bei dem Grauenhaften und Erschütternden gemacht haben, die Posaune schien sich auf das Weltgericht vorzubereiten. Nur von dem zweiten Waldhorn war, wie vordem, nichts Sonderliches zu sagen, als daß es, wie die übrigen, immer falsch einsetzte.

Als Peter Muhl im Garten diese Klänge vernahm, ließ er einen fast ergriffenen Maulwurf fahren und eilte fort, nicht um nach seiner Klarinette zu greifen, und sich anzuschließen, sondern um die einstigen Genossen vor der Hausthür mit lebhafter Rede zur Ruhe zu verweisen. Sie hörten wirklich auf, erstaunt über seine Begegnung und die Eröffnungen, welche er ihnen über seine dienstliche Stellung, seine Wandlung und sein Glück machte. Das zweite Waldhorn hörte ihm mit aufgerissenen Augen an und hätte Lust gehabt, mit ihm zu tauschen, und wer weiß, ob das erste nicht ähnliche Neigungen fühlte, wenn nur der Gedanke an Arbeit und an einen Dienstherrn nicht störend gewesen wäre. Die Klarinette aber lachte

verächtlich, und die Posaune sprach wegwerfend über Peter Muhls Abtrünnigkeit.

Während dies draußen vorging, sagte Hanno zu den Seinen: „Oh, ich bin so glücklich, daß ich alles um mich her glücklich wissen möchte, wär's auch nur auf eine Stunde! Ich bewirte meine Siebenschläfer! Sie waren auf eine Nacht meine Gefährten, sie sollen etwas von meinem Feste spüren!"

„Ja doch!" entgegnete Theodore. „Du wirst uns doch auch einen Teil an der Bewirtung gönnen, zumal ich die Schlüssel zur Speisekammer führe!" Sie schritt hinaus und Hanno begab sich zu den Musikanten. Seine Einladung zu einem Imbiß wirkte überraschend und bedeutend, und wurde nicht abgelehnt. Und als in den Hof dann ein Tisch und vier Stühle getragen wurde, Brot, Fleisch und das gute Getränk erschienen, welchem man lebhaft zusprechen durfte, da schienen selbst die Klarinette und die Posaune bekehrt und dachten nicht mehr schlecht von Peter Muhl. Die vier Siebenschläfer waren voll Dankes und nahmen es nicht übel, daß man sich das Ständchen verbat, mit welchem sie ihrem Abschied eine größere Feierlichkeit geben wollten. Die einstige zweite Klarinette sah sie mit Genugthuung wandern und segnete das bessere Los, das ihr zuteil geworden.

Drei Siebenschläfer blieben zurück, jeder beglückt in eine sonnige, selige Zukunft blickend, und erfüllt vom Genuß des schönen Tages, der sie mit den übrigen Hausgenossen vereinte. Das Herz des alten Konrektors quoll über von freudiger Rührung. Denn hatte er in der letzten Zeit, unterstützt durch Theodorens Winke, auch wohl vermutet, daß Gudula und Hanno sich für das Leben gefunden, so war die Gewißheit doch nun im tiefsten Herzen beglückend. Freilich mischten sich in dieses Glück auch einige kleine Besorgnisse. Hanno behauptete, es sei nicht nötig, lange mit der Hochzeit zu zögern. Da war doch ein Hochzeitsgedicht nötig, und wenn nicht nötig, so war es ihm Bedürfnis, denn sein Gemüt hatte soviel zu sagen und auszusprechen. Leider aber waren weder „Der gerettete Landstreicher", noch „Die neuen Siebenschläfer", noch auch „Des Jünglings Genesung" schon zustande gekommen, obwohl keineswegs aufgegeben, und es drängte sich ein viertes dazu, welches geradezu das erste zu sein beanspruchte. Der gute alte Poet schüttelte gedankenvoll den Kopf. Ihm kam zum Bewußtsein, daß, wenn ein Dichter sich bestrebt, auch nur das Nächstliegende seiner menschlichen Umgebungen und Verhältnisse zu bearbeiten, es eine Unmöglichkeit ist, diese Fülle poetischen Stoffes zu bewältigen.

Ein Prozeß aus der Petersburger Gesellschaft.

Nicht nur ein Bild von dem Leben und Treiben des einzelnen gibt dem aufmerksamen Beobachter in den Gerichtssälen die gegen bestimmte Personen erhobene Anklage; sehr häufig sind diese Personen nur die Repräsentanten eines ganzen, sich weit erstreckenden Systems, sind in ihnen nur die symptomatischen Erscheinungen der Korruption und Demoralisation der sogenannten Gesellschaft verkörpert. Der auf der Anklagebank sitzende Verbrecher ist nur ein schlauer Intrigant, der sich die geheimen Schäden der Gesellschaft zu nutze gemacht und aus denselben die möglichsten Vorteile für sich herauszuschlagen gesucht hat. Daß ein derartiges Untertauchen in den Sumpf aber kein reinliches Geschäft sein kann, liegt auf der Hand, und ebenso, daß der Charakter dessen, der sich damit abgibt, ein unlauterer sein muß; und da kann es denn nicht ausbleiben, daß, wenn derartige Giftpflanzen allzu üppig wuchern und sich gar zu breit machen, die Organe der öffentlichen Ordnung Hand anlegen müssen, um dieselben auszurotten. Nirgends aber ist der Boden für solche Aftergewächse ein so günstiger, als in der russischen, namentlich aber in der Petersburger Gesellschaft. In keinem Lande ist gerade die sogenannte gute, höhere Gesellschaft vom Verbrechen so durchseucht als in Rußland; die fortwährenden Wühlereien des Nihilismus, der sich bis in die höchsten Kreise erstreckt und der mit brutalem Cynismus das Evangelium des Verbrechens predigt, hat seinen korrumpierenden Einfluß auf alle Schichten der Bevölkerung nicht verfehlt. Durch ihn ist das Gefühl für Recht und Sitte, die Lauterkeit der Gesinnung, die Integrität des Wandels vollständig verloren gegangen; statt dessen hat sich eine für andere Nationen kaum faßbare Laxheit in der Auffassung der moralischen und sittlichen Pflichten breit gemacht, welche, kaum noch übertüncht mit dem Firnis äußerer Ehrbarkeit, am innersten Marke der Gesellschaft zehrt.

So nur war es auch möglich, daß vor dem Petersburger Gericht in diesen Tagen ein Prozeß verhandelt werden konnte, der ein scharfes Schlaglicht auf die Sittenverkommnis der dortigen ge-

sellschaftlichen Kreise wirft, obwohl in demselben nur einzelne Daten zur Sprache gebracht wurden, während das meiste hinter den Coulissen blieb, die dasselbe jedoch immerhin nicht dicht genug verdeckten, um nicht manchen Seitenblick dahinter zu gestatten: wir sprechen von dem Prozeß gegen die „Schwarze Bande", welcher weit über Petersburg, ja weit über die russischen Grenzen hinaus in der ganzen civilisierten Welt ein berechtigtes Aufsehen erregt.

Auf der Anklagebank sehen wir um zwei geriebene Gauner Namens Viktor Dubezki und Alexei Sarudny sich Persönlichkeiten aus verschiedenen hochgeachteten Gesellschaftskreisen gruppieren, wie den erblichen Ehrenbürger Rabutowski, die Offiziere a. D. Kotowitsch und Kornilow, letzterer der Sohn des Helden von Sebastopol, welcher einst sogar zum Vizegouverneur für die baltischen Provinzen ausersehen war; daneben den Bauer Graesnow. Alle diese Personen waren durch die beiden erstgenannten Gauner, die Häupter der „Schwarzen Bande", derart umgarnt, daß ihnen nichts übrig blieb, als den Anordnungen derselben strikte Folge zu leisten. Erst Opfer der beiden Hochstapler, wurden sie mit der Zeit deren gefügige Werkzeuge!

Als die Geschädigten in dem gegenwärtigen Prozesse treten freilich nur zwei Personen auf: ein junger Edelmann, Korwin-Krukowski, und die Frau eines Kaufmanns erster Gilde, Iwanowna; gleichwohl illustrieren schon diese beiden Fälle, abgesehen von dem, was gelegentlich der Prozeßverhandlungen noch zur Sprache kam, die Thätigkeit der „Schwarzen Bande" in genügender Weise. Der junge Edelmann Korwin-Krukowski wurde nämlich von den Gaunern dadurch gekirrt, daß dieselben ihr Schweigen von ihm für den Preis von 5000 Rubeln darüber erkauften, daß er gelegentlich eines in seiner Wohnung arrangierten Spielchens angeblich „das Glück korrigiert" hatte. Frau Iwanowna dagegen, die hübsche Frau eines reichen Kaufmanns, wurde von den Gaunern in eine Liebesintrigue verwickelt, aus der zu entkommen, ihr nur durch schwere Opfer möglich sein sollte. Der Angeklagte Graesnow wußte sich derselben nämlich als feuriger Liebhaber zu nähern und ihr Herz zu gewinnen. Nachdem er die Frau, die so thöricht gewesen, sich für eine Witwe auszugeben, gehörig umgarnt, verleitet er dieselbe zu einem Stelldichein in seiner Wohnung und hier wird nun die Falle geschlossen: Dubezki und noch eine dritte, unermittelt gebliebene Person, überraschen das Paar bei seinem Rendezvous, geben der bestürzten Frau zu erkennen, daß sie vollständig darüber orientiert sind, wer sie sei, und zwingen sie unter der Drohung, ihrem Manne Mitteilung von ihrer Verirrung machen zu wollen, einen Wechsel auf eine gewisse Tichomirowa auszustellen. Aber in diesen beiden Fällen hatten die Gauner die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Frau Iwanowna machte sich, kaum den Händen der Spießgesellen entronnen, bald klar, daß sie hier in eine Lage geraten sei, welche doch über kurz oder lang dazu führen müsse, ihrem Manne ein Bekenntnis ihrer Verirrung abzulegen; kurz entschlossen that sie daher diesen Schritt sogleich und machte der Polizei Mitteilung von ihrem Erlebnis. Korwin-Krukowski dagegen entschloß sich erst, nachdem er infolge der eingegangenen Wechselverbindlichkeiten seine Stellung verloren, die Hilfe der Behörden gegen die unverschämt drängenden Gauner in Anspruch zu nehmen, und so wurden diese endlich von dem strafenden Arme der Gerechtigkeit erlangt.

Was wir sonst noch aus den Verhandlungen über das Treiben der „Schwarzen Bande" und namentlich über das Leben der beiden Führer derselben erfahren, reiht sich den beiden zur Anklage gestellten Fällen würdig an.

Für das Raffinement Dubezkis spricht, daß derselbe im Jahre 1872 für den General Lanskoi einen von einem Rechtsanwalt bereits in allen Instanzen verlorenen Erbschaftsprozeß dadurch gewinnt, daß er eine alte Urkunde des Zaren Joann Grosni ausfindig macht. Dieser Prozeß, durch welchen Dubezki dem General 79 000 Rubel gewinnt, bringt ihm 15 000 Rubel ein. Bald darauf aber wird Dubezki aus Petersburg ausgewiesen und begibt sich nach Nizza, wo er einen jungen Russen Raschetow kennen lernt und im Spiel um 15 000 Rubel betrügt, worüber ihm letzterer Wechsel ausstellen muß. Später kommt Dubezki nach Berlin und weiß dort durch einen Fußfall vor dem Kaiser Wilhelm bei einem Spaziergange des letzteren dessen Herz zu rühren, so daß sich, nach Angabe eines Zeugen, die deutsche Botschaft für die Rückkehr Dubezkis nach Petersburg verwendet, und ihm infolgedessen dieselbe auch wirklich gestattet wird. In Petersburg sucht Dubezki alsbald den jungen Raschetow, dessen Bruder eine geachtete Stellung im dortigen Appellhofe ein-

nimmt, wieder auf und bedrängt denselben mit den in Nizza ausgestellten Wechseln derart, daß Naschetow sich eine Kugel durch den Kopf schießt.

Aber der Gauner weiß auch den Zufall wohl auszubeuten. So ist er eines Tags auf der Straße ganz zufällig Zeuge des Gesprächs zweier ihm völlig unbekannter Damen, aus dem er erfährt, daß eine derselben ein Verhältnis mit einem bekannten Herrn hat. Sofort heftet er sich an die Fersen der Unbekannten, kundschaftet Namen und Wohnung derselben aus und stattet ihr einen Besuch ab, um sich ihr als Mitwisser ihres Geheimnisses vorzustellen und schließlich gegen einen Wechsel von 1000 Rubel sein Schweigen erkaufen zu lassen. Zugleich weiß der raffinierte Hochstapler die Dame derart von dem Wohlwollen seiner Gesinnung zu überzeugen, daß diese ihm die Briefe ihres Geliebten zur Vernichtung überläßt. Aber Dubezki wird doch dies kostbare Material nicht so ohne weiteres verschwinden lassen! Zunächst begibt er sich daher zu dem Liebhaber und läßt sich von diesem noch einmal 1000 Rubel für sein Stillschweigen zahlen.

Außerdem treiben die Genossen der „Schwarzen Bande“ ihr Wesen als Heiratsvermittler. Ein Stubenmädchen Dubezkis heiratet z. B. einen Obersten, und einem anderen Stubenmädchen, der bereits erwähnten Zeugin Tichomirowa, wird sogar ein General zugesagt. Ja, der Angeklagte Alexei Sarudny verschmäht es sogar nicht, gelegentlich den Polizeispion zu machen. Die Haupthätigkeit der Bande besteht aber in Erpressungen, namentlich beim Kartenspiel, und das Geschäft florierte, das beweisen die Wechsel, die im Besitze der Angeklagten gefunden wurden und die eine Höhe von 20000 Rubeln erreichen.

Aber auch nicht ohne einen aufregenden Zwischenfall sollte dieser an sich schon so sensationelle Prozeß verlaufen. Während der Verteidigungsrede Dubezkis auf das scharfe Plaidoyer des Prokurators Sablin ertönte plötzlich im Zuschauerraum ein Schuß, der einen ungeheuren Tumult im Publikum hervorrief. Den Schuß hatte die Tochter Dubezkis, eine Frau Kunizin, auf sich abgefeuert, sich jedoch dabei nur leicht an der Hand verletzt. Kaum hört jedoch Dubezki den Namen seiner Tochter nennen, als er in eine furchtbare Aufregung gerät, eine neben ihm stehende gefüllte Wasserflasche ergreift und sich mit derselben derart auf den Kopf schlägt, daß sie zersplittert und er blutüberströmt zu Boden sinkt. Erst nach längerer Unterbrechung und nachdem Dubezki aus dem Saale geschafft, konnte die Verhandlung zu Ende geführt werden.

Das Urteil lautete gegen Dubezki und Graesnow auf zweijährige Zuchthausstrafe, gegen Sarudny auf siebenmonatliche Arbeitshausstrafe und gegen die übrigen Angeklagten auf Deportation nach Sibirien.

Ob mit der vorläufigen Unschädlichmachung dieser Verbrecher die Nachforschungen über ihre Thätigkeit ihr Ende erreicht haben werden? Obwohl die „Schwarze Bande“, wie aus der obigen Darstellung hervorgeht, noch eine weit ausgebreitete „Praxis“ hatte, steht dies doch zu erwarten, da die Petersburger „Gesellschaft“ allen Grund hat, zu wünschen, daß der darüber gebreitete Schleier nicht allzusehr gelüftet werde.

O. B.

Die junge Pompejianerin.

Auf den Leichen-Gips-Abguß im Museum zu Pompeji.

Von

Hermann Friedrichs.

Du stiegst ans Licht; die Asche, holdes Kind!
Die dich begrub, die Asche weht im Wind.
An deine Bahre tritt die Welt und staunt,
Bald mehr, bald minder ernst, wie sie gelaunt.
Mir bist du eine Sterbende erschienen.
Die Menge gafft — ich les' in deinen Mienen:

Noch starbst du nicht; doch wissend, was dir droht,
Siehst still gefaßt entgegen du dem Tod
Und schmiegst im Fall den seelenvollen Leib
Der Erde an. O rede, süßes Weib!
Von jenem Schreckenstage gib mir Kunde,
Eh' dich ereilt die finst're Todesstunde.

Du schweigst — und doch dein ganzes Wesen spricht:
Geh', Freund, du redest meine Sprache nicht.
Die Götter rüsten zur Gigantenschlacht!
Die Nacht bricht an, die ew'ge Todesnacht!
Vergebens sträubt und windet sich das Leben . . . .
Geh', laß mich still ins große Nichts entschweben.

Eleonore.

Roman von August Becker.

(Fortsetzung.)

Ueber Dräsows blasses, von der Stubenluft gebleichtes Antlitz flog eine seltene Purpurglut. Er hatte durchaus keine Eile, zu antworten, da er zu einer Entschuldigung oder Rechtfertigung wenig vorbereitet war. Unruhig hin- und herschreitend, ließ ihm Herbig auch keine Zeit dazu, indem er fortfuhr:

„Gut denn, wenn du nur wirklich der Knopf auf Fortunas Haube bist und reichlich geerbt hast — das andere ist Nebensache. Ich fragte auch nicht aus dem Grunde, weil ich nach den Umständen besonders neugierig wäre. Das Nähere geht mich nichts an, und im Grunde ist mir all das höchst gleichgültig. Ich forschte nur, um dir Gelegenheit zu geben, dich über die Lage mir gegenüber auszusprechen, wenn du Lust dazu hattest. Dann sind wir darüber hinaus und können zu Wichtigerem — für mich nämlich — übergehen.“

„So setze dich wenigstens! Ich habe dir allerdings einiges mitzuteilen,“ bat jetzt Dräsow dringend, ernst und gefaßt.

Der Ausdruck seiner Züge war dabei von so bedeutsamem Ernst, daß Herbig nicht umhin konnte, seine Bitte zu gewähren, und, wenn auch widerwillig, ihm gegenüber auf dem Sofa Platz zu nehmen. Zwar nahm er eine der von Dräsow angebotenen Cigarren an, legte sie jedoch bald beiseite, um sich eine aus seiner eigenen Dose hervorzuholen und anzubrennen. Dann lehnte er sich zurück, bat Dräsow zu beginnen, und dieser fing mit seiner etwas schwachen, wispernden Stimme an, folgendes mitzuteilen:

„Es ist dir wohl nicht unbekannt, daß ich mit Steuber einmal ziemlich befreundet war. Die Unähnlichkeit zwischen ihm und mir konnte nicht größer sein. Ich weiß noch heute nicht, was ihn, den geleckten, stutzerhaften Weltmann und Streber an mir so anzog, daß er mir sein Vertrauen schenkte. Dies dauerte noch fort, als er sich in der früheren Welfenhauptstadt an der Leine, wo er eine Zeitlang auf den Gerichten praktizierte, sterblich in ein liebenswürdiges und gebildetes Mädchen verliebte, das dort in den besten Häusern verkehrte und als Musiklehrerin wirkte. Sie stammte aus einer sehr achtbaren Beamtenfamilie, sah sich jedoch nach dem Tode ihres Vaters mit der Mutter auf eine kleine Pension angewiesen, so daß sie keinen Augenblick zögerte, ihr Talent zu verwerten und durch Klavierunterricht zu erwerben, was sie mit der Mutter bedurfte. Gefördert durch die Bekanntenkreise ihres Vaters in der Stadt, setzte sie diesen Erwerb auch nach dem Tode ihrer Mutter fort. — Steuber hatte das schöne, überall gern gesehene Mädchen zufällig in Gesellschaft kennen gelernt und faßte eine heftige Neigung zu ihr. Er setzte alles daran — und es scheint ihn einige Mühe gekostet zu haben — ihre Liebe zu gewinnen. Vielleicht schmeichelte es seiner Eitelkeit, — denn ob er überhaupt eines wärmeren Gefühls fähig ist, ist mir schon früher zweifelhaft gewesen. Vielleicht auch — doch ich will ihm nicht zu nahe treten und gerne annehmen, daß die persönlichen Vorzüge Paulinens ihn allein bestachen. Sie stand nämlich in dem Rufe einer hoffnungsvollen Erbin. Ein Großonkel von ihr lebte kinderlos und hochbetagt in der Butjahdinger Marsch. Jedenfalls aber mußte Steuber nachträglich in Erfahrung gebracht haben, daß die Erbschaft nicht so bedeutend sei, als er erwartet und vorausgesetzt hatte; denn eines Tages vertraute er mir unversehens brieflich an, daß sein Ehrgeiz und seine Lebenslust dennoch in Kollision mit seiner Liebe geraten werde, wobei er den Stoßseufzer einfließen ließ, daß in seinem Beruf mit einer reicheren Frau eine ganz andere Carriere möglich wäre. Erst später erfuhr ich, daß Paulinens Großonkel testamentarisch über sein Vermögen verfügt, verschiedene Vermächtnisse an wohl-

thätige Stiftungen eingesetzt und seiner Großnichte nur einen verhältnismäßig bescheidenen, wenn auch für ihre Bedürfnisse voll genügenden Anteil zugewiesen habe. — Auf jenes Schreiben Steubers hatte ich jedoch sofort die Antwort folgen lassen, daß er verpflichtet sei, Treue zu halten, sein Glück als gewissenhafter Mann zu suchen, und dies auch sicher finden werde."

Hier ließ Dräsow eine Pause eintreten, um etwas aufzuatmen und die ausgegangene Cigarre wieder anzuzünden. Wäre er ein scharfer Beobachter gewesen, hätte er bemerken müssen, daß Herbig ein sehr unaufmerksamer Zuhörer war und jetzt mit einem Ausdruck an die Decke sah, der genügend darthat, daß sich seine Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigten. Doch setzte Dräsows Gutmütigkeit volle Teilnahme an seinem Bericht voraus, den er, die rauchende Cigarre immer wieder aus dem Munde nehmend, also fortsetzte:

„Seitdem würdigte mich unser edler Steuber keines Briefs mehr. Ich setzte indes voraus, meine Mahnung habe gewirkt. Es schien auch so. Damals nun hatte ich viel Pech; notgedrungen zog ich mich noch mehr zurück, um in der Arbeit die Misere des Lebens zu vergessen. Einmal hörte ich wohl, daß Steuber als Assessor nach Berlin zurückgekehrt sei. Doch sah ich ihn nie, und er selbst suchte mich nicht auf. Da erhielt ich eines Tags eine anonyme Einladung in ein bekanntes Hotel unter den Linden, und weil ich dich dorten traf, konnte ich mir nicht anders denken, als sie sei von dir ausgegangen. Deine Aeußerungen jedoch belehrten mich eines Bessern. Du erinnerst dich wohl noch des Abends, wo du mir im Hotel von einer schönen Unbekannten am Ostseestrand schwärmerisch eine wunderliche, doch keineswegs inhaltsreiche Geschichte erzähltest? He?"

Herbig wandte den Kopf her, sprach jedoch nichts, sondern sah den Freund nur zerstreut und abwesend an.

„Entsinnst du dich noch," fuhr dieser fort, „der jungen Dame, die jenes Abends und nochmals am Tage deiner Abreise an uns vorüber kam? Indem sie das Hotel verließ, hatte sie mir ein Paket überreichen lassen, wie du dich erinnern wirst. Nicht? Weil dein Kopf ganz mit deiner Ostseebekanntschaft angefüllt war, hattest du die junge Fremde abends vorher für einen Kandelaber angesehen."

„Ah, richtig! Der Kandelaber!" bemerkte jetzt Herbig, vor sich hinnickend.

„Dieselbe junge Dame — die übrigens mit einem Kandelaber so viel Aehnlichkeit hatte, als ich mit einer korinthischen Säule oder mit der Statue des Sophokles — dieselbe junge Dame hatte mir jene Einladung ins Hotel zukommen lassen, wie jetzt das Paket, das ich nach deiner Abreise auf Umwegen durch die Stadt nach Hause trug, da ich es erst 6 Uhr abends öffnen durfte. Mein Herz pochte — wie Krupps Eisenhammer. Denn auf dem Heimweg war ich durch einen Vorfall und durch flüchtige Reden sehr beunruhigt worden. Und dann die Neugierde, die Spannung, die Erwartung! Du wirst es auch natürlich finden, denn dich selbst juckte es schon damals, hinter das Geheimnis zu kommen. Nun saß ich allein auf meinem ärmlichen Stübchen; das Paket lag vor mir auf dem wackeligen Tisch. Gewissenhaft erwartete ich die bestimmte Stunde. Endlich, endlich schlug es 6 Uhr abends. Aber noch immer machte ich mich nicht an die Lösung. Ich zündete erst mit Bedacht meine Lampe an. Dann sah ich noch eine Weile auf die Siegel des Pakets, indem ich mich Vermutungen über den Inhalt desselben überließ. Nun aber brach ich die Siegel auf, um hinter das Geheimnis des Mädchens aus der Fremde zu kommen, wie du sie nanntest. Mit bebender Hand hatte ich das Paket geöffnet. Mehrere zusammengefaltete Papiere lagen darin. Ich war jetzt auf den Inhalt so weit gefaßt, daß ich in der That Manuskripte, lyrische Gedichte oder sonstige belletristische Produkte erwartete. Doch nein, es waren keine Verse, das sah ich sofort, sondern Aktenstücke, Abschriften gerichtlicher Dokumente, wie es schien ein beglaubigtes, förmliches Testament. Erschrocken fuhr ich beim Anblick desselben zurück. Bei mir war dergleichen in die unrechten Hände geraten. Mir konnten Verschreibungen, notarielle Urkunden über Vermächtnisse nur aus unliebsamem Versehen zufallen — so mußte ich glauben. Ein Mißverständnis hatte die Zusendung an mich verschuldet, ein Irrtum den Zufall veranlaßt, der mir keinen Einblick in fremde Akten gestattete. So begann ich sie wieder einzupacken, sah jedoch auf dem Umschlag deutlich meine genaue Adresse. Indes hatte sich auch ein Brief in dem Paket gefunden, der an mich gerichtet war und dieselben festen und entschlossenen Züge auf der Aufschrift zeigte, wie jenes anonyme Einladungsschreiben."

„Dieses Schreiben nun,“ fügte Dräsow seiner Erläuterung hinzu, indem er aus einem Schubfach seines Sekretärs einige Papiere nahm, vor sich hinlegte und eines davon entfaltete — „dieses Schreiben, welches ich hier im Original habe, lautet, wenn du die Geduld haben willst, es anzuhören, folgendermaßen:

Sehr geehrter Herr Doktor Dräsow!

Wollen Sie mir zu gute halten, wenn ich, obschon Ihnen persönlich unbekannt, auf Grund beiliegender Dokumente, Sie brieflich behellige, nachdem es mir gestern nicht schicklich geschienen, Sie der Gesellschaft eines Freundes zu entreißen. Ich stehe allein, ohne nahe Verwandte in der Welt, die zu verlassen ich im Begriffe bin, da es sich der Mühe des Lebens nicht weiter lohnt. Ich bin die verratene Braut des Assessors Steuber, Ihres Freundes, wenn Sie ihn dieser Ehre noch würdig halten. Nach langem Sträuben — sein Wesen flößte mir bei aller Neigung Argwohn ein — nach langem Widerstreben verlobte ich mich ihm dennoch. Alle Welt war gegen diese Verbindung, zum Teil aus politischen, zum Teil aus anderen Gründen; und so war ich gegen alle Welt. Aus den Kreisen entfernter Verwandtschaft und der Bekannten meiner Eltern scholl es: Du wirst einst reuig zurückkehren, Pauline! — Das werde ich nicht, war meine Antwort. Und ich werde es **nicht**. — Mein Verlobter hatte mir damals zugeschworen, treu auszuharren; er wäre sonst ja wert, aufgeknüpft zu werden, beteuerte er. Gestern abend ward er daran erinnert, und er zitterte. Er soll noch tiefer erschüttert, sein Hochzeitstag mein Todestag werden. Nicht weil ich den falschen, schlechten Mann noch liebe. Ich verabscheue, hasse, nein, ich verachte ihn! Doch drückt mich die Last des Daseins. Das Leben hat keinen Zweck mehr für mich, wohl aber der Tod, der seine schwarzen Schatten in seine sonnigen Tage werfen wird. Wo er sich hinwendet, wo er weilt, am eignen Herd, im Richterstuhl, im Salon, beim Festjubel, auf der Reise, in der Stille des Waldes, auf Bergeshöhe, im Gewühl der Hauptstadt und in schlafloser Nacht wird dem Schauernden mein Geist gegenübertreten, daß er von nun an ruhelos durch das Leben fliehe. Und nun nur noch ein Wort von ihm, dann keines mehr. In einem vertraulichen Augenblick hat er mir einen Blick in das Schreiben eines edlen Mannes gestattet. Es war Ihr Brief, Herr Doktor, in welchem Sie sich an seine Ehre, an sein Gewissen wenden, ihn beschwören, Treue zu halten. Von da an keimte ein Entschluß in mir für den gegebenen Fall. Als ich in den Besitz meiner Erbschaft gelangte, wandte ich mich an einen zuverlässigen Freund meines seligen Vaters, dem ich vertrauen konnte, den ich von meinem unabänderlichen Vorsatz und dessen Notwendigkeit zu überzeugen vermochte. Im Besitze eines Notariats war er zugleich der rechte Mann für meinen Auftrag. Es galt meinen letzten Willen aufzusetzen. Man schreibt mir Stolz zu. Doch besitze ich nicht so viel Eitelkeit, es verschafft mir keine Genugthuung, im Grabe als öffentliche Wohlthäterin gepriesen zu werden. Ich will mich nicht denen anreihen, die im Leben die Dürftigkeit abweisen, um im Tode von fettgemästeten Verwaltern ihrer Stiftung gesegnet zu werden. Die Welt soll mich vergessen, und Sie, Herr Doktor, schulden mir keinen Dank. Ich folge nur dem Drange meines Herzens und einem Gebote der Pflicht, wenn ich durch meinen letzten Willen dazu beitrage, einem Mann der Idee, einem redlichen Gelehrten, einem gewissenhaften Schriftsteller den Weg in seinem erhabenen Beruf durch unsere rauhe Zeit zu ebnen. Ihm ist nicht gestattet, den Erwerb als seinen Lebenszweck zu verfolgen. Er kann nicht fremde Hände für sich und die Seinigen arbeiten lassen. Was er versäumt, bleibt versäumt; was er nicht schafft, bleibt ungeschaffen. — Und bin ich die einzige Deutsche, die solcher Verpflichtung nachkommt, um so schlimmer für die Nation, um so weniger lohnt es sich für mich, noch zu leben. Mein Testament — es ist nicht anzugreifen, genügt streng der gesetzlichen Form; ich bin großjährig, imstande über mein Vermögen frei zu verfügen; keine Verwandtschaft steht mir so nahe, um Ansprüche erheben zu dürfen. Mein Testament also setzt Sie, Herr Dr. Dräsow, zum Erben meiner Hinterlassenschaft ein, wie Ihnen die beiliegenden Papiere bekunden. Es sind Abschriften der bei den Gerichten meiner Vaterstadt niedergelegten Originaldokumente. Ihnen, Herr Doktor, der Sie sich einer Unbekannten angenommen, vererbt diese Unbekannte — mit Ausnahme einiger kleinen Legate — ihr gesamtes bares Vermögen für den Fall, daß sie unverheiratet vor Ihnen sterben sollte. Dieser in Aussicht genommene Fall tritt nun heute bestimmt ein. Trauern Sie nicht deswegen. Seien Sie glücklich, wählen Sie sich Ihre Gattin

nach den Eingebungen Ihres braven Herzens. Gedenken Sie dabei dann und wann meiner, ohne daß mein Andenken einen Schatten in Ihr Glück werfen, Ihre Ruhe stören darf. Mir gewährt das Sterben Befriedigung, keinen Schmerz, Ihnen keinen Vorwurf. Leben Sie also wohl und genehmigen Sie den Ausdruck aufrichtiger Hochachtung, mit der ich zeichne Ihre ergebenste Pauline Brokholt.

„Mit derselben festen Hand," setzte Dräsow ernst hinzu, „war dem Schreiben noch ein Postskriptum beigefügt, dieses Inhalts: ‚Das bare Geld in meinen Koffern reicht hin, die Leichenkosten zu decken' und weitere Andeutungen enthielt das Schreiben nicht."

3.

„So lautete der Brief," schloß Dräsow tief aufseufzend seinen Vortrag und faltete das Schreiben wieder zusammen, indem er es auf den Tisch und die Hand darauf legte. „So wie ich dir Wort für Wort aus dem Original vorgelesen habe. Du magst dich selbst überzeugen."

Herbig winkte stumm mit einer Wendung des Kopfes ab, fragte aber nach einer etwas drückenden Pause:

„Und weiter?"

„Wie mir zu Mute war," fuhr dann auch Dräsow in seinem Berichte fort, „läßt sich nicht beschreiben. Ich fuhr empor, warf nochmals einen Blick auf die festen, entschlossenen Schriftzüge des Briefs, welche den Vorsatz der jungen Dame, in den Tod zu gehen, aussprachen, jedoch durch keinen Strich, oder sonstige Spur ein Zaudern, ein Straucheln, ein Beben und Zittern ihrer Hand verrieten. Ohne auch nur einen Blick in die übrigen Papiere zu werfen, schob ich tief erschüttert und am ganzen Leibe schaudernd die Kopieen der Urkunden zusammen und hinweg in ein Fach meines Pultes, um mit aller Hast davon zu eilen und mir Kunde zu verschaffen, ob sie ihren entsetzlichen Entschluß ausgeführt habe. Ich bildete mir ein, ihren Vorsatz vereiteln, die Verzweifelte trösten und wieder ins Leben zurückführen zu können. Allein centnerschwer lag mir die nachmittags in der Stadt vernommene Andeutung auf dem Gemüt und in den Beinen. Wie gelähmt schleppte ich mich durch die Straßen. Wohin mich zuerst wenden? Ohne Zweifel war es am zweckdienlichsten, ins Hotel zu eilen, um vorerst hier nachzufragen, ob die junge Dame noch nicht von ihrer Ausfahrt zurückgekehrt sei. Dort erhielt ich denn auch auf meine Erkundigung die Auskunft, die Dame sei noch nicht zurückgekommen, habe übrigens ihre Rechnung berichtigt und ihr Zimmer auch für die kommende Nacht — ein ungewöhnlicher Fall — bereits vorausbezahlt.

„Während ich noch mit dem verhängnisvollen Brief in der Tasche an der Portierloge stand, trat ein Polizeibote ein, um den Wirt oder Oberkellner aufzufordern, sofort nach dem Obduktionshause zu kommen. Es handle sich um die Wiedererkennung einer im Engelbecken gefundenen Leiche, bei welcher man eine in der Börse verwahrte, freilich vom Wasser gänzlich durchweichte, immerhin noch leserliche quittierte Rechnung des Hotels entdeckt habe. Mir brachen beinahe die Beine. Mir zitterten alle Glieder. Kaum vermochte ich der Aufforderung des Oberkellners, ihn zu begleiten, nachzukommen. Wir fuhren dahin, wurden vor die Leiche geführt. Beim ersten Blick erkannten wir sie. Mehrere Augenzeugen hatten von der Königinbrücke aus bemerkt, wie sie ihren Entschluß ausführte. Man hatte sofort um Hilfe gerufen, konnte jedoch die Arme nur als Leiche wieder an den Strand heben. Auf ihre Effekten wurde gerichtlich Beschlag gelegt. Da jedoch alle Koffer mit meiner Adresse von ihrer Hand versehen waren und die Aufschlüsse, welche ich zu geben vermochte, mit sonstigen Erhebungen übereinstimmten, wurden sie mir bald ausgeliefert. Ihre Leiche wurde, soweit es anging, nach ihren testamentarischen Verfügungen begraben; ich stand allein an ihrem offenen Grabe und legte einen Immortellenkranz auf den Hügel, der sich über demselben erhob. Ein anderer Kranz umgibt ihr Bild hier oben. Nun sieht sie mich aus demselben so ernst und fragend an. Warum wollte sie nicht mehr leben! So jung, so feinsinnig, so hold! — Das ist meine Geschichte."

Als Dräsow damit schloß, stand Herbig hastig vom Sofa auf und ging wieder unruhig in der Stube auf und ab.

„Und damit war's aus?" frug er.

„Nein," lautete die Antwort. „Noch nicht ganz, obwohl ich in der Stimmung war, nichts weiteres zu erwarten. Aber man suchte mich auf und fand mich. Das Testament umzustoßen oder ungültig zu erklären, wurden keine Versuche gemacht — wenigstens ist mir nichts davon zu

Ohren gekommen. Es wurde mir denn auch alles — für meine Wünsche mehr als genug — endlich von dem Notar ausgeliefert, der sich im voraus bezahlt gemacht hatte. Mit einem Schlag war ich ein wohlhabender unabhängiger Mann. Hier die Dokumente, aus welchen du dich selbst überzeugen kannst. Mehr habe ich nicht zu berichten."

„Laß, laß!" erwiderte Herbig, noch hin- und herwandelnd. „Ich glaube dir, ohne Einsicht zu nehmen und wünsche dir Glück. Merkwürdig! Springt mein Kandelaber ins Wasser! Man erlebt sonderbare Dinge. Ja," fuhr er fort und warf, für einen Augenblick innehaltend, einen Blick nach dem Bildnis empor. „Ich erinnere mich des Mädchens aus der Fremde — hübsch, schlank, eleganter Wuchs, und vornehme Haltung. So blickt sie mich auch aus dem Immortellenkranze an. Immortellen! wachsen sie nicht auch bei uns, auf Triften, am Rand der Heide? Nicht wahr? Ja, es ist dieselbe Blume," setzte er nachsinnlich hinzu, indem er sein unruhiges Wandeln im Zimmer aufs neue begann. „Ist jener kleine, dicke, glatzköpfige Mynheer nicht weiter hervor getreten?"

„Nein. Er stand in keiner näheren Beziehung zu dem Fall."

„In Amsterdam war es, wo ich einmal im Rathaus durch ein Bildwerk A. Quellins tief gerührt wurde," fuhr Herbig fort. „Eine Karyatide, ein schönes junges Weib, entblößt bis zur Hüfte, trägt da den Balkon und verhüllt sich weinend mit den Händen die Augen, als ob sie nicht bloß unter der Wucht ihrer Last, sondern mehr noch ob ihrer allen Blicken ausgestellten, verletzenden, unwürdigen Position leide. Selten hat eine leblose Figur einen so ergreifenden Eindruck auf mich ausgeübt. Und dennoch war es mir damals noch nicht so nahe gelegt, wie viele solcher Karyatiden unter uns leben und seufzen — im Hause, im Kabinett, im Salon. Beim ersten Blick — ich entsinne mich wohl — rief mir die Erscheinung dieses Mädchens aus der Fremde auch die Erinnerung an A. Quellins Karyatide dunkel vor die Seele. Und nun hat sie ausgelitten. Gewiß ein edles, entschlossenes, wenn auch überspanntes Wesen. Ihr Tod hat seinen Zweck verfehlt. Sie hätte sich sagen müssen, daß sie sterbend ihre Absicht, Rache oder Vergeltung an Steuber, am wenigsten erreicht. Oder hast du vernommen, daß er tiefsinnig geworden sei?"

„Gott bewahre. Er ist jetzt Richter, trinkt gut, ißt gut, läßt sich's schmecken, brilliert in der Gesellschaft und strebt mit guter Aussicht weiter, wie ich höre. Ob er aber dennoch nicht insgeheim von Gewissensbissen gequält wird?!"

„Nicht so viel!" erwiderte Herbig, den Daumen auf die Spitze seines Goldfingers setzend. „Nicht nagelsgroß. Gewissensbisse haben nur fein organisierte Naturen, Gemütsmenschen. Ihrer Ferse heftet sich nur zu leicht ein Erinnyenheer reuiger Empfindungen und böser Erinnerungen an; den anderen, den Glücklichen, denen der Kampf ums Dasein keine Beklemmungen macht, nie — oder nur dann, wenn sie sich in der Falle sehen. Bei den meisten Verbrechern regt sich das Gewissen erst mit der Gewißheit der Sühne, mit der Todesangst. Was nun diese arme, verratene Pauline Brokholt betrifft, so konnte sie dem Treulosen keinen größeren Dienst leisten, als zu sterben. Ihm ist damit der quälende Alp ein für allemal vom Herzen gewälzt. Wäre sie am Leben geblieben, ja, dann hätte ihn doch fortwährende Furcht und Angst vor ihrer Erscheinung, vor einer plötzlichen Begegnung geplagt und gejagt. Den Geist einer Toten fürchtet er nicht."

„Vielleicht stellt sich doch noch die Reue ein," meinte Dräsow, trüb vor sich hinblickend.

„Keine Spur davon, verlaß dich darauf!" versicherte Herbig. „Ich habe ihn nie unbefangener und zuversichtlicher gesehen, als an der Seite seiner Gattin in Rom."

„Du schriebst doch, sie sei ein Bläßhuhn!"

„Ist sie auch, — ein Bläßhuhn, das goldene Eier legt und darum ihm lieb und wert. Die Verlassene mag modern."

„Der Molch! Und ich," stöhnte Dräsow, „ich sitze nun warm und soll mich freuen, daß ich kein Proletarier, kein armer Schlucker mehr bin. Reich bin ich nicht, allein die Interessen des Kapitals der Geopferten sichern mir doch eine anständige Existenz und gewähren die nötige Unterlage zu gedeihlicher Thätigkeit. Soll ich, darf ich mich hierüber freuen?"

Herbig zuckte die Schultern.

„Du meinst wohl, statt ins Wasser zu springen, hätte sie dir in die Arme hüpfen sollen!" sprach er. „So klug war die Arme nicht. Indes, kommen wir nun einmal auf meine Angelegenheiten; ihretwegen eilte ich über die Alpen zurück. Du hast dich doch nach dem Geheimrat Wantrup erkundigt?"

„Geheimrat Wantrup? Nein. Warum?“

„Mein Gott!“ rief Herbig ungeduldig und heftig mit dem Fuße stampfend. „Ich schrieb es dir doch, bat dich darum. Ihm muß ich mein Teuerstes erst abgewinnen!“

„Ja so!“ versetzte Dräsow. „Aber, wie hätte ich Zeit dafür gewonnen, da dein Schreiben vorhin erst anlangte. Uebrigens, nicht wahr, Herbig, dein Teuerstes heißt — Jenny?!“

„Bist du besessen? Eleonore heißt sie.“

„Richtig, Eleonore. Doch deuchte mir, sie heiße Jenny Nordhase.“

„Mensch, wie kommst du auf den Namen?“ fragte Herbig, sich so hastig nach ihm umkehrend, daß Dräsow etwas betroffen zurückwich.

„Da kommt mir — wie, weiß ich nicht — ein beschriebenes Kärtchen von einer gewissen Jenny Nordhase in die Hand,“ erläuterte er, sich fassend. „Ich las mich hinein, da du eintratst. Es schwebt etwas seltsam Anziehendes, etwas Erfrischendes, Einnehmendes, Zutrauliches um diese Jenny.“

„Und da küßtest du sie.“

„Ihren Namen. Nur ihren Namen! Weißt du, der Zauber, der Reiz, die Fascination, die Bezauberung.“

„Du bist ein Heimtücker, Dräsow!“ sagte Herbig, ihn ins Auge fassend. „Eher konnte ich mir einen Elefanten auf dem Schlappseil denken, als dich auf solchen Anwandlungen. Allein, ich sehe, du bist gefährlich, entflammbar wie ein Strohdach. Das Billet — gib es einmal her — muß unter die Gedenkblätter und Photographieen geraten sein und war nicht für dich bestimmt. Das konnte dir schon die Aufschrift ‚L. G.‘ beweisen.“

Dräsow, dessen Wangen ohnehin die Stubenfarbe trugen, wurden hier leichenfahl. Ein Gefühl, wie er es nie empfunden hatte, flößte ihm Wermut ein und das Herz zuckte, als habe das „grüngeäugte Scheusal“ einen Biß hinein gethan.

„Mir deuchte,“ fing er dann zögernd an, „dies L. G. bedeute licet gaudere oder gestire — es ist erlaubt, sich über mich lustig zu machen.“

„Jenny versteht kein Latein,“ erwiderte Herbig hierauf. „Du mußt es anders deuten.“

„Gut denn,“ erwiderte Dräsow sich abwendend, „so mag es ‚lieber Geliebter, lieber Galan, Gatte‘ oder ‚Gemahl‘ heißen, oder meinetwegen, wie es wolle, da es für dich bestimmt ist.“

„Nein, nicht für mich, alter Wiedehopf!“ erklärte jetzt Herbig, der mit einiger Verwunderung das Gebahren des Gelehrten verfolgte. „Der Zufall führte es mir in die Hand, ein glücklicher Zufall! Es ist an ihre Schwester Gretchen gerichtet; Jenny entspricht dem liebenswürdigen Eindruck dieser Zeilen, und — Eleonore wohnte bei den Schwestern.“

„Ei so!“ meinte Dräsow aufleuchtend. „Ist sie hübsch?“

„Wie? Eleonore hübsch!?“ flammte Herbig auf.

„Eleonore!! Es handelt sich um Jenny. Nun — ist sie's?“

„Ich glaube ja.“

„Was hat sie denn für Augen? Blaue?“

„Ja, ja, stellenweise. Der Zufall ließ mich den Zopf finden.“

„O du Glückspilz! Wie sieht er denn aus?“

„Wer?“

„Frag' wer! Der Zopf! Ist er schwarz oder blond, goldblond, rehblond, nuß- oder kastanienbraun?“

„Grün und blau ist er, oder wie du willst!“ versetzte Herbig geärgert. „Stürme ich von Rom bei solchem Wetter über die Alpen hierher, um dir Auskunft über die Farbe des Zopfes von Jenny Nordhase zu geben?! Nein! Ich kam, von dir zu hören, was du von meiner Eleonore zu bekunden hast. Meiner Eleonore, sage ich. Laß dir im Vertrauen sagen: ich habe sie in Thüringen wiedergefunden. Sie ist eines Geheimrats Wantrup Gattin — wenigstens jetzt noch und dem Namen nach. Existiert ein solcher in der Reichshauptstadt? Oder wo sonst in der Welt? Sprich!“

„Ich weiß nur von einem Wantrup,“ antwortete Dräsow mit nachdenklichem Zögern. „Aber der ist nicht Geheimrat, sondern quiescierter Gymnasialdirektor aus einer Landstadt und Schwiegervater des — —“

„Laß alle ‚sondern‘ und ‚aber‘!“ fiel Herbig ungeduldig ein. „Damit förderst du nichts. Ich vergeude nur meine Zeit. Wenn du nichts von einem Geheimrat Wantrup weißt, so werde ich anderweitig erfahren, wo er steckt. Denn erfahren muß ich es, heute noch, — verlaß dich darauf! Finde ich Eleonoren — und dazu solltest du, als Freund, behilflich sein — ist sie nur einmal mein, ganz mein eigen, dann werde ich auch dir bei deines Herzens Mädchen zur Seite stehen. Allein, erst muß sie gefunden

und gewonnen sein, Dräsovius, das siehst du wohl ein."

„Aber, Jenny —"

„Mach' keine Einwürfe, sprich nicht von Schwierigkeiten!" fuhr Herbig mit ungestümer Bewegung fort, ohne den Freund zu Wort kommen zu lassen. „Kein Hindernis schreckt mich, kein Widerstand hält mich ab. Nichts beirrt mich. Unlösbar ist dieser Knoten nicht. Und muß es sein, zerhaut man ihn! Fortem Fortuna adjuvat!"

„Allein —"

„Besorge nichts. Aufsehen wird vermieden. Fürchte nicht, daß ich Klugheit und Vorsicht außer acht lassen werde!" versicherte Herbig mit demselben leidenschaftlichen Ungestüm, derselben Rastlosigkeit auf- und niederschreitend. „Mit dem größten Zartsinn wird die Sache angegriffen, Sensation vermieden, allein der Konflikt gelöst — so oder so! Hilf mir nun den Pelz wieder umhängen, wenn du so gut sein willst."

„Wie? Du willst schon fort?" fiel hier Dräsow ein, dem Freunde zuvorkommend, der sich nach seinem Mantel umsah.

„Ich kann nicht länger weilen. Mein Kutscher wartet unten — bei dem Wetter die ganze Zeit über! Es scheint zwar einiger Stillstand eingetreten zu sein — man sieht nur noch wenige Flocken. Doch einerlei. Ich habe vor Nacht noch einige Besuche und Einkäufe zu machen. Morgen komme ich wieder. Diesen Abend werde ich bei Geheimrat Betting verbringen. Du kennst meine Verehrung für — — so, ich danke dir!" unterbrach sich Herbig selbst, nachdem er wieder in den Pelz geschlüpft war, und fuhr dann gelassener, jedoch noch immer mit Ton und Ausdruck entschiedenster Entschlossenheit fort. „Du kennst meine Verehrung für den trefflichen alten Herrn, den ich wie einen Vater schätze und ehre. Wie freue ich mich, ihn einmal in seinem neuen Heim begrüßen zu dürfen! Habe mich auch sofort nach meiner Ankunft angekündigt und erwarte nun seine Einladung. Von ihm und seiner trefflichen Gattin erwarte ich zuversichtlich Auskunft über Eleonore, Rat und Beistand. Während der Badesaison an der Ostsee kann ihnen eine Erscheinung wie Eleonore Wantrup nicht entgangen sein!" fügte Herbig hinzu, indem er nach seinem Hute und gleichzeitig nach der Hand des Freundes griff, um sie zum Abschied zu schütteln, während er ihm durch seine Hast das Wort abschnitt. „Ja, mir ist — auf Wiedersehen Dräsow! — mir ist, als müßte ich heute Eleonoren dort treffen!"

„Das ist nicht unmöglich!" versetzte Dräsow mit ungewohntem Ernst und fast bestürzter Nachdenklichkeit, indem er den stürmisch bewegten Freund bis zur Haustreppe geleitete, über welche dieser unverweilt hinunter eilte. „Das ist keineswegs unmöglich!" wiederholte der Zurückgebliebene nachdenklich für sich, als er in seine Gelehrtenzelle mit dem Bewußtsein zurückkehrte, daß alle Vorstellungen vergeblich gewesen wären. „Gar nicht unmöglich!" fügte er nochmals bekümmert, mit bedenklichem Kopfnicken hinzu.

Und dabei gewannen seine Züge einen Ausdruck, als sei ihm ein Licht aufgegangen, das einen grellen Schein auf die Leidenschaft des Freundes und einen unheilkündenden Schimmer auf den Weg warf, den derselbe einzuschlagen im Begriff stand.

4.

Jene Märznacht war nicht weniger stürmisch, als es der Tag gewesen war. Wie Irrlichter huschten die Wagenlaternen dahin und spiegelten sich in trüben, von Schnee und Regen gebildeten Straßentümpeln draußen am Tiergarten. Durch die leeren, doch bereits in jungem Safte schwellenden Zweige und Aeste der Baumkronen sausten die Sturmgeister des kommenden Lenzes und unten trabten die Droschkengäule und rasselten die Räder durch ein Wagen und Pferde bespritzendes Chaos.

So schlimm das Wetter, so uneinladend die Nacht und so entlegen die Wohnung des Geheimrats Betting für die Bewohner der inneren Stadt war, hatte sich dennoch ein Gesellschaftskreis eingefunden, der alle für den Zweck des Abends geöffneten Räume des gastlichen Hauses füllte. Es war ein sehr gewählter Zirkel, kein glänzender, wenigstens nicht, was man gewöhnlich darunter versteht. Blitzende Uniformen, leuchtende Orden u. dergl. fehlten ganz. Auch wetteiferten nicht, wie in anderen Soiréen, allzulange Schleppproben an Eleganz und Farbenpracht. Jedermann wußte, daß man hier durch solche Aeußerlichkeiten keinen Eindruck machte, niemand bestach, niemandes Neid erregte,

und bequemte sich der vornehmen Einfachheit in Kleidung und Haltung an, welche die feinsten Gesellschaftskreise überall auszeichnet oder doch auszeichnen sollte. Oeffnete die Geheimrätin Betting ihr Haus, so konnte sie füglich anderen Salons überlassen, die es nötiger hatten, durch prunkvolle äußerliche Zuthaten glänzen zu wollen.

Als Bruno Herbig vorfuhr, gedachte er lebhaft jenes vergeblichen Besuchs im vergangenen Herbst. Indem er ausstieg, beschleunigte er seine Schritte, um unterm Regenschirm — es schneite und regnete noch immer bei unangenehmem „Schlackerwetter" — an dem Vorgärtchen vorüber das Haus zu erreichen. Kein Rosenflor umduftete jetzt dasselbe. Die Stämmchen waren entweder in die Erde gelegt oder mit Stroh umwickelt. Allein, dem Vorüberwandelnden war dabei jetzt seltsam zu Mut: als lägen die Kronen der Rosenstämmchen alle in seiner Brust verwahrt und strebten da einem neuen Blütensommer entgegen. Die Einbildung verursachte ihm kein durchaus angenehmes und wonniges Gefühl, da auch die Dornen und Stacheln sich schmerzhaft geltend machten. Doch suchte er die wunderlich gemischte Empfindung zu bemeistern und sich ganz den Hoffnungen hinzugeben, welche er von dem Abend hegte. Er lebte in der That der Zuversicht, daß mit dem Eintritt in dieses Haus sein Schicksal zur gewünschten Entscheidung gelange. Von ihm, dem edlen, liebenswürdigen alten Herrn, der sich seinem dankbaren Schüler stets als väterlicher Freund bewiesen, durfte er auch in einer ebenso peinlichen, als zarten Herzensangelegenheit jene Förderung erwarten, die der Geheimrat jedem aufrichtigen und schönen Streben angedeihen ließ.

Mit all dem Vertrauen, das sein verehrter Lehrer heischen konnte, wollte er ihm bei guter Gelegenheit sein Geheimnis mitteilen, sein ganzes Herz eröffnen, und er glaubte gewiß sein zu dürfen, daß ihm Rat und Beistand gewährt wurde.

Mit solchen Gesinnungen, Hoffnungen und zuversichtlichen Erwartungen war er gekommen, ins Haus eingetreten und hatte draußen seinen Mantel abgelegt. Jetzt überfiel ihn eine seltsame Beklommenheit, die ihm sonst fremd war. Im Begriff, sich in die Salons zu begeben, kam eine sonderbare Unruhe über ihn, deren Ursache oder Grund er sich nicht zu erklären vermochte. Er hatte das Vorgefühl von etwas Unerwartetem, eines erschütternden Erlebnisses, einer verhängnisvollen Begegnung. Es auf seine Voraussetzung von Eleonorens Anwesenheit deuten zu wollen, ging nicht wohl an; sein freudiges Verlangen nach ihrem Anblick ließ solche Auslegung seiner Herzensbangigkeit von unvermuteter oder doch unbekannter Tücke des Schicksals nicht leicht zu. Indes durfte er keiner Schwäche nachgeben; es galt, gefaßt zu sein.

Sich zusammennehmend, trat er denn nun mit der gewohnten guten Haltung in den vorderen Gesellschaftsraum, wo Gruppen von meistens älteren Herren in gelassenem Geplauder — über wissenschaftliche Fragen, wie es schien — umherstanden. Nur einige wenige Damen waren mit in die Unterhaltung gezogen. Das Ganze bot einen so nüchternen, friedlichen und gewohnten Anblick, daß es auch auf ihn beruhigend wirkte, obwohl er von den Anwesenden niemand kannte und niemand dem Eintretenden besondere Aufmerksamkeit schenkte.

Während Herbig sich nach dem Hausherrn umsah und zu diesem Behuf, da er ihn unter den Umherstehenden nicht erkannte, mit wiedererlangter vollkommener Fassung sich der offenen Flügelthüre näherte, welche nach einem belebten Saale führte, glaubte er jedoch zu bemerken, daß ihn eine der Damen freundlich lächelnd ansah und ihm, da er ihr den Blick nochmals zuwandte, mit der Vertraulichkeit einer Bekannten leicht zunickte. Mit einer Verbeugung kam er ihr um einige Schritte entgegen, als er in ihr dieselbe Dame erkannte, welche er bei seiner Durchreise im letztverflossenen Herbst abends mit Steubers Braut und Schwägerin in einem der Modemagazine der Hauptstadt getroffen hatte. Sofort erinnerte er sich, daß sie sich damals selbst als eine Vertraute der Herrin des Hauses, in welchem er sich jetzt befand, zu erkennen gegeben hatte und nach ihrem eigenen Geständnis mit derselben an der See gewesen war.

„Sie sind es in der That, Herr Doktor?" fragte sie in ihrer verbindlichen Weise. „Wir dachten Sie — Gott weiß, wie weit, nach dem Aequator hin."

„Vorgestern war ich ihm auch wirklich noch um zehn oder elf Grad näher, als heute," war seine Antwort. „Ich komme aus Italien, unmittelbar von Rom."

„So kurz vor dem Osterfeste konnten Sie St. Petersdom den Rücken kehren?"

„Ich habe alles im Stich gelassen, meine Gnädige, und mit Freuden," sagte er.

„Das kommt überraschend!" sprach sie mit einigem Nachdruck, indem sie ein wenig den Kopf wendete und über die Schulter sah. „Weiß es unser lieber Geheimrat?"

„Er war so gütig," erwiderte Herbig, „auf die Anzeige meiner Ankunft hin sofort eine Einladung ins Hotel zu senden."

„So! Aber Eleonore hat noch keine Ahnung!" versetzte die Dame.

Eleonore? Herbig stutzte. Wie fiel ihr gerade jetzt und in diesem Zusammenhang der Name ein! Und dabei sah ihn die Dame mit einem Blicke an, daß ihm alles Blut zu Kopf schoß. Was wußte sie von seinen Beziehungen zu Eleonoren, daß sie ihrer in diesem Augenblicke und in so andeutungsvoller — wenn nicht anzüglicher — Weise erwähnen konnte! War seine Liebe zu der schönen Frau bereits ein öffentliches Geheimnis, — lag das süße Mysterium seines Herzens schon auf jedermanns Lippen? — Bevor er seine Verwirrung wieder bemeistert und sich aus seiner Betroffenheit erhoben hatte, fuhr indes Fräulein Lenz — dies war ihr Name, wie er sich jetzt wieder entsann — völlig unbefangen fort:

„Wir erfuhren nachträglich, daß Sie einige Tage später wieder nach Misdroy zurückgekehrt seien, wohl um den Dank für die Rettung des Schirmes zu holen!" Und Fräulein Lenz lächelte ihn schalkhaft an. „Leider waren wir schon abgereist, aus unserem gewohnten Kreise nur Kommerzienrat Brink zurückgeblieben, der denn auch Gelegenheit zu Ihrer näheren Bekanntschaft hatte."

„Kommerzienrat Brink?" wiederholte Herbig. „Wohl ein Irrtum. Ich entsinne mich nicht."

„Gewiß erinnern Sie sich seiner noch, wenn Sie nur wollen," meinte Fräulein Lenz. „Seine Persönlichkeit vergißt sich so leicht nicht. Wußte er uns doch mitzuteilen, wie sehr Sie sich damals für die Domänenrätin von Frey interessierten."

„Sie sehen mich sehr erstaunt, mein Fräulein. Nie flößte mir eine Domänenrätin Interesse ein."

„Allein, Sie waren doch nachträglich noch in Misdroy?"

„Nicht zu leugnen."

„Und erkundigten sich lebhaft nach der Domänenrätin — einer etwas langen, ja allzulangen Frau in blauer Seide."

Jetzt entsann er sich des Auftrittes und seiner beschämenden Enttäuschung am Strande. Doch zog er Schweigen vor, was umso leichter fiel, als Fräulein Lenz ihre Aufklärungen mit einiger Lebhaftigkeit fortsetzte:

„Und ebenso muß Ihnen ein kleiner, runder, munterer, sehr zuvorkommender und galanter Herr aufgefallen sein."

„Rotwangig, glatzköpfig?" frug Herbig jetzt. „Ein rundes, altes, zierliches Männchen?"

„Dasselbe, das Ihnen in der Düne vor die Füße kollerte und Ihnen später Auskunft gab über die lange Domänenrätin, der sie dann schleunigst nachsetzten."

„Bitte, meine Gnädige, lassen wir die Domänenrätin als Mißverständnis beruhen," meinte jetzt Herbig. „Was aber jenes runde, muntere Männchen anbelangt, so erinnere ich mich allerdings seiner noch. O, sehr gut!" Herbig konnte dies mit Recht versichern, da er den Kleinen für den Gatten der Geliebten, Geheimrat Wantrup, ansah und setzte nicht ohne Schärfe hinzu, daß er den Scherz, den sich jener erlaubt, nicht vergessen habe, worauf Fräulein Lenz, die ihn nicht ohne Absicht aufhielt, Frieden zu halten bat.

„Ach, Herr Doktor, lassen Sie mir mein altes, gutes, harmloses Kommerzienrätchen ungeschoren!" sagte sie halb im Scherz.

„Ich spreche, gestatten Sie mir die Berichtigung, von dem kleinen Glatzkopf . . ."

„Also von dem Kommerzienrat Brink!" bemerkte Fräulein Lenz. „Gut, daß wir ihn nicht hier haben. Eleonore und ich waren der Meinung, Sie ständen mit ihm auf dem freundlichsten Fuß. Sie wird sehr erstaunt sein, wenn ich ihr das Gegenteil berichte," fügte die Dame hinzu, indem sie einen Blick durch die offene Thüre in den Nebensaal warf.

Dem jungen Gelehrten leuchtete umsomehr ein, daß er sich in einem Irrtum befunden, wenn er den kleinen Glatzkopf von Misdroy, der mit so viel musikalischem Geschick sein Taschentuch anzuwenden wußte, für den Gemahl Eleonorens gehalten hatte. Wichtiger erschien ihm jedoch, daß die Andeutungen, welche ihm Fräulein Lenz gab, auf Eleonorens Gegenwart schließen ließen. Sofort mußte er sich hiervon überzeugen.

„Und Eleonore — die Frau Geheim-

rätin," verbesserte er sich rasch, „befindet sich hier?"

„Natürlich," erwiderte die Dame etwas verwundert. „Wie können Sie daran zweifeln oder anders voraussetzen, Herr Doktor! Ich würde Sie auch schon — indes," unterbrach sie sich, „hier kommt der Hausherr selbst!"

Während sich nun Fräulein Lenz zurückzog und in den nächsten Saal begab, wohl um ihre Neuigkeit am rechten Orte anzubringen, stand Herbig tief erregt von der Gewißheit, sich unter einem Dach mit der geliebten Frau zu befinden. Schmerzlich empfand er den Zwang, der ihm verbot, rückhaltslos seiner Liebe zu folgen und in ihre Arme zu eilen. Diesem Taumel von Lust und Leid ward er indes nunmehr durch einen alten Herrn entrissen, welcher ihm zwischen den Gruppen der anderen Gäste hin, mit vorgestreckten Händen und leuchtenden Augen entgegeneilte.

Sofort erkannte Herbig in demselben, obwohl er ihn viele Jahre nicht mehr gesehen, seinen verehrten Lehrer, zu dessen Füßen er einst als begeisterter Hörer gesessen. Geheimrat Betting war eine schlanke, hagere Gestalt mit schneeweißen Haaren, vom Alter bereits etwas gebeugt, dennoch ein stattlicher, anscheinend noch rüstiger und ein schöner Greis, der ganz der Vorstellung entsprach, die man sich nach dem Rufe seines edlen Charakters und seines nicht minder edlen Strebens von ihm machte. Herbig stand tief ergriffen, während die Gruppen beiseite weichend, etwas Raum gaben.

„Wen seh' ich! Wen seh' ich?" rief ihm der ehrwürdige Herr des Hauses entgegen. „Wen darf ich begrüßen?" Und damit faßte er Herbigs Rechte mit beiden Händen. „Willkommen, mein lieber Doktor! Gottwillkommen im Vaterlande und in meinem Hause!"

Sofort machte er ihn dann mit den umstehenden Herren bekannt, indem er mit so herzlicher Freude von seinem lieben jungen Freunde sprach, daß den nahezu Rührung anwandelte. Mehrere der Anwesenden, wohlbekannte Namen, wechselten verbindliche Worte mit dem aus Rom heimkehrenden Königsberger Privatdocenten, bis der Geheimrat ihn wieder bei der Hand ergriff und vorwärts zog nach den tiefer im Hausinnern gelegenen Sälen.

„Kommen Sie, kommen Sie, mein lieber Freund, nun einmal zu meiner Frau. Sie müssen vor allem jetzt der Herrin meiner Burg vorgestellt werden!" sprach der alte Herr dabei mit glücklichem Eifer. „Eleonore weiß noch nicht im mindesten, wen ich ihr bringe. Sie soll überrascht werden, und es wird sie überraschen; denn Sie dürfen überzeugt sein, daß ich ihr von meinem treuen Herbig schon erzählt habe."

Eleonore? Hieß des ehrwürdigen Mannes Gattin Eleonore? Heiß und kalt ging es dem Gaste durch die Glieder. Ein Schauer wehte sein Herz an, ein Wirbel faßte seine Seele, und für einen Moment war ihm, als klappe ihm die Kehle zu, daß der Atem ausging.

Dann wunderte er sich selbst, daß er einer herzbeklemmenden Befürchtung erlegen war. Warum sollte die Geheimrätin Betting nicht auch Eleonore heißen, wie die Geheimrätin Wantrup! Der Name war beliebt und nicht ungewöhnlich. Und nach allem war die Annahme nicht ausgeschlossen, hatte sogar die Wahrscheinlichkeit für sich, daß der greise Hausherr mit seinen letzten Worten zwischen seiner Frau und Eleonoren unterschieden haben wollte, daß letztere vielleicht eine Verwandte des Hauses oder eine vertraute Freundin desselben war.

Wenn nun Herbig mit solchen Erwägungen seine Befürchtungen beschwichtigte, so schlug doch sein Herz in banger, gespannter Erwartung, als er nun dem Geheimrat durch die offenen Flügelthüren in den eigentlichen Gesellschaftssaal folgte, in dessen von gewürzhaftem Rosenaroma durchduftetem Raum die Frau des Hauses inmitten ihrer Gäste saß.

„Kollege Betting, Betting! Haben Sie schon gehört, gelesen?" rief hier ein bekannter Gelehrter den Hausherrn an und faßte ihn dabei mit beiden Händen an den Schultern. „Sie sind dennoch entdeckt! Darwin selbst soll sich kaum fassen können vor Staunen!"

Diese, dem alten Herrn zugeflüsterten Worte, welche Herbig eben noch zu verstehen vermochte, hatten die Wirkung, daß Geheimrat Betting, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, des jungen Freundes Hände losließ und mit einer hastigen Bitte um Entschuldigung, sich mit dem Rücken abseits in eine Ecke stellte, um sich in einen eifrigen Diskurs über eine ganz neu auftauchende, alle seitherigen Weltanschauungen über den Haufen werfende Entdeckung einzulassen.

Herbig, an der Stelle verharrend, wo ihn

sein ehrwürdiger Führer stehen gelassen hatte, konnte von der leidenschaftlich geführten Verhandlung der beiden nur einzelne Worte aufschnappen. Immerhin vermochte er aus denselben zu schließen, daß es sich um eine, wenn sie sich bestätigte, großartige Entdeckung handelte, die ein unbekannter Laie, ein schwäbischer Advokat über Organismen in Meteorsteinen gemacht hatte. Und nun wollte ein anerkannter Fachgelehrter den mikroskopischen Nachweis liefern, während unabhängig davon ein anderer die philosophische Begründung der neuen Theorie übernommen hatte: Im Anfang war der Organismus!

Hierüber verhandelten nun die beiden alten Gelehrten, ganz verloren in ihr Thema, mit lebhaften Gebärden, fechtenden Händen und heftigen Kopfbewegungen. Es blitzte und wetterte nur so durch ihre Rede von Protoplasmen, Molekülen, biologischen Einheiten, Aggregatzustand, Urmaterie, Weltstoff, Dunstnebel, Komplexen, Eozoon, Laurentiangneis, Affinität und chaotischem Welttanz. Und Geheimrat Betting hatte sowohl seiner Frau, als seines jungen Freundes und sonstiger Hauswirtspflichten völlig vergessen.

Indem Herbig um sich her blickte, fand er sich in der Nähe der Flügelthüre des Saales, in welchem sich zumeist Damen befanden, denen bereits seine Erscheinung auffiel. Sein Auftreten hier konnte ihn selbst nicht mit Genugthuung erfüllen. Doch harrte er noch eine Weile in seiner seltsamen Lage aus, stets erwartend, sein ehrwürdiger Freund werde sich des Verlassenen wieder erinnern und annehmen. Mittlerweile galt es, sich die nötige Unbefangenheit zu bewahren, den Gleichmut nicht zu verlieren, und mit kaltblütiger Geistesgegenwart sah er bald nach der Wanddekoration, bald prüfend und musternd über den Kranz von Damen hin, um sich zu orientieren.

Aber der Augenblick kam, wo all seine zur Schau getragene Unbefangenheit mit der besonnenen, gemütsruhigen Miene und erkünstelten Fassung dahinschwand, wo sein Schauen, Sinnen und Denken von einem Gegenstand so sehr in Anspruch genommen ward, daß er die beiden gelehrten Alten und alles andere darüber vergaß. Wer saß dort inmitten der Damen empfangsbereit auf der Ottomane? Das schöne hohe Weib in der grauen Seidenrobe, mit dem edlen Profil, die Stirn etwas gesenkt, das bleiche Antlitz unverwandt zu der plaudernden Nachbarin gewendet?

Er hatte sie wiedergefunden, Eleonore, seine immerwährende Sehnsucht, seine einzige Liebe. Dort saß sie, unter den Brauen hervorblickend, wie ein verschüchtertes, innerlich sich aufbäumendes Mädchen. Obwohl sie nicht hersah, mochte sie ihn doch schon bemerkt haben. Es entging ihm nicht, wie ihr mit einem Immortellensträußchen geschmückter Busen wogte und zwischen den gesenkten Brauen eine aufsteigende Blutwolke gewitterhaft weilte. Sie scheint aufmerksam und tief bewegt auf das zu hören, was die lebhafte Nachbarin berichtet. Wie heißt wohl der fragliche Gedanke, der eine neue Wolke über die schöne Stirn jagt? Spricht man ihr von etwas, das sie verletzt, das sie drückt? Allein, ihre Nachbarin lächelt häufig zwischen ihre Mitteilungen hinein und sieht so munter und vergnügt aus, daß dieselben nur Heiteres, nichts Erschütterndes enthalten können.

„O nein!“

Die Ergriffenheit Eleonorens hatte also anderen Grund. Sie wußte, daß er ihr gegenüber an der Flügelthüre stand. Schaute sie auch nicht her, schien doch ihre Aufmerksamkeit von nichts anderem in Anspruch genommen. Er selbst vermochte den Blick nicht mehr von ihr abzuwenden. Seine Augen verschlangen die teure Gestalt. Er lechzte nach einem Blick von ihr. Aber starr, unverwandt war dieser auf die Lippen der geschwätzigen Nachbarin geheftet, von deren Geplauder sie vielleicht kein Wort verstand.

Viel länger vermochte er in dieser Lage nicht auszuharren. Warum gab sie kein Zeichen des Erkennens, warum kehrte sie so andauernd die Augen von ihm ab? Ihr Gesicht trug ein unbestimmtes, geheimnisvolles, außerordentliches Gepräge, das er noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Sie war ungewöhnlich blaß, schien gelitten zu haben oder noch zu leiden. War ihr Mann in der Nähe, erlag sie seinetwegen drückenden Befürchtungen? Herbig sah sich rasch im Saale um und entdeckte niemand, den er dafür ansehen oder danach fragen konnte. Nun glaubte er, sich ihr nähern zu müssen, mochte daraus entstehen, was da wolle. Dennoch verharrte er zaudernd an der Stelle, als sich bereits aller Augen nach ihm richteten, nur die ihrigen nicht.

Während ein ihm unbegreiflicher Einfluß

noch lähmend auf seinen Entschluß wirkte, brach sich endlich der ehrwürdige Hausherr, noch glühend von dem Vernommenen und den daran geknüpften Erörterungen, Bahn durch die Gruppe, welche sich mittlerweile zwischen ihn und seinen Schützling eingeschoben hatte. Herbigs Hand wieder ergreifend, bat er tausendmal um Entschuldigung; allein eine außerordentliche, wichtige Neuigkeit auf dem Gebiete der Weltkunde habe ihn abgezogen und nehme seine Gedanken fast ausschließlich in Anspruch.

„Nun aber kommen Sie, kommen Sie, teuerster Freund, zu meiner lieben Frau.“

Damit führte er ihn durch die Mitte des Saals zu Eleonoren.

In solchen Augenblicken wird der Mensch, der nicht bloß äußerlich lebt, inne, was er zu leisten, zu ertragen und zu erleiden imstande ist. Sein Himmel stürzt ein, eine Welt voll Glück und blühender Hoffnungen bricht in ihm zusammen, knickt und zerschellt alles an Glauben, Vertrauen und Liebe in ihm, — und die Haltung und Miene soll und darf nichts davon verraten; er muß aufrecht stehen, und kein Zucken eines Gesichtsmuskels darf vor so vielen forschenden Augen anzeigen, wie ihm zu Mute, was in ihm vorgeht. Auch der Ungeübte erlangt dann oft wie durch ein Wunder rasch die nötige äußere Fassung; Eiskälte legt sich um das Herz, das in heißen Gluten schmelzen und vergehen will.

Zwei Menschen standen sich jetzt da anscheinend ruhig gegenüber, — Herbig totenblaß, doch äußerlich gefaßt, — Eleonore zwar bleich, doch gleichsam unberührt, gleichmütig, wie andern Fremden gegenüber. Als ihr Mann mit aufleuchtender, freudiger Miene seinen Gast vorführte, wandte sie ruhig dem Verleugneten das schöne Antlitz zu und hörte scheinbar unerregt und kühl den Worten ihres greisen Gemahls zu.

„Hier, meine Eleonore, der treueste und liebste junge Freund deines alten Gatten. Doktor Herbig! Es wird dir angenehm sein, die Bekanntschaft endlich zu machen, nachdem du längst von mir weißt, wie sehr er deiner Achtung wert ist. Ich stelle ihn unter deine Fittiche, meine Liebe!“

Nachdem er seinen Schützling noch rasch verschiedenen der anwesenden Damen vorgestellt hatte, entfernte sich der greise Gelehrte schleunigst, um den Kollegen aufzusuchen und vollends die Frage zu erläutern, zu erörtern, zu erwägen, insofern und wie weit man der neuen, so folgenreichen Aufstellung in der Wissenschaft Geneigtheit, Glauben oder Zweifel entgegenzubringen habe. Und bald befanden sich die beiden alten Herren wieder mitten im neuen Weltgetriebe, halfen drehen und wirbeln, zerstören und organisieren, und sahen und hörten dabei nichts mehr von ihrer Umgebung.

Indessen standen sich der Gast und die Frau des Hauses inmitten eines Schwarmes von alten und jungen Damen noch immer wie Erstgekannte gegenüber. Wie die Augen aller ihrer Freundinnen, waren auch ihre Augen dabei auf den jungen Königsberger Docenten gerichtet, der eben auf der Rückreise aus Italien begriffen war. Kein Zucken in ihrem schönen Antlitze verriet, daß ihr der Mann überhaupt schon bekannt sei oder wie nahe er ihrem Herzen stehe. Ihre Miene war kalt, ja starr, ihre Haltung seltsam steif und spröde.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor,“ sagte sie in einem ihrem angenommenen frostigen Wesen entsprechenden, wie gefroren klingenden Ton, „daß Sie uns die Ehre schenken. Sind Sie schon längere Zeit aus Rom zurück?“

„Vor einigen Stunden erst angekommen, gnädige Frau,“ antwortete er in derselben Tonart, indem er sich verneigte.

Mit derselben kühlen Ruhe und Gelassenheit, wie die Begegnung überhaupt, nahm sie auch seine Antwort hin. Kein Zeichen des Erkennens gab sich kund.

„Werden Sie längere Zeit hier verweilen, Herr Doktor?“

„Je nach Umständen, gnädige Frau,“ erwiderte er. „Nach Umständen. Am liebsten —“ Er stockte und gab dem bitteren Gedanken, der sich ihm auf die Lippen drängte, einen anderen, minder scharfen Ausdruck. „Am liebsten würde ich sofort wieder dahin gehen, wenn es die Verhältnisse erlaubten. Indes, man schickt sich in das Unabänderliche, ohne unnütze Worte darüber zu verlieren.“

Unter ihren sich aufrollenden Brauen blitzte es auf. Aber sie unterdrückte die Regung, bezwang sich völlig.

„Das ist das einzige, was uns zukommt!“ versetzte sie dann. „Es hat mich gefreut, Sie kennen gelernt zu haben,“ fuhr sie hierauf etwas zögernd fort, setzte aber rascher hinzu: „Ich hoffe, Sie werden uns wieder beehren!“ Und damit machte sie eine unzweideutige Bewegung,

daß sie die Vorstellung und daran geknüpfte Unterredung beendigt zu sehen wünsche.

So, in den banalsten, abgedroschensten Gesellschaftsphrasen hatte sich das Gespräch ihrer ersten Wiederbegegnung bewegt.

Es hätte des letzten Winks nicht einmal bedurft, — Herbig würde selbst abgebrochen haben und zog sich ohne weitere Erwiderung, unwillig, erbittert, mit Eiskälte im Blick und Todesgrimm im Herzen zurück.

5.

Herbig war zurückgetreten mit der Empfindung, als sei ihm das Blut in den Adern geronnen. Solchen Ausgang sollte seine hohe Liebe nehmen! Diese Erklärung fand jenes Verschweigen und Verheimlichen, als er glückheischend in schönen Herbsttagen nach ihren Lippen strebte! Hintergangen hatte sie ihn und ihren Gemahl in zwiefachem Verrat! Eleonore war nicht eines ihm fremden, gleichgültigen Mannes Gattin, wie sie ihn glauben ließ, sondern die seines edeln, verehrten Lehrers, des Mannes, den er unter allen Menschen am meisten schätzte.

Eine wilde Zerknirschung nahm Besitz von ihm. Ekel, schal erschien ihm das Treiben umher, sein eignes Leben, Lieben und Streben ein wüster Garten voll verworfenen Unkrauts. Entsetzt, betäubt von der gemachten Erfahrung fand er fürs erste keinen Anhaltspunkt im Chaos wirrer Gedanken und auf dem schwankenden Boden seines Bewußtseins.

Sah er von ferne nach ihr hin — und er vermochte auch jetzt nichts anderes, — so saß sie nach wie vor dorten, still die Freundin anhörend inmitten einer redseligen Schar. Auch jetzt verriet kein Zug ihres schönen Antlitzes eine wärmere oder tiefere Bewegung. Allein in sein Inneres zog dabei eine schreckliche Leere ein, als sei da alles ausgebrannt, verkohlt, Asche. Dann kochte es wieder in ihm auf wie ein brodelnder Vulkan, daß er hätte aufschreien mögen vor Ingrimm und wildem Schmerz über ungeheuern Verrat, über heuchlerische Arglist und kalte Verworfenheit.

Solche Stürme durchtobten ihn, während er mit der Verpflichtung, ihre Gewalt zu zähmen, noch im Salon weilte. Und während sich dabei der Aufruhr seiner Gefühle notgedrungen etwas legte, nahm eine stumpfe Bitterkeit, eine träge, zähe Entrüstung sein Empfinden ein. Wie ein nagendes Gewissen in den verstörten Menschensinn, wie eine gierige Ratte in den vergifteten Köder, nagte er sich in seinen Groll hinein und verbohrte sich in denselben. Der Maßstab zur ruhigeren und richtigeren Beurteilung der Dinge war ihm verloren gegangen. Obwohl er hätte einsehen müssen, daß Eleonore unter den bewandten Umständen kaum anders handeln konnte, ihre Haltung unter den Augen ihrer Gäste der Sachlage entsprechend war, wenn die heimlichen Störungen ihres Herzens unter der Oberfläche verborgen bleiben sollten, hier wenigstens nicht hervorbrechen durften: fühlte er sich dennoch auch nachträglich aufs tiefste verletzt von der zur Schau getragenen unempfindlichen Ruhe und dem kalten Gleichmut, mit welchem sie ihm begegnet war. Denn die kühle Aufnahme, die er bei der Hausfrau gefunden, mußte nach der Aufmerksamkeit, mit welcher der Geheimrat ihn empfangen hatte, auch den Gästen aufgefallen sein. Unter diesen Umständen gewann geflissentliche Sprödigkeit den Anstrich einer absichtlichen Beleidigung.

Während er bei sich erwog, ob und wie er ihr entgelten solle, ob er noch länger weilen dürfe oder besser thät, die Einsamkeit zu suchen, um sein widriges Geschick in seiner ganzen Schwere und Tücke zu betrachten; während er bedachte, ob nicht ein rascher Entschluß ihn am leichtesten den Qualen enthob, unter welchen er litt: sah er sich allmählich von Herren und Frauen umgeben, denen seine Persönlichkeit Teilnahme einflößte und die ihn mit ausdauerndem Bemühen in die allgemeine Konversation zu ziehen suchten.

Allein er verhielt sich ablehnend, einsilbig, kurz, gab verkehrte oder zerstreute Antworten, oder erwiderte herb und abstoßend. Seine Bemerkungen kamen aus einem vergällten Gemüt. Und was man als Originalität hinnahm, war der Ausfluß verstörter Laune und eines umschatteten Geistes. Gefährlich war er auf naiv aufdringliche Fragen, und um solche zurückzuweisen, schreckte er auch vor anscheinend albernen Entgegnungen nicht zurück, indem er sich im trockensten Ton den Schein teilnahmloser Thorheit gab. Daß er damit anstieß, war nicht verwunderlich, kümmerte ihn jedoch wenig.

Besonders gab sich eine kleine untersetzte, lebhafte Brünette Mühe, ihn zum Reden zu

bringen. Seine Zurückhaltung deuchte ihr Befangenheit, seine Schweigsamkeit Verschüchterung, so daß er nur zum Auftauen gebracht werden müßte.

„Ach, Herr Doktor, Sie kommen aus Rom?" fragte sie. „Was macht denn der borghesische Fechter?"

„Kann nicht dienen, gnädige Frau. Ich habe mit Leuten dieses Schlags keinen Umgang gepflogen."

„Aber den Apoll von Belvedere haben Sie doch besucht?"

„Entsinne mich nicht. Ist mir nicht vorgestellt worden."

„Sind Sie denn nie im Vatikan gewesen?"

„Man hat mich nicht eingeladen."

„So haben Sie auch den Laokoon nicht gesehen?"

„Leider nicht; er muß zur Zeit verreist gewesen sein."

Die kunstsinnige Dame sah den gelehrten Römer mit so bedenklichen Blicken an, daß Fräulein Lenz sich hell auflachend zu ihm wandte.

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Doktor, daß Sie nicht in den Ruf barbarischer Unbildung kommen," sagte sie. „Indes kommen Sie, folgen Sie mir zum Buffet. Sie haben ja noch gar nichts genossen. Ihre Lebensgeister bedürfen der Anregung, und ich werde für etwas Erquickendes Sorge tragen."

Willenlos ließ er sich bestimmen, sich zum wohlversorgten Erfrischungstisch führen zu lassen, und durch ihren Beistand war er bald mit dem Nötigen versehen. Ein saftiges Stück Indian stillte den mit dem Essen kommenden Appetit, einige Gläser Rheinwein hoben sein Gemüt aus der Bedrückung und gewährten den gewöhnlichen augenblicklichen Trost. Allein mit innerem Schauer dachte Herbig an die erste Wiederbegegnung mit dem greisen Freunde, dem Herrn des Hauses.

„Und was sagen Sie zu den socialen Erscheinungen in unserer Reichshauptstadt?" fragte ihn am Büffett eine aus den Rheinlanden stammende Dame mit etwas tiefer und rauher Stimme, grauem Haar und kräftigen Zügen, in denen sich Charakter, Festigkeit und Anstand ausprägten.

„Gar nichts, meine Gnädige," war Herbigs Antwort.

„Das ist zu wenig!" erwiderte sie in einem Ton, als sei sie gewohnt, rückhaltslos die Rücksichten zu beanspruchen, die man einer Frau von ihrem Alter und Ansehen schuldete.

„Ich begreife nicht, Frau Geheimrätin," versetzte jetzt Herbig, „wie man sich darüber wundern mag, wenn von wilden Bäumen Holzäpfel kommen oder Konsequenzen der im Nu wechselnden Weltanschauungen für die Praxis gezogen werden. Sonst gab es Ritter des Geistes, sagt ein ernster Mann, heute Ritter des Blödsinns, dessen Ausgeburten sich als Glaubensartikel aufdrängen. Das ist der Geist der Welt. Schief ist alles, meint Timon von Athen."

„Sie sind ein Pessimist," äußerte die Matrone.

„Ich wäre für den Pessimismus vollkommen reif, wenn sich nicht so viel eitle Narren dazu bekennten, schreibt Gutzkow an einen Freund."

„Wenn Sie wollen, setzen wir uns mit unserer Beute an jenen leeren Tisch," meinte jetzt die alte Frau gemütlich, wie eine Rheinländerin. „Wir können da essen und plaudern. Kommen Sie!"

Und Herbig folgte ihr.

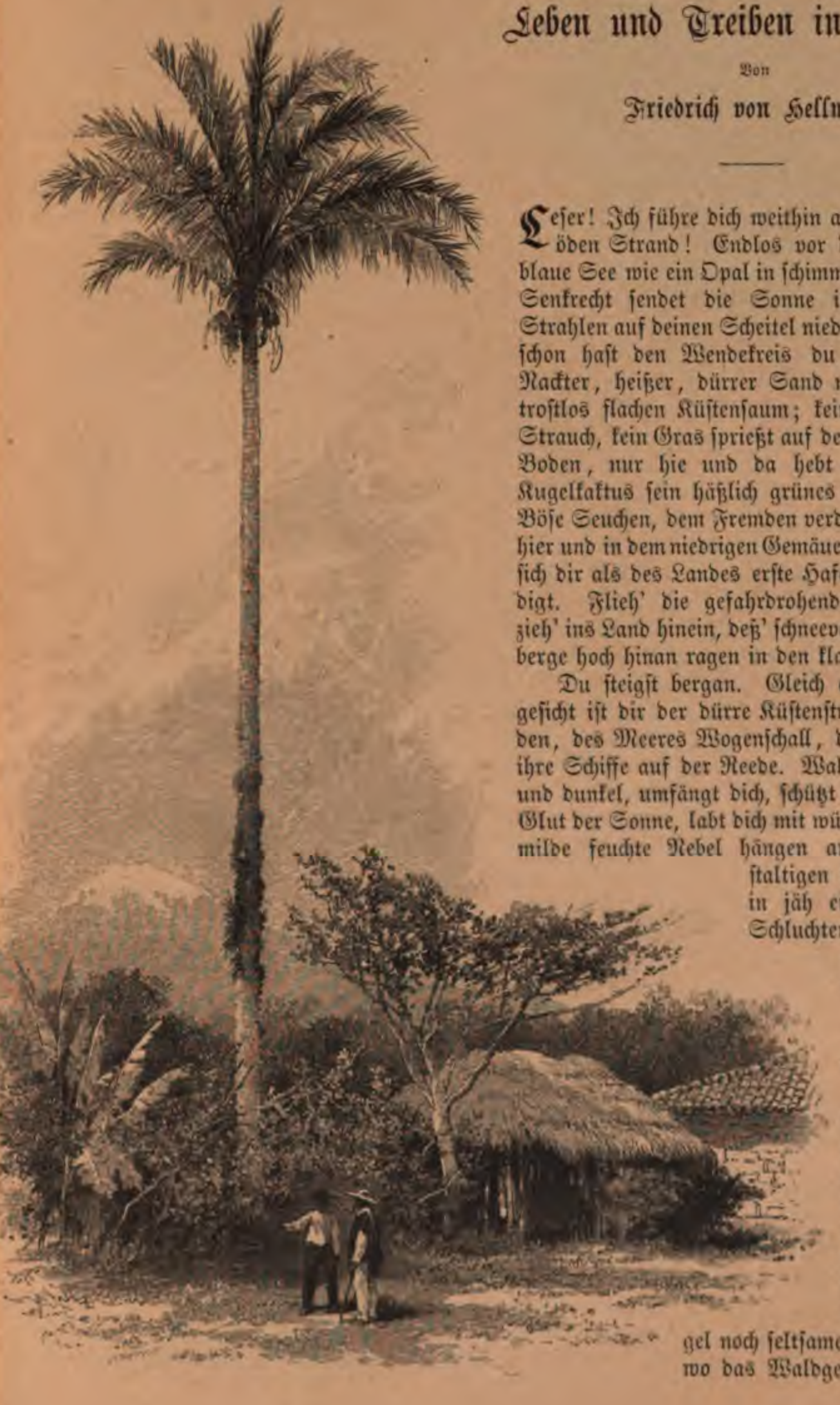
Dort saß leider bereits ein Herr, bei dessen Anblick die alte Geheimrätin brummte, als finde sie diese Gesellschaft so unwillkommen, als entbehrlich. Der Herr Professor, wie er genannt wurde, hatte denn auch schon ein seltsames Aussehen: große Augen bei vorspringender Nase und stark zurückweichendem Kinn. Dies gab seiner Erscheinung etwas Auffälliges, Geierartiges, Gespenstisches. Fortwährend muffelte er und plauderte dabei nach rechts und links, indem er, da viele seine Nähe flohen oder auswichen, die Leute beim Knopf zu packen pflegte. Gewöhnlich stellte er seine Sätze in Frageform auf und beantwortete sie dann selbst mit einem seufzenden „O ja!" öfter noch mit einem klagenden „O nein!" wobei er wie ein Blutfink piepte. Als fanatischer Anhänger der Vivisektion hatte er ein Buch zu deren Verteidigung geschrieben und scheuchte in Gesellschaft mit einer Schilderung seiner „schönen Versuche" die Leute weit hinweg aus dem Gehörkreis seiner glücklicherweise schwachen, klagenden Stimme.

(Schluß folgt.)

Leben und Treiben in Mexiko.

Von

Friedrich von Hellwald.



Leser! Ich führe dich weithin an einen fernen, öden Strand! Endlos vor dir flutet tiefblaue See wie ein Opal in schimmernder Pracht. Senkrecht sendet die Sonne ihre sengenden Strahlen auf deinen Scheitel nieder, denn längst schon hast den Wendekreis du überschritten. Nackter, heißer, dürrer Sand nur bildet den trostlos flachen Küstensaum; kein Baum, kein Strauch, kein Gras sprießt auf dem ungastlichen Boden, nur hie und da hebt ein stachlicher Kugelkaktus sein häßlich grünes Haupt empor. Böse Seuchen, dem Fremden verderblich, wüten hier und in dem niedrigen Gemäuer dort, welches sich dir als des Landes erste Hafenstadt ankündigt. Flieh' die gefahrdrohende Stätte und zieh' ins Land hinein, deß' schneeverhüllte Kegelberge hoch hinan ragen in den klaren Aether.

Du steigst bergan. Gleich einem Traumgesicht ist dir der dürre Küstenstrich entschwunden, des Meeres Wogenschall, die Stadt und ihre Schiffe auf der Reede. Waldesgrün, dicht und dunkel, umfängt dich, schützt dich gegen die Glut der Sonne, labt dich mit würzigem Dufte; milde feuchte Nebel hängen an den vielgestaltigen Blättern und in jäh eingeschnittenen Schluchten braust tief unter dir kaskadenreich der reißende Waldbach. Mit den feingefiederten Farn wechseln die mannigfachsten Formen der Palmen, und auf den seltsamsten Gewächsen nisten Vögel noch seltsamerer Art. Da, wo das Waldgebiet bebautem

Boden Platz macht, gewahrt das entzückte Auge ein neues Bild.

Größer und dräuender sind sie geworden, die Bergriesen, die auf die tropische Landschaft herabschauen und ihr einen eigentümlichen Charakter verleihen; inmitten prangender Fluren stehen ausgedehnte Gehöfte und eingerahmt im Schmucke landschaftlichen Reizes kleine Städte von erschrecklich regelrechter Monotonie und seltsam klingenden Namen; dann trifft das Auge auf grüne Laubwälder herrlicher Eichen und Ulmen, deren befreundete Form heimatlich anmutet und grüßt, ein allmählicher Uebergang von der Alten zur Neuen Welt. Hier darf der Mensch frei atmen, hier entsteigen dem Boden keine gefährlichen Miasmen, keine Wechselfieber entkräften das Leben des Pflanzers, keine erschlaffende Hitze hemmt die freie Thätigkeit. Weich und mild weht die Luft das ganze Jahr hindurch, bei Tag lind durch die Meeresbrise,

Die Kathedrale auf der „Plaza" in Mexiko (S. 562).

nachts durch erfrischenden Gebirgswind gekühlt. — Da, wo auf den höchsten Pässen der Berge Scheitel endlich du erklommen, trittst du ein in ein neues, fremdes Land. Der Wald bleibt allmählich zurück, die Vegetation ändert sich. Graswuchs, kurz und fein, strauchartige Stevien bezeichnen den Charakter der Landschaft, welche zum Tafellande geworden. Hier, mehr denn 2000 m über dem Meere weißt du kaum, befindest du dich unter den Tropen oder unter dem Himmel Neapels. Nirgends mehr mahnt die Natur an den Typus des Tropischen, wären nicht die Maße und die Größe der Pflanzenformen. Dornige Mimosen, Yucca und hauptsächlich der Mais sind hier die vorherrschenden Gewächse. Nadelhölzer ziehen sich zum Teil nach Osten hin, gegen Westen aber sind die Bergzüge öde und kahl. Die große weite Ebene bedrückt den Reisenden durch die Monotonie ihres Aussehens und ist seit Jahrhunderten der Sitz einer hart bedrängten Bevölkerung gewesen. Die Gegenden im eigentlichen Inneren des Landes bieten Scenerieen, den südeuropäischen ähnlich. Eine Masse von Städten, Dörfern und

Landgütern, von Oliven-, Feigen-, Kirschen-, Aepfel-, Quitten- und anderen Bäumen umgeben, Alleen von Pappeln und Eschen, Frucht- und Gemüsegärten aller Art würden dich vergessen lassen, daß du fern auf fremder Erde wandelst, wenn nicht die Pflanzungen der Agave, die Gartenzäune von Kaktus daran erinnerten.

Wir befinden uns, der Leser hat es längst erraten, im Reiche Montezumas, in Mexiko. Mühsam keucht heute das Dampfroß auf dem Schienenstrang, welcher von Vera Cruz durch die gesegnete Tierra templada, über Cordoba und Orizaba etwas nördlich von den berühmten Cumbres und am Fuße des weithin sichtbaren Feuerberges von Orizaba zur Wasserscheide der östlichen Kordillere sich emporwindet und über die weiten Hochebenen hinweg nach der Hauptstadt Mexiko eilt. Nicht nur in Mexiko, sondern in allen Städten auf dem Tafellande sind die Vorstädte unansehnlich und schmutzig, von der ärmsten Klasse bewohnt; Schutt und Kehricht, tierische Ueberreste und Bauträmmer findet man an den Eingängen der Städte aufgehäuft, in der Nähe elender Hütten, den Wohnungen lumpiger Proletarier oder halbnackter Indianer. Der Kern der Stadt gestaltet sich freilich ganz an-

Architekturproben aus Mexiko (S. 562).

ders. Mexiko macht heutzutage nicht mehr den Eindruck eines alten Aztekenplatzes, sondern weit eher den einer, wenn auch spanischen, so doch vollkommen modernen, sehr hübschen und auch im Verhältnisse reinlichen Stadt. Die Straßen sind mit breiten Bürgersteigen belegt und im ganzen gut gepflastert, und besonders die „Plaza“ mit der wundervollen Kathedrale (S. 560), vor der ein Springbrunnen plätschert und Bäume wie Blütenbüsche angepflanzt sind, gewährt einen gar hübschen und freundlichen Anblick. Die meisten Städte haben gerade und breite Straßen, die sich, wie in den Vereinigten Staaten, rechtwinklig schneiden. Die Häuser der kleineren sind der Mehrzahl nach einstöckig, die der größeren haben zwei, drei und mehr

Korridor eines mexikanischen Hauses.

Stockwerke; der Baustil ist der spanische, und insbesondere der Zopfstil des siebzehnten Jahrhunderts, doch fehlt es in Mexiko auch nicht an Häusern moderner Bauweise (S. 561). Die innere Bauart und Einteilung der Häuser ist meistens sehr hübsch und bequem. Die Stiege ist beinahe immer ausnehmend steil und führt in den breiten Gang, der den Hofraum umgibt, und auf welchen alle Thüren münden. Er ist gewöhnlich mit hübsch geflochtenen Matten belegt, mit baumartigen Pflanzen und Blumen geschmückt, Bänke sind daselbst angebracht. Europäische Bewohner pflegen dort wohl auch Hängematten aufzuschlagen, wie auf unserer Abbildung eines solchen Korridors zu ersehen. Von dort gelangt man in das Gesellschaftszimmer, das in reichen Häusern stets mit Teppichen belegt ist und prunkvolle, mit Seidenstoffen überzogene Möbel enthält. Vergoldungen sind sehr beliebt; vergoldete Tische, Kästchen und Spiegelrahmen gehören zum ausgesuchtesten Luxus. Die Schlaf- und Wohnzimmer der Familie entbehren dagegen oft gar sehr der Nettigkeit und Reinlichkeit, auch begnügt man sich für viele Menschen mit wenig Zimmern. Die Mutter und fünf bis sechs Töchter schlafen in einem kleinen Gemach. Das Speisezimmer ist neben der Küche angebracht und mittels einer Oeffnung in der Mauer und

einer Vorrichtung werden Speisen und Teller durch unsichtbare Hände herein und hinaus befördert. Manche Küche ist mit imposanten Backöfen ausgestattet, in welchen die so beliebten „Tortillas“ bereitet werden, ein aus geriebenem Mais verfertigtes Backwerk in der Form einer dünnen Scheibe, tellergroß, weich und geschmacklos. Sonst bedient man sich meist offener Herde und in den landesüblichen Wirtshäusern („Fonda“) in kleineren Orten steht dieser gewöhnlich im Gastzimmer selbst; ihn umstehen noch gewöhnlicher einige oft recht saubere, aber leider zumeist sehr schmutzige Frauenzimmer. Läßt danach das Innere mexikanischer Häuser mancherlei zu wünschen übrig, so nehmen sich dafür die Hofräumlichkeiten desto anmutiger

Der Backofen im mexikanischen Hause.

aus, wie unsere Ansicht des Hofes im Hause des verstorbenen Präsidenten Juarez (S. 564), des erbitterten Gegners Kaiser Maximilians, zeigt. Bei weitläufigen Gebäuden findet sich mitunter noch ein zweiter hinterer Hof, in welchem nicht selten eine Cisterne oder ein Wasserbehälter angebracht ist (S. 565).

In diesen Häusern führen die Mexikaner, sofern es sich um die besseren, von Europäern abstammenden Klassen handelt, ein sehr inniges Familienleben; das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, sowie auch zwischen Geschwistern ist geradezu ein zärtliches zu nennen. In Mexiko herrscht die sonderbare Sitte, daß die Mädchen bei ihrer Verheiratung nicht in das Haus ihres Mannes ziehen, sondern daß sehr oft der Mann ein Hausgenosse der Familie seiner Frau wird. So bildet sich ein großer Kreis um das Elternpaar; Töchter, Schwiegersöhne, Enkel, Schwäger und Schwägerinnen, Vettern und Basen bewohnen oft ein verhältnismäßig kleines Haus, leben von der Großmut des Familienoberhauptes und zollen ihm auch viel Ehrfurcht. Selten treten sie aus diesem Kreise, oder dann doch nur in einen ganz ähnlichen; die Ideen bleiben äußerst eng, das Interesse dreht sich beinahe ausschließlich um die Ereignisse des Familienlebens. Worin man aber den Frauen

Mexikos im großen und allgemeinen unendlich unrecht thut, ist in Bezug auf ihre Moralität. Schon das Bollwerk der Verwandten, das gewöhnlich eine junge Frau umgibt, setzt sie weniger den Gefahren aus; doch sind sie beinahe überall auch zurückhaltend und vorzüglich der Anmaßung der Fremden gegenüber streng und beinahe prüde. Die Ehen sind innig und glücklich; überall sieht man die Eheleute miteinander; der aufmerksame Gatte überhäuft seine Frau mit Geschenken, was als Beweis von Liebe sehr hoch gehalten wird. Vor der Ehe ist jungen Leuten unter keinerlei Umständen eine freie Begegnung miteinander gestattet; sie können sich höchstens von ihren Balkonen aus oder auf dem Paseo, dem öffentlichen Spaziergange, gegenseitig ansehen. Selbstredend gilt dies nur von den höheren Klassen der

Hof im Hause des Präsidenten Juarez (S. 563).

Kreolen. Von den Mestizen und den niederen Volksschichten sind dagegen ziemlich lockere Sitten zu melden. Entführungen sind bei ihnen an der Tagesordnung.

Ueber die Schönheit mexikanischer Frauen läßt sich viel streiten; im ganzen genießen sie diesen Ruf und verdienen ihn auch jedenfalls wegen der Pracht ihrer Haare und Zähne, des tiefen Glanzes ihrer großen, schwarzen Augen, der wunderbaren Kleinheit ihrer Hände und Füße. Die Jugendblüte dauert aber nur kurze Zeit und im reiferen Alter werden die Mexikanerinnen meistens sehr stark; auch zeigt sich dann oft ein dunkler Flaum auf der Oberlippe und manche Dame erfreut sich eines ziemlich stattlichen Schnurrbärtchens. In der Toilette liebt es die wohlhabendere Klasse, einen Luxus zur Schau zu tragen, der in den meisten Fällen in sinnlose Prahlerei ausartet. Was aber die Damen sehr geschmackvoll tragen, und was ihnen ganz vortrefflich steht, das sind die sogenannten „Rebozos“, die Mantille der Spanierinnen, und ob sie nun aus schwerer Seide oder Spitzen, oder aus gewöhnlichem, selbstverfertigtem Baumwollenzeug gewoben ist, die jungen und älteren Damen wissen sie so geschickt und dabei immer ein wenig kokett umzuwerfen, daß es eine Lust und Freude ist. Sonst greift freilich die französische Mode immer mehr um sich. Der Mexikaner der unteren Klassen trägt die „Serape“,

diese in ganz Mittel- und Südamerika gebräuchliche Decke, um sich damit gegen Kälte und rauhe Luft zu schützen. Aus den höheren Ständen ist dieses Kleidungsstück aber fast gänzlich verbannt. Diese tragen dagegen noch immer ihre kostbaren Reitanzüge. Die Herren erscheinen auf dem Paseo meist zu Pferde und sind da immer im Nationalkostüm, während sie zu Hause oder zu Fuß auf der Straße gleichfalls die gewöhnliche französische Kleidung tragen. Der große

Wasserbehälter im hinteren Hofe des Hauses (S. 563).

lichte „Sombrero", der Hut mit steifer, breiter Krempe, welcher die Schultern überragt, mit Goldschnüren verziert, die dunkle Jacke mit den vielen kleinen Silberknöpfen, die reich in Gold und Silber gestickten „Zapateros", welche, über das gewöhnliche Beinkleid gezogen, von unten nur über das Knie reichen und mit einem Gurte um den Leib gehalten werden, sind sehr kleidsam, und ebenso geschmückt wie der Reiter ist auch sein kleines gedrungenes Pferd. Der Sattel ist reich in Gold oder Silber gestickt, der große Sattelknopf und die Rücklehne sind mit Silber beschlagen, ebenso verziert sind Mundstück und Kopfzeug; die Zügel bestehen aus einer bunten seidenen Schnur, die monströsen großen Radsporen, die übrigens gefährlicher und grausamer aussehen, als sie wirklich sind, dürfen nur aus Silber sein.

Scharenweise reiten die Mexikaner so durch die Gassen zu ihren Morgenpromenaden und dieses Reiten hat für uns etwas Geheimnisvolles, denn der Tritt der Pferde ist beinahe lautlos, da die Hufe gewöhnlich nicht beschlagen sind. Ihr beliebtestes Ziel ist der schon erwähnte „Paseo", eine schattige Promenade, die in keiner Stadt fehlt und wie die Kathedrale, die Plaza und die „Alameda", der öffentliche Garten, zu ihren charakteristischten Zügen gehört. In Mexiko ist der Paseo de Bucareli eine lange Allee, die aus vier Reihen häßlicher, verkrüppelter, pappelartiger Bäume besteht; von beiden Seiten sind Fuß- und Reitwege angelegt, der Weg selbst ist nicht zum besten erhalten. Noch weniger glänzend ist der Paseo in Morelia, der Hauptstadt des Bundesstaates Michoacan, welche zu Ehren des hier geborenen Patrioten Jose Alonso Morelos ihren früheren Namen Valladolid mit dem gegenwärtigen vertauschte. Ein schlichtes Denkmal zur Erinnerung an diesen heldenhaften Priester und Vorkämpfer der Freiheit schmückt den Paseo (S. 567), der sich auf einen einfachen Baumgang reduziert. Morelia ist eine kleine Landstadt, deren größte Sehenswürdigkeit vielleicht die 1788 erbaute, 5 km lange Wasserleitung ist, welche auf massiven Steinbögen dahinzieht (S. 566). Die Einwohnerschaft übersteigt wohl kaum 30—35 000. Gerade an solchen Plätzen kann man besser als in der Metropole Thun und Treiben kennen lernen. Das ganze Leben der Mexikaner trägt den Stempel eines dolce far niente; nie sieht man sie geschäftig durch die Straßen eilen, nie ist ihre Zeit in Anspruch

genommen. Sie stehen früh auf, die Damen gehen tief verschleiert in die Kirche, die Herren beginnen ihre Morgenpromenade. Nach dem Spaziergang zieht sich alles in die Häuser zurück; gewöhnlich wird dann ein Bad genommen, dann sieht man oft die Mexikanerinnen mit aufgelöstem reichem Haar, das mantelartig ihre Schultern umwallt und beinahe bis zu den Füßen reicht, auf den Terrassen der Häuser auf und nieder gehen, um es trocknen zu lassen. Mit der Vollendung der Toilette vergeht langsam die Zeit; sind Kinder im Hause, so wird ihrem Spiele zugesehen, doch auch diese sind sanft und ruhig wie die Eltern; kein Lärmen, kein Streiten ist vernehmbar. Die kleinen Wesen scheinen sehr früh reif, entwickeln sich sehr schnell und sind meistens äußerst zart, weshalb die Kindersterblichkeit eine ungemein starke ist. Bei

Die Wasserleitung von Morelia (S. 565).

dem jungen Heiratsalter der Mutter ist der Kindersegen in der Regel sehr groß. Von den sehr zärtlichen Müttern werden die Kinder meist selbst genährt und vom frühesten Alter an wie die Puppen behandelt. Schon des Morgens kann man sie zierlich gekleidet nach der Alameda tragen sehen, abends nimmt man sie mit auf die Paseofahrt. Wenn sie heranwachsen, besuchen sie während mehrerer Stunden des Tages Schulen, Wohlhabendere auch Pensionate, deren es freilich in den kleineren Städten nur wenige gibt.

Aber bei aller Gelehrigkeit, Folgsamkeit und Gutartigkeit fehlt es ihnen schon in der Jugend an einer gewissen Offenheit, einem wahrhaft kindlichen, rückhaltlosen Wesen. Die Intelligenz erwacht sehr früh und erreicht schnell eine gewisse, oft staunenswerte Höhe, aber dann bleibt sie stehen. Um die Mittagszeit wird in jedem Hause ein zweites Frühstück eingenommen, bei welchem die Tortillas und schwarze Bohnen, sogenannte „Frijoles", zwei beliebte Nationalspeisen, in jedem Hause, ob arm oder reich, die Hauptrolle spielen. Auch Ragout von Truthähnen mit „Chile", einer Art spanischer Pfeffer, und Tomaten bereitet, ist gleichfalls eine Lieblingsspeise. Mit Maismehl gemischt und in Maisblätter gewickelt, in Dunst gekocht, bildet dieses Ragout die beste

Speise des Landes, die „Tamales“, wenigstens für unseren Gaumen, welchem die mit großer Menge Schweinefett hantierende Kochweise Mexikos im allgemeinen wenig zusagt. Die Nachmittagsstunden vergehen in Empfang und der Erwiderung von Besuchen; geistige Beschäftigung ist so gut wie unbekannt, besonders bei den Damen, welche außer dem Gebetbuch kaum ein anderes Buch kennen. In sehr vielen Häusern gibt es kein eigentliches Mittagsmahl; man läßt sich eine Schokolade oder eine Speise bereiten, lebt überhaupt äußerst mäßig. Das Nationalgetränk, das auch auf dem Tische der Reichen nicht fehlt, ist „Pulque“, welches aus dem gegohrenen Safte der Magueypflanze, der amerikanischen Agave gewonnen wird. Werden Gäste erwartet, so tritt an Stelle der gewöhnlichen Einfachheit große Ueppigkeit und die Reihe der

Morelos' Denkmal (S. 565).

Speisen nimmt dann kein Ende. Nach der Paseostunde begibt man sich ins Theater, wenn eines in der Stadt vorhanden ist; sonst ruft die Abendglocke die Familien ins Haus, die ledigen Männer nach den Kaffeehäusern, um Schokolade zu nehmen, die, stark mit Zimt versetzt, sehr gut ist und viel getrunken wird. Auch der Handwerker ist daran gewöhnt und zumal die Frauen entsagen ungern diesem Genuß. Die Geschäfte des Tages werden nun beschlossen; gewöhnlich bleibt die Familie der besseren Stände beisammen, nur wer über Tag gearbeitet hat, geht auf den Markt, nach den Portales, um zu hören und mitzuteilen. Gern kommen auch einige vertraute Freunde in einer bekannten Familie zusammen; man spricht, raucht, musiziert und tanzt. Unter den geselligen Talenten der Mexikanerinnen steht ihre Freude und ihr Talent zur Musik obenan; sie spielen oft sehr hübsch Klavier und besitzen auch wohlklingende Stimmen. Bei einer solchen anspruchslosen Abendvereinigung, einer sogenannten „Tertulla“ figuriert weder Thee und Backwerk, noch gar die Weinflasche oder die Punschbowle. Höchstens reicht man ein kleines Glas süßen Weines, „Sangria“ (Wasser, Wein und Zucker) oder Limonade. Die Männer trennen sich häufig von den Frauen, um entweder eine Partie „Malilla“ oder „Tresillo“ zu spielen, oder gewöhnlich eine

Markt in Morelia.

kleine Bank aufzulegen. Die galanten jungen Herren verlassen die Damen nicht, die Unterhaltung ist leicht, Witz- und Wortspiele jagen sich, leicht entzündliche Naturen flammen auf und glühen, aber der äußere Anstand wird nie verletzt. Hier, in solchen Kreisen von Bekannten tanzt man gerne noch die spanischen Tänze, welche stets von Gesang begleitet sind und durch die Mimik erst ihre rechte Bedeutung bekommen.

Auf dem Lande übersteigt die Zahl der Mestizen weitaus die der Kreolen. Pächter und kleine Gutsbesitzer, sowie die vielen zerstreut wohnenden Hirten und Bauern sind beinahe durchweg Mestizen. Ihre Frauen kann man auf den bescheidenen Märkten der Landstädte treffen, wie ein Teil eines solchen in Morelia in obigem Bilde zu sehen. Auch die Klasse der Handwerker in Dörfern und Städten zählt eine Menge solcher Mischlinge, deren Ehrgeiz es gern den Weißen gleichthun oder diese überflügeln möchte. Außerdem beschäftigen sich viele mit dem Handel, der sich früher ausschließlich im Betrieb der Weißen befand, und es ist auch gar kein Zweifel, daß die Zukunft des Landes in den Händen dieser Mestizen liegt.

Warnung.

Von

Friedrich van Hoffs.

Da fliegt den blumigen Hang hinab
Ein Falter, setzt sich und ruht.
Soll ich ihn fangen? Heidideldum!
Haschen mir unter den Hut?
Falter entfleucht,
Leicht gescheucht.
Kind,
Hüte dich, fall' nicht!

Da steht im See eine Lilie weiß,
Die wankt und winket mir zu.
Soll ich mich bücken? Heidideldum!
Pflück' ich sie, hat sie wohl Ruh'!
Ufer ist jäh,
Tief der See!
Kind,
Hüte dich, fall' nicht!

Der Sammler

Zur Zeitgeschichte.

Mosaik.

In Berlin hat sich eine allseits willkommen geheißene Agitation gegen das unselige **Klavierspielen** geltend gemacht, welche die Bearbeitung der „Drahtkommode“ oder des „Saitenspindes“ auf gewisse Tagesstunden zu beschränken trachtet. Wer wünschte dieser Bewegung nicht Erfolg? Es gibt wohl kaum einen Menschen, den nicht die herrschende Klavierpest zu den unchristlichsten Wünschen verleitet hätte. Unser Mitarbeiter Stinde empfiehlt Zwangsübersiedelung des Klavierpaukers in ein besonderes Musikstadtviertel.

Zu den mancherlei Sachen, welche von den Meyers und Baedeckers mit dem auszeichnenden Sternchen versehen werden, tritt nun auch die — — **Mitternachtssonne.** Zweimal wöchentlich fahrende „Touristenschiffe“ befördern diejenigen, welche das Naturwunder genießen wollen, von Trondhjem nach dem Nordkap. Die Hin- und Rückfahrt inkl. der „Vorstellung“ nimmt 8 Tage in Anspruch.

Die Einwanderung Deutscher in **Amerika** zeigt eine beträchtliche Steigerung während des Aprils. In genanntem Monat hat sich die Zahl gegenüber demselben Monat des Vorjahrs um 2333 Personen vermehrt.

Ein nicht geringes volkswirtschaftliches Interesse erregt die Statistik über die **italienischen Sparkasseninstitute,** welche der Minister für Ackerbau, Industrie und Handel soeben publiziert. Danach betrug am 31. Dezember 1883 die Summe der gemachten Spareinlagen: 1 147 695 103 Lire gegen 157 205 040 Lire im Jahre 1860 und 348 121 099 Lire im Jahre 1870. Im ganzen besitzt Italien jetzt 4283 Sparkassen; der Zuwachs der Einlagen zeigt sich am bedeutendsten bei den Postsparkassen.

Zu den wenigen Dingen, die man bisher nicht zu zählen unternommen hatte, gehörten auch die **Haare,** obgleich ihre Menge vielfach sprichwörtlich angewendet wurde. Ein englischer Arzt, Dr. Wilson, der offenbar an Patientenmangel leidet, hat die ihm hierdurch gebotenen Mußestunden dazu benutzt, das Problem zu lösen, und siehe da! er fand 127,920 Haare durchschnittlich pro gehörig behaartem Kopf — gewiß weit weniger als viele dachten.

Das 600jährige **Rattenfängerfest** wird am 26. Juni in Hameln festlich begangen werden.

In Amerika wird unser genialer Staatsmann **Bismarck** vielfach zu Reklamen von Fabrikaten gebraucht. So kann man lesen, welche Aehnlichkeit der Gewaltige mit Spaulding Leim oder mit Sozodont hat; aber immer findet man dabei doch warme Anerkennung, die mit dem uns an sich wenig sympathischen Gebaren versöhnt.

Für viele ist es ein harter Schlag gewesen, daß die **Hamburger Seewarte** ihre Wetterprognosen einstellte, doch können wir ihnen zum Trost mitteilen, daß in anderer Form die stets willkommenen Nachrichten wieder aufleben werden.

Expedition und Kolonialwesen.

Offiziere des russischen Marineressorts haben das Projekt einer neuen **Nordpolexpedition** ausgearbeitet, nach dem das Vordringen nur langsam erfolgen und durch zu errichtende Stationen stets eine Rückkehr möglich gemacht werden soll.

Die vielbesprochene Ansiedelung der Firma Lüderitz an der **Angra Pequenabucht** gab Veranlassung zur Betrachtung des deutschen Handels nach Westafrika, wobei sich herausstellte, daß wohl schon jetzt der deutsche Handel auf Guinea dem englischen überlegen ist. 1883 fuhren von Hamburg 13 regelmäßige Dampfer 25mal nach Südwestafrika, und zwar machten 4 deutsche Dampfer 10, 9 englische Dampfer 15 Reisen. In jedem Fall hat das deutsche Kapital in Westafrika die besten Hoffnungen auf lohnenden Erfolg.

Theater.

Sarah **Bernhard,** die große französische Schauspielerin und noch größere Reklameheldin, die wegen ihrer Magerkeit sprichwörtlich geworden ist, lernt jetzt das Lieblings-Instrument Friedrichs des Großen — die Flöte blasen. Man erzählt sich nun, daß sie sich bei ihren Studien festbinde, damit sie nicht durch die Gewalt ihres eigenen Atems in eines der Flötenlöcher hineingeweht werde und auf Nimmerwiedersehen in dem hohlen Innern des Instruments verschwinde.

Musik.

Während am 25. bis 26. Mai in Weimar das Jubiläumsfest des **Allgemeinen deutschen Musikvereins** begangen wurde, bereitet man in Bonn das 25jährige Stiftungsfest des **Männergesangvereins** vor, bei dem ein großer Gesangwettstreit veranstaltet werden soll.

An Stelle Ferd. **Hillers** ist Hofkapellmeister Wüllner von Dresden unter den günstigsten Bedingungen zum städtischen Kapellmeister und Leiter des Konservatoriums in Köln ernannt worden.

Kunst.

In letzter Zeit sind verschiedene **Denkmale** enthüllt worden, so am 21. Mai ein **Luther**-Standbild in Washington, am 11. Mai in Pavia ein Denkmal **Garibaldis,** am 2. Juni ein Denkmal für den General **Dufour** in Genf.

Der Maler **von Stetten** hatte im diesjährigen Salon in Paris ein Bild ausgestellt und war dafür mit einer Medaille ausgezeichnet worden. Herr E. About, der Redakteur des XIX. Siècle und auch bei uns als Autor wohlbekannt, polemisiert dagegen in einer Weise, die es schwer macht, zu sagen, ob seine Beschränktheit oder seine Gemeinheit größer ist. Er kann sich nicht erklären, „daß die Deutschen nicht in Frankreich den Empfang finden, den man den störenden Hunden bereitet“. Er hat von dem Bild nicht gesprochen, „weil der Name des Künstlers auf 100 Schritte nach Deutschtum riecht“. Ob Herr About glaubt, mit solchen Rüpeleien seinem Vaterland einen Dienst zu erweisen und der Akademie Ehre zu machen, der er angehört?

Wormser Bürger erlassen einen Aufruf zu Beiträgen für die Restauration des **Wormser Doms,** welch herrliches Denkmal deutscher Baukunst leider dem Verfall entgegengeht.

Entdeckungen.

Pasteur, der bekannte französische Gelehrte, behauptet, das Mittel gefunden zu haben, um der Hundswut vorzubeugen, ja er stellt sogar ein allmähliches Erlöschen der Krankheit in Aussicht. Wird bei einem von einem tollen Hund gebissenen Menschen die Pasteursche Impfung angewendet, bevor die Hundswut ausgebrochen ist, so kann er gerettet werden.

Militärisches.

Am 1. Juni trat das neuformierte **Ballondetachement der deutschen Armee,** dessen Aufgabe in der Vornahme von Versuchen mit dem Ballon captif besteht, zusammen. Außer einem Hauptmann, der als Vorsteher der Versuchsstation fungiert, gehören zu dem Detachement 1 Premierlieutenant als Mitglied und Führer des Detachements, 2 Sekondelieutenants, 1 Luftschiffer als technischer Beirat, 4 Unteroffiziere, 35 Mann Infanterie.

In Amerika ist der Vorschlag zur Erbauung **schildkrötenartiger Panzerschiffe** gemacht worden. Nach dem Projekt des Herrn Clark sollen die Panzerwände des Schiffes soweit unter die Wasserlinie reichen, daß eine senkrechte Panzerung unterbleiben kann. Das feindliche Geschoß trifft selbst bei heftigem Rollen des Fahrzeugs auf eine stark abgeschwächte Fläche, von der es abgleitet. Die runden Geschütztürme würden durch einen nur die eigentliche Geschützkammer deckenden birnenförmigen Raum ersetzt, der mit der Spitze, aus dem die Geschützmündung hervorragt, stets nach dem Feind gerichtet ist und von dessen schrägen Wandungen die feindlichen Kugeln abprallen.

Verkehrswesen.

Die Zahnradbahn von **Rüdesheim auf den Niederwald** ist am 30. Mai eröffnet worden.

Am 14. Mai wurde der letzte Mauerring des **Arlbergtunnels** vollendet.

Die sich mehrende Zahl der **Bicyclisten** wird nicht ohne Genugthuung hören, daß bei einem Wettkampf, der in San Franzisko zwischen Bicyclisten und Reitern ausgefochten wurde, die ersteren einen vollständigen Sieg davontrugen. Sechs Tage lang kämpfte man um die Entscheidung. Endlich fand es sich, daß das abwechselnd von einem Herrn und einer Dame gelenkte Bicycle 1073 Meilen zurückgelegt hatte; $1^1/_4$ Meile mehr als das schnellste Pferd.

Ausstellungen und Kongresse.

Vom 28. Juni bis 2. Juli findet die erste **Sommerobstausstellung** des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den preußischen Staaten in Berlin statt.

In Amsterdam, wo nebenbei gesagt für das Jahr 1885 eine **Weltausstellung** geplant wird, halten die vereinigten niederländischen landwirtschaftlichen Vereine vom 7. bis 9. September eine **internationale landwirtschaftliche Ausstellung** ab.

Eine **Weltausstellung** wird für das Jahr 1889 in Paris geplant.

In New Orleans nimmt am 31. Dezember dieses Jahres eine **internationale Weltausstellung,** die mit einer internationalen Baumwollausstellung verbunden ist, ihren Anfang. Sie dauert bis 31. Mai 1885.

Am 25. Mai fand die Eröffnung der **argentinischen Ausstellung** in Bremen, am 27. Mai die der internationalen Elektricitätsausstellung in Turin statt.

Eine internationale **Hygiene-Ausstellung** wurde am 8. Mai in South-Kensington eröffnet. Am 17. dess. Monats nahm eine internationale **Gartenbauausstellung** in Petersburg ihren Anfang, der am 20. die Eröffnung einer ebensolchen in Paris folgte.

Hundstage und Kongresse sind unzertrennlich! Wir nahen uns mehr und mehr jenen und allsogleich beginnen diese. Für den 10. bis 16. August ist ein **internationaler Aerztekongreß** in Kopenhagen angesagt.

Unglücksfälle.

Trotz aller Sicherheitsvorrichtungen ist abermals ein Theater den Flammen zum Opfer gefallen: das **Stadttheater in Wien.** Glücklicherweise brach der Brand am Tag aus, so daß Menschenleben nicht zu beklagen sind. Die, wie bekannt, nicht sonderlich prosperierende Bühne wird nicht mehr zu neuem Dasein erstehen, da die Genehmigung zum Wiederaufbau auf der jetzigen Stelle verweigert wurde. Außer dem Stadttheater-Brand ist noch von anderen Bränden zu melden: so vernichtete am 28. Mai eine Feuersbrunst in **Paum-Penh** 105 Backstein- und 150 Strohhäuser, so daß ein Verlust von 1,400,000 Fr. verursacht wurde. Ein Brand in **Philadelphia** wurde dadurch veranlaßt, daß der Blitz in die Atlantic Petroleumraffinerie einschlug und das brennende Oel von 12 Bassins sich über die Straßen ergoß. Hier betrug der Schaden 500,000 Dollar. Gräßlichere Folgen hatte ein **Prairiebrand,** der durch die Funken einer Lokomotive im südwestlichen Kansas veranlaßt wurde.

Bei einem **Brandunglück** in Neustadt bei Koburg sind 7 Männer verschüttet worden, wovon 5 sofort tot blieben.

Am 25. Mai ist der **Moskauer Expreßzug** in der Nähe von Boloboje entgleist und sind dabei mehrere Menschen ums Leben gekommen. Die Schuld trifft einen Bahnwärter, der, um seinen Kollegen zu schädigen, auf der Strecke ein Hindernis anbrachte, an dem der Zug zu Grunde ging.

Verbrechen.

In dem Prozeß gegen **Kraszewski** und **Hentsch** ist das Endurteil gesprochen worden. Der erstere wurde zu 3 Jahren 6 Monaten Festungshaft, der letztere zu 9 Jahren Zuchthaus verurteilt. Kraszewski verbüßt seine Strafe in Magdeburg, Hentsch in Halle.

Dem Mörder des Detektiv Blöch, Hermann **Stellmacher,** wurde der Prozeß gemacht. Er räumte bei der Vernehmung ohne weiteres ein, die furchtbare That begangen zu haben, verneinte hingegen mit aller Entschiedenheit die Beteiligung an dem Eisertschen Raubmord. Stellmacher ist zum Tode durch den Strang verurteilt worden.

In **London** wurde abermals ein Dynamit-Attentat verübt, das aber glücklicherweise ohne schwere Folgen blieb. Der Versuch der Attentäter, das Nelsondenkmal in die Luft zu sprengen, mißlang gänzlich.

Als ein jeden Menschenfreund tief betrübendes Zeichen muß es betrachtet werden, daß 1883 in Berlin gegen 651 **Kinder Anklagen wegen strafbarer Handlungen** bei der Kriminalpolizei eingegangen sind. Von diesen 651 waren 585 erst 6–12 Jahre alt! Die Anklagen lauteten außer auf Bettelei auf Diebstahl, Hehlerei, Unterschlagung, Sachbeschädigung, Brandstiftung, Sittlichkeitsvergehen, Körperverletzung 2c.

Totenschau.

Prinz **August Ignaz v. Liechtenstein** † im 75. Jahr im Mai zu Wien.

Prinz **Leopold v. Sachsen-Koburg** † 21. Mai zu Wien.

Achtermann, Theodor Wilhelm, der Nestor der deutschen Künstler in Rom, † das. im Alter von 84 Jahren. Er wurde 15. August 1799 als armer Schreinerssohn in Münster geboren und erhielt erst vom 33. Jahre ab seine Ausbildung als Bildhauer. Seine Lehrer waren Schadow und Rauch.

Sire **Bartle Frere,** der bekannte englische Staatsmann, welcher mit dem Sultan von Sansibar den Vertrag zur Aufhebung des Sklavenhandels abschloß und bis kurz nach Beaconsfields Sturz Gouverneur und oberster Befehlshaber der Kapkolonie war, † 29. Mai zu London.

Benjamin, P., einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, † im 73. Lebensjahr zu Paris.

v. Boguslawski, Prof. Dr. G., Sektions-Vorstand des hydrographischen Amts in Berlin, † das. 4. Mai.

Brassin, Louis, der bekannte Klaviervirtuos und Komponist, † 47 Jahre alt im Mai zu Petersburg.

Costa, Sir Michael, Komponist seit 1832 in London, † zu Brighton.

Goeppert, Geh. Medizinalrat, der Direktor des Breslauer botanischen Gartens, † im Mai, 84 Jahre alt.

Groß, Samuel, einer der bedeutendsten Aerzte und Chirurgen der Vereinigten Staaten, † 6. Mai zu Philadelphia. Im gleichen Monat starb auch der berühmte amerikanische Chirurg Dr. Willard **Parker** zu New York.

Graf **d'Hausseville,** Mitglied des Senats und der Akademie, † zu Paris. Er ist der Verfasser der Broschüre „Frankreich und Preußen vor Europa", in der er gegen die Handlungen der deutschen Sieger in Paris protestierte.

Johnson, Alvin J., bekannter amerikanischer Verleger, † zu New York. Johnson ist der Verleger der großen Encyklopädie, die seinen Namen trägt.

Kolb, Georg Friedrich, der bekannte volkswirtschaftliche Schriftsteller, † im Alter von 75 Jahren zu München.

Landini, einer der gefeiertsten Komiker Italiens, † im Mai zu Livorno.

Maria Anna, Wittwe Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich, † 81 Jahre alt am 4. Mai in Prag. Die Verstorbene war eine Tochter Viktor Emanuel I., Königs von Sardinien.

Midhat Pascha und **Mahud Damet** Pascha starben zu Taif.

v. Rothmaler, General der Infanterie z. D., † 20. Mai zu Erfurt, 70 Jahre alt. Mit Rothmaler starb der letzte preußische General, der von der Pike auf gedient hat.

Schödler, Ph. Dr., der bekannte Verfasser des „Buch der Natur", geb. 1813, † zu Mainz.

Strousberg, Dr. H. B., bekannt durch seine großen Eisenbahnbauten, † den 31. Mai zu Berlin.

Thöl, Dr. Heinrich, Geh. Justizrat, Professor der Rechte in Göttingen, † das. 16. Mai im 77. Lebensjahre.

Smetana, czechischer Komponist, der sich durch eine Oper auch in Deutschland bekannt gemacht hat, † in Prag.

Prati, Giovanni, ausgezeichneter ital. Dichter, geb. 27. Januar 1815 zu Dascindo, † in Rom.

Elektrische Neuigkeiten.

Von

Civilingenieur Peschel.

Fig. 1.

Die große Leichtigkeit, mit der sich die Elektricität in fast alle anderen Formen der Naturerscheinungen umwandeln läßt, macht dieselbe ganz außerordentlich für praktische Anwendung geeignet, denn ein elektrischer Strom braucht nur durch getrennte Kohlenspitzen gesendet zu werden, um Licht zu erzeugen; er braucht nur durch Drähte gesendet zu werden, um Wärme hervorzubringen; um einen Eisenstab spiralförmig herumgeführt, erzeugt er Magnetismus; in die Nähe eines anderen Stromes oder eines Magneten gebracht, bringt er diesen in Bewegung oder kommt selbst in Bewegung; durch eine zusammengesetzte Flüssigkeit gesendet, zerlegt er sie in ihre Bestandteile.

Gewöhnlich wendet man zur Erzeugung von Glühlicht primäre galvanische Batterieen von möglichst großer Spannung mit konstantem Strome und geringem inneren Widerstande an, wozu sich am besten die sogenannten Bunsen-Elemente mit zwei Säuren (das ist: Thonzelle mit (positiven) Kohlenpol mit Salpetersäurefüllung konzentriert (negativen), Zinkpol mit verdünnter Schwefelsäure) eignen.

Ein solches Bunsen-Element hat mit frischer Füllung eine Spannung von ca. 1,75 Voltaeinheiten (Volts) und es ist behufs Erzielung der zu einer in Anwendung gebrachten Lampengröße erforderlichen Spannung nötig, so viele Elemente hintereinander (das ist: Kohlenpol des ersten Elementes mit dem Zinkpole des zweiten Elementes, Kohlenpol des zweiten mit dem Zinkpole des dritten 2c.) zu verbinden, bis man die Gesamtspannung der Kohlenfaser in der Lampe erreicht hat.

Fig. 2.

Die gewöhnlichen Glühlampen bestehen aus einer hohlen Glaskugel, in welcher eine auf eigentümliche Weise dargestellte verkohlte Faser in Form eines Bügels, mit zwei einmündenden Platindrähten metallisch verbunden, eingeschmolzen ist. Um das Verbrennen der Faser möglichst zu verhindern, wird die Kugel luftleer gemacht. Läßt man durch die Kohlenfaser einen entsprechend starken galvanischen (elektrischen) Strom kreisen, so wird selbe zuerst rot glühen, dann weiß glühen, wobei ein weißes, ruhiges Licht ausgestrahlt wird.

Die durchschnittliche Brenndauer der Glühlampen beträgt gegen 800 Stunden.

Fig. 3.

An Stelle der Bunsen-Elemente, die der Säuredämpfe wegen in möglichst freien Räumen oder in Lokalen mit gutem Luftdurchzuge untergebracht sein müssen, treten dieses Umstandes wegen gegenwärtig sogenannte Accumulatoren, die als Erfindung neuerer Zeit noch vieler Abänderungen und Verbesserungen fähig sind.

Zweck der Accumulatoren ist: auf möglichst geringem Raume beliebig große Quantitäten elektrischen Stromes anzusammeln, welchen Strom man nach einiger Zeit bei Bedarf an anderer Stelle verwertet, zu welchem Zwecke der Accumulator zu laden ist, d. h. es ist nötig, den Strom von mehreren kräftigen primären Elementen durch eine entsprechende Anzahl Stunden auf die im Accumulator befindlichen positiven und negativen Platten einwirken zu lassen, wodurch in demselben chemische Spannung sozusagen erweckt wird, welche letztere sodann beim Einschalten einer Glühlampe oder anderer Apparate, die dem elektrischen Stromdurchfluß Widerstand entgegensetzen, in elektrische Spannung verwandelt oder umgesetzt wird.

Ist der im Accumulator vorhandene Strom verbraucht, so kann man die Prozedur des „Ladens“ beliebig oft wiederholen, hat daher jederzeit eine Elektricitätsquelle zur Verfügung.

Der aus Accumulatoren erzielbare wirkliche Nutzeffekt beträgt beiläufig ein Drittel der aufgewandten Stromquantitäten. — So ist man z. B. mit einem Taschendoppelaccumulator von vier Volt*) Spannung in der Lage, eine Glühlampe, wie die folgenden Figuren (1. 3. 4) zeigen, in Nadel, Blume, Broche 2c. gefaßt, durch 100 Minuten bei Benützung eines Drückers (Kontaktor), der unter den Kleidern unsichtbar getragen wird — in brillanteste Wirkung zu versetzen, so daß man nach Belieben durch Bewegen eines Fingers die Lampe bloß eine Sekunde oder eine Minute oder auch länger ununterbrochen leuchten lassen kann, wie solches die Figur 2, welche den Accumulator in Verbindung mit einer die Glühlampe tragenden Brustnadel und Fig. 1, den Accumulator in der Westentasche versteckt, veranschaulichen.

Fig. 4.

Viel Effekt macht eine Ballerine, deren Schmuck kleine Glühlämpchen trägt, die durch den vorhin erwähnten Accumulator in Betrieb gesetzt sind, wie solches vom Verfasser für die Ausstattung der Operette „Ripp-Rippe“ am kgl. deutschen Landestheater zu Prag geliefert wurde.

Eine weitere Anwendung der Accumulatoren für Equipagenbeleuchtung skizziert Fig. 3, indem sechs einfache Accumulatoren, in einen Kasten montiert, unter den Kutschbock gestellt werden, von wo aus die Leitungen sowohl zu den beiden großen Seitenlaternen, als auch zu einer an der Spitze der Deichsel oder auch zwei an dem Pferdegeschirre anzubringenden Laternen, resp. in den inneren Wagenraum geführt werden, so daß man nach Belieben entweder einzelne Lampen allein oder mehrere gleichzeitig erglühen lassen kann, wenn man einen dem Bedarfe entsprechenden Umschalter benützt.

Für größere Beleuchtungsanlagen sind naturgemäß größere Accumulatoren notwendig, die man entweder mit Elementen oder mit einer dynamo-elektrischen Lichtmaschine ladet. Die Anschaffung einer solchen Dynamomaschine und Accumulatoren ist für Besitzer von Dampfkraft sehr rationell, da erstere während des Tages durch Kraftübertragung leicht in Betrieb gesetzt werden kann, wodurch alle vorhandenen Accumulatoren geladen werden, die sodann nach dem Stillstande der Dampfmaschine oder auch bloß nach erfolgtem Ausschalten während der Nacht zur Speisung aller im Hause befindlichen Glühlampen dienen. Hat man Wasserkraft zur Verfügung, so sind die Kosten zum Betriebe der Dynamomaschine fast belanglos.

Aus dem Gesagten ist zu ersehen, daß dort, wo die Accumulatoren bald nach ihrer Ladung zur Benutzung kommen und insbesondere, wo die Ladung mit unbedeutenden Kosten zu bewerkstelligen ist, weil die aufgespeicherte Arbeitsmenge sonst überhaupt nutzlos verloren wäre, die Accumulatoren eine große Zukunft für sich haben.

*) „Volt“ bezeichnet die in der Praxis für elektrische Messungen angenommene Einheit der elektromotorischen Kraft.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Die Erdbeeren.

In Frankreich soll, wie wir im vorigen Jahre in der „Landwirtschaftlichen Post“ schrieben, der Erdbeerbau seine größte Ausdehnung im Departement Finistère in der Nähe von Plougastel bei Brest haben. Die ganze Meeresküste, die Einbuchtungen an der Reede bei Brest und das Flußufer bis 600 m landeinwärts ist durch Hecken und niedrige Mauern in kleine Felder von 50 qm abgeteilt und beinahe ausschließlich der Anzucht von Erdbeeren gewidmet. Es werden hier nur Varietäten der Fragaria chiloënsis gebaut. Die Ernte dauert von ungefähr dem 20. Mai bis in die zweite Hälfte des Juli, und werden von hieraus wirklich fabelhafte Massen versendet, besonders durch Vermittlung von Brest, denn es soll keine Stadt auf dem Erdboden geben, in der so viele Erdbeeren verzehrt, konserviert und verschickt werden, als in Brest. Während der Erntezeit ißt hier alles Erdbeeren, und doch gehen noch viele Früchte auf dem Felde verloren, weil es an Händen zum Pflücken fehlt. Nach dem Bericht des Concours régional im Journal „Science pour tous“ waren 1875 bei Plougastel 200 ha mit Erdbeerpflanzen bebaut,

und wurden in jedem Jahre 2 Millionen Kilo reife Früchte nach Paris geschickt. Außerdem wurden nach näherliegenden Städten wie Brest, Morlaix, Lorient, Quimper, Nantes u. a. gegen 1½ Mill. Kilo versendet, so daß der Gesamtversandt wenigstens 3½ Mill. Kilo erreichte. Wenn nun auch die Früchte wegen der hier erzielten Massen fabelhaft billig verkauft werden, nämlich für 20 Centimes, d. h. 16 Pfennig für das Kilogramm, so ergibt das doch einen Ertrag von 700000 Frank, und wenn die Betriebskosten mit einem Drittel abgerechnet werden, so ergibt sich immerhin noch ein Reinertrag von mehr als 4¼ Mill. Frank allein für nach auswärts verkaufte Erdbeeren. Von 1876 an soll der Anbau von Erdbeeren noch größere Ausdehnung gewonnen haben.

Fig. 1. Dr. Wilhelm Neubert (Göschke) von 1882.

In Deutschland betreibt das Elbthal zwischen Dresden und Meißen den bedeutendsten Erdbeerbau. Nach offiziellen Mitteilungen gingen im Jahre 1879 allein von der Station Kötschenbroda der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, 10 km von Dresden, 48000 Kilo Erdbeeren in 1500 Sendungen meist nach Berlin. Ein anderer Mittelpunkt des Erdbeerbaues ist bekanntlich bei Hamburg (Vierlanden).

Fig. 2. Garteninspektor Hoff (Göschke) von 1883.

Mit dem Vorstehenden wollten wir nur andeuten, daß recht viele Menschen mit dem Anbau von Erdbeeren sich beschäftigen, weil derselbe sich gut bezahlt macht, wenn er richtig betrieben wird. Das ist aber nicht überall der Fall, weshalb wir glauben, auch hierin der liebenswürdigen Leserin einige Ratschläge erteilen zu sollen, die vielleicht umsomehr sich ihrer Beachtung erfreuen werden, als man in der Regel im August, also binnen kurzem, die Erdbeeren von neuem zu pflanzen pflegt.

Der gewöhnliche Fehler bei der Kultur dieser beliebten Frucht ist nämlich der, daß die Pflanzen zu lange auf ihrem Platze stehen bleiben, und daß Neupflanzungen, wenn sie ausgeführt werden, oft wieder denselben Platz einnehmen, auf dem die alten schon jahrelang gestanden. Und doch saugt die Erdbeerpflanze wie kaum eine andere den Boden vollständig aus, auch wenn er jährlich gedüngt wird. Deshalb sollte sie nie länger als vier Jahre auf ihrem Platze stehen bleiben, auch erst nach frühestens sechs Jahren wieder auf denselben zurückkehren. Man teile deshalb sein Land für die Erdbeerenkultur von einiger Ausdehnung in 10 Abteilungen, von denen jährlich eine abgeräumt, rigolt, reichlich gedüngt und sechs Jahre hindurch mit Gemüse bebaut wird. Auch sollte man Erdbeeren in der Regel nicht unter größere Bäume pflanzen, denn sie gedeihen nur in freier und, mit Ausnahme der Mittagsstunden, sonniger Lage und auf tiefgrundigem, also rigoltem Boden, den man aus Lehm, Sand und genügendem Dünger zusammensetzen oder gutgedüngtem lehmigen Sandboden wählen sollte; derselbe darf mäßig feucht sein, in keinem Falle aber an stehender Nässe leiden; wo solche vorhanden, muß sie durch Drainierung oder offene Gräben entfernt werden.

Fig. 5. Teutonia (Göschke) von 1883.

Unter den Erdbeeren unterscheidet man die **Gartenerdbeere** von der **Monatserdbeere**. Letztere ist wahrscheinlich eine Abart der botanischen Spezies unserer Walderdbeere (Fragaria vesca L.) und wird leicht durch Teilung alter Pflanzen, auch durch Anbau ihres Samens vermehrt, den man durch Abreiben getrockneter Beeren erhält und der möglichst bald nach der Reife (denn er verliert leicht seine Keimfähigkeit) in Schalen unter Glas ausgesäet wird; er keimt bald, und werden die jungen Pflänzchen auf ein geschützt liegendes Beet mit gutem leichtem Boden verstopft, nach Anbruch des Winters mit Tannenreisig o. dgl. bedeckt und im Frühjahr in sechs Reihen auf einem 1,3 m breiten Beet angepflanzt, tüchtig angegossen und dann bis nahe an den Herbst stets feucht gehalten. Sie tragen beinahe den ganzen Sommer hindurch reife Früchte mit starkem Aroma und feinstem Geschmack.

Fig. 3. König Albert von Sachsen (Göschke) von 1879.

Wenn die Pflanzen im August in Töpfe gesetzt werden, lassen sich diese Monatserdbeeren im warmen Mistbeet, im Weintreibhause oder im Doppelfenster des warmen Zimmers leicht früh zur Reife bringen. Rankende Sorten auch der Monatserdbeere können wie die folgenden durch Ausläufer vermehrt, nicht rankende als Einfassung der Wege im Gemüsegarten verwendet werden.

Die **Gartenerdbeere** mit großen verschiedenfarbigen Früchten ist durch natürliche oder künstliche Befruchtung mehrerer Arten (Fragaria elatior, virginiana, chiloënsis Ehrh. u. a.) entstanden, so daß man ihre Abstammung nur selten noch erkennen kann. Anpflanzungen werden meist mit Ausläufern älterer Pflanzen gemacht, die man deshalb, soweit man sie zu verwenden gedenkt, beim Reinigen und Ausputzen der Beete stehen läßt, damit sie sich vorher stark bewurzeln. Man benutzt auch Teile älterer noch fruchtbarer Pflanzen, weil sie gewöhnlich früher als die Ausläufer tragen. Bei beiden Arten der Vermehrung ist aber darauf zu achten, daß nicht Pflanzen mit nur männlichen Blüten zur Verwendung kommen, die sich besonders dann viel vorfinden, wenn die Pflanzen zu lange auf ihrem Platze gestanden haben; gewöhnlich sind durch sie die weiblichen Pflanzen stark verdrängt worden, sie selbst aber ganz und gar unfruchtbar.

Fig. 4. Erdbeer-Krinoline.

Nach der Ernte, im August, steche oder grabe man Ausläufer oder die äußersten Teile alter Pflanzen aus, schneide die größten Blätter ganz ab, verkürze die Wurzeln und schlage im rauhen Klima des Nordens und Ostens oder in hoher Lage diese kleinen Pflanzen dicht zusammen auf einem geschützten Platz ein, decke sie im Winter mit Laub und Tannenreisig und pflanze sie im Frühjahr, im mäßigen oder milden Klima aber im August gleich nach dem Abstechen in 40—50 cm Entfernung, vier Reihen auf ein 1,3 m breites Beet, das vorher stark gedüngt und tief gegraben war. Die Pflanzen werden so tief gesetzt, daß nur die Spitzen der Herzblätter oben sichtbar bleiben, weil sie sich sonst emporheben und vertrocknen; dann gieße man stark, oft und durchdringend, zuweilen mit Dungwasser oder Mistjauche, stets aber mit darauf folgendem reinem Wasser, decke die Beete zwischen den Pflanzen nach Eintritt des Frostes mit Laub und Reisig, oder besser mit kurzem Dünger, welcher letztere im Frühjahr bei dem dann nötigen Reinigen und Auflockern der Beete mit untergehackt wird, halte sie dann stets von Unkraut, die Pflanzen aber von Ausläufern rein, soweit man diese nicht zur Ver-

Fig. 6. Charybdis (Göschke) von 1882.

Fig. 7. Alex. v. Humboldt (Göschke) von 1881.

mehrung braucht, durch welche sie aber sehr geschwächt werden. — Zur Zeit der Fruchtreife sollte man das Gießen einstellen, weil durch die dabei aufspringende Erde die Früchte beschmutzt werden; dagegen sollte man die Bodenfeuchtigkeit durch Auflegen von Gerberlohe, Häcksel, Stroh, grober Coaksasche oder an der Meeresküste durch Seegras oder Tang zurückhalten und gleichzeitig die Früchte gegen den Schmutz schützen. Letzteren Zweck erreicht man auch dadurch einigermaßen, daß man die Pflanzen mit ihren eigenen Ranken zusammenbindet. Auch hat man eigens zu diesem Zweck eingerichtete Drahtgestelle, die Erdbeer-Krinolinen, mit denen man, wie Figura zeigt, die Pflanzen umgibt. Diese Krinolinen (Fig. 4) sind bei Kunst- und Handelsgärtner Herrn G. Göschke sen. in Cöthen (Anhalt) vorrätig.

Die schlimmsten Feinde der Erdbeeren sind die Schnecken; man vertilgt sie einigermaßen durch Weizenkleie, die zwischen die Pflanzen gestreut wird; die Schnecken fressen auch diese gern, wälzen sich aber dabei in ihr so fest, daß sie sich nicht wieder verkriechen können, weshalb man sie bei Tage aufsuchen und töten kann. Auch das Aufstellen kleiner Schalen mit Bier, bis zum Rande gleich dem Erdboden versenkt, ist sehr empfohlen worden; die Schnecken werden vom Bier angezogen, saufen davon und ersaufen darin. Von den größten und schönsten Erdbeersorten geben wir einige Abbildungen; sie stammen aus der Gärtnerei des vorgenannten Herrn Göschke, dem nahezu einzigen Züchter neuer und anerkannt guter Sorten in Deutschland; bei ihm sind auch zahlreiche andere Sorten, auch von Monatserdbeeren, vorrätig.

Fig. 8. Kamel (Göschke) von 1881.

Schließlich möchten wir noch auf ein einfaches Verfahren hinweisen, durch welches man die Erdbeeren des freien Landes zu früher Reife bringt. Man schützt die zu solchem Zwecke angelegten Beete durch eine Laubdecke vor dem Einfrieren, umgibt sie im Januar mit einem wenigstens 50 cm breiten und eben so tiefen Graben, den man nach Art eines Mistbeets mit vorher erwärmtem Pferdemist, mit Geflügelmist, ausgekochtem Hopfen und anderem wärmegebendem Material ausfüllt und rund um die Mistbeetkästen aufschichtet, die auf die Beete mit den Pflanzen gestellt und mit Fenstern versehen wurden, nachdem man die Pflanzen mit 25° R. warmem Wasser tüchtig durchgegossen hatte. Das Ganze wird dann wie ein Treibbeet behandelt und die Früchte werden wenigstens zwei Monate früher reifen als ohne diese künstliche Erwärmung.

Trachten der Zeit.

Von Jda Barber.

Allerlei Neuigkeiten aus der Saison.

Mehr als zu jeder anderen Zeit ist die Mode jetzt, da die elegante Welt auf die Wanderschaft nach all den wunderwirkenden Orten ist, die den Vergnügungsbedürftigen Vergnügen, den Kranken Genesung bringen sollen, als eine internationale anzusehen. Man trägt Alles, findet jede, selbst die grellste Farbenmischung schön, erscheint heut en polonnaise, morgen quite english, tags darauf in gefaltetem Rock als normannische Bäuerin, um sich wieder einen Tag später als Pariser Élégante zu metamorphosieren.

Die englischen und französischen Moden sind keineswegs wie ehedem Ausschlag gebend. Die deutsche, namentlich die berliner Modekonfektion hat sich seit dem letzten Jahrzehnt einen Weltruf erworben. Berlin, das Anno 1860 kaum 4 große Geschäfte hatte, in denen Kleider und Mäntel fabriziert wurden, weist heute ca. 50 Firmen ersten Ranges auf, die gegen 50000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigen und ihre Erzeugnisse nach aller Herren Länder versenden. Die berliner Modeerzeugnisse sind nicht so fein stilisiert wie die wiener, dafür aber enorm billig, solid gearbeitet und ohne jede Ueberladung.

Bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin hatte ich Gelegenheit das erst kurze Zeit zuvor eröffnete Warenhaus der Firma H. Lissauer (Markgrafenstraße) in Augenschein zu nehmen, das seiner Ausdehnung und Reichhaltigkeit nach an die großen englischen Ware houses erinnert.

Die Modedame kann da fragen: „Herz was begehrst Du?" ohne einen Wunsch unbefriedigt zu lassen. Die Parterre-Lokalitäten zeigen die kostbarsten Seidengewebe, in denen die seit mehr als 30 Jahren bestehende Firma Anerkanntes leistet; im ersten Stock findet man allerhand leichtere Nouveautés, Mull-, Battist-, Voile- und Grenadine-Gewebe, die speciell in Berlin so vielen Anklang findenden angefangenen Roben, die, nach neuesten Modellen zugeschnitten und zusammengefaßt, von jeder einigermaßen im Nähen geübten Dame selbst gefertigt werden können und mit Besatz, Spitzen, Stickereien zu dem verhältnismäßig enorm billigen Preis von 15 Mark verkauft werden. — Der überraschend schnelle Absatz,

Fig. 7. Fig. 6.
Badekostüme.

den diese Roben gefunden, beweist, daß die Berlinerinnen praktisch und arbeitsam sind und gern mit Hand anlegen, um nicht, wie so oft seitens der Ehemänner beklagt, als „teure" Frau gelten zu müssen. —

Es ist zu bewundern, daß diese angefangenen Roben nicht auch in anderen Städten Eingang gefunden; hier sehe ich sie in so reizenden Exemplaren, daß ich nicht verfehlen will, meine freundlichen Leserinnen, auf deren Lippen ich schon die Frage lese: „Wie und woraus sind denn diese berliner Wunderkleider gefertigt, die uns von den Launen, Unpünktlichkeiten und last not least der jetzt enorm hohen Rechnungen unserer Modisten unabhängig machen wollen," eine kleine Skizze derselben zu entwerfen.

Da z. B. Fig. 1, eine aus poil de chèvre, dem jetzt sehr beliebten, weil sehr praktischen Stoff gefertigte Robe, deren Rock auf jeder Falte stufenmäßig ansteigende Samtbänder aufgeheftet hat; die Tunique ist mit Samt taschenartig drapiert, das Arrangement auf einem jedem Kleide beigegebenen Bilde vorgezeichnet, so daß, selbst wenn die bereits gelegten Falten auseinander genommen werden müssen, die Drapierung leicht wieder zu ordnen ist.

Fig. 2 zeigt ein sehr praktisches Reisekostüm aus écru farbenem Alpaka; der sehr effektvolle Aufputz ist durch schmale Kammgarnbörtchen gebildet, die die Taille vorn als bereits fertiger Latz garnieren, seitwärts den Rock, indem sie einen nach

Fig. 5. Fig. 2. Fig. 1. Fig. 3.
Neue Roben.

unten zu sich ausbreitenden Teil decken, der rechts und links von handbreit aneinander gesetzten Galons begrenzt ist. Das Vorderblatt ist leicht gepufft, die Rückseite gefaltet.

Zu den überaus leicht herstellbaren Kostümen zählt die in Fig. 3 abgebildete Robe. Der Rock ist bereits fächerartig plissiert, innen auf schmalen Gummischnürchen aufgenäht, damit die nach Hunderten zählenden Fältchen nicht ausstrahlen, Taille und Aermel aus glattem Stoff werden mit leichter Stickerei umrandet, die Tunique, kurz drapiert, endet nach hinten in langen Schärpenenden. Aus dem Chaos der als Nouveauté empfohlenen Stoffe, die ich in den durch einen Aufzug (der wohl täglich hunderte von Malen benützt wird) leicht erreichbaren oberen Etagen sehe, will ich versuchen, einige Gewebe, deren mit Einfachheit gepaarte Eleganz ihnen ein mehr als ephemeres Dasein sichert, zu skizzieren. Von dauerndem Wert scheinen beispielsweise die mit reizenden Streublümchen oder Früchtemustern durchstickten ostindischen Baststoffe, die mit blauen und roten Flachstickereien gedeckten Battist- und Zephyr-Gewebe, die durchsichtigen Seiden-Grenadines, die Changeant-Satins und leinwandartig gewebten Wollstoffe zu sein; nächst diesen der englische mit in Kreuzstich gestickten Würfeln durchsetzte Crèpe, der leichte wollene Grenadine und last not least, der neue Fancy-Mohair, der wie Seide schillert, zur einfachsten, wie elegantesten Toilette verwendbar ist und von den Damen mit wahrem Enthusiasmus gekauft wird. Gleich beliebt ist ein wie Wolle aussehender Seidenstoff, Kaschmirienne genannt, der in der Herbsttoilette zu bester Geltung kommen soll. Man verwendet ihn schon jetzt zu den auf rosa Grund vorrätigen Vieux-Saxe Kostümen, die für Land- und Badeaufenthalt viel in Verwendung sind.

Fig. 4.
Fichus Viktoria.

Ganz reizend ausgeführt sind die aus Spitzen und angeknüpften Chenillebordüren vorrätigen Fichus Viktoria (Fig 4); statt des Aermels haben sie eine breite, oben stark eingeknauste Spitze, das Taillenteil ist vorn blusig arrangiert, und unten mit Schleife abgegrenzt. Das Fichu Antoinette (Fig. 5) wird aus farbigem, grell vom Kleide abstechenden Surrah gefertigt, mit bunten Blumen durchstickt und mit Spitzen umrandet; es stellt eine wohl elegante, doch auffallende Tracht dar, die schwerlich in weiteren Kreisen Verbreitung finden wird.

An Seebadeorten trägt man zumeist aus rehlederartig aussehenden Wollstoff gefertigte Kostüme, die wasserdicht imprägniert, allen Unbilden der Witterung Widerstand leisten. Eine mehr als praktisch sein wollende Dame ließ sich jüngst sogar ihr Badekostüm aus wasserdichtem Stoff fertigen; befragt, weshalb sie denn überhaupt Seebäder nehme, wenn sie durch ihre Badekleidung die Einwirkung des Wassers auf die Haut hindere, entgegnete sie naiv: „Man muß doch die Mode mitmachen.“ — Die neuen Badekostüme sind entweder aus leichtem Coton-, Woll- oder Baststoffe gefertigt, wie das in Fig. 6 abgebildete Modell mit farbigem Revers auf der Bluse begrenzt, oder sie zeigen (Fig. 7) eine viereckig ausgeschnittene Faltenbluse, die mit lichteren Wollborten oder Stickereien umrandet ist. Man trägt rote, blaue, gestreifte, auch karrierte Badeanzüge, sogar solche mit figurbildenden Einlagen aus Gummi; so einfach das nur aus Beinkleid und Bluse bestehende Kostüm ist, will es doch elegant und modern gefertigt sein. Das Haus L. Modern in Wien (dem auch unsere Modelle Fig. 6 und 7 entnommen sind) macht in dieser Beziehung seinem Namen Ehre. Es fabriziert so stilvoll gearbeitete Badeanzüge, daß selbst letztere den zeither beliebten bathing-dresses, deren ein englisches Haus im Jahre 1883 ca. 15 000 Stück nach Deutschland importierte, vorgezogen werden.

Fast scheint es, als ob die diesjährige Sommermode den sonst zu dieser Zeit alljährlich sich geltend machenden excentrischen Hutformen ganz und gar abhold sei. Man sieht durchweg so solide Façons mit einfachem Aufputz, daß nach dieser Richtung hin sicher ein Fortschritt in Modesachen zu verzeichnen ist. — Stark in Aufnahme sind die eckigen Kapottehüte mit breiter Passe (Fig 8), die, wie unser Modell zeigt, oben mit breitem gerifften Ottomanband und Federtuff, innen auf dem Bügel mit Blumen garniert sind.

Die stark geschweiften, das Gesicht beschattenden Hüte (Fig. 3) werden neuerdings vorn mit Band, hinten mit Federn garniert,

die mehr seitwärts geschweiften dagegen (Fig 10) mit vollem Blumenbouquet, auf dem sich Libellen und Schmetterlinge, Leuchtkäfer und andere Vier- und Sechsfüßler wiegen.

Kleine Wiesenblümchen oder Flieder, Vergißmeinnicht, Nelken, Primeln sieht man diademartig gebunden, oft die ganze Front der kleinen Capotthütchen einnehmen (Fig. 11); es gewinnt den Anschein, als ob der ganze Hut mit Blumen gedeckt sei; solche Facons kleiden Jung wie Alt vortrefflich; die jüngsten Frauen tragen derartige Kapottehütchen und finden, daß sie ihrer natürlichen Form wegen allen anderen vorzuziehen seien.

Jene feine Demarkationslinie, die ehedem pflicht- und zielbewußt von Allen, die sich gut kleiden wollten, aufrecht erhalten wurde, scheint neuerdings sehr ins Schwanken geraten zu sein. Alt und Jung trägt gleiche Formen, gleiche Farben. Alles ist modern für Alle und doch sollte man, um nicht bald zu jugendlich bald zu alt gekleidet zu sein, auch in Modesachen des Dichterwortes: „Eines schickt sich nicht für Alle,“ nicht vergessen.

Chemisches und Physikalisches.

Sensitive Flamme. Daß auch eine Flamme nicht ohne musikalisches Gefühl sein kann, zeigt folgendes Experiment. Läßt man aus einer schmalen Gasbrennerröhre unter Druck Gas ausströmen, so daß die Flamme nach dem Anzünden eine Höhe von 40 cm erreicht, so verkürzt sich, wenn man eine schrille Pfeife ertönen läßt, diese schnell auf die Hälfte ihrer Länge, erreicht aber, sobald der Ton aufhört, wieder ihre frühere Höhe. Auch Glockentöne wirken ähnlich und besonders die Töne der Quinte einer Geige, wobei die Flamme plötzlich zu einem kleinen unruhigen Büschel zusammensinkt. Weit empfindlicher noch ist eine Flamme von 50—55 cm Höhe, jedes kleine Geräusch wird durch die Flamme angezeigt. Singt man den Vokal O, so gerät sie ins Schwanken, heftiger nach dem Vokal I und beim S-Laut bildet sie einen wirr bewegten Feuerklumpen, dagegen wird die Flamme durch den Vokal U nicht irritiert.

Silhouetten. Man zeichne vorher die Figuren in Umrissen auf feines Papier (am besten japanesisches Papier), z. B. einen Jäger mit Gewehr, löse dann etwas salpetersaures Bleioxyd und reines Stärkemehl in heißem Wasser auf und überfahre mit einem feinen Pinsel die Umrisse der Zeichnung mit der Mischung. Ist dies geschehen, so lasse man gut trocknen und berühre irgend eine Stelle des Umrisses mit einem glimmenden Holzspan oder brennender Cigarre. An der berührten Stelle bildet sich ein kleiner Funken, der seinen Weg durch den ganzen Umriß der Zeichnung nimmt und diese aus dem Papier löst. Noch effektvoller wird der hübsche Versuch, wenn man unterhalb des Papiers, da wo die Gewehrmündung des Jägers liegt, eine kleine Menge Knallquecksilber klebt, es wird so zugleich das Schießen des Jägers nachgeahmt.

Neue Hutformen.

Fig. 9. Fig. 8. Fig. 10. Fig. 11.

Ein hübsches gefahrloses Beispiel, daß die Verbrennung von Metallen auf ähnliche Weise wie bei organischen Körpern, nämlich durch Aufnahme atmosphärischen Sauerstoffs vor sich geht, zeigt das Zink. Man verschaffe sich aus einer Metalldreherei Zinkspäne, preßt diese zu einem lockeren Bündel zusammen und hält dieses mittels einer Zange in eine Weingeist- oder Gaslampe. Unter Bildung einer großen grünlichen Flamme entzünden sich die Zinkspäne, wobei unzählige Flocken von weißem Zinkoxyd den Raum in welchem man das Experiment anstellt, erfüllen.

Uebersättigte Lösung eines Salzes. Man fülle einen kleinen Kolben zu zwei Drittel mit krystallisiertem unterschwefligsauren Natron, setze ihn auf ein Wasserbad und bringe das Salz zum Schmelzen. Ist dieses in seinem Krystallwasser flüssig geworden, so verstopfe man den Kolben und lasse ihn ruhig ohne ihn weiter anzurühren, erkalten. Das unterschwefligsaure Natron bleibt dann beliebig lange Zeit flüssig; schüttelt man aber den Kolben, oder wirft man ein Stückchen festes Salz in denselben, so erstarrt der Inhalt des Kolbens plötzlich unter lebhafter Wärmeentwickelung.

Pharaoschlange. Ist man in der Lage, von einer Braunkohlenteerdestillationsanstalt jene schwarze Masse zu erhalten, die bei der Destillation des Teers auf leichte Oele und Behandlung mit Natronlauge und Schwefelsäure entsteht, so koche man diese mit rauchender Salpetersäure, wasche das auf der Flüssigkeit schwimmende Harz aus und trockne dasselbe. Ein daraus gefertigter Kegel brennt mit leuchtender Flamme und vergrößert sich um sein 50faches Volumen. Diese Art von Pharaoschlange hat vor der früher beschriebenen den Vorteil, keine ungesunde Gase auszustoßen. M.

Eine schwere Kopfarbeit.

In der Einleitung zu Letzners „Corveysche Chronik“ (Hamburg 1590) steht gedruckt: Dieweil aber Schreiben ein sehr beschwerliche und mühselige Kopfarbeit ist, und noch viel schwerer ankommt, wenn's mit Unlust und Verdruß geschieht, auch viel Zeit und Weil' dazu gehöret, ehe man ein Buch schreiben und verfertigen kann, so hat Gott der Welt, uns und unseren Nachkommen zum Besten, die hohe, edle und in aller Welt ruhmwürdige Kunst der Druckerei in Teutschland in der erzbischöflichen und churfürstlichen Stadt Mainz durch den edlen Ritter Johann von Guttenberg geoffenbaret und herfürgebracht anno Christi 1440, als Friedrich III. zum Kaiserthum kommen. F.

Silbenrätsel.

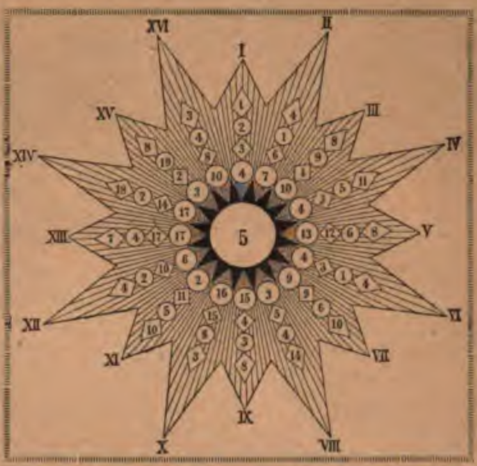
(Zweisilbig.)
Die erste Silbe ist niemals hier —
Die zweite sagt es des Dichters dir:
Das Ganze jedoch ist eine Stadt,
Die viele Eisen- und Stahlwerke hat.

(Dreisilbig.)
Die erste Silbe bietet dir die letzten beiden;
Dem Ganzen (einer Oper) lauschest du mit Freuden!

(Zweisilbig.)
Wenn die erste meiner Silben
Kommet jährig in die zweite,
Freuet sich das Ganze — ja es
Ist die ganze Welt voll Freude.

Versetzrätsel.

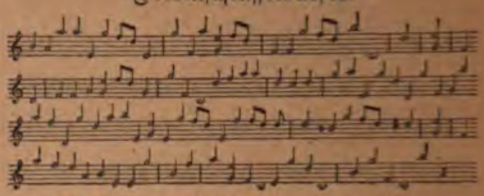
1. Bin ein gewaltiges Tier und auch ein uralter Wohnsitz;
Schenk mir ein h und du schaust oft mir ins Antlitz hinein.
2. Staunend bewunderst du es in seiner verheerenden Wirkung;
Setze ein Zeichen nur um: Siehe, ein heiliges Buch!
3. Nimmst du dem Ganzen, mein Freund, von seinen dreimal drei Zeichen
Erstes Drittel hinweg, bleibt nur ein Achtel zurück.
4. Teile in ungleiche Hälften den Namen des mächtigen Gottes
Unserer Ahnen, mein Freund: Siehe, ein Strom und ein Maß.
5. Zwischen zwei Teilen der Welt, als Grenzpunkt, bin ich gelegen,
Lies mich rückwärts: du nennst einen altheidnischen Gott.
6. Ausgestattet mit Größe im orthographischen Sinne
Bin ich ein mächtiger Strom, ohne sie — Konjunktion.
7. Patriotisches Feuer durchglühte den edlen Empörer;
Noch ein Wörtlein: du nennst Schwabens erhabensten Sohn.
8. Ueber der ersten raget die zweite als mächtige Waffe
Bei dem Ganzen, das wild lebt in der tropischen Welt.
9. Bilde aus spanischem Titel und deutschem Laut der Empfindung
Eines herrlichen Stroms Namen, mein ratender Freund.
10. Kannst du jenes Gebirge und diesen Titanen verwandeln
Zeichen versetzend, mein Freund, in ein beliebtes Gericht?
11. Häng' ein französisches nichts noch jenem kräftigen Seil an.
Siehe, zur Halbinsel wird's in der Russen Bereich.
12. Klüglich verbinde die Grasflur mit lieblich rauschendem Wasser
Durch den schnarrenden Laut: sieh' ein gefeierter Nam'.



Wenn man die Zahlen der obigen Figur durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so erhält man 14 vierstellige Wörter, mit einem gemeinsamen Endbuchstaben. Die Anfangsbuchstaben dieser 14 Wörter nennen unsern Lesern einen guten Bekannten. 1) Ein Gefäß; 2) ein musikalisches Instrument; 3) ein Vogel; 4) eine Komposition; 5) ein Planet; 6) einer der Götter in Wagners „Rheingold"; 7) eine Quelle der ältesten Geschichte und der epischen Dichtung; 8) ein Kammermädchen; 9) ein Baum; 10) eine mächtige Herrscherin; 11) ein Hafendamm; 12) ein Vogel; 13) ein großer Fluß; 14) ein Vogel.

Rebus.

Violinschlüsselrätsel.



An Stelle der Noten sind Buchstaben zu setzen.

Buchstabenrätsel.

a, a, a, a, a, a, a, b, b, b, b, b, c, c, c, d, d, e, f, f, g, g, h, i, i, l, lo, o, o, r, r, s, t, u, u, z.

Aus obigen 36 Buchstaben sollen 8 Wörter gebildet werden, welche bedeuten: 1. Einen Wochentag; 2. Ein allgemeines Nahrungsmittel; 3. Eine Frauengestalt aus der griechischen Mythe; 4. Einen bekannten französischen Schriftsteller; 5. Ein flinkes Insekt; 6. Ein Gefährt; 7. Einen Frauennamen; 8. Einen Fluß in Polen.

Die Anfangs-, sowie die Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben die Anfänge zweier beliebter Melodieen aus zwei Opern von Rich. Wagner. Wie heißen die Texte dazu? —

Rätsel.

Du findest es auf allen Feldern,
Die Lenz mit frischem Grün geschmückt,
Du findest es in allen Wäldern,
Wo dich des Vögleins Lied entzückt.

Auf Libyens heißem Wüstensande
Eilt es dahin in schnellem Flug,
Und in der Sonne glüh'ndem Brande
Zieht's oft in vieler Brüder Zug.

Zu dritt ist's eines Mannes Namen,
Der weit in deutschen Landen klingt,
Und der aus vieler Titel Rahmen
Verheißend dir entgegen winkt.

Auflösungen zu Heft 10, S. 464.

Buchstabenversetzung: 1. Russen, 2. Nuß, 3. Presse, 4. Pur, 5. Sense, 6. Esse, 7. Suse, 8. Urne, 9. Reu, 10. Spree, 11. Essen. Das Königreich heißt Preußen.

Was mag es sein? Das Rätsel.

Kapselrätsel: 1. **wer ist:** Eris, 2. **frei? der:** Eider, 3. **edle Dame:** Leda, 4. **einem Mal:** Emma, 5. **sich an das:** Hand, 6. Edenhall **Am Morgen:** Lamm.

Silbenrätsel: Ehret die Frauen, sie flechten und weben — Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Skataufgabe: Im Skat liegt: Treff-Bube und Treff-Aß. Mittelhand hat: Coeur-Bube, Treff-König, Dame, Neun, Acht und Sieben, Pique-Zehn, Coeur-Dame und Neun, Carreau-Aß. Hinterhand hat: Carreau-Bube, Pique-Dame, Neun, Acht und Sieben, Coeur-Zehn, König, Acht und Sieben, Carreau-Zehn. Erster Stich: Vorhand Pique-Bube, Mittelhand Coeur-Bube, Hinterhand Carreau-Bube. Zweiter Stich: V. Carreau-Sieben, M. Carreau-Aß, H. Carreau-Zehn. Dritter Stich: M. Treff-Sieben, H. Coeur-Sieben, V. Treff-Zehn. Der Spieler hat nun Rest und die Gegner haben im Ganzen nur 21 Points.

Rätsel: Leinwand, Einwand, Einband.

Rebus: Der Vermessene büßt das vermessene Wort mit schwerem Gericht, dann lernt er auch wohl noch weise zu werden im Alter.

Buchstabenrebus: Bitte zum Thee zwischen 7 und 8.

Schachaufgabe Nr. 7

von J. **Minckwitz** (Redakteur der Deutschen Schachzeitung) in **Leipzig**.

(Schwarz.)

(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Lösung von Nr. 6

1. Da6 — a1	Tf6 — e6:
2. Da1 — a5!	beliebig.
3. Lb5 — d3, e2, d7 matt.	

Auf 1. Kf5 — g4: folgt 2. Da1 — f6: nebst 3. Lb5 — e2 matt; auf 1. Tf6 — f7 oder f8, 2. Te6 — e4 ꝛc.

Eingelaufene Lösungen.

Die Lösung der Aufgabe I. in Typen ist folgende:

1. Sf4 — g2 Kf5 — e4:	1. .... Ld5 — e4
2. Dh1 — b1 matt.	2. Se8 — d6 matt.
1. .... Sf3 — h4:	1. .... Ld5 — e6:
2. Te4 — e5 matt.	2. Te4 — f4 matt.

Auf andere Züge folgt 2. Se8 — d6 oder 2. Sg2 — e3 matt.

Richtig gelöst von W. Dams in Repelen, W. Kron in Beeck, H. Strömer in Stettin, P. Etzoldt in Plauen, F. Paukner in Nürnberg, Sofie Schett in Unterwaltersdorf, W. Pravne in Smichow, Géza Banesó in Dornbirn, E. Kuhl in Gotha, H. Boltze in Potsdam.

Die Aufgabe Nr. 5 gestattet Nebenlösungen durch 1. Ld5 — e6, beliebig, 2. Le1 — h4, beliebig, 3. Td6 — c6 matt, und durch 1. Td6 — g6, h6 ꝛc. Gelöst von W. Kron in Beeck, W. Dams in Repelen, K. W. Winkler in Reudnitz, E. Kuhl in Gotha, H. Boltze in Potsdam, Franz Jansa in Budweis, C. L. Feldmann in Frankfurt a. M., Géza Banesó in Dornbirn, Hermann Strömer in Stettin, Lehrer Winsauer in Dornbirn, Dr. G. Graf Sarntheim in Innsbruck, Emanuel Merinsky in Wien, P. Etzold in Plauen, F. Paukner in Nürnberg, R. Koch in St. Petersburg, R. Stähli in Langenthal, Sofie Schett in Unterwaltersdorf, A. Fehrmann in Höngen, J. Britz in Budapest, G. Winsauer in Dornbirn, A. S. in Felegyhaza.

Nr. 5 wurde ferner gelöst von F. Paukner in Nürnberg, L. L. in Leipzig.

Die Aufgabe Nr. 3 wurde ferner gelöst von W. Kron in Beeck, W. Pravne in Smichow, Franz Schreiber in Horitz, H. Strömer in Stettin.

Briefwechsel.

S. S. in **Unterwaltersdorf.** Von Ihren 5 Aufgaben verwenden wir die beiden Dreizüger mit Kd8, Kd5 (1. Te4) und Kc8, Kh5 (1. Ta4). Die Lösungen geben Sie zu unvollständig an.

A. F. in **Höngen.** Die Lösungen und sonstigen, unsere Schachrubrik betreffenden Mitteilungen sind mit Aufschrift „Schach“ an die Redaktion von „Vom Fels zum Meer“ einzuliefern.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

August.

Italienische Suppe mit Würstchen. Man habe etwas Wildbretfarce und bereite daraus kleine Würstchen, indem man sie, mittels eines dünnen Wursthörnchens, in die dünnsten Hammelsdärme füllt, je nach 3 cm den Darm zweimal umdreht und so die Würstchen abteilt, sie aber vorläufig aneinander läßt und sie, 12—18, in eine mit Butter bestrichene flache Pfanne legt. Dann gebe man in 2 l starke Bouillon 2 Eßlöffel Tomatenpüree und 100 g in Wasser gekochte und danach in 3 cm lange Stückchen geschnittene Makkaroni; übergieße kurz vor dem Anrichten die Würstchen mit kochender Bouillon, lasse sie aufstoßen, auf einem Sieb rasch abtropfen, zerteile sie ebenfalls sehr rasch und lege sie in die Suppenterrine, gieße die Bouillon mit den Maccaroni darüber und serviere geriebenen Parmesankäse dazu. Wollte man die Würstchen nicht selbst bereiten, so kann man beim Metzger von der ganz dünnen Bratwurst (Saucischen) nehmen, sie, wie oben angegeben, abkochen und ganz wie bei den Farcewürstchen verfahren, nimmt dann aber statt der Maccaroni Reis und statt Bouillon eine recht kräftige braune Jussuppe.

Wildbretfarce. Man hacke 125 g Wildbret mit ebensoviel Nierenfett oder Butter fein, thue 90 g in Milch eingeweichtes und fest ausgedrücktes Weißbrot ohne Kruste, ein Ei, ein Eigelb, sehr fein gehackte Petersilie, Salz, weißen Pfeffer und Muskatnuß daran und arbeite die Masse gehörig untereinander.

Tomatenpüree. Man zerdrücke einige recht reife Tomaten — ohne etwas davon zu entfernen, da gerade der Saft (das Wasser), welches nach einigen Rezepten ausgedrückt werden soll, die pikante Säure enthält — dämpfe sie mit etwas Sellerie, Zwiebel, Petersilie, Salz und Pfeffer, bis das Wasser ganz eingedämpft ist und gebe die Püree dann durch ein feines Sieb.

Hirsch auf altdeutsche Art (aus Klosterküche, 16. Jahrhundert). Man koche einen schönen Hirschziemer in gut gesalzenem Wasser ab (nicht zu gar) und röste ihn hierauf über einem Roste, auf beiden Seiten schön braun, lege ihn auf eine erwärmte Schüssel und bestreue ihn stark mit Zucker, Zimt, Gewürznelken und Muskatblüte, Korinthen und abgezogenen Mandeln. Dann vergolde man schöne Zimtstengel und Muskatnüsse in der Art wie man Nüsse für den Weihnachtsbaum vergoldet, bestecke den Ziemer damit und lasse nachfolgende Sauce oder auch nur Johannisbeer-Gelee dazu reichen.

Sauce. Man bringe $^1/_2$ l Rotwein mit einem Stückchen Zimt, 6 Gewürznelken und 90 g Zucker zu Feuer, lasse es kochen, ziehe es mit einem knappen Eßlöffel voll, mit ein wenig Wasser verklopftem Kartoffelmehl ab und gebe es durch ein Sieb.

Liebt man das Süße nicht, so lege man den abgekochten und wohl abgetropften Ziemer auf eine Schüssel, welche das Feuer erträgt und bestreiche ihn mit Butter; vermische ein paar Handvoll geriebenes Schwarzbrot mit Salz und Ingwer oder Gewürznelken, bestreue den Ziemer damit, lege noch kleine Flöckchen Butter darauf und lasse ihn in dem Backofen (Röhre) oben schön gelb werden, bestecke ihn mit an Silberspießchen (Atelets) oder auch an zierlichen Holzspießchen befestigten Petersiliensträußchen, garniere ihn mit gedämpften Kartöffelchen und serviere eine braune Zwiebelsauce (Sauce Robert) dazu.

Gedämpfte Kartöffelchen. Man steche aus großen, geschälten, rohen Kartoffeln mit einem Ausstecher walnußgroße Kartöffelchen aus, überbrühe sie mit kochendem Wasser, lasse sie zugedeckt, 10 Minuten lang darin auf dem Tisch stehen und gieße das Wasser ab; überbrühe sie nochmals und wenn sie auch darin wieder 10 Minuten lang gestanden haben und das Wasser abgegossen ist, so trockne man sie mit einem Tuche ab, lasse für 40 Kartöffelchen 75 g Butter mit Salz sehr heiß werden, thue die Kartöffelchen hinein, schwenke sie recht um und lasse sie, zuerst zugedeckt, recht heiß werden, dann aber, ohne Deckel und indem man sie oft umschwenkt, langsam weich dämpfen, welches eine bis anderthalb Stunden lang andauern kann; sie müssen ganz bleiben, hochgelb und inwendig ganz weich sein und sind auch sehr gut zu Beefsteaks und dergleichen.

Braune Zwiebelsauce (Sauce Robert). Man röste 4 Eßlöffel fein gehackte Zwiebeln mit 4 Eßlöffeln Mehl in 125 g Butter kastanienbraun, rühre es mit $^3/_8$ l Fleischbrühe und 4 Eßlöffeln Essig an, würze mit 4 Gewürznelken, 6 Pfefferkörnern, einem Lorbeerblatt und 2 Citronenscheiben und koche es eine Viertelstunde, gebe es durch ein Haarsieb und füge noch 2 Eßlöffel Senf hinzu.

Aprikosen-Torte. Man schneide 20—30 Aprikosen entzwei, nehme die Kerne heraus, klopfe sie auf und schäle und

stoße die inneren Kerne wie Mandeln, schneide die Schale einer halben Citrone fein und koche alles zusammen in 250 g geläuterten Zucker, bis die Aprikosen weich sind, worauf man das Ganze zum Erkalten auf eine Schüssel thut. Nun belege man eine Tortenform mit 2 Messerrücken dick ausgerolltem Blätterteig oder mürbem Teig, fülle die Aprikosen hinein und bestreue sie mit 125 g gröblich gestoßenen Mandeln, die mit einem geriebenen mürben Weißbrötchen, 60 g gestoßenen Zucker und einem Theelöffel gestoßenen Zimt vermischt worden, lege noch etwas frische Butter in kleinen Bröckchen darauf und backe die Torte in nicht zu heißem Ofen.

Ungarische Jäger-Bretzeln. Man thue $1/2$ kg Mehl auf das Backbrett und knete es mit 8 Eidottern, einer Messerspitze Salz und Zucker und etwas Milch zu einem festen Teig, den man dann mit dem Kochlöffel so lange schlägt, bis er sich vom Backbrett und Löffel löst, wonach man ihn zu kleinen Ringen, etwa wie ein Armring formt, die man in kochendes Wasser gibt und wenn sie in die Höhe kommen, mit dem Kochlöffelstiel herausnimmt und zum Abtrocknen auf ein Tischtuch legt. Hierauf bestreicht man ein Backblech mit Butter, legt die Ringe darauf, bestreicht sie mit Butter, bestreut sie mit fein gestoßenem Zucker und thut sie in einen mäßig heißen Ofen, so daß sie mehr trocknen als backen, aber schön braun und rösch (spröde) werden; ziehe die Bretzeln nun zu je 10 oder 20 Stück auf ein Band und knüpfe sie zusammen, und wenn der ungarische Jäger dann auf die Jagd geht, so hängt er diese, bei den Jägern besonders beliebten Bretzeln an den Rockknopf oder auf die Jagdtasche. Uebrigens auch zum Thee sehr angenehm und dabei haltbar. — Aus Szegedin.

Schaum-Bowle. Man gebe in eine weite und tiefe Terrine $1/3$ kg Zucker, presse den Saft von 2 Citronen und von 2 Apfelsinen darauf, gieße das nötige Eiswasser darauf, um den Zucker zu schmelzen und verrühre es mit einem silbernen Löffel; füge dann eine Flasche Bordeaux oder Burgunder hinzu und hierauf, nach und nach und immerfort in die Runde rührend, eine halbe Flasche feinsten Rum und danach $1/2$ kg schönes, klares, durchsichtiges, in Stücke zerschlagenes Eis und lasse es 10 Minuten lang ziehen. Fülle die Terrine nun vollends mit feinstem bayrischem Bier, schlage diese Mischung mit einem Löffel zu Schaum und serviere sofort und sehr kalt.

Photographierter Blitz.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei“ sagte der Photograph Robert Hänsel in Reichenberg — da hatte er einen Blitz photographiert. Am 6. Juli bei einem heftigen Gewitter stellte Hänsel seinen Apparat auf — in später Abendstunde bei wolkendunklem Himmel. Von zehn Platten waren nur drei (die nebenstehenden) brauchbar. Der Gesichtswinkel betrug, nach den Berechnungen, welche er am darauffolgenden Tage anstellte, circa 1700 m Horizontweite. Wie empfindlich die Silberbromplatten gewesen sein müssen, ergibt sich aus der Schnelligkeit einer Blitzerscheinung, dieselbe beträgt nach Wheatstone weniger als den Millionstel Teil einer Sekunde. Aber auch in anderer Weise ist das Ergebnis interessant. Die Bilder, welche Hänsel von dem Blitz erzielte, sind ganz dazu angethan, die landläufige Meinung, der Blitzstrahl fahre im Zickzack zur Erde nieder, zu zerstören. Viel eher hat er nach dem photographischen Konterfei das Aussehen eines Flußlaufs auf der Landkarte. Zu beachten ist auch die Verästelung des Strahls, welche bei der Annäherung an den Erdboden eintritt.

Neue Musikalien.

Es ist zur Zeit das Streben der Verleger, auf litterarischem wie auf musikalisch-litterarischem Gebiete dem Publikum Gutes in würdiger Ausstattung zu billigem Preise zu bieten, und was Poesie und dahin Einschlägiges anlangt, so leisten die Collection Spemann und ähnliche Unternehmungen geradezu Erstaunliches, während auf musikalischem Gebiete die Volksausgabe von Breitkopf & Härtel und die Edition Peters sich durch ihre trefflichen Ausgaben bei unerhört billigem Preise wahrhaft hervorthun. Die oben angedeutete Tendenz verfolgt auch der „Verlag der **Musikalischen „Universal-Bibliothek“** in Leipzig (R. Schmidt). Diese Universal-Bibliothek ist bis dahin in 156 Nummern erschienen und ist bestimmt, „die Lust und Liebe zu Musik und Gesang im Hause zu pflegen“. Als ob Gesang nicht Musik wäre! Seltsam berührt's den Musiker stets, wenn von „Musik und Gesang“ die Rede ist. Doch lassen wir das! Korrekt ausgedrückt bringt also diese Bibliothek Werke für Gesang und für Pianoforte und in meistenteils guter Auswahl. Es sind Bach, Händel, Rameau, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, Cherubini, Scarlatti, Boccherini, Pergolese, Field, Hummel, Chopin, Kreutzer, Méhul u. s. w. vertreten, aber freilich auch Thekla Bardazewska mit ihrem fadenscheinigen Gebet der Jungfrau und Lefébure-Wély mit seinen Spieldosenstückchen „Les cloches du monastère“. Jede Nummer kostet nur 20 Pf. Wenn die Verlagshandlung sorgt, daß die Auswahl alles wirklich Verwerfliche beiseite läßt und daß das Gute und Schöne, wenn es einer Bearbeitung bedarf, nur in einer echt künstlerischen auftritt, so wird sich diese „Musikalische Universal-Bibliothek“ eine geachtete Stellung erwerben können. Die Bearbeitung von Haydns „Gott erhalte Franz den Kaiser“ hätten wir allerdings anders gewünscht, als sie hier geboten ist. Solche dicke Baß-Tremolos schreibt man heutzutage nicht mehr.

Einen überaus wohlthuenden Eindruck machen die jüngst bei Fr. Kistner in Leipzig erschienenen neueren Werke von Stephan Heller. Ein Ungar, der in Paris lebt und urdeutsch komponiert und ein Mann von neunundsechzig Jahren, welcher mit jugendlicher Frische für die Jugend schreibt, der ist fürwahr eine erfreuliche Erscheinung, und wir machen Lehrer und Lernende aufs nachdrücklichste aufmerksam auf des genannten Komponisten **Zwanzig Präludien für Pianoforte** Op. 150 Heft I à 2 M. Heft II à 3 M. **Aufzeichnungen eines Einsamen.** Vier Klavierstücke Op. 153. Pr. 2,50 M. **Zweite Sonatine für Pianoforte** als Vorstudie zu den Sonaten der Meister Op. 147. Pr. 3 M. — Geist, Gemüt und die Finger, sie alle finden ihre Rechnung dabei. Möge der treffliche Meister Stephan Heller uns bald Aehnliches wieder bescheeren.

Vom Büchertisch.

Raskólnikow, Roman von F. M. Dostojéwskij, aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. Leipzig, W. Friedrich. Dostojéwskij, der vor nicht langer Zeit verstarb, ist einer der hervorragendsten unter den modernen russischen Schriftstellern. Das „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ brachte vor längerer Zeit eine interessante eingehende Charakteristik des Dichters aus der Feder W. Henckels. Derselbe Autor hat den vorliegenden Roman Dostojéwskys übertragen, den wir als eine erfreuliche Ausnahme unter dem Wust aus dem Russischen übersetzter Erzählungen begrüßen, die meistens von solchen Interpreten verdeutscht werden, die kein russisch verstehen. Das Buch ist — wie der Uebersetzer in seiner Vorrede treffend bemerkt — ein sehr wesentlicher Beitrag zur Beurteilung und Erklärung der in Rußland stattgefundenen Ereignisse neuer Zeit, obwohl es bereits vor anderthalb Jahrzehnten geschrieben wurde. Die Lehren, welche den Titelhelden zum Verbrecher machen, die unsinnigen Theorieen und verschrobenen Begriffe über Moral und Menschenrechte, welche ihn ins Verderben bringen, sind mit geringen Abweichungen dieselben, aus denen die Heroen des Nihilismus hervorgingen. Die Uebersetzung hält sich streng an den russischen Text und liest sich dabei doch sehr leicht und fließend. Selten begegnen uns Russicismen — nichts ungewöhnliches gerade bei solchen Uebersetzern, welche in Rußland gelebt haben und mit der Sprache vertraut sind. Nur einen Punkt muß ich tadelnd bemerken. Herr Henckel hat die orthographische Marotte, das Pronomen in der Anrede klein drucken zu lassen. Das geht wohl in anderen Sprachen, aber im Deutschen entstehen durch Gleichschreibung von Sie und sie, Ihr und ihr zahllose Mißverständnisse, die man erst durch Reflexion in einer unwillkommenen Pause der Lektüre beseitigen muß. M. v. W. — **Der Kampf um die Sprache.** Linguistische Plaudereien von Heinrich Teweles. Leipzig, Reißner, 1884. Die kleinen Aufsätze, welche zuerst im Feuilleton der Prager „Bohemia“ erschienen, bilden in ihrer Gesamtheit eine sehr anziehende Lektüre. Der Plauderton ist glücklich eingehalten, ohne daß sich der Verfasser dadurch je zu jener blumenreichen Flachheit hätte verleiten lassen, welche heutzutage von Feuilletonisten so häufig als Geist verkauft wird. Die anmutige Form ist bei Teweles nie ohne ernsten Inhalt, und dieser letztere darf auf allgemeine Beachtung Anspruch machen. Von den verschiedensten Seiten wird der Satz beleuchtet, daß die Sprache eines Volkes die wesentlichste und hauptsächlichste Bedingung seiner nationalen Existenz ist, daß die Größe einer Nation nur in der Sprache ihren Ausdruck finden kann, daß ein Volk niemals den Untergang seiner Sprache überlebt hat. Indem der Verf. dies durch glücklich gewählte Beispiele aus der Geschichte beweist, bestimmt er zugleich seinen Standpunkt gegenüber der Tagesfrage, welche der chauvinistische Eifer des Czechentums in Böhmen heraufbeschworen hat. Wir erkennen, daß es sich hier um einen sehr ernsten Kampf handelt, dessen Fanatismus eben in dem Objekte selbst, der Nationalsprache, seine Erklärung findet. Wir Deutsche werden dem Verf. freudig beistimmen können, wenn er gegenüber dem sanguinischen Bestreben der Czechen, ihre Sprache zu heben und zu fördern, besonders darauf dringt, daß wir die Pflege, Reinhaltung und Veredelung unserer Sprache als eine

heilige Pflicht betrachten sollen. Gewiß wäre in unserer Geschichte manches besser gekommen, hätten wir an unserer Sprache stets mit dem gleichen zähen Stolz wie andere Völker festgehalten, und der Eifer, mit dem ein Deutsch-Oesterreicher für dieses Ziel eintritt, wird gewiß im Deutschen Reich auf Sympathie rechnen dürfen. Daß manche Einzelheiten gewagt oder unrichtig sind, braucht um so weniger verschwiegen zu werden, als das Verdienst des interessanten Büchleins dadurch nicht beeinträchtigt wird. F. — **Prinz Friedr. Karl im Morgenlande.** Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen von seinen Reisebegleitern Prof. Dr. H. Brugsch und Major von Garnier. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn. 1884. Fol. Ein Prachtwerk ersten Ranges ist es, von welchem uns durch die Gefälligkeit der Verlagshandlung die Aushängebogen der ersten Lieferung vorliegen! und zwar, wir sagen dies mit gutem Vorbedacht, ein Prachtwerk nach jeder Richtung hin. Der Text hat keinen Geringeren zum Verfasser als Professor Brugsch, den berühmten Aegyptologen, der durch fünfundzwanzigjährigen Aufenthalt mit dem Morgenlande vertraut ist, wie kaum ein anderer und, so viel wir wissen, diesmal zuerst in seinem Leben den Boden streng gelehrter Forschung verläßt, um seine Erfahrung und seine Feder der Schilderung jener Reiseeindrücke zu weihen, welche er als Begleiter des ruhmgekrönten Prinzen Friedrich Karl von

Preußen auf dessen jüngster Orientfahrt gewonnen und in Tagebüchern sorgsam befestigt hat. Sein Gefährte, Major von Garnier, seit lange in den Mußestunden, welche der aktive Heeresdienst ihm gönnt, der Kunst gewidmet, hat mit genialem Stifte die wichtigsten Reisemomente festgehalten und — last not least — Altmeister Brend'amour hat seine Skizzen im Holzschnitte wiedergegeben mit jener Vollendung, die wir an ihm gewohnt sind. So kommt eben, nach den vorliegenden Proben zu urteilen, ein Werk zustande, welchem die im Vordergrunde stehende ritterliche Gestalt des Prinzen an und für sich dauernden Wert verleihen wird, das aber auch voraussichtlich als Kunstwerk der Gunst des Büchermarktes sicher sein darf. Wie dem Prospekt zu entnehmen, ist dasselbe auf zehn Lieferungen zu $6^1/_2$ Bogen berechnet, welche alle noch im Laufe dieses Jahres erscheinen werden, und enthält es zwölf Vollbilder nebst 50 in den Text gedruckten Illustrationen. H. — Voll echten Humors, der auch volle Töne der Schwermut findet, sind zwei Bücher, die in gleichem Verlage (Dresden, Heinr. Minden) erschienen, die Erstlingswerke zweier hochbegabten Dichter sind. **„Silentium pro Paul v. Portheim“** — gleichzeitig auch das letzte Buch des Dichters, der in so jungen Jahren vom Leben schied — enthält neben den übermütigsten Poemen, wie sie auf dem Boden der Kneipe wild gedeihen, um im Kommersbuche dann ein un-

Nachbildung von Photographieen, welche Robert Hänsel in Reichenberg bei einem Gewitter herstellte.

sterbliches Leben zu führen, neben prächtigen Zech- und Wanderliedern eine Reihe von Gedichten, die, innig und keusch, eine wehmütige Empfindung voll und ganz wiedergeben. Sie haben bleibenden Wert und werden den Namen des Dichters, über den so früh das große Silentium gekommen, nicht vergessen lassen. — Weltzufriedenheit ist der Humor des zweiten Buches: **„Die Geschichte des wackeren Leonhard Lobesam“** von Theodor Loewe. Der Held ist ein Schuster, der weniger erlebt, als sonst seine Handwerksgenossen pflegen; aber er ist nicht nur kein Alltagsschuster, er ist auch kein Alltagsmensch; er versteht zu beobachten, er lebt mit den Augen, und so bringt jeder Tag Neues und Eigenartiges. Das unterscheidet ihn von Auerbachs philosophierenden Bauern: seine Weisheit ist die naive Unmittelbarkeit der Betrachtung der Dinge. Schmerz und Not gehen an ihm vorüber: sein Herz bleibt allumfassend, sein tüchtiger Lebensmut, seine Weltfreude gehen ihm nicht verloren. Es ist ein wahrhaft erquickender, herzerfreuender Humor, der über diesem Buche ausgebreitet ist; die Sprache ist edel bei aller Einfachheit, die ganze Erzählung unvergleichlich zart und feinsinnig; wir möchten den „Lobesam“ nicht weit von Gottfried Kellers wundersamen Seldwyler Geschichten einreihen. R. — Die unter dem Titel **„Saga“** vereinigten Erzählungen J. Escherichs gemahnen durch Stoff und Behandlung an Scheffels „Ekkehard“: ein schwerwiegender Vergleich, der sicher unterblieben wäre, wenn uns nicht die frische Erzählungskunst, das getreue Zeitkolorit, die alles durchwehende warme Empfindung das Buch lieb und wert gemacht hätte. Wir gratulieren dem noch vielversprechenden Autor zu diesem glücklichen Wurf, dem Verleger (Ad Bonz & Co., Stuttgart) zu einem solchen Buche, dem Leserpublikum zu den noch bevorstehenden genußreichen Stunden.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Wie es geht.

Gertrud: „Wer hätte das gedacht, daß die einst so viel umschwärmte Marie dem alten häßlichen, unliebenswürdigen Kanzleisekretär die Hand reichen würde?“

Else: „Gern hat sie sich wohl nicht dazu entschlossen; aber was blieb der 28jährigen übrig? Ihren ersten Liebhaber hatte sie zum besten; der, mit dem sie am besten meinte, verließ sie am ersten; da mußte sie schließlich den ersten besten nehmen.“

Berlinisch.

Ob feuriger Brünetten härmt
Sich dieser oder jener,
Für „kühle Blonden“ einzig schwärmt
Der richt'ge Spreeathener.

Im Theaterbureau.

Direktor (zur Sängerin): „Dem Publikum sind Sie ja unzweifelhaft sehr sympathisch, meine Liebe, aber der Recensent unseres Wochenblattes spricht Ihnen jede musikalische Begabung ab.“

Sängerin: „Da hat er von seinem Standpunkt ganz recht, Herr Direktor; denn er hat in der That aller Bemühungen ungeachtet kein Gehör bei mir gefunden.“

Gut motiviert.

„Herr, was schneiden Sie für Gesichter?“
„Das ist mein Geschäft; ich bin Holzschneider.“

Aus der Töchterschule.

Lehrerin: „Wie heißt ‚täuschen, betrügen‘ auf französisch?“
Mariechen: „Tromper.“
Lehrerin: „Gut. Und wie lautet das davon abgeleitete Substantiv; jemand, der täuscht und betrügt?“
Mariechen: „Trompeter.“

Bewährtes Mittel.

Des Mannes Macht ist nur Legende;
Bei der Ohnmacht der Frau hat sie ein Ende.

Aus der Kinderstube.

„Die Austern haben doch alle einen Bart, Mama?“
„Ja, mein Kind.“
„Lassen sie sich auch rasieren?“

Beim Wort genommen.

Ein durch sein dünkelhaftes Wesen bekannter Schriftsteller bestellt sich im Café ein Glas Wasser; nachdem er eine ganze Weile vergeblich gewartet, wiederholt er seine Bestellung.

„Nehmen Sie's nur nicht übel, Herr Doktor!“ entschuldigt sich der von den Gästen instruierte Kellner, „es ist mir aber ganz unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Sie selbst haben ja gestern abend am Stammtisch ausdrücklich erklärt: Mir kann keiner das Wasser reichen.“

Probat.

„Können Sie mir nicht ein Mittel angeben, um mager zu werden?“

„Gehen Sie heute abend in das Wirtshaus zum goldenen Löwen und lassen Sie sich mit dem dort verkehrenden Dr. Gallig in eine Diskussion ein; dann haben Sie gleich Ihr Fett weg.“

Verschieden beurteilt.

„Nicht wahr? die musikalisch-deklamatorischen Vorträge a der letzten Soirée beim Geheimrat X... waren doch ganz e zückend?“
„Die Verpflegung ließ aber sehr viel zu wünschen übrig
„Ich konnte mich wirklich gar nicht satt hören.“
„Und ich habe mich thatsächlich nicht satt essen können

Im Berliner Budikerkeller.

Tübbeke: „Menschenskind, wie red'st du denn? Du bist janz heiser.“
Spilleke: „Das kommt davon, daß ick heute vormittag j wählt habe.“
Tübbeke: „Hast du dir denn im Wahllokal so erkältet?“
Spilleke: „Das jerade nich, aber ick habe doch Müller meine Stimme jejeben.

Ehemannsseufzer.

Dem Atlas schenkt viel Sympathien
Die Modedame leider:
Zur Schule trägt der Backfisch ihn,
Die junge Frau – zum Schneider.

Aus der Schule.

Lehrer: „Wann sind die Flüsse am gefährlichsten?“
Karlchen: „Wenn man sie in den Gliedern hat, sagt Papa.

En gros.

„Wieviel haben Sie während Ihres Aufenthalts in England wohl gebraucht?“
„Circa fünf Centner.“
„Wie verstehe ich das?“
„Genau gerechnet 493 Pfund.“

In das Album einer jungen Frau.

Stell, was dich an Reiz beglückt,
Niemals in den Schatten;
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Gatten.

Eben deswegen.

„Prachtvolles Wetter heute!“
„Sie scherzen. Es gießt ja wie mit Eimern.“
„Eben deswegen. Ich bin Theaterdirektor.“

In der Künstlerkneipe.

„Nun wie hast du den heutigen Tag verbracht?“
„Ich habe mich auf die Leinwand geworfen.“
„Du hast also fleißig an deinem Porträt gearbeitet?“
„Ach was! Geschlafen habe ich, um das in der letzten Nacht Versäumte nachzuholen.“
„Und das nennst du ‚dich auf die Leinwand werfen‘?“
„Allerdings. Oder glaubst du, mein Bettlaken wäre keine Leinwand?“

Scherzfrage.

Weshalb sind tüchtige junge Aerzte als Ehemänner sehr begehrt?

Antwort: Weil man annimmt, daß sie ihre Frauen gut behandeln werden.

Der gestirnte Himmel im Monat August.*)

Von den Planeten ist in diesem Monate **Venus** als Morgenstern zu sehen. Sie erreicht am 21. ihren größten Glanz. Auch **Mars** ist am Abendhimmel sichtbar und **Saturn** geht kurz vor Mitternacht auf. Am 7. tritt der **Vollmond**, am 14. das **letzte Viertel**, am 20. der **Neumond** und am 28. das **erste Viertel** ein. Am 1. steht der Mond in der Erdferne, am 16. in der Erdnähe.

In den Nächten um den 8. bis 12. August wird man eine größere Anzahl von **Sternschnuppen** wahrnehmen, die ihren Ausgangspunkt aus dem Sternbilde des Perseus nehmen und welche man deshalb „Perseiden“ nennt. Das Sternbild des Perseus steht um Mitternacht dieser Tage hoch am östlichen Himmel. Im Süden des Himmels strahlt der helle Stern Fomelhaut, während in NW der helle etwas rötliche Arkturus eben im Begriff ist unterzugehen. Nach dem Scheitelpunkte prangt das Sternbild der Leier mit der funkelnden Wega.

Schmiedeeisernes Hausgerät.

Von F. Luthmer.

Man ist in gewissem Sinne berechtigt, unserer Zeit wieder den Beinamen der „eisernen“ zu geben, wenn man beobachtet, wie dasjenige Material, welches nur bei den Riesenaufgaben der Technik seine mäßig bezahlten Dienste leisten, neuerdings wieder durch kunstvolle Arbeit der Menschenhand veredelt, seine Rolle in dem Schmuck unserer Wohnungen angewiesen erhält. Schmiedeeiserne Leuchter, Kassetten, Garderobehalter, Lampenfüße und anderes hat mit der neueren kunstgewerblichen Bewegung wieder seinen Einzug in unsere Salons gehalten; es ist willkommen geheißen worden als neues Element, das durch die charakteristischen Formen und die Zartheit seines Ornamentes eine Abwechselung in die Holz-, Stuck- und Bronzeformen unserer Zimmerausstattung brachte.

Mehr als wünschenswert war namentlich uns Deutschen die Verwendung des Metalls zu unsern Hausmöbeln verloren gegangen. Für Bettstellen fand das Schmiedeeisen von jeher reichliche Anwendung in England und in Italien. Sein geringes Volumen bei großer Tragfähigkeit machte es gerade zum Gerüst eines Möbels sehr brauchbar, bei dem Luftigkeit und Reinlichkeit die höchste Anforderung sind. Während wir eiserne Bettstellen

Schmiedeeiserne Kassette (geschlossen). Von Hans Mayer in München.

fast nur als Notbehelf für Dienstboten, für Kasernen und Krankenhäuser bestimmen, wird mit denselben in den genannten Ländern ein großer, allerdings nicht immer vom feinsten Geschmack getragener Luxus getrieben; man überzieht die sichtbaren Teile mit Messingblech, bildet aus Messingröhren hohe verschnörkelte Aufsätze auf dem Kopf- und Fußende, und schmückt auch wohl die Pfosten mit Glas- oder Porzellanknöpfen. Der Katalog der weltberühmten Ausstattungsfirma Mapple u. Co. in London weist Stücke zum Preise von über 400 M. für das leere Gestell auf. Aber weit ausgedehnter und, wie wir gleich hinzusetzen wollen, weit mehr durch die Kunst verschönt waren die Metallgeräte des griechischen und römischen Altertums. Hier war es besonders die Bronze, die zu den meisten derjenigen Zwecke verwendet wurde, zu welchen wir bei Tischen und Stühlen das Holz anwenden. Dem mannigfaltigsten Gebrauch dienten diese leichten, zierlichen, selbst bei schlichtester Behandlung immer mit unnachahmlicher Grazie profilierten Geräte, die in allen Altertumsmuseen, in geradezu erdrückender Menge aber im Nationalmuseum in Neapel vertreten sind: Da sehen wir Sessel, Stühle, Sofas, große und kleine Tische, Samovars, Dosen, Eimer — am herrlichsten aber die zu vielfältigsten Zwecken benutzten Dreifüße und die Lampenträger, die in zierlicher Pflanzenform aus einem dreiteiligen Fuße aufschießenden Kandelaber. Man kann annehmen, daß in der immerwährenden Umgebung dieser dünnen und zierlichen Möbel — neben denen ja auch derbere Stücke aus Holz und selbst aus Stein existierten — das Auge des Menschen des Altertums sich weit mehr als das unsrige mit dieser Magerkeit der Formen vertraut gemacht hatte.

Denn gerade darin liegt die Schwierigkeit, welcher die Einführung des Schmiedeeisens bei uns so oft begegnet: Wir sind gewöhnt, unser Hausgerät derber, körperlicher zu sehen. Als Ver-

Schmiedeeiserne Kassette (geöffnet). Von Hans Mayer in München.

mittelung für diese Schwierigkeit, welche eisernen Möbeln immer entgegenstehen wird, bietet sich nur eines: das Element der **Farbe**. Und dies finden wir auch beim Eisen früher immer angewendet. Man kann mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß zur Zeit der Gotik und Frührenaissance, da man das Eisen noch häufiger zu Hausgerät verarbeitete, kein Stück existierte, das nicht einen Ueberzug von lebhafter Farbe gehabt hätte. Wenn dieselbe bei unsern Museumsstücken so häufig fehlt, so sind wohl ausnahmslos die Reiniger und Restauratoren dafür verantwortlich zu machen.

Und stilistisch fordert das Eisen diesen Ueberzug unbedingt; wir wollen dabei von der praktischen Forderung einer schützenden Decke gegen den Rost ganz absehen, da man diese neuerdings durch chemische Prozesse ebenfalls erreicht hat. Allein erstens ist das Material an sich ohne jeden Reiz. Man kann vom Zinn, vom Blei, selbst vom Nickel sagen, daß sie in geputztem Zustand einen nur ihnen eigentümlichen reizvollen Glanz haben. Beim Eisen trifft dies nicht zu; auch sein Rost ist nicht wie bei der Bronze eine Veredelung, sondern eine Verunreinigung.

Aber wir wollen gegen letzteren auch keinen schwarzen, etwa durch vergoldete Einzelheiten gehobenen Ueberzug: denn — und dies ist der zweite Grund, der für bunte Bemalung des Eisens spricht — der an sich schon körperlose Charakter dieser Ranken, Stangen und Bänder wird durch die schwarze Farbe fast bis zur Unsichtbarkeit gesteigert. Gerade weil das Eisen dem Auge so wenig Fläche bietet, möchten wir diese Fläche so lebhaft gefärbt sehen wie möglich. Das Zinnoberrot, Oxydgrün, Bergblau, Weiß und Hellgelb, das wir bei guterhaltenen gotischen Kirchengeräten von Eisen sehen, und auf welchem das Gold zur glänzendsten Wir-

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

kung kommt — alle diese lebhaften Farben sollten wir getrost wieder anwenden. Auch wer sonst keine Sympathieen für die letzteren hat, wird sie angenehm und wohlthuend finden, wenn sie ihm in zarten, schmalen Linien, auf den dünnen Schnörkeln des schmiedeeisernen Gerätes begegnen.

Wir bezweifeln nicht, daß eine solche polychrome Behandlung des Eisens demselben noch weit schneller die Vorliebe des Publikums erobern würde, als es bisher geschehen ist. Freilich müßte noch eines dazu kommen, um zu verhindern, daß die letztere sich nicht in ihr Gegenteil verwandelt. Das Eisengerät muß handlich sein. Wir vergessen bei unserm Trachten nach Stilrichtigkeit in neuester Zeit nur zu gern, daß ein schönes Gerät nach altem Muster, welches wir in die moderne Haushaltung einführen, vor allem brauchbar sein soll! Wenn mir nun der Kunstschmied einen

Schmiedeeiserner Kronleuchter für elektrisches Licht. Von Hans Mayer in München.

Petroleumlampenfuß, einen Handleuchter, eine Feuerzange herstellt, an deren spitzen Ranken ich mir das Handgelenk verletze, so wird das stilvolle Gerät sehr bald seine Stelle einem glatten, schmucklosen Rivalen abtreten und auf das Bortbrett wandern.

Zu verschiedenstem Gebrauch werden heutzutage in allen Städten Deutschlands schmiedeeiserne Möbel verfertigt, oft in gefälliger Kombination des Eisens mit blankem Rotkupfer: wir nennen von den bekanntesten Meistern nur E. Puls und P. Marcus in Berlin, Asendorpf in Bremen, Garny, Sipf, Germann und Hammeran in Frankfurt, Kölbl in München, Gillar und Milde in Wien. Am besten eignen sich diese Arbeiten aber zu Beleuchtungskörpern, da die Dünne des Materials nur geringe Schatten, und damit schwachen Lichtverlust erzeugt. Ein besonderes Zukunftsgebiet mag sich dem schmiedeeisernen Hausgeräte noch in der elektrischen Beleuchtung eröffnen. Die Probe, welche aus der Werkstatt von Hans Mayer in München hervorgegangen, und die wir neben anderen Arbeiten desselben Meisters (S. 581) heute mitteilen, läßt hierin das Beste erhoffen.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Von Interlaken zum Großen St. Bernhard.

Von

J. Herzfelder.

„Auf nach Italien!“ lautete die Losung in der fünften Morgenstunde des 18. August 1881. Nicht als ob wir von Interlaken sofort mit beiden Beinen in das italische Gefilde hineinzuspringen gedachten. Wußten wir doch, welche Berge und Thäler zwischen uns und unser Ziel geschoben waren! Aber aus den umdüsterten verregneten Schweizer Bergen baldmöglichst in das sonnige Land der Citronen zu flüchten, war der sehnliche Wunsch, der uns früh vom Lager trieb. Aufgegeben ward der frühere Plan, über die Grimsel oder Gemmi ins Wallis einzubrechen, vielmehr der zeitlich kürzeste Schienenweg nach Martigny gewählt, um von da zum Großen St. Bernhard hinaufzuwallen.

Als uns die Bödelibahn in zehn Minuten in Därligen abgesetzt hatte und wir das nasse Deck des Dampfschiffs betraten, sah es um und über uns verwünscht grämlich und greulich aus. In langen Tüchern hingen die Wetterwolken bis in den Thuner See herein, dessen Wellen in mißfarbigem Grau ans Ufer schlugen, der Wind pfiff unheimlich über das Wasser und hinter uns, in Interlaken, brodelte ein schwarzer unheilvoller Hexenkessel. Vor uns aber, weit gegen Westen, leuchtete es hoffnungsvoll auf, lichte Streifen säumten das aufdämmernde Flachland, leicht und luftig flatterte dort das Gewölk auseinander, das Thermometer unserer Stimmung stieg bereits über den Gefrierpunkt. Und als nun Passagiere, Kisten und Kasten eingeladen waren und das Boot in die dunkle Flut hinausdampfte, da ward von Minute zu Minute der Himmel freundlicher, der Wind günstiger, und die malerischen Gestade, frischgewaschen und sauber gebürstet, lagen in aller Klarheit der Morgenbeleuchtung vor den Blicken. So heitere Fahrt hatten wir nicht erwartet.

Den Thuner See teilt eine leichte Krümmung in zwei Becken. Der obere Teil, schmäler und ernster, wird von den kahlen Ralligenstöcken im Norden und südlich von den wald- und weidereichen Hängen des Morgenberghorns umfaßt; um die felsige „Nase“, an den „Kalten Kindbetten“ vorüber, eilt das Schiff in die untere Seekammer hinaus, die, weit ausgerundet und gegen Westen flach ausbuchtend, rechts und links an vorspringenden Hügeln eine Fülle anmutigster Veduten zeigt. Zuerst am linken Ufer Spiez mit der vieltürmigen Burg des Herrn von Erlach, dem modernen Schloßbau des Hotels, dem grauen Kirchlein daneben und den hochwipfligen Bäumen dazwischen, ein wahres Kabinettsstück idyllischer Landschaftsmalerei, dann am rechten Ufer die zierlichen Pensionshäuser von Gunten, darüber der hohe Rebenhügel mit dem Dörfchen Sigriswyl, Oberhofen und das romantische Feudalschloß der Grafen von Pourtalès, der preußisch-royalistischen Granden von Neufchatel, und endlich weiter gegen Thun Villen und Schlösser, aus reichen Gärten schauend, vor allem Schloß Schadau, im englisch-gotischen Stile übervoll ornamentiert, von einem prunkvollen Park umschlossen! Die Pyramide des Niesen und die blauende Kette des Stockhorns traten hervor, als wir in Scherzligen landeten, von wo uns der Dampfwagen in kurzer Zeit nach Bern entführte.

Den dreistündigen Aufenthalt allda nützten wir ergiebig aus. Durch die Straßen dieser Stadt zu flanieren, hat mir immer ein gewisses Behagen bereitet. Die mäßig hohen Häuser, aus grauem Sandstein solid aufgeführt, ruhen auf massiven Bögen, unter deren offenen Hallen Kaufladen an Kaufladen, Schenke an Schenke stößt und ein rühriges Volk hin und her haftet; die Fensterausladungen sind balkonartig ver-

gittert und auf den roten Polstern über dem Gesimse sitzt jung und alt, auf die Straße gaffend; nirgends fehlen die grünen Jalousieläden, und mächtige Thorflügel führen in ebenso mächtige Flurräume. Massige Türme mit hochgesprengten Durchlässen teilen die Straßen ab, an Märkten und Plätzen rauschen altertümliche, figurenreiche Brunnen, und allerorten, wo es nur anzubringen war, prangt in Erz, Stein oder Holz als Schildhalter oder Eckensteher das bekannte Wahrzeichen von Bern, der Bär, Freund „Mutz", wie die Berner ihren Liebling heißen. Das ist das alte Bern, auf einer Felsenbank hoch über der Aare angelegt, seine Physiognomie konservativbehäbig, altväterisch-derb wie seine Bewohner, aber auch ebenso pfahlbürgerlich, protzig und abgeschlossen wie diese. Heller und schmucker präsentiert sich die Neustadt. Das Bundespalais, Museum, Berner Hof u. s. w., wirkliche Prachtzeugnisse der modernen Kunst, deuten darauf hin, daß hier der Regierungssitz eines freien regsamen Volkes sich befindet und daß die patricische Häuserburg der inneren Stadt ein steinerner Anachronismus ist. Um Mittelalter und 19. Jahrhundert legt sich hier aber gleichfreundlich ein Kranz der gefälligsten Promenaden.

Als wir so am Erdgeschoß der Häuser unter den kühlen „Lauben" dahinschritten, erinnerte ich mich daran, welch ein hoffärtiges Geschlecht dereinst in diesen Räumen gewaltet, welch ein volksbedrückendes Regiment die bevorrechteten Patricier geführt. Noch im vorigen Säkulum haben die regierenden Zweihundert, die sich Monseigneurs betiteln ließen, den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, wenn sie Waren oder Werkzeuge trugen, den Durchgang durch diese Arkaden untersagt, auf daß die weitbauschenden Reifröcke ihrer Frauen und Töchter nicht belästigt würden. Wie die Geburtsaristokratie, die ausschließliche Besitzerin des Weinzehnten, die Landschaften Waadt und Freiburg bedrückte, ist sattsam bekannt. Auch innerhalb der Ringmauern der Stadt ist viel unschuldiges Blut geflossen, jedes freiheitliche Gelüste der Bürgerschaft wurde mit Tortur und Henkersblock geahndet, und wenn auch die Gerechtigkeitsgasse heute noch besteht, die Junkergasse in der Nähe belehrt uns, daß die hochmögenden Herren die Gerechtigkeit sehr junkermäßig traktierten. Anno 1749, dem Geburtsjahre Goethes, mußte der edle Samuel Henzi, der Führer im sogenannten „Burgerlärm", sein Haupt unter das Beil legen, weil er es versucht hatte, die Macht der hochmütigen Bevorrechteten zu dämmen. Ein Fragment aus Lessings Jugendzeit liegt noch vor, nach welchem der große Geistesapostel den Opfertod Henzis in einer Tragödie verherrlichen wollte.

Wir schlenderten die Straßen auf und ab, wobei wir uns weidlich darüber erzürnten, daß die Stadt sich augenfällig immer mehr „französiert", und wendeten uns dann zum Münster, diesem Meisterbau der Spätgotik, von Matthes Heinz aus Straßburg im Jahre 1421 begonnen. Leider haben sie dem Turme eine Notkappe aufgesetzt, wie das auch an anderen Orten der Fall, wo es zur Vollendung an religiöser Wärme oder am Gelde fehlte. Das Hauptportal mit den reichen Skulpturen und steinernen Blumenranken des Meisters Nikolaus Künz war von Engländerinnen belagert, die mit Nasenzwickern und Zeichenheften bewaffnet waren, wir zogen uns deshalb auf die Münsterterrasse zurück, wohl eines der anheimelndsten Buenretiros der Schweiz. Wie erquicklich ist die Rast unter ihren schattigen Baumkronen, zumal wenn, wie heute, der Ausblick auf die Oberlandsberge gegönnt ist! Ohne den Bärenzwinger aufzusuchen, in welchem aus dem Stadtsäckel eine Familie von Atta Trolls Geschlecht unterhalten wird, kehrten wir zum Bahnhof zurück, um dem Genfer See zuzusteuern.

Von Freiburg an sind wir mitten im französischen Sprachgebiete, aus dem wir eine lange Zeit nicht mehr herauskommen sollen, und auch im Wagen vernimmt man kein deutsches Wort mehr. Ueber die jähe, von Sandsteinflözen eingerammte Glaneschlucht setzt der Zug, an hochansteigenden Wäldern fliegt er vorüber, Wiesen und Getreidefelder wechseln mit welligen Hügeln und eingeschnittenen Thälern, die Berge des Simmenthals treten hervor und verschwinden, und jene mächtigen, zersägten Felsenrücken, die links in weiter Ferne dunkeln, es sind die ersten Grüße des Savoyer Landes. Auf einsamem Hügel liegt das Städtchen Romont; mit seinen Mauertürmen, der schwerfälligen Burg, den altersgrauen, hochstrebenden Ansitzen erinnert es an die kräftigen Holzschnitte aus Seb. Münsters „Kosmographey". Gleich ihm aus dem Mittelalter in die Neuzeit hereingebannt, erscheint in der fruchtbaren Tiefe, die bis zum Jura reicht, das schwarze finstere Städtchen

Rue, und später, an der Bahntrace selbst, das Felsenschloß Oron-le-Chatel. Wir aber schauen mehr nach Süden aus, wo aus schweren Nebelmassen, die immer noch herumwogen, bald die Eiskuppe des Montblanc, bald die leuchtende Dent du Midi herausspäht.

Nun eilt der Zug abwärts, wir sind in Chexbres und können kaum erwarten, bis wir aus dem langen Tunnel von Corvallaz heraustreten. Ein Pfiff ertönt, es wird Licht, männiglich stürzt an die Fenster, lautloses Entzücken fesselt uns alle. Aus der Nacht des Bergschlundes plötzlich heraus an die sonnigen Ufer des Genfer Sees! Da liegt er zu unseren Füßen, achtzehn Stunden weit in halbmondförmiger Krümmung ausgestreckt, blauschimmernd im Mittagslicht, der unsterbliche Lacus lemanus. Nur die südwestliche Spitze, von Nyon bis Genf stromähnlich verlaufend, der „Kleine See", ist unseren Blicken entzogen; vor uns aber am nördlichen Ufer ruhen an Rebenhügeln, Kastanienhainen und Obstgeländen die zahllosen Villen, Landsitze, Dörfer und Städte, alle anmutig und heiter wie der sommerliche Glanz des Wassers, während gegenüber das savoyische Gestade unwirtlich und düster aufsteigt, von ernsten Höhen ummauert. Welche unvergänglichen Namen sind doch an diesen See gekettet! Calvin und Serveto, Voltaire und Rousseau, Matthisson und Bonstetten, Julie Bondeli und Frau von Staël, Gibbon und Byron und jener Dichterjüngling Shelley, „ein Atheist, der heiß nach Gott gerungen". Wie viele weltschmerzlichen Thränen sind jener neuen Heloise geflossen, die der Genfer Philosoph in die Gefilde von Clarens gezaubert! Wie viele guten und schlechten Verse haben diese Ufer hervorgelockt, von Friederike Brun bis zu Luise von Plönnies:

„Die Sonne sinkt. Ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpenschnee erglüht in hoher Luft,
Geneva malt sich in der Fluten Spiegel."

Diese Verse Matthissons hat wohl jeder Gymnasiast einmal recitiert, und manche aschlockige Tochter Albions liest heute noch beim summenden Theekessel die Strophe Childe Haralds:

„Himmel und Erd' ist still, doch schlafend nicht,
Nur atemlos wie tiefste Wonn' und Qual,
Wenn allzuvoll das Herz nicht seufzt und spricht.
Himmel und Erde ist still — der Sterne Zahl,
Der eingelullte See, Gebirg und Thal
All in ein einzig lebend Eins verfließt,
Darinnen jedes Lüftchen, Blatt und Strahl
Anteil am Dasein hat und mitgenießt,
Was schaffend all erzeugt und schirmend all umschließt." — —

Vom hochgelegenen Lausanne führt die Bahn, dem östlichen Horn des Halbmonds zu, immer am See in derselben Richtung zurück, die sie von Chexbres her genommen, nur daß sie jetzt tief unten das Ufer entlang zieht, während über ihr die Berner Linie läuft. Diese zauberhafte Fahrt zu schildern, ist unnötig, wenn man nur die Namen Vevey, Clarens, Montreux, Glion, Chillon nennt. Die heiße Luft flimmerte über dem See, den der Mittagswind, hier le rébat genannt, in leichten Wellen kräuselte. Ein wundersames Farbenspiel zeigte der sanft gehobene Spiegel: in der Ferne dunkelblau wie Italiens Himmel, spielte die Flut in lichtgrünen Schäumen ans Ufer, während in der Mitte weißgraue Striemen über das Wasser zogen; am südlichen Rande aber, hart an die dunkeln Wälder, die über das Felsengemäuer herabklimmen, legte sich der See in stahlschwarzer Glätte an wie ein metallener Schild. Einsam war es über den Wogen, nur von Evian her rührte ein lateinisches Segel seine seltsamen Flügel.

In Chillon stiegen viele Reisende aus, um den Kerker Bonnivards, berühmt durch Byrons Gedicht, zu besuchen. Das Schloß mit den vielen Ecktürmchen und den fürchterlichen Verließen unter dem Seespiegel bildet ein Seitenstück zur Pfalz im Rhein, doch wirkt diese viel mächtiger, da sie mitten aus dem Strom herauswächst, während Chillons Mauern gar zu nahe dem Strande aufragen und die Brücke, die hinüberführt, das Inselbild beeinträchtigt. Wir durften nicht verweilen, weiter flogen wir, unter dem Righi Vaudois hinweg; in Villeneuve, wo die schweren dunkelblauen Trauben über die Mäuerchen der Vignen heraushingen, sagten wir dem einzigen See lebewohl.

Wir fuhren nun im Thal der Rhone aufwärts, das, anfänglich eine breite schilfbewachsene Niederung, bald das Gepräge eines großartigen Gebirgsspaltes annimmt und weit hinauf behält. Vorüber ziehen die Weinberge von Yvorne, die auf dem Bergsturze von 1584 fröhlich gedeihen, die schwarzen Marmormauern von Aigle und die Schlucht, die zu den Ormontthälern aufwärts zieht; Bex mit den stattlichen Salinenbauten bleibt links liegen, nahe an das

Geleise tritt jetzt die trübe wildschäumende Rhone, die ich einst von ihrer Gletscherwiege am Galonstock bis zum Eintritt in den See begleitet, und zwischen der Dent de Morcles und der Dent du Midi, den hohen beeisten Bergpfosten, hindurch braust der Zug in den Tunnel hinein, an dessen Ausgang St. Maurice, das alte befestigte Städtchen, liegt. Die düstere Abtei, nach der Sage schon im vierten Jahrhundert gegründet und noch jetzt von Augustinerchorherren bewohnt, war einst der Schauplatz einer fürstlichen Greuelthat. Die Söhne Chlodwigs, des Merowingers, brachen, von ihrer Mutter verhetzt, in das heilige Asyl, das den vertriebenen Burgunderkönig barg, und unter ihren Händen verblutete der wehrlose Greis, ihr eigener Oheim.

In St. Maurice verließen wir die Wagen der „Suisse occidentale" und stiegen in den Schneckenzug der Simplonbahn, die vorläufig nur bis Brieg geht. Dort wird sie wohl auch stecken bleiben, wenn der geplante Montblanctunnel das Simplonprojekt aus dem Felde schlagen sollte.

Als wir weiter fuhren, war auch das letzte Wölkchen verflogen. Im Thalhintergrunde tauchte ein breiter, hochüberfirnter Bergscheitel auf, es war der Mont Velan, der eigentliche Gipfel des Großen St. Bernhard, dem wir morgen noch näher treten wollen. Vor Vernayaz blitzt es hell zwischen den Felsspalten auf, die Pissevache, der Wasserfall der Sallenche, donnert mehr als 200 Fuß hoch über die schroffe Wand herunter. Auch aus dem Wagenfenster gesehen, bietet sie ein prächtiges Schauspiel. Es sind sechs Jahre verflogen, seit ich den schmalen Ziegensteg hinaufkletterte und über dem lauten Wasserschwalle stand.

Kaum hatten wir Vernayaz im Rücken, da that sich drüben an den Felsen ein anderes Naturwunder auf, die Gorge du Trient, jener enggewundene stromdurchrauschte Bergriß, der in seiner schauerlichen Lage die Taminaschlucht weit überholt. Nur den klaffenden Spalt des Schluchteingangs durften wir aus der Ferne betrachten, wollten wir noch rechtzeitig ans Ziel gelangen, und so legten wir uns mit stiller Resignation in die Kissen zurück, bis der alte Turm La Battiaz vom rebenbewachsenen Bergkegel grüßte. Wir landen in Martigny.

„Martigny-la-ville", das Octodurum der Römer, das Goethe noch im Jahre 1779 mit seinem deutschen Namen Martinach bezeichnete, ist ein altes verblichenes Nest. Zwar nimmt sich die breite Hauptstraße, mit modernen Gasthöfen und dem verwesten Glanze etlicher patricischer Häuser prahlend, etwas behäbiger aus, seine winkeligen Nebengassen aber sind bettelhaft, eng und dumpfig, wahre Fundstätten für das Skizzenbuch motivehaschender Maler. Ueberall unverputzte Wände, fensterlose Oeffnungen, je nach Bedürfnis quer und krumm in die verschwärzte Mauer gebrochen, Balkons mit verrostetem Gitterwerk, Thüren, die nicht schließen, Läden, die nicht klappen, und als Staffage finstere verkommene Menschen, oftmals fieberkrank und blaß — das ist annähernd das Bild jener Stadt, die vor Jahrhunderten sogar der Herrschersitz mächtiger Bischöfe war. Nur der Promenadeplatz, von besser erhaltenen Bauten umgeben, mit Platanenalleen besetzt, macht den Eindruck des Civilisierten. Dort steht seit einigen Jahren auf schmalem Piedestal eine seltsame weibliche Büste. Wild wogen ihr die Haare um die hohe Stirne, das Gesicht kehrt sich uns streng und trotzig zu, über die gehärteten Züge scheint es wie der Rausch einer vergeistigten Mänade zu fliegen. Keine gemeine Künstlerhand hat sie geschaffen, sie ist das Werk Courbets, des Helden der Kommune, der in herostratischem Eifer die Vendomesäule zerstörte. Liberté nannte er sie und soll sie der Stadt geschenkt haben, aber die guten verpfafften Bürger wußten wahrscheinlich nicht, was mit der Freiheit zu machen sei, und so ist jetzt kurz und bündig darunter zu lesen: Helvetia. Ob sie ein Seitenstück oder nur eine Kopie jener Freiheitsbüste ist, die Courbet der Stadt Vevey schenkte, konnte ich nicht erfahren.

Wir wanderten wieder zurück, zur Stadt hinaus gegen die Brücke, unter der die wilde Dranse der Rhone zueilt, und blickten in die herrliche Thalweitung hinaus, die der letzte Abendglanz überströmte. Schon in tiefe Schatten getaucht, schoß im Süden die hochgetürmte Wand mit dem Zeigefinger auf, die sie Pierre à voir nennen, aus dem westlichen Thalspalte äugelten die Aiguilles rouges hervor, gegenüber traten die Schneehäupter des Berner Oberlandes heraus, hier an ihrem südlichen Abhang so gedrückt und bescheiden, daß man sie kaum wieder erkennen konnte, und weit hinauf zerflossen in weichem Duft die Höhenzüge um Sion und Leuk. Wie gerne wären wir noch weiter gewandelt, hätte uns nicht die einfallende Däm-

merung und der knurrende Magen an die Rückkehr gemahnt.

Bei Tische schien die Gesellschaft, die meist aus Engländern bestand, ein willkommenes Stillschweigen bewahren zu wollen, als unser Unstern noch eine alte knöcherige Miß hereinführte, die sofort alle Hoffnungen auf ein ruhiges Zusammensein zerstörte. Sie sprach oder vielmehr belferte unnachläßig fort, und dabei zischte sie die Worte so nachdrucksvoll heftig durch die Zahnlücken heraus, daß die Gegenübersitzenden wie Belagerte erschienen, die ein Bombardement auszuhalten haben. Verständnisvoll wackelte dabei ihre große Blondenhaube hin und her, und die vielen massiven Ringe an ihren Fingern klapperten auf Tisch und Teller den Takt dazu. Keiner wagte sie anders als mit dem bekannten langgedehnten „Yes“ zu unterbrechen oder vielmehr zu accompagnieren, und dieses geistlähmende Wörtchen wurde vom britischen Chorus so mechanisch und kanonmäßig gehandhabt, daß uns schließlich der süße Pudding sauer im Munde wurde. Wir leerten unsere Flasche Walliser Landweins und eilten auf unser Zimmer, das nötige Handgepäck für eine einwöchentliche Fußwanderung herzurichten.

Des anderen Tages in früher Morgendämmerung führte uns unsere Straße dem Großen St. Bernhard zu. Wenn wir die Reisehandbücher nachschlugen, so fanden wir zwar überall die Hinweisung auf geschichtliche Erinnerungen, die sich an diesen Hochalpenweg knüpfen, aber alle wollen uns glauben machen, daß er weniger schön als berühmt sei und daß er vor den übrigen Bergpässen nach Italien weit zurückstehe. Berlepsch, der den Mund immer etwas voll nimmt, redet sogar von Langeweile und Ernüchterung. Nun, wir kennen die meisten Schweizer Uebergänge nach dem Süden, besonders Gotthard, Simplon und Bernina, aber noch sind wir nicht so blasiert, daß uns gerade nur das Schönste gefiele und daß wir uns den frischen Genuß neuer Bergscenen durch ängstliche Vergleichung mit früher gesehenen verkümmern ließen; auch sind wir nicht Neulinge genug, um der Geschmacksrichtung roteingebundener Bücher unser Urteil ohne weiteres auszuliefern.

Dessen waren wir jedenfalls sicher, als wir von Martigny auszogen, daß wir eine Straße wandern würden, deren Marksteine zugleich die Gedenksteine einer zweitausendjährigen Geschichte sind, und daß uns bis zum Hospiz hinauf die gewaltigen Schatten von Völkern und Heerführern zur Seite gingen. Denn was ist nicht alles über diesen Felsenpaß herüber und hinüber geklommen! Römer und Longobarden, Franken und Burgunder, Ungarn und Sarazenen, Oesterreicher und Franzosen, Kleriker und Laien, römische Päpste, deutsche Kaiser und zuletzt noch, in fünftägigem Gewaltmarsche, das Heer des großen Konsuls, des korsischen Imperators! An den Zug Hannibals zu denken, verbot mir mein historisches Gewissen. Denn wenn ich mir auch nicht anmaße, in das Gezänke der Gelehrten einzugreifen, die in kleinlicher Zerfaserung des Polybius und Livius bald für den Großen, bald für den Kleinen St. Bernhard, bald für den Mont Cenis und bald wieder für den Mont Genèvre als Uebergangspunkt des punischen Heeres streiten, so scheint mir doch nach allem, was ich als Dilettant von den Akten dieses Prozesses kenne, die Ansicht des Abbé Ducis, daß Hannibal über den Großen St. Bernhard in das Aostathal hinabgestiegen sei, die fadenscheinigste und unhaltbarste zu sein. Er hätte ja, von Gallien heraus, um den Genfer See ziehen müssen, und davon zu berichten, hätte der umsichtige Polybius gewiß nicht versäumt. Verzichten wir also auf den großen Karthager! Es bleibt uns doch noch genug. Vor allem die waffenklirrenden Kohorten der Römer! Schon hundert Jahre vor Christus kannten die Kulturträger der Alten Welt diesen Wolkensteg, und nachdem im Jahre 26 v. Chr. das heutige Aosta, die Augusta Praetoria Salassorum, ihren Heeren einen festen Stützpunkt gab, da führte über den denkwürdigen Paß jahrhundertelang die römische Militär- und Handelsstraße in die nordöstliche Schweiz nach der großen Soldatenkolonie Augusta Rauracorum (dem dermaligen Flecken Basel-Augst), die L. Munatius Plancus im Jahre 27 v. Chr. gegründet hatte.

Den Felsengrat des Bernhardbergs befestigte der Ostgotenkönig Theodorich, den die Sage als Dieterich von Bern (Verona) verherrlicht, über ihn stürmten die Longobarden, um sich an der Felsenfeste Bard die Schädel einzurennen, zogen die Heere Karls des Großen, er selbst in den Jahren 773, 787 und 801, das letzte Mal um Weihnachten im strengsten Winterfrost und nach ihm seine weibischen Nachfolger Karl der Kahle und Karl der Dicke.

Wohl erwuchs der Straße des heil. Bern-

hard ein gefährlicher Rivale im Mont Cenis, seit um das Jahr 700 das Kloster Novalese bei Susa gebaut ward, die Franken auf diesem Berge ihre festen „Klausen“ errichteten und, von Ludwig dem Frommen gestiftet, ein Hospiz sich dort erhob; doch weit über das Mittelalter hinaus wimmelten allfort die Pfade des Bernhardspasses von Pilgern und Kaufleuten, Fürsten und ihren Kriegern. Kaiser Arnulf besetzte ihn im Jahre 894, die kleinen schlitzäugigen Ungarn jagten auf ihren Raubzügen über ihn hinweg, und nach der Vernichtung der Araber durch Karl Martell nisteten sich sarazenische Horden, aus der schönen Provence herausgeworfen und zersprengt, in den wallisischen Bergen ein und plünderten die wehrlosen Wanderer, bis endlich ihren Räubereien der Garaus gemacht wurde. Noch heute geht man in den Seitenthälern des Wallis den Spuren sarazenischer Niederlassungen mit Erfolg nach, und im Saasthale mahnen die Namen Almagel und Allalin und am Simplon der Namen Algaby an die Sprache der Araber.

Burgundische Fürsten von Rudolf dem Großen an, führten ihre Reisigen über den Paß; ihnen folgten die Mannen der deutschen Kaiser, als Konrads des Zweiten, Friedrich Rotbarts und zuletzt noch Sigismunds; die Fähnlein ihrer Vasallen flatterten auf den ungastlichen Bergwegen, so z. B. im Jahre 1163 des Hilfsheers Bertholds von Zähringen. Wie früher schon die Päpste Stephan IV. und Gregor IV., so mußte sich auch Leo IX. bequemen, über den Großen St. Bernhard in das barbarische Deutschland hinabzusteigen.

Zahllose Scharen von Rompilgern, voran die Frommen aus Angelsachsen und Island, durchstreiften schon vor dem Jahre 1000 die wüste Gebirgsöde, um an den Märtyrerstätten der heiligen Stadt zu beten, Laien jeden Standes betraten sie, die zu Rom Dispense und Indulgenzen um teures Geld erkauften, und Geistliche, darunter hohe Würdenträger der Kirche, wanderten durch die Schrecknisse der Alpenwelt, um in Rom Besitzstreitigkeiten zu regeln, Ablässe zu erbitten und wohl auch mit obligater Biederkeit zu intrigieren.

Die Saumtiere der Kaufherren brachten aus dem Welschland herüber Weihrauch und Gewürze, Arzneistoffe und glutige Weine, manchmal auch allerlei Curiosa, z. B. Affen, ja einmal sogar einen Elefanten; der Norden dagegen sandte seine Getreide, Vieh, Fische, Honig u. s. w. Die Hauptzollstätte war zu Aosta.

Nicht alle, die da hin und wieder zogen, kamen heilen Leibes davon, viele überschüttete die Lawine, Roß und Reiter stürzten in die grundlosen Klüfte, und im verräterischen Schnee erstickte mancher nordische Barbar. Die Geretteten wissen aber in den Itinerarien, die uns noch erhalten sind, nicht genug zu erzählen von den Gefahren, denen sie entronnen, von den Unbilden des Wetters, denen sie beinahe erlagen; ein heißes Dankgebet schließt alle Berichte.

Solchen Bedrängnissen des inzwischen verfallenen Weges trotzte in der Neuzeit noch jener Einzige, der nicht lang vorher aus dem Sande der afrikanischen Wüste zurückgekehrt war. Bonapartes Zug über den Großen St. Bernhard, von der Liebedienerei napoleonischer Legendenschreiber übermäßig ausgeschmückt, bleibt immerhin ein kühngewagtes, ruhmvolles Unternehmen. In der Zeit vom 17. bis 21. Mai 1800, als meilenweit klaftertiefer Schnee Berg und Thäler füllte, peitschte der Wille dieses einen eine Armee von 30000 Mann von Martigny bis Aosta; über Fels und Eis hinweg, an grausigen Abgründen vorüber, trieb er Mann und Roß mit allen Hilfsmitteln, die ein scharfsinniger und rücksichtsloser Geist zu ersinnen vermag; auf Kufen und in hohlen Bäumen wurden die Geschützrohre hinaufgeschleift, und ihn kümmerte es nicht, wenn da und dort erschöpfte Krieger niedersanken, dem sicheren Tod verfallen. Noch Monate später war ein Engländer, den der Führer Couttet zum Hospiz geleitete, über die Menge von Gebeinen erstaunt, die rechts und links vom Alpenwege bleichten. Schon am 2. Juli zog der Konsul in Mailand ein, am 14. pflückte er auf dem Schlachtfeld von Marengo ein neues Ruhmesblatt, mit Desaix' Blut beträufelt. —

Doch allzuviel der geschichtlichen Seitensprünge! Bleiben wir hübsch auf der Landstraße, die jetzt breit und gediegen an den Bergrändern des Val d'Entremont hinanzieht! Widerlegt doch schon, nachdem wir Martigny-le-Bourg und die Rebenhügel hinter uns haben, an denen der „Coquempey“ und „La Marque“ reift, der Eintritt in dieses Engthal all die Bedenken und Kritteleien unserer Reisebücher! Wir finden freilich keine tannendunkle Felsenkluft wie an der Via mala, keine schwindligen Bergkehren wie über der Saltineschlucht der

Simplonstraße, aber mit keckem Pinsel hat auch hier Natur frische, originelle Gedanken hingeworfen, und ein erhebendes Bild um das andere entrollt sich, so oft wir mit der tief unten brausenden Dranse um eine neue Thalbiegung kommen. Während zur Rechten die Höhen mehr zurückweichen und an den Staffeln der Vorberge armselige Weiler mit braunen, eng aneinandergerückten Holzhütten kleben, zieht links über dem Wildbach eine lange graue Felsenmauer fort, schroff ausgezackt, von trockenen Runsen durchfurcht, vom Wetter verwaschen; und weit an ihren steinernen Rippen hinauf steigen die Aeckerchen der armen Thalbewohner, mühsam gepflegt und durch Mäuerchen gestützt wie unsere Weinberge am Rhein und Main. Immer ernster und härter wird der Charakter der Landschaft, und doch tritt noch die Edelkastanie hart an das Bett des Gletscherwassers, ihre schmalen dunkeln Blätter glänzen im Sonnenlicht und durch das wirre Laubwerk schimmern die helleren stacheligen Früchte. Auch ihr steter Begleiter, der Walnußbaum, breitet seinen Schatten über den kümmerlichen Rasen, der zwischen zerbröckeltem Gestein ein zweifelhaftes Dasein führt.

Auch die Dörfer, durch die wir kommen, schauen gar dürftig aus, menschenleer ist die Straße in dieser frühen Morgenstunde, nur ein beladenes Wägelchen, mit einem Maulesel bespannt, trottet langsam vor uns her. Hinter Bovernier schließt sich das Thal enger zusammen, dunkle Föhren füllen die Schlucht, ungeheuerliche Felsblöcke verbarrikadieren den Fluß, der zornig über die Barrieren setzt, und wie wir durch die Galerie de la Monnaie ziehen, einen 200 Fuß langen Felsentunnel, ähnlich dem Urner Loch, da donnert das gehetzte Wasser so verzweifelt an die Wandung, daß man glauben möchte, es werde sie jeden Augenblick zerschmettern.

Beim Austritt bleiben wir betroffen stehen: wir wissen jetzt, woher die vielen Felsquadern durch das Thal geschleudert wurden, denn drüben durch die bewaldete Bergwand des linken Ufers geht von oben bis zur Tiefe ein weiter, breitklaffender Riß, geschwärztes Steingerölle zieht durch den offenen Schlund bis in den Fluß und spärlich wachsen über den Trümmern krüppelige Latschen. Der 16. Juni 1818 ist der Geburtstag dieses entsetzlichen Spaltes. Schon mehrere Jahre vorher hatte der unförmliche Gietrozgletscher, der am Mont Pleureur, weit weg von unserem Thale, über eine 2000 Fuß hohe Felsenwand herabzüngelt, seine Eismassen so ergiebig in das Val de Bagne abgeladen, daß der ungeheure Firnwall das Bergwasser jenes Thales mit einemmal einschloß und zu einem drohenden See aufstaute. Noch am 13. Juni führte der Ingenieur Vernetz einen Stollen durch das Eis, um die Flut abzuleiten, aber umsonst! Drei Tage später zerkrachte plötzlich die fürchterliche Gletschermauer, und in ungebändigtem Schwalle stürzten die Wasser über das Bagnethal, von da samt den Erdschlipfen, die allwärts entstanden, über die Hochwand, vor der wir eben halten, und wälzten sich verheerend in das Bett der Rhone. Bis auf den nackten Steingrund ward Erdreich und Ackerkrume weggewaschen, das Mattland gründlich fortgeschwemmt und an 500 Häuser und Städel trug das empörte Element in die Niederung hinab. Ein vorspringender Felsrücken rettete Bovernier vor der Zertrümmerung; der Riß schließt sich nie wieder, und alljährlich zittern die Bewohner dieser Thäler vor den Launen des schrecklichen Gietrozgletschers, wie ihre Vorahnen seit dem Jahre 1595 zitterten, in welchem er eine gleiche Tragödie aufführte.

Aber nicht Eis und Wasser allein haben sie zu scheuen, grauenhaft auch wütet das Feuer, wenn es mitten in der Erstarrung des Winters ihre Firste ergreift. Vor mehreren Jahren brannte in einer Novembernacht das hochgelegene Dörfchen Vernay im Val de Bagne nieder. Wasser hatten die armen Leute genug, aber nur in der unzerbrechlichen Form des Eises, an Löschen oder Hilfe von außen war nicht zu denken, und so mußten sie mit gebundenen Händen zusehen, wie das Feuer von Hütte zu Hütte sprang. Nur die zwei untersten Häuschen retteten sie dadurch, daß sie dieselben mit mühsam ausgestochenen Erdschollen über und über bedeckten. Und nun denke man, die winterliche Vereinsamung dieser Dörfer ist so groß, daß erst Wochen nachher das Schweizer Land von dem Brandunglücke Kunde erhielt und seine milden Gaben spenden konnte.

Solche düsteren Historien stimmten zu dem einsamen Wege, der uns nach Sembrancher brachte an der Mündung des Bagnethals, aus dem das Wildwasser herabtost, das mit dem vom Großen St. Bernhard kommenden Bache die Dranse bildet. Die erbärmlichen Häuser des Dorfes lehnen sich recht malerisch an die

vorgeschobenen Hügelchen; von der einen Kuppe schaut eine Burgruine mit geschwärzten Mauern, die einst Kaiser Siegmund den Luxemburger beherbergt haben sollen.

Den hochragenden Mont Catogne zur Rechten, kommen wir nach Orsières, unserem ersten Rastorte, an welchem das dunkle Ferret-Thal einmündet. Nackt und grau, wie die Felsen umher, starren uns die Häuser an, meist steinerne Blockhütten von abschreckender Oede, nackt und grau grüßen die Reste des Schlosses Chatelard von der Höhe, und auf dem kleinen Marktplatze, an dem das Hotel des Alpes liegt, schießt das Gras aus den Ritzen des verkommenen Granitpflasters. Dürftiger mag es hier nicht ausgesehen haben, als die Sarazenen noch das Raubnest innehatten und (792) den ehrwürdigen Abt Majolus von Clugny wegzufangen sich erlaubten. In ein Gefängnis glaubten wir auch einzutreten, als wir im Gasthofe die engen dunkeln Steintreppen hinauftappten und in ein stockfinsteres Gelaß geführt wurden. Doch eiligst wurden die Läden geöffnet, und als das Tageslicht hereinbrach waren wir überrascht, einen sauberen Speisesaal vorzufinden, dessen Wände, wie überall an dieser Straße, mit Bildern aus Napoleons Geschichte geziert waren. Der Wein war vortrefflich und ergötzlich die Unterhaltung, die ein Franzose mit der Wirtin führte. Er hatte erst lange um einen Maulesel zum Ritte in das Val Ferret gefeilscht und schüttete jetzt seine Ungeduld aus, als das gemietete Grautier immer noch nicht erscheinen wollte. Zu seiner Mißlaune trug offenbar das unverständliche Patois bei, in dem die gute Frau mit sichtlichem Behagen excellierte. Dieses romanische Französisch ist ein Gemengsel keltischer, römischer und italienischer Laute, in welche sich sogar deutsche Sprachfragmente verloren haben; eine besondere Eigentümlichkeit dieses Thales ist, daß seine Bewohner das d ausgestoßen haben und auch das l meistens ignorieren, so daß z. B. un mulet (ein Maulesel) in ihrem Munde o muhet lautet.

Wir ließen den Fremden fortwettern und wanderten in heiterster Laune weiter; in reinster Bläue spannte sich der Himmel aus, und als wir vom Fußpfade, der über einen gewölbten Hügel geführt, wieder zur Straße einbogen, da ward uns auf einmal ein überwältigender, unvergeßlicher Anblick. Wie aus einer Versenkung urplötzlich herausgehoben, wuchs die prachtvolle, eisüberströmte Hochgestalt des Mont Velan vor uns auf, in ihren weichen, feingezogenen Linien, in der leisgeschwungenen majestätischen Form ihrer Glieder der Jungfrau gleichend, sichtbar vom Scheitel bis zum Fuße, bis in die Tiefe ihrer schneegefüllten Schründe, ihrer unversieglichen Firnkammern.

So überrascht den Wanderer, der durch das Nikolaithal gen Zermatt pilgert, der einsame Riesenobelisk des Matterhorns. Doch während dieses bald wieder verschwindet, behielten wir bis zum Hospiz hinan den weißschimmernden Berg, den zuerst der Prior des St. Bernhardklosters, Herr Murith, bestiegen, als treuen Gefährten und neben ihm die schwarzen, schwerfaltigen Felsenrippen des Grand Combin, die Aiguilles de Valsorey, jäh abfallende Schrofen, nur in den obersten Rinnen mit dünnem Schnee besprenkelt. Und je weiter wir aufwärts stiegen, desto eifriger lugten auf allen Seiten spitze beschneite Felsnadeln über die Bergkuppen. Zur Rechten mag es wohl der Mont Dolent gewesen sein, dessen weißer Kamm uns begleitete, hinter uns glaubten wir die Spitzen der Dent du Midi zu erkennen.

Doch fesselten uns hinter Orsières nicht die Höhen allein; auch das Thal, das sich hier wie ein Fächer auseinanderlegt, bot uns ein prächtiges Schauspiel. War doch hier auf weiten Fruchtfeldern, die von hochgeschwungenen Hügeln herab bis an die tiefgebettete Dranse reichten, der Erntesegen des Jahres noch zu erblicken. Schnitter banden gerade die Garben der dunkelgebräunten Gerste, die ein bayerischer Bräuer kaum versieden würde, andere lagen zur Mittagsrast unter breitästigen Edelkastanien, die als die letzten auf dieser Seite in dichten Gruppen zusammenstehen.

Dann ward das Thal wieder enger, in dunkler Schlucht kochte das Bergwasser, und bald klomm die Straße in vielen Serpentinen die Höhen hinan. An der Kapelle St. Laurent vorbei stiegen wir zu dem weitläufigen Dorfe Liddes empor, das mit seinen finsteren kastellartigen Häusern an grünen Bergwiesen hängt, den letzten in diesem Thalgrunde. Mancher meiner Leser kennt die Bauart der romanischen Dörfer Graubündens, diese plumpen, schiefhängenden Häuser, schwerfällig wie Ritterburgen, mit tiefen Gucklöchern, zerschlissenen Läden und weitgähnenden Thorbogen, aber diese steinernen Trödelbuden erscheinen noch

nobel und wohlkonserviert gegenüber der Armut und Nacktheit solcher Walliser Trümmerhaufen. Als ich auf das traurige Liddes zurückschaute, den verlotterten Häuserklumpen, in den die Phantasie nur Schmuggler und Räuber versetzen möchte, auf die zersplitterten Steinplatten seiner Dächer, über die ein mitleidiger Sonnenstrahl spielte, da war mir's, als müßte ich mit Faust ausrufen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an."

Durch die ernsten Berglehnen ging es noch eine Stunde aufwärts, bis wir die Kapelle Nôtre Dame de Lorette begrüßten und das letzte Walliser Dorf erreichten, Bourg St. Pierre, auch St. Pierre Mont Joux genannt. Dieselben elenden Häuser, aus klotzigen Blöcken roh aufgerichtet, mit winzigen erblindeten Fensterchen über den weiten Eingängen, alles hübsch verfallen und verkommen! Ueber den lockeren Steindächern wächst uraltes verfilztes Moos, dessen rostbrauner Ton das melancholische Bild künstlerisch ergänzt.

Das stattlichste Gebäude im Neste ist das Wirtshaus, Déjeuner de Napoléon ist die hochklingende Firma des Hotels. Hier soll der kleine Konsul gefrühstückt haben, und natürlich hatten wir die Ehre, in demselben Zimmer, in dem er bewirtet ward, unser Mittagsmahl einzunehmen. Viel Ehre und wenig Vergnügen! Denn den niedlichen Hammelsrippchen folgten Speisen so alt und zäh, daß sie unbedingt von jenem Frühstück des Chefs der armée d'Italie übrig geblieben sein mußten, und das Backwerk, das als Dessert paradierte, schien ein ausgegrabenes versteinertes Produkt altrömischer Küche zu sein. Modern erschienen nur die langen Kunstpausen, die zwischen jedes Gericht eingeschoben wurden. Sie ließen mir Zeit, eine Karte nach Hause zu schreiben, gegenüber die ehrwürdige Kirche St. Peters mit dem verwitterten Turm, sowie den römischen Meilenstein zu betrachten, der, in die Kirchhofsmauer eingesetzt, noch deutlich die Zahl XXIII erkennen läßt, und endlich noch das Frembenbuch zu studieren, auf dessen letztem Blatte sich der Münchener Pandektist Brinz über die Artikel des Herrn Ludw. Leutz in der Allgemeinen Zeitung mokiert. Halbsatt brachen wir auf, noch über vier Stunden waren bis zum Hospiz zurückzulegen, aber rüstig und lustig nahmen wir den Weg unter die Füße. Zuerst durch einen ansehnlichen Lärchenwald, dann die Felsenbänder entlang, über die bisweilen ein eiskalter Gletscherbach herabsaust. Bald war alles Leben ringsherum eingeschlafen, kein Baum, kaum ein magerer Grashalm zu sehen, nur Stein und zerrissenes Erdreich, und auf der Höhe die Eiswände und Schneekorridore des Mont Courboissière. Das Defilé de Charreire nennt man die Schlucht, in deren dunklem Spalte die Dranse unmutig sich aufbäumt. Die düstre Hoheit weltverlorener Einsamkeit ruht auf diesem Landschaftsbilde. Dabei wird die Straße immer schmäler und schlechter, bis sie sich zuletzt in ein wüstes, sanft ansteigendes Trümmerfeld verliert, den Plan de Proz. Ein plumpes Bergwirtshaus steht am Eingange, die bekannte Cantine de Proz, die auch im Winter, von Schneewächtern ummauert, die Pilger des Großen St. Bernhard gastlich aufnimmt. Am 20. Dezember 1879, als der Wirt Moret, der dort einsam haust, auf einem Geschäftsgange abwesend war, plünderten italienische Schmuggler das Gehöfte und brannten es nieder, und als der Arme zurückkehrte, fand er mitten in der grausen Winteröde die rauchenden Reste seines Heims. Wohlthätige Beiträge aus der Schweiz haben es ihm ermöglicht, diese vielbesuchte Zufluchtsstätte wieder aufzubauen. Wagen und Maultiere standen vor dem Hause, als wir vorbeizogen, ein struppiger Hund jagte in den Steinen umher, sonst weit und breit alles still und leer.

Hier beginnt der Saumpfad, der zuerst kreuz und quer über die Steinbrocken hinwegführt, zwischen denen dürftige Grasbüschel, mit ganz kleinen Gentianen und Soldanellen durchstickt, daran gemahnen, daß hier nicht alle Vegetation erstickt sei; dünne Wasseräderchen durchsetzen den unwirtlichen Boden und die stolze Dranse plätschert als ein armseliges Bächlein herab. Bis an den Rand dieser Einöde geht zur Linken ein Gletscher nieder, rechts schließt ein kahler, rauher Felsenwall die Welt ab. Hier hinein führt der Weg und klettert zwischen finsteren Felsenbarrieren aufwärts. Es war das Defilé de Marengo, in das wir bald eintraten, eine beängstigende, langgekrümmte Steinkluft, die den Bach und Pfad wie in einem engen Verließe einsperrt. Die rastlose Natur scheint hier der ewigen Arbeit satt geworden, die Starre des Todes liegt auf ihr. Selbst das Wasser in diesem Kerkerspalte verrät kaum einen Pulsschlag.

Beim Austritt ward es uns leichter ums Herz, war doch das Thal, das sich steil hinan-

windet, offener und breiter geworden! Freundlicher freilich nicht! Graue Steine und wieder Steine, dazwischen verkümmerte Rasenflecke, und als einzig leuchtender Punkt der Schneerücken des Mont Velan! Aber nicht nur die Natur hat hier ihre trostlosen Steinmassen ausgesät, auch an Steinbauten, von Menschenhand aufgeführt, kommen wir vorüber. Weit zur Rechten taucht im Grunde ein langes, schmales, rohgemauertes Haus auf, kleine Fensterluken werden sichtbar, La Pierre wird es genannt, eine Meierei des Hospizes, wenn man kunstlosen Viehställen einen solchen Namen beilegen darf. Und weiter oben, nahe am Wege, treffen wir auf zwei kleinere Hütten, kaum von den dunkeln Felsen zu unterscheiden, L'Hôpital hat sie das Volk getauft, die eine ein Behälter für aufgefundene Gebeine, die andere im Sommer zum Zufluchtsort für verirrtes Vieh bestimmt, im Winter das Asyl verlorener Wanderer und zugleich Wächterhaus der menschenfreundlichen Mönche, die hier acht Monate lang Kerzen und Holz, Wein und Speisen niederlegen.

Hinter L'Hôpital standen zwei Schiebkarren am Wege, mit großen Päcken beladen, die in ganz neue Rupfen eingenäht waren; und als wir weiter gingen, fanden wir jenseits des Pfads auf dem schwachen Grase des Bachufers zwei Bursche, die auf dem Bauche liegend im Sonnenlichte schliefen. Die roten Binden um den Leib kennzeichneten sie als Italiener. Es waren, wie mir später erklärt wurde, Schmuggler, und jene Päcke waren Kontrebande, die sie über die Grenze zu schwärzen hatten. Das waren die ersten Menschen, die uns seit Bourg St. Pierre begegneten; dann zog ein Knabe mit einem Maultier am Zaum singend vor uns vorüber, und von der Höhe kamen uns drei dunkle Gestalten entgegen, die wir bald als Chorherren vom Hospiz erkannten. Ihr Gewand ähnelt der Ordenstracht der Benediktiner. Schon von weitem grüßten sie uns auf das herzlichste, blieben dann stehen und unterhielten sich mit uns in heiterer, ungezwungener Weise. Es waren sehr junge Leute, rotbackig und von Gesundheit strotzend; der Gedanke stieg in mir auf, wie bald der Frosthauch auch diese Rosen knicken werde. Sie erzählten uns, daß sie zur Meierei gingen, um dort wirtschaftliche Angelegenheiten zu ordnen, daß sie aber nicht den geraden Weg genommen, sondern, um ihre Beine in Uebung zu erhalten, über eine schroffe Bergkuppe herabgeklettert wären, die sie uns zeigten. Mit weltmännischer Höflichkeit verabschiedeten sie sich dann, duckmäuserische Ascetik war in diesen frischen jugendlichen Zügen nicht zu lesen.

Es that uns fast leid, allein weiter ziehen zu müssen, denn in erschreckender Einförmigkeit eröffnete sich jetzt die Grande Combe, jenes Hochthal von schauriger Abgestorbenheit, das im Munde der Leute mit Recht das Totenthal heißt. Welcher Schrecken mag dem einsamen Wanderer das Herz zusammenschnüren, wenn ihn hier der rasende Wintersturm übermannt, der durch diese Wildnis fegt, wenn ihm überm Haupte das schneeige Leichentuch in schweren Falten zusammenschlägt! An solchen Weg mag Dante gedacht haben, als er (im 3. Gesang der Hölle) die Worte schrieb:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

(Durch mich geht's in die Stadt voll Pein und Harm,
Durch mich geht's ein zum Schmerz, der nimmer schwindet,
Durch mich geht's unter der Verlornen Schwarm.)

Doch bedürfte dieser Friedhof der Natur keiner solchen Aufschrift, die schlichten Kreuze am Wege belehren uns, an welcher Stätte des Schreckens wir uns befinden. Eines darunter erinnert an den Opfertod des Paters Francois Cart, den im Jahre 1825 die Lawine begrub, ein anderes wieder ist drei Brüdern und einem Knechte errichtet, die an die Rettung von Menschenleben ihr eigenes Leben setzten.

Immer steiler ging der Pfad über das felsige Bett ausgestorbener Gletscher, bis nach langem Aufklimmen ein hartes solides Pflaster die Hoffnung erweckte, daß wir dem Ziele nahe seien. Es war drei Uhr vorüber, die Sonne brannte auf dem nackten Steine, uns selbst brannten die Sohlen. Noch einige Windungen durch Felscoulissen — hurra! Ein hohes Kreuz winkt von oben, ein graues Dach ragt über die Klippen, noch einige Schritte tapfer vorwärts — wir stehen am Hospiz des Großen St. Bernhard! Die Steintreppen auf der Rückseite des Hauses stiegen wir hinauf; im kühlen, gewölbten Klostergange zogen wir die Glocke, ein Marronier (Knecht) kam herbei, der uns zu einem kleinen Vorplatz führte und uns etwas zu verziehen bat. Kaum studierten wir auf der großen schwarzen

Marmortafel die stolze Inschrift, in der die Republik Wallis ihren Retter Napoleon feierte, da erschien ein junger Chorherr, bewillkommte uns auf das freundlichste und geleitete uns selbst durch den breiten Korridor des oberen Geschosses auf unser Zimmer. Es war ein sehr geräumiges, einfensteriges, holzgetäfeltes Gemach; zwei feine Himmelbetten mit Teppichen davor, Waschtische, Schränke und Stühle bildeten das Mobiliar. Die Bilder Napoleons III. und Eugeniens hingen an der Wand, und nur ein kleines Kruzifix dazwischen bewies, daß wir nicht in einem Gasthofe eingekehrt waren. Unser Mönch stellte uns frei, ob wir den Wein auf das Zimmer gebracht haben oder ihn im Speisesaale trinken wollten, deutete noch an, daß dort auch für anderweitige Labung gesorgt sei, und belehrte uns, daß um sechs Uhr das Diner serviert werde, wobei er mit feinem Lächeln bedauerte, daß wir heute, weil es Freitag sei, nur Fastenspeisen erhalten würden. Kein Oberkellner konnte gewandter, kein Gastfreund herzlicher sich benehmen.

Wir ruhten uns etwas aus, machten Toilette und gingen dann in den Speisesaal hinab. Die dunkelbraun gebeizten Holzwände geben dem mäßig großen Saale ein trauliches, familiäres Gepräge, während die lange, in rechtem Winkel aufgestellte Tafel, von schweren Stühlen besetzt, mehr an ein Hotel erinnert. Die übrige Ausstattung ist gediegen, aber einfach: ein Schrein, der allerlei Andenken dankbarer Gäste, namentlich Photographieen und Medaillen, auch weibliche Arbeiten, aufbewahrt, ein Seitentisch mit Musikalien und Fremdenbüchern beladen, ein elegantes Pianino, das der Prinz von Wales gestiftet, das ist alles. Die Bilder an den Wänden, meistens in schweren Goldrahmen und ebenfalls Geschenke treulicher Anhänger, behandeln zwar vornehmlich heilige und biblische Gegenstände, sonst würde aber nichts an einen klösterlichen Aufenthalt gemahnen, wenn nicht die offenen Flaschen, mit dunklem Italienerweine gefüllt, daneben die geschliffenen Fläschchen mit allerlei Liqueuren, die Teller mit Brot, Butter und Käse, was alles à discretion der Fremden auf der Tafel steht, von jener anerkennenswerten Klostergastlichkeit Zeugnis gäben, die nur um Gotteslohn arm und reich, Gläubige und Ketzer bewirtet.

Wir machten uns ohne Ziererei an die Arbeit, und wenn auch das Brot etwas altbacken war, so mundete der Wein doch vortrefflich, und Butter und Käse verrieten, daß sie im Hochgebirg ihre Heimat hatten. Ein Landpfarrer mit etlichen Schönen, die sehr laut waren und sich aufs lustigste unterhielten, halfen uns in Vertilgung der Vorräte. Ab und zu kam der freundliche Chorherr, der uns empfangen hatte, um als Haushofmeister du jour nach dem Rechten zu sehen. Später fanden sich noch einige Gäste ein, Männer und Frauen aus dem Rhonethale.

Es litt uns aber nicht lange im Zimmer; das Verlangen auf dieser historischen Stätte, dem höchstgelegenen bewohnten Orte Europas Umschau zu halten, trieb uns hinaus.

Durch den in Kreuzform angelegten windzügigen Gang gelangten wir ins Freie. Da standen wir denn auf der Paßhöhe des Großen St. Bernhard (nahe an 8000 Fuß); zwischen sterilen, hie und da mit Gras schwach angeflogenen Felsenhöhen eingesattelt, nach Süden sanft geneigt, ist sie selbst eine unfruchtbare, trauervolle Oedung, abgeschnitten von der Welt, unzugänglich den Verschönerungskünsten der Kultur, ohne Ausblick in die Tiefe, vom flüchtigen Sommer nur stundenweise besucht, doch neun Monate lang von den frostigen Armen des Winters umfangen, die rechte Bühne für die Werke der Entsagung und des schweigenden Opfermuts. Der kleine farblose See, der südlich diese Steinwüste abgrenzt, trägt keinen Nachen, und doch ist es uns, als müsse jeden Augenblick Charon auf dem Totenschifflein ans Ufer rudern, uns in das Reich der Schatten überzuführen. Im Winter schreiten die Wanderer, die von Italien kommen, über die hoch mit Schnee belastete Fläche des Sees hinweg; aber auch zur Sommerszeit überzieht in den Morgenstunden dünnes Eis seinen Spiegel. Wo er endigt, endigt hier gleichsam die Welt, denn so jäh stürzt jenseits der steile Hang ab, daß man über ihn hinweg nur in leere Luft schaut und das Thal nur ahnt, das uns abwärts in die hesperischen Gefilde bringt. Die guten Franzosen, die es mit dem geographischen Wissen oft so leicht nehmen, haben auch hier in der Vergötterung ihres Heros einen kühnen Sprung über die Wahrheit hinweg gemacht. So öffnet sich auf dem bekannten Bild Davids, das Bonaparte auf der St. Bernhardshöhe hoch zu Roß theatralisch darstellt, die italienische Niederung mit ahnungsvollem Hinblick auf die Wunder der südlichen Welt. So

bringt in einem Werke aus jener Zeit (Le Mont Joux, discours historique etc. an VIII) der Profoß Ludler an der Pforte des Hospizes folgende oratorische Leistung an die versammelten Soldaten zuwege: „Von hier aus seht ihr den Genfer See (!) und seine reizenden Ufer. Dort liegt der Stein Neptuns, den sein Bruder Penninus von diesem Hospiz herabrollte, einen Opferaltar ins Thal zu senden ꝛc.“ Und Alfred de Mussets Vater, Viktor de Musset, der den Zug Bonapartes mitgemacht, erzählt in seinem Buche: Voyage en Suisse et en Italie, fait avec l'armée de réserve, an IX, daß sie auf der Höhe des Bernhard ein Fest gefeiert, weil sie nach den Zeugnissen von Schriftstellern vermeinten, mit wenigen Schritten mitten in die Herrlichkeit Italiens hineinhüpfen zu können, und daß sie sehr verdutzt gewesen seien, als sie ein alter Mönch belehrte, der Weg hinab führe durch dieselbe Bergwilde, als sie heraufgekommen seien.

Auf dieser einsamen Höhe ward einst ein keltischer Gott verehrt, Penninus nannten ihn die Römer, und wie sie nicht nur Länder und Völker annektierten, sondern auch fremde Götter zur Ausfüllung ihres Pantheons zwangen, so ward hier bald unter den Fittichen ihrer Adler dem „Jupiter maximus optimus Poeninus“ ein Altar errichtet. Freilich fuhr der Wetterstrahl des Christentums auch in diese heilige Stätte, der gewaltige Donnerer sank zu einem Höllendämon herab, dessen Teufelskünste nach dem Glauben des Landvolks sich noch heute in greulichen Gewittern manifestieren, aber lange Zeit hindurch hat das christliche Volk noch an dem Namen festgehalten, unter dem die Römer diesen Gebirgsstock kannten: Mons Jovis, Jupitersberg, Mont Joux hieß er, bis im Jahre 972 der Archidiakonus Bernhard de Menthon aus Aosta heraufstieg und das kleine Hospiz, das die Mauren eingeäschert hatten, wieder größer aus dem Schutt erhob. Die Kirche gab ihm den Heiligenschein, dem Berge gab das dankbare Volk seinen Namen. Doch jetzt noch heißen die gewaltigen Höhenzüge zwischen Montblanc und Monte Rosa in Erinnerung an den alten Gott die penninischen Alpen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ward das dermalige Hauptgebäude aufgeführt. Man denke sich keinen prächtigen Klosterbau mit zopfigen Ornamenten, mit mächtigen Seitenflügeln und weiten Hofräumen! Ein langes schmales, aus groben Quadern aufgeführtes, aber nüchtern übertünchtes Haus überragt es, dreistöckig, in kasernenartiger Gliederung wie ein Festungsbau die natürlichen Felsenbollwerke, in deren Verschanzung es eingebettet liegt; gegen den Anprall der Stürme, die Wucht der Fröste, den Druck der Schneemassen hat es zu kämpfen, und wenn der Winter seine hohe Vortreppe unter dem Schnee begräbt, schreiten die Bewohner darüber hinweg in die hochgelegenen Eingänge. Hinter diesem Hause, nur durch den Saumpfad getrennt, der von Norden heraufführt, liegt auf dem westlichen Abhang ein zweites, etwas kleineres, hochaufsteigendes Haus, gleichsam das Vorwerk der Hauptcitadelle, St. Louis ist es benannt; in gewöhnlichen Zeiten als Herberge der Frauen und als Vorratskammer benützt, ward es wesentlich zu dem Zwecke erbaut, den Chorherren und ihren Knechten als Zufluchtsort zu dienen, wenn mitten in der Strenge des Winters eine Feuersbrunst ihren Wohnsitz zerstören sollte. Zur Seite des Hospizes gegen Nordost steht noch ein kleiner Steinbau, eine Art von Schuppen, vor demselben schaut uns ein düsteres Häuschen an, einer alten Felskapelle gleichend, das ist die — Morgue.

Wo wir unsere Schritte hinwandten, lagen die Hunde des Klosters in der Sonne oder wedelten faul und schläfrig um uns herum. Gelbgefleckt, schmal gebaut und bei weitem nicht so derbknochig und robust, wie wir sie aus allerlei Illustrationen kennen oder wie unsere Bernhardiner erscheinen, gleichen sie keineswegs dem Ideale, das man sich von den berühmten Hunden zu machen pflegt, ihre entzündeten Augen gaben ihnen sogar den Anstrich des Krankhaften und Schwächlichen. Die ursprüngliche Rasse ist bekanntlich ausgestorben, die dermaligen Hunde entstammen einer Neufundländer Nachzucht, und wer weiß, wie lange auch diese dem totbringenden Klima trotzen wird. Daß sie aus der Leonberger Zucht hier angesiedelt wurden, wie man vielfach glaubt, ist ganz unrichtig, die sogenannte Leonberger Hunde repräsentieren eine untaugliche Bastardrasse, wie das erst im vorigen Jahre auf der Hundeausstellung zu Cleve von Sachkundigen festgestellt wurde.

Noch waren wenige Leute am Platze, zerlumpte Bettler lagen an den Treppen, einige alte Frauen mit sehr defekter Gewandung schlurften auf dem Grase herum, das spärlich zwischen den Steinplatten wuchert, savoyardische

Maultiertreiber gesellten sich zu ihnen, und wir hatten Muße, uns hin und her wandelnd des herrlichen Tages zu freuen und die hohen Bergpfosten zu betrachten, die das düstere Bild feierlich umstehen, die Pointe de Dronaz, die Chenalette, den Mont Mort und vor uns im Südwest über dem Col de Fenêtre den spitzigen Pain de Sucre, der sich eine faltige Gletscherschärpe um die Felsenbrust geworfen hat.

Allmählich entwickelte sich ein rührigeres Treiben um uns her, Pferde und Saumtiere, mit Fässern, Holzbündeln und allerlei Säcken beladen, hielten vor dem Hause, vom Aostathale stiegen Landleute herauf, auf Mauleseln kamen die „besseren Stände" von der Nordseite her, darunter ein Ehepaar, mit dem wir am frühen Morgen in Martigny gefrühstückt hatten. Es waren Spanier, recht ungezwungene, gebildete Menschen, mit denen wir gern Unterhaltung pflogen. Bald mischten wir uns in eine Gruppe von Bürgersleuten aus dem Wallis, fremde Geistliche traten zu uns, die sämtlich im Cortege aufgeräumter Frauenzimmer erschienen. Wo wir uns hinkehrten, sahen wir frohe Gesichter, hörten wir muntere Gespräche. Selbst eine Gruppe von Engländern, die am See beisammensaßen, schien von der allgemeinen Heiterkeit angesteckt.

Nach fünf Uhr ward es unbehaglich kühl, das Seelein schien sich zu verdüstern, und über das Schneedach des Mont Velan hinter uns sammelten sich die Nebel. Wir schlüpften in unsere Ueberröcke und fanden doch kaum Schutz vor dem Froste, der von Minute zu Minute schärfer auf uns eindrang. Auf zehn heitere Tage im Jahre rechnet man hier oben; der heutige war einer dieser auserwählten zehn, und doch schon um diese Stunde solche angreifende Kälte! Jetzt begriffen wir's, daß Alexander v. Humboldt die mittlere Temperatur dieses Passes der nordsibirischen gleichstellt, daß noch keiner der Brüder den Ablauf der fünfzehn Jahre, die er hier auszuhalten gelobt, jemals hier erlebt hat.

Eine Kongregation von Augustinerchorherren ist's, die der heilige Bernhard gegründet, vierzig an der Zahl. Ernste, strenge Regeln hat er für sie aufgestellt, aber durch die harte Rinde des Gesetzes bricht die warme Menschenliebe, die ihn leitete. Nur 12 bis 15 Mönche hausen hier im Hospiz, von etwa sieben Knechten unterstützt, die übrigen leben teils im Tochterhospiz auf dem Simplon, das Napoleon I. stiftete, teils auf kleineren Kuratien und Klöstern in den benachbarten Thälern. Der Superior ruht im alten Klösterlein zu Martigny von den Mühseligkeiten des Bergdienstes aus. Meist junge kräftige Männer finden Aufnahme in den ehrwürdigen Orden. Mit stahlharter Gesundheit, opferwillig und hilfsbereit treten sie ein, aber oft schon nach wenigen Jahren welkt ihre Kraft dahin, der eisige Wind dorrt alle Lebenskraft in den Adern aus, länger als 10 bis 12 Jahre erträgt es keiner auf diesem Boden, dessen magere Erdkrume jahraus, jahrein so hartgefroren ist, daß nicht einmal ein Grab geschaufelt wird, in das man ihn betten könnte. Wer nicht in stillem Dulden dort abwarten kann, bis der Tod an sein Herz greift, und viele warten es ruhig ab, der wird, natürlich nur dann, wenn ihn Schwäche oder Krankheit überwältigt, auf den milderen Simplon oder in eine freie Klosterkuratie versetzt. Meist kranken sie auch dort; solange sie aber hier oben ihre Pflicht erfüllen, thun sie es mit jener offenen Heiterkeit, jener ungetrübten Opferfreude, die sich Jahrhunderte hindurch auf diese Kämpen im Dienste der Menschheit unveränderlich vererbt hat. Nicht nur die tobenden Winterstürme, die qualvollen Märsche durch Eis und Schnee reiben sie auf, wenn sie Signalstangen pflanzen, Drahtseile aufspannen, an denen sich die Wanderer über Klippen und Eiswände hinüberhelfen sollen, wenn sie Knechte und Hunde auf der Suche nach Verirrten begleiten — die lange, lange Dauer der Winterkälte, die durch die dicksten Mauern ihren Eishauch sendet, die ewige Trübe der Nebel untergräbt allein schon auch die kräftigste Konstitution. Monatelang werden Tag und Nacht die Zimmer durchheizt, und nicht bloß im Hauptgebäude, auch im Hause St. Louis brennen allfort die Scheiter in den Zufluchtsräumen, in denen sie, wenn sie jemals drüben vor dem Feuer flüchten müßten, ohne solche Vorsicht rettungslos erfrieren würden.

Helles Geläute rief uns ab, doch war es nicht das schauerliche Hilfsglöcklein, das an nebligen Tagen, im Schneesturm oder im Grauen der Nacht die Knechte ziehen, um den Pilger an die gastliche Schwelle zu rufen, die friedliche Eßglocke lud uns zum Diner. Bald war die lange Tafel vollbesetzt, etwa 45 Gäste waren es, bunt zusammengewürfelt, Amerikaner und Engländer mit ihren Familien, das spanische

Ehepaar, italienische Geschäftsleute, die Landgeistlichen aus der Schweiz mit ihren Freundinnen, und zuletzt einige junge Leute und muntere Bürgersmädchen aus den savoyischen Thälern. In der eben gezeichneten Rangabstufung saßen sie um den Tisch, wir zwei Deutsche obenan, zwischen uns der gastliche Pater. Die übrigen Chorherren speisen im Refektorium.

Das Menu war ein sehr eigentümliches, eine Reihe von Mehlspeisen, Mußen und Breien, dazwischen Stockfisch; Omeletten und Maccaroni, Kompotte und Käse kamen in rascher Folge, mehrere der Gerichte waren mir nach Aussehen und Zusammensetzung völlig fremd. Unser Pater machte den liebenswürdigsten Wirt, unterhielt sich in lebhafter Galanterie mit den englischen Damen, die französich radebrechen konnten, schenkte den Gästen in seiner Nähe selbst den Wein ein und gab ab und zu den Dienern heimliche Winke. Kaum war eine Flasche geleert, und alles becherte mit Lust, so stand wieder der Ersatz auf dem Tische. Ueber die ganze Tafel flog sein aufmerksamer Blick und öfters wußte er den etwas unbeholfenen Marroniers beizuspringen. Dabei war er voll Munterkeit, die sich bald über die ganze Gesellschaft verbreitete, und das laute Gelächter, das oft am unteren Tische ausbrach, war ihm sichtlich ganz willkommen. Am lautesten war der eine Kaufmann aus Italien, der hier überhaupt zu Hause zu sein schien. Weder vor noch nach Tische wurde gebetet, nur einige bekreuzten sich andächtig.

Als die Mahlzeit zu Ende war verbeugte sich unser Wirt und verließ das Zimmer. Er hatte noch Gäste zu empfangen, die in der Dämmerung angelangt waren. Im Saale aber wurden die Stühle in einer dreifachen Halbrunde um das Klavier herumgestellt und das liebe Publikum lauschte dem Spiele einer blondlockigen Britin. Walzer von Strauß in diesem weltfremden Kloster! Es wunderte mich fast, daß nicht noch ein Tänzchen unternommen oder ein Kantus angestimmt wurde. Man fühlt sich eben hier so frei und sicher wie in einem Familienkreise. Gasthofähnlich sind alle Fremdenzimmer numeriert, auch die übrigen Räume tragen Aufschriften, als Salle à manger, Réfectoire, Bibliothèque, Église.

Wir beide zogen uns frühzeitig zurück, denn wir fühlten uns allmählich doch ermüdet. Als wir durch den schwachbeleuchteten Thorweg schritten, um noch einen Blick ins Freie zu werfen, sahen wir in die offenen Schlafsäle hinein, in denen das geringere Volk untergebracht wird. Hohe, saubere Räume mit sehr soliden Bettstellen, ganz annehmliche Rastorte für die armen Werkleute, Maurer und Kastanienbrater aus den piemontesischen Bergen, deren Dürftigkeit auch im Winter nicht zuläßt, den weiteren, aber sichereren Umweg über den Simplon oder gar die Bahnfahrt über den Mont Cenis zu benützen!

Ueber 200 Gäste vermag das Hospiz zu beherbergen; in dieser Nacht hatten, wie ich anderen Tags erfuhr, ungefähr 80 Personen seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen, und einige Tage vorher, an Mariä Himmelfahrt, gar über 600 Andächtige hier genächtet, die natürlich meistens auf Strohschütten in den Hausfluren lagerten.

Draußen war es bitter kalt, ein heftiger Wind jagte die mächtigen Wolken über uns weg, wir suchten unser Lager auf, um unter dem Schutze des heiligen Bernhard den Schlaf des Gerechten zu schlafen.

Falbes Zwielicht dämmerte durch das Zimmer, als wir nach unruhigem, von der Kälte unlieb gestörtem Schlummer erwachten, leise klopfte es an das Fenster, und ehe wir uns recht besannen, daß das der Regen sei, der seinen Morgenbesuch ankündige, rollte es dumpf und schwer über unseren Häuptern — wahrhaftig, ein rechtschaffenes Gewitter erlaubte sich in diesen Bergen zu rumoren. Rasch waren wir in den Kleidern und eilten hinunter. War auch der ursprüngliche Plan zerstört, in der Frühe die Chenalette zu besteigen, die prächtige Blicke auf den Montblanc gewährt, so entschädigte uns der Gedanke, auf dieser Höhe das Schauspiel eines gesunden Gewitters zu erleben. Vom Zugwinde gepackt, schlug die Thüre dröhnend hinter uns zu, als wir hinaustraten.

Es war ein gewaltiges, betäubendes Ständchen, das da dem Hospiz gebracht wurde, aber die erhoffte Augenweide sollte uns nicht werden; der feuchte, graugetuschte Vorhang, den Regen und Nebel ausgehängt, wollte nicht hinaufrollen, und nur schwach zuckte es hie und da vom Mont Mort herüber aus der verschlossenen Bühne.

Fünf Uhr war es. Während wir dann im Speisesaal den Kaffee nahmen — es war eine richtige sächsische Cichorienbrühe — und ich an manchen Poeten gedachte, der hier schon gesessen, an Matthisson, Rudolf Töpffer, den Verfasser der Genfer Novellen, an Franz von

Gaudy, der hier oben Veilchen gefunden haben wollte, ließ das Wolkengetöse nach, auch der Regen war erschöpft und nur weiße Nebelwogen trieben noch vor den Fenstern herum.

Andere Töne drangen jetzt in den matterleuchteten Saal, Orgelklang und Chorgesang, die Frühmesse hatte begonnen; auch wir gingen in die Kirche, die innerhalb der Mauern des Haupthauses sich befindet, wohl die höchstgelegene in Europa. Das Gotteshaus war schon beträchtlich angefüllt, auf beiden Seiten knieten Frauen in den Bänken, im Mittelgange standen die Männer, und bescheiden im Hintergrunde hielten sich die englischen Damen, zu denen jetzt auch die Spanierin trat. Die Kirche ist nicht sehr groß, das Chor kaum kleiner als das Hauptschiff, schwarze und rote Säulen, mit leichtvergoldetem Schnitzwerk geziert, tragen die Decke, der Schmuck der Altäre scheint ungekünstelter, als man ihn sonst in Klöstern findet, reich ornamentierte Stühle nehmen die Chorherren auf, die in ihren weißen Gewändern, vom Kerzenlicht beleuchtet, eben einen Choral anstimmten. Es waren frische, jugendkräftige Stimmen darunter, und über uns wäre wohl auch eine feierlichere Stimmung gekommen, wenn sich nicht der Organist an der Orgel gar so weltlich aufgeführt und in tändelnden Opernreminiscenzen die Würde der Handlung erstickt hätte.

An der Wand zur Linken des Eingangs betrachteten wir das marmorne Reliefbild, das hier Napoleon I. seinem Freunde Desaix über seinem Grabe errichten ließ. In nahezu klassischer Einfalt, nur schwach an die Steifheit jener falschen antikisierenden Richtung erinnernd, die damals (1806) den gallischen Kunststil beherrschte, hat Moitte den Helden von Marengo dargestellt, wie er sterbend vom Pferde sinkt und zwei Krieger trauernd ihn empfangen. Gleich neben diesem Denkmal ist der Opferstock befestigt, in den auch wir unseren klingenden Dank rollen ließen.

Während in anderen Klöstern das Geld unter Teller oder Tischtuch gelegt oder einem Bruder in die Hand gedrückt wird, gilt hier als unverbrüchliches Gesetz, daß die freiwilligen Gaben für die unentgeltliche Verpflegung nur dort eingeworfen werden dürfen, damit die wackeren Mönche ja nicht erfahren, welcher Gast und wie reichlich oder kärglich er gespendet. Nur die Marroniers nehmen ein Trinkgeld. Ueber 20000 Pilger sind jährlich zu verpflegen, und die wenigsten wohl tragen so viel mit sich über die Berge, um der frommen Stiftung gedenken zu können; leider zeigt aber die Sammelbüchse, daß auch die vermögenderen, die in Hotels flott zu leben wissen, sich hier oftmals mit wohlstilisierten Dankessprüchen im Fremdenbuche loskaufen. Drei Tage lang muß jeder Gast, wes Landes, Standes oder Glaubens er sei, umsonst beherbergt und verköstigt werden, Kranke bleiben selbstverständlich bis sie genesen sind. Da ist es denn erklärlich, daß die eigenen Besitzungen der Kongregation und der von Napoleon I. gegründete Fonds nicht ausreichen, daß alljährlich an die Mildthätigkeit der Schweiz, Frankreichs und Italiens appelliert werden muß und die Bilanz dem Pater Rechenmeister oft heiße Schweißtropfen kostet.

Kein leichtes Werk ist die Bewirtschaftung dieser großartigen Wohlthätigkeitsanstalt. Solange der Weg gangbar ist, schleppen Saumtiere, meist von der Südseite her, Wein, Früchte, Mehl, Oel und alle die vielen Bedürfnisse herauf, die ein solches Gasthaus in der Oede fordert, und auf Mauleseln wird zur guten Jahreszeit 6 bis 8 Stunden weit aus dem Val Ferret das Holz heraufgeführt, dessen natürlich eine unermeßliche Fülle in Rauch aufgeht.

Wie langsam und mühevoll sich solche Transporte abwickeln, hat der Bau vom Jahre 1822 gezeigt. Damals wurde dem Hauptgebäude der dritte Stock aufgesetzt; zwei Jahre bedurfte es, um Baumaterialien, Steine, Sand und Holz hinaufzuschaffen, drei weitere Jahre verschlang die Bauführung selbst.

Die Einheimsung und Aufspeicherung der Wintervorräte, die Bewirtung der Fremden, der Empfang von Gönnern und Bevorzugten, die Obhut über Meiereien, Waldung und Viehweide, die Rechnungsführung und Finanzgebarung — all das liegt in den Händen der wenigen Chorherren, und so begreift es sich, daß den edeln Menschenfreunden die bessere, so kurz zugemessene Saison auch nicht in vergnüglichem Ausruhen, sondern in andauernder Arbeit dahinschwindet. Dabei sind sie meist gelehrte Herren, die namentlich naturwissenschaftliche Studien pflegen.

Eine meteorologische Anstalt ist hier errichtet, Pflanzen und Steine werden gesammelt und geordnet, und das Museum, das den Fremden offen steht, zeigt außerdem noch in seinen Votiertafeln, Münzen und Bildstücken aus

römischer Zeit, welche Altertümer der sonst unfruchtbare Boden birgt.

Nach dem Gottesdienste und der Besichtigung der Sammlungen verabschiedeten sich unsere Spanier, obwohl wir sie vor dem Wetter warnten, das noch einen Regenguß versprach. Sie wollten den Weg nach Martigny zurück, den sie heraufgekommen. Während die Gesellschaft im Saale frühstückte, führte uns beide der aufmerksame Pater an die Morgue, schloß den sonst verschlossenen Laden auf und ließ uns durch das Quergitter in die schauerliche Totenkammer sehen. Der Anblick, der sich uns darbot, war nicht so gruselig, als wir befürchteten. Auf den Dielen lagen keineswegs Schädel und Knochen in greulicher Verwirrung herum, wie das nach der Schilderung mancher Reisebücher und noch nach der Darstellung von Michél und Leutz der Fall sein soll; die Tenne war vielmehr blank gefegt und nur aus dem Winkel schimmerte ein Haufen zusammengekehrter Gebeine. An den Wänden aber, hart an den kalten Stein gelehnt, saßen im Halbkreise, Leben prahlend, die Unseligen, die hier der Tod fern von der Heimat dahingerafft; in verblaßte und verschlissene Kleider gehüllt, einige bloß in weiße Laken gewickelt, hatten sie das eingesunkene Auge nach außen, nach uns, gerichtet; deutlich waren die Gesichtszüge noch zu erkennen, die eingetrocknete Haut lag dunkelbraun, bei einigen citronengelb über den Knochen, und wäre nicht die ängstigende Unbeweglichkeit gewesen, in der sie feierlich zusammensaßen, man wäre fast versucht worden, die stillen Menschen wachzurufen. Mumienhafte Verschrumpfung zeigte keine der Leichen, wenn sie auch recht klein aussahen, denn ach! die dünne kalte Luft, die hier die Lebenden tötet, bewahrt den Toten auf viele Jahre dies lügenhafte Bild des Lebens. Die ganze Einbalsamierungskunst besteht hier in der Zulassung der kalten Luft. Schon lange Zeit harren sie aus, ob nicht ein Freund, ein Verwandter käme, das schreckliche Wiedersehen zu feiern, und keinem sinkt sobald die trügerische Maske vom Gesichte. Dem einen Toten hatte man ein unbekleidetes Gerippe in den Schoß gelegt, dieses witzige Spiel mit dem Tode konnte ich nicht ertragen, ich mußte mich abwenden.

Seit vier Jahren war diese Totenstätte von neuen Bewohnern verschont geblieben, doch glaube man nicht, daß die Gefahren des Winters sich verringert hätten, auch nicht, daß es nur die armen Teufel seien, die sich zu schlimmer Zeit über diese Einöden wagen. Als der gefürchtete Regen sturmartig wieder losbrach, durchblätterte ich die Fremdenbücher, da fand ich denn unter schlechten Versen und lahmen Witzen so manchen Beleg dafür, daß dem Uebermute, Leichtsinn und tollem Sport noch in neuster Zeit mancher Tourist zum Opfer gefallen wäre, hätte ihn nicht die Wachsamkeit der Maroniers und ihrer Herren gerettet. Um nur ein Beispiel anzuführen, hat vor mehreren Jahren ein adeliger Offizier aus Preußen im November, als viele Klafter hoch der Schnee Klüfte und Abgründe überbrückte, ohne Führer mit seiner Frau den Weg nach dem Hospiz gesucht; im Schnee mußte er die erschöpfte Frau liegen lassen, er selbst tappte halb blind und verzweifelnd in der Irre umher, bis endlich die Hunde in der Hütte L'Hôpital unruhig wurden und die Knechte sich aufmachten, die ihn fanden. Ihn selbst schleppte man sofort zum Hospiz, auf einer Tragbahre wurde später die ohnmächtige Dame von Mönchen abgeholt. Drei Tage verweilten sie im Kloster, bis der Weg nach Süden offen wurde.

Als Wind und Regen sich gelegt hatten und die Luft wieder klar und heiter ward, dachten wir an den Aufbruch. Es war acht Uhr. Wir standen reisefertig unter dem Thor, da kamen die Spanier wieder zurück. Das Unwetter hatte sie in der Grande Combe überfallen und wieder heraufgetrieben. So kurz der Regen war, so ausgiebig hatte er sie bedacht, namentlich die Frau troff von Wasser und fror zum Erbarmen.

Wir nahmen zum zweitenmal Abschied von ihnen und zogen von dannen, zwischen dem trüben Seelein und dem Plan de Jupiter hin, auf dem wir vergebens nach den Trümmern des alten Heidenaltars spähten.

Das Herz war uns voll, diese wenigen Stunden im „Hospital der Armen Christi", wie das Hospiz auch genannt wird, hatte uns des Denkwürdigen so viel gebracht. Keinen Dank kritzelten wir in das Fremdenbuch, er bleibt uns im Herzen eingeschrieben.

Am südlichen Rande des Sees steht eine Steinsäule, es ist der Grenzstock zwischen der Schweiz und Piemont. In den Nebel hinein, der von unten wieder mächtig heraufquoll, rief ich aus voller Brust: Eviva Italia!

Kaiserliche Cottage in Ischl (S. 601).

Oberösterreichische Seen.

Von

Anton von Ruthner.

Von Ischl an den St. Wolfgangsee.

Es ist sicher nicht angenehm, wenn jemand einen Park besucht, dessen von krystallhellen Gewässern belebte grüne Matten und dessen mächtige Baumgruppen ihn zur Bewunderung hinreißen, er bereits vor sich die nicht minder reizvolle Fortsetzung erblickt, auf dem Wege nach ihr jedoch plötzlich eine Schranke gewahr wird, neben welcher eine Tafel ankündigt, daß in diesen Teil des Parks der Eintritt nicht gestattet ist.

In eine ähnliche Lage hat der Verfasser seine freundlichen Leserinnen und Leser gesetzt, als er, um nicht in den landläufigen Fehler zu verfallen und Gegenden zum Salzkammergut zu zählen, welche geographisch dazu nicht gehören, seine Schilderungen aus dem Salzkammergut im Oktoberheft 1883 „Vom Fels zum Meer“ auf die dem Salzkammergut benachbarten und an malerischer Schönheit ebenso reichen Landschaften am St. Wolfgang-, Mond- und Attersee nicht ausgedehnt hat.

Er freut sich, nachdem denselben durch die Bezeichnung „Oberösterreichische Seen“ die geographisch richtige Stellung angewiesen ist, die Schranke beseitigen und sich als Führer in diese früher von ihm als reserviert erklärten Teile des herrlichen Naturparkes Oberösterreich anbieten zu dürfen.

Jetzt hindert auch nichts mehr, als Ausgangspunkt für unsere Seentour den dazu vorzüglich geeigneten Hauptort des inneren Salzkammergutes Ischl zu wählen, wozu uns nebenbei die Rücksicht bestimmt, dadurch dem unvergleichlichen Ischl erst vollkommen gerecht werden zu können.

76

Die Verhältnisse haben bei unserer erwähnten Beschreibung des Salzkammergutes ganz anders gelegen als heute. Damals bildete Ischl einen beiläufig in der Mitte des zu schildernden Gebietes befindlichen Punkt. Wir hatten schon viel Zeit zum Besuch der nördlichen Hälfte verwendet und eine nicht kürzere Zeit erheischte die südliche Hälfte. So war es unthunlich, zu lange in Ischl zu verweilen. Heute dagegen treten wir unseren Ausflug aus ihm an, ob etwas früher oder später, ist gleichgültig, und deshalb können wir uns eingehender mit ihm beschäftigen.

Trinkhalle in Ischl (S. 601).

Je näher man Ischl kennt, desto lieber gewinnt man es. In unseren Skizzen aus dem Salzkammergut wurde seiner prächtigen Lage an der Vereinigung mehrerer Thäler und des dadurch gegönnten Ausblickes auf die sich über denselben aufbauenden gewaltigen Gebirge, und wurde ebenso der ringsum von den nächsten Höhen, den Ausläufern des Hochgebirges, bis an den Markt herabreichenden schattigen Wälder und der saftigen Wiesen auf der Höhe und in der Tiefe gedacht. Diese köstliche Lage, aber auch die dadurch erzeugte frische und elastische Luft bildet einen der Faktoren, und nicht den kleinsten, welche Ischl beliebt machen.

Pfarrkirche und Post in Ischl (S. 601).

Ein anderer liegt in der von uns gleichfalls kurz angedeuteten Bauart des Marktes. Durch die zumeist breiten Gassen mit niedrigen Häusern und freundlichen Gärten oder Parkanlagen dazwischen ist für die Bewohner der Städte, besonders für die ein Hauptkontingent der Sommergäste stellenden Wiener, der denkbar angenehmste Gegensatz gegeben zu ihrem in den engen und dumpfen Straßen mit den leider von Jahr zu Jahr kastellartiger werdenden Neubauten, in der heißen Jahreszeit Staub, Gluthitze und nichts weniger als liebliche Düfte erzeugenden gewöhnlichen Wohnorte. Dabei sind die Ischler Häuser in den belebteren Gassen fast ausnahmslos nett, viele im Villenstil gebaut, und auch an wirklich stattlichen Bauten ist kein Mangel. Als solche nennen wir: die große katholische Pfarrkirche (s. oben), ein Bauwerk des vorigen Jahrhunderts, deren Inneres in den

Kreuzplatz in Ischl.

letzten Jahren von dem Tiroler Künstler Mader in ausgezeichneter Weise al fresco gemalt worden ist, und in deren von einem älteren Kirchenbau stehengebliebenem Turme sich ein Römerstein, worauf vier Figuren im Brustbilde und eine Inschrift ersichtlich sind, eingemauert befindet; das Badhaus mit der Trinkhalle (S. 600), das Theater auf dem Kreuzplatz (s. oben), die protestantische Kirche, ein neuerbauter großer, leider in seiner äußeren Erscheinung wenig ansprechender und auch in der inneren Einteilung nicht belobter Kursalon (S. 603) inmitten eines Kurgartens, das Hotel zur Post (S. 600), unmittelbar an der Brücke das Hotel Elisabeth und von ihm flußabwärts das Pfannhaus (S. 604.)

In Parkanlagen treffen wir im Markte Monumente zum Andenken an Erzherzog Rudolph, Bruder des Kaisers Franz I., und an Doktor Wierer an, welche sich um das Emporblühen Ischls wesentliche Verdienste erworben haben.

Das künstlerisch wertvollste Monument aber ist der in jüngster Zeit zur Erinnerung an die größten Gönner Ischls, die Eltern des Kaisers Franz Joseph, Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie, an der günstigsten Stelle im ganzen Markte, auf dem am Ende der Wierer- und Pfarrgasse, nur wenig Schritte von der Brücke und vom Beginn der Esplanade gelegenen Platze vor dem Hotel Elisabeth errichtete gotische, von zierlichen Blumenbeeten umgebene Franz-Karl-Brunnen.

Daß die Häuser des Marktes und der mit ihm verbundenen Ortschaften nicht bloß in der Thalsohle, sondern zum Teil auch auf den Abhängen darüber und den Steilufern der Traun und Ischl stehen, verhilft Ischl zu manchem pittoresken Punkt in seinem Weichbilde. Aus den erhöht stehenden Gebäuden aber lenkt am meisten das in seiner Lage unterhalb der Kirche des Kalvarienberges den Markt förmlich beherrschende Aktienhotel (S. 604) die Aufmerksamkeit auf sich.

Vorzugsweise haben sich die Villen auf den Höhen angesiedelt. Aus ihrer Zahl heben wir vor allem die auf dem Abhang unter dem Jainzen in einem ausgedehnten Park liegende geschmackvolle Kaiservilla (S. 602) mit ihrer reizenden Cottage hervor (S. 599). Die Villa Sickingen auf einer Anhöhe auf dem rechten Traunufer ist ein älterer, einfach edler Bau.

Einen dritten Faktor, welchem Ischl seine Beliebtheit verdankt, würden wir außer acht lassen, wollten wir nicht auch den Komfort des fashionabeln Badeortes betonen.

Es soll nicht behauptet werden, daß sich die Ischler diesen gebotenen Komfort nicht ausreichend bezahlen lassen. Allein Preise, welche manchen bescheidenen Alpenreisenden verstimmen, verstimmen nicht die hier weilende Geburts- und Geldaristokratie und manche nicht zu ihnen gehörige Personen, die den Grundsatz haben, auf Reisen nicht zu sparen, und es gilt eben wieder einmal das

„Eines schickt sich nicht für alle“.

Ansicht von Ischl, vom Park der Kaiservilla aus (S. 602).

Jedoch alles in allem bleibt Ischl ein berückender Sommeraufenthalt, dessen Reize jeden Besucher gefangen nehmen.

Es hat eigentlich gar nicht rasch Carriere gemacht. Obgleich sich der Sitz des Gerichtes des Salzkammergutes bis zum Brande im Jahre 1715 des heute als Ruine unterhalb des Katergebirges trauernden Schlosses Alt-Wildenstein in diesem nur eine Stunde von Ischl entfernten Schlosse, und dann bis 1770 im Markte selbst befunden und deshalb Ischl als der Hauptort des Salzkammergutes, welches früher das Ischlland hieß, gegolten hat, ist es trotz seines Salzberges und seiner Salzpfanne doch bis in den Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ein stiller, auf die Salzerzeugung als Haupterwerbszweig angewiesener Markt geblieben.

Dann haben es die Bemühungen einzelner, wir haben daraus bereits des Doktors von Wierer gedacht, und die Errichtung eines Solbades aus seiner Verborgenheit gezogen, die Passionen der neuesten Zeit aber rasch gefördert. Jedoch trotz des zuletzt riesigen Aufschwunges kann es nicht ein Emporkömmling ohne eigenes Verdienst genannt werden. Denn daß die Neuzeit ihre Protektion gerade ihm in erster Linie angedeihen ließ und läßt, verdankt es doch nur sich selbst, das heißt seiner herrlichen Natur.

Kursalon in Ischl (S. 601).

Auch wir haben uns diesmal wieder mit Vergnügen in und um Ischl bewegt. Gelüstete es uns, das Getriebe der Städter zu beobachten, so sind wir die Esplanade (S. 606) auf und ab geschlendert, gegen die Sonnenhitze haben wir im schattigen Laufener Walde, der sich bis nach dem alten Laufen (S. 605) traunaufwärts erstreckt, Schutz gesucht und gefunden. Aber auch unsere teilweise schon in der Schilderung des Salzkammergutes genannten entfernteren Lieblingspunkte in der Umgebung: die Ufer des Rettenbachs (S. 607) und seine poetische Wildnis, Sophiens Doppelblick und die nahe Dachsteinaussicht mit dem romantischen Hohenzollern-Wasserfall (S. 607), Ahorn und Lindau und die Ruine Wildenstein haben wir neuerlich besucht. — Stets haben uns die landschaftlichen Schönheiten Ischls von neuem begeistert und der Abschied von ihm würde uns auch noch jetzt recht schwer werden, wenn wir nicht wüßten, daß uns statt der verlorenen nicht weniger preiswürdige Naturgenüsse erwarten. Und so verlassen wir denn bei guter Stimmung Ischl.

Unsere Richtung ist eine westliche, denn es gilt zunächst dem St. Wolfgangsee.

Zwei Wege führen durch das ziemlich breite grüne Thal der Ischl an ihn. Auf der Poststraße nach Salzburg erreicht man das an seinem südöstlichen Ende liegende Strobl. Sie läuft

mehrmals an der hellen Ischl hin, einem sehr kurzlebigen Flüßchen, weil ja erst der Abfluß

Pfannhaus in Ischl (S. 601).

des Wassers aus dem See den Namen Ischl führt und, wie wir wissen, die Ischl schon im Weichbilde des Marktes Ischl in die Traun mündet. Von Strobl fährt das Dampfschiff in einer Viertelstunde nach St. Wolfgang, dem größten und interessantesten Orte unseres Sees.

Die andere Straße trennt sich etwa eine halbe Stunde außerhalb Ischls von der Poststraße und zieht sich nördlicher als diese an den südlichen Ausläufern des vom Schafberg nach Osten zwischen den Weißenbächen im Norden und der Ischl im Süden streichenden Gebirgszuges, wovon uns die Ziemitz, der Leonsberg der Generalstabskarte (1743 m), wieder vom Salzkammergut her bekannt ist, unmittelbar nach St. Wolfgang.

Auf beiden Straßen erschließt sich mehr und mehr der Anblick der formenreichen Gebirge auf der Südseite und aller Einzelheiten des nahen Schafbergs.

St. Wolfgang nimmt den Raum am untersten Ende des Schafbergmassives ein und gewährt an den gegen den See offenen Punkten, vornehmlich auf dem erhöht liegenden Kalvarienberge einen vortrefflichen Ueberblick des Sees, welchen letzteren wir nun in das Auge fassen wollen.

Der St. Wolfgang- oder Abersee ist von Nordwesten nach Südosten orientiert. Seine Länge wird mit 11 km, die Breite mit 2 km, die Tiefe mit 113 m angegeben. Sein mächtigster Zufluß, der aus dem südlichen Gebirge ihm zueilende Zinkenbach, hat jedoch etwa in der Hälfte der Längenlinie eine Halbinsel von solcher Größe angeschwemmt, daß der dadurch verengte Wasserspiegel hier nur mehr einem breiten Flusse gleicht und die oben angeführte Breite bloß auf den links und rechts von dieser Einschnürung sich ausbreitenden südöstlichen unteren und nordwestlichen oberen Seespiegel bezogen werden kann.

Die Nordseite wird ganz vom Schafberg (1780 m) überragt. Er senkt sich in Fels und Wald zum See herab, am sanftesten in den südöstlichen Teilen gegen den Markt St. Wolfgang, am steilsten im Südwesten, wo er mit der Falkensteinwand in den See abstürzt.

Am östlichen Ufer fällt nördlich bei Strobl das Bürgel, einer jener abgerundeten Felskegel, auf, wie solche als wahre Seeriegel am Ausfluß mancher Seen, z. B. am Königs- und Kochelsee in Bayern, am Wocheiner-

Aktienhotel in Ischl (S. 601).

see in Krain vorkommen. Die Kirche und Häuser des ihm benachbarten Strobl nehmen sich freundlich aus.

Den Hauptschmuck des Sees bildet dessen südliche Umrandung. Dort türmen sich über niedrigeren Vorhöhen in freier Gliederung die markierten Gestalten einer Anzahl Hochspitzen aus jener Gebirgsgruppe, welche den Raum einnimmt zwischen dem Salzachthal vom Einfluß der Lammer in die Salzach bei Golling bis zur Stadt Salzburg im Westen und dem Traunthal von der Mündung des Gosaubaches in den Hallstätter See bis Ischl im Osten, dann zwischen der von der Stadt Salzburg am Fuschel- und Wolfgangsee vorbei nach Ischl führenden Straße im Norden und dem Gosaubach von seiner Mündung bis hinauf in das Thal Gosau, der aus diesem über den Paß Gschütt nach Rußbach führenden Straße, dem Laufe des Rußbaches bis zu seinem Einfluß in die Lammer und dem letzteren Flusse bis zu seiner Mündung in die Salzach im Süden.

Laufen (S. 603).
Das Ramsauer Gebirge.

Aeltere Geographen haben diese Gruppe die des Hochzinken genannt, in nicht zutreffender Weise, weil nicht der 1762 m hohe Hochzinken, sondern das Gamsfeld (2024 m) der kulminierende Gipfel in ihr ist. Noch unglücklicher sind neuere Geographen mit der Bezeichnung Ischler Gebirge. Denn mindestens fünf Sechsteile aller Erhebungen der Gruppe gehören dem Lande Salzburg an, und welche Beziehung zum Fluß oder Markt Ischl läßt sich z. B. vom Gaisberg bei Salzburg oder vom Schlenken und Schmidenstein bei Hallein auffinden?

Dem Verfasser scheint vielmehr Nordöstliche Salzburger Kalkalpen der zweckmäßigste Name für die Gruppe, und zwar wegen der Lage ihres weitaus größten Teiles im Herzogtum Salzburg, zu sein, und er wird bei ihrer späteren Erwähnung auch nur ihn gebrauchen.

Aus dieser Gruppe treten nun südlich vom Wolfgangsee vor allem hervor: der zu oberst sich in ein feines Horn zuspitzende Sparber (1499 m), die massivere Pleckwand (1538 m), und die wegen ihrer Wandbildungen unersteiglich scheinenden Berge der Rettenkogel (1778 m) und Rinnkogel (1821 m). In St. Wolfgang und seiner nächsten Umgebung, aber auch sonst nirgends am See, erblickt man außer diesen Reckengestalten noch den Kulminationspunkt der Gruppe, das Gamsfeld, welches dräuend mit seinem kolossalen nördlichen Felsabsturze in der Wilden Kammer zwischen den zwei Riesenpfeilern Sparber und Pleckwand in fernem Hintergrunde emporsteigt.

Auf der Westseite des Sees endlich ziehen vom Zwölferhorn mäßig hohe Bergrücken hinter St. Gilgen, welches gegenüber Strobl das nordwestliche Ende des Sees besetzt hält (S. 610), von St. Wolfgang aber wegen der nächsten Vorsprünge des Nordufers nicht sichtbar ist, zu der westlichen Verlängerung des Zuges des Schafbergs, und an sie schließt sich wieder dieser Berg selbst an.

Der Wolfgangsee kann zu den oberösterreichischen, aber noch richtiger könnte er zu den Salzburger Seen gerechnet werden. Die Landesgrenze zwischen Oberösterreich und Salzburg ist nämlich von dem südlichen Gebirge etwa auf dem halben Wege zwischen Ischl und Strobl an das Flüßchen Ischl herabgelangt. Von da geht sie den Lauf desselben aufwärts bis zu seinem

Ausfluß aus dem Wolfgangsee, durchschneidet dann diesen letzteren in nordwestlicher Richtung bis zu dem gegenüber der Mündung des Zinkenbaches und westlich von St. Wolfgang gelegenen Vorsprung des nördlichen Ufers, von wo sie sich auf dem Schafbergstocke nördlich, hierauf in einer weiten Ausbiegung gegen Osten, dann aber wieder nordwärts hält, um bei Weißenbach das südliche Ufer des Attersees zu gewinnen. So gehört bloß der kleine nordöstliche Winkel des Sees bei St. Wolfgang mit diesem zu Oberösterreich, der ganze übrige See zum Herzogtum Salzburg, in dessen Gebiet auch die Spitze des Schafbergs fällt.

Wir werden von den landschaftlichen Reizen des St. Wolfgangsees später zu sprechen kommen und sehen uns zunächst im Markte St. Wolfgang um (S. 608).

See und Markt haben ihren Namen nach dem heil. Wolfgang, Bischof von Regensburg, erhalten, welcher im 10. Jahrhundert als Einsiedler durch fünf Jahre auf dem nahen Falkenstein (S. 610) und an der Stelle, wo gegenwärtig der Markt steht, gelebt hat. Der kleine Markt von 526 Einwohnern gruppiert sich mit seinen meistenteils alten Häusern um einen Hügel auf unebenem, gegen den See geneigten Terrain. Dort, wo der See und die Bergspitzen darüber in die Wohnungen hereinschauen, auf der Veranda des Hotel Grömer und des etwas höher und auswärts an der Ischler Straße im Schweizerstil erbauten neuen Hotels (Peterbräu?), in dem stattlichen Pfarrhofe und dem Schlosse läßt sich gut sein; in den alten Häusern in den engen abschüssigen Gassen ohne den Ausblick auf Berg und See möchten wir nicht wohnen.

Den Pfarrhof und die Pfarrkirche hat das Stift Mondsee erbaut, welches die Pfarre und das Dominium seit uralten Zeiten besessen hat. Im Pfarrhof hat sich Kaiser Leopold I. vor gerade 200 Jahren (im Jahre 1683), während der Belagerung Wiens durch die Türken bis zur Befreiung desselben durch Karl von Lothringen und Johann Sobieski aufgehalten. Die Pfarrkirche, einst Probstei- und vielbesuchte Wallfahrtskirche, stellt sich in ihrer heutigen Erscheinung als ein Bau aus dem 15. Jahrhundert dar. Gewährt sie als solcher Interesse, so nimmt ihr großer Flügelaltar unsere volle Bewunderung in Anspruch.

Derselbe bildet ein stehendes Oblong von etwa 40 Fuß oder über 12 m Höhe. Ueber dem mit doppelten Flügeln und darauf mit altdeutschen Gemälden auf Goldgrund versehenen Mittelschrein, in welchem wir die figuralen Darstellungen erblicken, steigt der prachtvolle gotische Aufbau empor. Auch die Altarstaffel ist reich geschmückt, alles, Figuren, Gemälde, Ornamentik, gleich ausgezeichnet.

Esplanade in Ischl (S. 603).

Kapelle auf dem Traunquai.

Als Zeit der Vollendung des Altars gilt das Jahr 1481, als der Künstler desselben der berühmte Michael Pacher aus Bruneck (Brunecken) in Tirol. Die Gemälde schreibt man dem Wohlgemuth zu.

Oberösterreich erfreut sich noch eines zweiten vielgepriesenen Flügelaltars, desjenigen zu Käfermarkt in dem im Norden der Donau gelegenen Teile des Landes, dem sogenannten Mühlviertel.

Pollack Platz am Rettenbach bei Ischl (S. 603).

Kunstkenner haben schon oft den Vergleich zwischen diesen zwei in ihrer Art bedeutendsten Kunstwerken des Landes gezogen, und derselbe fällt immer zum Vorteil des St. Wolfganger Altares aus. Dabei wird nicht in Abrede gestellt, daß der Käfermarkter Altar in den ornamentalen Teilen reichhaltiger und in den Hauptdimensionen ausgedehnter ist, dafür die Konzeption und Durchführung der Details beim Wolfganger weit vorgezogen und besonders hochgehalten, daß sich bei ihm eine organische Entwickelung des Grundrisses mit dem Aufrisse bis zur letzten Spitze hinauf kundgibt.

Im Innern der Kirche bemerken wir noch die Kapelle des heil. Wolfgang mit seinem Bußstein, ein angeblich von ihm herstammendes Pastorale und andere mit ihm in Verbindung gebrachte Gegenstände, auch sind ein Evangelienbuch aus dem 12. Jahrhundert und schöne Kelche vorhanden.

Ein gleichfalls namhaftes Kunstwerk ist der vor der Kirche nahe ihrem Haupteingang unter einer eigenen, von vier Säulen getragenen Bedachung stehende, aus Blei gegossene Brunnen (S. 608). Der auf hohem Sockel sich erhebende Schaft, an welchem die ziemlich flache, kreisrunde Schale von fünf Fuß zwei Zoll Durchmesser befestigt ist, setzt sich aus der Mitte der Schale nach oben fort, und hier sprudelt das Wasser aus vier Löwenköpfen in die Schale. Zu oberst trägt er die Statue des heil. Wolfgang. Sockel und Schaft sind mit Figuren, Ornamenten und Wappen geziert, die Schale aber enthält auf der Außenseite Ornamente, Spruchbänder, Wappen und um den Außenrand die Inschrift: „Ich pin zu den eren sannkt wolfgang gemacht abt wolfgang haberl zu mansee hat mich petracht zu nutz und zu framen den armen pilgrumb dye nit haben gelt umb wein dye sollen pey dissen wasser frellich sein. Anno den 1515 jar ist das werk volpracht gott sey gelobt." Ein Spruchband bezeichnet dann noch Meister Lienhart Rannacher, Stadtbrunnenmeister aus Passau, als den Künstler. Das Kunstwerk zeigt, obgleich es in der Hauptform der Renaissance angehört, doch in den Details noch viel von der zur Zeit seines Entstehens zu Ende gehenden Gotik.

Der Besuch der Kapelle

Hohenzollern-Wasserfall bei Ischl (S. 603).

St. Wolfgang am Wolfgangsee (S. 606).

und Einsiedelei des heil. Wolfgang auf dem Falkenstein empfiehlt sich wegen der abwechslungsvollen Landschaftsbilder und prächtigen Aussicht, die man dabei genießt.

Von St. Wolfgang wird der Schafberg (S. 609) am häufigsten bestiegen. Man erreicht das auf der Spitze erbaute Hotel Grömer auf guten Wegen in drei Stunden.

Der Berg wird der österreichische Rigi genannt, und die Aussicht von ihm gewährt unbestreitbar einen hohen Genuß, weil sie ungemein malerisch ist. Den Hauptreiz verleiht ihr die Sichtbarkeit von mehr als einem Dutzend Seen, und auch denjenigen, der nicht für entscheidend hält, wie viel Seen, von denen ja ohnehin die entfernteren selbst unter günstigen Verhältnissen bloß als leuchtende Flächen zur Aussichtswarte heraufschimmern, er gesehen hat, wird der Blick auf die um den Fuß des Berges sich ausbreitenden großen Seen, den St. Wolfgang-, Mond- und Attersee, entzücken.

Außerdem reicht die Aussicht außerordentlich weit über das flache Land von Oberösterreich hinein nach Niederösterreich und Bayern und erstreckt sich über zahlreiche Gebirge in Oesterreich, hier am vollständigsten über die des Salzkammergutes, in Obersteyermark, im Salzburgischen, vorzüglich über die nordöstlichen Salzburger Kalkalpen, und in den östlichen Teilen von Bayern. Dafür ist dem Berge infolge seiner Lage am Nordrand der Alpen eine bedeutendere Gletscherschau versagt. Nur der nahe Dachstein tritt imponierend als Vertreter der Firnwelt auf und nebst ihm erzielt noch das Eisfeld des Ewigen Schneeberges bei Werfen eine nachhaltige Wirkung. Dagegen vermögen die wenigen sichtbaren Gletscher aus den Hohen Tauern um Gastein als zu entfernt nicht einen größeren Eindruck hervorzubringen.

Danach ist der Ruf des Schafbergs als eine vorzügliche Aussichtswarte ein wohlverdienter, daß er aber als eine einzige, unerreichte gepriesen wird und die Thatsache, daß kaum ein zweiter Berg in den österreichischen Alpen so oft bestiegen wird als er, finden ihre Erklärung, und zwar die letztere dadurch, daß er in der Nähe des vielbesuchten Ischl liegt, daß man auf ihn leicht, ja selbst ohne eigene Anstrengung reitend oder im Tragsessel gelangen kann, und daß auf der Spitze, und zwar schon seit einer Reihe von Jahren, ein gutes Gasthaus besteht (S. 609), das übertriebene Lob jedoch dadurch, daß die

Besucher, namentlich diejenigen von Ischl aus, zum großen Teil noch nie auf einem hohen Berge gestanden haben und ihre Reise auf den Schafberg für eine heroische Leistung, und was sie auf ihm gesehen haben, für das Unerreichbarste halten.

Unser Schafberg kann übrigens auch die Freunde von Höhlenwanderungen zufriedenstellen, weil mehrere Höhlen in seinem Massiv eingetieft sind. Als die großartigste darunter, allein auch als schwer zugänglich, wird das nur eine halbe Stunde südlich vom Gipfel liegende, erst in der neuesten Zeit genauer durchforschte Wetterloch mit reichen Stalaktitenbildungen und domartigen Räumen bezeichnet.

Jetzt aber besteigen wir das Dampfschiff zur Fahrt über den See bis an sein nordwestliches Ende bei St. Gilgen (S. 610) Die verschiedenen Motive um den See, vornehmlich die kühnen Spitzen des Gebirges über dem südlichen Ufer und die Buchten der Nordseite, gruppieren sich zu immer neuen, immer überraschenderen Bildern, und dieser Wechsel der Scenerie, der Umstand, daß doch stets ein oder das andere Objekt am Ufer uns beschäftigt, und wohl auch die kurze Dauer der Fahrt lassen das Gefühl nicht aufkommen, daß unser See, an welchem bloß die drei Orte Strobl, St. Wolfgang und St. Gilgen liegen, zu einsam ist.

Sind wir am kleinen Leuchtturm (S. 610) nächst St. Wolfgang vorbei, so breitet sich der nordwestliche Teil des Seebeckens vor uns aus. An der Felswand des Falkenstein erfreut das sieben- bis achtfache Echo. Dann blickt das Hochzeitskreuz vom nördlichen Ufer in die Flut herab. Es soll zur Erinnerung daran errichtet worden sein, daß hier eine auf dem gefrornen See tanzende Hochzeitsgesellschaft im Anblick der Spielleute, welche am Ufer an sicherer Stelle, dort, wo jetzt das Kreuz steht, saßen, versunken ist.

Schafbergspitze mit dem Hotel Grömer (S. 608).

Altes Gasthaus auf dem Schafberg.

Das nächste Denkmal, eine kleine Kapelle auf einem rings vom Wasser umspülten Felsgrunde, wieder nahe dem Nordufer, das Ochsenkreuz (S. 610), verewigt ein wenig tragisches Ereignis! Ein Metzger soll auf der Straße am südlichen Seeufer einen Ochsen getrieben haben, dieser scheu geworden und in den See gesprungen, der Metzger ihm nachgesprungen sein, und, um ihn

Falkensteinwand (S. 606).

St. Gilgen (S. 606).

Landungsplatz am Wolfgangsee.

zurückzuhalten, ihn am Schweife gefaßt haben. Das Zurückhalten gelang aber nicht, vielmehr schwamm der Ochse, durch seinen Hintermann vollends in Schrecken gesetzt, und diesen, der sich, um nicht unterzugehen, nur um so mehr am Schweife festhielt, nach sich ziehend über den See der ganzen Breite nach, bis beide an der Stelle des Ochsenkreuzes wohlbehalten, wenn auch ermüdet, wieder festen Grund unter sich fühlten. — Schon hat sich, abermals auf dem nördlichen Ufer, die reizende Bucht des Fürberges, welche dem Dampfschiff als Winterhafen dient, vor uns aufgethan, sind wir an den Gebäuden des Bräuhauses Lueg am südlichen Strande vorbeigekommen und nun treffen wir nach einer Fahrt von 36 Minuten in St. Gilgen ein.

Leuchtturm am Wolfgangsee (S. 609).

Ochsenkreuz.

Der unbedeutende Ort interessiert uns einzig und allein wegen seiner reizvollen Lage am See und seines vorzüglichen Blickes auf den westlichen Teil desselben. Wir verlassen ihn auch sogleich und steigen auf der Salzburger Poststraße, welche von Strobl am südlichen Ufer und nachdem sie an der Halbinsel des Zinkenbachs vorbei ist, fortan hart am Gestade hierher gelangt, den Scheiderücken zwischen dem St. Wolfganger und Fuschelsee hinan. Es ist uns nämlich bekannt geworden, daß sich dort oben ein Landschaftsgemälde erschließt, so herrlich, wie wir deren sans phrase selbst in unseren herrlichen Alpen nur wenige zu finden wüßten.

Da sehen wir denn uns zu Füßen am Westrande des Sees auf grünem Grunde die Häuser von St. Gilgen um die Kirche, deren schlanker Turm hoch emporragt, gelagert. Von dort nach Osten überblicken wir den reizenden lichtgrünen See seiner ganzen Länge nach mit allen seinen Landzungen und Buchten. Das Massiv des Schafbergs, dessen Spitze mit dem Hotel sich nicht länger verbirgt, thront im Norden über ihm. Ueber dem östlichen Ende aber, an welchem der freundliche Kegel des Bürgels und die Kirche und Ortschaft Strobl im Sonnenlicht glänzen, dann über dem daran sich reihenden Thale der Ischl gruppiert sich in vorteilhaftester Weise das Ischler Gebirge bis weit die Traun abwärts und vervollständigt mit den auf der Südseite des Sees über den Vorhöhen, und hie und da durch Schluchten unterbrochen, in den kühnsten Formen himmelanstrebenden Hochspitzen den malerischen Rahmen des entzückenden Bildes.

Wir verkennen es nicht, daß man bei Beurteilung von Seen und überhaupt von Naturschönheiten nicht dem oder jenem oder der oder jener wie dem Schüler einer Klasse gegenüber

seinen Mitschülern den ersten, zweiten u. s. w. Platz anweisen kann. Selbst vorausgesetzt, daß der Beurteilende die verglichenen Objekte vollkommen kennt, sie insbesondere bei jeder Beleuchtung gesehen hat, daher ganz unbeeinflußt von dem Eindrucke ist, welchen er hier bei günstiger Witterung, dort bei ungünstiger empfangen hat, bleibt das Urteil immer ein subjektives, weil eben jeder sich selbst und in seiner Art den Begriff des Schönen gebildet hat.

Nur unter dieser Reserve des subjektiven Eindrucks erklärt der Verfasser, daß ihm der Wolfgangsee unter den größeren Seen Oberösterreichs, jene des Salzkammergutes inbegriffen, an landschaftlicher Schönheit mit dem Traunsee obenan steht. Zwar fehlen dem Wolfgangsee die Großartigkeit des Traunsees und die nicht leicht anderswo wieder anzutreffenden Gegensätze im Charakter der Ufer desselben, an nicht etwa kleinlicher, sondern hoheitsvoller Anmut und an überraschenden Gebirgsformen dagegen kommt er dem Traunsee mindestens gleich.

Das rote Kreuz in Deutschland.

Von

Friedrich von Weech.

Von dem blutgedüngten Schlachtfelde von Solferino ist eine mächtige und fruchtbare Anregung ausgegangen. Das versöhnende Werk der Menschenliebe, das in unsern Tagen dem Männer mordenden Kriege zur Seite geht, wird unter der Flagge des roten Kreuzes im weißen Felde ausgeübt. Dies ist das Symbol, welches gleichzeitig an die Religion der Liebe und an die Nationalität des edeln Menschenfreundes erinnert, dessen rastlosem Eifer die Neutralisierung der Verwundeten und Kranken — eine der höchsten Errungenschaften unseres Jahrhunderts — zu verdanken ist.

Die Lösung der Aufgaben, welche durch die Vorschriften der Genfer Konvention den Sanitätsbehörden der Armeen gestellt sind, erheischt eine solche Aufbietung von Kräften, daß die regelmäßigen amtlichen Organe nicht ausreichen, sondern sich durch Hinzuziehung von Freiwilligen verstärken müssen. Das Verhältnis dieser Freiwilligen zu den amtlichen Organen der Verwundeten- und Krankenpflege darf aber kein willkürliches sein, sondern muß festen Normen unterliegen, wenn nicht die schlimmsten Verwirrungen entstehen sollen.

Für das Deutsche Reich hat Se. Majestät der Kaiser und König am 10. Januar 1878 eine Kriegs-Sanitätsordnung erlassen, welche die Aufgaben der amtlichen wie der freiwilligen Krankenpflege im Felde feststellt. Für das königlich bayerische Heer ist eine in allen wesentlichen Punkten dieser Verordnung entsprechende Verfügung am 10. Februar 1879 ergangen.

Durch die Kriegs-Sanitätsordnung von 1878 ist vermutlich für einen längeren Zeitraum die Grundlage festgestellt, auf welcher sich, im engsten Zusammenhange mit der amtlichen Krankenpflege und in strengster Unterordnung unter dieselbe, die freiwillige Krankenpflege zu bethätigen hat.

Es war daher eine durch die Natur der Verhältnisse vorgeschriebene Aufgabe der zu den Zwecken der freiwilligen Krankenpflege verbündeten deutschen Vereine vom roten Kreuz, eine systematische Anleitung für das Wirken dieser Vereine im Kriege wie für deren vorbereitende Thätigkeit im Frieden ausarbeiten zu lassen.

Ihre Majestät die deutsche Kaiserin und Königin von Preußen, die erhabene Protektorin der humanitären Bestrebungen, die unter dem Zeichen des roten Kreuzes gepflegt werden, hat zur Förderung einer solchen Arbeit einen Preis ausgesetzt, und von drei durch das Centralkomitee der genannten Vereine bezeichnete Preisrichtern, zu denen der Verfasser dieser Zeilen zu gehören die Ehre hatte, wurde einstimmig die Arbeit des königlich sächsischen Regierungsrates Friedrich von Criegern als des Preises würdig erklärt.

Diesem vortrefflichen Werke [1]) folgen wir hier bei dem Versuche, in der durch den Charakter dieser Monatsschrift vorgeschriebenen Kürze ein Bild der Funktionen und Zuständigkeiten der Organe der freiwilligen Krankenpflege zu entwerfen.

*) Das rote Kreuz in Deutschland. Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedensthätigkeit von Friedrich von Criegern. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 1883. XIV u. 282 Seiten.

Die freiwillige Krankenpflege hat keine selbständige Stellung. Sie ist dem staatlichen Organismus eingefügt und wird von staatlichen Behörden geleitet. Sie hat lediglich an der Erfüllung der Aufgaben, welche der amtlichen Krankenpflege gestellt sind, mitzuwirken.

Es ist daher unerläßlich, sich mit den geltenden staatlichen Vorschriften über die Krankenpflege im Kriege bekannt zu machen. Den gesamten Sanitätsdienst auf dem Kriegsschauplatze leitet der Chef des Feldsanitätswesens. Ihm unterstehen ein Armeegeneralarzt bei jedem Armeeoberkommando, ein Corpsgeneralarzt (mit konsultierenden Chirurgen) bei jedem Generalkommando, ein Divisionsarzt bei jeder Division, ein Etappengeneralarzt bei jeder Etappe und eine der Zahl der Armeecorps entsprechende Anzahl von Feldlazarettdirektoren.

Auf dem Schlachtfelde erhalten die Verwundeten die erste Hilfe durch die Truppenärzte und die denselben unterstellten Lazarettgehilfen auf den Truppenverbandplätzen. Dorthin werden sie durch Hilfskrankenträger verbracht, welche, den Truppen entnommen, durch eine rote Armbinde kenntlich sind und nicht unter dem Schutze der Genfer Konvention stehen.

Die nächste Organisation bilden die Sanitätsdetachements, deren jedes mobile Armeecorps drei, jede Reservedivision eines besitzt. Sie errichten einen Hauptverbandsplatz und lassen dorthin durch die ihnen zugehörigen Krankenträger die Verwundeten verbringen. Von da werden diese nach den Feldlazaretten geschafft. Jedes Armeecorps hat zwölf Feldlazarette für je 200 Verwundete und Kranke. Diese etablieren sich womöglich in Gebäuden, eventuell in Zelten und Baracken. Hier werden durch die Krankentransportkommission vier Kategorieen gebildet: Leichtkranke und Schwerkranke, Leichtverwundete und Schwerverwundete.

Wer von diesen transportiert werden kann, wird in Fahrzeugen, welche mit der erforderlichen Strohschüttung versehen sein müssen, zur nächsten Eisenbahnstation verbracht. Damit gelangen dieselben in den Bereich der Etappeninspektionen. In diesem werden die Leichtkranken und Leichtverwundeten in den Leichtkrankensammelstellen vereinigt und, soweit ihre rasche Heilung zu erwarten steht, bis zur Genesung und Wiederentlassung zu ihrem Truppenteil, in den Etappenlazaretten untergebracht. Jene, bei denen eine rasche Wiederherstellung nicht in Aussicht steht, werden in Krankenzügen der Heimat zugeführt.

Im Rayon der Etappen befinden sich ferner die stehenden Kriegslazarette, welche in der Regel bestimmt sind, die Ablösung und den Ersatz der Feldlazarette zu bewirken und nur ausnahmsweise auch unmittelbar Kranke und Verwundete aufnehmen dürfen.

Um die Anhäufung von Kranken und Verwundeten zu vermeiden und für die neuen Zugänge immer Platz offen zu halten, ist ein sorgfältig organisiertes Evakuationssystem eingerichtet. Die Schwerverwundeten und Schwerkranken, welche nur liegend transportiert werden können, werden in Lazarettzügen befördert, welche eine geschlossene Formation mit einem etatsmäßigen ständigen Personal und Material bilden und im Inlande aus dazu geeigneten Wagen zusammengestellt werden, die schon im Frieden dazu vorbereitet sind. Wenn sie für den Bedarf nicht ausreichen, können Hilfslazarettzüge gebildet werden, in denen Lagerungsvorrichtungen improvisiert werden. Diese beiden Kategorieen werden auch unter der Bezeichnung Sanitätszüge zusammengefaßt. In solchen Zügen dürfen Leichtverwundete und Leichtkranke nicht transportiert werden. Für diese, die sich, wenn auch mit Unterstützung, in den Wagen begeben und in sitzender Stellung fahren können, werden aus gewöhnlichen Personenwagen Krankenzüge zusammengestellt. Um die Anstrengungen der Fahrt zu vermindern, werden für diese Züge Uebernachtungsstationen eingerichtet.

In der Heimat, d. h. im Bereiche der Besatzungsarmee und der stellvertretenden Generalkommandos, bildet der Chef der Medizinalabteilung im Kriegsministerium die Spitze des amtlichen Sanitätsdienstes, bei den stellvertretenden Generalkommandos aber der stellvertretende Generalarzt. Die vom Kriegsschauplatz kommenden Verwundeten und Kranken werden in die Reservelazarette verbracht, deren Errichtung von den stellvertretenden Kommandobehörden angeordnet und in denen ein Chefarzt die Pflege der Verwundeten leitet. Wo sich mehrere Lazarette befinden, sind Reservelazarettdirektoren bestellt. Diese leiten den Transport vom Bahnhof nach den Reservelazaretten, die Verteilung der Verwundeten und Kranken unter diese, deren Entlassung entweder als geheilt oder als dienstunbrauchbar oder zu weiterer Behandlung in Vereinslazarette oder Privatpflege.

Zur Ergänzung der für den Sanitätsdienst im Felde erforderlichen Gegenstände, soweit dieselben nicht im Feindesland durch Requisition oder Ankauf beschafft werden können, bestehen Lazarettreservedepots. Jeder Etappeninspektion ist ein solches zugewiesen. Jedes derselben besitzt zwanzig mit Train bespannte Fahrzeuge. Die Füllung der Lazarettreservedepots erfolgt von den sog. Sammelstationen aus den daselbst errichteten immobilen Güterdepots, beziehungsweise deren erster Sektion, die speciell zur Aufnahme und Bereitstellung der für den Sanitätsdienst erforderlichen Gegenstände bestimmt ist, während die übrigen Sektionen derselben Vorräte aller Art für die Armee und alle Heereseinrichtungen bereit zu halten haben.

Sehen wir nun, inwieweit die freiwillige Krankenpflege berufen ist, an der Erfüllung der Aufgaben mitzuwirken, welche dem amtlichen Sanitätsdienste gestellt sind. Die freiwillige Krankenpflege wird in der Kriegssanitätsordnung nirgends ausdrücklich definiert, indes ergibt sich aus einer Reihe von Bestimmungen, daß unter diesem Namen verstanden wird: einesteils die Gesamtheit der Hilfsleistungen an Material ꝛc., welche der Militärkrankenpflege durch Privatwohlthätigkeit zu teil wird, andernteils und vorzugsweise die Gesamtheit der Personen, welche, ohne Mitglieder des Heeres zu sein, an der Verwundeten- und Krankenpflege im Kriege mitwirken, und zwar sowohl Mitglieder von Vereinen und Genossenschaften als auch Privatpersonen.

Diese Gesamtheit wird, nach den Bestimmungen der Kriegssanitätsordnung, dem amtlichen Sanitätsdienste gegenüber allein vertreten durch den kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege. Er wird vom Kaiser ernannt und bevollmächtigt, die Geschäfte durch von ihm zu ernennende Delegierte ausüben zu lassen.

Bei der Feldarmee kommt die freiwillige Krankenpflege in der Regel nicht zur Verwendung. Sie hat ihre Thätigkeit zu entfalten im Rücken der Feldarmee, im Bereiche der Etappeninspektionen und der stellvertretenden Kommandobehörden in der Heimat.

Ausnahmsweise kann bei den Sanitätsdetachements der Anschluß einer für die Verwundeten bestimmten Transportkolonne an die Armee im Bereiche der fechtenden Truppen von den Armeeoberkommandos gestattet werden. Deren Angehörige treten indes alsbald absolut unter militärisches Kommando und unter die Herrschaft der Disciplinarstrafordnung für das Heer und verlieren somit den Charakter freiwilliger Helfer. Ebenfalls nur ausnahmsweise kann bei den Feldlazaretten durch die Etappeninspektionen die Mitwirkung von freiwilligen Krankenpflegern und Pflegerinnen gestattet werden. Dieses Personal untersteht vollständig dem Chefarzt, von dem es jederzeit wieder entlassen werden kann.

Beim Vorhandensein eines dringenden Bedürfnisses kann endlich der Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens unter Vorbehalt des Widerrufes die Errichtung einzelner Vereinslazarette auf dem Kriegsschauplatze zulassen. Aus der, wenn auch nur ausnahmsweisen, Einfügung von freiwilligen Transportkolonnen in die Sanitätsdetachements folgt, daß solche Kolonnen, allerdings auch nur ausnahmsweise, auch zum Transport von Verwundeten und Kranken aus den Feldlazaretten nach den Eisenbahnen verwendet werden können.

Wie schon erwähnt, beginnt erst im Rayon der Etappeninspektion die regelmäßige Mitwirkung der freiwilligen Krankenpflege und zwar unter Leitung des Etappengeneralarztes mit Hilfe des Delegierten bei der Etappeninspektion. Zum Dienste bei den Leichtkrankensammelstellen und den Erquickungs- und Verbandstationen sowie in den Etappenlazaretten soll das Personal der freiwilligen Krankenpflege herangezogen, die Erfrischungsstationen können selbst vollständig von Organen der freiwilligen Krankenpflege übernommen und durch Delegierte des kaiserlichen Kommissars geleitet werden.

In erheblicherem Maße erweitert sich das Feld der Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege bei der Evakuation aus dem Bereiche der Etappeninspektion nach den Reservelazaretten. Die Etappeninspektionen teilen den einzelnen Transportkommissionen Begleitpersonal aus der freiwilligen Krankenpflege zu, welche diese nach Bedürfnis verwenden. Bei den Lazarettzügen wird dies nur ausnahmsweise der Fall sein, öfter wohl bei den Hilfslazarettzügen, während bei den Krankenzügen in der Regel das Begleitpersonal aus der den Transportkommissionen zur Verfügung gestellten freiwilligen Begleitkolonne zu stellen ist.

Auf Antrag des kaiserlichen Kommissars kann der Generalinspekteur des Etappen- und

Eisenbahnwesens der freiwilligen Krankenpflege gestatten, Lazarettzüge aus eigenen Mitteln zu errichten und unter eigener Verwaltung und Leitung in den Dienst zu stellen. Da ein solcher Zug aus 41 Wagen zu bestehen hat, so werden sich die Kosten für Einrichtung und Betrieb so hoch stellen, daß die freiwillige Krankenpflege kaum in die Lage kommen wird, von dieser Ermächtigung Gebrauch zu machen. Eher wird sie veranlaßt sein, nach Bedarf Hilfslazarettzüge einzurichten.

Im Herrschaftsgebiete der stellvertretenden Generalkommandos bei der Besatzungsarmee wird die freiwillige Krankenpflege auf Anordnung der Reservelazarettdirektoren bei dem Transport der Verwundeten und Kranken vom Bahnhofe nach den Reservelazaretten sich beteiligen können. Für diese hat sie ausgebildete Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen bereit zu stellen und kann in denselben einzelne Zweige der Lazarettverwaltung, insbesondere der Wirtschaft übernehmen. Selbständig kann sie Vereinslazarette (von mindestens zwanzig Betten) und Rekonvalescentenstationen errichten. Privatpflegeanstalten dürfen nur solche Personen eröffnen, welche durch eine Bescheinigung des Vorstandes eines vom Staate anerkannten Pflegevereines nachweisen, daß sie für die ordnungsmäßige Pflege der Aufzunehmenden (die indes auf Rekonvalescenten beschränkt sind) vollständige Gewähr bieten.

Eine der wichtigsten Aufgaben der freiwilligen Krankenpflege besteht in der Sammlung und Zuführung der freiwilligen Gaben für die Krankenpflege und zwar sowohl der Lazarettbedürfnisse als der Erquickungsgegenstände. Je nach Ländern, Provinzen, Bezirken werden durch den kaiserlichen Kommissar im Einvernehmen mit den stellvertretenden Generalkommandos, womöglich an oder in der Nähe von Etappenanfangsorten in Lazaretten der Militärverwaltung Annahmestellen errichtet, von wo die gesammelten Gaben an die staatlichen Güterdepots geschickt werden sollen. Auch bei der Füllung der Lazarettreservedepots und noch in höherem Maße bei der Errichtung von Vereinsdepots findet die freiwillige Krankenpflege Gelegenheit, eine reiche Wirksamkeit zu entfalten. Schließlich hat sie noch die Aufgabe, Nachrichten über die in den Lazaretten befindlichen Verwundeten und Kranken an deren Angehörige zu vermitteln, sich zu diesem Behufe in den Lazaretten, in denen ihre Angehörigen thätig sind, hilfreich zu erweisen, als auch Nachweisebureaus zu errichten.

Der kaiserliche Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege, der, wie schon erwähnt, die leitende Spitze der freiwilligen Krankenpflege ist und den Verkehr der einzelnen Organe derselben mit den Staatsbehörden und der Armee zu vermitteln hat, bedient sich hierzu seiner Delegierten. Diese wählt er vorzugsweise aus solchen Genossenschaften und Vereinen, welche schon im Frieden den Zwecken der Krankenpflege sich gewidmet haben und berechtigt sind, dem kaiserlichen Kommissar Personen in Vorschlag zu bringen, welche sie zur Uebernahme der Funktion von Delegierten für geeignet halten. Solche Delegierte werden auf Grund der Bestimmungen der Kriegssanitätsordnung sowohl auf dem Kriegsschauplatze als im Bereiche der stellvertretenden Kommandobehörden bestellt.

Alle Angehörigen der freiwilligen Krankenpflege, welchen die Ausübung einer Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze gestattet wird, müssen uniformiert sein. Durch eine besondere Verordnung ist vor einiger Zeit Schnitt und Farbe dieser Uniform festgestellt worden.

Eine so umfangreiche und wichtige Thätigkeit, wie sie den Organen der freiwilligen Krankenpflege durch die Kriegssanitätsordnung eingeräumt ist, verlangt unfraglich schon im Frieden eine wohlorganisierte Vorbereitung. Und diese wird am folgerichtigsten von mehr oder weniger eng und fest geschlossenen Körperschaften erwartet werden dürfen. Bezüglich der Delegierten, die der kaiserliche Kommissar und Militärinspekteur ernennt, verweist ihn die Kriegssanitätsordnung ausdrücklich auf jene Vereine und Körperschaften, die schon in Friedenszeiten sich mit Krankenpflege beschäftigen. Das sind also die Johanniter und Malteser und die bayerischen Georgiritter, die Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern und die Vereine vom roten Kreuz. Die Ritterorden werden wohl nur Delegierte und bezahltes Pflegepersonal stellen können, die Frauenorden und die Vereine vom roten Kreuz aber sind in der Lage, eine große Menge von freiwilligen Krankenpflegern und Pflegerinnen im weitesten Sinne des Wortes im Inland wie auf dem Kriegsschauplatze zu verwenden, also neben Delegierten und Depotverwaltern, pflegenden Schwestern und Krankenwärtern auch wohlorganisierte und vollständig ausgebildete Transportkolonnen. Die Vereine

vom roten Kreuz, an deren Spitze ein in Berlin tagendes Centralkomitee steht, in welchem Vertreter aller mit der Krankenpflege im Kriege sich befassenden Vereine (nicht aber der Orden) Sitz und Stimme haben, sind so geartet, daß in ihnen der Wille, für den Krieg schon im Frieden vorbereitend thätig zu sein, sich mit den hierzu nötigen Mitteln vereinigt. Die große Zahl der Frauenvereine beschäftigt sich vorzugsweise mit der Ausbildung von Krankenwärterinnen, während die Männervereine insbesondere den Unterricht für Anlegung erster Verbände und für den Transport von Verwundeten und Kranken, sowie die für ein auf dem Kriegsschauplatz in Thätigkeit tretendes Corps unumgänglich nötige militärische Schulung ins Auge fassen. In das Berliner Centralkomitee, das ursprünglich nur aus Delegierten der Männervereine bestand, sind neuerdings auch Vertreter der obersten Spitze der Frauenvereine eingetreten, und auch die Kriegervereine, zunächst Norddeutschlands, haben ihre Abgeordneten in dies Centralkomitee entsandt. In einigen deutschen Ländern hat sich für Frauen- und Männervereine auch schon in den engeren heimischen Bezirken eine organische Verbindung ergeben und segensreich bewährt, welche für die Männervereine und den vaterländischen Frauenverein in Preußen erst noch im Entstehen begriffen ist.

Die Vereine vom roten Kreuz haben in den großen Kriegen der letzten Jahrzehnte, neben den Ritter- und Frauenorden und vielfach Hand in Hand mit diesen, eine nicht hoch genug anzuschlagende Wirksamkeit entfaltet. Eingeengt durch veraltete Reglements, mißtrauisch betrachtet von Kommandobehörden und Aerzten haben ihre Angehörigen im Kriege von 1870—71 eine Thätigkeit entwickelt, welche weit über den Rahmen hinausging, der durch die amtlichen Vorschriften der freiwilligen Krankenpflege vorgezeichnet war. Die Vereine hatten indessen einen ihre Bethätigung auf dem Kriegsschauplatz wesentlich beeinträchtigenden schwachen Punkt in der ganz ungenügenden Organisation der Kolonnen, die sie zum Behufe des Verwundetentransports in großer Zahl entsandten. Es war darunter viel unbrauchbares Personal, sogar Leute höchst zweifelhaften Charakters, und auch wo Wille und Gesinnung tadellos war, fehlte es vielfach am Können, vor allem an dem strammen Gehorsam, der im Kriege die Bedingung jedes Erfolges ist.

Das wird in Zukunft anders sein. Wie schon erwähnt, ist eine geschlossene Organisation durch die neue Kriegssanitätsordnung zur Voraussetzung der Wirksamkeit der Organe der freiwilligen Krankenpflege gemacht.

Ueber die auch heute noch sehr eng gezogenen Grenzen für die freiwillige Krankenpflege herrscht unter den Vereinen vom roten Kreuz einige Unzufriedenheit. Indes sehen doch — ganz abgesehen davon, daß nach Erlaß der neuen Kriegssanitätsordnung diese nunmehr als ein auf geraume Zeit wirksames Gesetz zu betrachten ist — diejenigen Vereinsangehörigen, die den Krieg aus eigener Anschauung kennen, einerseits mit Unbefangenheit den großen Fortschritt, welchen die neuen Verfügungen gegenüber den früher geltenden Bestimmungen bezeichnen und andererseits geben sie sich, gestützt auf die in der Praxis gemachten Erfahrungen, der bestimmten Erwartung hin, daß die Unzulänglichkeit der staatlichen Sanitätsanstalten, die sich bisher noch in jedem Kriege ergeben hat und auch in Zukunft sich ergeben wird, einfach aus dem Grunde, weil keine Armee der Welt eine so große Zahl von Aerzten und Krankenpflegern u. s. f. mit sich führen kann, als man ihrer bedarf, wenn große blutige Schlachten rasch hintereinander geschlagen werden, daß diese Unzulänglichkeit wie ehedem auch künftighin dazu führen wird, eine der Schranken, welche die Reglements gegenüber dem Wirken der freiwilligen Krankenpflege aufgerichtet haben, nach der anderen zu beseitigen, und die Hilfe, wenn sie in brauchbarer Weise geboten wird, auch da von Organen der freiwilligen Krankenpflege anzunehmen, wo sie reglementsmäßig nur von staatlichen Organen geleistet werden sollte.

Daß sie sich fähig machen, zunächst ordnungsmäßig, im Fall der Not aber auch über die vorgeschriebenen Grenzen hinaus, nach Form und Inhalt wohlgeordnet in das gewaltige Gefüge einzugreifen, wie es im Kriege auf all den mannigfaltigen hier in Betracht kommenden Gebieten in die Erscheinung tritt, das muß die gar nicht ernst genug aufzufassende Aufgabe der Vereine vom roten Kreuz schon im Frieden sein. Das preisgekrönte Werk des Herrn von Criegern bietet hierfür, in seinen Rückblicken auf die Vergangenheit, in seiner Darlegung dessen, was heute Gesetz ist, und in den Erwägungen über die Friedensthätigkeit der Vereine vom roten Kreuz die zuverlässigste und sachkundigste Anleitung.

Die Madonna mit den Lilien.

Erzählung von A. Godin.

(Schluß.)

Das Mädchen an seinem Arm zitterte und schauderte während der paar hundert Schritte, die durch den Rückwärtsanbau des Cirkus in das Freie führten, und als frische Luft den Brandgeruch, die verhältnismäßige Stille, draußen den Lärm des aufgeregten Durcheinander ablöste, schluchzte sie einmal auf, wie ein erschrockenes Kind.

„Wohin führt Ihr Weg, Fräulein?“ frug Robert, nachdem sie aus dem Menschengedränge, das bereits den ganzen Platz umwogte, in eine ruhige Straße gelangt waren.

„Wir wohnen in der Sophienstraße, das ist noch weit,“ sagte sie. „Aber bitte, kommen Sie mit bis an unser Haus, meine Füße tragen mich kaum. Fritzchen soll aber jetzt laufen!“

„Lassen Sie mir das Kind, es ist ja leicht wie eine Feder. Selbstverständlich, daß ich Sie nach Hause bringe. Warum zittern Sie aber noch? In der Gefahr zeigten Sie sich doch tapfer — sogar tapferer als die Meisten!“

Eine leichte Bewegung des Armes, der in dem seinen lag, ließ Robert zugleich mit seiner Begleiterin den Schritt anhalten. Zu seinem Erstaunen klang ein silberhelles Lachen auf. „Das ist wahr!“ rief des Mädchens klare Stimme. „O, wie sie rannten! Haben Sie gesehen, wie meine dicke Nachbarin auf die Bank stieg, erst mit einem Fuß, dann mit dem anderen, die beiden Arme in die Luft hob, mit aufgesperrtem Munde und *solchen* Augen!“

Auch Robert mußte lachen, als das beweglichste Mienenspiel eine treue Kopie der komischen Figur zeigte.

„Ich dachte nicht, daß Sie Zeit fanden, dergleichen Beobachtungen zu machen,“ scherzte er im Weitergehen. „Im ersten Moment sahen Sie auch nicht wenig erschrocken aus und waren auf dem Sprung davonzulaufen. Und doch ein Auge für Komik?“

„O, dergleichen würde mir in meinem letzten Stündchen nicht entgehen,“ sagte sie leichthin und begann eine drollige Schilderung der Scenen, welche sich während der paar Minuten von Roberts Abwesenheit vor ihr abgespielt. Er sah ergötzt auf die lebhaften Züge nieder, die sich unter dem hellen Nachthimmel fein abzeichneten. Erst jetzt, während ihres sorglosen Geplauders kam er dazu, des Mädchens Gesicht, das er den Abend hindurch meist im Profil gesehen, genauer zu betrachten. Alles an ihr war weich, schmiegsam und zugleich von pikantem Ausdruck. Die dunkeln, nicht großen, schön geschlitzten Augen funkelten schalkhaft unter einer schmalen, schneeweißen Stirn und wurden durch starke, gleichfalls dunkle Brauen, die sich kaum wölbten, sondern als ein, beinahe zusammenstoßender Strich hinzogen, ganz eigentümlich beschattet. Das feine Näschen, der feine Kindermund und das lichtblonde Gelock standen hierzu in einem Kontrast, der durch den zarten Teint noch gehoben wurde. Neugierig hörte ihr Führer dem Plaudern zu, das ihm keinerlei Aufschluß über Stand und Bildungsgrad des Mädchens gab; trotz einer leisen Färbung süddeutschen Accentes, sprach sie sehr korrekt, mit leicht fließendem Ausdruck; was sie sprach war voll Munterkeit, sogar voll Mutterwitz und verriet einen raschen Geist. Um so mehr wunderte er sich über einzelne Plattheiten, die zwar nur im Vorübereilen, dennoch einen Mangel an feinem Geschmack zeigten, der zu der ganzen Erscheinung im Widerspruch stand. Es blieb reichlich Zeit, diese Betrachtungen anzustellen, denn der zurückzulegende Weg nahm eine gute Stunde in Anspruch. Von irgend Persönlichem kam nichts zur Sprache als die Aeußerung: daß

der kleine Fritz, dessen Kopf bald in tiefem Schlaf auf Roberts Schulter lag, nicht ein Bruder des jungen Mädchens sei, sondern ihrer verwitweten Schwester zugehörte, bei der sie lebe.

Am Hause angelangt, welches die Blondine als ihr Ziel bezeichnete, lud sie Robert ein, mit ihr einzutreten und sich bei der Schwester vom Wege auszuruhen. Er lehnte dies mit dem Bemerken ab, daß es bereits sehr spät sei, reichte ihr das schlafende Kind, nachdem sie den Schlüssel hervorgezogen und die Hausthüre aufgesperrt hatte und empfahl sich. Eine kleine weiche Hand drückte die seinige mit dem Worte: „Auf Wiedersehen und tausend Dank!"

Dann verschwand die zierliche Gestalt im Hause und Robert trat seinen Heimweg an. Die Nacht war lau und schön, er schlenderte behaglich dahin, das kleine Abenteuer hatte ihn angenehm berührt und während seine Gedanken sich noch damit beschäftigten, machte ihm dessen Mitteilung an seine Frau schon im voraus Vergnügen. Wirklich setzte er sich, trotzdem schon elf Uhr vorüber war, als er sein Haus erreichte, noch an den Schreibtisch und entwarf eine muntere Schilderung seiner Erretterrolle, wobei ihm einfiel, daß Franziska ihn schelten würde, gar nicht nach dem Namen seiner Begleiterin gefragt zu haben. Er lächelte selbst bei dieser Bemerkung, und das kleine Erlebnis schien ihm um so hübscher, eben weil es sich an keinen Namen knüpfte, wie ein Blümchen am Wege einzeln stehen bleiben würde.

Am nächsten Morgen, als Robert bei seinem Frühstücke saß, kam das Dienstmädchen herein und sagte:

„Hier ist ein Ding, was ich im Aufschlag Ihres Rockärmels gefunden habe, Herr Baumeister! es fiel heraus, während ich den Rock ausklopfte."

Verwundert betrachtete Robert den kleinen Gegenstand. Es war eine italienische Mosaik in Rautenform, einen Vogel im Neste auf blauem Grunde darstellend. Im ersten Moment begriff er nicht, auf welche Weise dies in seinen Aermel geraten sein könnte; im nächsten fiel ihm ein, daß er im Verlaufe des Abends am Halse des vor ihm sitzenden Fräuleins ein rautenförmiges Medaillon gesehen hatte, das sie an schwarzem Samtbande trug. Natürlich war seine Aufmerksamkeit durch nichts an dies Schmuckstück gefesselt worden, dessen Existenz nur als zur ganzen Erscheinung gehörig in seinem Gedächtnis geblieben und ihm wahrscheinlich durch seine ungewöhnliche Form überhaupt bemerklich geworden. Daß sich die Mosaik unterwegs aus der Fassung gelöst haben mußte und an ihm hängen geblieben war, lag nahe, und er nahm sich vor, den Fund, welchen dessen Eigentümerin vielleicht ungern vermißte ihr noch denselben Morgen zuzusenden.

Da fiel ihm ein, daß er ja weder eine Adresse, noch die Nummer des Hauses zu bezeichnen wußte, in welchem die junge Dame wohnte. Es war also nötig, die Besorgung persönlich zu übernehmen, wenn er richtiger Bestellung sicher sein wollte.

Zunächst fehlte es ihm hierzu an Zeit; das Fräulein mußte ihren Verlust schon für diesen, vielleicht noch für den folgenden Tag verschmerzen. Doch steckte er für den Fall, daß er gegen abend zeitig genug frei sein würde, die Mosaik zu sich, als er nach den Bureauarbeiten, die seinen Morgen füllten, nachmittags zur Baustätte ging. Es wurde wirklich für heute zu spät; am nächsten Abende fand sich aber Zeit; er benutzte die Pferdebahn, um die von seiner Wohnung aus ziemlich beträchtliche Entfernung abzukürzen, und lächelte bei Erwartung dieses zweiten Teiles seines Abenteuers in sich hinein.

Ein anderer würde es wohl schwierig gefunden haben, überhaupt das nur bei abend gesehene Haus wiederzuerkennen; der Architekt war zu sehr gewöhnt, jede kleine bauliche Eigentümlichkeit auch ganz absichtslos zu bemerken, als daß er nicht auf den ersten Blick die bogenförmige Hausthüre richtig rekognosziert hätte. Nun galt es auch die rechte Thüre innerhalb zu finden. Robert entsann sich, daß seine Begleiterin zu einem erleuchteten Fenster des zweiten Stockwerkes aufgeschaut hatte, und folgte diesem Wink. Der Anblick Fritzchens, den er in dieser Etage auf dem Flur spielend fand, ersparte ihm die Wahl zwischen der Klingel zur Rechten oder Linken. Das Kind sah ihn zwar etwas zweifelhaft an, rannte aber bei der Frage nach der Tante auf die nur angelehnte Abschlußthüre zur Linken zu, und hinein. Robert folgte und hatte nicht einmal nötig zu klopfen, denn bei dem schrillen Ruf: „Tante Flory, Tante Flory!" öffnete sich eine Zimmerthüre und seine junge Freundin vom Cirkusabend trat heraus. Ihr feines Gesichtchen färbte sich lebhaft, als sie Roberts ansichtig wurde, sie kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu:

„Das ist schön!“ sagte sie, und sah befriedigt aus wie ein Kind, das bekommt, wonach es im Augenblick die Hand ausstreckt. „Ich hatte auf Ihren Besuch gehofft, daß Sie heute schon kommen, ist sehr lieb und schön!“

Sie war ihm mit einladender Bewegung nach dem Zimmer vorausgegangen, und dort kam er auch zu Worte, indem er das Bruchstück ihres Schmuckes hervorzog und ihr übergab. Ihre Freude, das vermißte Eigentum so unerwartet wiederzufinden sprach sich auf das Anmutigste aus, und sie dankte mit einer Wärme, als wären ihr Diamanten und Perlen zurückgebracht. Inzwischen nahm der Gast auf ihre Einladung Platz und frug, ob der gestrige Schreck ihrer Nachtruhe nicht übel bekommen sei. Während ein munteres Gespräch sich entspann, ließ Robert seine Augen dann und wann durch das Zimmer schweifen. Es war mit einer gewissen Eleganz eingerichtet, wenigstens fiel eine solche im ersten Moment in die Augen; trotzdem jedes Gerät zierlich und in seiner Art geschmackvoll war, blieb ein unruhiger Eindruck zurück: Effekt ohne Harmonie. Durch die offene Thür des anstoßenden Zimmers bemerkte er einen großen, mit buntfarbigen Stoffen oder Gewändern bedeckten Tisch, an dem sich eine Frau zu schaffen machte, welche dieser den Rücken zukehrte. Der kleine Salon, in welchem Robert saß, war stark mit Blumenduft durchzogen, der von mehreren Sträußen ausging, welche, mehr oder weniger frisch, auf Tisch und Konsole standen. Ueber dem Pfeilerspiegel hingen zwei große, mit Bandschleifen geschmückte Kränze.

Es ward dem Baumeister hier rasch behaglich, als hätte er wer weiß wie oft schon in diesem mit weichen Kissen ausgefütterten Korbstuhl gesessen und sich mit seinem Vis-a-vis unterhalten. Nichts Bequemeres, als das Gespräch dieses Mädchens, dessen naive Zutraulichkeit den anderen ganz heimisch stimmte. Sie hatte ein Talent, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen, mit irgend einer leisen Pendelschwingung geschickt von einem Gegenstand auf den anderen hinüberzuleiten, ehe das erste Thema erschöpft war, ein Talent, welches Robert nie in gleicher Weise angetroffen und das ihn in amusantem Geplauder die Zeit vergessen ließ. Erst als die Frau aus dem Nebenzimmer mit einer brennenden Lampe eintrat und von Fräulein Flory als ihre Schwester, Frau Rathmann, bezeichnet wurde, besann sich der Gast, daß er über eine Stunde hier gesessen haben mußte. Nachdem er, um der Hausfrau vorgestellt werden zu können, seinen Namen genannt, blickte er fragend auf Flory.

„Ich heiße: die Schütz,“ sagte sie lächelnd, „und hoffe, daß mein Name Ihnen bekannter ist, als mein Gesicht es war, Herr Baumeister! Sie sind offenbar kein Freund des Theaters, oder schwören einzig zum Hoftheater, sonst würde ich nicht nötig gehabt haben, mich Ihnen zu nennen.“

Robert war wirklich ein so seltener Gast der Theater, daß er sich, trotz Florys zuversichtlicher Voraussetzung, auch jetzt einen Moment zu besinnen hatte, um sich an den Namen der gefeierten Soubrette einer vielbesuchten Vorstadtbühne zu erinnern. Er verbeugte sich:

„Ich versuche nicht mein Barbarentum zu entschuldigen. Arbeit schafft den Künsten gegenüber nur da keinen Notstand, wo die Kunst ins Fach schlägt. Leider hatte ich mich seit Jahren des Theaterbesuchs ziemlich zu entwöhnen.“

„Nun werden Sie mich aber doch spielen sehen?“ sagte Flory in dem kosenden Ton, der soviel mehr zu ihren weichen Lippen als zu dem Schalk in ihren Augen stimmte. „Sie versprechen mir das?“

Etwas zögernd schlug er in das ausgestreckte Händchen. „Meine Zeit ist sehr beschränkt —“

„Sie kommen! Und wenn ich Sie im Parkett entdecke, will ich alles aufbieten, einen Ketzer zu bekehren.“

Als Robert von diesem Besuch nach Hause kam, fand er einen Brief Franziskas, der ihn sehr erfreute. Er brachte die Mitteilung, daß, wenn gewisse, ganz wahrscheinliche Konjunkturen einträten, ihrer Rückkehr im Laufe der nächsten Woche nichts mehr im Wege stände. Sehr befriedigt durch diese Nachricht, antwortete Robert auf der Stelle, ohne in seinem Briefe des heutigen Ganges zu erwähnen, der momentan als ganz Flüchtiges, Zufälliges zurücktrat, während der Inhalt von Franziskas Mitteilungen eingehende Antwort und Meinungsäußerungen veranlaßte.

Am nächsten Tage, als er mittags nach Hause kam, fand er ein zierlich bekritzeltes Couvert vor, das eine Parkettkarte für die im X-Theater heute Abend stattfindende Vorstellung der „Grille“ und zwei Zeilen von Flory Schütz einschloß, die liebenswürdig baten, ihm die Titelrolle vorspielen zu dürfen.

Die Aussicht, seine liebe Hausfrau bald wieder daheim zu haben, hatte seine Stimmung so gehoben, daß er sich ganz aufgelegt fühlte, sich einmal in besonderer Weise unterhalten zu lassen. Der Abend fand ihn demgemäß auf dem ihm angebotenen Sitze. Das gefüllte, baulich recht hübsche Haus, die von Beginn an sehr belebte Stimmung des Publikums versetzten ihn sogleich in einen festtäglichen Humor und er folgte der Aufführung des Stückes, dessen Stoff er weder als Novelleninhalt, noch in der geschickten Bearbeitung kannte, mit wirklichem Interesse. Bis jetzt hatte er nie eine Persönlichkeit auf der Bühne erscheinen sehen, die ihm außer derselben zuvor begegnet war. Es schien ihm, als spiele Flory Schütz in dieser Rolle sich selbst; jeder neue Ton, den sie anschlug, mußte eine, ihm noch nicht sichtbar gewordene Seite ihres Naturells sein. Sie sah als Fadette reizend aus und es glückte ihr ganz wunderbar, die Natur zu kopieren und dabei natürlich zu bleiben. Wie schwierig dies sei, welches Talent, welche Routine sich dadurch verriet, wußte Robert nicht zu beurteilen; der laute Beifall, welcher die junge Künstlerin auszeichnete, fand bei ihm aber ein lebendiges Echo. In der Scene des Tanzes mit dem eigenen Schatten war sie entzückend, und dem neuen Zuschauer entging es nicht, daß er selbst längst von der Schauspielerin bemerkt worden war, die gerade in dieser reizvollen Scene ihre Augen wiederholt nach dem Platze richtete, den er als ihr Gast einnahm.

Das luftige Bild tanzte diese Nacht in Roberts Träumen. Er hatte sich vorgenommen, mit einer Zeile für die Zusendung der Eintrittskarte zu danken, und damit einen Strich unter die zufällig entstandene Beziehung zu machen, doch kam er nicht dazu. Am zweiten Tage sagte er sich, daß die gewöhnliche Artigkeit ihm gebiete, diesen Dank nicht länger hinauszuschieben und ein Wort über den Eindruck daran zu knüpfen, den der Künstlerin Spiel ihm gemacht. Hieraus ward ein vollständiger Brief, den abzuschicken ihm nun wunderlich erschien. Während er noch schwankte, ob er nicht besser thue, all das mündlich zu äußern, brachte ihm die Stadtpost eine neue Karte für die Aufführung des heutigen Abends: „Aschenbrödel". Diesmal lag keine Zeile bei, der Umschlag des Billets trug nur drei Frage- und ein Ausrufungszeichen.

Robert lachte, beschloß der Einladung in das Theater zu folgen und am nächsten Tage zugleich mit Dank und Kritik weitere Güte in artiger Form abzulehnen. Gegen abend bekam er wieder Nachricht von Franziska, welche die Aussicht, sie bald hier zu sehen, nicht nur aufhob, sondern ihre Heimkehr sogar noch auf Wochen hinausschob, wenn der Zweck ihrer Abwesenheit nicht in Frage gestellt werden sollte. Verstimmt durch dies Unerwartete, verlor Robert alle Lust an seinem projektierten Abendvergnügen, blieb daheim und vergrub sich an seinem Schreibtisch in Kostenanschlägen und Berichten.

Der nächste Nachmittag fand ihn auf dem Wege in die Sophienstraße. Er hatte die Theaterzettel an der Ecke studiert und sich überzeugt, daß Flory Schütz heute nicht spielte. Auch traf er sie zu Hause. Mit einer schmollenden Miene empfangen, die ihr reizend stand und viel mehr ausdrückte, als ihre sämtlichen lächelnden Grübchen, sah er sich aufgenommen wie einen alten Freund und saß in der nächsten Minute sehr häuslich eingerichtet im Korbstuhl, Flory gegenüber.

„Uebrigens kenne ich Sie schon lange," sagte die junge Schönheit ganz unvermittelt aus einem Gespräch über Allgemeines heraus; „ich bin Ihnen öfters im Park begegnet. Sie haben da freilich niemals von mir Notiz genommen, sondern sich eifrigst mit einer älteren Dame unterhalten, die Sie führten. Wahrscheinlich Ihre Schwester?"

„Meine Frau," sagte Robert lächelnd.

„Ihre Frau?"

Er fühlte sehr scharf und bestimmt heraus, daß nicht Ueberraschung, ihn als verheirateten Mann zu erkennen, den Ton diktierte, womit Flory die zwei Worte sprach. Es war derselbe Ton, den er seit Jahren nun schon so oft zu hören bekommen, der ihn stets sehr unbekümmert ließ. Diesmal ärgerte ihn der Accent.

„Meine Frau," sagte er in dritter Wiederholung des Wortes, „die gegenwärtig abwesend ist, hoffentlich aber nicht allzulange mehr ausbleibt. Sobald sie zurück sein wird, werde ich ihr den Genuß verschaffen, Sie spielen zu sehen, Fräulein Schütz."

Des Mädchens Augen blitzten ihn einen Moment an. Ein mutwilliger Zug wetterleuchtete über ihr Gesicht hin, dann sagte sie mit leichter Verbeugung in gravitätischem Ton:

„Wird mir eine große Ehre sein!"

3.

An einem windigem, naßkaltem Septemberabend hielt eine Droschke vor dem von Haags bewohnten Hause. Franziska stieg aus, warf einen unruhigen Blick auf die dunkeln Fenster der ersten Etage, und klingelte dann, während der Kutscher bei strömendem Regen den Koffer herabhob und vor die verschlossene Hausthüre stellte. Es war zwischen neun und zehn Uhr, eine Zeit, zu der regelmäßig abgeschlossen wurde, deshalb konnte dieser Umstand die Heimkehrende nicht in Verwunderung setzen. Als aber eine ganze Weile verging, ohne daß geöffnet wurde, zog sie mit einiger Aufregung an einem zweiten Knopfe, dessen Glocke den Hauswirt anging. Nun wurde aufgethan. Die Hausfrau erschien mit einem Handlämpchen und schien sehr verwundert, als sie Franziska erblickte. Ihre Versicherung, daß sie kein Wort gehört, die Frau Baumeister würde erwartet, bestätigte Franziskas schon auf dem Bahnhof gefaßte Vermutung, daß ihre Anmeldekarte verloren oder verspätet sein mußte. Diese Ueberzeugung war, der großen Täuschung gegenüber, ihren Mann nicht auf dem Bahnhof zu finden, ja beruhigend, denn sie hob die erste Besorgnis auf. Sie frug die Hauswirtin, ob Haag anwesend sei, — möglicherweise hielt eine Diensttour ihn für ein paar Tage fern und er hatte deshalb die Karte, welche ihre raschere Ankunft meldete, noch nicht erhalten. Doch erfuhr sie: der Herr Baumeister sei nicht fortgewesen.

Oben rührte sich nichts. Die Hausfrau folgte zu Franziskas Verwunderung und leuchtete ihr, was sich als nicht überflüssig erwies, denn die Flurlampe der von Haags bewohnten Etage brannte nicht. Franziska klingelte umsonst; ehe sie es zum zweitenmal that, erbot sich die Wirtin mit ihrem Hauptschlüssel zu öffnen: „es würde wohl niemand drinnen sein."

Erstaunt sagte Franziska: „Guste nicht da? Um diese Zeit?"

Die Frau sagte entschuldigend: „Sie wird bei ihrer Schwester sein. Gnädige Frau müssen dem Mädchen das nicht übel nehmen! Der Herr Baumeister gehen fleißig ins Theater und essen abends nicht daheim, hat mir die Guste gesagt, da hat sie nichts zu thun und geht manchmal ihre verheiratete Schwester besuchen. Ganz in der Nähe, ich werde sie gleich rufen."

Franziska antwortete nichts; während dieser Erläuterung war sie eingetreten, hatte die im Wohnzimmer auf dem Sofatisch bereitstehende Lampe angezündet und die Frau mit einem Dankesworte gehen lassen. Das Unbehagen, welches von einer nicht erfüllten Erwartung unzertrennlich ist, übte einen fast peinlichen Druck auf sie. Während des gestrigen Tages, während der langen Fahrt hatte sie sich in dem frohen Gedanken gewiegt, welche liebe Ueberraschung für Robert ihre Botschaft gewesen sei, der ihre Ankunft rasch folgte. Sich nun nach so langer Abwesenheit unbegrüßt und einsam in ihrem Daheim zu finden, beengte ihr das Herz; sie konnte die Stimmung zu naher Freude nicht mehr in sich aufbringen, obgleich sie sich sagte, daß es sich ja nur um kurzen Aufschub handle, daß ihr Mann in jeder nächsten Viertelstunde erscheinen könne, — sicher nach Hause kommen müsse, und dann wirklich ein volles, freudiges Ueberraschen ihr Teil sei. Sie ward aber den seltsamen Druck nicht los, welcher alles Frohgefühl ausgelöscht hatte. Auf einmal trat die Kürze und Seltenheit der Briefe, welche sie in den letzten vierzehn Tagen von ihrem Mann erhalten, in veränderter Beleuchtung vor ihren Sinn. Sie hatte sich sein karges Schreiben damit erklärt, daß er wahrscheinlich von Arbeit überbürdet sei, wie sie dies zeitweise mit ihm durchzumachen hatte. In solchen Zeiten, wo er oft bis zur Atemlosigkeit in Anspruch genommen war, hatte sie, auch neben ihm lebend, manchmal für eine ganze Reihe von Tagen auf seine Gesellschaft zu verzichten.

Der flüchtige Ton seiner kurzen Mitteilungen mochte auch eine Empfindlichkeit über das immer neue Verzögern ihrer Heimkehr verraten; der Gewißheit froh, nun bald die lastende Trennung beendet zu wissen, hatte Franziska diese letzte Zeit in so eifriger Thätigkeit verlebt, daß ihr keine Zeit blieb, sich verzärtelter Sehnsucht hinzugeben. Ihr warmes, ehrliches Herz schlug seinem besten Glück nun um so freudiger entgegen, — wo war es aber jetzt? Befremdet dachte sie dem eben Gehörten nach. Robert „ging fleißig ins Theater". Das lag doch so gar nicht in seinen Gewohnheiten, — also fehlte es ihm wenigstens nicht an freier Zeit. Gut, daß er für seine einsamen Abende eine zusagende Unterhaltung gefunden, aber doch sonderbar, daß keiner seiner Briefe dieser neuen Liebhaberei erwähnt. Was lag aber hieran! Er war gesund, war hier und sie würden einander heute noch wiedersehen.

Während sich Franziska dies wiederholte, ging sie in steigender Unruhe auf und nieder, ohne nach ihrer sonstigen Weise ihr umherliegendes Handgepäck gleich zu beseitigen, ohne daran zu denken, daß sie nach langer Fahrt mit dem Kurierzug sich einer Erfrischung bedürftig gefühlt hatte. Das Mädchen erschien auch nicht, mußte sich also doch weiter entfernt haben, als die Wirtin gemeint. Es schlug zehn. Diese in ihrem Haushalt eingerissene Unordnung, das Warten und gespannte Aufhorchen versetzten Franziska in eine gereizte Stimmung, die ihrem Naturell ferne lag und ihr störend zum Bewußtsein kam. Gewöhnt sich zu beherrschen, unzufrieden mit der unangenehmen Erregung, welche in ihr Platz ergriffen, nahm sie die Lampe auf, trug sie zu ihres Mannes Schreibtisch und zwang sich, einige Notizen, die sie unterwegs kaum leserlich in ihr Täfelchen eingezeichnet, auf ein Blatt zu übertragen. Dies geschehen, blieb sie sitzen, tief in Gedanken, die nun wieder freundlich wurden. Sie blickte um sich; endlich daheim zu sein, war ihr ein reizvolles Bewußtsein, jedes Gerät sah sie traulich an. Während ihr Auge so den Schreibtisch streifte, vor dem sie saß, bemerkte sie unter dem Briefstein eine Korrespondenzkarte, und streckte die Hand danach aus, um zu schauen, ob das am Ende doch ihre eigene sei, welche nach Roberts Ausgang angekommen und von Guste dorthin gelegt worden wäre. Dies war nicht der Fall, eine geschäftliche Notiz von fremder Hand füllte die Schriftseite. Zugleich mit der Postkarte hatte Franziska aber ein glattes Visitenkärtchen hervorgezogen, dessen Aufschrift sie verwunderte: Flory Schütz — dieser Name war ihr bekannt, sie hatte die beliebte Schauspielerin einmal auf der Bühne gesehen, im Frühjahr, als sie einen auswärtigen Besuch in das Vorstadttheater begleitete, welches sie sonst nicht zu besuchen pflegte. Wie kam diese Karte hierher, zwischen ihres Mannes Geschäftspapiere? Während sie das Kärtchen fortlegte, fiel es auf die Kehrseite. Franziska sah diese eng beschrieben, und las:

„Ich habe heute nur im Einakter zu thun. Erwarte mich nachher an der kleinen Thüre, du versäumst nichts, das andere Lustspiel ist langweilig. Zu Hause werde ich dir allerlei zeigen.
F."

Wie kam das hierher? war Franziskas Gedanke auch jetzt noch. Daß diese Zeilen an Robert gerichtet sein könnten, lag ihr ganz ferne. Plötzlich durchfuhr sie aber solche Möglichkeit, ja Gewißheit mit so schneidender Schärfe, daß sie die Augen schloß, wie vor dem unerträglichen Blenden eines Blitzes. Ihre Arme sanken schlaff an ihr nieder.

Das Geräusch, auf welches sie eine Stunde lang angespannt gelauscht hatte, auf das sie nun zu lauschen vergessen, riß sie aus tiefem Brüten. Draußen wurde ein Schlüssel umgedreht, im nächsten Moment öffnete sich die Wohnzimmerthüre und Robert erschien auf der Schwelle. Als er seine Frau erblickte, rief er in freudigster Ueberraschung: „Franziska!"

Sie machte eine Bewegung ihm entgegen, blieb aber sogleich wieder stehen und stützte ihre Linke gegen den Schreibtisch, während ihr Mann heiter sagte:

„Du bist also deinem Dogma, niemals zu überraschen, auch einmal untreu geworden!"

„Ich hatte mich angemeldet," sagte Franziska tonlos und wich mit leisem Widerstand dem Arm zurück, der sie umschloß.

„Was ist dir, Franzi? Gewiß hast du dich recht übermüdet, jetzt sehe ich erst, wie blaß du bist!"

Es ward ihr kalt im Herz bei dem alten vertrauten Herzenston, ihre Augen erhoben sich nicht. Sie streckte die Hand nach dem beschriebenen Kärtchen aus, warf einen Blick darauf, und frug, indem sie es emporhob, mit so gewaltsamer Ruhe, daß ihr Ton kalt klang:

„Ist dies an dich gerichtet?"

Robert wechselte die Farbe und sah seine Frau starr an.

„Ja!" sagte er frappiert.

Beide Hände aufeinander gepreßt, atmete Franziska tief.

„Erkläre mir —" sagte sie dann, die stillen Augen auf ihren Mann geheftet.

Robert antwortete nicht gleich. Er ging mit verschränkten Armen ein paarmal hin und wieder, blieb dann vor seiner Frau stehen, nahm ihr das Kärtchen aus der Hand, durchlas es und ließ es fallen.

„Erklären?" sagte er mit gefalteter Stirn. „Das klingt, als gäbe es nach deiner Meinung etwas zu rechtfertigen."

„Was geht dich dieses Mädchen an?" frug sie in sehr ruhigem Ton. „Diese Fremde, die sich herausnimmt, dich ‚Du' zu nennen, von der ich nicht einmal weiß, daß ihre Existenz dir bekannt ist."

„Da liegt's!“ rief er unmutig. „Den Fehler muß ich mir allerdings von dir verzeihen lassen. Was sich da rein zufällig angesponnen hat, kam nur ebenso zufällig nicht gleich im nächsten Briefe zur Sprache — ich verschob erst — unterließ es dann, weil Nachgeholtes sich so leicht zu überflüssiger Wichtigkeit aufbauscht — kurz, es wollte nicht in die Feder, ich zog vor, dir selbst zu erzählen. Uebrigens sprach ich dir doch davon — es ist das Mädchen vom Cirkus.“

Er lachte ein wenig gezwungen, als sie nichts erwiderte, und dann: „Wie es zuging, daß ich mit der amüsanten kleinen Hexe auf ganz vertrauten Fuß geriet, ließe sich schwer erläutern. Es überkam mich eben einmal wie längst vergessener Studentenübermut! Ihr Dutzen, was du so ernsthaft zu nehmen scheinst, spendiert sie jedem, mit dem sie etlichemale zusammengetroffen — kurz, es gab und gibt zwischen ihr und mir durchaus nichts — ein Verkehr für müßige Stunden —“

„Bist du es, der spricht!“ sagte Franziska todesernst. „Sechs Wochen — und ich finde dich nicht mehr.“

„Du findest mich, wie du mich verließest,“ rief er nachdrücklich. „Nimm nur um Gottes willen nicht tragisch, was entstanden ist, wie eine Seifenblase und ebenso leicht zerrinnt. Sechs Wochen, sagst du — wären ihrer mehr gewesen, so hätte einer, der gerne im Rate der Weisen sitzt, sich längst darauf besonnen, daß er aus heller Neugier einmal Wege der Thorheit ging.“

Franziska trat dicht vor ihn hin und erfaßte seine beiden Hände. „Robert,“ sagte sie traurig, „du hast dich weit von dir selbst entfernt. Daß du jemals in die Fertigkeit fallen solltest, dich zu belügen, hätte ich nie für möglich gehalten. Dies Mädchen muß dir weit näher stehen, als du weißt, sonst würdest du nicht von ihr geschwiegen haben. Ich muß dich fragen und du sollst mir antworten aus deinem tiefsten Gewissen: Gab es keinen Moment, wo sich ihr gegenüber Stärkeres in dir regte?“

Eine schnelle Röte stieg Robert bis in die Stirn. Er zog die Brauen zusammen und antwortete nicht.

„Ich wußte es wohl,“ sagte Franziska schmerzlich und ließ seine Hände los. „Wir sind lange Zeit glücklich gewesen, das ist nun vorbei.“

„Was wäre vorbei?“ rief er in starkem Ton. „Franziska, wenn es dir möglich ist, an meiner Treue zu zweifeln, dann bin ich es, der zu vergeben hat, und Schweres!“

„Ich glaube, daß mir dein Herz nicht untreu geworden ist, Robert, ich weiß, daß ich dir mehr gelte, als äußerer Reiz einer anderen. Um unser schönes Glück ist es aber doch gethan. Sieh, ich hätte von Anfang darauf vorbereitet sein können, daß ein Tag kommen würde, wo deine Augen von mir fortgelockt würden. Nie habe ich vergessen, in welchem Licht ich allen neben dir erschien — allen — sogar deiner Mutter —“

„Die längst deine wärmste Freundin ist —“ unterbrach Robert.

„Weil sie dich, wider ihr Erwarten, zufrieden bleiben sah. Robert! ich habe damals unter diesem unverholenen Zweifel eines jeden, der dir nahe stand, insgeheim bittere Qual erlitten, aber sie währte nur kurz. Zuversicht auf dich riß jeden Keim von Furcht aus, und weil ich ruhig und glückselig sein durfte, ward ich auch fähig, dich zu beglücken. Das ist nun zu Ende, — deine Augen suchten, dein Ohr hörte willig, was ich dir nimmer bieten kann, was dir zeigen mußte, woran du darbst. Dies ist erlebt und bleibt stehen, auch wenn es war. Ich glaube dir, daß du mir nichts verheimlichen wolltest, — daß du, der Offene, in diesem Falle aber zu schweigen vorgezogen hast, beweist mir mindestens deine Besorgnis, mich schonen zu müssen. Menschen, die in solcher Weise geschont werden, haben aber viel, viel eingebüßt! Meine Zuversicht ist hin, — ohne sie kann ich dir nichts geben, was dich für das Reizende entschädigte, das vielleicht kein Mann zu entbehren vermag.“

„Du verkennst mich —“ sagte Robert gereizt.

„Gewiß nicht,“ entgegnete sie still. „Sonst hättest du mich schwerlich hier gefunden. Ehe du nach Hause kamst, dachte ich sehr ernstlich daran, schweigend fortzugehen und dir nie wieder zu begegnen. Es war ein feiger Gedanke, trotzdem würde ich ihm nachgegeben haben, dächte ich nicht groß von dir.“

„Du hast daran gedacht, von mir zu gehen — du — Franziska?“ stieß er heftig hervor. Ehe er weiter sprechen konnte, trat das eben heimgekehrte Dienstmädchen mit zerknirschter Miene ein. Während sie ihre Entschuldigungen vorbrachte, wendete Robert sich um und ging in sein Zimmer. Was er hatte sagen wollen, war durchrissen wie eine gesprungene Saite, er fühlte aber instinktiv, daß die Unterbrechung zur rech-

ten Zeit gekommen, daß er im Begriffe gewesen, sich zu Worten hinreißen zu lassen, die besser ungesprochen blieben. Franziskas kühler Empfang, ihr Verhör, die Art, wie sie seine Antwort aufgenommen, ihre letzten Worte besonders, verletzten ihn tief. Was hatte er denn gethan, um solches Abwenden zu verdienen? Er warf sich in dem dunkeln Zimmer auf einen Stuhl und suchte sich zusammenzunehmen. Daß seine Frau betroffen sein mußte, ihn mit einer Person auf Du und Du zu finden, deren Beziehungen zu ihm er ihr verschwiegen hatte, war begreiflich; daß sie aber dabei beharrte, hierauf schweres Gewicht zu legen, nachdem er ihr das Ueberraschende erläutert, begriff er nicht und nahm es ihr sehr übel. Er hatte ihr die muntere Episode seines Strohwitwerlebens in ihrem ganzen Verlauf zu erzählen gedacht, daß ein Zufall dieselbe ihr unvorbereitet und deshalb in ganz anderem Lichte vor die Augen führte, hätte so nicht auf sie wirken dürfen. Das sah ihr nicht gleich! Bei diesem Gedanken machte er Halt. Ein wenig Ruhe und dies Mißverständnis hob sich auf, mußte sich aufheben!

Robert hielt sich für einen guten Menschenkenner und war es auch, soweit Nachdenken und Beobachtung hierzu reif machen. Hier ließ ihn aber seine Menschenkenntnis im Stich, wie es meist geht, wo Gemütssaiten stark berührt werden. Es gibt manchen Punkt, worin die Frau den Mann nur halb versteht, und gleiches gilt im umgekehrten Falle. Kein Mann begreift ganz den Seelenzustand einer Frau, die ihm eine Wunde entblößt hat, welche sie vor ihm, sogar vor sich selbst ängstlich verborgen gehalten, die sie geheilt glaubte und plötzlich, bei rauher Berührung der empfindlichen Stelle, als unheilbar erkennt. Die meisten blicken überdies auf einen Ausbruch weiblicher Erregung, selbst bei der Frau, die sie hoch halten, nicht viel anders zurück, als auf den Sturm im Glase Wasser. Während Robert sich mit Erfolg auf einen gelassenen Ton stimmte, erwartete er eigentlich bereits, daß Franziska ihn aufsuchen würde. Es geschah nicht; als er in das Wohnzimmer hinüberging, traf er seine Frau beim Oeffnen ihres Koffers. Das Mädchen ging ab und zu, ein unberührtes Nachtmahl abzuräumen, das sie ungeheißen gebracht, und sonst durch allerlei Diensteifer ihren Fehler gut zu machen. Franziska richtete einige ruhige Worte an ihren Mann, legte das Päckchen, welches die Resultate ihrer Reise einschloß, auf seinen Schreibtisch und frug, ob er heute noch etwas darüber zu hören wünsche, was er verneinte. Dann bot sie ihm freundlich die Hand zur guten Nacht, da sie wirklich reisemüde sei und schlafen gehen möchte.

Er sah ihr betroffen nach. Nun hielt er es nicht mehr für einen günstigen Zufall, daß er verhindert worden war, sich voll auszusprechen. Er empfand, daß der Augenblick oft ungleich mehr bedeutet, als die Stunde.

* * *

Schwüle Tage und Wochen folgten. Aeußerlich schien nichts im Leben der Gatten verändert, aber es war ein Nebeneinander, kein Miteinander mehr. Für Alltagsnaturen würde die Unveränderlichkeit gemeinsamen Lebens wohl genügt haben, sie auf diesem Wege auch innerlich, wenn gleich langsam, einander wieder nahe zu führen. Es gibt ihrer viele, denen es eine wirkliche Hilfe ist, Schrittchen für Schrittchen vorwärts zu kommen, da ja das ganze Leben aus einzelnen Momenten besteht. Diese beiden, gewöhnt, ganz nach der Wahrheit zu leben, rückten schweigend immer weiter voneinander ab. Franziskas unveränderliche Ruhe, bisher in den Augen ihres Mannes ihre schönste Eigenschaft, verdroß ihn jetzt. Sie hatte ein Zurückkommen auf das Gespräch des ersten Abends sichtlich vermieden, was ihn noch mehr verletzte und die Lippen verschloß. Dahin die schöne, leuchtende Wärme, welche sonst jede Stunde des Zusammenseins erfüllt hatte. In Franziskas Art und Weise lag nichts von Verzichtleistung oder gar von Märtyrertum, sie ging ihre stillen Wege wie sonst, war voll Aufmerksamkeit für ihren Mann wie für jeden, der in ihren Kreis trat, im Gespräche stets anregend und angeregt. Nur war der seelenvoll verklärte Ausdruck, den sie durch das Glück gewonnen, von ihr gewichen, wie in Robert das schön befriedigte Lebensgefühl, wachsendem Unmut gewichen war. Er sah in den ruhigen Augen Franziskas nur Kälte; das drängte die ihm natürliche Herzlichkeit zurück. Die Veränderung des ihm eigensten Tones bestärkte aber in Franziska die Ueberzeugung, ihn in dem Sinne verloren zu haben, der beiden als der höchste Sinn gemeinsamen Lebens galt. Statt dessen schien jetzt das Wort zu gelten, welches Robert gesprochen, als er um seine

Frau warb: von sogenannten guten Ehen, wo sich die Menschen ineinander schickten, jeder einzelne aber arm bleibt und allein. Sie fühlte sich sehr verarmt und zu betteln vermochte sie nicht. Tiefste weibliche Scheu drängte ihr Leid in Verborgenheit zurück, während sie nie stärker empfunden hatte, was Robert ihr war, was sie ihm bisher gewesen. Es geht aber mit der Liebe zuweilen wie mit großem liegenden Besitz, der sich nicht zu jeder Zeit verwerten läßt. Keine leiseste Spur von Mißtrauen mischte sich in ihre schweren Gedanken. Robert fand wiederholt, zwischen dem in seiner Abwesenheit von Hause Einlaufenden, Briefchen Florys, ohne zu wissen, ob dieselben seiner Frau zu Gesicht gekommen waren, und ohne ihr dieselben zeigen zu mögen. Der Inhalt dieser Zettel: scherzhaft klingende Vorwürfe über sein wochenlanges Ausbleiben, Lockungen ins Theater, in ihr Haus, bot volle Bestätigung dessen, was er Franziska über die Art dieses Verkehrs gesagt. Er wollte aber nichts bestätigen. Nach seiner Ueberzeugung mußte seine Frau von selbst in sich gehen, mußte einsehen, daß und wie sehr sie sich durch ihr Zurückziehen an ihm und sich versündigte.

Im Laufe der Tage wurde seine Verstimmung zum Groll. Die tiefe Störung des inneren Gleichmutes wirkte auf seine Arbeitslust, seine ganze Existenz zurück. Zufällig blieben die Gatten gerade in dieser Zeit ganz aufeinander angewiesen, da von den wenigen, mit denen sie freundschaftlichen Verkehr pflegten, die eine Familie abwesend, die andere durch Krankheit heimgesucht war. Robert vermißte besonders den Hausfreund, dessen immer gute Laune und bequemes Wesen ihn jetzt als dritten unschätzbar gemacht haben würden. Er hatte während der Abwesenheit Franziskas einmal an Hans geschrieben, um anzufragen, wie es mit der bestellten Kopie stände und über sein Strohwitwerleben zu beichten. Wie gewöhnlich war aber von dem schreibfaulen Künstler keine Zeile Antwort gekommen, und er selbst blieb weit über Erwarten aus.

Eine Unlust an der Gegenwart, ein Unbehagen betreffs der Zukunft, die Robert nie gekannt, ergriff ihn mehr und mehr. Die gefährliche Empfindung einer Lücke, welche für Aufwuchern fremder Saat so ergiebigen Boden darbietet, weckte ihm das Bedürfnis nach irgend welcher Erfrischung, und so kam ein Tag, an welchem ihm der längst beabsichtigte, stets verschobene Besuch, den er Flory als Abschiedsbesuch zugedacht, im Licht einer erwünschten Zerstreuung erschien. Zwar hatte er zur Zeit seines häufigen Verkehrs mit ihr wiederholt vorausverkündigt, daß er plötzlich aus ihrer Bildfläche verschwunden sein würde, sobald viel Arbeit oder die Heimkehr seiner Frau über seine Zeit verfügten; er sah dann aber jedesmal deutlich, daß ihm diese Verkündigung nicht geglaubt wurde. Der gute Humor, womit das schöne, verwöhnte Mädchen nun trotzdem sein Ausbleiben hingenommen, die Unermüdlichkeit der freundlichen Lebenszeichen, die sie ihm zugehen ließ, stimmten ihn sehr zu ihren Gunsten. Trotzdem zögerte er noch, dachte aber oft und öfter an diesen Gang und bekam große Lust, zuvor einmal wieder das Vorstadttheater zu besuchen.

Es war Sonntag. Robert saß in seinem Bureau und durchlas eben einen Zettel seiner Frau, den ein Dienstmann ihm überbracht, und welcher ihm sagte, daß sie heute möglicherweise nicht zur Mittagszeit zurück sein würde, er also nicht mit dem Essen auf sie warten möge. Obgleich dies zum erstenmal vorkam, konnte es Robert nicht besonders auffallen; seine Frau war zu einer kranken Freundin gegangen, die entlegen wohnte, und es lag nahe, daß ihre Anwesenheit dort heute irgendwie nötig oder nützlich sei. Gleichgültig legte er den Zettel fort und dachte daran, den ohnedies freien Sonntag nun zu seinem Besuch in der Sophienstraße zu verwenden, wozu er sich gleich zu rüsten begann. Das pikante Gesichtchen ward auf einmal sehr lebendig in seiner Erinnerung; er meinte ihr rieselndes Lachen schon zu hören, die reizenden Wangengrübchen vor sich zu sehen. Während er noch beschäftigt war, sich umzukleiden, hörte er auf dem Gange draußen ein Poltern, und das Anklopfen eines Fremden an der Bureauthüre.

„Gleich!“ rief er, „nur herein!“ und trat aus seinem Zimmer in das Bureau zurück, wo er einen Packträger mit einer ziemlich großen Kiste vorfand.

Es bedurfte nicht erst eines Blickes auf den Absendungsort des Frachtbriefes, die Form der Bilderkiste genügte, ihn zu orientieren. Als der Mann sich entfernt hatte, blieb Robert mit finsterem Gesicht vor der Sendung seines Freundes Hans stehen; ein bitterer Zug legte sich um seinen Mund. Was sollte ihm jetzt diese Er-

füllung eines Wunsches, der in eine Zeit zurückwies, die nicht mehr war? Sein nächster Gedanke hieß ihn den Bureaudiener rufen, um die Kiste uneröffnet nach dem Bodenraum schaffen zu lassen; da besann er sich, daß der Mann heute nicht im Hause sei. Er warf noch einen Blick auf das Holzgehäuse, nahm dann seinen Hut, ging und schloß wider Gewohnheit hinter sich ab. Noch war er aber nicht bis zur Treppe gekommen, als er umkehrte, wieder aufschloß, und das Kästchen mit dem Handwerkszeug herbeiholte. Er wollte doch sehen, was Hans gemalt. Bald waren die Schrauben los, und der Blendrahmen auf einen der Zeichentische in gutes Licht gestellt.

Robert stand mit untergeschlagenen Armen vor dem Bilde. Im dunkelblauen Mantel, ein weißes Schleiertuch über dem Kopfe, blickte das schmale, dunkle Madonnenantlitz mit ruhigen Augen auf ihn hin, Lilienzweige in den Händen.

Ja, es war das Bild seiner Kindheitstage, mit den strengen, fast steifen Linien, dem tief gedunkelten Farbenton, — nur die Aehnlichkeit mit Franziska, welche ihm eine zugleich lebhafte und unbestimmte Erinnerung vorgespiegelt, fehlte ganz und gar. Dennoch war ihm Franziska diesem Bilde gegenüber so nahe, so gegenwärtig! Tausend Erinnerungen drangen zugleich auf ihn ein, — seine Kinderzeit, seine Mutter, alles Gute, Liebe, Reine, das sich an die heimatliche Madonna für ihn knüpfte, hatten ja seine Gedanken zugleich mit den Lilien, die ihr Wahrzeichen gewesen, in die Hände seines Weibes übertragen, von dem Augenblicke an, wo sie ihm zum erstenmal begegnete. Heiß überflutete ihn das Gefühl, ihre Liebe so wenig entbehren zu können, als den eigenen Atemzug, und es ging ihm wie ein Schnitt durch das Herz, daß ihm diese Liebe entzogen sei. Der Groll in ihm schmolz hinweg, so ganz und gar, daß er sich nicht einmal mehr darauf besinnen konnte; nur das Entbehren blieb, und der Entschluß, die unsichtbare Mauer niederzureißen, sein Gut mit festem Arm zu fassen und zu halten.

Nicht lange und er war auf dem Wege, den er sich heute vorgenommen; es verlangte ihn danach, auch den oberflächlichsten Zusammenhang mit jeder anderen zu lösen, ehe er Franziska wiedersah. Florys vor einer Stunde noch so frisch aufgetauchtes Bild war ihm nun verschwunden wie in eine Theaterversenkung und es erschien ihm kaum begreiflich, daß er diesen Weg so oft zurückgelegt hatte. Als er in das wohlbekannte Zimmer trat, sprang ihm das Flitterhafte in dessen Aufputz plötzlich neu in die Augen, wie am Tage seines ersten Besuches. Er behielt aber nicht lange Zeit sich umzusehen; bei dem ersten Ton der Stimme, die nach ihr frug, stürzte Flory herein und fiel ihm mit einem Freudenschrei um den Hals.

Robert machte sich los und sah betroffen des Mädchens Augen voller Thränen stehen. Ihr reizendes Gesicht hob sich zu ihm auf wie das eines bittenden Kindes, und sie atmete rasch in einem Ton, den er wohl auf der Bühne, aber nie sich gegenüber von ihr gehört: „Böser, Lieber, warum hast du mir das angethan! Noch ein Tag und ich wäre vor Sehnsucht krank geworden oder — zu dir gekommen."

Seine Pulse schlugen schneller.

„Ich sagte Ihnen voraus, daß ich früher oder später wegbleiben würde, liebe Flory! Nun ist's an der Zeit — geben Sie mir eine Patschhand und sagen wir Ade!"

Der alte Neckton kam etwas gezwungen zu Tage und fand kein Echo. Flory ergriff seine Hand und sagte mit großen, feuchten Augen: „Sie? — Ihnen? aber was hab' ich dir denn gethan?"

„Nur Liebes und Gutes, Kind! und hoffentlich sagen Sie das auch von mir. Wir haben manche fröhliche Stunde miteinander verlebt, es gibt wahrlich keinen Grund, daß ‚Seufzer und Thränen dahinter nachkämen.' Ade! und vergessen Sie nicht ganz den alten Gesellen, kleine Fadette!"

Er war hinaus. Der Abschluß mit dieser, von ihm stets so leicht genommenen Episode hatte sich nun doch nicht ganz so gestaltet, als er vorausgesetzt. Nie war ihm der Gedanke gekommen, daß Flory ihn anders betrachte, als wie einen Zufallsgast, an dem sie ihre Augen probierte, über den sie allerdings ein Netz zu werfen versucht, dessen Gewebe aber so luftig gewesen, daß er überzeugt blieb, es mit der leisesten Bewegung zerreißen zu können. Er wußte genau, daß auch die eben erlebte Anwandlung von Zärtlichkeit nur eine Laune war, und doch hatte er sich einen Moment davon berühren lassen, hatte zum erstenmal gesehen, was er sich stets verleugnet — die Gefahr! Wenn diese jungen Augen ihn früher schon so feucht und bittend angeblickt, wenn sie ihm noch in der Stimmung des heutigen Morgens

begegnet wären, wo er, seinem Geliebtesten abgewendet, nach etwas Erfreuendem dürstete — wer weiß! Wie sehr hatte Franziskas drängende Frage in der schlimmen Stunde des Wiedersehens ihn beleidigt! und nun bekannte er sich, daß sie ein Recht gehabt, zu fragen, ihn auf sein Gewissen zu fragen, ob sich dem Mädchen gegenüber nie Stärkeres in ihm geregt, als Lust an erquicklichem Zeitvertreib?

Die schöne, gehobene Stimmung, womit er sein Haus verlassen, war erschüttert, er hatte einen bittern Geschmack auf der Zunge, unerbittlich deutlich trat es vor ihn hin, daß der Sprung, mit dem er aus dem festgezogenen Kreise seines Lebens in eine bunte Welt des Scheines hinübergesetzt war, die ihn gar nichts anging, dem reifen Manne überhaupt nicht zu Gesichte gestanden, und daß der Hauptreiz, der ihn dort festgehalten, eine Schwäche war, die er stets weit von sich gewiesen: geschmeichelte Eitelkeit.

In widerstreitendem Empfinden ging er den Weg zurück, den er so in sich beruhigt angetreten.

Franziska kam um die Dämmerzeit angegriffen nach Hause. In der Familie, mit welcher sie den Tag verlebt, war der Tod eingekehrt und hatte Menschen, die sich teuer waren, voneinander geschieden. Das weiße, stille Gesicht der Frau, welcher sie die letzte Liebe erwiesen, ging neben ihr her wie ein stummer Zeuge aller Gedanken, mit denen sie ihr Haus betrat. Sie sehnte sich tief nach ihres Mannes Augen, seiner Stimme, sehnte sich, ihren Kopf an seine Schulter zu stützen und ohne Worte von ihm verstanden zu sein. Sich mit ihm auszusprechen, was man so nennt, trug sie tiefste Scheu. Was hätten sie einander wohl sagen können, das durch Worte übersetzbar gewesen wäre? Es gab nur eines: Herz an Herz schlagen zu lassen. Und er liebte sie nicht mehr.

Still legte sie ab, ging in ihres Mannes Zimmer und, als sie ihn dort nicht fand, in das anstoßende Bureau. Es war noch eben hell genug, die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden; so fiel ihr auf den ersten Blick das noch aufgestellte Bild in die Augen. Sie glaubte zu träumen — zwei Schritte und sie stand vor diesem Bilde, das sie nie gesehen, das sie aber kannte wie ihre eigene Seele. Ein Namenloses durchschauerte sie — die Madonna mit den Lilien hier in ihres Mannes Zimmer, sie jetzt hier zu finden, ließ ihr Herz erzittern. Da raschelte etwas unter ihren Füßen, sie bückte sich und hob ein Briefblättchen auf. War das für sie? gab es Aufschluß? Sie eilte zum Fenster, erkannte beim letzten Tagesschein Hans Kaisers Schrift und las, von heißer Erregung getrieben, die wenigen Zeilen:

„Ich habe Dir den Willen gethan, Alter, gern that ich's aber nicht. Wie Du je darauf verfallen bist, Deine Frau mit dieser bronzefarbigen Muttergottes zu vergleichen, ist mir ein Rätsel. Als Entschädigung für mein Freundschaftsstück bitte ich mir aus, Frau Franziska nach meiner Heimkunft porträtieren zu dürfen, mit oder ohne Lilienstengel, wie es ihr genehm sein wird.

Was Deine kleine Schauspielerin betrifft, so hat Dein Bericht mich amüsiert; ich kenne die allerliebste Wetterhexe, die für Strohwitwer im allgemeinen kein sehr heilsames Rezept gegen häusliche Einsamkeit sein dürfte. Für Dich gibt's da keine Gefahr, Du hast ja eine Schutzheilige, beneidenswerter Glückspilz! Wenn Dir einmal eine Franziska-Doublette aufstoßen sollte, so melde mir das ohne Zeitverlust! H. K."

Franziskas Augen wurden feucht. Wie ein Strom rauschte ihr die alte, so jammervoll entbehrte Zuversicht in das Herz und füllte es bis an den Rand. Da ließ ein leises Geräusch sie aufschauen; auf der Schwelle stand ihr Mann und sah sie an.

„Vergib!"

Das Wort flog wie ein Jubellaut über ihre Lippen. Herz an Herz empfanden die Gatten nur eines: Sie hatten sich wieder!

Lose Blätter aus meiner Wandermappe

Von

Friedrich Knauer.

Von dem echten Touristen, der ohne jeden Nebenzweck die herrliche Natur durchwandert und mit dem wir die genußreiche Freude an den mannigfaltigen Naturscenerieen teilen, haben wir das Verständnis für die sinnreichen Details, die unscheinbaren und doch oft so vielsagenden Einzelheiten des Naturlebens voraus. Wir wandernden Naturforscher gleichen da mehr dem Künst-

Spielende Eichhörnchen.

ler, den oft ein einziger Baum, ein wunderlich geformtes Felsstück stunden-, tagelang gefesselt hält. Es geschieht uns deshalb auch nicht leicht, wie dem Touristen, daß uns eine Gegend ganz unbefriedigt läßt. Vermag der Totaleindruck irgend einer Landschaft nicht unser Interesse zu erregen, so bietet sich doch allerorts Anlaß zu interessanten Einzelbeobachtungen, und solche Einblicke in das sinnige Getriebe der Natur hat noch niemand ohne Befriedigung gethan. Was sich so auf meinen zehnjährigen Wanderungen durch naturbegnadete Länder in Wald und Feld,

in kleinen Episoden und Naturbildern vor meinen Augen abgespielt, das will ich hier, soweit es auch für den nichtfachmännischen Leser von Interesse sein dürfte, wieder erzählen, und es soll mir genügen, wenn die nachfolgenden schmucklosen Schilderungen auch nur vermöchten, dem Leser manche liebe Stunde, verlebt in freier schöner Natur, wieder wachzurufen.

1. Eine Wald-Idylle.

Im Juli war's. Die Wiesen standen in vollem Blütenschmuck und allerorts machten sich Ampfer-, Melden-, Dolden- und Schotengewächse und Disteln breit. Auch die Waldflora stand in prächtigstem Farbenkleide da; Glockenblumen, die weißrötlichen Blüten der Engelwurz, die gemeine Waldrebe, der großblumige gelbe Fingerhut, der blutrote Storchschnabel, Wicken, verschiedene Fingerhutarten — wer zählt sie alle — schmückten üppig wuchernd den Waldboden oder rankten an den Blumen und Sträuchern sich fort; angenehm dufteten aus jedem Winkel am Waldrande die sinnigen Cyklamenblüten. Glühend brannten die Sonnenstrahlen durch die Luft und müde nach mehrstündigem Wandern warf ich mich auf einer Waldwiese im Schatten einer Tanne hin. Um mich stand einer der herrlichen Nadelholzwälder mit prächtigen Baumgestalten, wie sie in unserem deutschen Walde immer seltener und seltener werden. Gibt es auch etwas Schöneres, als einen hoch in die Luft ragenden Nadelholzstamm? Wo, wie in unseren zusammenhängenden Waldungen, mehrere Nadelholzarten nebeneinander sich finden, bietet es eine wirkliche Augenweide, all die wechselnden Nuancen des Blattgrüns und die verschiedenen Baumtrachten zu betrachten. Hier das zarteste Hellgrün der kaum erst entfalteten Blätter, dort das tiefdunkle Grün alter Blätter, zwischendurch alle Schattierungen vom hellen zum immer gesättigteren, dunkleren Grün. Und die verschiedenen Umrisse und Formen der einzelnen Bäume! Mit regelmäßigstem Astwuchs, ein herrliches Vorbild unserer gotischen Baukunst, sich allmählich nach oben verjüngend, steht die Fichte als elegante Schöne neben der Edeltanne, die aristokratisch vornehm in ihrem hängenden Gezweige eine stolze Lässigkeit zur Schau trägt, während wieder bei der Kiefer mit ihren büschelig gruppierten Blättern, die alle aus einem Punkte hervortreten, sich der ganze Baum um einen Mittelpunkt konzentrieren zu wollen scheint. Da haben wir, wie im Leben, den kühnen selbstvertrauenden Streber, den vornehmen Blasierten und den genügsam anspruchlos Insichgekehrten. ... Nichts störte meine Träumereien. Nur ab und zu ließen sich die Astschläge eines Spechtes vernehmen oder rief der Kuckuck seinen traulichen Ruf aus der Ferne herüber. Da vernehme ich plötzlich ein Knacken eines abgebrochenen Zweiges und, wie ich lautlos Umschau halte, sehe ich über mir aus dem Geäste das Köpfchen eines Eichhörnchens scheu und neugierig hervorlugen. Das muntere Treiben dieser liebenswürdigsten Bewohner unserer Wälder hat von jeher mein und wohl aller Tierfreunde Interesse erregt, und wo immer sich mir die Gelegenheit bot, ihrem possierlichen Gaukelspiel beobachtend zu folgen, ließ ich mich die verlorene Zeit nicht reuen. Diesmal sollte meine Ausdauer ganz besonders belohnt werden. Schon nach einer kurzen Viertelstunde hörte ich dasselbe Knattern und Knacken von mehrfacher Seite, und bald sah ich eine ganze Familie von Eichhörnchen über mir im Gezweige versammelt. Sie waren jedenfalls auf Nahrungssuche fort gewesen und nun nach ihrem Heim zurückgekehrt. Ich zählte elf Stück; eines davon bedeutend größer, gewiß die Mutter, sechs schon herangewachsene Junge, vier vielleicht drei Wochen alte Tierchen. Es hatte sich da ohne Frage die erste Brut mit den letzten Hecklingen zusammengefunden. Von den sechs älteren waren zwei schwarz gefärbt, die anderen hatten das bekannte rötliche Sommerkleid. Nach ihrer Ankunft hielten sie sich einige Zeit in der Nähe ihres Nestes, das sich mit Hilfe meines Feldstechers als ein geräumiges Kugelnest mit flachkegeligem Dache entpuppte, dessen Eingangsöffnung unten lag. Die Unterlage des Baues schien ein verlassenes Krähennest zu sein; die Außenwandung war von durcheinander gezogenem, gröberem und feinerem Reisig gebildet. Das Nest mußte noch eine andere Oeffnung haben, denn ab und zu schlüpfte eines der Jungen bei der Eingangsöffnung hinein und kam oben knapp am Stamme (das Nest stand zwischen zwei Gabelästen und dem Baumstamme) wieder zum Vorschein. Nach und nach wurde die Gesellschaft lebendiger. Die Mutter schien an dem Treiben ihrer Jungen vielen Gefallen zu finden und machte ihnen die tollsten Sprünge vor, die von den kleinen Turnern sofort nachgeahmt wurden. Auf mich machte das ganze Treiben den Eindruck einer regelrechten Unterrichtsübung,

denn die einzelnen Uebungen wurden nicht durcheinander, sondern nach und nach vorgeführt und eingeübt. Den Anfang machten Kopfüberdrehungen an einem Aste, etwa wie wir sie beim Turnen an der Welle vornehmen. Es bot einen possierlichen Anblick, die Jungen in dem Bestreben zu sehen, es der Alten an Schnelligkeit der Radbewegungen gleichzuthun. Dann ging es ans Springen von Zweig zu Zweig, und in dem Versuche, einander zu überbieten, kollerte wiederholt eines der ganz jungen Tierchen auf einen tieferen Zweig hinab, in welchem Falle die Mutter stets, wohl mehr aus Mutwillen als aus Sorge, in jähem Sprunge hinterherjagte. Ab und zu schlüpfte eines der Jungen in das Nest und holte aus diesem etwas Eßbares hervor, an dem es in der bekannten netten Stellung mummelte, dabei aber wenig Ruhe hatte, denn jeden Augenblick kam eines der Geschwister verlangend heran und mußte sich die Gestörte be-

Wandernde Ameisen

ständig wenden und drehen, wobei sie ein ärgerliches Murren hören ließ. Meine Anwesenheit störte die Gesellschaft durchaus nicht. In ihren Turnübungen waren sie immer weiter vom obern Geäste herab und ihrem Neste weggekommen, so daß ich sie immer besser zu Gesicht bekam und meines Fernrohres nicht mehr bedurfte. Hier begann die Alte neue Turnerei, indem sie in jähem Satze von einem Aste des einen Baumes auf den ziemlich entfernten des Nachbarbaumes hinübersprang, die älteren Jungen sofort, die Jüngsten erst nach einigem Zögern hinterher; besonders eines der schwarzen Jungen zeichnete sich bei all den Uebungen durch Geschicklichkeit und Wagehalsigkeit aus. Als auch diese Aufgabe durchgeübt war, nahm das Weibchen einen Anlauf nach dem Hauptstamme des Nachbarbaumes hin und lief diesen, oft sich mutwillig überpurzelnd, entlang auf und ab, die Jungen zu immer stürmerischem Kletterrennen ermutigend, wobei wiederholt ein paar Junge über die Alte hinwegvoltigierten. Je besser die Jungen es trafen, desto toller und übermütiger wurden die Gauklereien der Mutter. Den Schluß all dieser Uebungen bildete dann ein Wettlaufen auf der Waldwiese von dem Fuße des einen Baumes zu dem des anderen. In größeren und kleineren Sätzen ging's dahin und zurück, und oft rannten

die schon wieder Umkehrenden den erst Anlangenden in die Arme. Bei all dem Umherjagen wurde aber auch Labung nicht vergessen, bald hier eine Knospe, ein junger Trieb geknickt, dort ein Tannenzapfen nach Kernen untersucht oder wohl gar eine aufgefundene Nuß mit größtem Behagen zerknackt. Wer weiß, wie lange ich noch dem frohen Treiben dieser liebenswürdigen Tierchen unverdrossen gefolgt wäre, hätte mir nicht ein in der Nähe gefallener Schuß die ganze Gesellschaft ins Gezweige verjagt. So oft ich auch später noch Eichhörnchen nachging und einzelne ihr lustiges Spiel treiben sah, eine ganze Familie bei solcher Unterrichtsstunde zu belauschen, glückte mir nicht mehr.

2. Auswanderer.

Es ist nicht des Menschen Los allein, dem Drang der Verhältnisse weichend, vom „Liebsten, das er hat", scheiden, sein Heim verlassen zu müssen und ferner Fremde zuzuwandern. Auch die Tiere überkommt zuweilen die zwingende Notwendigkeit, von der Heimat zu lassen und anderen Ländern zuzueilen. Ich will nicht der vielen Wanderfahrten unserer Zugvögel gedenken; die kehren ja wieder; auch nicht der zeitweiligen Züge der Fledermäuse, der abenteuerlichen, sagenumsponnenen Lemmingfahrten, der periodischen Hin- und Herzüge der Wildesel, der Bisons, der Renntiere, der Wale und Robben, der plötzlichen Wanderungen der südafrikanischen Antilopen, der Wanderheuschrecke, der Raubzüge gewisser tropischer Ameisen, der jährlichen Brautzüge der Landkrabben, Seeschildkröten, Aale, Lachse. In all diesen Fällen, wenn ich von Wald- und Wiesenbränden, Ueberschwemmungen, Seuchen, Verwüstungen durch Erdbeben absehe, ist der eingetretene Nahrungsmangel oder der Wunsch, für die künftige Brut passende Wohnplätze aufzusuchen, die Triebfeder der Auswanderung, und sie alle kehren regelmäßig oder doch beim Eintritt der früheren Verhältnisse wieder nach ihrer Heimat zurück. Es gibt aber auch andere Umstände, die den Tieren ihr Heim verleiden können, lästige Nachbarn, wiederholter Ueberfall ihrer Behausung, Beunruhigung durch Lärm u. a. m. Solch lästiger Beeinflussung weichen viele Tiere, räumen ihre Siedelung mit Sack und Pack und gehen daran, an günstigerer Stelle eine neue Niederlassung zu begründen. Dieser Fall trifft oft bei Ameisenkolonieen ein, und einen solchen habe ich erst ganz kürzlich wieder zu beobachten Gelegenheit gehabt.

An einem der heißen Maitage dieses Jahres war ich in unsern Wienerwald hinausgewandert, und zwar von vornherein mit der Absicht, einmal dem Treiben der Ameisen im Freien zuzusehen und dann aus der einen und anderen Niederlassung kleine Gesellschaften samt Puppen und Eiern gefangen mitzunehmen. Ich hatte mehrere Baue im Holze nagender Ameisen und einige Kolonieen kleiner roter Rasenameisen mit Muße durchsucht und aus jedem Baue einige hundert Gefangene gemacht, als ich auf einer versteckten Waldlichtung auf einen etwa vor einem Tage begonnenen ganz niederen Hügel unserer roten Waldameise stieß. Ueber den in den Erdboden gegrabenen Gängen waren die aus der Erde heraufgeholten Erdkrümchen und etwa eine Handhoch Nadeln, kleine Zweige, Halmwerk und Harzbröckchen zusammengetragen. Die Inwohner fand ich in voller Arbeit, zugleich aber, was mir sofort auffiel, bewegte sich ein Zug hin und her wandernder Ameisen seitwärts nach dem Walde hin. Sowohl die Teilnehmer des Zuges als die beim Baue Beschäftigten waren durchaus Arbeiterinnen; Männchen und Weibchen waren nicht zu finden; auch fanden sich bei Untersuchung des Baues keine Eier oder Puppen. Die mit dem Zuge Ankommenden sprangen sofort in die Arbeit ein, während andere die Arbeit sein ließen und fortzogen. Ich sah dem Treiben eine lange Stunde zu, als plötzlich in dem Zuge insofern eine Aenderung eingetreten war, daß keine Arbeiter mehr ankamen, wohl aber immer mehr wegwanderten, bis nach einer weiteren halben Stunde der Zug aufhörte, und da, wo früher mehrere tausend gearbeitet hatten, kaum hundert mehr langsam ihrer Arbeit nachgingen. Nachdem ich in einer nahegelegenen Restauration einen Imbiß genommen, kehrte ich nach etwa zwei Stunden wieder zu dem Baue zurück und fand alles beim alten, nur daß ab und zu einige Arbeiter in der Richtung des früheren Zuges eintrafen. Bald kamen mehr und mehr, und endlich war wieder ein dichter Zug von Arbeiterinnen im Zulaufe, die sofort emsig an das Zuschleppen von Baustoffen gingen. Ich sah dem Treiben noch eine Weile zu, dann aber machte ich den Versuch, der mir schon öfter geglückt war, den Zug nach seinem Ursprunge zu verfolgen. Dies war diesmal nicht ganz leicht, da der Zug schon etwa zwanzig Schritte vom Baue weg nach einem Abhange hin sich verlor und wiederholt unter Gestrüpp hindurchzog. Nach bald längerem, bald kürzerem Suchen fand ich jedoch den Zug

immer wieder und gelangte endlich an den Waldrand und längs diesem nach einem Hügel, an dessen Fuße ein ersichtlich erst vor kurzem zerstörter Ameisenbau lag. Hier fand ich alles in Aufregung; Arbeiter, Männchen, Weibchen wogten durcheinander; da und dort wurde eine Puppe, ein Ei in Sicherheit gebracht; aber es wurden keine Anstalten zum Wiederaufbau getroffen, was ja sonst nach jeder Zerstörung eines Baues sofort geschieht. Ich fand bald den Grund hierfür, indem ich bei genauerer Untersuchung wahrnahm, daß der Bau schon zu wiederholten Malen zerstört worden sein mußte. Nun wurde mir klar, daß die Ameisen im Begriffe standen, den Bau aufzulassen und auszuwandern und daß der von mir zuerst aufgefundene Bau das neue Heim der Ameisenkolonie sei. Daß dem wirklich so, konnte ich noch an demselben Tage erfahren; denn als ich am Heimwege nach etwa vier Stunden beide Baue nochmals aufsuchte, fand ich die Ameisen zum großen Teile schon übersiedelt, und stieß, als ich dem Zuge nachging, etwa in der Mitte desselben auf Arbeiterinnen, die mit Puppen oder Eiern belastet waren; andere Arbeiterinnen schleppten Baumaterialien vom alten Baue mit. Die neue Ansiedelung war von der alten in gerader Linie über 300 Schritte entfernt; da aber der direkte Weg über sumpfiges Terrain führte, mußten die Auswanderer in weitem Bogen umgehen.

Ich suchte acht Tage später beide Baue nochmals auf, fand den alten ganz verlassen, den neuen gewiß dreimal höher geworden. Was ein solches auswanderndes Völkchen bewegt und ob ihnen die Trennung von ihrer Geburtsstätte nahegeht, das entzieht sich wohl unserer Beobachtung; die Härten und Mühen solcher Auswanderung aber bleiben ihnen ebensowenig erspart, wie dem Europamüden, der in der Neuen Welt sein Heil sucht.

In einer Sturmnacht.

Von

G. Emil Barthel.

Der Himmel grau, kein Sternlein mehr
Erglänzt vom ganzen Sternenheer,
Nur Wolkenschichten jagen,
Und brausend fährt der Sturm daher,
Die Erde bebt, es wogt das Meer,
Die Glocken hallen dumpf und schwer,
Und Menschenherzen zagen.

Herr Gott, in deine Hand gelegt
Sei jedes Schiff, das Menschen trägt
Auf sturmbewegten Wellen!
Und jedes Herz, das hastig schlägt,
Und wie ein Schiff, vom Sturm bewegt,
Auf Lebenswogen Lasten trägt: —
O laß es nicht zerschellen!

Der Hohentwiel.

Von

Hauptmann Zernin.

„Wer die Geschichte seines Vaterlandes in kurzen Umrissen kennen lernen will, der vertiefe sich in die Vergangenheit einer solchen Feste, deren Hallen oder Trümmer die Zeugen großer Ereignisse gewesen sind."
Goethe.

Der Reisende, welcher von Nordosten kommend auf der Schwarzwaldbahn das gesegnete badische Land von Offenburg an quer durchschnitten, die Höhen des Waldgebirgs bei St. Georgen überstiegen und hinter Villingen das wiesenreiche Thal der hier noch sehr jungfräulichen Donau schnellen Flugs durchmessen hat, wird am fernen Horizont durch einen seltsamen Anblick überrascht. Westlich von dem auch kriegsgeschichtlich bekannten Städtchen Engen mit seiner großen und schönen Pfarrkirche treten nacheinander mehrere Bergkegel schroff hervor. Da erscheint zuerst die Spitze von Hohenhöfen und weiter südlich Hohenstoffeln; die Bahn biegt dann ganz nahe um die scharfgeschnittene Ecke von Hohenkrähen und hält endlich bei der Station Singen am Fuß der gewaltigsten dieser Bergkuppen, des Hohentwiel. Wie schon der Name andeutet, sind diese Bergspitzen sämtlich von nicht geringer Höhe, sie erweisen sich mit noch vier weiteren Bergen als freistehende Basaltfelsen ohne Verbindung mit anderen Bergrücken und fallen darum ganz besonders in das Auge.

Wie kommt es — so fragt man sich beim Anblick dieser seltsam gestalteten Bergriesen —, daß diese zackigen Felsungeheuer so unvermittelt in flachem Lande auftreten, welche Naturkraft hat sie geschaffen, und wie lange strecken sie wohl schon ihre bemoosten Häupter so kühn zum Himmel empor?

Eine bestimmte Antwort auf solche Fragen wird uns niemand geben, selbst der gelehrteste Geologe hat hierüber wohl nur Vermutungen. Ohne Zweifel bilden jene hohen, vulkanischen Bergkegel, die mitten aus dem Bodensatze alter Flut aufsteigen, Denksteine einer stürmischen Vorgeschichte unserer alten Mutter Erde. In der Niederung, die einst gleich dem jetzigen Becken des Bodensees von der wogenden Flut überströmt war, ragen diese schroffen und malerischen Bergspitzen empor; ihre basaltischen Massen müssen sich wohl glühend durch die Spalten der Erdrinde den Weg über den Wasserspiegel gebahnt haben. Für Fische und Wassermöwen mag es ein denkwürdiger Tag gewesen sein, als es in den Tiefen so brauste und zischte und die Erdoberfläche eine neue Gestalt annahm. „Aber das ist schon lange her," sagt J. V. von Scheffel im ersten Kapitel seines „Ekkehard" und fährt dann fort: „Es ist Gras gewachsen über die Leiden derer, die bei jener Umwälzung mitleidlos vernichtet wurden; nur die Berge stehen noch immer ohne Zusammenhang mit ihren Nachbarn, einsam und trotzig wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Vorhandenen durchbrechen, und ihr Gestein klingt, als säße noch ein Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit drin, da sie zuerst der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt."

Sobald man bei Singen die Bahn verlassen hat, wendet man sich direkt zu dem Ort und durchwandert seine breiten Hauptstraßen. Man überschreitet dann den Schienenweg und das raschströmende Flüßchen Aach, folgt hierauf einem durch Wiesen sich schlängelnden Fußpfade und trifft nun auf einen guten Fahrweg, der in sanfter Steigung bergan führt. Fast greifbar streckt uns der Hohentwiel seinen breiten Felsenrücken entgegen, in einer halben, höchstens dreiviertel Stunden scheint er ersteigbar, allein bald verlangsamt, durch die zunehmende Steigung des Wegs, des Wanderers Schritt, und es dauert wohl über eine Stunde, bis er die Bergspitze erreicht. Der Hohentwiel hat die nicht unbedeutende Höhe von 684 m, erreicht also die beiden größten Spitzen des Taunusgebirges: den großen Feldberg (880 m) und Altkönig (798 m) nicht ganz, dagegen überragt er in nicht geringem Maße den höchsten Punkt der Bergstraße: Melibokus (512 m), den Felsberg im Odenwald (495 m), den Trifels in der

Der Hohentwiel. Nach Merian.

Rheinpfalz (462 m), den Königstein an der Elbe (355 m) u. a. m. Nach einer Wanderung von etwa 25 Minuten erreicht man den Hof oder die Meierei bei der alten Linde, wo ein schwäbischer Schultheiß — der Hohentwiel bildet mit seiner Umgebung eine württembergische Enclave — die Trümmer der alten Feste hütet. Nun hört der Fahrweg auf, ein steiler und recht steiniger Fußweg führt weiter auf die Höhe. Der Weg wird immer unbequemer, so daß auf demselben schon unzählige Schweißtropfen vergossen sein mögen; endlich gelangt man an das erste in den Fels gehauene Thor, überschreitet die ehemalige Zugbrücke und ist auf der ersten Bergterrasse angelangt. Ueberrascht blickt man um sich und erfreut sich an der ebenso weiten wie schönen Aussicht, die sich in so ausgedehntem Umkreise selten in Deutschland wiederfinden mag. Der Dichter des „Ekkehard“ sagt von ihr: „... Ueber dem glänzenden Bodensee grüßt der Säntis aus blauer Ferne so anmutig und groß herüber wie vor viel hundert Jahren, und es ist immer noch ein vergnüglich Geschäft, ins schwellende Gras gelagert, eine Umschau zu halten über das weite Land.“

In der That wird hier eine Rundschau geboten, die einen seltenen Reiz hat. Fächerartig ausgebreitet liegt die ganze Niederung vor unsern Augen, nur einzelne Anhöhen — so besonders der seltsam gestaltete Felsblock des Hohenkrähen — steigen aus derselben empor und heben sich scharf vom Horizont ab. Südlich schimmert die lange Silberfläche des Bodensees zu uns herüber, und hinter ihr hebt der breite, durch eine Kluft in zwei Zacken geteilte Gebirgsrücken des Säntis sein leider öfters durch Nebel verhülltes schneebedecktes Haupt hoch in die Wolken. Bei klarer Luft muß der Standpunkt auf dem Hohentwiel eine überaus weite, malerische Aussicht gewähren, die Tiroler und die Schweizer Alpen selbst bis zum Montblanc sollen dem bloßen Auge erreichbar hier entgegentreten, während die lachenden Ufer des Bodensees mit ihren verschiedenen Gebietern — Baden, Württemberg, Bayern, Oesterreich, Schweiz — sich deutlich unterscheiden lassen. Man gedenkt

auf dieser Höhe gern des Eichendorffschen schönen Liedes:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Wald und Feld!"

Die nächste Umgebung auf der Höhe zeigt dem Wanderer ein großartiges Chaos von Trümmerhaufen. Da liegen sie, die gewaltigen Reste von Felsbauten, auf- und übereinander, wie sie eine rohe Gewalt geschichtet hat, oft malerisch, dann wieder seltsam verwirrt. Die Burg, die hier einst gestanden hat, muß von sehr bedeutender Ausdehnung gewesen sein. Schon die Bergkuppe des Hohentwiel, welche wesentlich umfangreicher ist als manche andere, wie z. B. jene, auf denen die alte Burg von Baden-Baden, oder der Trifels und die Madenburg in der Pfalz, die Starkenburg, Schloß Auerbach und Burg Frankenstein an der Bergstraße, die Ebernburg an der Nahe, Rheinfels am Rhein u. a. m. gestanden haben, zeigt uns

Der Hohentwiel.

durch die Reste der ausgedehnten Ringbauten, daß hier einst eine besonders stattliche Fürstenwohnung gestanden haben muß. Und wie mannigfaltig und denkwürdig waren ihre Schicksale! Eine Geschichte von mehr als 1000 Jahren redet an dieser Stätte zu uns; große, stolze und wieder traurige Tage waren es, welche die Insassen dieser Burg erlebt haben, bis der stattliche Bau endlich in einen solchen Trümmerhaufen verwandelt wurde und alle menschlichen Bewohner ihm den Rücken kehrten.

Ebenso groß wie der Genuß des Naturfreundes auf dieser Stelle ist der Gewinn, den der Freund vaterländischer Geschichte davonträgt, wenn er forschend überdenkt, was seit den Tagen der Vorzeit über diese Felsenburg ergangen, auf deren Trümmern heute sein Fuß ruht. Suchen wir nun die hauptsächlichsten Daten festzustellen, die sich an der Hand kundiger Führer an diese redenden Zeugen der großen Vergangenheit knüpfen lassen [1]). Freilich

[1]) Wir folgen in den vorstehenden Angaben hauptsächlich dem schon älteren, aber durchaus tüchtigen Werke: „Geschichte Hohentwiels, der unbezwungenen Feste im dreißigjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte desselben, aus urkundlichen Quellen dargestellt von O. F. H. Schönhuth. Mit einer Ansicht. Freiburg i. Br., 1836."

Weiter haben wir benutzt die vortreffliche und

werden wir kaum mehr als eine schmucklose Aneinanderreihung von Ereignissen bieten können, wie sie in der Folge von vielen Jahrhunderten über das Haupt des Hohentwiel und seine Glieder vorüberzogen. Auch er war einst, wie es im Volkslied heißt, eine „stolze und kühne“ Burg, — jetzt sind ihre Mauern „zerfallen und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin!“

Ueber den Ursprung der Felsenburg Hohentwiel ist ein dichter Schleier gezogen, den keines Forschers Hand bis heute zu lüften vermocht hat. Gewichtige Anhaltspunkte sprechen jedoch dafür, daß der Hohentwiel von den Römern zuerst befestigt wurde, so namentlich der Name duellum oder duellium, den der Berg schon in den frühesten Urkunden trägt, sowie die nahe Lage des Hohentwiel am Rhein und Bodensee, an welchem die Römer in den ersten Zeiten ihres Uebertritts nach Germanien Niederlassungen gründeten. Es wird angenommen, daß die Erbauung des Kastells auf dem Hohentwiel etwa im Jahre 258 n. Chr. unter Kaiser Maximin erfolgte; andere halten sie erst 100 Jahre später unter Valentinian für wahrscheinlich. In den alles verheerenden Stürmen der Völkerwanderung blieb sicher die Felsenburg nicht verschont, später wurde sie wohl einem alemannischen Großen als Wohnsitz übergeben oder bildete den Aufenthalt der Gaugrafen des Hegaus unter den Karolingern. Um jene Zeit soll auf dem Berge Twiel ein Kloster errichtet worden sein. Im Jahre 890, als Schwaben noch nicht in ein Herzogtum verwandelt worden war und seine Einkünfte zur königlichen Kammer gezogen wurden, kamen die sogenannten Kammerboten ins Land, Erchanger und Berchtold, welche auf dem Hohentwiel ihren Sitz nahmen. Im Jahre 915 hielt die Burg ihre erste Belagerung aus: Kaiser Konrad lagerte sich vor dieselbe, doch mußte er unverrichteter Sache abziehen, weil Herzog Heinrich von Sachsen in Franken eingefallen war. Damals muß der Hohentwiel schon eine feste Burg gewesen sein, denn sie war zum Aufenthaltsort der mächtigsten Gewalthaber Alemanniens gewählt und vergeblich belagert worden. Ohne Zweifel kam Twiel nach dem Ende der Kammerboten an den neuerwählten Herzog Burkhard von Schwaben als Reichslehen und blieb in dessen Familie. Burkhard II. vermählte sich mit Hadwig, der geistreichen Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, einer Nichte des Königs Otto, „eine sehr schöne, aber gar strenge Frau“, wie Ekkehard berichtet [1]). Die Ehe war nur von sehr kurzer Dauer, der schon bejahrte Herzog starb und hinterließ der Witwe ein reiches Erbe neben dem Herzogtum. Frau Hadwig — diese von Scheffel so charakteristisch gezeichnete hohe Frau — soll 994 aus ihrer stets regen Lebensthätigkeit abberufen worden sein, doch ist diese Zeitangabe nicht verbürgt. Nach ihrem Tode fiel der Hohentwiel an König Heinrich II., den Nachfolger Ottos III. Im Jahre 1079 befand sich die Burg im Besitz von Rudolf von Schwaben, dessen Gemahlin Adelheid hier ihre letzten Tage in Kummer und Armut verlebte, während Rudolf im Norden Deutschlands um die Königskrone kämpfte. Sein Schwiegersohn, Markgraf Berthold von Zähringen, folgte ihm im Besitz; zu jener Zeit wurde der Hohentwiel — vielleicht zum erstenmal — erobert. Als nämlich nach Rudolfs Tode im Jahre 1080 der Kampf des Kaisers Heinrich IV. und der Anhänger Rudolfs am Bodensee noch fortdauerte und Berthold von Zähringen den Feind seines Schwiegervaters, den Abt Ulrich von St. Gallen, mit Krieg überzog, rächte sich letzterer dadurch, daß er seinerseits die Güter Bertholds verheerte und auf diesem Zuge die Bergfestung wenn auch nicht mit Gewalt, so doch durch Verrat ihrer Bewohner nahm; er gab sie aber bald wieder zurück. Im Jahre 1094 wurde Hohentwiel mit dem schwäbischen Herzogtum eine Besitzung der hohenstaufischen Kaiser, doch traten auch Ritter „von Twiel“ auf, die aber wahrscheinlich nur Lehensträger der Burg waren; später erschienen

völlig zuverlässige „Beschreibung des Oberamts Tuttlingen, herausgegeben von dem K. statistisch-topographischen Bureau, mit Tabellen, Ansichten und einem Plan von Hohentwiel. Stuttgart, 1879.“

Endlich haben wir in einigen Punkten auch die „Geschichte von Hohentwiel von E. von Martens (Stuttgart, 1857)“ zu Rate gezogen.

[1]) Nicht der „Ekkehard“ von J. V. von Scheffel ist hier gemeint, sondern der wackere Geschichtsschreiber Ekkehard IV., Mönch von St. Gallen, der offenbar dem deutschen Dichter als Vorbild seines unübertroffenen kulturgeschichtlichen neuen Werkes gedient hat. Sein Hauptwerk ist die Fortsetzung des von dem Mönche Ratpart begonnenen Werks: de casibus monasterii St. Galli (über die Schicksale des St. Galler Klosters). Ekkehard soll zu Mainz nach der Mitte des 11. Jahrhunderts gestorben sein, ob 990 oder in welchem Jahr, ist unbekannt.

in Urkunden die Herren „von Klingen, genannt von Twiel“ und sodann die Herren „Edeln von Klingenberg“ als neue Besitzer; wahrscheinlich verlieh diesen nach dem Erlöschen des Hauses der Hohenstaufen Rudolf von Habsburg die Feste wegen der Verdienste, die sich sein Kanzler Heinrich von Klingenberg um ihn erworben hatte. Die Ritterburg wurde nun stark befestigt, denn sie hatte manche Stürme auszuhalten. Im Jahre 1464, als fünf Brüder von Klingenberg auf Hohentwiel saßen, die mit dem St. Georgenbunde in offene Fehde geraten waren, wurde die Festung wiederum, jedoch vergeblich, belagert, ein Jahr später folgte die Beilegung des Streits. Die Klingenberger kamen in der Folge von ihrem Wohlstand zurück und überließen durch Vertrag vom Jahre 1522 den Hohentwiel an Herzog Ulrich von Württemberg, unter dessen Herrschaft die Felsenburg besonders für Württemberg eine hohe Bedeutung gewann. Vom Hohentwiel aus begann der Herzog im Jahre 1525 mit 30 Fähnlein Fußvolk und 200 Reitern, zusammen 6200 Mann, den Zug zur Eroberung seines Landes, den er jedoch unterbrechen mußte, weil er von den schweizerischen Hilfstruppen verlassen wurde. Er kehrte jetzt und später mehrmals noch auf seine Bergfestung zurück, die er dann ganz verließ, um an den Hof des Landgrafen Philipp von Hessen zu gehen, worauf er endlich 1534 wieder in den Besitz seines Ahnenlandes gelangte. Oesterreich machte nun verschiedene Versuche, um wieder Herr von Hohentwiel zu werden, doch scheiterten alle seine Bemühungen, und durch den Passauer Vertrag (6. August 1552) kam die Feste unbestritten an Württemberg, dessen Fürsten sie fortan in großen Ehren hielten. Herzog Christoph ließ dieselbe nicht allein verstärken, sondern auch verschönern und unter anderem die „fürstliche Burg“ dort aufführen, welcher Hauptbau zufolge der noch in Stein sichtbaren Zahl im Jahre 1554 vollendet wurde; auch das sogenannte „Rondel“, unstreitig das schönste Bauwerk der Feste, wurde wohl zu seiner Zeit aufgeführt. So konnte jetzt der Hohentwiel nicht bloß als fester Punkt, sondern auch als fürstliche Residenz sich eines stattlichen Aussehens rühmen; derselbe erreichte gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Gipfelpunkt seines Ruhms in der Schönheit seiner Erscheinung [1]).

In den nächsten Jahrzehnten ging auf dem Hohentwiel nichts von Bedeutung vor. Da kam der dreißigjährige Krieg, der die glänzendste Kriegsepoche der Bergfestung sehen sollte, und zwar unter ihrem mutvollen Verteidiger, dem württembergischen Major **Konrad Wiederhold**. Derselbe war ein wahrer Heros, welcher der Felsenburg unvergänglichen Ruhm verleihen sollte. Herzog Eberhard III. ernannte diesen tapferen Krieger, einen geborenen Hessen, der sich früh schon der Ingenieurkunst gewidmet hatte, 1634 zum Kommandanten von Hohentwiel, nachdem derselbe schon zwei Jahre vorher auf der Festung verweilt und damals die nahen Burgen Hohenkrähen und Mägdeberg dem Feinde entrissen hatte. Die Kaiserlichen brüteten Rache, und im Juli 1635 zog Oberst **Vitzthum** mit einer ansehnlichen Truppenmacht heran, um Hohentwiel zu belagern. Dazu brach eine bösartige Pestkrankheit unter der Besatzung aus. Doch der tapfere Wiederhold verlor den Mut nicht und der kaiserliche Oberst sah sich im Februar 1636 genötigt, das Feld zu räumen, nachdem er ein halbes Jahr „umsonst um die Dame

[1]) Etwa aus jener Zeit stammt die Aufnahme unseres ersten Bildes, das wir nach Merian, topographia Sueviae (1643), hier wiedergeben. Wir entnehmen einem Reisebericht des Herzogs Friedrich von Württemberg folgende Einzelheiten, um eine anschauliche Beschreibung zu geben, wie es gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf der stattlichen Feste aussah: „... Diß Fürstlich, ja Königlich Hauß ligt im Hegow, nit weit vom Bodensee, in einer lustigen vnd an Wein vnd Korn Fruchtbaren landtsgelegenheit, ist vber die maßen Vest, es ist sich zu verwundern, wie der sehr harte Felß, ledig vnd allein, in so vbergroßer Höhe, im Feld aufsteigt, da so nahe darbei kein einiger Berg, der jhme möchte schaden bringen, also das er weder mit Steigen, Schießen oder Vndergraben, durchaus nicht kan gewältigt werden, auff demselbigen ist das Schloß, nicht nur mit vielen schönen Fürstlichen Zimmern, vnd nothwendigen Gemachen, wie auch guten Cisternen vnd Schöpfbrunnen, deßgleichen mit Keller vnd Stallungen, sondern auch mit Pasteyen (Basteien), Wählen (Wällen) vnd starken Wehren, zum vberfluß versehen, welches jedoch ohne Noth geachtet werden möchte, angesehen, das von Natur dieser Platz dermassen beuestiget, das sich darob zu verwundern. Wann auch schon weder Wähl, Bollwerck, noch Pasteyen, sondern nuhr allein die Thor vnd Fallbrucken, dahin gebauwet weren, würde es vor eines mächtigen Feindes gewalt woll sicher sein, daher auch ettlich nicht vnbillich sagen, das sich eines solchen Hauses (da es auff den Vngarischen Grentzen gelegen) die gantze Christenheit zuerfreuwen hatten. Beneben wird an disem Berg erbauwet, Korn, auch trefflich guter Roter vnd Weisser Wein, welches der Welsch Doctor vom Willkom woll erfahren. Nicht weniger ist bei dieser Vestung, an gutem Bauw vnd Brennholz, gar kein mangel...“

gebuhlt“, wie es in dem „Lobspruch der weitberühmten Vestung Hohentwiel“ des Zeitgenossen M. Matthäus Esenwein heißt. Im Jahre 1637 mußte Herzog Eberhard in bedrängter Lage sich der Forderung Oesterreichs fügen und in die Abtretung des Hohentwiels an das letztere willigen; doch nun war es Wiederhold, der die Ausführung des Plans vereitelte. Er schloß eigenmächtig mit Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar einen Vertrag ab, wonach Sachsen und Württemberger die Feste gemeinschaftlich besitzen und Kommandant und Besatzung in die Dienste dieses Herzogs treten sollten. Im August 1639 erschien nun der kaiserliche Feldmarschall Huyn von Gelern mit einer neuen Truppenmacht vor der Festung und unternahm die Belagerung. Dieselbe begann am 6. August mit einer Beschießung; Versuche, die Burg durch Minen zu sprengen, reihten sich an, doch ein großer Erfolg wurde nicht erreicht. Allerdings gelang es dem Gegner, in den Vorhof der Feste einzudringen, der nur mit Palissaden befestigt war, allein dann wurde er wieder zurückgetrieben. Am 8. November wurde die Belagerung aufgehoben, doch blieb ein Teil der Kaiserlichen noch einige Zeit zurück; nachdem sie im ganzen 1500 Mann, Wiederhold jedoch nur 10 Mann eingebüßt hatte, verschwanden die Kaiserlichen. Im September 1640 trat ein neuer Feind auf: Don Enriquez mit 7000 österreichischen und spanischen Truppen, allein auch dessen Anstrengungen blieben vergeblich. Der Weimaraner Oberst Rosa kam zum Entsatz herbei, Wiederhold machte kräftige Ausfälle, und so kam es, daß die Belagerungstruppen bald auf die geringe Zahl von 700 Mann zusammenschmolzen. Im Juli 1641 war es nun der kurbayerische Oberst Neumark, welcher vor der Feste erschien; ihm folgte im Oktober Graf von Sparre mit kaiserlichen und bayerischen Truppen; letzterer hatte hoch und teuer versprochen, den Hohentwiel in drei Monaten zu nehmen. Er eröffnete ein bedeutendes Geschützfeuer, so daß nach dem Bericht eines Zeitgenossen das Feuer „etliche Meilen weit gesehen“ wurde. Allein auch diesmal nahm die Belagerung keinen glücklichen Fortgang, und als zu Neujahr 1642 die aus den Besatzungen vom Elsaß herbeigeeilten schwedischen Truppen die Kaiserlichen überfielen und Wiederhold gleichzeitig einen Ausfall unternahm, eroberte er sogar das ganze Sparresche Lager. Bis zu Ende des Jahres blieb nun der tapfere Kommandant unangefochten, der inzwischen viele glückliche Streifzüge unternommen und unter anderem auch Ueberlingen erobert hatte. Auch noch im Jahre 1644 wagten bayerische Truppen einen Zug gegen Hohentwiel — er blieb gleichfalls erfolglos.

Wiederhold, welcher schon lange überzeugt war, daß ein allgemeiner Friede ein hochwichtiges Bedürfnis sei und demnächst kommen müsse, hatte erklärt, seine Festung gegen die völlige Befreiung Württembergs von Oesterreich übergeben zu wollen; der Vertrag war zwar am 21. Mai 1644 abgeschlossen, doch seine Bedingungen nicht von den Kaiserlichen gehalten worden, so daß Wiederhold nach wie vor die Feindseligkeiten im Bereich seines Platzes fortsetzte und im Januar 1645 unter anderem die Mainau überrumpelte. Im folgenden Jahre nahm er die Insel Reichenau, indem er über den zugefrorenen Rhein ging, sowie die Stadt Sulz. Endlich wurde der Friede in Münster und Osnabrück abgeschlossen und der Hohentwiel darin Württemberg zugesprochen. Am 10. Juli 1650 übergab der tapfere Degen dem Herzog seine Festung, die er vor so vielen Anfechtungen bewahrt hatte; er sehnte sich nun nach Ruhe und endete sein thatenreiches Leben am 13. Juni 1667 zu Kirchheim unter Teck, noch nicht 70 Jahre alt. Ein trefflicher Kriegsmann, ein tüchtiger und braver Degen hatte ausgeatmet!

Unter Wiederhold hatte sich das Innere der Festung nicht unwesentlich verändert. Er baute daselbst eine Kirche, deren Grundsteinlegung mitten im Kriegsgetümmel der Belagerung von 1639 erfolgte und deren Bau in wenigen Jahren vollendet war. Die Orgel dazu mußte das eroberte Ueberlingen spenden. Im Jahre 1645 wurde das Gotteshaus eingeweiht; es hat wesentlich dazu beigetragen, die kriegsgewohnten Leute Wiederholds durch innere Erbauung vor Roheit und Sittenlosigkeit zu bewahren. Ferner ließ er das neue Gasthaus errichten, in welchem sich die Kanzlei sowie seine Rüstkammer befanden, worin er manches großen Helden Waffen aufbewahrte, die er selbst erbeutet hatte oder zum Geschenk erhielt; endlich erbaute er ein Zeug- und Kugelhaus, das mit Waffen und Munition stets reich gefüllt war; auch das neue Portal, über welchem Wiederholds Wappen mit kurzer und doch vielsagender Inschrift angebracht worden, war ihm zu verdanken. Diese Inschrift verdient näher gekannt zu sein, sie lautet:

Durch Gottes Gnad und Helden Trew
Dis Vöste Hauß hier stehet New.
Der Feind hats zwar fünfmal geschreckht
Doch Hat der Herr zum Schutz erweckht,
Den Wiederhold der fünffzehn Jahr
Dasselb beschützt in Feindts gefahr. 166. [1]).

Die Geschichte Hohentwiels schweigt seit 1650 mehrere Jahrzehnte lang. Während des spanischen Erbfolgekriegs wagten kurbayerische Truppen 1703 einen Angriff auf die Festung, allein sie mußten sich unverrichteter Dinge zurückziehen.

Herzog Karl Alexander von Württemberg ließ nach dem Jahre 1734 noch manche Neubauten im unteren Teile der Bergfestung nach den Vorschlägen von Georg Bernhard Bilfinger ausführen; sie brachten den letzten Zuwachs der Burg, welche stets noch militärischen Wert besaß. Später verschwand der letztere immer mehr, und gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts verlor sie ganz ihre Bedeutung und wurde unter dem Herzog Karl hauptsächlich zur Festhaltung wichtiger Staatsgefangener benutzt. Unter denselben sind besonders aufzuführen: der preußische Werbeoffizier von Knobelsdorf, der württembergische Oberst Rieger und der Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser. Der erstgenannte betrat die Festung in seinen Jugendjahren, um sie als Mann mit grauen Haaren zu verlassen, Rieger war vier Jahre lang dort Gefangener, und Moser kam aus heute noch nicht genau ermittelten Gründen nach Hohentwiel, um fünf Jahre strengste Einzelhaft zu erdulden.

Wenn auch die Bergfestung an ihrer einstigen militärischen Bedeutung starke Einbuße erlitten hatte, so wurde sie doch fortwährend in gutem Ausrüstungszustande gehalten. Mit Munition und Proviant war sie für eine jahrelange Belagerung versehen, da Mehl und Fleisch massenhaft vorrätig waren und die vier Pulvertürme „Tiger", „Löwe", „Panther" und „Drache" Pulver in schwerer Menge enthielten. Die Geschützausrüstung war dementsprechend: 25 Kanonen nebst anderen Geschützen hatten auf der Festung ihre Plätze [1]).

[1]) Beide Denksteine — Inschrift und Wappen — sind der heutigen Zeit zum größten Teil erhalten. Sie bilden mit den noch vorhandenen Ueberresten des Schlosses mit der Jahreszahl 1554 und dem in der Registratur des Kriegsministeriums zu Stuttgart befindlichen alten Fremdenbuch, das Einzeichnungen von 1652—1799 enthält, die geschichtlich wertvollsten Ueberbleibsel der einst so großen und mächtigen Felsenburg.

[1]) Einer interessanten Beschreibung der hauptsächlichsten Armierungsstücke, die sich noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf Hohentwiel befanden und die ein altes Buch über Büchsenmeistern enthält („Gründlicher Unterricht der Büchsenmeistern. Reißbuch von Johannes Siglin, angefangen zu Hohentwiel den 1. Augusti anno 1728," Handschrift in Querfolio, mit schönen Federzeichnungen) ist folgender kleiner Auszug entnommen:

Ein Vierundzwanzigpfünder, genannt „der Bär", mit folgendem Spruch:

Ich alter Beer
thu brummen sehr,
mit meiner Pfeiff
Ich alls umkehr.

und dem württembergischen Wappen mit der Umschrift: 17 E. L. H. Z. W. 29.

Eine ganze Kartaune*), schießt 48 Pfund. Bild: ein Hahn mit dem Spruch:

Wann ich Hahn kräh vf Hohentwiel,
Mach ich dem Feind der Unruh Viel.
Wann mein geschrey thut erschallen,
Thun viel derselben zu Boden fallen.

Unten das württembergische Wappen mit der Aufschrift: E. Z. H. Z. W.

Unter dem Wappen: Fortitudo Vigilantia.

Eine Viertels-Kartaune. Bild oben: Simson, wie er mit dem Löwen ringt. Spruch:

Wie Simson den Lewen bezwang,
Also ich meine Feind empfang,
Vf Hohentwiel hin horche ich,
Und meine Feind von weitem sich (seh').

Unten das sächsische Wappen mit der Ueberschrift: Churfürst Johann Friederich der I. dieses Nahmens, älteste großmütige und Standhaftesten Hertzog zu Sachsen.

Ein einfaches Falkonet (auch Falkaune, oder Falke genannt, ältere Geschützart) mit dem Bilde eines Fuchses und dem Spruch:

Das Füchslein man mich nennen thut,
Nehr mich mit meiner Feinden Blut.
Wann ich derselben thu ein erschleichen,
Muß der Haar lassen kan, nit weichen.

Ein Schild mit der Schrift: Churfürst Friedrich der III., Hertzog zu Sachsen, unten das sächs. Wappen.

Ein Stück, schießt 18 Pfund. Bild: ein Meerungeheuer mit einem Hörnlein im Mund. Spruch:

Wenn ich blaß mit diesem Horn,
So thut es meinem Feind Zorn.

Unten den Reichsadler mit der Aufschrift: Consilio et industria. Unter dem Adler: Oppilabit os.

*) Die Kartaune war die Geschützgattung des 16. und 17. Jahrhunderts, sie entstand aus der Bombarde und hatte ein längeres Rohr; die größeren Kartaunen wurden auch Hauptbüchsen oder Metzen genannt. Es gab ganze, halbe und viertel Kartaunen. Nach dem alten Buche: „Theoria et praxis Artilleriae, Nürnberg, 1683" war „eine gantze Carthaune, im Fall es gut, so eine Kugel von 48 Pfund Eisen schießet, 19 Cal. oder Kugeln lang, wiegt am Rohre 69 Centner, 90 Pfund, auf 1 Pfund Kugel 160 Pfund Metall, den Centner zu 110 Pfund gerechnet" u. s. w

Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts sollen diese 25 Kanonen mit noch anderen kleineren Geschützen auf dem Hohentwiel aufgestellt gewesen sein, darunter verschiedene Mörser von bedeutender und geringerer Größe, und Böller.

Es kam die französische Revolution und mit ihr die lange Zeit der deutsch-französischen Kriege. Im Oktober 1796 zogen Franzosen und Oesterreicher am Fuß des Hohentwiel vorüber, jedoch ohne etwas gegen die Festung zu unternehmen. Im folgenden Jahre wurde Oberst von Bilfinger deren Kommandant, der 1799 den Oberstlieutenant von Wolff als Beirat erhielt; beide Männer waren wohl wissenschaftlich gebildete Offiziere, allein sie hatten nicht die erforderliche Charakterfestigkeit und Thatkraft, um den ihnen bevorstehenden Ereignissen gewachsen zu sein. Als das Kriegsjahr 1800 begonnen hatte, bestand die Besatzung der Festung nur aus 106 Mann, größtenteils Invaliden; die Geschütze beliefen sich auf die Zahl 27, doch sollen davon nur zwei ganz brauchbar gewesen sein. Am 1. Mai drängte das französische Corps Lecourbe, welches den rechten Flügel der Rheinarmee bildete, die Oesterreicher von Schaffhausen und Stein her am Hohentwiel vorüber, und gegen Mittag erschien General Vandamme mit seiner Division von 10665 Mann vor der Bergfestung. Die erste Aufforderung zur Uebergabe wurde von dem Kommandanten würdig beantwortet, leider war der Ueberbringer dieser Antwort der Oberstlieutenant Wolff selbst. Im Pfarrhause zu Singen soll nun bei einem reichlichen Mahle General Vandamme den letztgenannten zu überreden verstanden und ihm eine Stunde Bedenkzeit gegeben haben; seine Drohung, im Weigerungsfalle zur Belagerung zu schreiten, konnte um so weniger ernst gemeint sein, als er bereits Befehl erhalten hatte, tags darauf seinen Marsch fortzusetzen. Der Kriegsrat auf Hohentwiel hielt, da der größte Teil der Besatzung unzuverlässig oder unfähig zu einer kräftigen Verteidigung schien, einen ernstlichen Widerstand für unausführbar und entschloß sich zu einer ehrenvollen Kapitulation. So wurde die Bergfestung den Franzosen übergeben und schon am 2. Mai von denselben besetzt. Bilfinger und Wolff wurden dafür am 27. Mai zu Dinkelsbühl vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, jedoch zur Kassation und Einsperrung, bezw. Internierung begnadigt; der erstere kam nach Asperg, der letztere blieb jedoch lebenslänglich im Festungsarrest. Die Franzosen, welche versprochen hatten, den Hohentwiel im gleichen Zustande später an Württemberg zurückzugeben, hielten sich keineswegs an diese Zusage, sie beschlossen die gänzliche Zerstörung der Festung. Am 10. Oktober begann das Einreißungswerk, die Grundmauern der herrlichen Burg stürzten unter der Kraft des Pulvers, der eigenen Beute der Festung, sie brachen zusammen, nachdem sie jahrhundertelang dem Sturm der Zeit getrotzt hatten, und am 1. März 1801 war das Werk vollendet: der Hohentwiel nur noch ein Trümmerhaufe. Ein Versuch, den ersten französischen Konsul zu bestimmen, das Werk der Zerstörung nicht fortzusetzen, war abschläglich beschieden worden, Marschall Berthier hatte erwidert, daß auf Vandammes Verwendung für die Festung „aus höheren Rücksichten" keine Rücksicht genommen werden könne. So mußte denn die schöne Burg fallen, sie wurde in Schutt und Trümmer verwandelt, kein einziges Bauwerk derselben blieb verschont. — —

Die acht Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts haben auf dem Hohentwiel keine wesentlichen Veränderungen hervorgebracht. In der ersten Zeit geschah fast gar nichts zur Erhaltung der Ruinen und Gewölbe, die Reste der Baulichkeiten blieben dem Verfalle überlassen. Im Jahre 1847 entwarf der Generallieutenant von Prittwitz, der Festungsbaudirektor der damaligen Bundesfestung Ulm, einen Plan zur Wiederherstellung der Bergfestung, doch kam er nicht zur Ausführung; wie uns der Sohn des genannten Generals, Herr Oberst von Prittwitz, Kommandeur des großherzoglich hessischen Feldartillerieregiments Nr. 25 in Darmstadt, mitteilte, befindet sich jener Entwurf in den Akten des Königlich württembergischen Kriegsministeriums zu Stuttgart. Daß, wie C. von Martens in seiner „Geschichte vom Hohentwiel" annimmt, die Bergfestung in Gemeinschaft mit ihren benachbarten Bergen in ein gewaltiges Bollwerk Südwestdeutschlands verwandelt werden würde (er sagt vom Hohentwiel: „Seine Wiedergeburt bleibt einer späteren Zeit vorbehalten"), ist wohl kaum anzunehmen, da für die Sicherung jener Gegend im Westen Straßburg mit dem südlichen Flankenposten Neu-Breisach und im Osten das gewaltige Ulm wohl genügen dürfte. Somit wird es dem Hohentwiel wohl ergehen wie so manchen

anderen von den Franzosen zerstörten Burgen: sie sind und bleiben wüste Trümmerhaufen, stumme Ankläger des Vandalismus einer Nation, die doch den Fortschritt und die Civilisation auf ihr Panier geschrieben hatte! —

So ist er also — wie ein Blick auf die heutige Gestalt des Hohentwiel in dem nebenstehenden Bilde ersehen läßt — nur eine große Ruine geblieben, allein selbst in diesem Gewande ist der Hohentwiel auch in der Nähe betrachtet immer noch ein Punkt von unerschöpflicher Schönheit. Dr. von Paulus schildert ihn in der S. 635 angeführten „Beschreibung ꝛc.“ wie folgt: „Seine dicht mit Waldbäumen jeder Art bestockte steil-amphitheatralische Nordseite ist besonders am Abend wunderbar schön, wenn die untersinkende Sonne die voll übereinander empor sich wölbenden Laubbaumwipfel vergoldet und Falken und Habichte darüber langsam schweben. Dann die Felsenpflanzen, unverwüstlich und unermüdlich aus allen Gesteinsfugen sich drängend, dazwischen die stärksten einzelnen Bäume, meist Linden, Ahorne, Ulmen und Eschen, die krampfhaft in die Ritzen ihre Wurzeln hineindrehen, mit ihnen die Felsen umklammern und als prächtige Stämme hinaufstreben. In den

schattigen Falten des riesigen Berges k
uralter Epheu und schmückt oft die Trüm
daß sie edeln Grabmälern gleichen; M
pfeffer- und Steinbrecharten blühen lebhaft
aus der kleinsten Höhlung, goldgelbes Habi
kraut schimmert weithin, allüberall wieder
bläuliche Grün der duftenden Wehrmutpfl
und um die höchsten, noch nie von eines Men
Fuß betretenen Klippen schwankt, wie ein
das vom Windhauch sich tragen läßt, der A
falter Apollo, so recht das durchgeistigte
von der sonnigen Lichtheit dieser Felsennat

Und an diesen Blick in der Nähe möge
ein Hinblick in die stolze Fernsicht nach Bod
und Alpenkuppen sich anschließen, wie ih
Dichter J. V. von Scheffel so schön schil
„auf die steilaufgeschossenen Felsgipfel
Hegaus in einsamer Schöne, . . . den bla
Wiederschein blauen Himmels mit gedopp
Buchtung zu uns sich herbiegenden Bodensee
die fernen riesigen, wie ein Hauch im Abe
verschwindenden Schneeberge . . .“

Das ist der Hohentwiel, der mächtige
riese, der Zeuge großer Begebenheiten, di
waltige Burgruine, durch Sage und Gesc
für alle Zeiten reich geschmückt.

In der Heimat.

Von

Hermann Dickmann

Seid gesegnet, schöne Fluren!
Leuchtend strahlt mir das Gefild'
Meiner Jugend goldne Spuren
Wie ein holdes Märchenbild.
Seit ich treulos dich gemieden,
Hab' ich schwer den Wahn gebüßt;
Du nur gibst dem Herzen Frieden —
Teure Heimat, sei gegrüßt! —

Draußen hab' ich nie gefunden,
Was der Knabe hier verließ.
Freundestrost in trüben Stunden,
Treuer Liebe Paradies.
Folgen wollt' ich meinem Sterne, —
Und zur Wildnis, kalt und wüst
Ward dein Eden, goldne Ferne —
Teure Heimat, sei gegrüßt! —

Müde legt der Pilger nieder
Seinen Stab, da weh'n ans Ohr
Hell die Klänge alter Lieder,
Heben freudig mich empor.
Heilige Stätte! — meiner Leiden
Bittern Kelch hast du versüßt;
Werde nie mehr von dir scheiden —
Teure Heimat, sei gegrüßt! —

Eleonore.

Roman von August Becker.

(Schluß.)

Günstig traf es sich insofern, als der Herr Professor eben einen Unglücklichen, der ohne Ahnung der Gefahr ihr unversehens verfiel, am Knopfe gefaßt hatte und wie ein Tintenfisch seine Beute hielt. So vermochte die Matrone unbekümmert mit Herbig zu plaudern, und sie achtete auch nicht weiter darauf, daß sich allmählich ein ansehnlicher Zuhörerkreis absichtlich oder zufällig um ihren Platz sammelte.

„Und erklären Sie mir nur das eine," fing sie plötzlich nach einigen gleichgültigen Reden an, „wie kommt's, daß Sie, der mir als geistsprühender, liebenswürdiger, weltmännisch gebildeter junger Mann geschildert worden ist, sich hier in der morosen Sonderlingsrolle gefallen. Sie steht Ihnen gar nicht."

„Das thut mir leid."

„Leid oder nicht leid. Sie müssen einer alten Frau schon erlauben, aufrichtig zu sein. Lösen Sie mir das Rätsel."

„Nun wohl! Ich gestehe zu," versetzte Herbig, „daß ich abfalle, wie Macbeth im vierten Akt."

„Wie meinen Sie das nun wieder?"

„Nach dem letzten Hexentrug liebt Macbeth, wie ein Verrückter, gemeine Redensarten. Sollte das Ihrem Scharfsinn entgangen sein, Frau Geheimrätin?"

„Es ist mir bis jetzt nicht aufgefallen," erklärte sie. „Doch glaube ich, Sie haben recht. Allein, wie paßt das auf Sie? Welche Anwendung wollen Sie der Reminiscenz geben?"

Herbig zögerte mit der Antwort. Dann sprach er:

„Das ist mein Geheimnis. Uebrigens wußte ich nicht, daß ich mich hier anders, thörichter als sonst gebe und äußere."

„Sie handeln thöricht, indem Sie sich unzeitig einer Gemütsverstimmung überlassen; aber Thorheit spricht nicht aus Ihren kaustischen Aeußerungen."

„Wirklich, gnädige Frau?"

„In der That hätte ich auf das Gegenteil geschlossen, viel verborgenen Sinn darin gefunden," fuhr die alte Dame fort. „Allein, ich bin bereit, Sie aufzugeben, wenn Sie durchaus sein wollen, was Sie scheinen."

„Thun Sie das noch nicht, Frau Geheimrätin," mahnte er, „so wenig Sie Macbeth beurteilen dürfen auf seine Aussprüche nach der letzten Begegnung mit den Hexen hin, die ihm den ganzen Trug der drei Zauberweiber aufdeckten. Genügt doch ein Weib schon, verderbliche Täuschungen zu bereiten."

„Halt! Lassen Sie mir die Weiber in Frieden, sonst kriegen Sie es mit mir zu thun!" warnte die alte Dame. „Die Frauenseele ist wie ein gutes Buch, an welchem ein galliger Kritiker im einzelnen hundert Ausstellungen zu machen haben mag; allein das Werk an sich soll er mir gelten lassen —"

„Meinen Sie denn, daß heute noch," mischte sich hier der Professor mit dem Geierprofil unversehens ein, „daß heute noch ein Buch geschätzt, die Zusendung eines Buchs als Ehre angesehen wird? O nein! Heute wird ein Faß Bier, ein Korb Wein oder Eier, eine Mettwurst, ein Schinken oder Käse als würdige Ehren- und Huldigungsgabe von großen Männern betrachtet."

„Das ist in der Ordnung," bemerkte Herbig. „Ein Buch läßt sich nicht verzehren."

„Jedenfalls ist es oft ungenießbar, wie unsere jetzige Litteratur überhaupt," äußerte die alte Dame, sich Herbig zuwendend, der, ihren Blick verstehend und dem Geier zuvorkommend, sofort einfiel:

„Für abgestumpfte Gaumen, verzeihen Sie, gnädige Frau, oder für solche, denen der Geschmack für geistigen Genuß überhaupt fehlt, ja! Da befriedigt nur noch der versifizierte Weinschwelg, Bierschlauch, Katzenjammer, — daneben kalifornischer und russischer Fusel, skandinavische

Heringe, Pariser Rattenragouts. So ist nun die von unserer neidischen Kritik genährte Mode, und die Mode geht stets dem Echten aus dem Wege. An Gutem fehlt es nicht in unserer schönen Litteratur; wahre Perlen der Erzählungskunst liegen in unscheinbarster Hülle vergraben. Namen nenne ich nicht; allein, erst heute Nachmittag fand ich in einem Groschenbändchen ein wahres Kabinettstück anschaulicher Seelenkunde: ‚Im Banne der Sinne!‘ wie es kein Russe, Engländer oder Franzose schreiben könnte. Man muß derlei nur zu finden wissen, und dazu gehört ebenso Geschmack, als guter Wille, den man bei uns nicht mehr voraussetzen darf.“

„Oho!“ fiel hier die Geheimrätin lebhaft ein, während der Herr mit der Geierphysiognomie hastig und darum unsicher nach irgend welchem Knopfe an Herbigs Gesellschaftsrock tastete. „Geben Sie nur zu, daß noch manche andere Ursache, auch eigene Schuld mitwirkt. Vor allem die Koterieen, die auch das beste totschweigen, das nicht aus ihrem Kreis hervorgegangen, die gegenseitigen Ruhmesassekuranzen, die das öffentliche Urteil verwirrende Marktschreierei — “

„Reklame macht nur, wer sie nötig hat,“ schaltete Herbig ein, während die alte Dame fortfuhr:

„Die Geckenhaftigkeit, mit welcher einer dem Publikum nichts Besseres mehr vorzuführen weiß, als quartalweise sein eignes Porträt; die Ungeniertheit, mit der ein anderer Fro's Eber als Pegasus reitet; der Aufwand von Kraft, mit welcher ein dritter offene Thüren durch Sturmbalken einrennt, ein vierter Kruppsche Kanonen nach Spatzen richtet, ein fünfter mit Vogelnetzen Bären nachstellt; vor allem das Vordrängen schlechten Wustes auf dem Büchermarkt. All dies hat der Teilnahme an unserer Litteratur Eintrag gethan, in einer Zeit, an die wichtigere Aufgaben herantraten.“

„Letzteres gebe ich nicht zu,“ erwiderte Herbig, indem er die tastende Hand des Professors von seinem Rockkragen abstreifte. „Erste Pflicht einer Kulturnation, wenn sie auf den Namen Anspruch erhebt, bleibt der Anteil an der Litteratur. Unser Volk jedoch richtet sich nach den oberen Luftströmungen. Heute gilt statt Litteratur Litteraturgeschichte. Nicht die Dichtung, eine schlechte banale Analyse derselben lernt man kennen. Innerliche Hohlheit und Unbildung ist die natürliche Folge. Altkluge Kinder, auf den Bierbänken versimpelnde Jünglinge und Männer, ins Modemagazin verlorene ei[illegible] Weiber. Vor allem bedürfen wir wieder ein[es] geistigen Genusses fähiges Publikum.“

„Daran fehlt es doch nicht so ganz,“ wandte die alte Geheimrätin etwas erregt ein. „Denken Sie an den Erfolg unserer archaistischen Erzähler.“

„Ach, das schlimmste Kreuz!“ entgegnete Herbig. „Vom Wesen des historischen Romans keine Ahnung. Welcher Ungeschmack, von Werken der schöpferischen Phantasie zu beanspruchen, daß sie unterrichten, statt zu bilden. Das ist die eitle Hohlheit, die schon so viel Schlechtes, Unkünstlerisches gehoben und getragen hat und das beste unbeachtet ließ: diese Kreise machen die litterarische Mode, da ist das affektierte Wissen, das Liebäugeln mit dem Fremdländischen, das Nasenrümpfen über das schlicht Gesunde heimisch.“

„Und was sind das für Kreise?“ fragte die alte Geheimrätin, den Kopf aufrichtend.

„Da hält man jede gelehrte Schrulle, jeden wissenschaftlichen Aberwitz schon reif zur poetischen Verwertung und Verherrlichung. Was ward nicht schon alles litterarisch in Schwung gebracht durch unsere Professorentöchter und Frauen!“

„Dazu gehöre auch ich!“ rief jetzt die Geheimrätin mit flammenden Augen. „Vergessen Sie das nicht, Sie Giftmichel!“

„Aber, Sie werden zugeben, meine Gnädige . . .“

„Nichts gebe ich zu!“

„Daß Frauen so wenig Urteil haben, als Verlaß auf sie ist, daß sie nur Angeeignetes nachsprechen. Die schlimmsten sind, die sich für die klügsten halten. Sie, Frau Geheimrätin, bilden stets eine Ausnahme.“

„Ich danke für die Ausnahme, leiste Verzicht!“ versetzte sie, indem sie sich sichtlich gereizt erhob.

„So siege ich, wie neulich bei Pharsalus Cäsar!“ sagte Herbig mehr für sich. Allein die alte Dame hatte es dennoch vernommen und kehrte sich nochmals her.

„Neulich? Warum sagen Sie neulich, und was ist das mit dem Sieg?“

„Nun, unsere archaistischen Erzähler thun, als seien sie vorgestern dabei gewesen. Und Cäsar siegte dadurch, daß —“

„Daß seine Soldaten den eitlen Junkern

die für ihre Nasen fürchteten, stets nach dem Gesichte stießen, — das wissen wir auch. Uebrigens echt römisch."

„Verzeihung, Frau Geheimrätin, es waren deutsche Hilfstruppen, Landsleute vom Rhein, die so rücksichtslos zustießen."

„Meinetwegen!" Und damit wandte sich die lebhafte Matrone zu ihrer Umgebung, um auch hier zu versichern und zu beteuern, daß dieser Doktor Herbig der reine „Giftmichel" sei.

Sofort ergriff der Mann mit dem Vogelgesicht die Gelegenheit, sich auf Herbig zu stürzen und an ihn zu heften.

„A propos abgeschnittene Nasen," brach er los. „Glauben Sie denn, das Tier habe ähnliche Schmerzempfindungen, wie der Mensch? O nein!"

„O ja!"

„O nein!" piepte der Mann nochmals mit dem sanftesten Gimpelton.

„Damit aber, Herr Professor, sprechen Sie der marternden Vivisektion den praktischen Wert für die Medizin ab — den Viehdoktor ausgenommen," sagte Herbig. „Ich gebe auch in der That zu, daß die Organisation des Menschen ihn empfindlicher macht, als das entwickeltste Tier. Eine Spinne, die Sie an den Beinen fassen, läßt diese getrost in Ihrer Hand zurück und andere nachwachsen. Ein Fuchs oder Wolf in der Falle nagt sich das gefangene Bein ab, um loszukommen, und macht sich auf dreien davon. Machen Sie einmal den Versuch, ob Sie davonkämen. Sicher gingen Sie zu Grunde."

„O nein!"

„So nagen Sie sich einmal das Bein ab," mahnte Herbig. „Ein bekannter englischer Schriftsteller erzählte vor etwa vierzig Jahren, daß er auch einmal Naturforscher, das heißt sehr grausam geworden, indem er Eidechsen den Schwanz abriß und in den Stumpf einen Einschnitt machte. Nach kurzem kamen sie doppeltgeschwänzt, mit einem förmlichen Frack, zum Vorschein. Machen Sie einmal an sich die Probe, Herr Professor, ob Sie dadurch von Natur aus salonfähig werden."

Ein halb unterdrücktes, dann aber dennoch losbrechendes Gelächter erscholl aus der Gruppe hinter ihnen, die aus älteren Herren und Damen bestand, während sich die blühende Jugend in der Ferne hielt. Indes ließ sich der Professor mit dem Vogelkopf durch die Heiterkeit der Umgebung weder stören, noch abhalten.

„Glauben Sie denn," begann er dem Königsberger Privatdocenten gegenüber, „daß eine solche zweckentsprechende Anpassung, Entwickelung und Veränderung beim Menschen ganz unmöglich wäre? O nein! Was wir an der Venus Kallipygos bewundern und elegante Damen durch den Modekünstler für den Schein herstellen lassen, haben die Hußwannaweiber, nach Le Vaillants Bericht, in hochentwickeltem Maße von der Natur, durch Vererbung. Auf der Wanderung stellen sich die kleinen Kinder darauf, wie auf ein Kutschenkofferbrett; die ebenfalls zweckentsprechend verlängerten Brüste werden ihnen über die Schultern hin in den Mund gesteckt, und fort geht es über die südafrikanischen Steppen. Sie meinen vielleicht, es sehe unschön aus? O nein! Was zweckmäßig, ist auch schön, und die Hußwannafrauen mit ihren kleinen Händen und Füßen sind wahre Grazien. Sie haben zwar gewöhnlich nichts an, als eine kleine Mütze auf dem Kopfe, und Sie mögen wohl voraussetzen, das kleide nicht gut. O nein! Sehr gut kleidet es, sehr fein wissen sich diese schwarzbraunen Damen zu benehmen und es sind vortreffliche Hausfrauen. Aber ist das alles? O nein!"

„Jetzt geben Sie einmal diese Exkurse durch die südafrikanischen Steppen auf," mischte sich die Geheimrätin mit dem grauen Haar wieder ein, deren Gutmütigkeit wie gewöhnlich über ihren Aerger auf Herbig rasch triumphiert hatte. „Herr Doktor Herbig wird alle diese Beobachtungen selbst machen, da er, wie man hört, eine große Entdeckungsreise durch den heißen Erdteil plant."

„Sie werden nicht viel Neues mehr zu entdecken finden. O nein!" flötete der mit dem Vogelkopf wie ein Dompfaff, indes sich der Zuhörerkreis inniger anschloß.

„O ja," erwiderte Herbig, „wenn ich überhaupt dahin gehe. Bis jetzt habe ich noch keine rechte Lust, mich von einem Krokodil zermalmen, von einem Löwen zerreißen zu lassen, von einem kannibalischen Monbuttu gespießt, gekocht, gesotten, gebraten und aufgefressen zu werden, — und dann, wenn ich's berichte, bei keinem Menschen Glauben zu finden, von jedem gelehrten Ofenhocker angezweifelt und bekrittelt zu werden."

Ein herzliches Gelächter schlug wieder in der Gruppe auf. Ihm selbst war es nicht lustig dabei zu Sinne. Drängte die Unterhaltung sein Leid auch für Augenblicke in den Hinter-

grund, so füllte es dann wieder um so schmerzlicher die Brust, und strömte es zurück, erschien ihm alles öde. Er hatte nicht übersehen, wie Eleonore zuweilen scheu und flüchtig herüber blickte, gleichsam verwundert und betroffen über die heitere Unterhaltung, die hier geführt wurde. Und, großer Gott, wie war es ihm zu Mut! Zu einer zusammenhängenden Unterredung, in welche man ihn seitens einiger älteren gelehrten Herren zu ziehen bemüht war, fühlte er sich in keiner Weise aufgelegt, zu einem ernsten Gedanken- und Meinungsaustausch jetzt nicht fähig.

Unter irgend einem Vorwand trat er von der Gruppe zurück und schritt weiter. Dort befand sich der greise Hausherr noch immer in eifrigster Erörterung der neuesten wissenschaftlichen Streitfrage. Die alten Herren, zu denen sich noch ein dritter und vierter gesellt, hatten unterdes wenigstens auf Fauteuils und Sesseln Platz genommen, die ihnen vorsorglich hingeschoben worden waren. Allein die Verhandlung nahm mit derselben Lebhaftigkeit ununterbrochenen Fortgang; alles, was nicht mit derselben zusammenhing, kümmerte die in ihr Thema Verlorenen nicht.

Nach der entgegengesetzten Richtung hin weilte die Frau des Hauses noch ruhig an ihrem Platze. Einsilbig, nur dann und wann mit einem etwas erzwungenen Lächeln auf den Lippen führte sie jetzt die Unterhaltung. Ein junger, etwas stutzerhafter Gelehrter, der eben an der Lehne des Sitzes stand, auf welchem die schöne Frau inmitten ihrer Gäste Platz genommen hatte, gab sich alle erdenkliche Mühe, das Gespräch in lebhafteren Gang und glätteres Geleis zu bringen. Allein kühl und kalt nahm sie seine Bemühungen auf. Jetzt antwortete sie ihm in ihrer ruhigen, leidenschaftslosen Weise mit dem tiefen Herzklang ihrer Stimme, die auch jetzt ergreifend aus der Ferne an des Geliebten Ohr schlug, mit dem sanften Blick ihrer Augen, die seine Seele berückt und verstrickt hatten, wie der Schlangenblick sein Opfer fesselt, — sie selber scheinbar unbewegt.

„Wissen Sie auch, worüber sich die dort, der Geheimrat und die anderen streiten? Ueber Politik? O nein! Ueber Chondrite und Organismen in den Meteoriten."

Und damit fühlte sich Herbig, kaum entronnen, wieder am Knopf gefaßt.

„Nun," erwiderte er, „so wären wir denn so weit, daß der Organismus als Grund und Ursache der Dinge erkannt wird."

„Sie meinen wohl, das wäre ein Fortschritt? O nein! Ich hoffe, Sie denken nicht so reaktionär."

„Vor einigen Stunden würde ich es als eine hoffnungsvolle Erkenntnis begrüßt haben," bemerkte Herbig. „Jetzt ist mir alles gleichgültig — tote Materie, Chaos, leeres Nichts." Und während er sprach, heftete er seinen Blick auf das schöne, immer noch geliebte Weib und ließ ihn durchbohrend auf ihr ruhen.

Eleonore bog eben das Haupt etwas zurück, um dem jungen Manne, der hinter ihrem Stuhle stand, zu antworten, worauf derselbe hastig beiseite wich, indem er lebhaft genug, daß es Herbig noch verstehen oder wenigstens aus seiner Haltung und Bewegung erraten konnte, die Aeußerung that:

„O, gnädige Frau, ich möchte wirklich nicht um keinen Preis Sie belästigen, aufhalten oder stören. Nehmen Sie keinerlei Rücksicht auf mich."

Damit war er ganz beiseite getreten, um die schöne Frau, die sich nunmehr von ihrem Platze erhob und ihren Wirtinpflichten auch in den Nebenräumen nachkommen zu wollen schien, vorüberzulassen. Da und dort noch aufgehalten, verließ sie endlich auch den Saal.

Inzwischen hatte der Professor mit der Vogelphysiognomie den ergriffenen Knopf am Herbigs Gesellschaftsrock bereits in bedenklicher Weise gedreht.

„Seinen Fanatismus für die Wissenschaft in Ehren," erörterte er eben, „aber, wenn man nur der Forschung leben will, heiratet man da noch so spät? O nein! Am wenigsten heiratet man als hinwelkender Greis ein junges, schönes, blühendes Weib, dessen Großvater man sein könnte. O nein! Nicht daß ich Unrat wittere, oder daß man ihr auch nur im mindesten zu nahe treten dürfte, o nein! Es ist ein Glück, daß sie ein so pflichttreues, kühles und gelassenes Gemüt hat. Allein, wenn man eine so junge liebenswürdige Frau hat, darf man sie nicht als Ballast ansehen, o nein! Man darf nicht merken lassen, daß sie einem manchmal zur Last wird, o nein! Richtig ist ja, er sieht noch immer gut aus, scheinbar voll Rüstigkeit, sein Verstand ist nicht geschwächt, o nein! sondern spitzt sich immer mehr zu. Aber sein Gefühl ist stumpf. Das ist aber noch nicht alles, o nein!"

Herbig hatte nachgerade dieses Anflöten und Piepen so satt, daß er entschlossen war, lieber den Rockknopf am Stiel zu lassen, als noch länger diesem gimpelhaften „O nein!“ gegenüber standzuhalten. Zudem zog es ihn fort nach der Flügelthüre hin, hinter welcher Eleonorens unvergleichliche Gestalt vor seinen Augen verschwunden war. Mit einer kurzen, schneidenden Entschuldigung und plötzlichem Ruck riß er sich los, kehrte dem Geierkopf den Rücken und durchschritt langsam den nächsten Saal, in welchem sich zumeist junges Volk umhertrieb, das neugierig nach dem ernsten stattlichen Fremden emporblickte. Dann trat er in einen anderen, dahinter gelegenen Raum, der ebenfalls zur Aufnahme der Gäste bestimmt war. Allein auch hier fand er weder, was er suchte, Einsamkeit und Ruhe, noch — wie er mit einem Blick übersah — sie, die er hassen zu müssen vermeinte, die er fliehen sollte und deren Anblick er dennoch schmerzlich vermißte. Ohne sich von einem Ziel leiten zu lassen, aufs Geratewohl war er von da durch eine der drei Flügelthüren in einen dämmernden, nur von einer Hängelampe schwacherleuchteten Raum gelangt, der dem Treiben der Abendgesellschaft völlig entrückt schien. Es war ein schlichtes, enges Gemach, in welchem ein einfaches Sofa stand. Er nahm darauf Platz und ließ den Kopf kummervoll auf die Hand sinken.

Auch Fräulein Lenz, die Freundin der Hausfrau und deren sorgsame Helferin und Stellvertreterin in den Obliegenheiten dieses Festabends, hatte Eleonoren nicht aus den Augen gelassen und ersah die Gelegenheit, wo sie abkommen konnte, um derselben unauffällig und möglichst unbemerkt zu folgen, während die schöne Frau die belebten Gemächer durchschritt und, wo sie aufgehalten wurde, mit verbindlichem Wort und freundlicher Entschuldigung sich losmachte, um ihren Weg durch das Haus unbeirrt zurücklegen zu können. Einmal aus dem Bereich der geladenen Gesellschaft, schritt Eleonore rascher durch die leeren Räume, in den Flur hinaus, die mit Teppichen belegte, durch Wandlampen beleuchtete Treppe hinan und den oberen Korridor entlang, als sei etwas Besonderes zu besorgen.

Mit der Ueberzeugung, den Blicken ihrer Gäste jetzt entrückt, unbeobachtet und allein zu sein, beugte sich plötzlich der stolze Nacken und das schöne Antlitz der Dahinschreitenden vornüber, ihre Hände legten sich vor die Augen und drückten so heftig gegen die edle Stirne, als könnten sie all die Qual, all die leidvollen Gedanken, die sich in derselben kreuzten, zurückdrängen und bannen. In demselben Momente glaubte sie jedoch Tritte hinter sich zu hören, ein leises Geräusch, als ob ihr jemand nachschleichend folge. Bestürzt sah sie sich hastig um. Kaum hatte sie die Freundin erkannt, so ergriff sie deren Arm und zog sie stürmisch vorwärts in ein entlegenes, stilles Stübchen, in welchem nur ein Schlafdivan, eine schmale Spindel und zwei Stühle zu sehen waren. Es war ein Eckzimmer unter dem vom Nachtsturm umsausten Giebel. Der von großen Flocken durchstöberte Märzregen schlug prasselnd an die Scheiben eines der beiden kleinen Fenster.

Hier warf sich Eleonore auf den Divan, zog die Freundin zu sich nieder, schlang beide Arme um deren Hals und preßte ihr Haupt heftig an deren Brust. Eleonorens Busen wogte stürmisch, ihre Pulse pochten, als wollten sie die Adern sprengen; allein, kein Klagelaut kam von ihren Lippen, keine Thräne trat in ihre Augen, als sie jetzt wieder den Kopf erhob, und zu der Erschrockenen sprach, indem sie dieselbe mit beiden Händen hinwegdrängte:

„So, Lina, jetzt geh' auch du!“

Aber Fräulein Lenz war keineswegs gesonnen, dem ausgesprochenen Wunsche nachzukommen.

„Auch ich?“ fragte sie, „Lore, warum?“

„Gönne mir nur zehn Minuten Alleinseins!“ bat sie mit bebender Stimme. „Nur zehn, nur sechs, nur fünf Minuten.“

„Lore! Großer Gott, was ist dir?“ forschte dringlich die besorgte Freundin. „Bist du krank? Oder was fehlt dir sonst?“

„Geh', ich bitte dich! Nach sechs Minuten magst du wiederkommen. Jetzt aber, Lina, ich beschwöre dich, laß mich einige Augenblicke allein!“

Nach einem forschenden, besorgten Blick im Zimmer umher und nach der Aufgeregten, fand es Fräulein Lenz für gut, jetzt derselben — sehr gegen den eigenen Willen — zu willfahren und das Stübchen zu verlassen. Sie ging oder that doch draußen, als ob sie weiter gehe, trat jedoch, von Sorge und Angst gepeinigt, unhörbar dicht an die Thüre heran und neigte ihr Ohr behutsam zum Schlüsselloch.

Der Anteil, welchen Eleonore an Herbigs

[illegible]

fuhr Eleonore, die Frage überhörend, fort. „Und darf ich auch nur stille Wünsche für die Zukunft hegen, wo er nicht mehr sein wird?“ fügte sie mit erlöschender Stimme hinzu.

„Hoffe alles von der Zeit, meine Lore,“ tröstete die Freundin.

„Das hieße auf seinen Tod warten, nein!“ flüsterte Eleonore mit leisem Weinen, „er soll nicht sterben!“

„Fasse dich, meine Liebe, in Geduld!“

„Geduld!“ wiederholte Eleonore schmerzlich. „Du weißt nicht, was das heißt.“

„Bist du dessen so gewiß, Lore?“ fing jetzt Fräulein Lenz an. „Meinst du, wir alte Jungfern üben sie nicht?! Ach ja — man läßt uns mit verdrießlicher Miene beiseite stehen oder lächelnd durch die Welt gehen und fragt nicht, wie uns zu Mute. Bewahren wir uns den heiteren Schein, so schenkt uns jeder sein Vertrauen, keiner seine Liebe, setzt nicht einmal voraus, daß wir anders als in Freundschaft empfinden können. Nun wohl! Man muß sein Herz bezwingen, entsagen können! Es ist schwer, allein es geht. Sei stark, meine Lore! Meine edle, willenskräftige Lore, raffe dich auf. Ueberlaß dich nicht der Schwäche! Sei stark. Und auch er soll nicht versinken, er, ein Mann! Ihr könnt wenigstens äußerlich ruhig und gelassen nebeneinander gehen. Thue, was deine Pflicht gebietet und der Tag von dir fordert. Hier, meine Liebe, magst du dich ausweinen — ich verstehe deinen Schmerz — dann bemeistere ihn!“

Allein weder wollte Trost verfangen, noch milderten Thränen den Kummer. Nur die Notwendigkeit vermochte es über die Betrübte, der Aufforderung der treuen Freundin nachzukommen und das entlegene Eckstübchen zu verlassen, um wieder, da es keinen anderen Ausweg gab, zu den Pflichten der Frau des Hauses zurückzukehren, als Fräulein Lenz nochmals drängte:

„Nun komm, Eleonore, ehe man uns vermißt und sucht. Nicht länger darfst du dich deinem Leid hingeben. Du warst ja sonst starken Willens, sei es wieder! Ihr könnt und müßt euch drein ergeben und standhaft mit der euch auferlegten Last euch begegnen. Nicht länger darfst du dich deinen Gästen entziehen. Es muß sein!“

6.

Es muß sein! Das harte Wort birgt einen Segen in sich. Es ist gut, daß die zwingende Notwendigkeit unseren Willen bestimmt, daß kein anderer Ausweg bleibt, als der unumgängliche, kein anderes Mittel hilft, als das unerläßliche, insofern nicht Verzweiflung unsere Schritte leitet.

War auch Eleonorens Entschluß gefaßt, so blieb doch ihr Leid ungebrochen. Es gibt einen Gram, den kein Erguß vor anderen erleichtert, weil er seine Quellen in sich selbst findet. Kein Jammer, keine Klage bringt Abhilfe.

Man braucht nicht an höhere Absichten zu glauben oder einen unabänderlichen und unergründlichen Willen vorauszusetzen, um zu der Einsicht zu gelangen, daß uns unser Schicksal nicht in die Hand gelegt, unser Lebenslos nicht so geworfen und gezogen werden könne, wie wir es wünschen. Es ist die einfachste Lebensweisheit, uns in die Schickung zu fügen, die Enttäuschung zu verwinden, das Auferlegte als unabweisliche Bürde — knirschend oder ergebungsvoll — zu tragen. Eine sehr nüchterne und armselige Philosophie; allein, unser Menschenlos läßt uns keine Wahl, — wir müssen sie uns zu eigen machen, wenn wir erträglich zum Endziel unserer Pilgerfahrt gelangen wollen.

Mit solchen oder ähnlichen Ausführungen geleitete Fräulein Lenz die junge Frau des Hauses durch den Gang und über die Treppe zurück, nach den unteren Räumen, wo sich die geladene Abendgesellschaft einstweilen ohne Mittelpunkt, wie nach neuerer Weltanschauung das Weltgetriebe, nach den Naturgesetzen der Schwer- und Anziehungskraft bewegte. Weniger die Zureden der Freundin, als die unabweisliche Rücksicht gegen ihre Gäste und der Ruf ihres Hauses hatten es über sie vermocht, die nötige Fassung mit Hilfe einer kleinen Dosis Morphium, die sie unbemerkt eingenommen hatte, zurück zu gewinnen. Allein ihre Festigkeit sollte zuvor noch auf eine schwere und erschütternde Probe gestellt werden.

Arm in Arm waren die Freundinnen die Treppe herunter in den Flur gelangt, Eleonore nunmehr aufgerichtet in ihrer gewohnten Haltung. Sie empfand den Seelenschmerz nicht mehr in der heftigen Weise wie vorher. Ihre Beklommenheit hatte sich gemindert. Nun traten sie in einen, dem Treiben der Abend-

Persönlichkeit nahm, war der Freundin schon bei der ersten Begegnung am Seestrande nicht entgangen. Allein, sie hatte keine Ahnung davon, wie tief und warm diese Teilnahme war. Erst die Erschütterung, mit welcher Eleonore am heutigen Abend die Nachricht von Herbigs Anwesenheit aufnahm und die Haltung, die sie gegen ihn beobachtete, hatte die Aufmerksamkeit der Freundin erregt und deren Besorgnis geweckt, als die junge, blühende, allgemein geschätzte, verehrte und umschwärmte Frau des Hauses ihr Wesen gleichsam in einen Eismantel hüllte, um die innere Erregung vor ihren Gästen zu verbergen und andauernd in dieser scheinbaren Erstarrung verharrte.

Bekümmert um die Freundin horchte also Fräulein Lenz oben an der Thüre des vom nächtlichen Märzsturm umsausten Eckstübchens. Anfänglich blieb alles still, sie vernahm wenigstens nichts weiter, als die Naturstimmen der Wetternacht. Nun aber glaubte sie drinnen sprechen zu hören, schluchzen, stöhnen, klagen, weinen, jammern:

„O, mein Gott, mein Gott, wenn du bist — ein milder Geist, ein barmherziger Gott, so erbarme dich meiner!“

Dann trat wieder tiefe, beängstigende Stille ein. Fräulein Lenz hielt es nicht länger vor der Thüre aus.

„Lore, mach' auf! Mach' auf, Lore! Ich bitte, beschwöre dich, mach' auf oder ich rufe nach Hilfe, deinen Arzt, deinen Mann!“

Leise knarrte ein Schlüssel im Schloß, die Thüre öffnete sich, Fräulein Lenz schlüpfte durch die Spalte hinein und umfing die Freundin.

„Willst du etwas?“ fragte diese anscheinend gefaßt.

„Also das ist dein Gethsemane! Was quält dich, Lore?“

Eleonorens Herz faßte jetzt ein schmerzhafter, fürchterlicher Krampf, der sich endlich in einem Thränenstrom löste. Ihr Haupt der guten Lenz auf die Schulter legend, weinte sie bitterlich.

„Weine nur, meine Liebe,“ sprach die Getreue. „Ich weiß, wie wohl die Thränen thun, weine dich aus. Und dann eröffne mir dein Herz. Vertraue dich mir an. Hast du mich nicht vertrauenswürdig gefunden? Nun denn. Was lastet so sehr auf dir? Komm, setze dich und sprich!“

Und auf dem alten schlichten Divan gewann Eleonore allmählich so viel Sammlung, um ihr Herz vor der Freundin auszuschütten. Sie berichtete kurz, nur andeutungsweise, in abgebrochenen Sätzen die Geschichte ihrer jungen Liebe, erwähnte der ersten Begegnung unter den Eichen bei Katlenburg, ihres innigen, hoffnungsvollen Gedenkens jener Stunde die langen Jahre hindurch, ihrer stillen Entsagung und der Einschläferung ihres Herzens, da sie sich entschloß, die Hand des edlen Mannes anzunehmen, dem ihr Vater in Freundschaft verpflichtet war. Und nun, da sie sich bezwungen hatte, die Sehnsucht beschwichtigt, das Leid verwunden, das bethörte Herz beruhigt und eingelullt, dessen Gefühl erstickt und eingedämmt war hinter den Schranken der Pflicht, da trat er ihr wieder entgegen, der einzige, den sie je geliebt, mit der ungebändigten Leidenschaft einer starken Mannesseele — an der See und im Thüringer Wald.

„Auch in Thüringen?“ fragte die Freundin leis und beklommen.

Schweigend verhüllte Eleonore ihr Haupt an der Brust der Vertrauten, um ihr krampfhaftes Schluchzen unhörbar zu machen und zu ersticken. Als sie sich wieder soweit gefaßt hatte, um Worte zu finden, klagte sie:

„Und nun soll ich nicht hadern mit meinem unseligen Geschick, mit der grausamen Fügung des Zufalls, jener Vorsehung, die nur noch in den trügerischen Gebilden der Poeten ihre erkünstelte und langweilige Rolle spielt!“

„Klage die Poesie nicht an,“ mahnte die Freundin beschwichtigend. „Sie gründet im Chaos der Welt ein Reich voll Harmonie und Gerechtigkeit, indem sie die Dinge richtet, wie sie sein sollten. Nimm nicht teil an der Mißachtung des Ideals, die das Erbteil und Merkmal ruchloser Zeiten ist. Nur keine Verzweiflung, Lore!“

„Und was soll ich anders, als verzweifeln in dieser Not?!“ entgegnete Eleonore in herzzerreißendem Ton. „Kann ich meine Liebe oder muß ich meine Pflicht verleugnen? Soll ich im Verrat beharren, meinen Mann hintergehen, der mir so innig vertraut, oder ihm mit meinem Eingeständnis den Frieden und die Freude seines Alters rauben?“

„Das will Herbig?“

„Darf ich mich von dem edlen Manne trennen, dem ich mich freiwillig angelobt habe?“

fuhr Eleonore, die Frage überhörend, fort. „Und darf ich auch nur stille Wünsche für die Zukunft hegen, wo er nicht mehr sein wird?“ fügte sie mit erlöschender Stimme hinzu.

„Hoffe alles von der Zeit, meine Lore,“ tröstete die Freundin.

„Das hieße auf seinen Tod warten, nein!“ flüsterte Eleonore mit leisem Weinen, „er soll nicht sterben!“

„Fasse dich, meine Liebe, in Geduld!“

„Geduld!“ wiederholte Eleonore schmerzlich. „Du weißt nicht, was das heißt.“

„Bist du dessen so gewiß, Lore?“ fing jetzt Fräulein Lenz an. „Meinst du, wir alte Jungfern üben sie nicht?! Ach ja — man läßt uns mit verdrießlicher Miene beiseite stehen oder lächelnd durch die Welt gehen und fragt nicht, wie uns zu Mute. Bewahren wir uns den heiteren Schein, so schenkt uns jeder sein Vertrauen, keiner seine Liebe, setzt nicht einmal voraus, daß wir anders als in Freundschaft empfinden können. Nun wohl! Man muß sein Herz bezwingen, entsagen können! Es ist schwer, allein es geht. Sei stark, meine Lore! Meine edle, willenskräftige Lore, raffe dich auf. Ueberlaß dich nicht der Schwäche! Sei stark. Und auch er soll nicht versinken, er, ein Mann! Ihr könnt wenigstens äußerlich ruhig und gelassen nebeneinander gehen. Thue, was deine Pflicht gebietet und der Tag von dir fordert. Hier, meine Liebe, magst du dich ausweinen — ich verstehe deinen Schmerz — dann bemeistere ihn!“

Allein weder wollte Trost verfangen, noch milderten Thränen den Kummer. Nur die Notwendigkeit vermochte es über die Betrübte, der Aufforderung der treuen Freundin nachzukommen und das entlegene Eckstübchen zu verlassen, um wieder, da es keinen anderen Ausweg gab, zu den Pflichten der Frau des Hauses zurückzukehren, als Fräulein Lenz nochmals drängte:

„Nun komm, Eleonore, ehe man uns vermißt und sucht. Nicht länger darfst du dich deinem Leid hingeben. Du warst ja sonst starken Willens, sei es wieder! Ihr könnt und müßt euch drein ergeben und standhaft mit der euch auferlegten Last euch begegnen. Nicht länger darfst du dich deinen Gästen entziehen. Es muß sein!“

6.

Es muß sein! Das harte Wort birgt einen Segen in sich. Es ist gut, daß die zwingende Notwendigkeit unseren Willen bestimmt, daß kein anderer Ausweg bleibt, als der unumgängliche, kein anderes Mittel hilft, als das unerläßliche, insofern nicht Verzweiflung unsere Schritte leitet.

War auch Eleonorens Entschluß gefaßt, so blieb doch ihr Leid ungebrochen. Es gibt einen Gram, den kein Erguß vor anderen erleichtert, weil er seine Quellen in sich selbst findet. Kein Jammer, keine Klage bringt Abhilfe.

Man braucht nicht an höhere Absichten zu glauben oder einen unabänderlichen und unergründlichen Willen vorauszusetzen, um zu der Einsicht zu gelangen, daß uns unser Schicksal nicht in die Hand gelegt, unser Lebenslos nicht so geworfen und gezogen werden könne, wie wir es wünschen. Es ist die einfachste Lebensweisheit, uns in die Schickung zu fügen, die Enttäuschung zu verwinden, das Auferlegte als unabweisliche Bürde — knirschend oder ergebungsvoll — zu tragen. Eine sehr nüchterne und armselige Philosophie; allein, unser Menschenlos läßt uns keine Wahl, — wir müssen sie uns zu eigen machen, wenn wir erträglich zum Endziel unserer Pilgerfahrt gelangen wollen.

Mit solchen oder ähnlichen Ausführungen geleitete Fräulein Lenz die junge Frau des Hauses durch den Gang und über die Treppe zurück, nach den unteren Räumen, wo sich die geladene Abendgesellschaft einstweilen ohne Mittelpunkt, wie nach neuerer Weltanschauung das Weltgetriebe, nach den Naturgesetzen der Schwer- und Anziehungskraft bewegte. Weniger die Zureden der Freundin, als die unabweisliche Rücksicht gegen ihre Gäste und der Ruf ihres Hauses hatten es über sie vermocht, die nötige Fassung mit Hilfe einer kleinen Dosis Morphium, die sie unbemerkt eingenommen hatte, zurück zu gewinnen. Allein ihre Festigkeit sollte zuvor noch auf eine schwere und erschütternde Probe gestellt werden.

Arm in Arm waren die Freundinnen die Treppe herunter in den Flur gelangt, Eleonore nunmehr aufgerichtet in ihrer gewohnten Haltung. Sie empfand den Seelenschmerz nicht mehr in der heftigen Weise wie vorher. Ihre Beklommenheit hatte sich gemindert. Nun traten sie in einen, dem Treiben der Abend-

gesellschaft etwas entrückten Raum, um durch diesen nach den belebten Salons zurückzukehren. Das Gemach war nur matt von einer Hängelampe beleuchtet und anscheinend leer. Nur auf der in die Ecke gerückten Causeuse saß ein einzelner Mann, den Kopf tief auf die Hand gestützt, in Träumereien verloren oder über Gedanken brütend, welchen er in dem einsamen Raum, den nur dann und wann ein Gewirr der Stimmen erreichte, ungestört nachhängen konnte.

Als nun die Thüre von außen sich öffnete und leichte Schritte über die Schwelle kamen, schrack der Einsame merklich zusammen und erhob sich, aus seinen Träumereien geweckt, hastig beim Eintritt der beiden Damen, die vor seiner Erscheinung unwillkürlich inne hielten. Auch er hatte nur einen Schritt vorwärts gemacht und stand unversehens vor Eleonoren.

Einen Augenblick glaubte er zu ersticken und der Eindruck dieser unverhofften, plötzlichen Begegnung benehme ihm den Atem. Alles Blut war ihm mit solcher Gewalt zum Herzen geströmt, daß eine fast tödliche Blässe sein Gesicht überzog. Dabei krampfte ein tiefes Weh sein Herz bei dem Gedanken zusammen, daß die Zeit noch nicht gar weit hinter ihm liege, wo ein solches Zusammentreffen ganz andere, freudigere Gefühle hervorgerufen hätte. Er schien kein Wort finden zu können und auch ihr fehlte der Mut, zu sprechen, so daß Fräulein Lenz, um der peinlichen Situation ein Ende zu bereiten, eine Entschuldigung hervorbrachte, daß man ihn aus süßen Träumen geschreckt habe.

„Er war nicht süß, mein gnädiges Fräulein," gab er zur Antwort. „Ich träumte einen schweren, quälenden Traum."

„Dann bedaure ich," sagte jene, der Freundin zuflüsternd, sich stark und aufrecht zu erhalten bei dieser Gelegenheit, ihm ein versöhnendes, aufrichtendes Wort zu sagen, — worauf sie wie ein Schatten von der Seite Eleonorens hinweg durch das Zimmer huschte und hinter der Flügelthüre verschwand.

Eine peinliche Stille trat ein, als jetzt die beiden sich allein gegenüberstanden. Stumm verharrte er noch, als sie ihn flehend ansah, bis sie selbst das quälende Schweigen brach.

„Bruno," begann sie mit dem rührenden Herzklang der Stimme, die ihn sonst so tief ergriffen hatte. „Herr Doktor Herbig," verbesserte sie sich rasch, „ich hätte gerne einige aufklärende Worte mit Ihnen getauscht. Allein — — blicken Sie nicht so kalt, so trostlos und verzweifelnd; sehen Sie mich nicht so anklagend und vorwurfsvoll an."

„Weder Anklage noch Vorwurf kam auf meine Lippen, gnädige Frau," war seine Antwort.

„Aber mehr als dieses liegt in Ihrer Miene, Ihrer Haltung," begann sie wieder. „Mehr als ich verdiene, von Ihnen verdiene, Bruno. Nachdem es das Schicksal nun einmal so unselig gefügt . . ."

„Das Schicksal?" fiel er kurz, fast schneidend ein.

„Die Tücke des Zufalls, wenn Sie wollen," fuhr sie fort, mühsam nach Atem ringend. „Das unselige Geschick, das uns in unheilvoller Stunde wieder zusammengeführt. Wollen Sie mich deshalb richten, verdammen, Herbig? Bruno, können Sie das?"

Sie sah ihn dabei mit einem durchdringenden, unter den gesenkten Brauen hervorschießenden Blick an, der ihn verwirrte. Er senkte unter dem Eindruck desselben das Haupt, hob es aber sofort wieder und rang mit einem leidenschaftlichen Wort, das sich auf seine Lippen drängen wollte. Allein sie mahnte mit stummer Bitte und erhobener Hand, es nicht auszusprechen. Dann erst brachte sie mit gedämpfter, aber tiefbewegter Stimme hervor:

„Nicht aufbrausen, Bruno! Halten Sie ein! Ich beschwöre Sie, fassen Sie sich. Seien Sie nicht so heftig, Herbig. Erschweren Sie mir die Qual dieses Augenblicks nicht noch mehr. Sammeln Sie Ihre Kraft, zu ertragen, was wir nicht ändern können. Wir können, so lange Sie noch hier weilen, ruhig nebeneinander gehen."

„Glauben Sie wirklich, Frau Geheimrätin?" frug er mit vor Unwillen bebender Stimme.

„Wir müssen, wir können uns gewöhnen, uns kalt und gelassen zu begegnen."

„Nein, gnädige Frau, das können wir nicht!" erwiderte er in demselben ergreifenden Flüsterton, wie sie, aber mit erschütterndem Nachdruck. „Mindestens der eine Teil von uns beiden vermag das nicht."

Sie ward noch bleicher, als sie bereits war, indem Sie den Kopf aufwarf, wobei ihr Gesicht einen Ausdruck annahm, der ihr, wie sich Herbig noch oft zu entsinnen Muße fand, eine auf-

fallende Aehnlichkeit mit dem zürnenden Apollo von Belvedere verlieh. Unter den gerollten Brauen blitzte die Entrüstung hervor, während auf den gekräuselten Lippen der Unwillen wohnte. Allein, er hielt ihren Blick aus, bis sie selbst die Augen senkte und in schmerzlichem Brüten des weiteren harrte.

„Nennen Sie es Schwäche oder wie Sie wollen, Frau Geheimrätin," fuhr er fort. „Ich kann einen Verrat an dem edlen Manne, den ich zu schätzen, zu verehren nur zu sehr Ursache habe, unwissentlich mir zu schulden kommen lassen, aber ich kann ihn nicht wissentlich fortsetzen. — Verstehen Sie mich übrigens nicht falsch, ich bitte," fügte er bei, als eine Bewegung des Unwillens durch ihre Gestalt zuckte, — „ich kann nicht wunschlos neben Ihnen weilen, nicht gleichmütig neben dem Weibe stehen, das ich geliebt, wie noch keines geliebt worden und — das mich getäuscht. Das geht über meine Kraft."

Noch stand sie wie erstarrt. Nun aber hob sie das schöne Haupt und sah ihn finsteren Blickes an, dessen harter Ausdruck jedoch allmählich hinwegschmolz.

„Inwiefern hätte ich Sie getäuscht, Herbig?" fragte sie dann äußerlich gelassen.

Er zauderte, begann aber hierauf dennoch:

„Habe ich die Ehre, mit Frau Geheimrätin Wantrup zu sprechen? Nein. Dennoch sagten Sie mir damals, Wantrup sei Ihr Name. Auch der war falsch."

„Nein, Herbig," erwiderte sie mit ihrer sanften Stimme. „Es ist mein Familienname, Nora Wantrup. Und schon damit verriet ich Ihnen damals mehr als ich sollte, als ich durfte. Es war der Wille meines Mannes, daß ich unter diesem Namen mir für die wenigen Tage die gesuchte Zurückgezogenheit und Einsamkeit wahre und die Erholung sichere, da mir Ruhe not that nach den geselligen Strapazen an der See. Da kamen Sie, Herbig. Ich habe Sie nicht betrogen, nicht hintergangen, nicht getäuscht, — nicht Sie, Bruno, nicht Sie! Von Ihnen habe ich die Vorwürfe und Anklagen nicht verdient, Bruno, die ich gegen mich selbst erhebe, — von Ihnen nicht. Und soll ich mich nun ihm rückhaltslos anvertrauen, dem ich mich angelobt? Soll ich ihm mein Herz ganz eröffnen, ihm mitteilen, was in und mit mir vorgegangen; soll ich auf die alten Tage, auf das ehrwürdige gebeugte Haupt noch ungeahnten Kummer laden? Habe ich die Verpflichtung, sein Zutrauen zu töten, Verstörung zu bringen in dieses edle Leben, das auch Ihnen teuer ist? Herbig, verlangen Sie dies? — So soll es geschehen. Sprechen Sie also, habe ich die Verpflichtung?"

Er schwieg.

„Raten Sie mir!" fuhr sie dringend fort. „Nur ein Wort."

„Ich kann Ihnen weder raten," versetzte er dann, während von den Gesellschaftsräumen her sich Schritte und Stimmen näherten, „noch vermag ich Ihrem Wunsch zu entsprechen, hier ruhig neben Ihnen zu wandeln, Frau Geheimrätin Betting. Doch gelobe ich, für den Rest dieses Abends jene Fassung und Gelassenheit zu heucheln, die jedem Aufsehen vorbeugt. Und dann fort von hier mit dem Bewußtsein meiner Schuld, — fort!"

„So sei es denn, wie Sie wünschen, Herr Doktor," sprach Eleonore, sich zu ihrer ganzen Höhe aufrichtend, indem sie mit einem Nicken des Hauptes sich von ihm ab zu der zurückkehrenden Freundin wandte, die mit mehreren Damen und Herren unter lautem Geplauder langsam daher kam, um denselben auch dieses Kabinett des schönen und geräumigen Hauses zu zeigen.

Einer der Herren nahm den Königsberger Docenten, der übrige Teil der Gesellschaft die schöne junge Frau des Hauses in Beschlag und begab sich mit derselben in den großen Saal zurück, so daß sie vor Herbigs Blicken verschwunden war, bevor er eigentlich zur Besinnung gekommen. Eine Weile unterhielt er sich mit dem Herrn, der ein Fachgenosse war. Als er dann wieder zu dem Mittelpunkt des geselligen Treibens zurückkehrte, entging ihm nicht, daß Eleonore etwas unbefangener den Pflichten der Wirtin nachkam und den Verbindlichkeiten, welche ihr der Abend auflegte, mit der ihr eigenen liebenswürdigen Hoheit gerecht zu werden sich bemühte, während ihr greiser Gemahl noch auf derselben Stelle, im engeren Kreis, unverdrossen mit Worten, Händen und Gründen seine Ansicht gegen die Beweiskraft der angeführten Thatsachen verfocht und die neuen Aufstellungen über das Wesen der zur Erde fallenden Chondrite lebhaft bestritt. Seiner Wirtspflichten konnte sich der alte gelehrte Herr dabei weder erinnern noch annehmen. Es bedurfte dessen auch nicht.

Die Unterhaltung und Erholung der Gäste nahm ihren ungestörten Fortgang und Verlauf. Es hatten sich durch Wahl und Zufall größere

Gruppen gebildet, und bei der größten bewegte sich das Gespräch in seltsamen Wandlungen, bald sprunghaft, bald durch unvermerkliche Uebergänge je nach dem Geschick der einzelnen Führer der Konversation. Ein junger Mann, der einen Schnurrbart trug und denselben beim Sprechen nach dem Vorbilde des Reichskanzlers etwas nervös zu zupfen pflegte, hatte über einen vielbesprochenen politischen Vorgang einiges Nähere berichtet und versuchte nun seine Hechel an einem bekannten Lustspieldichter.

Der, berichtete er, habe seine einaktige Posse dem Wiener Ringtheater eingesandt, kurz bevor dasselbe mit hunderten von Menschenleben und allem zu Grunde ging. Als die Nachricht hiervon Entsetzen durch ganz Europa verbreitete, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als auf die Rückgabe seines Einakters zu dringen. Der Direktor, alle Beteiligten wollten sich ob ihres Ruins die Haare ausreißen, ganz Wien verzweifeln vor schaudern dem Entsetzen; da lief Depesche um Depesche von dem Possendichter ein, man möge ihm schleunigst das Manuskript seines Einakters einhändigen, wenn man eine Klage um Schadenersatz vermeiden wolle.

Daraus nahm jemand Anlaß zu der oft gemachten Bemerkung, daß durch ein großes Unglück, das viele vernichtet, unser Mitgefühl weniger in Anspruch genommen werde, als wenn ein einzelnes Menschenleben zu Grunde gehe. Sofort war eine gutmütige Dame an die junge Fremde erinnert, die man im vergangenen Herbst aus dem Engelbecken gezogen, worauf der junge Mann mit dem Schnurrbarte die Aeußerung fallen ließ, daß die Geschichte mit jenem Doktor Dräsow zusammenhänge, dessen in der ästhetischen Monatsschrift abgedrucktes Essay über den „Homunculus“ und die „Mütter“ im Faust Aufsehen erregt habe.

„Ach ja, Doktor Dräsow!“ erinnerte sich jetzt die Geheimrätin mit dem ergrauten Haar. „Er schleppte sich lange mit der Misere unseres deutschen Privatdocententums herum. Man kann sich ja denken: keinen Gehalt, keine Hörer.“

„Ist denn die romantische Geschichte wahr?“ fragte die kleine untersetzte, lebhafte Brünette, sich vorbeugend. „Man spricht ja von einer nicht unbedeutenden Erbschaft, die ihm eine unbekannte Schöne hinterlassen haben soll. Sich in solchen unpraktischen, schlotterigen, hypochondrischen Pedanten zu verlieben! Eigener Geschmack.“

Herbig wollte eben für seinen Freund eintreten, als ihm eine der jüngeren Damen mit der Aeußerung zuvorkam:

„Verliebt? Im Gegenteil. Sie war in einen ganz anderen verliebt, — ich weiß es aus guter Quelle. Weil der sie sitzen ließ, ging sie ins Wasser. Sie wissen doch, wo das Engelbecken liegt? Nicht?! Nahe bei Bethanien am Kanal, dicht vor der Michaelskirche, dem schönsten kirchlichen Gebäude hier.“

„Aber erlauben Sie mir, die Michaelskirche der schönste Kirchenbau!“ fiel hier ein graubärtiger Herr mit rotem, cholerischem Gesichte ein. „Da muß ich doch entschieden widersprechen.“

„Aber darum handelt sich es ja nicht, Herr Oberbaurat,“ mahnte die grauhaarige Geheimrätin, „sondern um das arme verzweifelte Mädchen. Man sagte damals, sie sei in dem Moment in das Engelbecken gesprungen, wo ihr Ungetreuer sich in der Kirche innen mit einer anderen trauen ließ.“

„Steuber!“ flüsterte hier Fräulein Lenz Eleonoren zu, so daß es Herbig, der noch immer in seiner Zurückhaltung verharrte, vernehmen konnte.

„Wollte sich jede ertränken, die sitzen gelassen wurde!“ meinte eine etwas hagere, mittelalterliche Dame hinter ihrem Fächer, den langen Hals reckend.

„Es ist doch eine große Gewissenlosigkeit seinerseits,“ bemerkte die alte Geheimrätin mit ihrer etwas rauhen Stimme.

„Heutzutage nennt man das Charakterstärke!“ äußerte ein ernster Herr, mit den sehr abhängigen Schultern zuckend. „Der Gewissenlose bleibt im Kampf ums Dasein Sieger.“

„Wären wir wirklich so weit, so wäre es schrecklich!“ erwiderte die Matrone und fächelte sich Luft zu.

„Wollen Sie bestreiten, daß ein zartes, reges Gewissen eine peinliche, ja böse Mitgabe fürs Leben sei?“ fragte der Herr mit den abhängigen Schultern. „Wir Juristen müssen täglich dem Gewissen ein Schnippchen schlagen. Nicht umsonst klagt Hamlet: ‚So macht Gewissen Feige aus uns allen.‘“

„Dennoch bleibt es ein sanftes Ruhekissen, wie schon die Kinderfibel sagt, — nicht wahr, Herr Assessor?“ wandte sich die Matrone an den jugendlichen Herrn mit dem Schnurrbart.

„Veraltet! Eine Sage der Vorzeit!“ antwortete der, die Haare unter der Nase zupfend.

„Glauben Sie doch ja nicht, gnädige Frau," fiel der Herr mit den abhängigen Schultern wieder ein, „daß dem Schurken ein gelungener Gaunerstreich nicht ebensoviel freudige Genugthuung bereitet, wie dem Edlen eine menschenfreundliche That. Das Gewissen regt sich zumeist erst, wenn die Strafe anrückt. Ich weiß nicht, wer der Treulose war; doch bin ich überzeugt, daß er sich den Genuß des Lebens nicht minder munden läßt, als vorher."

„Besser! besser!" meinte Fräulein Lenz, mit dem Kopfe nickend, um ihre Behauptung zu bestätigen. „Allein, was sagen Sie zu der Sache, Herr Doktor Herbig?"

Aus seinem Brüten aufschreckend, äußerte der Angerufene etwas verwirrt, daß dem Gerücht eine Thatsache zu Grund liege, was Fräulein Lenz ebenfalls wußte. An die Begegnung in jenem Modemagazin mochte er sie nicht erinnern, sich ebensowenig als Eingeweihten vorführen, da sonst an neugierigen Fragen und Erkundigungen kein Ende abzusehen war. Um seine Meinung befragt, beschränkte er sich auf die Aeußerung, daß er den Entschluß des armen Mädchens für einen sehr übereilten halte.

„Das ist gut sagen, wenn man nicht in dem Fall ist," ließ sich die alte Geheimrätin wieder vernehmen. „Wer vermag sich vorzustellen, was dem letzten Schritt voranging und was sie zu demselben trieb!"

„Ich erlaubte mir," entgegnete Herbig, „meine unmaßgebliche, ganz individuelle Ansicht von der Sache auszusprechen, stehe auch nicht an, offen zu bekennen, daß mich in solchem — Aufsehen erregendem — Gewaltschritt die Ostentation nicht angenehm berührt."

„Ostentation, wo man das Leben hinwirft?!"

„Auch da. Man stirbt in Stille oder stirbt auch nicht, gnädige Frau. Die wahren Märtyrerinnen sind die Ausharrenden."

„Die alten Jungfern!" bemerkte die lebhafte Matrone etwas rücksichtslos, sah sich dann aber doch stutzig um, ob sie nicht damit verletzt habe.

„Ja," fiel Herbig rasch ein, „ja, wenn Sie wollen. Glauben Sie mir, daß unter diesem Stande mehr Opfermut und Charakterstärke zu finden, als wir ahnen, und daß wir sie eher achten und bewundern, als belächeln dürften!"

„Wären wir doch auch ledig geblieben, liebe Betting, um einen so begeisterten Anwalt zu finden!" wandte sich hier die Matrone flüchtig an die junge Frau des Hauses, die, zumeist von einer flüsternden Nachbarin in Anspruch genommen, dennoch auf das allgemeine Gespräch so aufmerksam achtete, daß ihr kaum ein Wort entging. Indes richtete die alte Dame mit dem ihr eigenen Freimut wieder an Herbig die herausfordernde Frage: „Und wenn nun das Leben völlig unleidlich wird — und Sie werden zugeben müssen, daß der Fall eintreten kann — wie dann?"

„Dann noch lange kein sensationeller Sprung ins Dunkle. Eine Frauenleiche gehört nicht auf den öffentlichen Markt. Man kann ohne Aufsehen aus dem Leben gehen, wenn seine Bürde wirklich allzu lästig wird."

„Sie lieben das Aufsehen nicht, Herr Doktor?" fragte die Matrone jetzt mit durchklingender Ironie, welche jedoch Herbig zu überhören vorzog, indem er versicherte, daß ihm allerdings jede Marktschreierei und Ostentation in den Tod zuwider sei. Die geistreiche alte Frau hätte erwidern können, daß er nicht eitel sei, weil er die kleinlichen Mittel zur Anerkennung scheue, daß sich aber seine Selbstsucht und Eigenliebe in Stolz kleide, dem sich etwas Uebermut beimische. Doch unterdrückte sie diese Bemerkungen, als er fortfuhr:

„Ich liebe die Ruhe, wie ein Bischof, hasse den Affekt —"

„Das ist mir neu!" konnte die Matrone nicht unterlassen einzuschalten, während er unbekümmert darum seinen Satz also vollendete:

„Wie jede Schaustellung und mag nicht leiden, wenn man mit einem Springstock über einen Graben setzt, den man ohne Anstrengung überschreiten kann."

„Ist auch völlig wider die Natur. Denn kein Tier stirbt unter Randal, o nein!" flötete es hier dazwischen, und der Professor mit dem Vogelgesicht steckte zu nicht geringem Schrecken seinen Schnabel herein. „Die Katze, auch sonst ein Muster von Sittsamkeit, macht, wenn sie sterben will, keine Sprünge, heult und miaut nicht. O nein! Sondern verkriecht sich in den verborgensten Winkel und verendet im stillen. So meinen Sie es doch, Herr Doktor Herbig?"

„O ja! Ich lasse mir den Beweis aus dem Tierleben gefallen, obwohl da auch das Gegenteil vorkommen mag."

„O nein!"

„Gut denn," erwiderte Herbig. „In allen

solchen Fällen halte ich es mit Lord Byron gegen Master Roscoe."

„Und wie hielt es der poetische Lord mit diesem Gentleman?" fragte die Matrone.

„Verstatten Sie mir, ein wenig auszuholen. Zur Zeit des russischen Feldzugs, anno 1812, brachten die Londoner Blätter einen rührenden Bericht über einen Unfall in der Wyl, wo bei einer Kahnfahrt ein Dutzend Menschen ertranken. Mr. Roscoe, ein beleibter Mann, der vermittelst eines Boothakens und einer Aalgabel herausgefischt worden war, that sehr verzweifelt, als er hörte, daß seine Frau mit zu Grunde gegangen sei. Kniefällig bat er jeden seiner Retter, er möge ihn wieder ins Wasser werfen. Und dies wurde allgemein als ein rührender Zug von Gefühl aufgenommen."

„Ich dächte doch, das wäre es auch!" ließ sich jetzt die untersetzte Brünette und mit ihr noch manche der Frauen und Herren im Kreise vernehmen.

„Lord Byron dachte anders," entgegnete Herbig. „Denn er schreibt: seltsame Menschen in und außerhalb der Wyl! Als ob dieser dicke Mr. Roscoe sich nicht selbst ins Wasser hätte stürzen können, wenn er es wollte! — Die Bitte, ihn hinein zu stürzen," fügte Herbig hinzu, indem er sich an den Geierkopf wandte, „ist doch dasselbe, als wolle ich Ihnen sagen: Lieber Herr Professor, schneiden Sie mir doch gefälligst den Kopf ab! — da ich weiß, daß Sie es unterlassen würden."

„Wer sagt Ihnen denn das? O nein!" flötete der Mann in so wehmütigem und in so entschiedenem Gimpelton, daß allgemeine Heiterkeit entstand, in die nur vielleicht Eleonore nicht einstimmte.

Indes machte sich die Lachlust so laut und beharrlich geltend, daß es auch die Aufmerksamkeit der gelehrten Alten erregte und, da sie ohnehin zu vorläufigem Schluß in der Streitfrage über die „Organismen in den Meteoriten" gekommen waren, ihr Konklave vollends sprengte und auflöste. Ueber den Grund der allgemeinen Heiterkeit unterrichtet, lachten sie nunmehr selbst herzlich mit. Damit war aber auch der Anstoß zu anderer Bildung der Gesellschaftsgruppen und zu weiterer Unterhaltung gegeben. Man spielte, man musizierte, man sang. Nur Eleonore selbst, sonst gerne bereit, ihre Gäste durch ihren seelenvollen Vortrag zu erfreuen, entzog sich heute dieser Aufgabe und konnte sich erst auf die Bitte ihres Mannes hin entschließen, eine schlichte, rührende Volksweise zu beginnen.

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb!
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Sie sang es im plattdeutschen Original, und ihre weiche Altstimme klang in Herbigs Brust hinein mit einem Ausdruck, sehnsuchterweckend, wie in der Sage der Ton meerversunkener Glocken. Allein schon nach der ersten Strophe brach sie plötzlich und unwiderruflich ab, indem sie sich mit Indisposition entschuldigte, worauf einer der jüngeren Herrn, ein aufstrebender und erfolgreicher Komponist, ihre Stelle am Piano einnahm und die Gesellschaft durch den Vortrag eines neuesten Opus entschädigte.

„Meine arme Leonore," sprach der greise Hausherr gelegentlich und gleichsam entschuldigend zu Herbig, „leidet seit vorigem Herbst an Schlaflosigkeit, die ihr Gemüt affiziert. Nervenschwäche, Atonie, melancholische Anwandlungen sind die natürlichen Folgen und wollen den angewandten Mitteln nicht weichen. Die Seebäder haben ihr nicht gut gethan, die Meerluft sie angegriffen, und auch einige Tage tiefster Ruhe und Zurückgezogenheit im Thüringer Wald vermochten das Uebel nicht zu heben. Doch macht es sich hoffentlich noch, und für den Sommer werden wir, wenn ich's erlebe, einen ganz abgelegenen, ruhigen Winkel aufsuchen. Sehen Sie, lieber Freund, seit jenen Tagen an der See und in Thüringen sind die kleinen unscheinbaren Immortellen ihre Lieblingsblumen. — Aber, was nun Sie selbst anbelangt, lieber Doktor, so höre ich ja, daß Sie Ihren Plan, das Innere Afrikas der Wissenschaft vollends zu erschließen, noch keineswegs völlig aufgegeben haben. Es wäre mir lieb, Sie blieben uns erhalten. Bestehen Sie jedoch auf Ihrem Projekt oder kommen Sie darauf zurück, so bitte ich, mich zeitlich zu verständigen. Was ich als Privatmann und durch meinen geringen Einfluß für Sie vermag, steht Ihnen zu Gebot. Verfügen Sie über mich."

„Wie gütig Sie sind, Herr Geheimrat!" sprach Herbig bewegt. „Ich werde nicht versäumen, seinerzeit Ihr unverdientes Wohlwollen in Anspruch zu nehmen. Für heute jedoch gestatten Sie mir, mich empfehlen zu dürfen!"

„Wie! Sie wollen uns schon verlassen?" fragte der alte Mann sichtlich unangenehm über-

rascht. „Nein, nein! Das geht nicht an. Sie müssen mir meine junge Frau noch unterhalten und aufmuntern helfen. Kommen Sie, — Sie sollen Eleonore erst kennen lernen, — kommen Sie!“

„Bitte, Herr Geheimrat,“ erwiderte Herbig bereits mit dem Hute in der Hand und sich sträubend, „die Aufgabe wäre schön, die Ehre unschätzbar. Allein —“

„Was denn? Was denn?“ fiel der alte Herr ein, als der junge zauderte und stockte. „Sind Sie wirklich unzufrieden oder habe ich davon läuten hören? Hat es an Ihrem Empfang gefehlt? Ach, die unliebsame Laune wäre durch ihr Befinden entschuldigt. Und daß ich Sie nur flüchtig vorführen konnte — die große Neuigkeit! Denken Sie: Umsturz unserer ganzen Weltanschauung — im Anfang der Organismus als Urgrund aller Dinge! — Ach, daß man nicht überall sein kann. Aber, sollten Sie noch so gerechte Veranlassung haben, zu zürnen: kommen Sie jetzt, lassen Sie Ihre Verstimmung, reden Sie nur mit meiner Frau, und Sie werden sich auch verständigen.“

Und wieder stand er ihr gegenüber, diesmal zum Abschied. Flüchtig verschlang sein Blick die herrliche Erscheinung des geliebten Weibes und senkte sich dann, wie zerknirscht.

„Sie wollen uns in der That bereits verlassen, Herr Doktor?“ fragte sie, nach Atem ringend, während ihr Gemahl schon wieder von anderen in Anspruch genommen ward. „Hat der Abend Ihnen so unangenehme Eindrücke hinterlassen, daß Sie als der erste aufbrechen? Das würde mir leid thun.“

„Man lernt dergleichen überwinden und sich bescheiden, gnädige Frau, — besorgen Sie nichts. Die Welt ist weit,“ fügte er hinzu, „ich werde lange wandern dürfen, um das Ende zu erreichen.“

„Sie können ruhig bleiben, Herbig,“ sprach sie mit dem Ausdruck seltsam ergebungsvoller Gelassenheit und Fassung. „Es gibt einen anderen Ausweg, der vielleicht auch Ihre Zustimmung findet, Herr Doktor. Indes, haben Sie kein freundliches Wort für mich?“

„Es ist leer und öd in mir,“ sagte er. „Ich fühle mich erschöpft.“

„Wenn Sie nicht allzu müde sind,“ sprach sie leise und sah ihn mit dem schüchternen Mädchenblick an, wie einst — in schöner, hoffnungsvoller Jugendzeit, „so lassen Sie uns noch eine Weile plaudern. Ich weiß ja, daß Sie sehr gegen Ihren Willen nochmals mit mir zusammengetroffen sind, obwohl wir uns vielleicht nie wiedersehen werden. Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie so unfreundlich, so hart macht?“

„Wenn Sie es also wissen,“ entgegnete er, „daß ich es gern vermieden hätte, so erraten Sie wohl auch den Grund. Was kann Sie meine Verstimmung kümmern, und was mich, daß Sie mir zürnen!“

„Ich zürne nicht. Aber glauben Sie mir, ich leide mindestens nicht weniger als Sie!“ klang es von ihren Lippen so leise, daß er die Worte mehr verstand, als vernahm. „Dennoch, wenn Sie mir auch heftiger grollten, nicht mit haßerfüllter Seele sollen Sie sich von mir trennen. Nein, Herbig, wir dürfen so nicht scheiden,“ bat sie sanft. „Ich sage nicht: wollen Sie mir verzeihen. Abbitte habe ich hier nicht zu leisten. Aber jetzt, wo wir uns wohl zum letztenmal sehen, hege ich die Ueberzeugung, daß Sie bei kälterer Ueberlegung nicht bloß alles vergeben werden, was Sie als meine Schuld erkennen, sondern daß Sie auch einsehen werden, wie ich nur fehlte, weil ich liebte. Ihnen, Herbig, vergebe ich jedes böse Wort; ist doch seine Quelle dieselbe. Und in dieser schweren Stunde lebe ich der Zuversicht: in der weiten Welt, die Ihrer Thatkraft offen liegt, werden Sie zuweilen meiner freundlicher gedenken. Und nun, Bruno, reichen Sie mir zum Abschied nochmals die Hand!“

Ueberwältigt von dem flehentlichen Blick und Wort legte er seine Rechte in die ihrige. Einen flüchtigen Augenblick nur ruhten diese Hände, die die Natur für einander geschaffen zu haben schien, ineinander. Dann neigte sie das Haupt, daß es Zeit sei.

Und er ging hinaus in die finstere Märznacht, ohne sich nach seinem Wagen umzusehen. Auf weiten, dunkeln Umwegen strebte er nach der Stadt zurück. Ueber ihm brausten die Lüfte durch leere Baumwipfel. Doch stürmte es wilder in ihm, als in der Natur.

7.

Als Dräsow den Freund anderen Tags im Hotel besuchte, fand er ihn verändert, blaß, mit schwarzen Augenrändern.

„Nun, wie ist es ergangen auf der Soirée?“

„Schief steht alles. ‚Von Liebe nichts in all den süßen Schuften und lauter Höflichkeit‘. Frage nicht weiter; sei klug, Dräsovius! und kümmere dich nicht um den Weltsturz. Es ist gefährlich, am Rand zu stehen und in den Abgrund zu blicken.“

„So steht es, meinst du. Aber du fügst wieder — verzeihe, lieber Herbig, meiner Offenheit — eine Thorheit an die andere. Gestern war dir keine Leiter hoch genug; heute liegst du mit unversehrten Gliedern auf der Nase und machst nicht einmal den Versuch, dich aufzurichten. Warum denn stets himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt, da es doch eine goldne Mittelstraße gibt. Schon Marc Aurel rät, Herr seiner selbst und guten Muts zu bleiben in guten wie in bösen Tagen. Leiden schaden nichts, sondern bilden den Charakter. Aber auf Leidenschaften beruhen die Krankheiten des Körpers und der Seele.“

Und so weiter. Allein Herbig war nicht in der Laune, dergleichen ruhig anzuhören.

„Hör' einer diese Posaune der Philister!“ rief er. „Verschone mich doch mit deinen Gemeinplätzen. Du hast gut philosophieren. Warum predigtest du deine Weisheit nicht dem Mädchen aus der Fremde vor ihrem Sprung ins Wasser! Sie hätte dich noch im letzten Moment enterbt. Etwa nicht? Bestimmt. Du magst es gut meinen, würdest mir aber einen ganz entschiedenen Gefallen thun, mich mit deinen verständigen Reden zu verschonen. Sprich also nichts von meinen Angelegenheiten mehr, sondern von den deinen, — erlaube mir indes, nichts davon zu hören.“

Der Stubengelehrte maß den Freund hierbei mit einem pedantischen Blick. Die Verheerung und Verstörung, welche eine einzige Nacht innerlich und äußerlich an dem Freunde angerichtet hatte, entging ihm nicht. Betrübt weilten seine Augen auf Herbigs angenommener äußerer Starrheit, die nur als schlechter Deckmantel der inneren Ruhlosigkeit, Zerrüttung und Zerrissenheit diente. Gern wäre Dräsow wieder auf Jennys Zopf zurückgekommen; doch wagte er es jetzt nicht und hielt auch besser seinen Mund, indem er sich auf das Hören beschränkte, da Herbig sich in wunderlichen, grillenhaften Aeußerungen mit merklich erzwungener Ruhe erging. Habe Dräsow noch einige Geduld, wolle er ihm zu einer Professur in Nyangwe oder zur Würde eines rector magnificus Udschidschiensis verhelfen und in seinen Etat den ganzen Fisch- und Hippopotamosfang im Lulu einstellen.

Hierauf entschuldigte er sich plötzlich mit einer Visite, die er zu machen habe, und Dräsow schied mit wunderlichen Gedanken und Vorstellungen über das, was dem Freunde in der Abendgesellschaft widerfahren sein mochte.

In der That ging Herbig auch daran, einen Besuch zu machen. Bei allem Schuldbewußtsein, Selbstvorwürfen und Gewissensregungen, sehnte er sich im Zwiespalt seiner Gefühle, wie noch nie, nach dem berauschenden Anblick der geliebten Frau, deren ebenso reizende als hoheitvolle Erscheinung noch die Augenweide seiner wirren Träume gewesen war. Obwohl sie gestern schon wehmütig ernsten Abschied für immer von ihm genommen hatte, machte es die Sophistik des Herzens doch seinem geheimen Wunsche begreiflich, daß ihm damit die Verpflichtung einer Dankvisite um so weniger erlassen sei, als er keine Zeit mehr gefunden hatte, sich auch förmlich von dem Hausherrn zu verabschieden.

Nach einer halben Stunde befand sich sein Wagen schon außerhalb des Prachtthores auf dem Wege nach der Wohnung des Geheimrats Betting. Er fand den alten Herrn gerade in seiner Arbeitsstube und wieder dieselbe warme und herzliche Aufnahme. Mit Begeisterung und eingehendem Eifer machte der greise Gelehrte den jungen Kollegen mit den neuesten Entdeckungen und Erweiterungen der naturwissenschaftlichen Disciplinen bekannt, während dessen Augen vergeblich an der Thüre hingen, als könnten sie mit durchbohrender Kraft hindurch und in alle Räume des Hauses dringen, um nach der zu suchen, deren Anblick zu meiden er jetzt die meiste Ursache gehabt hätte.

Nur beiläufig ließ indes der Geheimerat mit einfließen, daß sich seine Frau nach dem gestrigen Abend etwas angegriffen fühle und darin ihre Entschuldigung finde, vielleicht aber dennoch erscheine, wenn sie höre, wer da sei. Nachdem er die Klingel gezogen, gab er dem erscheinenden Diener den Auftrag an seine Gattin, obwohl Herbig sich jede Störung derselben verbat, verlor sich hierauf wieder völlig in abstruse wissenschaftliche Erörterungen, indem er es für selbstverständlich hielt, daß Eleonore sich zum Empfang des Gastes aufraffen werde. Doch kehrte nach einiger Zeit der Diener mit

lich seinen Forschungen zuliebe sich den Indianern so eng angeschlossen, so fand er mit der Zeit immer mehr Gefallen an der Natürlichkeit ihres Empfindens, der reinen Herzensgüte und zuthunlicher Freundschaft, mit der man ihm von allen Seiten begegnete. Die Trennung von den Gastfreunden nach Ablauf des Urlaubs wurde ihm deshalb nicht leicht. Schwerer noch lastete der Abschied auf den einfachen Menschen, welche mit dem neugewonnenen Freunde den einzigen Weißen scheiden sahen, dem sie überhaupt je ihr volles Vertrauen entgegengebracht hatten.

Die Eiche.

Von

Hermann Jäger.

Was hast du alles erlebt, herrliche, erhabene Eiche! Einst — vielleicht vor tausend Jahren, ein schlankes Bäumchen, im Schutze von Buschholz aufgewachsen, überragt jetzt dein Stamm wie eine Felsensäule den umgebenden Wald. Vielleicht lagerten die Krieger Karls des Großen oder die um ihre Freiheit kämpfenden Sachsen schon in deinem Schatten; oder Bonifacius, der Apostel der Deutschen, errichtete unter deinen Zweigen den christlichen Altar. Neue Geschlechter von Bäumen wuchsen um dich her auf und vergingen. Und abermals entstand ein neuer Wald umher und auch dieser verging, um nochmals jungem Aufwuchs Platz zu machen. Und jedesmal, wenn es um dich her licht wurde, hast du dich ein halbes Jahrhundert gesonnt, gedehnt und gestreckt, und nur Farnkraut, Brombeeren und Waldkräuter durften unter deinem Schirme Platz behalten. Wenn du aber vom umgebenden Wald beengt wurdest, dann strecktest du dich aufwärts, denn Licht und Freiheit ist dein Lebenselement. Wer deine Aeste ansieht, kann deine Geschichte daraus lesen. Man erkennt deutlich die Jahre des Druckes und die Jahre der Freiheit.

Wenn wir an das hohe Alter der größten Eichen denken, so dürfen wir aber nicht zu weit greifen. Eichen, welche über tausend Jahre alt geworden sind, mag es wohl wenige gegeben haben. Im Hasbruch (dem sogenannten Urwald) bei Bremen, wo vielleicht die größte Anzahl der ältesten Eichen vorkommt, hat man angeblich an einem gefällten Stamme über 1100 Jahresringe gezählt, wobei der faule Kern nicht mitgerechnet werden konnte. Dabei ist aber zu bedenken, daß auf kräftigem Boden zuweilen zwei Holzringe in einem Jahre entstehen, wie ein mir bekannter zu einer Tischplatte verarbeiteter Querdurchschnitt aus den Forsten der Unterelbe mit fast 2 cm starken Jahresringen anzeigt. Dieser Baum hatte in 54 Jahren auf dem guten Boden des Auewaldes einen Durchmesser von über 1 m erreicht. Geheimrat Professor Dr. Göppert in Breslau schätzte die seiner Zeit berühmte Eiche von Pleischwitz in Schlesien, mit einem Stammumfange von 41 Fuß (preußisch) und Aesten von 14—16 Fuß Umfang nach den Jahresringen auf nur 700—800 Jahre. Die mehr als tausendjährigen Eichen gehören daher der Dichtung an. Sehr alte Eichen sterben von oben ab, werden häufig hohl, wachsen aber noch wohl ein Jahrhundert fort und nehmen an Stärke zu. In der noch frisch grünenden „hohlen Eiche“ (Holle Eck) im Hasbruch klafft von oben nach unten ein breiter Spalt, wie eine Felsschlucht, und im Innern haben acht Personen reichlich Platz; sogar eine Kuh war einmal hineingeraten.

Die Eiche ist jedenfalls der hervorragendste, eigenartigste Baum des mitteleuropäischen Waldes, obschon er an Stärke durch die Linde übertroffen, von der Ulme erreicht wird. Eine solche großartige Gestalt gibt es weiter nicht. Der mächtige, meist niedrige Stamm ist mit seinen Buckeln und Vertiefungen einem Felsen zu vergleichen; und so mächtige Aeste trägt kein anderer Baum der Länder gemäßigter Zonen. Es gibt Eichenäste von 4—5 m Umfang, also von der Stärke eines der stärksten Baumstämme, und selbst die geringeren können liegend für starke Stämme gelten. Strebt auch die Eiche im jugendlichen Alter mit den Aesten aufwärts, so nehmen diese doch mit zunehmender Stärke und Länge, also Schwere, eine wagerechte, selbst abwärtsstehende Richtung ein. Wunderbar abwechselnd, ja wunderlich sind die Krümmungen der Aeste, besonders der Nebenäste. Bald knieartig aufwärts und gekrümmt, wie ein Widderhorn, bald vorwärts, bald nach unten oder sogar rückwärts gekrümmt, dann wieder stellenweise geradeaus, baut sich eine Krone auf, deren Gerüste

wie verschlungen und vielfach gekreuzt erscheint, und die an seltsam wechselnder Form nicht ihresgleichen hat. Fragen wir nach den Ursachen dieser eigenartigen, fast launenhaften Mannigfaltigkeit, so gibt uns die Geschichte des Baumes Aufschluß. Die Abweichungen von der geraden Verlängerungslinie der Aeste beruhen auf Störungen im Wachstum, teils kurzen durch Beschädigung der Jahrestriebe, teils durch Jahrzehnte, ja vielleicht ein Jahrhundert bestehende Hemmungen durch umgebenden Wald. Die Eiche braucht Freiheit und Licht, und wo sie in der Verlängerung der Aeste gehemmt wird, wendet sie sich seitwärts, wo sie Licht und Luft findet, selbst in ihre eigene lichte Krone zurück. Aber noch größere Wirkungen haben, wie im Menschenleben, die kleinen Leiden des großen Baums. Nur zu oft tötet der Maifrost die jungen Triebe, oder Maikäfer, Hirschkäfer u. a. m. fressen die zarten Blätter, und der junge Trieb ist in beiden Fällen verloren. Da kommen nun die zahlreichen Nebenaugen zur Geltung, treiben aus und ersetzen die Spitze. Diese Seitentriebe setzen aber den Ast nicht in gerader Richtung fort, sondern bilden oft Kniee. So entstehen jene nur diesem einheimischen Baume eigenen Krümmungen. Es muß hier aber bemerkt werden, daß die mächtigen wagerechten und seltsam knorrigen Aeste hauptsächlich an der Sommer- oder Stieleiche (Quercus pedunculata), der Eiche des Tieflandes, seltener an den Bergeichen, nämlich der Trauben- oder Wintereiche (Q. sessiliflora) und der in Unteröfterreich in den Südalpen und vereinzelt am Südabhange des Schwarzwaldes am Kaiserstuhl und Odenwald vorkommende Schwarzeiche mit weichbehaarten Blättern (Q. pubescens), welche mehr aufwärtsgerichtete, weniger gekrümmte Aeste haben. Der Grund davon mag, abgesehen von der Artengewohnheit, sein, daß Frost- und Maikäferschaden im Bergwalde seltener sind, und daß diese Eichen häufiger gemeinschaftlich und mehr aufwärts wachsen.

Eine besondere Eigentümlichkeit ist das Absterben der Astspitzen an alten Bäumen, und die Maler versäumen nie, solche auf ihren Bildern anzubringen. Ich gestehe, daß ich sie lieber nicht sehen würde, aber sie sind als Charakterkennzeichen des Baumes im Walde immerhin von einigem Wert; nur dürfen es nicht so viele sein, wie an einer Eiche in dem unter meiner Aufsicht stehenden Park von Wilhelmsthal, wo eine 5½ m im Umfang haltende Eiche n noch einen grünen Ast zu unterst am Stam hat, und so in ihrer Nacktheit fast schauerli aussieht. Ich habe den Baum mit wildem W bezogen, welcher bereits über 50 Fuß ho hinaufgeklettert ist.

Herrlich ist die Belaubung der Eiche. D Blätter sind kräftig durch Haltung und Größ weich durch ihre schönen buchtigen Formen. W die Blätter einer Rose stehen sie um den Zwei und jeder bildet einen Strauß. Da nur d kleinen aus Nebenknospen entstehenden Zwei kurz sind und dicht stehen, so setzt sich das Gr der ganzen Aeste aus unzähligen Blätterbüsche zusammen, von denen die einen weit vorste und hell beleuchtet sind, die anderen tief Schatten zurücktreten. Daher kommen jene her lichen Lichtwirkungen, welche die Eiche nur m wenigen Bäumen teilt. Vereint mit der A gruppierung, indem jeder Ast gleichsam eine Baum für sich bildet, entstehen durch die Blättermassen und Zweigbüschel jene von d Malern so geschätzten „Ausladungen". D Blätter der verschiedenen schon genannten Eiche arten weichen in der Form wenig voneinand ab, und wenn man gewisse Blätter als d einen Art charakteristisch gefunden zu hab glaubt, so findet man am nächsten, der ander Art angehörenden Baum dieselben Blattforme Nur die Zerr- oder Ziereiche (Quercus Cerris) welche im Gebiete des alten Deutschlands n in Unteröfterreich und Mähren, ferner in de Südalpen und wieder in der westlichen Schwei vorkommt, weicht mit ihren gesägten, spitzige Blättern von den übrigen Eichen ab; noch meh aber durch die Früchte, deren „Näpfchen" w Bucheckern mit Stacheln besetzt sind. Auch di Größe der Blätter ist nicht maßgebend un wechselt je nach Standorten und Jahreswitte rung. Im allgemeinen kommen an Bergeiche größere, an den Spitzen breitere Blätter al an den Stieleichen vor. Nur der Stiel bilde ein unterscheidendes Merkmal: der Stiel de Traubeneiche und Schwarzeiche ist einige Centi meter lang, derjenige der Stieleiche sehr kurz, oft kaum vorhanden. Die Blätter der zweiten Triebe, welche jedoch meist nur an jungen Bäu men und Stockausschlag vorkommen, sind viel größer als die normalen, auch in der Form abweichend. Reizend sieht die Eiche aus, wenn die jungen Blätter teilweise von Maikäfern ab gefressen waren, wo dann die nachwachsenden

Eiche. Von Hermann Baisch.

im hellsten Grün prangen, während die unversehrten schon dunkel grünen. Im Entfalten sind die Blätter mehrere Tage braunrot, dann bronzefarbig, und sie bilden zu dem lichten Maigrün der umgebenden Gehölze einen reizenden Kontrast.

Um hier zugleich weitere Kennzeichen festzustellen, bemerke ich, daß die Blüten und Früchte der Stieleichen an langen Stielen abwärts stehen, die langen großen, fast cylindrischen Früchte (Eicheln) fast immer zu zweien einander gegenüberstehen, während bei der Trauben- oder Wintereiche die Blüten und Früchte fast ungestielt büschelweise an den Zweigen sitzen und die kleineren Früchte zuckerhutförmig und scharf gespitzt sind.

Interessant ist das Keimen der Eiche. Die im Laub versteckte Eichel bohrt ihre Pfahlwurzel in den Boden und hat bereits eine Länge von 10 cm und darüber, während die frei über dem Boden gehaltene Eichel noch geschlossen ist. Dann teilt sie sich in zwei dicke Samenlappen (Keimblätter), und nun treibt in kurzer Zeit ein fingerlanger Zweig hervor mit zwar kleinen, aber vollkommenen Blättern. Wenn man die Anfänge einer solchen Pfahlwurzel sieht, begreift man, welchen Halt sie einst dem mächtigen Baum zu geben vermag. Da die Eiche ihre schweren Samen nicht außerhalb des Umkreises ihrer Krone versenden kann, so müssen Tiere die Verbreiter werden. An der Spitze der Pflanzer steht der „Eichenförster“, nämlich der Häher (Eichelhäher, Nußhäher), welcher die Eicheln als Vorrat versteckt, aber oft nicht wieder findet; ferner thun es Mäuse, besonders Haselmäuse, Eichhörnchen (Eichkätzchen) u. a. m.

Ein Baum wie die Eiche beherrscht einen weiten Platz und behält, obschon oft eingeengt durch andere Waldbäume, schließlich die Oberhand. Wo Eichen noch Wälder bilden, wie in den Donauländern, seltener in Deutschland, füllen andere Waldbäume, meist als Unterholz, die weiten Zwischenräume aus. Wir haben daher keinen Eichenwald im Sinne des Buchen-, Erlen- und Nadelwaldes, sondern nur zerstreute Eichen im Mischwalde. Wird das Zwischenholz beseitigt und der Boden mit Rasen begrünt, wie es in großen Parken und Tiergärten geschehen ist, dann haben wir Eichenhaine, welche die Dichter besungen haben, ohne recht zu wissen, was eigentlich ein Hain ist. Wo wir Eichen im Nadelwalde finden, war früher sicher nur Eichenwald. Die Stämme sind dann ausnahmsweise sehr hoch, gerade und oft 60 Fuß hoch ohne Aeste, weil solche im umgebenden Nadelholze nicht aufkommen konnten. Unsere meisten großen Eichen stehen auf Rasengrund und an Waldrändern. Traubeneichen kommen im Gebirge häufiger in fast reinen Waldbeständen vor, aber selten in starken Bäumen, weil man sie nicht alt werden läßt. Noch weniger als Wald erscheinen die Eichenschälwälder, wie sie besonders in Westdeutschland zur Gewinnung von Gerberlohe verbreitet sind und dort ganze Gebirgszüge und die Vorberge der höheren Gebirge bedeckten. Es ist niedriges Buschholz, an dessen Rande in tiefen Bergen hie und da einzelne Samenbäume stehen bleiben.

Eine so mächtige Erscheinung wie die Eiche mußte zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen, Bewunderung erregen und an das Göttliche mahnen. In der That finden wir den Eichenkultus bei allen vorchristlichen Völkern Mitteleuropas, sogar bei den Griechen und Römern. Die Eiche war Zeus, dem Beherrscher des Himmels, geweiht, und die Priester des Tempels von Dodona weissagten aus dem Rauschen der Eiche. Germanen, Kelten und Slaven war die Eiche ein heiliger Baum, unter welchem sie opferten. Hierbei spielte die auf Eichen wachsende heilige Mistel, jene seltsame immergrüne Schmarotzerpflanze, eine große Rolle. Die Oper „Norma“ führt uns eine solche Opferscene mit der Mistel vor. Bei den germanischen Völkern war die Eiche dem Thor oder Donar (Wodan, Odin) geweiht. Die Priester erhielten von den Römern den Namen Druiden, soviel wie Eichenbewohner, weil sie in heiligen Eichenhainen wohnten. Noch jetzt erinnern Ortsnamen an heilige Eichen und von einigen Eichen sind noch die alten Namen bekannt. So die Wyhe-Eiche bei Imbach an der Wupper, die Bils-Eiche bei Kitzingen, die „heiligen Eichen“ bei Grünheim in Sachsen, bei Mückeburg, Labiau, Heiligenbeil, Wehlau in Preußen u. a. m. Der Eichenhain in der Stubbenitz (Stubbenkammer) auf der Insel Rügen, jetzt Buchenwald, war der Herda geweiht. Bekanntlich legte Bonifacius der Heidenbekehrer selbst Hand an die Donar-Eiche bei Hofgeismar in Hessen, als er sie fällen ließ. Bei den Slaven war die Eiche der Baum ihres Gottes Perun oder Perkunos. Dem Gotte Prino oder Prove, bei welchem einst die Wen-

den schworen, war eine Eiche bei Altenburg geweiht, um welche tausend Götzenbilder gestanden haben sollen.

Nach der Einführung des Christentums wurde aus dem Eichenkultus Aberglauben. Wodan wurde von den christlichen Priestern zum Teufel gestempelt, und sein Baum verfiel den finsteren Mächten. Im geheimen dauerte der Eichenkultus noch lange fort, wie uns Joseph Viktor Scheffel in seinem „Ekkehard“ nach historischen Quellen anziehend erzählt, indem er ein solches nächtliches Fest auf dem Berg Hohenkrähen durch die beiden Hirtenkinder Audifax und Hadamut belauschen läßt. Mit der Aufzählung der an die Eiche geknüpften Aberglauben und Volksgebräuche könnte man viele Seiten füllen. Auch Volksgebräuche blieben an der Eiche haften und sind heute noch nicht verschwunden. Das sog. Scharholz, ein Eichenklotz, der neben dem Herde eingemauert wird, ist noch überall in Bauernhäusern zu finden, wo wendische Stämme wohnen, besonders in der Lausitz. Ist er verkohlt, so wird er zu Staub zermalmt und als Schutzmittel gegen Hexerei aufbewahrt, wohl auch unter das Saatkorn gemischt, damit es gedeihe.

Es ist auch nicht Zufall, daß die Eiche ein Fest-, Familien- und Erinnerungsbaum geworden ist. Man pflanzte Eichen zur Erinnerung an ein wichtiges Ereignis. Im Schloßpark zu Altenburg stehen die zwei Prinzeneichen „Ernst“ und „Albert“, welche 1455 zum Andenken an den sächsischen Prinzenraub gepflanzt wurden. So gibt es viele Eichen bei Städten und Dörfern, sowie in fürstlichen Gärten, welche an ein wichtiges Ereignis anknüpfen. Noch 1871 wurden hunderte von „Friedenseichen“ in Deutschland gepflanzt. Auch als Ehrenzeichen wird von uns Deutschen, wohl nach römischer Ueberlieferung, der Eichenkranz als Bürgerkrone für den Mann des Volkes gewählt. In den meisten Fällen wird jedoch Silber den wirklichen Eichenblättern vorgezogen.

Die Eiche hat mit Recht von jeher als Sinnbild der Kraft und Dauer gegolten, und wenn man einen Kraftmenschen bezeichnen will, da kommt im Vergleiche die Eiche gleich nach dem Felsen. Die Redensart: „Ein Mann wie aus Eichenholz geschnitzt“, hat eine tiefe Bedeutung, wenn auch damit der Gedanke an eine nicht liebenswürdige Derbheit und Hartnäckigkeit verknüpft ist.

Wir lieben es, von „deutschen Eichen“ zu sprechen, und seit Klopstock und den „Barden“ haben sich zahlreiche Dichter der Eiche als edelstes und alleinig deutsches Volkssymbol bemächtigt. In Wahrheit haben wir nicht mehr Recht dazu als andere Volksstämme, in deren Ländern Eichen wachsen. Wir brauchen uns auch nicht einzubilden, daß wir besonders mit großen Eichen bevorzugt wären. In den Donauländern und den Tiergärten und Parken Englands gibt es mehr große Eichen als bei uns, und auch in Frankreich gibt es noch bedeutende Reste einstiger Eichenwälder.

Dies führt uns auf die Größenverhältnisse des merkwürdigen Baumes. Die alte Eiche auf dem Ledeburshofe in Westfalen hatte 41 Fuß Umfang; bei Behmel an der Lahn in Hessen stand noch in diesem Jahrhundert eine Eiche von 45 Fuß Umfang; die Eiche bei Dodersbach in Holstein hat sogar 46 Fuß Umfang. Im vorigen Jahrhundert gab es noch Eichen von 75—90 Fuß Umfang. Die Eiche zu Damony in England hatte sogar 68 Fuß Durchmesser (?), also 200 Fuß Umfang, und war zu Cromwells Zeit eine Schenke darin. Die Durchschnittsstärke der jetzigen ältesten Eichen beträgt etwa 3—4 m. Die Höhe des Baumes ist im Verhältnis zum Stamm und der Krone gering, reicht selten an 30 m. Der astlose Stamm ist meist niedrig, oft so breit wie hoch, und es fällt seine Stärke aus diesem Grunde um so mehr auf.

Die Eiche ist über ganz Deutschland verbreitet und war vor Einführung der Forstkultur der Hauptwaldbaum. Vereinzelt finden wir sie überall. In Westfalen, hie und da auch in Hannover, steht bei jedem Hofe wenigstens eine Eiche. Auch in Oberbayern, namentlich in dem Strich südlich von Augsburg-München-Passau, wo es viele „Einöden“ (einzelne Höfe) gibt, sieht man um die Höfe häufig auf den Triften alte Eichen. In Buschhölzern ist sie überall, obschon meist vereinzelt, zu finden. Die wahre Heimat der mächtigen Stieleichen ist das Tiefland mit tiefem nie trockenen Boden. In den Auewäldern der Flüsse, besonders Norddeutschlands, z. B. in den Elbforsten von Wittenberg bis nahe vor Hamburg und den angrenzenden Wiesen — einst ebenfalls Wald —; an der untern Thüringer Saale und Elster von Leipzig gegen Magdeburg; im Spreewald und anderen Niederungen der Niederlausitz; endlich an den mehr trockenen Rändern der Buchenwälder

Preußens finden wir die schönsten Eichen. Seltener sind sie in den Auen des Rheins und der Donau. Die Winter- oder Traubeneichen bewohnen niedrige Bergzüge und Vorberge höherer Gebirge. In den Alpen steigt die Eiche nicht hoch, bleibt hinter der Buche und dem Ahorn zurück.

Max Schasler sagt von der Eiche: „Der männliche reckenhafte Charakter der Eiche spricht sich auch in der ganzen Physiognomie des Baumes aus. Sie ist in ihrer Gestaltung fern von jedem weichen, melancholischen Ausdruck; sie i voll ernster Würde in der Ruhe, voll erhabene oft in das Furchtbare steigender Kraft in de Bewegung. Die Eiche flüstert nicht, wenn ei sanfter Zephyr durch das Laub des Walde streift, sie heult nicht, wenn der Sturm ihr Zweige rüttelt, sondern ‚der Eichenwald brau set', wie Schiller mit seinem Naturinstinkt sag Denn brausend ist die zornige Stimme de Königin der Wälder, wenn sie sich zum Kampf mit ihrem Widersacher, dem Sturme, rüstet."

Eine glückliche Kur.

Humoreske von Oskar Justinus.

Es herrscht heute eine recht heitere Stimmung an unserem Stammtische: der eine von uns macht den Genossen die offizielle Mitteilung, daß er sich mit Fräulein Adele B. verlobt und — mein Freund hat nicht mehr viel Zeit zu verlieren und seine Braut vielleicht noch weniger — in einigen Wochen seine Hochzeit feiern werde. In der allgemeinen freudigen Bewegung fehlt mir aber doch heute ein ruhiger Punkt, im allgemeinen Lärm ein beredtes Schweigen. Nachdem ich lange vergeblich darüber gesonnen, was mir eigentlich fehlt, wird es mir plötzlich klar: unser treuer Freund Tobias.

Ja, wo ist er denn, der stille alte Herr, der zu den tumultuarischen Versammlungen unseres Klubs eine so harmonische Folie abgibt. Der ist nicht einer von jenen, deren Gegenwart uns beengt, deren Schweigen wir als Hochmut, Mißachtung, Blasiertheit auslegen müssen, bei deren Anblick uns das Wort auf der Zunge erstarrt und dessen übelwollenden Blick wir selbst, wenn wir ihm ausweichen, auf uns gerichtet fühlen. Nein, Tobias' gutmütiges ehrenfestes Gesicht anzusehen, belebt den Unterhaltungsfluß: sein Lächeln bedeutet Eingehen und Zufriedenheit, seiner Augen helles Blitzen Wohlwollen und Einverständnis mit allem, was die junge Welt Lustiges, Uebermütiges anstellt und wenn er den Abend hindurch unter uns gesessen und mit seinen lebhaften Blicken jedem Redner teilnahms-

voll gefolgt ist, da trennen wir uns mit dem Eindruck, als hätte er uns seinerseits prächtig unterhalten.

Er war unser aller Freund und Liebling: zwanzig Redelustige schätzen die stillen Eigenschaften eines ihrer Genossen doppelt. — Als ich nach seinem Verbleiben fragte, war alles erstaunt, ihn nicht schon längst vermißt zu haben.

Ja wo bleibt er denn? Einmal nach dem andern Mal sehen wir nach der Thür, da kommen Kellner, Stammgäste, fremde Herren und Damen: Tobias fehlt beharrlich.

Endlich einigt man sich, mit Hilfe eines Nachzüglers, daß er sich schon vierzehn Tage nicht am Tische habe blicken lassen und zwar genau seit der Hochzeit seiner Nichte, von der er schon einige Wochen vorher zwar wenige, aber inhaltreiche Worte gesprochen hatte: wahrscheinlich sei dem alten Herrn das langatmige Diner, das späte Schlafengehen nicht bekommen. Als Arzt erbot ich mich sofort dazu, Tobias am nächsten Tage in seiner Wohnung aufzusuchen.

Als ich in derselben anlangte, fand ich ihn zu meiner Freude nicht zu Haus. Ich hatte eben in einigen Zeilen meiner Genugthuung Ausdruck gegeben, die ich dem Mädchen zurücklassen wollte, als sein Fräulein Schwester ihr von weißen Papierchen umwickeltes graues Haupt durch die Spalte ihrer Thür steckte, und mich erspähend, freundlich bat, in des Bruders Zimmer sie zu erwarten.

So trat ich denn in dieses Schmuckkästchen pedantischer Junggesellenherrlichkeit: wie hier alles auf seinem abgezirkelten Plätzchen liegt, steht und hängt! Dieselbe braungelbe Arabeskenmalerei an den Wänden und der Laubkranz genau im Centrum der Decke mit den Umrankungen und den Seitenstreifen; dieselben schneeweißen Dielen, von denen man hätte speisen können; dieselben mit Häkelei überzogenen Sofakissen, vielleicht einige Häkeleien mehr als vor zehn Jahren, wo ich das letzte Mal hier war. Ebenso wie damals geht der Pendel zwischen den Alabastersäulen der altmodischen Standuhr mit Grandezza hin und her, und ebenso wie damals hält der grüne Papagei im Messingbauer seinen Kopf zur Seite und sieht den Eindringling prüfend an. Ebenso noch glänzt der Spiegelrahmen des Spiegels, ebenso die Politur des Mahagonipultes und die Goldbuchstaben auf den Bücherrücken. Nur ein Stoß Papiere zeugte nebst dem frisch gebrauchten Schreibzeug und Gänsefedern, daß hier noch vor kurzem ein lebendiges, willenbegabtes Wesen gewaltet hat. Als Arzt glaubte ich ein wenig Indiskretion auf mein Berufsgewissen nehmen zu können: ich hebe den Serpentinbriefbeschwerer auf und sehe von zitternder Hand eine ganze Anzahl Skripturen, Ausstreichungen, Radierungen, Parenthesen, Kopieen, Haken, Mühlen, Nummern; als ich eben das schwer leserliche Manuskript entziffern will, höre ich Schritte und Fräulein Tobias erscheint in grande toilette.

Die alte zierliche Dame ist sehr besorgt um Bruder Ulrich. Daß ich ihn um diese Zeit, wo er sonst behaglich beim Frühstück zu sitzen und mit ihr zu plaudern gepflegt, nicht zu Hause treffe, spreche eben für seine Krankheit: er fliehe alle Menschen, seine eigene Häuslichkeit, sogar seine treue Schwester. Auf den einsamsten Pfaden des Tiergarten wandere er hinaus, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen vor sich hin sprechend, so daß bereits die Kinder ihm nachzulaufen anfingen.

„Hm, Hm! und der Zustand datiert seit der Hochzeit der Nichte?“

„Seit damals, Herr Doktor, nachdem ich einige Wochen vor derselben eine andere auffallende Gemütsveränderung an dem Bruder wahrgenommen habe. Vom Tage der Einladung, die er mit einem kalligraphischen Dankschreiben beantwortete, zeigte er eine sonderbare Erregtheit. Er schloß sich ganze Vormittage vorher in sein Zimmer ab: ich hörte ihn stundenlang umhergehen, stehen bleiben, dann wieder schneller schreiten: ich hörte ihn bald leise murmeln, bald laut mit sich selbst reden, bald wie ein Schauspieler deklamieren. Wenn ich dann ängstlich anklopfte oder ihn bat, sich mir zu zeigen, da öffnete er, nachdem er seinen Schrank verschlossen, die Thüre, lachte aus vollem Halse, streichelte mir die Wangen und sagte: ‚Mein kleines neugieriges Töchterchen, davon verstehst du heute noch nichts!‘ Ich bin nämlich 69 und er schon 71 Jahre. Seine Ungeduld und gute Stimmung wuchs von Tage zu Tage, bis —“

„Wie ging es ihm denn bei der Hochzeit selbst?“

„Nicht gut, Herr Doktor, soweit ich ihn von meinem Sitze beobachten konnte. Er hat nichts angerührt von all den schönen Gerichten und selbst die Extraweine blieben ungekostet. Seinen Nachbarn gab er verkehrte Antworten und wohl zehnmal stand er auf, ein Messer in der Hand, was

mir das Blut erstarren machte, fiel aber, da an allen Ecken und Enden Tischredner wie die Pilze aufsproßten, wieder in seinen Stuhl zurück. Was er eigentlich gewollt, hat er mir nicht gesagt, nur das weiß ich, daß ich nach Aufhebung der Tafel ihn ganz zerknirscht, mit gesenktem Kopfe vor seinem Glase fand, und daß er mir willenlos nach Garderobe und Droschke folgte. Seitdem dieser trostlose Zustand: er ißt nichts, trinkt nichts, spricht noch weniger als nichts und weicht allen Menschen aus. Herr Doktor, ich fürchte das Schlimmste."

Ich beruhigte die gute Frau, ohne selbst Beruhigung zu empfinden. Doch war es mir, als ob meine indiskrete Entdeckung mir Aufschluß geben sollte. Ich bat um ein Glas Wasser und hob, sowie ich allein war, wieder den Briefbeschwerer empor. Was las ich da:

„Hochgeehrtes Brautpaar! Hochwürdige Hochzeitsgesellschaft!"

„Hochgeehrte Hochzeitsgesellschaft! Hochwürdiges Brautpaar!"

„Halten Sie es nicht für eine Ueberhebung — wollen Sie es mir nicht als eine Ueberhebung deuten — ich hoffe, daß Sie mich soweit kennen, um es nicht falsch zu deuten — wenn ich in meiner Eigenschaft als Onkel und Freund — daß ich so zu sagen als ein Nahestehender — das Wort ergreife —"

Bei diesem ergriffenen Worte hörte ich Fräulein Tobias auf dem Gange; ich schob eilig alles wieder unter den Briefbeschwerer. Es war genügend: ich übersah die ganze Sachlage.

„Ich danke Ihnen, liebes Fräulein", sagte ich und das Glas Wasser zitterte in meinen vor Freude bebenden Händen; nachdem ich in meinem medizinischen Erfahrungsschatz gekramt, glaube ich Ihnen für die Gesundheit Ihres Herrn Bruders beste Aussichten geben zu können: in vierzehn Tagen ist er wieder hergestellt."

„Wie," fiel die Dame freudig ein, „so wollen Sie ihn in die Kur nehmen?"

„O nein, ich heile ihn, wie ein Magnetiseur, aus der Entfernung. Er braucht nicht zu mir zu kommen, ich nicht zu ihm. Ich bitte Sie sogar, daß Sie meinen Besuch, der ihn ängstlich machen könnte, ihm verschweigen. Apropos, was sagen Sie zu dem neuesten Brautpaar? Der letzte aus unserer Tafelrunde hat nun auch daran glauben müssen!"

Von hier aus entführte mich eine Droschke in die Wohnung der zukünftigen Schwiegereltern unseres jungen, alten Bräutigams, der, wie er gestern erzählt hatte, alle Morgen um elf Uhr mit seiner Braut tändeln komme. Ich gratulierte und wurde freundlich empfangen.

„Ja," fuhr ich fort, als auch der Herr Papa hinzugetreten war, „wir betrachten uns nämlich sozusagen, als die natürlichen Vormunde dieses unseres Abtrünnigen. Wir haben Ihren Herrn Bräutigam an unserem Stammtisch großwachsen sehen, wir haben ihn als einen der pünktlichsten, zuverlässigsten Besucher unserer Kneipe ins Herz geschlossen —"

Der Bräutigam war offenbar von der Betonung dieser seiner Vorzüge, welche in den Augen der Seinigen ihm vielleicht sehr zum Nachteil gereichten, nicht sehr angenehm berührt, er wurde unruhig, gab mir verschiedene Winke; er hätte am liebsten unsere ganze Biertisch-Kameraderei desavouiert — er zeigte, daß er im begriffe stand, ein Pantoffelheld zu werden.

„Sie meinen," fuhr ich, etwas schadenfroh über die guten Aussichten unseres Kollegen fort, „daß diese Mitteilungen nicht wichtig genug wären, um meinen Besuch zu motivieren: nein, ich hatte auch in der That noch eine zweite Absicht mit demselben verbunden. Ich wiederhole Ihnen also vor allem, mein Fräulein, daß Sie erst mit den Jahren darüber ins klare kommen werden, wie viel seiner Herzens- und Verstandesbildung Ihr zukünftiger Gatte dem Stammtische verdankt, welche glückliche Stunden, Abende, Morgen er im Kranze seiner treuen Freunde durchgekostet. Ihnen zuliebe geben wir unsere alten Rechte, unsere Prätensionen auf. Dafür aber —"

Der Bräutigam sah mich mit einem flehentlichen Blicke an.

„Dafür aber verlangen wir — und ich hoffe, daß Sie unsere Unverfrorenheit nur für den Ausdruck der pursten Freundschaft halten — mit zur Hochzeit geladen zu werden."

Der Bräutigam ward leichenblaß, das Fräulein Braut hatte sich am Buffett zu schaffen gemacht, der Herr Schwiegervater, der standhalten mußte, lächelte vor Verlegenheit und that schließlich, als hätte ich mir einen Scherz erlaubt.

Endlich befreite ich sie aus ihrer peinlichen Situation.

„Befürchten Sie nicht, daß der ganze Stammtisch zu diesem Ihrem Ehrentage geladen zu werden den Anspruch macht; es handelt sich nur um eine würdige Repräsentation und für diesen

Zweck empfehle ich Ihnen unseren Alterspräsidenten, Herrn Partikulier Ulrich Tobias."

Das klang nun schon anders, die Herrschaften waren auch schon bereit, aber da begann mein heldenmütiger Freund wieder:

„Ja, glauben Sie denn, Doktor, daß der alte Herr kommen wird, er ist ja auch, wie ich hörte, krank."

„Eben darum," platzte ich heraus.

„Eben darum? Sehr verbunden — was fehlt ihm denn eigentlich?"

„Nun, so erfahren Sie denn alles, und ich bin überzeugt, daß Sie sich nicht einen Augenblick weigern werden, mich in meiner Heilmethode zu unterstützen. Herr Tobias leidet an einem zurückgetretenen —"

„Schnupfen?"

„Nein."

„Scharlach?"

„Nein."

„Nun an was denn?"

„An einem zurückgetretenen Toast! Sie zweifeln? Verlassen Sie sich darauf — ich habe ganz unzweideutige Beweise. Denken Sie sich in die Lage dieses Mannes. Das erste Mal in seinem Leben dringt die Verpflichtung an ihn heran, zu reden, seine einzige Nichte tritt in den Stand der Ehe — sein Herz gebietet ihm, einmal aus sich herauszutreten; er frägt einen Freund nach dem anderen, sie bestätigen ihm alle, daß ihm gar nichts anderes übrig bleibe, als — reden. Nun geht er mit sich zu Rate, arbeitet, sitzt, verwirft, verbessert — und wie er sieht, daß alles gut war, lernt er seine deutsche Arbeit vorwärts, rückwärts, bis er sie auswendig kann, bis aufs letzte Partikelchen; dann lernt er die Aktion, die Geste vor dem Spiegel. Die Hebung, die Senkung, den Schlußeffekt: endlich beherrscht er seinen Stoff.

„Der Tag naht.

„Innerlich erfüllt von seiner Aufgabe, im angenehmen Vorgefühl der hervorzubringenden Ueberraschung und doch bebenden Herzens bei dem Gedanken, sein Gedächtnis werde ihn im letzten Moment verlassen, sitzt er bei Tisch und repetiert still vor sich hin. Er achtet nicht seiner Nachbarinnen rechts und links, nicht der servierenden Kellner, sein Thema hält er sicher, er hält es warm, jetzt schweigt die Musik, der Moment ist gekommen, er gibt sich einen Ruck und erhebt sich. Aber in diesem Augenblicke ist auch eine andere Person aufgestanden und hat in kurzen bündigen Worten das Hoch auf das Brautpaar ausgebracht. Wütend setzt er sich nieder, hell tönt der Jubel in sein umdüstertes Gemüt. Aber, im Grunde genommen, hat jener ihm auch sein Thema eskamotiert, seine privaten Gedanken waren es doch nicht und er kann sie noch aussprechen. Er kämpft, wird wieder schlüssig, steht auf, aber da beginnt gerade die Musik; er verfolgt die aufgespielte Quadrille, das ist nun der fünfte Teil, jetzt kommt das Finale; eben will er sich erheben, da tritt eine Maske herein, hält eine Polterabendrede und es ist wieder vorbei. Ein drittes Mal und eine Stimme erhebt einen Tischgesang.

„So geht es fort; er bemerkt, wie man die schlechtesten Reden bejubelt, er zieht sich in sich zurück, er verbittert; doch dringt seine gute Natur immer wieder durch; was er sagen will, hat doch noch keiner so gesagt, wie er; er wartet, er beobachtet, er harrt wie der Jäger auf dem Anstande, und wie nun endlich *sein* Moment gekommen — da ertönt ein Tusch, alles erhebt sich froh von der ermüdenden langen Mahlzeit, er mit ihnen, aber die Wunde im Herzen und — den Toast in der Kehle.

„Und diese Nachwirkung. Die Blume, mit Sorge und Pflege, mit Kopfzerbrechen, mit Furcht und Hoffnung so herrlich gediehen, zerblättert zu sehen, ehe sich eines empfindenden Menschen Herz an ihr erfreut. Der Toast ist nach innen geschlagen: hier stehen seine Wortbilder unverlöschlich und mit flammender brennender Schrift. Die Reue verzehrt ihn, warum hat er nicht laut an sein Glas geschlagen, warum nicht seine Konkurrenten überbrüllt, oder sich auf einen Stuhl gestellt, wie hätte sich seine Nichte gefreut, wie hätte er selbst geglänzt! Immer verbitterter, immer verschlossener wird er. Niemand habe ihn aufgefordert, niemand nach ihm gefragt. Jeder schätze ihn gering, er sei ein unnützes, lästiges Inventar, je eher desto besser müsse er sich hinwegheben aus dem Kreise der Fröhlichen, Lebenden.

„Das ist die Krankheitsgeschichte unseres Freundes," schloß ich, „in ihrer unerbittlichen Logik, es ist nicht anders zu helfen, als wenn wir ihm Gelegenheit geben, den verschluckten Toast — von sich zu geben und wenn Sie jetzt noch zögern können, ihm diese Gelegenheit zu gewähren, so habe ich das Meinige gethan!"

Das war überzeugend.

Denselben Tag trafen zwei Einladungskarten

mit der eigenhändigen Anschrift der Eltern bei Herrn und Fräulein Tobias ein, ihnen auf dem Fuße folgte der Bruder der Braut, um die Schwankenden zur Annahme zu gewinnen. Wie der junge Mann endlich schüchtern mit der Bitte herauskam, als Freund des Bräutigams doch den ersten Toast auf das Brautpaar zu übernehmen, da leuchteten die Augen Tobias' auf, *er sagte zu.*

Das Hochzeitsmahl begann; ehe das Ragout fin aus seinen Muscheln geschält war, klang ein Glas und eine Stimme ertönte.

„Hochgeehrtes Brautpaar!

Hochwürdige Hochzeitsgesellschaft!"

Andachtsvoll lauschte die Menge. Kein Mensch hatte jemals von dem schweigsamen Herrn so viel Worte hintereinander reden hören und nun dieser Fluß, diese Eleganz, diese kühnen Wendungen. Man überhörte vollständig, daß der Redner die Braut immer Helene nannte, während sie doch Adele hieß, daß er von seinen Onkelgefühlen sprach, während er mit dem Ehepaar doch nicht entfernt verwandt war, daß er von der ausnehmenden Jugend des Ehepaares redete, daß überhaupt alle Anspielungen auf die Verhältnisse desselben nicht entfernt zupaßten. Man achtete dessen nicht und wie es zu Ende ging und das Orchester mit einem Tusch einfiel, da wollte der Jubel nicht enden und j sich an ihn heran, um einen herzli druck von ihm zu erwischen und ih wünschen; er strahlte und war mind feiert, als das Brautpaar selbst.

Noch in später Abendstunde e unserem Stammtisch, lustig und aus verjüngte Alte. Beim ersten Blick glücklich meine Kur ausgeschlagen war gründlich geholfen, ob aber au

Seitdem Herr Tobias zu dem seiner rhetorischen Potenz gelangt, das berauschende Glück des Ruhm mit einem Worte, seitdem er Blut keine private oder öffentliche Gele über, wo er nicht wie eine Feder Platze aufgeschnellt wäre und eine h die Aufmerksamkeit der Tischgenosse loserweise in Anspruch genommen h mich also meine Herren Kollegen die Anwendbarkeit dieser Kur auf fragen, so möchte ich sagen: Wenn kräftig genug ist, das Leiden zu übe laßt ihn lieber bei seinem zurückgetret zu leicht bildet sich sonst aus dem kle die Toastitis furibunda und diese lich — *ganz unheilbar.*

Natur.

Von

Ferdinand Avenarius.

Hab heut vor mir des Weges gehn
Eine Dame mit ihrem Knäblein geseh'n,
Hochelegant, das Bürschlein zumal
Wie geschnitten aus dem Modejournal.
Madame hielt grade Lektion,
Dozierte vom feinen Anstandston,
Und sagte, nicht Schritt und Tritt allein,
Auch Wort und Blick müss' gemessen sein:
Er solle sich endlich ein wenig genieren,
Zum Beispiel nicht so mit den Armen fachieren —
Man müsse ja sonst glauben, daß er
So ein hergelaufener Junge wär,
Man müsse sich sonst ja ordentlich schämen,
Ihn jemals wieder mitzunehmen!

Das Bürschlein — fünf Jahr mocht's, denk ich, zählen —
That auch die Sache gewaltig quälen:
Es trippelte sittsam und still fürbaß
Und dachte betrübt an dies und das,
Zerknickt schier von dem Herzeleid
Ob seiner tiefen Verworfenheit.
Und als des Wegs eine Pfütze kam,
Die endlich sein Auge in Anspruch nahm,
Wandt's, eingedenk der Lehren sich
Zur Mutter und fragte bescheidentlich:
„Darf ich mich 'mal in die Pfütze legen?"

Da dacht' ich: *dem* treiben sie deine Spu
Nicht aus, du lust'ge Mama Natur,
Trotz aller Lackier- und Verkleisterung:
Du wirst ein *Mensch* — Glückauf, mein

Der Sammler

Zur Zeitgeschichte.

Mosaik.

Das **Rattenfängerfest** in Hameln, welches am 30. Juni stattfand, hat einen ungemein prächtigen Effekt gemacht, 30 000 Personen nahmen daran teil. Besonders wird die Pracht der Kostüme gerühmt. Bei dem Diner erfolgte die Bekanntmachung, daß der Dichter Wolff und der Komponist Neßler zu Ehrenmitgliedern ernannt worden seien.

Zu den neulich mitgeteilten Daten über die Postsparkassen in Italien können wir heute weitere Mitteilungen über die **Postsparkassen in Oesterreich** machen. Nach den Angaben der österreichischen Korrespondenz wurden im ersten Betriebsjahr 1820756 Einlagen mit 8176889 Gulden geleistet, von denen 1649255 Einlagen weniger als 5 Gulden betrugen. Nach Abrechnung der Rückzahlungen betrug das Guthaben der Einlagen am Schluß des ersten Geschäftsjahres 5230838 Gulden. Interessant ist es, zu sehen, aus welchen Kreisen sich die Sparer zusammensetzen. Es waren davon 179987 Studenten und Schüler, 42410 Kinder, 40299 Handwerker, 24437 Dienstboten, 21649 Privatleute, 24911 Beamte, 8500 Gelehrte, Professoren und Künstler.

Die Sammlungen des genialen Münchner Künstlers **Gedon**, der im vorigen Dezember einer heimtückischen Krankheit zum Opfer fiel, sind für mehr als 200000 Mark verkauft worden.

Zu der Reichsfechtschule für Lahr ist nun eine **Bettelakademie** in Prenzlau ins Leben gerufen worden, welche aus ihren Erträgnissen arme Waisenkinder unterstützen will. Die Mitglieder heißen Studenten, von denen 20 eine durch einen „Doktor" geleitete Klasse, 5 solcher Klassen eine „Fakultät" mit einem „Professor" an der Spitze bilden. 10 Professoren bilden den Vorstand der „Akademischen Körperschaft" und führen den Kollektivtitel „Akademischer Senat". Mit 50 Pf. jährlichen Beitrag kann man Student werden, eine Mitglieds-(Legitimations-)Karte erhalten und in die Mitgliederliste (Matrikel) eingetragen werden.

Expeditionen.

Nordenskjöld beabsichtigt eine Expedition nach dem Südpol zu unternehmen, die etwa 200000 Pfd. Sterl. kosten wird. England soll besonders zur Aufbringung des Geldes herangezogen werden.

Erfindungen.

Der Erfinder des neuen, sogenannten **Deltametalls**, A. Dick in London, macht den Vorschlag, an Stelle des rasch durchfressenen Stahls, für den Schiffsbau sein Metall zu verwenden. Er hat auch ein Schiff aus Deltametall herstellen und im Krystallpalast zur Ausstellung bringen lassen. Versuche, die mit dem Deltametall in Bezug auf seine Widerstandsfähigkeit gegenüber den zerstörenden Einflüssen des Wassers angestellt wurden, haben sehr befriedigende Resultate ergeben.

Entdeckungen.

Der Adjunkt der Wiener Sternwarte, **Palisa**, ist der glückliche Entdecker eines neuen Planeten, der die Nummer 237 und den Namen Cölestine erhalten hat.

Zwischen der Eisenbahnstation Ciampino und der albanesischen Gebirgsstadt Marino ist eine ausgedehnte **römische Villa** entdeckt worden, die einer Familie Namens Masalla gehört hat. Man fand in dem Bau außer schönen Mosaikfußböden, Marmortäfelungen, auch einen Prometheustorso, eine geflügelte Viktoria, Bruchstücke einer Vase mit Figuren, einen Faun mit Schlauch, einen großen Adler, eine Apollostatue, einen Marsyas, einen Herkules mit dem Löwenfell über dem Arm, die Hand eines Diskuswerfers u. v. a.

Gesundheitspflege.

Ein unheimlicher Gast ist in Europa aufgetreten: **die Cholera**. Während man in Berlin den geistvollen Entdecker des Cholerabacillus feierte, hatte die nun in ihrem innersten Wesen erkannte Krankheit wieder einmal in Toulon den europäischen Boden betreten. Nach dem ersten Todesfall hatte man noch beruhigende Notizen, dann aber steigerte sich bald die Zahl der Todesfälle, und nun wurden Maßregeln aller Art getroffen, den unheimlichen Gast zu bekämpfen. Frankreich ist nicht schuldlos, daß der eingeschleppte Keim auf seinem Boden so gut gedieh. Toulon hat hygieinische Zustände, welche die erste Autorität Frankreichs, Fauvel, selbst deplorable nennt. Und auf einem französischen Militärtransportdampfer, der „Sarthe", ist die Krankheit eingeschleppt worden, der ebenso wie die meisten anderen derartigen französischen Schiffe an Unsauberkeit nichts zu wünschen übrig lassen soll. Seit dem letzten Jahrhundert hatte Frankreich vier Choleraepidemieen durchzumachen, im Jahr 1832, bei der allein in Paris 18406 Personen starben, 1849 mit 16165 Todesfällen in Paris, 1853 mit 9219 Todesfällen ebenda, 1865 f. mit 13 000 Todesfällen ebenda.

In Frankreich ist eine andere Art von Trunksucht aufgetreten, die sich — alkoholhaltigen **Riech- und Schönheitswässern** zuwendet. Besonders sind es Frauen und Mädchen, welche das Eau de Cologne innerlich anwenden.

Daß der Deutsche, der Gewohnheit seiner Urväter treu, es noch immer liebt, seine oft trockene Kehle kräftig zu befeuchten, ist nun eben kein Geheimnis, daß aber, wie wir einer Statistik entnehmen, jährlich 10 000 Menschen am **Delirium** in Deutschland zu Grunde gehen, muß doch ernstlich erschrecken. Die Zunahme der Trunksucht läßt sich auch an der Zunahme der Schenken konstatieren, deren Zahl von 1869—1877 in Preußen um 67 Proz., in Mecklenburg um 95 Proz., in den kleinen Bundesstaaten um 109 Proz., in Sachsen-Weimar um 126 Proz. stieg. In Berlin kommen auf 1123000 Einwohner 11169 Schenken!

Handel und Verkehr.

Die **stärksten Raucher** sind nach neuen statistischen Angaben die Türken und Holländer. Die Schweizer folgen dann, sie verbrauchen pro Kopf 2,8 kg, während in

Deutschland auf den Kopf nur 1,4 kg und in Frankreich 1,3 kg auf den Kopf kommen.

Im nächsten Jahr wird die **Pike's-Peak-Eisenbahn** in Betrieb genommen werden, die zu den merkwürdigsten Eisenbahnbauwerken gehört. Sie liegt 2000 Fuß höher als die Lima- und Oroyabahn in Peru und steigt auf mehr als 12000 Fuß über dem Meer. Die ganze Strecke setzt sich aus komplizierten Kurven und Graden (bis 316 Fuß auf die Meile) zusammen, und kein Stück von mehr als 300 Fuß zeigt eine gerade Richtung.

Die kürzeste Fahrt, in der bisher ein Dampfer von **New York Europa** erreichte, hat vor kurzem der Dampfer Amerika vom Nationalinstitut zurückgelegt. Er brauchte von New York bis Queenstown 6 Tage, 14 Stunden und 18 Minuten.

Welche außerordentliche Ausdehnung das **Eisenbahnwesen** in Deutschland genommen hat, werden folgende Zahlen am besten illustrieren. 1882 betrug die Gesamtlänge aller deutschen normalspurigen Bahngeleise 28340 km (der Aequator beträgt 40000 km). An dieser gewaltigen Strecke, die mit 11000 Lokomotiven, 20000 Personen- und 226000 Güterwagen befahren wird, liegen 5415 Bahnhöfe. Den Dienst versehen 290000 Beamte und Arbeiter. Die Benützung stellte sich auf 1 223 600 000 Personenfahrten und Gütertransporte von 3365 Millionen. Die Lokomotiven legten einen Weg von 312 Millionen Kilometer zurück. Wie es mit der Sicherheit des Eisenbahnverkehrs bestellt ist, erhellen folgende Zahlen: auf $5\frac{1}{2}$ Millionen Reisende kommt 1 Todesfall, auf $2\frac{1}{2}$ Millionen eine Verletzung, d. i. auf 1 Million von Personen durchfahrene Kilometer 0,00 Tötungen, 0,01 Verletzung.

Unser vielschreibendes und vieldruckendes Jahrhundert braucht **Papierquantitäten** von geradezu verblüffenden Mengen. Es werden von 3985 Papierfabriken im Jahre 952 Millionen kg Papier erzeugt, von denen 476 Millionen zur Herstellung von Drucksachen dienen und zwar zur Herstellung von Journalen 300 Mill. kg. Das ist pro Tag 822000 kg.

Ausstellungen.

Die Geschmacklosigkeit, welche in Ungarn durch die Veranstaltung einer **Ausstellung schöner Frauen** begangen wurde, findet in Polen Nachahmung. Frauen aller Stände und Nationalitäten können zur Ausstellung gelangen und ihre Aussteller sollen mit Geldbelohnungen, Medaillen und Ehrendiplomen ausgezeichnet werden.

Berlin erhält im nächsten Jahr einen Anziehungspunkt mehr; eine **japanische Ausstellung** im Hygieineausstellungs-Gebäude, die am 1. Mai eröffnet wird. Das Innere des Gebäudes soll zum Zwecke der Ausstellung in ein japanesisches Dorf umgewandelt werden, in welchem sich in naturgemäßer Weise die Gebräuche und Sitten der Japanesen entwickeln werden. Das industrielle Leben der Japanesen soll auf dem großen freien Platze, wo seinerzeit das Gasteinpanorama stand, zur Darstellung kommen. Auch ein japanesisches Theater wird errichtet werden.

Im Hamburger zoologischen Garten findet Ende Juli eine **Walfischausstellung** statt, bei der sowohl Fanggeräte aus alter und neuer Zeit, Schiffsmodelle von Grönlandfahrern und hamburgischen Kriegsschiffen, Zieraten aus Walfischknochen, wie bildliche Darstellungen aus dem Walfischfängerleben zur Ausstellung gelangen.

Kongresse.

Der achte allgemeine Kongreß **evangelischer Christen** aus allen Ländern findet vom 30. August bis 7. September in Kopenhagen statt.

Ein **Anthropologenkongreß** findet vom 4. bis 7. August in Breslau statt.

Unglücksfälle.

Bei einer **Explosion in der Pulverfabrik** Pontremoli wurden dreißig Personen getötet und dreißig schwer verwundet.

Verbrechen.

London soll, wie man aus Paris schreibt, jetzt auch per Luftballon von den Feniern mit Dynamit und dergleichen bedroht werden. Wir halten die Nachricht für eine Ente.

Die Mordaffaire **Heilbronner** in Stuttgart hat jetzt insoweit ihren Abschluß gefunden, als der eine der Räuber, der Anarchist Kumitsch, vor kurzem von dem Schwurgericht in Stuttgart zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde.

In Lübeck hat sich ein Dr. **Jenner,** der sich vor dem Schwurgerichte zu verantworten hatte, kurz vor der Verkündigung des Urteils im Schwurgerichtssaale selbst das Leben genommen.

In der Neuen Welt kommen immer noch Verbrechen vor, die bei uns glücklicherweise einfach zu den Unmöglichkeiten zählen. Eine Räuberbande hat einige Stunden von Kansas-City die Schienen einer Eisenbahnstrecke gelockert, um dadurch den Zug zum Sturz zu bringen und ihn dann zu berauben. Aber nur das erstere gelang ihnen: drei Wagen und die Lokomotive stürzten den steilen Damm herab, während die übrigen Wagen sich loskuppelten und unversehrt blieben. Die Menge der in den letzteren sich befindlichen Passagiere hielt die Bande vom Raube selbst ab. Die Insassen der herabgefallenen Wagen sind großenteils umgekommen.

Totenschau.

Alexander, Prinz von Oranien, starb 21. Juni im Haag, erst 33 Jahre alt.

Amthor, Ed., Dr. phil., Leiter der Geraer Handelsakademie, auch als Schriftsteller bekannt, starb am 4. Juli.

v. Brandis, der letzte hannoversche Kriegsminister, starb 13. Juni auf seinem Schlosse Ricklingen.

Cornick, Cyrus, der Erfinder der Mähmaschine, geb. 1809 zu Rockbridge County. Va., starb Mitte Mai zu Chicago. Er machte seine Erfindung 1831.

Droysen, Johann Gustav, der ausgezeichnete Gelehrte, Professor an der Universität Berlin, starb 19. Juni daselbst. Er war geboren 1808 in Treptow, hat in Berlin studiert, dann am Grünen Kloster unterrichtet und seit 1833 an der Universität dociert. Von 1840—51 war er Professor in Kiel, dann in Jena, kehrte aber 1859 nach Berlin zurück. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der preußischen Politik“. Andere berühmte Schriften von ihm sind „Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg“, „Geschichte des Hellenismus“, „Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege“, Uebersetzungen des Aeschylos und Aristophanes und vieles andere mehr.

Gattinelli, Gaetano, einer der besten italienischen Schauspieler, starb Ende Juni zu Rom.

Hauner, Prof. Dr. August v., ausgezeichneter Kinderarzt, Begründer des nach ihm benannten Kinderhospitals in München, starb 11. Juni im 73. Lebensjahre.

Hellwald, Ferdinand von, Schriftsteller, der sich namentlich auf dem Gebiete der niederländischen Litteratur hervorgethan und eine vortreffliche Geschichte des holländischen Theaters geschrieben hat, starb 28. Juni zu Clarens. Der Verstorbene, ein Bruder Friedrichs von Hellwald, war seit 1874 Sekretär des Malteser-Ordens in Rom.

Hermann, Erbprinz zur Lippe, starb 20. Juni, geb. 4. Juli 1829.

Klesheim, Anton Baron, durch seine Dialektdichtungen in weiteren Kreisen bekannt, verschied am 6. Juli in Baden.

Klocke, Friedrich, ordentlicher Professor der Mineralogie in Marburg, starb daselbst 17. Juni. Früher Docent in Heidelberg und Freiburg i. B.

Kolisko, Dr. Eugen, Primerarzt und Professor an der Wiener Universität, starb am 7. Juli im Alter von 73 Jahren.

Lehweß, Adelbert, Geh. Sanitätsrat, ausgezeichneter Arzt, starb im Juni zu Berlin. Er war es, den 1879 die deutsche Botschaft nach Votilanka zur Erforschung der Pestepidemie sandte.

Lipinski, der bekannte polnische Genremaler, der unter anderem das preisgekrönte Bild „Wochenmarkt in Krakau“ gemalt hat, starb 28. Juni zu Krakau.

Munch, Andreas, norwegischer Dichter und Gelehrter, starb 27. Juni in dem Dorfe Vedböck am Sund. Der Verstorbene erreichte ein Alter von 74 Jahren.

v. Philipsborn, Richard, Generalpostdirektor und direkter Vorgänger Dr. Stephans, ist nach kurzem Krankenlager im Alter von 66 Jahren verstorben. Bereits 1870 war er nach glücklicher Leitung seines Ressorts und eingreifender Maßregeln — wir erinnern nur an die Einführung des einheitlichen Briefportos innerhalb Deutschlands — aus dieser Stellung ausgeschieden, um die Centralbodenkreditanstalt zu leiten.

Radde, Wilhelm, bekannter New Yorker Buchhändler und Verleger, starb im Alter von 84 Jahren.

Reder, Guido, Mitarbeiter der Kreuzzeitung und Agrarier vom reinsten Wasser (mehr unter dem Namen Guido Buchek bekannt) ist am 5. Juli im Alter von 43 Jahren aus dem Leben geschieden.

Renaud, Achilles, ausgezeichneter Rechtslehrer, starb im Juni zu Heidelberg.

Richter, Ludwig, der ausgezeichnete Illustrator, starb 19. Juni zu Dresden. Ein kurzer Nachruf findet sich an anderer Stelle dieses Blattes, begleitet von einer Nachbildung von Pohles trefflichem Porträt in der Nationalgalerie.

Rosen, Baron Andreas, bekannt als Verfasser der „Memoiren eines Dekabristen“, geb. 1800 zu Esthland, starb im Juni auf seinem Landgute Wiknina (Chakow).

v. Scheve, der Präsident des großherzogl. mecklenburgisch-strelitzschen Landgerichts, starb Ende Juni zu Kissingen.

Schmalner, Buchdruckereibesitzer, hochverdient um Erforschung und Erhaltung der wendischen Sprache und Litteratur, starb im Juni zu Bautzen.

Speckbacher, Katharina, die Tochter des berühmten tiroler Landesverteidigers und Genossen Andreas Hofers und Haspingers, starb 24. Juni zu Innsbruck.

Töröck de Szendrö, Graf Nikolaus, ein namhafter Sportsman, starb 71 Jahre alt zu Wien. Er war der Gatte der bekannten Schauspielerin Johanna Buska.

Zwengauer, Anton, bekannter Landschaftsmaler, seit 1869 Konservator der Pinakothek zu München, starb Ende Juni zu München im Alter von 74 Jahren.

Fig. 1. Ständer für Hyazinthen.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Hyacinthen, Tulpen und Blumenzwiebeln im Winter.

Im Juli oder früher fehlt wohl keinem Blumenliebhaber ein neues Verzeichnis von sog. holländischen Blumenzwiebeln; dies sollte benutzt werden, um sobald wie möglich die zum Winterflor gewünschten Zwiebeln zu verschreiben und zwar von einem zuverlässigen Hause, wo man sicher ist, gute, fehlerfreie Ware zu erhalten, starke Zwiebeln, die man sofort nach ihrer Ankunft auspackt und während etwa einer Woche an einem trockenen, schattigen Ort ausgebreitet liegen läßt. Dann werden sie in Töpfe oder dergl. eingepflanzt — je früher dies geschieht, desto früher können sie angetrieben werden, desto früher werden sie blühen. — Vor dem Einpflanzen werden sie, namentlich Hyacinthenzwiebeln, von etwa anhängendem Moder durch Abwischen mit einem weichen Lappen gereinigt, schadhafte Stellen werden ausgeschnitten und mit Holzkohlenpulver bestreut.

Von Hyacinthen pflanzt man gewöhnlich eine Zwiebel, von kleineren auch zwei oder drei, in einen 8—10 cm weiten unglasierten Topf — von anderen mehr eleganten als zweckmäßigen Gefässen sehen wir bei unserer „Kulturanweisung" ab — mit guter sandiger, mit verrottetem Kuhdung gemischter Gartenerde, der eine Schicht kleiner Topfscherben zu leichterem Abfluß des Gießwassers unterzulegen ist. Man füllt den Topf mit feuchter Erde so weit, daß, wenn die Zwiebel leicht aufgesetzt wird, ihr Hals die Höhe des Topfrandes erreicht; man gibt ihr eine Unterlage von reinem Sand, drückt sie nicht fest und umgibt sie so weit mit Erde, daß ihr Hals freisteht. Ungefähr ebenso behandelt man auch die Zwiebeln von Tulpen, Tazetten u. s. w.

Nach dem Einpflanzen werden die Töpfe mit den Zwiebeln im Garten 60 cm tief vergraben und mit Erde bedeckt oder auch im dunklen Keller aufgestellt oder in einer Kiste mit Sägespähnen umgeben und bedeckt. — Das eigentliche Treiben beginnt nach ungefähr zwei Monaten, nachdem man sich von der erfolgten Bildung zahlreicher Wurzeln überzeugt hat; man stülpt den Topf um, nimmt die Zwiebel mit dem Wurzelballen heraus, entfernt die obere Erde, legt sie auf die Scherbenschicht und setzt die Zwiebel sanft wieder ein, so daß sie höher als zuvor zu liegen kommt; wenige Tage später, nachdem sie wieder angewachsen, kann man die Zwiebel mit einer dünnen Guanolösung kräftig angießen. Man stellt den Topf dann im warmen Raume (Zimmer oder Gewächshaus) auf einen Untersatz und verdunkelt die Zwiebel, um den Blütenschaft zu verlängern, mit einer Papierdüte. Während des Wachstums muß reichlich gegossen werden, stets aber mit bis 25° R. erwärmtem Wasser. Bald nach dem Verblühen hört das Gießen nach und nach auf, die Zwiebeln werden im Herbst ins freie Land gepflanzt und können nach 3—4 Jahren von neuem zum Treiben benutzt werden.

Fig. 2. Crocus.

Von Hyacinthensorten ist Romaine die früheste und kleinste; man setzt immer drei Zwiebel in einen Topf; nach dieser folgen Homerus, Gellert, Henri le Grand, L'ami du cœur und La jolie blanche.

Für Hyacinthengläser (die blauen sollen besser sein als andere) mit Wasser sind folgende Sorten die besten: Einfache rote: Duchesse de Richmond, La dame du Lac, Robert Steiger und Princesse Charlotte. Einfache blaue: Baron van Thuyk, Prinz Albert, Grand Lilas, Charl. Dickens und Regulus. Einfache weiße: Grand Vainqueur, Montblanc, Kronprinzessin, Themistokles, Anna Paulowna und Grandeur en merveille. Einfache gelbe: Anna Carolina, Heroine und König von Holland. Weiter noch: Lord Wellington. Die Zwiebel soll dicht auf, aber nicht im Wasser sitzen; am besten ist Regenwasser, und muß das verdunstete Wasser stets durch vorher erwärmtes ersetzt werden. Auch die Hyacinthen auf Wasser in Gläsern müssen zur Wurzelbildung zwei Monate im dunklen Keller gestanden haben, ehe sie ins warme Zimmer zum Antreiben kommen.

Fig. 4. Leucojum vernum.

Man kann Hyacinthen auch in Glas- oder Terracottagefäßen ohne Abzugsloch treiben, nachdem man sie mit einer Mischung von zwei Teilen Kokosnußfaser und einem Teile weißem Flußsande mit wenig kleingeschlagener Holzkohle bis zur Hälfte umgeben, mit grünem Moos bedeckt und dann gut angegossen hat. Diese Art des Treibens ist bequemer als die in Erde oder auf Wasser, aber die Zwiebeln sind zu fernerem Gebrauch ebenso unbrauchbar wie die auf Wasser getriebenen.

Fig. 3. Gefüllte große Jonquillen.

Ebenso wie die Hyacinthen in Töpfen behandelt man auch die Tulpen (Fig. 7), von denen zuerst die Duc van Thol, drei Stück Zwiebeln in einem Topf von 10 cm oberer Weite, und zwar schon im November angetrieben werden können; nach ihr kommen Tour ne sol und andere frühe Sorten, die später eingepflanzt und nach und nach angetrieben werden. Von Crocus (Fig. 2) werden gewöhnlich fünf Zwiebeln in einen Topf gesetzt; sie dürfen aber nicht im warmen Raume angetrieben werden; zwischen den Doppelfenstern des Wohnzimmers oder im Kalthause gedeihen sie gut, wenn sie vorher im Dunklen genügend Wurzeln gebildet haben.

Aehnlich wie die Hyacinthen werden auch Tazetten behandelt; auch sie können auf Wasser getrieben werden. Die früheste Sorte ist die gelbblühende Marseiller Tazette, ihr folgt der weiße Grand Monarque; auch Grand Primo, weiß und wohlriechend, und der gelbe Grand Soleil d'or sind gute Treibsorten.

Mit den Tazetten sind die wohlriechenden Jonquillen und Narzissen nahe verwandt, aber erstere dürfen nur sehr langsam, erst im kalten hellen, dann im mäßig warmen hellen Raume angetrieben werden. Man hat solche mit einfachen und andere mit gefüllten Blüten und sind namentlich die letzteren (Fig. 3) sehr schön, wenn auch die einfachen dem Treibgärtner weniger Widerstand entgegensetzen. Noch schwieriger sind die Narzissen; sie müssen ein ganzes Jahr in Töpfen gehalten und dann so langsam wie die Jonquillen angetrieben werden.

Die Meerzwiebeln, Scilla

Fig. 5. Iris pumila nova.

amoena, bifolia, sibirica, nivalis und peruviana werden zu vier in einen Topf 3 cm tief gepflanzt und erst Ende Februar warm gestellt; die beiden letztgenannten Arten lassen sich auch auf Wasser treiben.

Auch die Schwertlilien werden früh in Töpfe gepflanzt und dürfen, nachdem sie neue Wurzeln gebildet, nur nach und nach in eine höhere Temperatur gebracht werden; namentlich gilt dies von der in Oesterreich einheimischen niedrigen Art mit nur einblumigem Schaft; aber die Blüte, besonders einer neuen Varietät, einer Kreuzung zwischen Pumila und Olbiensis (aus Olbia auf Sardinien) ist sehr schön (Fig. 5). Ihre Farben sind sehr mannigfaltig und sind namentlich Reinweiß und Goldgelb viel vertreten.

Die gewöhnlichen Treibsorten sind Iris xiphioides, die englische Schwertlilie, persica und reticulata, die netzförmige. Man pflanzt drei Zwiebeln in einen Topf von 10 cm oberer Weite und stellt im Dezember zuerst Reticulata, im Januar die anderen Arten ans Fenster des Wohnzimmers oder ins kalte, später ins temperierte, nicht warme Haus.

Fig. 6. Amaryllis vittata.

Die Schneeglöckchen (Galanthus nivalis), die Märzglöckchen (Leucojum vernum, Fig. 4), und die Traubenhyacinthen (Muscari moschatum und comosum var. monstruosum) werden wie die Crocus, und die Schachbrettblume (Fritillaria maleagris mit den „Kiebitzeiern") wird wie die Narzisse behandelt.

Die Hauptsache beim Treiben der bisher genannten Zwiebelarten ist das recht frühe Einpflanzen in Töpfe und das mehrwöchentliche Aufbewahren im kühlen und dunklen Raume, damit sich genügend Wurzeln bilden, ehe das vorzeitige Wachstum angeregt werden darf.

Die Maiblume (Convallaria majalis, Fig. 8) erfährt beim Treiben eine andere Behandlung. Man gräbt Ende Oktober die Pflanzen von den Anzuchtbeeten aus, trennt die dicken abgerundeten Blütenkeime von den schlanken Blattkeimen, setzt letztere wieder in rigoltes, frisch und reichlich mit Kompost gedüngtes, nicht trockenes Land, nimmt ersteren die kleinen Nebenaugen und setzt

Fig. 7. Tulpe.

Fig. 8. Convallaria majalis.

sie in Schalen mit leichter sandiger Erde dicht zusammen, so daß sie mit ihren Spitzen gleichmäßig 2 cm über der Erde stehen, gießt sie an, bedeckt sie mit Moos, stellt sie in einen dunklen Raum mit 25—30° R. Wärme, hält sie durch Begießen mit warmem Wasser stets feucht und pflanzt sie bei beginnender Blüte in geeignete Gefäße. Die ersten Keime werden aber bei dieser Schnelltreiberei keine Blätter entwickeln und stellt man, um solche zu erhalten, gleichzeitig genügend viele Blattkeime warm. Bei späterem Antreiben werden auch mit den Blüten die Blätter erscheinen.

Schließlich noch einige Worte über das Treiben des Rittersterns oder der Jakobslilie (Amaryllis, Hippeastrum u. s. w.), von deren zahlreichen Arten die „schönstgeformte" (Formosissima L.) am leichtesten Blüten gibt. Man legt nämlich die ausgewachsene und abgetrocknete Zwiebel von Weihnachten ab an einen recht warmen Ort auf Moos, pflanzt sie in den Topf sobald die Knospe sich zeigt und stellt sie bis zum Aufblühen hell und warm. Nach dem Abblühen, das sich im kühlen Raum bedeutend verzögert, stellt man sie in einen mäßig warmen Raum und pflanzt sie im Mai frei in ein mit Haide-, Dungerde und Torfabfall eingerichtetes Beet.

Eine besonders schöne Art ist Amaryllis vittata L'Hérit., die „gebänderte" (Fig. 6), mit A. robusta A. Dietr. die Stammart herrlicher Hybriden. Sie entwickelt auf einem 60 cm hohen Schaft zahlreiche weiße, mit drei roten Streifen durchzogene Blüten, die im Frühjahr, durch geeignete Behandlung auch früher erscheinen. Man pflanzt die Zwiebel im September aus dem Freien in den Topf, stellt sie trocken im Warmen, wenn sie früh blühen soll, vom Januar an sehr warm auf und gießt, sobald der Trieb sich zeigt, so oft die Oberfläche der Erde trocken wird.

Ein reiches Sortiment Blumenzwiebeln haben die Firmen Haage & Schmidt und F. C. Heinemann in Erfurt zur Verfügung.

Fig. 9. u. 10. Etruskische Vasen.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Dame Mode hat es gleich all jenen erholungs- oder zerstreuungsbedürftigen Schönen, die seit Wochen in Kurorten und Villeggiaturen Aufenthalt genommen, für gut befunden, den Bannkreis der Stadt zu verlassen und da Cercle zu halten, wo die elegante Welt jetzt heimisch ist. Der oft erhobenen Klage, daß es ihr an neuen Ideen mangele, kann dort nicht Raum gegeben werden. Man sieht in den belebteren Badeorten ein Trachten- und Völkergemisch, eine Unmenge eigenartiger Formen, abstechender Farben, origineller und doch dabei geschmackvoller Kostüme, daß man ihren Ideenreichtum vielmehr bewundern möchte.

Die Badefreiheit gestattet, wie bekannt, eine bunte, oft sogar kaleidoskopartig erscheinende Kostümierung. „Erlaubt ist, was gefällt" ist das Losungswort.

Junge schöne Frauen, die durchaus nicht geneigt sind, ihre Vorzüge unter den Scheffel (heute müßte man wohl eine andere dekadische Einheit nennen) zu stellen, machen von jener Freiheit ausgiebigsten Gebrauch.

Man sieht rote und purpurblaue Kleider von Atlas- und Cotonstoff, die an sich schon auffallend genug wären, mit bunten Kleinmustern durchstreut, mit türkischen Bordüren abgepaßt oder gar mit schottischen breiten Seidenschärpen geziert. Makarts Farbenpracht eint sich dem Reichtum kostbarster weißer Spitzen, die in wahrhaft verschwenderischer Fülle all den grellfarbigen Kleidern aufgarniert sind.

Des eintönigen Grau in Grau müde, hat die Mode diesmal den bunten Farbstellungen den ersten Rang angewiesen. —

Fig. 3. Fig. 1.

Fig. 2. Fig. 4.

Brünetten tragen gern Gelb in allen möglichen Tonarten, Blondinen Blau, vom dunkelsten Indigo bis zum lichtesten Azur schattierend.

All jene Mittelfarben, wie Gelbgrau, Braun, Violett, Staubgrau, Bordeau, Stahlblau, sind außer Kurs; allenfalls schenken ihnen ältere Damen, die auf eine solide Tracht angewiesen sind, noch Beachtung, die Jugend macht von dem ihr zustehenden, wenngleich oft angetasteten Vorrechte Gebrauch, gleich den lieblichen Kindern Floras in voller Farbenpracht zu erscheinen.

Wem Mutter Natur ein hübsches Lärvchen, einen elastischen Gang und auch das dem Temperament innewohnende Sprühfeuer des Geistes gegeben, mag sich, ohne gerade auffallend zu erscheinen, die herrschende Mode zu nutze machen; entschieden unschön würde selbige aber in all den Fällen wirken, wo eine weise Beschränkung geboten, alles Auffallende verboten ist. — Unendlich viele Modedamen sind in dem Vorurteil befangen, alles, was neu ist, müsse nachgeahmt werden. Mehr als auf einem anderen Gebiete gilt in Modesachen das Wort: „In der Beschränkung liegt die Freiheit!“ Die in großen Carreaus gehaltene, damenbrettartig gemusterte Robe, die die hohe, magere Figur trefflich kleidet, läßt die kleine, zum Embonpoint neigende geradezu lächerlich erscheinen; dasselbe gilt von den großgeblümten, damassierten und im Tapisseriegenre gehaltenen Stoffen. Changeants, mattabgetönte Wollstoffe, mit kleinen Pleins durchsticte Gewebe, die allenfalls, um der herrschenden Mode gerecht zu werden, mit bunten Schleifen oder Spitzen geputzt sein können, sind für kleine Figuren verwendbar.

Weiße broschierte Kleider erfreuen sich namentlich bei den in Sommerfrischen weilenden Damen steigender Beliebtheit. Wer auf größere Eleganz Wert legt, ergänzt den weißen durchsichtigen Ueberwurf durch ein farbiges Unterkleid, eine farbige Schärpengarnitur, zu der dann die den Hut garnierende Blume oder Feder passen muß.

Das Neueste in diesem Genre sind 5 Meter weite, durchweg in Irish-Guipüre gestickte Röcke, die wie die Bauernröcke gefaltet, doch an der rechten Seite derart gerafft sind, als ob sie da in dem Stoffbausch eine Art Gretchentäschchen bildeten; dazu runde, gleichfalls durchweg gestickte Taille, mit handbreitem Gurt abschließend, halblange Aermel, die, oben kugelförmig eingesetzt, mit einer Spitzenrüsche umrandet sind.

Ein Mittelding zwischen dem drapierten Ueberwurf und dem glatten Bauernrock, der jetzt als Uniform aller Modedamen zur Geltung kommen soll, ist der in der Fig. 1 skizzierte sehr kleidsame Jupon grec. Unser Modell ist aus chamoisfarbenem Kasimir gefertigt, vorn gefaltet, zu beiden Seiten der Plissees mit schwarzen Samtrosetten geputzt; der in Art der griechischen Tunika gefertigte Ueberwurf ist mit 6 daumenbreiten Samtbändern besetzt, da, wo er an den Hinterblättern aufschlägt, mit Faille gefüttert; die Rückseite sieht wie ein fächerartig gelegtes dreieckiges Tuch aus, ist aber mit dem gekrausten Vorderrock in einem geschnitten. Dazu runde Blusentaille, wie der Rock vorn gefaltet und mit Rosetten garniert. — Nach hinten zu gepuffte Röcke sind wenig beliebt; man ist endlich zu der Einsicht gekommen, daß das unnatürliche Gebausch eher abgeschmackt, denn schön zu nennen ist. Auch die Taillen sollen, wie es scheint, einer gründlichen Reform unterworfen werden. Die zwölf- und sechzehnteiligen Fischbeinmieder weichen den sich ohne jede Beihilfe von Stahl und Walfischgräten gut anschmiegenden runden Leibchen, die durchweg in Quatschfalten gelegt, oben mit vierfacher Rüsche, unten mit Gurt und Bandmasche abgegrenzt werden.

Jene mit diversen Dutzenden Knöpfen geschlossenen Taillen, die oft eine wahre Geduldprobe voraussetzten, weichen allgemach den sehr praktischen „Zweiknöpfern“. So zum Beispiel das beliebte legere Jäckchen, das auf der Brust durch zwei goldene Doppelknöpfe, am Taillenschluß durch zwei von innen befestigte gehalten ist. Die obere Knopfgarnitur ersetzt die Brosche, die gefällige Lage des Stoffes jede Schleife oder Brustgarnitur.

An kühlen Tagen treten die Umhänge und Paletots wieder in ihr altverbrieftes Recht. — Die neueren Paletotformen (zumeist aus schwarzem Faille oder schwerem Rips gefertigt) sind, wie Fig. 2, vorn mit Shawlenden geschnitten, hinten plissiert, reich mit Chenillefransen oder Spitzen garniert.

Zu eleganter Besuchstoilette, die halb sommer-, halb herbstlich aus Samt und Spitzen gefertigt ist, empfehlen sich die langen Kasackes aus Samt, die (Fig. 3) vorn auseinander gehen, um das mit Spitzenshawl garnierte Kleid sehen zu lassen; auf der Taille sieht man fast nur die vorderen Seitenteile, da die Brust mit breit gelegten Spitzen drapiert ist; Aermel aus durchsichtigem Stoff, eckige Taschengarnitur mit breiten Spitzen.

Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7.

Regenmäntel wird man in diesem Jahre zumeist anliegend mit gefaltetem angesetzten Rock tragen; sie werden aus Waterproof und geblümtem oder Tricotstoff gefertigt, in der Art der anliegenden Jacketts geschnitten, die Rückenteile mit langen, bis zum Saum reichenden Frackschößen, denen ringsherum, die Figur umhüllend, ein plissierter Rock, der vorn zu knöpfen ist, untersetzt wird.

Die neuen Hutmodelle zeigen hohe Köpfe, breite, seitwärts aufgeschlagene Krempen, reichen Federschmuck. Recht apart sind die aus degradierten Pfaufedern gefertigten Phantasie-Aigrettes, die kreisförmig um die kleinen Federgestecke garniert werden.

Morgen- und Theaterhäubchen sieht man viel mit schmalsten Bandschlüpfen, die nach Hunderten zählen, garniert. Fig. 4 veranschaulicht die jetzt sehr beliebte Form Venetia, die sogar von ganz jungen Frauen getragen wird; ältere Damen bevorzugen mehr die hinten mit fächerartig gelegten Schleiertüchern endenden Coiffuren.

Wenn schon die englische Mode, die Kleider bis oben hinan zugeknöpft ohne Kragen zu tragen, allgemein angenommen worden, macht sich doch bei all denjenigen Damen, die sich auf das, was kleidet, verstehen, der Wunsch geltend, die weißen, das Kleid offen erscheinen lassenden Lingerieen nicht zu entbehren.

Ich will versuchen, eine Serie reizender Spitzen-Fichus und -Jabots, die ich dieser Tage bei F. Bollarth (Wien) sah, zu skizzieren. Da beispielsweise ein aus echtem Tüll gefertigtes Jabot Louis Quinze, das wie ein dreieckiges Tuch geschnitten, mit der breiten Seite an der hochstehenden Halsrüsche befestigt wird; breite Point-Aiguille garniert das Tülltuch ringsherum; am Taillenschluß ist die Spitze übereinander geschlungen und wie oben am Hals mit einer Blume befestigt. Fig. 5 stellt einen breiten Spitzenkragen dar, dessen oberer Teil aus einer aufwärts und einer abwärts gesetzten Spitze besteht, unter der letzteren ein fingerbreiter Einsatz, dem eine plissierte Bajaderespitze angesetzt ist; das Jabot besteht aus gleichartigen, terrassenartig ansteigenden Spitzen, zwischen deren Falten Phantasieblumen angebracht sind.

Eine reizende Komposition ist der in Fig. 6 skizzierte Halsstreif der den in Weiß selten zur Geltung kommenden Offizierskragen darstellt. Kragen und Jabot sind aus einem geschnitten; dem ungefähr $^1/_4$ Meter breiten, dicht gefalteten weißen Batiststreif, der den Kragen bildet, ist da, wo die Plissees ausfallen, eine breite Valencienne angesetzt, die in diesem Arrangement ebenso trefflich kleidet, wie einfach und elegant aussieht. Komplizierter ist die in Fig. 7 skizzierte gewundene Schleife, die eine Verbindung von Spitzen, Crêpe lisse und Spitzenstoff darstellen und neuerdings wieder mehr als die Westenfichus und gezogenen Latzteile getragen werden.

Es gibt konservativ gesinnte Damen, die Jahr ein Jahr aus nichts von neuen Kleiderformen, auffallenden Stoffen 2c. wissen wollen; auf ihre Spitzen und Weißstickereien legen sie aber einen besonderen Wert; an dem schmalen weißen Streif, der den Halsausschnitt, den Aermel umgibt, soll man, wie sie meinen, wenn auch nicht die Modedame, doch die Dame comme il faut erkennen. — In der That müßte diesen Weißwaren, die mehr noch wegen ihrer Kleidsamkeit und duftigen Frische als ihrem Werte nach die Toilette heben, eine größere Beachtung geschenkt werden, als dies seitens der Mehrzahl derjenigen, die elegant aufzutreten meinen, geschieht. — Wer sich auf Spitzentechnik und stilgerecht ausgeführte Stickereien versteht, weiß, daß jenen oft unbeachteten Putzgegenständen ein poetischer Zauber innewohnt, der selbst die einfachste Toilette vornehm erscheinen läßt.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

September.

Italienische Wachtelpastetchen. Man gebe etwa achtzehn sehr rein geputzte Wachteln, mit einer in dünne Scheiben geschnittenen Zwiebel, Salz, ein wenig Pfeffer, zehn Wachholderbeeren und $^1/_8$ kg Butter in eine Kasserole und lasse sie zugedeckt, eine halbe Stunde langsam dämpfen, während man einige Eßlöffel guten Rotwein daran gießt; dann thue man alles zusammen in einen großen Mörser und stoße es sehr fein; vermische nun einen Teller voll Polenta mit $^1/_8$ k frischer Butter, zwei Eiern, zwei Eidottern und drei Eßlöffeln geriebenem Parmesankäse und rühre es eine halbe Stunde; bestreiche kleine Pastetenförmchen mit zerlassener Butter, gebe in jedes einen Eßlöffel von der Polenta, dann ebensoviel von der Fleischmasse und wieder einen Löffel Polenta und backe die Pastetchen bei gelindem Feuer eine halbe Stunde, stürze jedes auf ein frisches Feigenblatt, drücke einige Tropfen Citronensaft darauf und serviere gleich. Die Feigenblätter oder, in deren Ermangelung Traubenblätter werden vor dem Gebrauche eine Weile in frisches Wasser gelegt und hernach gut abgetrocknet.

Zur Polenta nehme man grobkörniges Maismehl und rühre davon, mit einem großen Rührlöffel, so viel in kochendes etwas gesalzenes Wasser, daß sich ein lockerer Brei bilde, denn das Maismehl geht im Kochen sehr auf, brennt auch leicht an, weshalb man es beständig kräftig rühren muß und kein zu starkes Feuer haben darf, und so rührt man fort, etwa eine Viertelstunde lang, bis die Polenta so dick und fest ist, daß man nicht mehr rühren kann und stürzt sie jetzt auf eine Schüssel.

Will man die Polenta, Nationalgericht der Italiener, Hauptgericht des Volkes und ein Lieblingsgericht Friedrichs des Großen, als selbständige Schüssel geben, so bestreue man sie, unmittelbar nach dem Stürzen, dicht mit geriebenem Parmesankäse, übergieße sie mit brauner Butter und serviere sofort, nach Belieben noch mit einer Beilage, Schinken, Wurst oder dergl. Friedrich der Große liebte sie besonders mit gebratenem Aal.

Hasenpastete, die nicht gebacken wird. Man brate einen schönen, jungen, gespickten Hasen in Butter recht saftig und nicht zu gar und schneide, wenn er erkaltet ist, das Fleisch des Ziemers in fingerdicke, schiefe Scheiben; nehme dann $^1/_2$ k gebratenes Kalbfleisch, das Fleisch von den Hasenschlegeln, ganz in Wasser angekochte, dann in Butter gedämpfte Zwiebeln, acht Sardellen, einen halben Eßlöffel gewürztes Salz, die Abschnitte von 60 g getrockneten und in Rotwein und Wasser recht weich gekochten Trüffeln, hacke alles zusammen und stoße es danach mit 125 g recht frischer Butter recht fein, streiche es durch ein Sieb, gebe davon zwei Querfinger hoch in die Pasteten-Terrine und drücke es möglichst fest ein; darüber lege man von den Hasenfleischscheiben dicht aneinander und Scheibchen von den gekochten Trüffeln und wechsle so mit den Lagen ab, bis die Terrine gefüllt, oben mit Farce geschlossen und alles gut eingedrückt, und die Pastete nun ganz fertig ist.

Gebratener Hecht. Man ziehe einem schönen großen Hecht die Haut ab, spicke ihn über den Rücken hin fein mit Speck und stecke den Schweif in den Rachen, so daß er einen Ring bildet, bestreue ihn mit fein gestoßenem und gesiebtem Weißbrot, lasse in einer Bratkasserole reichlich Butter heiß werden und lege den Fisch mit ein paar Citronenscheiben auf den Bauch hinein, begieße ihn fleißig mit der Butter, thue zuletzt sauren Rahm und reichlich Kapern daran und richte ihn, mit seiner Sauce umgeben, an.

Ostindischer Reis. Man koche $^1/_2$ k gut gewaschenen besten Karolinareis in reichlich Wasser weich, doch so, daß die Körner ganz bleiben, gieße ihn dann auf einen Seiher und lasse ihn kalt werden; koche unterdessen $^1/_4$ k Zucker mit einem starken $^1/_8$ l Wasser, bis er Fäden zieht, gebe ihn, wenn er etwas erkaltet ist, unter den Reis und danach ein Glas Arak oder Rum, vermische es gut und menge zuletzt eingemachten Ingwer, zu großen Würfeln geschnitten, hinein und richte in einer Schale an. Der Reis darf nicht zu steif, sondern soll mehr musartig sein, und wenn man Ingwer nicht liebt, so kann man statt dessen Succade oder eingemachte Melone nehmen, auch die Schale noch mit eingemachten Aprikosen garnieren, aber das eigentümliche dieses Nationalgerichtes geht dann doch verloren.

Quitten-Baisers. Man koche einige Quitten in Wasser weich, schäle sie und reibe das Fleischige auf einem Reibeisen ab, wiege 375 g davon und thue es in eine Schüssel; siebe dann $^1/_4$ k feinen Zucker, schlage sechs Eiweiß zu Schnee und gebe nun einen Eßlöffel Schnee und einen Eßlöffel Zucker an das Quittenmark, rühre dies eine Weile, gebe dann wieder einen Eßlöffel von jedem hinein und fahre so fort, bis Zucker und Schnee aufgebraucht sind; füge nun noch die abgeriebene Schale und den Saft einer Citrone hinzu, setze kleine Häufchen auf weißes Papier und trockne sie langsam in einem sehr kühlen Ofen (Röhre), der offen stehen muß, denn die Baisers müssen hart sein, aber weiß bleiben. — Sehr fein.

Schwarzbrottorte. Man röste 125 g Schwarzbrot und stoße es fein, feuchte es mit etwas rotem Wein an und lasse es ein wenig antrocknen; rühre dann zwölf Eidotter mit 375 g fein geriebenem Zucker eine halbe Stunde und füge $^1/_4$ k fein geriebene, nicht abgezogene Mandeln, etwas abgeriebene Citronenschale, etwas zu Würfelchen geschnittene Succade, fein gestoßenen Zimt und Gewürznelken, das Brot, einen kleinen Guß Arak und zuletzt den Schnee von zwölf Eiweiß hinzu, backe die Torte etwa eine Stunde lang und streiche, wenn sie erkaltet ist, folgenden Guß darüber: Man rühre 125 g gesiebten Zucker mit einem Eiweiß recht lange und dann 30 g fein geriebene Schokolade, etwas Citronensaft und auch etwas Arak daran. — Sehr gut und kräftig.

Wein-Schokolade. Man koche 50 g Chokolade und 15 g Zucker mit einer halben Flasche gutem weißen Wein, verklopfe zwei Eidotter mit etwas Wein und gebe sie an die Schokolade,

quirle diese bis zum servieren und lasse fingerlange und fingerdicke geröstete Weißbrotschnitten, als Scheiterhäufchen geordnet, dazu reichen. — Besonders an kalten **Herbst- und Wintertagen, sehr angenehm.**

Praktische Hausgeräte.

Neue Plätt- oder Bügelpfanne (System Steffens). Der vorstehend skizzierte neue Apparat ermöglicht es zu jeder Zeit, wenn Feuer im Kochherde ist, also ohne besondere Heizvorrichtung, gleichzeitig vier Plätteisen in ganz kurzer Zeit — etwa 10 bis 15 Minuten — plättrecht zu erwärmen: dieselbe wird in die Herdplatte eingehängt und ersetzt den wesentlich teureren Plättofen, der eine besondere Feuerung, sowie Abzugsröhren bedingt; die hierzu gehörigen Plätteisen sind, wie beim schwedischen Plättofen, ohne Stähle oder Bolzen, und fünf solcher Eisen genügen, um zwei Plätterinnen unausgesetzt beschäftigt zu erhalten. Die neue Plättpfanne ist ein wirklich nützlicher Apparat, wie das Cohnsche Magazin in Berlin bereits deren mehrere hier mit

Neue Plätt- oder Bügelpfanne.

Erfolg eingeführt hat, sie erspart die Kosten des Brennstoffes und die nicht minder kostbare Zeit, ist in der Benutzung sauber und wenig umständlich und der Preis von 6 Mark ermöglicht deren Beschaffung auch kleineren Haushaltungen. Der Apparat ist ca. 255 mm hoch und bedarf für den Herd eines Raumes von ca. 240 mm. Die Plätteisen werden in jeder gewünschten Anzahl geliefert und haben eine Länge von ca. 155 mm, eine Breite von ca. 100 mm, eine Stärke von ca. 52 mm und ein Gewicht von ca. 2,75 kg; der daran befindliche Holzgriff macht die Handhabung zu einer bequemen. Der Preis eines solchen Eisens stellt sich auf 4 Mark, jedoch können auch schwerere und größere Eisen zur Plättpfanne benutzt werden.

Schinkenbeutel und Fleischnetz. Eine kleine Vorrichtung aus Gaze gefertigt, welche man in der Speisekammer, oder außen an dem Fenster, oder wo es sonst paßt, aufhängt, um dem Inhalt Luft zuzuführen und denselben vor Fliegen 2c. zu schützen. — Der außen befindliche verzinnte eiserne Haken dient zum Anhängen des Beutels, der innen befindliche zum Anhängen des Schinkens oder dergleichen. Unsere Skizze zeigt nun das Fleischnetz mit einem hängenden Tellereinsatz versehen, auf welchem der Teller mit der Fleischspeise sich befindet; die erstere Ausführung ohne Tellereinsatz kostet 3 Mark, die letztere 5 Mark. Die ganze Vorrichtung nimmt geringen Raum ein, hat eine Höhe von ca. 42 cm und einen Durchmesser von ca. 38 cm; sie ersetzt einen kleinen Fliegenschrank, ist bequem zusammenzulegen und aufzubewahren und in der Hauswirtschaft sicherlich von großem Nutzen.

Schinkenbeutel und Fleischnetz.

Hygieinische Schaukelsitz-Badewanne. Die Schaukelsitz-Badewanne ist im Fußgestell mit eisernen Schienen versehen und hat eine schaukelartige Anordnung nach Art des Schaukelstuhls; sie dient in gleicher Weise für Erwachsene wie für Kinder, ebenso für schwache und kranke Personen, und der Aufsitz, den man mit Leichtigkeit hoch und niedrig stellen kann, ermöglicht es, ohne jegliche körperliche Anstrengung sich in die Wanne hineinzusetzen und dieselbe in gleicher Weise ohne Umstände zu verlassen. Man ruht in der Schaukelsitz-Badewanne bequem wie in einem Sessel, Rücken und Oberkörper finden in natürlicher Lage an der Rücklehne ihren Stützpunkt, und das Emporheben oder Aufstützen des Körpers durch die Aerme kommt in Wegfall, vielmehr stützen allein die Füße den Badenden beim Ein- und Aussteigen. Der Badende verliert niemals die Gewalt über seinen Körper und kann seine Lage stets, wie er es wünscht, ändern, sowie durch Vorneigen des Oberkörpers die Schaukelsitz-Badewanne so stellen, daß er sich ohne Hilfe aus derselben, wie von einem Stuhl, erhebt. Die Konstruktion des Aufsitzes verhindert jegliches Ueberspritzen des Wassers auch beim Schaukeln, während diese Manipulation anderseits die Körperteile nach Belieben des Badenden bespült. Hände und Aerme bleiben bei Benutzung dieser Schaukelsitz-Badewanne vollständig frei, und man kann, wenn erforderlich, während des Badens die Körperteile nach ärztlicher Anordnung waschen, bespritzen u. s. w. Der Verbrauch an Wasser ist ein ungewöhnlich geringer.

Dieser nützliche Apparat hat am Aufsitz eine Höhe von ca. 50 cm, an der Rücklehne gemessen von ca. 75 cm und eine Breite von ca. 47 cm. Vorrätig ist die hygieinische Schaukelsitz-Badewanne (ebenso wie die anderen erwähnten Neuheiten) im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW, Leipzigerstraße 88, und kostet daselbst 25 Mark. Die Verpackungskosten betragen 3 Mark.

Der Photorevolver.

Unsern Lesern sind sicherlich die staunenswerten neueren Errungenschaften der Photographie nicht unbekannt geblieben. Sie wissen, daß es mit Hülfe der sogenannten Trockenplatten gelang, galoppierende Pferde, in voller Fahrt begriffene Schnellzüge, ja den Flug der so geschwinden Taube photographisch zu fixieren, und daß man hofft, auch die unendlich raschen Flügelbewegungen der Insekten auf demselben Wege in ihre Bestandteile zerlegen zu können. Sie wissen auch, daß zu diesen Aufnahmen unter günstigen Umständen der unfaßbar geringe Zeitraum von $^1/_{800}$ Sekunden genügt, und daß dieses äußerst rasche Arbeiten des Sonnenlichts auch unbedingt erforderlich ist, weil die Aufnahmen sonst undeutlich würden.

Legt doch beispielsweise ein Jagdzug mit 75 Kilometer stündlicher Fahrt in der Sekunde 21 Meter zurück, so daß er sich in der oben erwähnten Exponierungszeit um etwa $2^1/_2$ Centimeter fortbewegt!

Zu diesen Augenblicksaufnahmen dienen neben besonders gebauten, sich sonst aber von den gewöhnlichen äußerlich kaum unterscheidenden photographischen Apparaten, sogenannte photographische Gewehre, mit denen man nach dem aufzunehmenden Gegenstande, z. B. einem Vogel, zielt. Diese Gewehre nehmen indessen viel Raum ein und sind schwer unterzubringen, abgesehen davon, daß der Träger Gefahr läuft, von übereifrigen Feldhütern, denen Talbots Kunst ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, wegen nicht vorhandenen Jagdscheins gepfändet zu werden.

Wir ziehen aus diesen Gründen den neuerfundenen **Photorevolver von E. Enjalbert** in Paris vor. Der Lauf dieses sich äußerlich von einem Revolver kaum unterscheidenden Apparates enthält ein winziges Objektiv, welches sich nach Belieben verrücken läßt, in dem ersten Ringe liegt die Kamera, und es ist in dem zweiten Ringe eine Anzahl Trockenplatten von vier Centimeter Flächeninhalt untergebracht, welche nacheinander vor das Objektiv treten, wenn man den Drücker unten in Thätigkeit versetzt. Der Hahn oben hinter der Plattenkammer dient zur Feststellung des Ringes während der Aufnahme.

Die Bilder sind allerdings wegen des geringen Umfanges an sich kaum verwendbar. Es ist indessen ein Leichtes, dieselben zu Hause mit Muße selbst zu vergrößern oder von einem Photographen vergrößern zu lassen.

Es leuchtet ein, daß ein solcher, bequem in der Tasche zu tragender Apparat Militärs im Felde, Reisenden und Touristen, Zeitungsberichterstattern, Künstlern, die z. B. eine hübsche Scene oder eine Landschaft festzuhalten wünschen, höchst schätzbare Dienste leisten kann.

Nur thut man wohl, beim Zielen nach Menschen, den Photorevolver mit einem Tuch zu bedecken und ihn dadurch einem kleinen Fernrohr ähnlich zu machen. Sonst denken die Leutchen, es trachte ihnen ein Räuber, wenn nicht nach dem Leben, so doch nach dem Geldbeutel, und man setzt sich Unannehmlichkeiten aller Art aus.

G. v. M.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Zweisilbig.

Gib nur erst die erste der Silben —
Die letzte an Macht wirst du werden:
Das Ganze kann dir verleiden
Den schönsten Fleck auf der Erden.

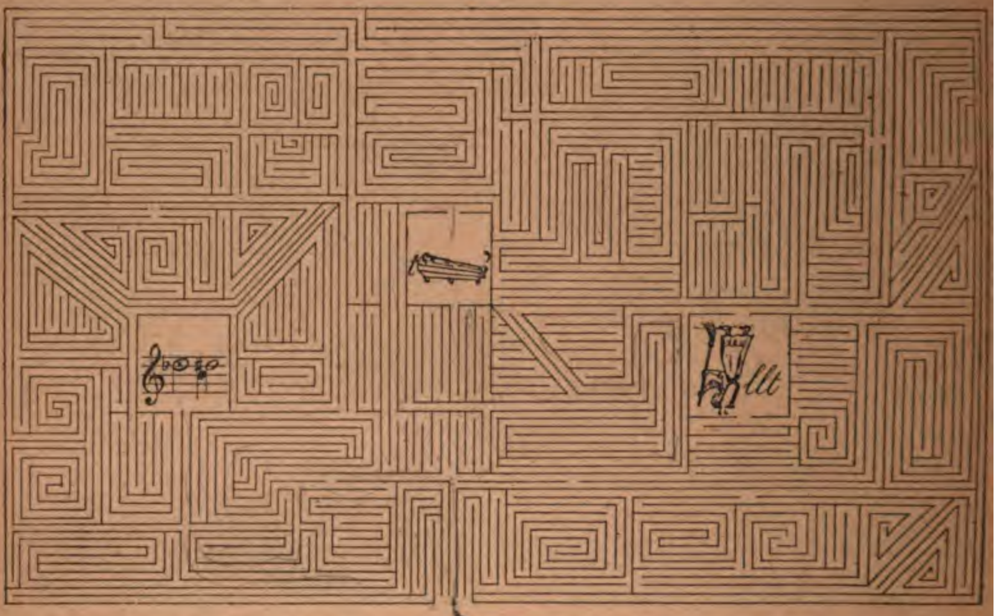
Silbenrätsel.

au, d, dl, du, e, e, e, er, er, en, fa, fr, ge, ge, ir, in, in, it, ma, rd, rt, rch, s, t, te, wi, wo, we, un.

Aus den obigen Buchstaben und Buchstabenzusammenstellungen lassen sich 12 Wörter bilden, welche eine bekannte Stelle aus Goethe ergeben.

Labyrinth-Preis-Rätsel.

Bei den jüngsten Ausgrabungen auf klassischem Boden ist auch das Fundament eines Labyrinths aufgefunden worden, das in der Rekonstruktion eines unserer ersten Archäologen etwa nachfolgenden Grundriß zeigt. Bis jetzt gelang es keinem Gelehrten, den Weg durch die verschlungenen Gänge zu finden, und wenn die Wanderungen nicht bloß auf dem Papier ausgeführt worden wären, würden die Herren zweifellos einem erschrecklichen Hungertode verfallen sein. Wir unterbreiten nun unseren rätselgeübten Lesern den Grundriß, und um ihnen die Mühe zu versüßen, stellen wir auf die Lösung des Rätsels nachfolgend verzeichnete Preise. Zur Bedingung müssen wir es aber machen, daß der verehrliche Herr Löser die drei von moderner Hand mit Rebussen gezierten offenen Felder in richtiger Reihenfolge nacheinander durchschreite.



Das Labyrinth-Preis-Rätsel wird nochmals auf dem Umschlage des ersten Heftes zum Abdruck gebracht werden, damit es den Lösern möglich wird, die Lösung in das Labyrinth einzuzeichnen, um es dann ohne Schaden für das Heft herauszunehmen und an uns einzusenden. Das Resultat der Verloosung wird im dritten Heft bekannt gegeben. — Alle Einsendungen, die bis zum 1. November eingehen, finden Berücksichtigung.

Preise: 1. Preis: Falke, Hellas und Rom (Prachtwerk, M. 70); 2. Preis: Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben (2 Bde., M. 33); 3. Preis: Falke, Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker (M. 28); 4. Preis: A. v. d. Elbe, Heliandsänger (M. 7); 5. Preis: 5 Bände der Collection Spemann nach Wahl; 6. Preis: 3 Bände desgl., ebenfalls nach Wahl.

Rätsel.

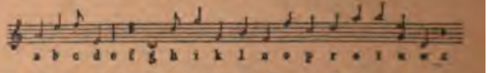
Du mußt, willst du mein Wort erschau'n, zur Himmelshöh' den Blick erheben;
Und stellst du seine Zeichen um, o Mensch, dann ist's das Erdenleben.

Versetzrätsel.

1. Meine Gewässer verbinden zwei vielbefahrene Meere;
Gibst du für „Ei" mir ein „A", führ ich besonderen Saft.
2. Schreibst du mit „r" mich, so rag ich empor in türkischen Landen;
Schreibst du mich aber mit „n", rag ich im deutschen Gebiet.
3. Wandle das „o" in ein „e" im Namen des großen Hellenen:
Siehe, ein deutscher Poet, der in der Fremde verstarb.
4. Drei Zeichen nur zählt das Lied voll hoher Begeisterung;
Noch ein Zeichen, es rauscht als germanischer Strom.
5. Gib dem Sohne der Alpen, dem lustigen Vasallen der Drave
Noch ein Zeichen, er wird in der Ostwelt zum Strom.
6. Labe dich froh an den letzten, doch nie genieße das Ganze,
Möchtest sonst werden, mein Sohn, was die erste besagt.

Auflösungen zu Heft 11, S. 576.

Silbenrätsel: Dortmund, Nachtlager, Mailand. — **Versetzrätsel:** 1. Ur, Uhr; 2. Orkan, Koran; 3. Schachtel, Achtel; 4. Donar; 5. Suez, Zeus; 6. Oder, oder; 7. Schill, Schiller; 8. Nashorn; 9. Donau; 10. Atlas, Salat; 11. Taurien; 12. Auerbach. — **Rebus:** Macht geht vor Recht. — **Sternarithmogryph:** Base, Oboe, Möwe, Fuge, Erde, Loge, Sage, Zofe, Ulme, Mode, Mole, Ente, Elbe, Rabe: Vom Fels zum Meer. — **Violinschlüsselrätsel:**



Buchstabenrätsel: Freitag, Brod, Baucis, Balzac, Floh, Gad, Ada, Bug: „Treulich geführet ziehet dahin" (aus Lohengrin), „O du mein holder Abendstern" (aus Tannhäuser). — **Rätsel:** Strauß.

Schachaufgabe Nr. 8

von **Fr. Dubbe** in **Rostock.**

(Schwarz.)

(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen. II.

Von **J. Jespersen** in **Hjortlund.**

Weiß. Kh4. Td1, g5. Lh1, h8. Sf6, f8. Bc5, g3.
Schwarz. Ke5. Ld4. Se7. Be4, f5, h2.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Schachpartie Nr. 3.

(Falkbeer-Gambit.)

Diese Partie, welche sich namentlich durch den überaus glänzenden und unerwartet rapiden Schluß auszeichnet, wurde zu Breslau in der ersten Hälfte der 60er Jahre von Meister Anderssen gegen einen seiner talentvollsten Schachschüler, den jetzigen Professor Rosanes gespielt.

J. Rosanes. Weiß.	Adolph Anderssen. Schwarz.
1. e2 — e4	e7 — e5
2. f2 — f4	d7 — d5
3. e4 — d5:	e5 — e4
4. Lf1 — b5 +	c7 — c6
5. d5 — c6:	Sb8 — c6:
6. Sb1 — c3	Sg8 — f6
7. Dd1 — e2[1])	Lf8 — c5
8. Sc3 — e4:	Rochiert.
9. Lb5 — c6:	b7 — c6:
10. d2 — d3	Tf8 — e8
11. Lc1 — d2[2])	Sf6 — e4:
12. d3 — e4:	Lc8 — f5
13. e4 — e5	Dd8 — b6
14. Rochiert[3])	Lc5 — d4
15. c2 — c3	Ta8 — b8
16. b2 — b3	Te8 — d8!
17. Sg1 — f3	Db6 — b3:!
18. a2 — b3:	Tb8 — b3:
19. Ld2 — e1	Ld4 — e3 +
20. beliebig.	Tb3 — b1 matt.

Erläuterungen: [1]) Vorzuziehen war d2 — d4. [2]) In Betracht kam Lc8 — f5. [3]) Die Rochade scheint alles sicherzustellen, man beachte aber die Schnelligkeit, Eleganz und große Feinheit, mit welcher der Nachziehende den Gegner überwältigt.

Lösung von Nr. 7.

1. Lc6 — a4	c4 — c3
2. La4 — c2	f5 — e4:
3. Te3 — c3:	beliebig
4. f2 — e3:, Tc3 — f3: matt.	

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von

Dr. Karl Ruß.

3. Stubenvögel. Allgemeines.

Viel weiter verbreitet und viel tiefer ins Volksleben gedrungen, als man anzunehmen pflegt, ist die Liebhaberei für die Stubenvögel im allgemeinen. Wie sollte es auch anders sein — worin könnte der Großstädter zwischen den starren Mauern einen Ersatz für die Naturgenüsse, welche er entbehren muß, anmutender und befriedigender finden, als im Jubelliede seines hochbegabten Lieblings, als in dem Familienbilde, welches ein Pärchen gefiederter Gäste vor seinen Blicken entfaltet?! Nicht minder wertvoll zeigt sich der Vogel als Stubengenosse für den Landbewohner, denn einerseits ist ein solcher als Hausfreund und Genosse auch für den allerärmsten Mann zugänglich und anderseits hält der Vogel in Gesang, Farben und Bewegung auch in der rauhen Jahreszeit gewissermaßen ein Stückchen Frühling fest, welches er seinem Pfleger um so wohlthuender entgegenbringt, je eisiger es draußen stürmt und schneit. Darin also ist die Neigung für die uns umgebende gefiederte Welt tief begründet.

Es ist förmlich rührend, zu schauen, mit welcher innigen Liebe der einfache Handwerker seinen Fink, seine Meise oder seinen Zeisig verpflegt, mit welcher Aufopferung dieser seinen kostspieligen, edeln Kerbtierfresser, einen Sänger ersten Ranges, Nachtigall, Sprosser, Schwarzplättchen u. a. hält, mit welcher fast krampfhaften Sorgsamkeit jener seine feinsten Harzer Kanarien überwacht, mit der einer den Lieder pfeifenden ‚gelernten' Gimpel bewahrt, der andere ein Pärchen kleine Prachtfinken zu züchten sucht, der dritte eine ganze Vogelstube mit allerlei tropischem Gefieder unterhält, der vierte einen sprachbegabten Papagei eingewöhnt und dann abrichtet u. s. w.

Selbstverständlich muß ich in diesen Anleitungen die ganze Reihenfolge aller solcher Neigungen berücksichtigen und also dem mannigfaltigen Geschmack auf diesem weiten Gebiet nach allen Seiten hin Rechnung tragen, und von diesem Gesichtspunkte aus bitte ich zunächst die folgenden Ratschläge für die Behandlung und Pflege der Stubenvögel im allgemeinen beachten zu wollen.

Vor allem sollte jeder, der irgend einen gefiederten Gast anzuschaffen wünscht, sorgsam prüfen, welche Art aus der wahrhaft unermeßlichen zu Gebote stehenden Mannigfaltigkeit der einheimischen und fremdländischen Stubenvögel sich für seine Verhältnisse eignet, bzl. seinen Anforderungen entspricht. Um zu diesem Ziel zu gelangen, gibt es aber nur einen Weg, das ist das Streben nach möglichst gründlicher Kenntnis der in Betracht kommenden Vögel. Die letztere ist auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus erforderlich, nämlich dem, daß wir einerseits nur dann die rechte Freude an dem Vogel haben können, wenn wir ihn in seinem ganzen Wesen, nach allen seinen Eigentümlichkeiten und Leistungen hin kennen, und anderseits, daß wir nur dann die Aussicht haben, ihn für die Dauer am Leben und gesund zu erhalten, wenn wir von allen seinen Bedürfnissen unterrichtet sind und dieselben nicht allein mit Sorgfalt, sondern auch durchaus naturgemäß zu befriedigen vermögen.

Beim Einkauf eines Vogels haben wir aber nächstdem notwendigerweise darauf zu achten, daß er vor allem gesund und lebensfähig in unseren Besitz gelange und zur Beurteilung seines Zustandes müssen wir ihn daher auf folgende Gesundheitszeichen prüfen. Er muß seine natürliche Lebhaftigkeit und wenn möglich ein glatt und schmuck anliegendes, keinesfalls aber am Unterleib beschmutztes Gefieder, klare und lebhafte, nicht trübe oder matte Augen, nicht schmutzige oder verklebte Nasenlöcher und keinen spitz hervorstehenden Brustknochen haben; er darf beim Stillsitzen nicht kurzatmig sein. Abgestoßenes Gefieder, fehlender Schwanz und beschmutzte Federn an verschiedenen Körperteilen sind freilich die leidigen Zugaben, welche die Gefangenschaft fast allen kürzlich eingeführten oder vom Fänger gekauften Vögeln gebracht hat; wenn dabei aber alle Gesundheitskennzeichen im übrigen vorhanden sind, so dürfen die ersteren nicht als gefahrbringend angesehen werden.

Eine Hauptbedingung für das Wohlgedeihen aller Stubenvögel liegt in der zweckmäßigen Einrichtung ihrer Wohnungen. Wenn man auf den Ausstellungen oder in den Verkaufsläden der Nadler die vielen sinnlos eingerichteten, ja teilweise sogar tierquälerischen runden polierten, mit unzähligen Schnörkeleien, Erkerchen, Türmchen u. dgl. ausgestatteten, wohl gar in kunstvoller Laubsägearbeit hergestellten Käfige sieht und den Fabrikanten Vorwürfe macht, so haben sie den wohlbegründeten Einwand, daß das Publikum dieselben durchaus in solcher Weise haben will und alle anderen, zweckmäßigeren ungekauft läßt. In neuerer Zeit ist es zwar schon etwas besser geworden, denn wir haben in den meisten großen Städten Käfigfabriken, welche

förmlich darin wetteifern, zweckentsprechende Vogelbauer herzustellen; aber das Bessere auf diesem Gebiet vermag nur außerordentlich langsam zur Geltung zu gelangen, weil einerseits nur zu vielfach das Verständnis fehlt und weil anderseits leider nur zu oft das Hübsche dem Tauglichen vorgezogen wird.

Ein guter Vogelkäfig, gleichviel für welche Bewohnerschaft, muß vor allem folgenden Anforderungen entsprechen. Er biete genügenden Raum, so daß die Vögel sich ausreichend bewegen können. Bei allem kleineren Gefieder ist dies unschwer zu erreichen, bei großen Vögeln, besonders Papageien, ist es aber kaum möglich und man muß daher in anderer Weise, auf die ich weiterhin zurückkommen werde, Abhilfe schaffen. Sodann halte man an dem Grundsatz fest, daß jeder Vogelkäfig eine möglichst ansprechende Form haben muß, wohlverstanden aber, ohne daß er dadurch an seiner bequemen Einrichtung Abbruch erleidet. Man wähle stets einen Käfig, welcher mehr lang als tief und hoch und oben sanft gewölbt oder auch viereckig ist. Ausbuchtungen, welche zur Zierde dienen, von den Vögeln aber nicht benutzt werden können, sondern nur Raum rauben, sollte ein guter Käfig niemals haben, ebensowenig Schnörkeleien und andere derartige überflüssige Verzierungen. Schmuck ist immerhin willkommen, keinenfalls aber darf er auf Kosten der praktischen Brauchbarkeit angebracht sein. Man zieht meistens Käfige vor, welche ganz von Metall sind, doch in gewissen Fällen zeigen sich auch Holzkäfige als vorteilhaft; immer sollte jedoch wenigstens die Schublade aus Zinkblech gefertigt sein. Der Sockel sei stets möglichst hoch, damit der Vogel kein Futter hinauswerfen und die Stube verunreinigen kann. Die Schublade muß leicht ein- und ausschiebbar sein und eine herabfallende Klappe haben, welche die Oeffnung verschließt, wenn sie zum Reinigen herausgenommen wird. Die Erkerchen oder sonstigen Räume, in denen die Futter- und Wassergefäße stehen, dürfen keinenfalls dunkel, sondern müssen recht hell und auch für die scheuesten Vögel leicht auffindbar sein. Je nach Geschmack darf man ein rundes, maschiges oder gitterartiges Drahtgeflecht wählen, doch soll dasselbe stets so eng sein, daß der Vogel nicht den Kopf hindurchzwängen kann, und das erstere muß auch stets gut verzinnt werden, damit er nicht mit den Krallen irgendwo hängen bleibe. Zum Anstrich soll man nur Lackfarben nehmen, welche so fest und glatt antrocknen, daß die Vögel nichts davon abnagen können. Dunkle Farben sind vorzuziehen, weil sie die Vögel besser für das Auge hervortreten lassen. Die Sitzstangen sollen von weichem leichtem Holz, nicht aber von Rohr, Hollunderzweigen oder dergleichen angefertigt sein, weil in den letzteren sich nur zu leicht Milben einnisten; sie dürfen nicht zu dünn sein, sondern der Vogelfuß muß sie eben nur umfassen können, und am besten bringt man für jeden Käfig dickere und dünnere zugleich aus frischgeschnittenen Zweigen von Obstbäumen, Birken, Buchen u. a. an, welche von Zeit zu Zeit, je öfter desto besser erneuert werden. Man lege die Sitzstangen nicht übereinander ein, damit die unteren nicht von den oberen herab verunreinigt werden können; auch müssen sie stets zwei bis drei Finger breit von der Käfigwand entfernt bleiben, weil sich sonst die Vögel die Schwänze zerstoßen. Jeder Käfig sei so eingerichtet, daß er leicht und vollständig gereinigt werden kann. Die Futter- oder Trinkgefäße seien immer nur aus Porzellan oder Glas.

Nächstdem hat der Vogelfreund mit möglichster Sorgfalt alle Einflüsse zu vermeiden, welche für die Erhaltung und das Wohlgedeihen seiner Pfleglinge verderbenbringend werden können; als solche sind zu nennen: Zugluft, plötzliche und starke Wärmeschwankungen, Naßkälte, verdorbene, mit Dunst oder Qualm erfüllte Luft und Unreinlichkeit. Wenn ein wertvoller Vogel, ein sprechender Papagei oder dergleichen, trotz der sorgsamsten Pflege dennoch erkrankt und zu Grunde geht, ohne daß man eine Ursache aufzufinden weiß, so liegt dieselbe vielleicht trotzdem recht nahe, darin nämlich, daß sein Käfig an einer Stelle steht, wo die bei jedem Oeffnen der Thür aus dem kälteren Nebenzimmer hereinströmende Luft ihn trifft; ja es kann ihm schon starken Schnupfen, Hals- und Lungenentzündung bringen, wenn die Versorgerin im Winter aus einem ungeheizten Raum kommend rasch herantritt, so daß in der gleichmäßig warmen Stubenluft plötzlich eisige Kälte aus ihren Kleidern ihm entgegenweht. Des Morgens beim Reinmachen der Zimmer droht allen Vögeln, namentlich den zarteren Prachtfinken und Papageien, feinsten Kanarien u. a. Gefahr, ohne daß die liebevollen Pflegerinnen nur daran denken. Durch das Aufrühren des Staubes, das Wischen und Waschen und das plötzliche Oeffnen der Fenster werden Naßkälte, Zugluft und Wärmeschwankungen hervorgebracht, welche schon den Menschen Unbehagen, Schauer, Erkältung, Schnupfen u. s. w. bringen und erklärlicherweise auf die Tropenvögel erst recht verderblich einwirken. Vor dem allmorgentlichen Reinigen und Lüften der Zimmer sollte man daher alle Sing- und Schmuckvögel stets in eine andere Stube bringen, oder wenn ihre Käfige dies nicht gestatten, die letzteren wenigstens während dessen mit dichten Decken sorgfältig schützen.

Im übrigen hat die Erfahrung längst ergeben, daß fast alle unsere Stubenvögel keineswegs besonders hinfällig sind; bei sorgsamer Pflege erhalten sich die kleinen zierlichen Prachtfinken von Afrika, Asien und Australien zehn Jahre und weit darüber hinaus und gleicherweise die einzelnen Sänger vortrefflich im Käfig, manche Papageien erreichen bekanntlich ein staunenswert hohes Alter und selbst von den als äußerst zart und weichlich angesehenen Vogelgattungen hat es sich in letzterer Zeit ergeben, daß sie bei verständnisvoller Pflege gar nicht so leicht sterben, wenn sie nur überhaupt gesund und lebensfähig zu uns gelangt sind.

Es ist selbstverständlich, daß ich nach dieser allgemeinen Uebersicht nun nähere Anleitungen für die Pflege der Angehörigen aller einzelnen Vogelgruppen geben werde, und beiläufig sei mir der Hinweis gestattet, daß ich in denselben auf die Darstellungen in meinem „Handbuch für Vogelliebhaber“ I. (fremdländische Vögel), II. (einheimische Vögel) und in dem größeren Werk „Die fremdländischen Stubenvögel“ IV. (Lehrbuch der Stubenvogel-Pflege, -Abrichtung und -Zucht), welche beide im Creutzschen Verlag in Magdeburg erschienen sind, fuße. Wer sich also noch näher über all dergleichen unterrichten will, sei auf diese Bücher hingewiesen.

Neue Bücher.

Dichtungen und Balladen von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel, 1884. Unter diesem nicht ganz glücklich gewählten Titel (sind Balladen etwa keine Dichtungen?) hat der rasch berühmt gewordene Dramatiker abermals eine wertvolle Gabe geboten. Die kleine Sammlung enthält ein schwungvolles und geschickt aufgebautes „musikalisches Drama“: „Daniel in der Löwengrube“ und 12 Balladen, die nicht alle gleichwertig sind, unter denen aber einige Perlen für die geringere Wirkung der übrigen entschädigen; wir nennen an erster Stelle „Die Tochter des Inka“, eine Ballade, die in fünf Abteilungen eine erschütternde Tragödie an uns vorüberziehen läßt, und das bereits früher (in „Nord und Süd“) veröffentlichte „Hexenlied“. Kürze, Kraft und dramatische Bewegtheit machen diese beiden Stücke zu einer wertvollen Bereicherung unserer Balladenlitteratur. Einzelnes von den anderen Dichtungen wäre besser fortgeblieben und hat nur als Buchfüllsel Berechtigung.

Ausgewählte Gedichte von Wolfgang Kirchbach. Leipzig, W. Friedrich, 1883. Kirchbach, der geist- und phantasievolle Verfasser von „Salvator Rosa“ und der „Kinder des Reichs“ zeigt in dieser Sammlung auch als Lyriker seine Urwüchsigkeit und ein kühnes Wandeln auf unbetretenen Bahnen. Er ist keiner von denen, welche stets von neuem ihre selbstzufriedenen Liedchen von Frühling und Liebe trällern oder sich in das Maskenkostüm verschollener Zeiten vermummen; er ist ein moderner Mensch im besten Sinne des Worts, in welchem ein mächtiger, gärender Ideengehalt nach Form und Gestaltung ringt. Dies Buch verlangt denkwillige Leser; aber ihre Mühe wird belohnt, indem ihnen eine großartige und eigenartige Auffassung von Natur und Leben teils in feierlichen Hymnen, teils in neckischem Humor entgegentritt. „Götter und Gestalten“ und „Der neue Hiob“ sind wohl die bedeutendsten Abschnitte des Buches; in den „Saturae“ zeigt Kirchbach auch, daß er das Zeug zum Epigrammatiker in sich hat. Den Schluß bildet eine größere Dichtung „Die seligen Faune“, ein reizend phantasievolles Märchen, nicht ohne satirische Spitzen und Tücken.

Nordische Melodien. Gedichte von Nikolai Baumbach. St. Petersburg, Ericson, 1883. In diesen „Nordischen Melodien“ stellt sich uns N. Baumbach als ein recht beachtenswerter Lyriker hin. Sie sind voll Empfindung und Wärme, edel gehalten in der Form und ein reiches, tüchtiges Innenleben offenbarend. Man kann es nur mit Sympathie begrüßen, daß auch so weit entfernt vom eigentlichen „Deutschen Dichterwald“ die Pflege deutscher Dichtung in würdigen Händen liegt. Das Buch ist auch äußerlich vortrefflich ausgestattet.

Schließlich möchten wir auf ein kleines belehrendes Heft aufmerksam machen, welches Blumenliebhaber nicht ohne Nutzen durchlesen werden: **„Mitteilungen des Klubs für Pflanzenzucht im Zimmer.“** Wien 1884. Im Selbstverlage des Klubs. (Sekretär des Klubs: Hugo Körbe. 1. Bez. Kolowratring 6.) Dasselbe gibt auf zwei Lichtdrucktafeln die Bilder von einem heizbaren Blumentisch mit Glaskasten, einen Vermehrungskasten u. a., sowie einige beherzigenswerte Andeutungen über die Behandlung der beliebtesten Zimmerblumen und Pflanzen. Wir würden mit großem Interesse zahlreiche Fortsetzungen solcher „Mitteilungen“ in die Hand nehmen.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Aus der Schule.

Professor (in der Geographiestunde): „Und wenn Sie nun von Mainz den Rhein hinunterfahren, da sehen Sie was, was so zwischen den bewaldeten Bergen hoch hervorragt (meint das neue Denkmal auf dem Niederwald), was ist das?"

Schüler: „Das Binger Loch." (Allgemeines Hallo!)

Einem Dichter ins Album.

Schaff', Dichter, deine Werke, wenn die Stimme,
Die innre, dich gewaltig dazu treibt;
Ob sie dem Hinz, ob sie dem Kunz gefallen —
Was kümmert's dich? Laß' dünken es dich gleich;
Wollſt du nach jedem neu geschriebnen Buche,
Um Beifall bettelnd, Stimmen sammeln gehn
Und jeden fragen: „Macht' ich's dir auch recht?"
Zu neuem Schaffen blieb' dir ja nicht Zeit! —

Gut motiviert.

Student (zu einem Fremden): „Wenn es Sie interessiert, eine Mensur mitanzusehen, bin ich gern bereit, Sie zu führen. Es wird heute in einem Wirtshause, kaum eine halbe Stunde vor der Stadt, geschlagen."

Fremder: „Ich danke, ich bin Metzger!"

Stoßseufzer im Februar.

Donnerwetter! Die ganze Zeit war milde Witterung, so daß ich denke, der Winter ist vorbei. Und kaum habe ich den Ueberzieher versetzt, so wird's wieder kalt.

„Einsam bin ich nicht alleine."

Reisender: „Schaffner, ich möchte allein sein!"
Schaffner: „Bitte, steigen Sie nur hier ein."
Reisender: „Da sitzt ja schon ein Herr drinnen!"
Schaffner: „Ja, der will auch allein sein."

Gratuliere!

Zwei ältere Herren begegneten sich einst in Teplitz auf der Promenade, begrüßten einander und begannen folgende Unterhaltung:

„Baden?" fragte der Eine.
„Trinken!" sagte der Andere.
„Militär?"
„Magnat!"
„So — so!"
„Polizeibeamter?"
„König!"
„Ah — so: gratulier'!"
„Adieu —!"
„Unterthänigster Diener!"

Einer der sehr einfach gekleideten Herren war der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der andere, ein reicher Grundherr aus Oesterreich. Beide hatten die Gewohnheit, sich sehr kurz zu fassen.

Unter Null!

„Welches Tier kann am meisten Kälte ertragen?"

„Der Floh! Denn er läuft im Winter bei der größten Kälte im Hemde herum."

Nu!

A.: „Was ist die neueste Konserve?"

B.: „Ein gemachter Mann." (Titel einer neuen Jacobsonschen Posse.)

Ubi bene ibi patria.

Auf der Grenze zweier Dorfgemeinden ward der Leichnam eines Handwerksburschen gefunden, und zwar lag derselbe so, daß die Beine auf dem Gebiete der einen, der Kopf auf dem Gebiete der anderen Gemeinde lag. Beide Gemeinden weigerten sich, den Leichnam aufzuheben, bezüglich zu beerdigen. Nach längerem Wortwechsel sagte der Gemeindevorstand der Gemeinde, auf deren Gebiete der Kopf lag, zu seinem Gegner: „Den Leichnam habt ihr zu begraben; denn ‚Ubi bene ibi patria' wo die Beene sind, da ist das Vaterland."

Zeitgemäße Liebesbezeugung.

An alle Anschlagssäulen möcht ich's kleben,
Der Rohrpost zur Beförderung geben.
In alle Telephone möcht ich's singen.
Ja durch Ballonpost weiter bringen,
Die Phonographen sollten's wiederholen
Von Afrika bis zu den Polen.
Durch Nebelhörner möcht ich es verbreiten,
Dein ist mein Herz zu allen Zeiten.

Allerlei Einfälle.

Es ist unmöglich, den Horizont vieler Leute anders zu erweitern, als daß man sie auf einen Berg schickt.

Mancher fühlt sich auf hohem Berggipfel über seine Mitmenschen erhaben und bedenkt nicht, daß er auf dem Rücken eines Esels dahin gelangt ist.

Es gibt Leute, welche dich um Aufklärung bitten, nur um dich belehren zu können.

Große Herren versprechen oft und hinterher erfährst du, daß sie sich nur versprochen haben.

Man trifft Leute, denen die Fähigkeit, sich kurz zu fassen, durch zu langes Schreiben verloren gegangen ist.

Die Eitelkeit nimmt, sowie die Augenschwäche, in der Regel mit den Jahren zu.

Wer dem Eitlen den Star sticht, muß sich darauf gefaßt machen, nicht als Operateur, sondern als Mörder ausgerufen zu werden.

Viele Menschen wissen nicht, was sie wollen, und wenn sie es wüßten, wollten sie es nicht.

Eine eigentümliche Täuschung ist darin gelegen, daß man unter den Fehlern seines Mitmenschen in der Regel die eigenen für die fremden hält.

Das verhängnisvolle Telephon.

Herr P. hat in einer kleinen Provinzialstadt ein Manufakturwarengeschäft. Vor einiger Zeit reist er nach Berlin, um sein Lager zu vervollständigen.

Nachdem in einem bedeutenden Engrosgeschäft große Einkäufe gemacht, wird er von dem Chef der Firma eingeladen, bei ihm zu mittag zu speisen. Herr P. nimmt dankend an. Nach Tische führt der Hausherr seinen Gast durch die eleganten Wohnräume und zeigt ihm auch das Telephon, welches die Privatwohnung mit den Lagerräumen verbindet.

Herr P. hat noch nie ein solches Instrument gesehen, der Gebrauch wird ihm erklärt und nun kann er der Versuchung nicht widerstehen, dasselbe praktisch zu probieren. Er tritt daher heran und ruft: „Sind die Waren für Herrn P. schon verpackt und expediert?"

Sofort erfolgt die Antwort zurück: „Nein, wir müssen uns noch näher erkundigen, er soll ein fauler Kunde sein!"

Landesübliches Tableau!

Militärische Rangfrage.

Unteroffizier: „Schulze, was ist ein Gefreiter?"
Schulze: „Der höhere Grad von Gemeinheit."

Salon-Magie.

Von Alexander.[1])

Eine überraschende Erscheinung. Nimm ein ungefähr vier Fuß langes Band von einem Zoll Breite, oder statt dessen einen Papierstreifen von gleicher Länge und Breite, füge alsdann die äußersten Ende zusammen, so daß du dadurch einen großen Ring erhältst, beobachte aber dabei, daß du unbemerkt dem Bande in sich eine einmalige, also halbe Umdrehung gibst, ehe du die Enden zusammenfügst. Je länger das Band ist, um so weniger wird diese Umdrehung bemerkbar sein. Frage nun, wie viel Ringe entstehen würden, wenn du vermittelst der Schere

das Band der Länge nach wieder zerteilst, und man wird allgemein der Ansicht sein, daß alsdann aus dem einen, zwei Ringe entstehen, was jedoch falsch ist, da du auf diese Weise nur zu einem großen Ringe gelangst.

Wird das Band, ehe es zusammengefügt wird, **vollständig, nicht halb**, umgedreht, dann in erwähnter Weise zerschnitten, so erhält man zwei Ringe, die ineinander hängen.

Vermehren des Geldes in einem Hute. Es erfordert immer einige Uebung, einen Thaler oder sonstiges Geldstück in der Hand so zu verbergen, daß es scheint, als ob die Hand leer sei. Zur oberflächlichen Kenntnis sei hier nur erwähnt, daß dies in der Weise erreicht wird, daß man auf dem Zeige- und Mittelfinger, von dem Daumen gehalten das Geldstück ruhen läßt, und dasselbe im Augenblicke der Bewegung zur anderen Hand, in die innere Fläche der Hand gegen den Ballen des Daumens festdrückt. Dem jüngeren Dilettanten, der noch nicht im Besitze einer solchen Fertigkeit sein wird, wollen wir zur Ausführung des nachfolgenden Kunststückes ein anderes Mittel an die Hand geben, um den Mangel obiger Fertigkeit in etwas zu ersetzen. Ein Mark- oder Zweimarkstück wird am Rande mit einem kleinen Loche versehen, durch welches ein starker schwarzseidener Faden gezogen und an dem Geldstücke befestigt wird. An diesem Faden wird 4—5 cm von dem Rande des Geldstückes eine Schlinge gemacht, welche dazu dient, über den Zeigefinger geschoben zu werden, so daß das Geldstück in der Hand hängt und jeden Augenblick zwischen dem Zeigefinger und Daumen gezeigt werden kann. Alsdann nimmt man in die linke Hand eine Anzahl, je mehr je besser, z. B. Zweimarkstücken, erfaßt dann einen Hut in der Weise, daß die mit Geld gefüllte Hand sich innerhalb des Hutes, der Daumen außerhalb über der Krempe desselben sich befindet. Man kann auf diese Weise das innere des Hutes zeigen, ohne das unter der Hand befindliche Geld bemerkbar werden zu lassen. Alsdann hält man den Hut herunter und macht mit der rechten Hand eine Bewegung in der Luft, als ob man ein Geldstück auffinge, zeigt die an dem Faden befindliche Münze und gibt sich den Anschein, als ob man dieselbe in den Hut werfe, während man zugleich den Rücken der Hand zu den Zuschauern wendet, um das Geldstück zu verdecken. Im selben Augenblicke läßt man aber eines der unter der linken Hand gehaltenen Geldstücke, welches man bereits mit dem einen Finger von den übrigen abgesondert hat, in den Hut fallen, was deutlich vernommen wird, namentlich wenn sich erst einige Geldstücke in dem Hute befinden. Mehrfach wird dies Kunststück dadurch noch gehoben, daß der Ausführende unter der Weste eine Art Resort, ein länglich flacher Kasten von Blech oder dergl., verborgen hat, welcher gestattet, stets nur einzelne Thaler unbemerkt in die Hand fallen zu lassen, so daß man also sichtbarlich ab und zu ein Geldstück in den Hut kann fallen lassen, wodurch die Täuschung sehr erhöht wird. Viel kommt auf die Art und Weise der Ausführung an, doch muß es jedem überlassen bleiben, die richtigen Gestikulationen und Weisen selbst ausfindig zu machen, da der Raum nicht gestattet, hier detailliert darauf einzugehen. Will man dem Kunststück noch die Nebenabwechslung geben, so verschaffe man sich noch die Messerklinge eines Taschenmessers, welche in eine scharfe Nadel endet; nun gebe man an, erst ein Loch in den Hut schneiden zu müssen, um die Geldstücke auch von unten durchpassieren zu lassen, führt zu diesem Zweck ein Taschenmesser in den Hut, während man zugleich unbemerkt von außen die oben erwähnte Klinge mit der Nadel in den Hut gesteckt hat und diese von innen hin und her bewegt. Desgleichen kann man nachher die Hälfte eines durchschnittenen Thalers, ebenfalls mit einer Nadel versehen, von außen an den Hut feststecken, und thun, als ob derselbe nicht vollständig durchgedrungen sei. Das weitere wird jeder Dilettant schon ausfindig machen.

1) Vgl. pag. 469 dieses Bandes.

Aus der Technik.

Verfahren zur Uebertragung von farbigen oder schwarzen Zeichnungen auf eine ebene oder beliebig gekrümmte Fläche von Henry Abbot & W. C. Garrisson. Die Zeichnung wird vertieft auf eine Platte von Metall, am besten Kupfer, eingraviert und dann mit Farbe so lange bestreut, bis alle Vertiefungen vollkommen mit derselben ausgefüllt sind. Nachdem hierauf die nicht vertieften Stellen farberein gemacht worden, wird die Platte mit flüssigem Kollodium übergossen. Zur gleichmäßigen Verteilung des Kollodiums muß die Platte bis zum Trocknen desselben durch eine entsprechende Vorrichtung in horizontale Richtung gedreht werden. Alsdann wird das so gebildete Häutchen von der Platte gelöst, indem man diese einige Minuten horizontal unter Wasser taucht. Nunmehr ist die Zeichnung fest auf das Kollodiumhäutchen übertragen und hat man nur noch nötig, dieses auf die betreffende Uebertragungsfläche mittels eines wasserhellen Klebstoffes, als Gelatine, Zuckerlösung oder dergl., aufzukleben. Das Kollodium entfernt man jetzt leicht durch in Alkohol gelösten Aether. Die dann auf der Fläche nachhaftende Zeichnung kann man durch Ueberpinseln von Firnis oder Lack noch dauernd festlegen. Ist die Zeichnung auf Porzellan oder Glas übertragen worden, so hat noch ein Einbrennen der Farben zu geschehen, in welchem Falle ein vorheriges Entfernen des Kollodiums nicht erforderlich ist, da sich dieses beim Brennen von selbst verflüchtigt. Das hier dargestellte Verfahren erscheint so einfach und leicht ausführbar, daß man fast geneigt ist, an das Ei des Kolumbus zu erinnern.

Vorrichtung zur kontinuierlichen Abkühlung von Flüssigkeiten. Der Direktor der städtischen Wasseranstalten zu Düsseldorf, Herr **Friedrich Reese**, hat einen Apparat konstruiert, welcher, in beliebiger Größe herstellbar, zur Abkühlung jeder vorkommenden Flüssigkeit ohne Anwendung von Eis verwendet werden kann.

Die Einrichtung dieses Apparates ist folgende: Ein Behälter (A), am besten von cylindrischer Form, erhält in entsprechender Entfernung von unten einen vielfach durchlochten Boden (B), auf welchen sauber gereinigte Scherben, Steine oder ähnliche Gegenstände derart gefüllt werden, daß sowohl Luft als auch jede Flüssigkeit zwischen denselben freien Durchgang finden können. Unterhalb dieses Bodens sind in die Wandung des Behälters große Luftöffnungen a, a, angebracht und direkt unter dem Boden befindet sich ein Raum zur Aufnahme der abgekühlten Flüssigkeit, welche von hier durch ein Rohr abgeleitet werden kann.

Oberhalb und zur Seite des Behälters ist mit demselben eine Pulsions- oder Aspirationsvorrichtung (P) (ein einfacher Ventilator genügt) in Verbindung gebracht, mittels dessen ein kontinuierlicher Luftstrom, wie durch die Luftstriche angegeben, durch den ganzen Behälter erzeugt wird. Durch das fest geschlossene obere Ende des Behälters geht ein Rohr mit gießkannenartig durchbohrtem Ende, durch welches die abzukühlende Flüssigkeit eingelassen wird.

Sobald dies geschieht und zugleich die Ventilationsvorrichtung saugend in Gang gesetzt wird, sickert die Flüssigkeit langsam und fein verteilt durch die Zwischenräume der Füllung nach unten und begegnet dabei dem von unten nach oben strömenden kalten Luftzug, wodurch eine erhebliche Abkühlung bewirkt werden muß.

Der geschilderte Apparat ist durchaus einfach und jedenfalls ohne große Kosten zu beschaffen, so daß derselbe voraussichtlich

überall da, wo Eis nicht leicht zu beschaffen und zu bewahren ist, sowohl in größeren Geschäftsetablissements als auch in kleineren Hauswirtschaften als nützliches Gerät willkommen geheißen werden wird.

Verfahren, Eisenbahnräder von Papier herzustellen. Seit einigen Jahren versucht man, Eisenbahnräder aus Papier gefertigt anzuwenden, wie es den Anschein hat, auch mit gutem Erfolg. Nur hat sich bisher das Verfahren, derartige Räder herzustellen, noch als so schwierig ergeben, daß die dafür verwendeten Kosten die mit dem Gebrauch derselben verbundenen Vorteile fast ganz wieder aufhoben. Mit Freuden wird daher ein von Herrn **Bruckmann** in **Berlin** vorgeschlagenes Verfahren, solche Räder leicht und billig herzustellen, begrüßt werden.

Dieses Verfahren wird wie folgt dargestellt: Eine Rolle Papier ohne Ende (W) dreht sich um eine in dem Gestell S befindliche Welle (w), wobei das Papier abgewickelt wird. Damit dieses Abwickeln mit einer gewissen Spannung geschieht, ist die Welle w mit einer einfachen Bremsvorrichtung versehen, die hier aus einem um die Wellen w und w' geschlungenen und durch ein Gewicht beschwerten Riemen besteht. Der sich abwickelnde Papierstreifen passiert zunächst die Leitrolle L, über welchem ein Behälter mit einem in Wasser nicht lösbaren Klebstoff angebracht ist. Ein Borstenbündel überträgt den aus dem Behälter sickernden Klebstoff gleichmäßig auf den Papierstreifen. Das freie Ende dieses wird in die Welle x derart eingelassen, daß die Welle aus dem sich über derselben aufwickelnden Papierblock leicht wieder gelöst werden kann. Die Aufwickelung geschieht, sobald die Welle x in Drehung versetzt wird. Zur Herbeiführung des erforderlichen hohen Grades von Haltbarkeit und Zähigkeit des so entstehenden Radblockes dient jetzt noch folgende Vorrichtung. Eine hydraulische Presse, deren Kraftäußerung je nach dem Wachsen des Radblockes reguliert werden kann, drückt ihren Stempel nach unten. Die Fortsetzung dieses Stempels bildet eine Gabel (G), in welcher sich ein metallenes Rad R dreht und zugleich unmittelbar auf die Peripherie des sich aufwickelnden Radblockes drückt. Hierdurch werden die einzelnen Schläge des Papierstreifens fest aneinander gepreßt. Außerdem ist das Rad R in seiner Peripherie mit feilenartigen Erhöhungen und Vertiefungen versehen, die auf das noch feuchte Papier übertragen werden und bewirken, daß die einzelnen Schichten des Papierblockes unverrückbar miteinander verbunden werden.

Hat das so aufgewickelte Papierrad den erforderlichen Umfang gewonnen, so wird dasselbe von der Welle x gelöst und langsam getrocknet. Da die Papierstreifen zufolge ihres Feuchtigkeitsgehaltes nach der Peripherie zu stärker ausgedehnt wurden als nach dem Centrum zu, so müssen sich dieselben auch nach dem Trocknen dort stärker zusammenziehen, wodurch eine die Festigkeit des ganzen Blockes noch vermehrende Spannung bewirkt wird.

Natürlich ist das Rad jetzt noch nicht fertig, vielmehr wird dasselbe erst auf der Drehbank in die für den Gebrauch notwendigen Formen abgedreht.

Das hier dargestellte Verfahren erscheint jedenfalls praktisch und leicht ausführbar; ob aber die so gewonnenen Räder nun auch wirklich ihren Zweck erfüllen, darüber kann erst nach langjährigen, eingehenden Versuchen ein maßgebendes Urteil abgegeben werden.

Neue Musikalien.

Vor uns liegen zwei im Litolffschen Verlage erschienene Lieder von **Milton Wellings**: **„Hoffe nur"** und **„Auf dem Strome"**. Beide sind für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung geschrieben und wenden sich an jenes größere Publikum, welches zunächst einer ganz leichten, sich völlig unterordnenden Klavierbegleitung bedarf und eine leicht faßbare Melodie liebt, ohne sich daran zu stoßen, wenn auch manche triviale Wendungen und oft dagewesene Phrasen mit unterlaufen. Die Lieder sollen in England in Auflagen von vielen Tausenden erschienen sein, und wenn wir auch bezweifeln, daß dieselben in Deutschland einen ähnlichen Erfolg haben werden, so prognostizieren wir ihnen dennoch, daß sie auch hier ihr Publikum finden werden. Die deutsche Uebersetzung von Otto Wolters ist sehr gelungen. — Total verschieden von diesen soeben besprochenen Liedern sind die ebenfalls als Novitäten vor uns liegenden **Sechs Lieder** für eine Singstimme und Pianoforte von **Karl Reinecke, Op. 178** (Hamburg, bei Rahter) und **„Der Schwur"** (Berlin, bei Ries & Erler) von demselben Komponisten. Ersteres Heft enthält die Lieder „Klage und Trost" aus „Des Knaben Wunderhorn", „Wegewart" von Julius Wolff, „Nachtgesang" von Goethe, „Wenn ich dich seh' so lieb und hold" von Friedrich Bodenstedt, „Weihnachten" von Theodor Storm, „Jasmin und Flieder" von Bodenstedt. Alle Lieder wenden sich, ihrem ganzen Wesen nach, an ein total anderes Publikum als die vorher besprochenen von Wellings, die Begleitung ist, wenn auch nicht dominierend und schwer, so doch sehr wesentlich, und an den Sänger wie an den Begleiter werden Ansprüche gemacht, wie sie Robert Franz, Franz Schubert, Robert Schumann u. a. machen. „Der Schwur" (aus den Spielmannsliedern von Robert Baumbach) ist ein Repertoirelied der Frau Schuch-Prochaska und dürfte bald ein ebensoviel gesungenes Lied sein wie desselben Komponisten allbekannte Lieder „Abendreih'n", „Der Schelm", „Mailied", „Klein' Anna Kathrin" u. a. Gleichzeitig machen wir auf das Liederheft Op. 69 von **Heinrich Hofmann** aufmerksam, welches bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen ist und mit Recht Freunde finden wird.

Der gestirnte Himmel im September.*)

Was die Sichtbarkeit der Planeten in diesem Monat anbelangt, so ist **Merkur** nahe bei der Sonne und also nicht wahrzunehmen. **Venus** bleibt Morgenstern und erreicht am 21. ihre größte westliche Ausweichung von der Sonne, **Mars** dagegen nähert sich derselben langsam. **Jupiter** ist nur in den Frühstunden zu sehen und **Saturn** geht erst gegen 10 Uhr abends auf. Am 5. ist **Vollmond**, am 12. **erstes Viertel**, am 19. **Neumond**, am 27. **letztes Viertel**. In der **Erdnähe** steht der Mond am 10., in der **Erdferne** am 25. Von Sternbildern sind in diesem Monat gegen Mitternacht im Süden der Wassermann, die Fische und ein Teil des Walfisches zu sehen, nahe dem Scheitelpunkte steht die Andromeda und unter dem Pol der große Bär.

Ludwig Richter †.

Es gibt Menschen, deren Tod uns mit demselben Gefühl erfüllt, mit dem wir einem Freunde bei seinem Scheiden die Hand zum letzten Lebewohl drücken. Wir wissen, daß wir trotz räumlicher Entfernung innerlich vereint bleiben, daß wir miteinander fortleben. — Ein Künstler, dessen Werke sich ein bleibendes Denkmal in den Herzen seiner Zeitgenossen errichtet, stirbt nie; was bestattet wird, ist nur die äußere Hülle des Genius; der Geist und seine genialen Schöpfungen sind unsterblich. Zu diesen auserlesenen Geistern gehört auch **Ludwig Richter**, der am 19. Juni nach einem thatenreichen, durchaus harmonischen Leben der Natur seinen Tribut entrichten mußte.

Am 28. September 1803 zu Dresden geboren, wurde der talentierte Knabe gar früh schon von seinem Vater in die Kupferstechkunst eingeführt, an der er Geschmack fand und sich besonders an Chodowiecki heranbildete. Die in den zwanziger Jahren unternommenen Reisen durch Frankreich und Italien erweiterten seinen Gesichtskreis und warfen ihn der Landschaftsmalerei in die Arme. Manchen Wechsel der zeitgenössischen Kunstströmungen hat der besonders durch liebenswürdige Genremalerei bekannt gewordene Künstler durchleben müssen, nie ist er aber seinen Idealen untreu geworden. Seine Werke zeichnen sich weniger durch Großartigkeit, als durch tiefe Empfindung, liebenswürdige Phantasie und herzerquickenden Humor aus. Sein Hauptgebiet war die Illustration und mit Fug und Recht dürfen wir Deutsche ihn den Wiedererwecker der in unseren Tagen zu so herrlicher Blüte gediehenen Holzschneidekunst nennen. Er verstand es wie kein Zweiter, den echten Volkston in seinen zahlreichen Bildern und Bildchen zu treffen, das Kleinleben im Haus und der Kinderstube zu schildern, die Volkslieder und Märchen zu interpretieren und zu beleben. Dieser Kunst verdankt Richter seine große Volkstümlichkeit, durch sie wird er seinem Volke unvergeßlich sein.

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

Ludwig Richter.

Nach dem Gemälde von L. Pohle.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Nachstehend Schluß der Löserliste der Preisaufgabe in Heft 7:

F. St. in M., J. H. in G., O. O. in W., F. J. in H., A. F. in R., A. F. in St., Frau G. in D., A. J. H. in K., O. F. in B., Frau R. Sch. in G., J. F. in Ch., F. N. in B., R. T. in T., J. St. in A., J. K. in A., C. W. in M., J. L. in Sp., R. E. Sch. in D., F. K. in B., D. J. in L., H. B. in H., A. C. in G., J. T. in N., Baron v. B. in M. Sch., T. H. in K., E. A. B. in W., G. R. in K., Frau M. Sch. in B., A. T. in J., F. C. in P., Dr. E. N. in K., O. N. in R. am Don, stud. P. in R., Eisenb.-Sekr. R. in E., Frau M. M. in F., Frau P. in K., F. W. in S., N. v. R. in St., K. und Frau, H. W. in T., R. S. in Ch., Dr. W. L. in H., P. W. in W., A. A. in P., Frau L. Sch.-B. in F., B. in K., R. C. in H., H. in B., F. O. in L., J. B. in B., W. M. in Th., T. in K., Frln. A. de B. in B., H. B. in F., H. M. in M., E. S. in J., E. L. in N., E. B. in P., C. B. in B., A. S. in N. S., Frau J. M. in E., C. B. L. in T., Sch. in B., W. M. in Z., P. H. in Z., J. M. in W., C. R. in Z., C. H. in G. W., Ph. D. in M., Frau D. in M., A. St. in R., J. D. in W., M. H. in Z., J. Sch. in T., M. E. Schloß K. bei C., Oberlieut. J. P. in L., W. L. in G., F. H. in T., Frln. M. L. in E., A. J. in D., W. v. N. in T. S., W. K., R. G. in K., L. M. in L., A. Sch. in N., R. B. in Th., F. v. A. in B., J. L. in B., P. Sch. in B., F. M.

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.

brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 65. **A. Schroot. Der Dampf.** Eine Darstellung des Zeitalters der Dampfmaschine.
„ 66. **E. Diethoff, Unter der harten Hand.** Kulturhistorisches Zeitgemälde. Mit einer Einleitung von Hans Ziegler.
„ 171. **T. G. Smollets** Werke. **Peregrin Pickles** Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Band 3.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.
Neue Kataloge in allen Buchhandlungen gratis.

AMTHORS ALPINE REISEBÜCHER, Aufl. 1884 in allen Buchhandlungen vorrätig und direkt zu beziehen. **Ausführl. Katalog** auf Verlangen **gratis.** [1285]
Amthorsche Verlagsbuchhandlung, Gera, Reuss.

Ein stolzer [902]
Schnurrbart
erweckt stets das Interesse der Damenwelt, ein glattes Milchgesicht findet selten Sympathie. Wem **Schnurr- oder Vollbart** noch fehlt, der bestelle sich gleich den weltberühmten
Mustaches-Balsam
v. **P. Boße, Frankf. a. M.,** Schillerstr. 12.
Ganze Dose M. 2.50.

Für junge Mädchen! [875]
Lilly's Stickmuster-Album.
Eine Sammlung stylvoller Stickmuster. Entw. u. gez. in der Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg. 12 Tafeln mit 48 Mustern in eleg. Mappe 3 Mark.
Harburg a. E. Gustav Elkan.

Reinwollene Damenkleiderstoffe,
speciell **Cachemir's,** versendet in **einzelnen Kleidern** die Fabrik von **H. Zipprich in Greiz. Muster** umgehend u. frei. An allen Plätzen geeignete Personen z. Verkauf gesucht.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige **Verfälschung tritt sofort** zu Tage: **Echte, rein gefärbte Seide** kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von **ganz hellbräunlicher Farbe.** — **Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht)** brennt langsam fort, namentlich **glimmen die „Schußfäden“ weiter** (wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine **dunkelbraune Asche,** die sich im Gegensatz zur echten Seide **nicht kräuselt,** sondern **krümmt.**

Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so **zerstäubt** sie, die der **verfälschten nicht.**

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich **einzelne Roben** und **ganze Stücke zollfrei ins Haus, ohne Zollberechnung.** [844]

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. Hoflieferant.

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von
W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:
Bd. 38. Klopstocks Hermannsschlacht und das Bardenwesen des 18. Jahrhunderts.

Bd. 39. Fabeldichter, Satiriker und Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts.

Inhalt der Bände 1—37:

1 u. 6. Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Werke 1. u. 2. Bd.) 2. Goethes „Faust". (Werke 12. Bd.) 3. Schillers „Räuber und Fiesko". (Werke 3. Bd.) 4. Kortums „Jobsiade". 5. Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln etc., Jugenddramen". (Werke 1. Bd.) 7. Wielands „Oberon etc." (Werke 2. Band.) 9. Grimmelshausens „Simplicianische Schriften". Bd. 11. Günthers Gedichte. Bd. 8, 10 u. 12. Stürmer und Dränger. Bd. 1—3. Enthalten Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Maler Müller, Ch. F. D. Schubart. Bd. 13. Gryphius Werke. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde. Bd. 15. Moscherosch's Gesichte Philanders von Sittewald. Bd. 16. Goethes Dramen. Bd. 1. (Der Werke 6. Band.) Bd. 17. Lessings Jugenddramen u. dramatische Meisterwerke. Bd. 2. 18. Schillers „Kabale und Liebe" und „Don Karlos" (in 3 Ausgaben). (Der Werke 4. Bd.) 19. Simon Dach und seine Freunde, Joh. Röling. 20. Goethes Gedichte. Bd. 1. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 21. Ziglers Asiatische Banise. (Der Schles. Schule 2. Bd.) Bd. 22. Hebels Alemanische Gedichte. Bd. 23. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Bd. 24 u. 25. Lessings dramat. Nachlaß u. dramat. Meisterwerke. (Werke 2. Bd.) Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2 Bd. Bd. 27. Goethes Naturwissensch. Schriften. 1 Bd. Bd. 28. Albertinus Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Hrsgb. von R. Frhr. v. Lilienkron. (**Erster Neudruck!**) Bd. 29. Abraham a S. Clara „Judas der Erzschelm". Hrsgb. v. F. Bobertag. Bd. 30/31. Bürgers Gedichte. Hrsgb. von Sauer. Bd. 32. Goethes Gedichte. 2. Bd. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 33. Joh. Christoph Gottsched und die Schweizer J. J. Bodmer und J. J. Breitinger. Hrsgb. von Joh. Crüger. Bd. 34/35. Klopstocks Messias. (Der Werke 1. und 2. Bd.) Hrsgb. von R. Hamel. Bd. 36. Jean Pauls Kleine Schriften zur Philosophie u. Religion. Satiren u. Idyllen. (Der Werke 1. Bd.) Hrsgb. v. P. Nerrlich.

Weißenburg.

890 Meter über dem Meere. Eisenbahnstation Thun. Schw

Altbewährter Kurort für Husten- und Lungenkranke.

Berühmte Therme; windgeschützte, hochromantische Lage. Mildes Alpenkl Herrliche Tannenwaldungen; wunderbar weiche, staubfreie und reine Luft; kurgem Beköstigung und vorzügliche Milch. Bäder und Douchen. [1157

Saison vom 15. Mai — 1. Oktober.

Kurarzt: **Dr. H. Schnyder.** Besitzer: **Gebrüder Hauser.**

Bad Grund

im Oberharz *(1000 Fuss hoc*

Klimatischer Gebirgs-Kurort und Fichtennadelbad.

Eisenbahnstation Gittelde-Grund. — Saison 15. Mai bis Ende Septem
Prospecte durch die [12

Kur-Commission

Bad Schmiedeberg

Prov. Sachsen. Städt. **Badeeinrichtung** nebst Logirhaus. Vorzüglich heilkr Moorbäder. Badeschrift **gratis** und **franko** durch Sanitätsrath **Dr. J. Spon** und den **Magistrat.** [12

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism. Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen. [1322]

S. Glogau & Co., Leipzig.

Dr. Brehmer's Heilans
für Lungenkranke
in Görbersdorf (Schlesi

gegründet 1854, ist das ganze Jahr durch geöffnet. Auf Wunsch Pro gratis und franco. [12

BAD WILDUNGEN.

Gegen **Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarm Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Vi Quelle** und **Helenen-Quelle**, Wasser derselben wird in stets frischer Füllung sendet. — Anfragen über das **Bad**, Bestellungen von **Wohnungen** im **Badel hause** und **Europäischen Hofe** etc. erledigt:

[1245] **Die Inspection der Wildunger Mineralquellen-Actiengesellsch**

Hôtel Weimar,

[1282] ***Marienbad.***

Jeder Concurrenz die Spitze. [1218] **Massenproduction v. Photogr. u. Lichtdruckb. fertige 1000 St. von 18 M. an. Adolph's** Photogr. Kunstanst. **Löbau i. S.** Verl.-Catal. vers. franco überallh. g. 30 Pf.

Holzcementdächer
ächt Häusler'sche. Ausk. erth.
[1321] ***C. F. Beer, Eupen.***

MEYER, Conv.-Lexikon, T. Langenscheidt, Unterr.-Briefe, Trachten, alte Kupferwerke, sowie ganze ***Bibliotheken*** kaufen baar
[1323] **S. Glogau & Co. Leipzig.**

[1320] **Stottern!**
wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arth. Heimerdinger, Straßburg i/E.**

Dr. Richter's
(früher Dr. Mendel'sche)
Privat-Heil-Anstal
für [1305]
Gemüths- u. Geistes-Krank
Pankow-Berlin.

Auch abgelaufene Fälle finde dauernde Pflege.

Nervosität,

nerv. Ueberreizungs- und Erschöpfun zustände etc. sind durch die neu Selbstbehandlungsmethode mitt **statischer** (ruhender) **Electricität** dical heilbar. Prospecte franco.
[1292] ***R. Kruse, Stralsun***

Neue praktische Gegenstände.

Patent-Rollschutzwände wesentlich **besser** als sogenan Span. Wände. **Patent-Schieberwaage:** die einzig existir Waage, die **ohne** Gewichte von 1 Gramm bis 1½ Kilo ge wiegt, was bei Federwaagen unmöglich. **Rasenmähmas nen mit 4 Obermesser**, wodurch streifiges Schneiden möglich wird. Neueste **Petroleumkochherde** 30 Grö von Mk. 5. — an, durch Wasserbassin **geruch- und gefahrl**
— Prospecte gratis. —

Theodor Küchler, Frankfurt a. M

Erstes Specialgeschäft amerikanischer Oefen. [11

Weltpost.

Bd. 37. Klopstocks Oden, Epigramme und geistliche Lieder. (Der Werke 3. Bd.) Hrsgb. von R. Hamel.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" zeichnet sich dabei durch musterhafte Ausstattung und eminent billigen Preis aus (die Lfg. à 6—7 Bogen nur 50 Pf.!)

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, das mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

in M., J. K. in B., F. B. in H., A. B. in W., J. L. in Z., O. H. in L., M. W. in R., J. in M., H. D. in B., M. S. in M. O., M. H. in C., W. R. in B., A. A. W. in F., M. in L., H. V. in W., J. W. in R., A. S. in O., F. H. in St. G., P. W. in F., C. Sch. in L., G. D. in St., J. Sch. in H. D., L. G. in S., Dr. W. in M., W. F. in S., W. H. in H., Ob. St. Kontrol. E. in R., M. Sch. in B., H. B. in H., Frau Ch. H. in L., Lehrer G. in B., C. R. in W., R. in St., J. L. in B., A. L. in W., S. B. in E., E. R. in S., Frl. A. G. in F., G. Sch. in St. G., M. St. in W., O. W. in W., Ob. Lieut. J. M. in Z., J. v. U. in B., E. H. in H., F. C. in M., C. Pf. in M., M. K. in M., J. D. in R., B. H. in M., R. H. in M., A. R. in G., Frau E. R. in R., G. Sch. in B., M. in St., H. D. in O., Dr. W. in M., H. Th. in P., A. K. in A., Frln. A. G. in L., E. G. in G., A. W. in W., A. B. in G., Präcept. E. in L., H. G. in L., C. C. in O., J. Sch. in R., M. B. in St., Frau B. auf W., A. Th. in St. G., Th. T. in H.-Z. H. L. in W., O. M. in L.-R., Amtm. F. in D., J. J. in H., H. D. in K., F. E. in D., J. K. in U. bei P., L. K. in W. bei P., K. W. in L. R., Th. R. in B., S. B. in B., Frln. M. K. in M., J. S. in B., P. W. in M., L. F. in F., A. P. in St. P., Subrekt. H. in C., L. P. Sp. in Sz., A. in R., O. Sch. in M., R. G. in L. bei S., F. F. in F., B. W. in F., F. K. in G., Dr. W. in K. bei A., R. P. in L., H. H. in P., A. E. in O. H., J. W. in K., R. B. in R., Dir. Dr. M.-S. in R., Kreisschulinsp. H. in Z., E. D. in D., H. B. in O. Pf., F. K. in J., P. G. in M., Frln. B. in P., J. B. in B., Dr. H. S. in T., J. R. Sch. in M., H. W. in T., F. St. in K., L. H. in W., F. M. in E., J. O. in K., Frau W. S. in M., J. B. in A. K., Th. K. in M., F. R. in O., Lehrer T. in M., E. W. in S., H. R. in D.; F. W. in L., P. B. F. in R., M. M. in W., Prof. A. R. in R., M. H. in W., A. K. in Ch., E. H. in M. Sch., F. M. in P., C. S. in P., A. St. in M. O., F. W. in B., Lehrer M. in R., P. in Sz., M. B. in R., W. B. in B., F. Th. in A., Gen.-Direktor J. v. S. in B., H. in St. P., A. K. in P., R. K. in A., Oberstlieut. F. F. in R., E. v. B. in B., F. St. in L. Mass. N.-Amerika, Rittm. J. K. in K., F. F. in F., Ing. A. H. in St. P., H. B. in St., J. W. M. in A. R. Y., A. H. in M. Wis, K. Sch. in C. Nord-Amerika, H. K. in St., Wm.

Verlag von DIETRICH REIMER in Berlin.

Juni 1884.

Neue Publikationen.

Bastian, A., Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens. gr. 8. 1884. Preis geh. 3 Mark.

Brecher, A., Darstellung der territorialen Entwickelung des Brandenburgisch-Preussischen Staates von 1415 bis jetzt, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte. **Neunte verbesserte Auflage.** 1884. Preis 80 Pf.

Karten von Mykenai. Auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts aufgenommen und mit erläuterndem Text herausgegeben von Steffen, Hauptmann und Batterie-Chef im Hessischen Feldartillerie-Regiment No. 2. Nebst einem Anhange über die Kontoporeia und das Mykenisch-Korinthische Bergland von Dr. H. Lolling. Inhalt: Zwei Karten in Folio: 1) Mykenai mit Umgebung, 1 : 12,500; 2) Akropolis von Mykenai, 1 : 750, in Umschlag geheftet; erläuternder Text in gr. 4° mit Uebersichtskarte von Argolis, 1 : 300,000, in Umschlag geheftet. 1884. Preis für die Karten nebst Text 12 Mark.

Kiepert, H., Nouvelle carte générale des provinces asiatiques de l'Empire Ottoman (sans l'Arabie). Mafsstab 1 : 1,500,000. 6 Bl. mit Uebersichtsblatt der Administrativ-Eintheilung der Asiatischen Provinzen des Osmanischen Reiches, 1 : 4,000,000. 1884. Preis in Umschlag 10 Mark. Auf Leinwand aufgezogen in Mappe 15 Mark.

Deutsche Admiralitäts-Karten. Herausgegeben von dem Hydrographischen Amt der Admiralität. No. 79. Ostsee. Der Finnische Meerbusen. 1 : 600,000. Mit 8 Cartons: Baltisch Port. Hangostäd. Helsingfors. Reval. Kronstadt. Kunda Bucht. Narwa-Mündung. Laven-Sari. 1884. Preis 1 Mark 50 Pf.

Segelhandbuch für die Nordsee. Herausgegeben von dem Hydrographischen Amt der Admiralität. Erstes Heft. Meteorologische und klimatologische Verhältnisse, magnetische Elemente, physikalische und Strömungsverhältnisse des Nordseegebietes. Mit 21 Figuren und Tafeln. 1884. Preis geh. 2 Mark.

Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Unter Mitwirkung des Vorstandes herausgegeben von Dr. W. Erman. IV. Band. 2. Heft. Mit 4 Karten. 1884. Preis 3 Mark 60 Pf.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Prof. Dr. G. v. Boguslawski. 1883. X. Bd. Januar bis December. Mit einer Karte. Preis complet geh. 4 Mark. [1326]

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Im Auftrage der Gesellschaft herausg. v. Prof. Dr. W. Koner. 1883. XVIII. Bd. mit 9 Karten und der Beilage: **Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde**, 10 Nrn. Preis compl. geh. 13 Mark.

Geknotete Netzunterkleider
Carl Mez & Söhne, Freiburg, Baden. [1277]

Griechische Weine
eingeführt von der Firma
Friedr. Carl Ott, Würzburg u. München

Probekiste, 12 grosse Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten -kiste, Flaschen und Verpackung frei — für
Mark 19 ab Würzburg.
Preisbuch gratis und franco.

Weltpost.

E. B. in B. N.-Y., W. B. in E., R. St in D., C. K. in K., R. Sp. in H., Feldw. G. in R., C. B. in K., J. v. d. H. in H., F. K. in L., Dr. T. J. in B., Dr. K. in T., A. K. in St., H. L. in F., C. A. in M., E. F. in D. N., H. B. in F., J. M. Sch. in H., M. M. in H., F. L. in B., K. W. in E., A. M. in H., W. Sch. in W., E. M. in M., J. J. in J., Baronin v. L. in B. bei R., A. St. in B., F. T. in K., F. F. in M., J. M. in M., R. F. in H., A. H. in M., Lieut. K. in M., G. G. in K., E. W. in B., A. B. in T., H. C. in A., Th. F. in A., J. D. in R., C. K. in W., J. F. in M., C. W. in H., W. W. in R., Ing. W. G. in S., C. G. in T. S. Rum., B. R. in P., Frln. M. M. in D., Frau Dr. K. in R., Lehrer J. in B., R. H. in L., C. S. in R., J. L. in G. U., Frl. M. L. in F., W. B. in W., H. B. in H. bei St. P., Th. K. in B., J. K. in K., A. M. in K., O. R. in L., D. in D., Sem.-Lehrer B. in P., Prof. R. in W., Ch. R. in E., F. H. in B., A. R. in O., O. v. G. in S., F. K. in B., E. St. in St., Sch. in D., R. W. in Z., L. O. in K., B. W. in H., W. P. in B., Forst-Rend. B. in E., A. M. in L., F. H. in B., Rektor K. in A., Ober-Ing. v. L. in P., J. G. in W., A. F. in W., A. Sch. in K. Rußl., Frl. M. M. in L., H. R. in F., L. H. in H., J. Z. de P. in B., C. F. in F., J. E. in R., H. B. in E. bei H., Bildungsverein zu R., F. auf W., H. Th. in B., A. Sch. in F., H. B. in E., A. H. in W., Th. v. H. L. in R., M. Sch in B., Phot. R. in M., H. L. in E., P. M. in P. Lehrerseminar K. II., K. M. in H., E. K. in W., Frau K. in K., K. Sch. in Z., M. K. in B., L. B. in A., K. v. K. in K., G. K. in L., G. G. in S. Holl., L. C. in Schloß S., Lieut. z. See v. S. in K., Lehrer Sch. in R., St. in L., Wwe. M. u. S. in B., E. O. in B., R. K. in L., A. F. J. in P., Lehrer A. G. in K. L. K. in E., Frau W. B. in B., Frau J. K. in B., P. G. in A. Finnland, W. P. in B. M., M. K. in G., G. R. in O. U., R. P. in B., E. H. in St. bei St., A. Sch. in M., K. M. in P. K., D. in H. M. bei O. U., R. A. in E., B. in B. B., J. K. in B., C. L. in B., H. O. in T., E. C. in P., L. F. in L., C. K. in L., W. H. in C., E. F. in A. J. R. in Z., R. E. in U., Frau M. G. in P., F. H. in B. bei P., G. A. F. in B., Hauptmann A. H. in P., J. M. in B., A. H. in M., Freiin M. v. B. auf Schloß H. bei Sch., P. R. in P. C., J. M. in H., G. J. in E., O. K. in E., J. F. in B., R. R. in W., A. M. in D., A. L. in W., J. R. in D. B., Graf P. R. R. auf Schloß R., K. S. in H. bei S., L. W. in W., W. M. in H., Assist. H. in A., E. H. in A., Fabrikdir. P. in G., A. W. L. in M., Frln. A. G. in A., Baronin v. St. in M., G. B. in R., G. O. in F., S. O., J. S. in L. bei L., E. P. in R. bei L., H. St. in F., Dr. H. in S., W. P. in O., J. K. in P. S., Frln. M. R. in H., A. P. in Sch., C. S. in D., C. A. K. in L., J. St. in A., H. Ph. in G., J. T. in F., K. in H. M., C. W. in F., S. R. in F., S. P. in T., C. F. in R., C. K. in B., G. D. in H., E. v. U. in W., C. H. in P., A. M. in P., G. F. in San Francisco, Leseverein E.-A., Dr. B. in A., E. M. in St. G., S. S. in J. J., W. Sch. in O., A. M.-U. in L., Dr. P. in P., W. W. in St. P., J. B.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich **(6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals)** zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatl. 4 Mk. (M. 5. 60 für die andern Länder d. Weltpostv.) Quartalpreis bei **wöchentl.** Versendung im Weltpostverein Mk. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche u. handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 160 bis 180.

Deutscher Reichstag. — Die Umkehr Ludwig Kossuths. — Die Routen von Korosko nach Berber. — Ein Nachwort zum Kraszewski-Proceß. — Die nächste Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. — Die ungarischen Wahlen und die Nationalitäten.

Ins Morgenland. Von L. Steub. (VI.) — Ergebnisse aus dem dritten Band des Urkundenbuches der Stadt Straßburg. Von G. Kaufmann. — Franz Grillparzer. Von R. M. Werner. (V. Schlußartikel.) — Die biblische Urgeschichte. Von C. H. Cornill. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Die Verträge Rußlands mit Deutschland von 1656 bis 1808. — Die Schwefelgruben in Sicilien. Von J. Walther. — Ländernamen. Von R. Kleinpaul. (IV. Schlußartikel.) — Siebenbürgen. — Ein Beitrag zur Quarantäne-Frage. Von Dr. G. Wild. — Noch einmal die Etrusker-Frage. Von G. Meyer. — Quer durch Chryse. (III. Schlußartikel.) — Der bayrische Bauernkrieg. — Kieperts neue Karte der asiatischen Provinzen des türkischen Reiches.

Die Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern über das Stempelsteuergesetz. — Der auswärtige Handel Oesterreich-Ungarns im ersten Quartal 1884. — Volkswirthschaftlicher Brief aus Rußland. — Das Verhältniß der großen und kleinen Landwirthschaft zu den Getreidezöllen. — Die Schweiz und die lateinische Münzconvention.

Deutscher Reichstag. — Zur serbisch-bulgarischen Streitfrage. — Socialreform und Liberalismus in Oesterreich. — Russische Bekenntnisse. — Ostasien als Wirthschaftsgebiet. Von E. Deckert.

Vulcanismus und Gebirgsbildung. Von J. Walther. — Die Ausstellung von Meissoniers Gemälden. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (VI. Schluß.) — Alphonse Daudets neuester Roman. — Franz Xaver v. Haindl. (Nekrolog.) — Ueber Waldverwüstung und Holzverschwendung. Von F. v. Etzel. — Die Anfänge der Genremalerei. Von R. Muther. — Die Zustände im Wiener Hofburgtheater. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Napoleons I. Jugendjahre nach den neuesten archivalischen Forschungen. (I.) — Die hessische Landesausstellung kunstgewerblicher Alterthümer.

Der projectirte Donau-Elbe-Canal. — Das Moorbrennen und die Bodencultur. — Der Moostorf und seine wirthschaftliche Bedeutung. — Lagerhaus oder Lagerhäuser in Tirol. — Ueberseeische Banken. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern pro 1883.

Deutscher Reichstag. — Nationalität und Freihandel. — Irrungen zwischen Italien und Oesterreich. — Der englisch-französische Schriftenwechsel in der ägyptischen Frage. — Das französische Recrutirungsgesetz. (I.)

Pater Didon und seine „Deutschen“. Von Dr. M. G. Conrad. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (VII.—VIII.) — Zur serbisch-bulgarischen Streitfrage. (II.) — Ludwig Richter. (Nekrolog.) — Napoleons I. Jugendjahre nach den neuesten archivalischen Forschungen. (II.—III.) — Verfall des maurischen Kunstgewerbes und Handwerkes. — Die großen Epidemien in Italien und ihre Beschwörer. Von E. v. Hörschelmann. (I.—II.) — Zur dramatischen Literatur. Von E. Ziel. — König Tauhiao und die Maori-Häuptlinge.

Zur Unfallversicherung der Arbeiter. — Deutscher Handelstag und Geschäftssteuer. — Neues italienisches Handelsschifffahrtsproject. — Geschäftsberichte 2c. 2c.: Gotthard-Eisenbahn. — Schweizerische Nordostbahn. — Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Stuttgart. — Verein deutscher Papierfabrikanten. — Handels- und Gewerbekammer für Niederbayern. — Kaiser Ferdinands-Nordbahn. — Vereinigte Schweizerbahnen.

Aufträge für Streifbandsendungen an die „Expedition in München“.

C. T. KONOPAK & CO.

Handlung der Brüdergemeine

Gnadenfeld, O.-Schlesien.

Specialität:

Cigarren und Weine

en gros & en détail. [567]

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb.

Weltpost.

in Z., F. H. in W., G. Sp. in Z., H. F. in B., E. W. in St., F. Sch. in J., O. R. in G., O. W. in W., K. Sch. in H. H., F. H. in K., W. J. in B., B. in L., Leseverein in A., Amtsr. M. in Sch., E. H. in D. bei M., Schuldir. A. in A., Direktor G. in A., Frln. J. B. in C., D. W. in B., C. W. G. in D., C. J. in H., H. in Th. bei W., S. W. in E., W. K. in H., G. R. in St., Dr. J. Sch. in B., H. J. in E., J. G. in St., J. C. in B., A. P. in W., A. M. in A., E. M. in M., K. E. in O.

L. P. in B. Es ist doch etwas gewagt zu sagen:

„Wenn im M a i e n g l a n z e
Die Rebe voll Trauben hängt."

Leider ist das nicht das einzig Schlechte an Ihrem Gedicht, sondern relativ immer noch das Beste.

Hpr. B. Wir haben so viele Gedichte zur Verfügung, daß Sie kaum hoffen dürfen, Aufnahme zu finden. Was wir aber aufnehmen, honorieren wir auch.

E. M. in St. Ebenso. Fortsetzung sehr erwünscht.

H. B. Ihr Lied ist eines der ungelenkesten, was uns je vorgekommen. Wenn Ihre Geliebte, die Sie einst freventlich lieber gestorben als in anderem Besitz wissen wollten, durch Verse zu retten wäre, S i e würden sie nicht gerettet haben. Und ich weiß nicht einmal, ob es für ein ehrbares Mädchen nicht besser ist, tot, als die Gattin eines solchen Reimschmierers zu sein.

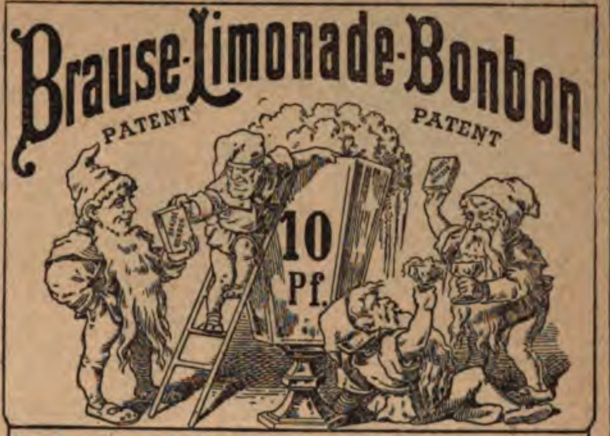
W. R. in S. Die tröstliche Versicherung, daß es Ihnen nicht um Honorar zu thun ist und daß Fels zum Meer in Ihren Bekanntenkreisen gewinnen würde, wenn wir den Gedichten Ihrer „lieben Gattin" Aufnahme gewährten, erweicht unser Herz doch nicht so weit, Sie um die fraglichen Poesieen zu bitten.

Georg in Z. Das Dichterheim erscheint in Strießen bei Dresden und wird von Heinze redigiert. Nach der Verschmelzung mit Eckfteins Dichterhalle ist es die einzige Zeitschrift ihres Genres von wirklicher Bedeutung. Der Herausgeber sendet Ihnen gewiß auf Wunsch einige Nrn. Aufl. richtig. Dank, daß Sie uns k e i n e Gedichte sandten.

H. in Bad Soden. Die bezüglichen Bestimmungen sind durch viele Jahrgänge des Armee-Verordnungsblattes zerstreut; eine auszugsweise Zusammenstellung enthält „Firks, Taschenkalender für das Heer." Vielleicht genügt Ihnen das Nachstehende: Die bei der Verabschiedung erteilte Aussicht auf Anstellung im Civildienst gewährt Ihnen das Recht, sich bei Behörden zu bewerben, doch sind diese n i c h t verpflichtet, Sie unter allen Umständen zur gewünschten Stelle zuzulassen. Ausschließlich durch verabschiedete Offiziere werden 132 Postamtsvorsteherstellen besetzt; Bedingungen sind körperliche und geistige Rüstigkeit, Stellung einer Kaution von 900—8100 M. und das nach einjähriger Probedienstleistung bestandene Examen. Anträge sind an das Kriegsministerium, Departement für das Invalidenwesen, zu richten. — Außerdem finden Offiziere Anstellung im Strafanstalts-, Telegraphen-, Eisenbahn-, Garnisonverwaltungs- und Kommunaldienst. Anträge sind bezw. an das Ministerium des Innern, das Reichspostamt, Abteilung für das Telegraphenwesen, die betreffende Eisenbahndirektion, Korpsintendantur, oder den betreff. Magistrat, niemals aber an das Kriegsministerium, zu richten.

Abonnent in Eßlingen. Witze viel zu alt.

Erfrischend, wohlschmeckend, kühlend.



Man zerstosse einen Bonbon in einem Glase, giesse Wasser zu und augenblicklich ist unter Umrühren ein Glas Brause-Limonade fertig.

mit
Citronen-, Erdbeer-, Himbeer-, Johannisbeer-, Kirschen- u. Orangen-Geschmack, sowie einer Sorte, geeignet durch Aufgiessen von Wasser und Wein zur Herstellung eines Glases

Champagner-Imitation.

Die **Brause-Limonade-Bonbons** (patent. in den meisten Staaten) bewähren sich vorzüglich bei a l l e n Erfrischungsbedürfnissen und sind daher sowohl im **Sommer** als im **Winter**, ganz besonders **auf Reisen, Landpartien, Jagden, Manövern,** sowie **Bällen, Concerten, Theater etc.** zu empfehlen. Auf die bequemste und schnellste Art — in einem Glase Wasser — geben sie ein höchst **angenehmes** und **kühlendes,** dabei **sanitäres** Getränk.

Schachteln à 10 Bonbons 1 Mk. — Pfg.
dto. à 5 „ 0 „ 55 „ [937]
Kistchen mit 96 „ 9 „ 60 „

Für Export ausser deutschen mit engl., span., holländ., italienisch., schwed., russ., arab., indisch., chines., französ. etc. Etiketten.

Ferner **Brause-Bonbons** mit medicamentösem Inhalte nach ärztlicher Vorschrift mit genauer Angabe der im Bonbon enthaltenen Dosis des Arzneimittels. (Eisen, Chinin, Pepsin, Magnesium sulphuricum, Kalicum bromatum, Lithium carbonicum, Natrium salicilicum, Coffëinum) nur in Apotheken erhältlich.

Gebr. Stollwerck, Köln.

☞ Die Brause-Limonade-Bonbons sind in fast allen Niederlagen **Stollwerckscher Chokoladen und Bonbons** vorräthig, oder werden auf Verlangen von denselben verschrieben.

Schutzmarke.

Enthaarungsmittel,

Professor Böttger's *Depilatorium* in Pulverform von G. C. Brüning, Frankfurt a. M. Anerkannt bestes Enthaarungsmittel, giftfrei, ganz unschädlich, greift die zarteste Haut nicht an und ist deßhalb Damen ganz besonders zu empfehlen.

☞ **Es ist das einzige Mittel, welches ärztlich empfohlen wird.** ☜ [1222]

Originaldose à Mk. 2., der dabei zu verwendende Pinsel Mk. —. 25.

Zu haben in allen größeren Parfümerie- und Droguenhandlungen, sowie bei dem Erfinder G. C. Brüning, Frankfurt a. M.

Heinr. Kleyer, Fabrikant der **„Herold",** Frankfurt. 2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder. Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M. General-Agent der [900] **„Coventry Club",** Sicherheits- u. „Salvo" Bi- und Tricycle. Ersatzth. u. Zubehör. — Neue Prosp. gratis.

Weltpost.

E. B. in B. N.-Y., W. B. in E., R. St. in D., C. K. in K., M. Sp. in H., Feldw. G. in N., C. B. in K., J. v. d. H. in H., F. K. in L., Dr. T. J. in B., Dr. K. in T., A. K. in St., H. L. in F., C. A. in M., E. F. in D. R., H. B. in F., J. M. Sch. in H., M. M. in H., F. L. in B., K. W. in E., A. M. in H., W. Sch. in W., E. M. in M., J. J. in J., Baronin v. L. in B. bei R., A. St. in B., F. T. in K., F. F. in M., J. M. in M., R. F. in H., A. H. in M., Lieut. K. in M., G. G. in K., E. W. in B., A. B. in T., H. C. in A., Th. F. in A., J. D. in R., C. K. in W., J. F. in M., C. W. in H., W. W. in R., Jng. W. G. in S., C. C. in T. S. Rum., B. N. in P., Frln. M. M. in D., Frau Dr. K. in R., Lehrer J. in B., R. H. in L., C. S. in N., J. L. in G. U., Frl. M. L. in F., W. B. in W., H. B. in H. bei St. P., Th. K. in B., J. K. in K., A. M. in K., O. N. in L., D. in D., Sem.-Lehrer B. in P., Prof. R. in W., Ch. N. in E., F. H. in B., A. R. in O., O. v. G. in S., F. K. in B., E. St. in St., Sch. in D., R. W. in Z., L. O. in K., B. W. in H., W. P. in B., Forst-Rend. B. in E., A. M. in L., F. H. in B., Rektor K. in A., Ober-Jng. v. L. in P., J. G. in W., A. F. in W., A. Sch. in K. Rußl., Frl. M. M. in L., H. R. in F., L. H. in H., J. Z. de P. in B., C. F. in F., J. E. in N., H. B. in E. bei H., Bildungsverein zu R., F. auf W., H. Th. in B., A. Sch. in F., H. B. in E., A. H. in W., Th. v. H. L. in R., M. Sch in B., Phot. R. in M., H. L. in E., P. M. in P. Lehrerseminar K. II., K. M. in H., E. K. in W., Frau K. in K., K. Sch. in Z., M. K. in B., L. B. in A., K. v. K. in K., G. K. in L., G. G. in S. Holl., L. C. in Schloß S., Lieut. z. See v. S. in K., Lehrer Sch. in R., St. in L., Wwe. M. u. S. in B., E. O. in B., R. K. in L., A. F. J. in P., Lehrer A. G. in K. L. K. in E., Frau W. B. in B., Frau J. K. in B., P. G. in A. Finnland, W. P. in B. M., M. K. in G., G. R. in O. U., R. P. in B., E. H. in St. bei St., A. Sch. in M., K. M. in P. K., D. in H. M. bei O. U., R. A. in E., B. in B. B., J. K. in B., C. L. in B., H. O. in T., E. C. in P., L. F. in L., C. K. in L., W. H. in C., E. F. in A. J. R. in Z., R. E. in U., Frau M. G. in P., F. H. in B. bei P., G. A. F. in B., Hauptmann A. H. in P., J. M. in B., A. H. in M., Freiin M. v. B. auf Schloß H. bei Sch., P. R. in P. C., J. M. in H., G. J. in E., O. K. in E., J. F. in P., R. N. in W., A. M. in D., A. L. in W., J. R. in D. B., Graf P. R. R. auf Schloß N., K. S. in H. bei S., L. W. in W., W. M. in H., Assist. H. in A., E. H. in A., Fabrikdir. P. in G., A. W. L. in M., Frln. A. G. in A., Baronin v. St. in M., G. B. in N., G. O. in F., S. O., J. S. in L. bei L., E. P. in R. bei L., H. St. in F., Dr. H. in S., W. P. in O., J. K. in P. S., Frln. M. N. in H., A. P. in Sch., C. S. in D., C. A. K. in L., J. St. in A., H. Ph. in G., J. T. in F., K. in H. M., C. W. in F., S. N. in F., S. P. in T., C. F. in R., C. K. in B., G. D. in H., E. v. U. in W., C. H. in P., A. M. in P., G. F. in San Francisco, Leseverein E.-A., Dr. B. in A., E. M. in St. G., S. S. in J. J., W. Sch. in O., A. M.-U. in L., Dr. P. in P., W. W. in St. P., J. B.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (6 M. **für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatl. 4 Mk. (M. 5. 60 für die andern Länder d. Weltpostv.) Quartalpreis bei **wöchentl.** Versendung im Weltpostverein Mk. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche u. handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 160 bis 180.

Deutscher Reichstag. — Die Umkehr Ludwig Kossuths. — Die Routen von Korosko nach Berber. — Ein Nachwort zum Kraszewski-Proceß. — Die nächste Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. — Die ungarischen Wahlen und die Nationalitäten. Ins Morgenland. Von L. Steub. (VI.) — Ergebnisse aus dem dritten Band des Urkundenbuches der Stadt Straßburg. Von G. Kaufmann. — Franz Grillparzer. Von R. M. Werner. (V. Schlußartikel.) — Die biblische Urgeschichte. Von C. H. Cornill. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Die Verträge Rußlands mit Deutschland von 1656 bis 1808. — Die Schwefelgruben in Sicilien. Von J. Walther. — Ländernamen. Von R. Kleinpaul. (IV. Schlußartikel.) — Siebenbürgen. — Ein Beitrag zur Quarantäne-Frage. Von Dr. G. Wild. — Noch einmal die Struther-Frage. Von G. Meyer. — Quer durch Chryse. (III. Schlußartikel.) — Der bayrische Bauernkrieg. — Kieperts neue Karte der asiatischen Provinzen des türkischen Reiches.

Die Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern über das Stempelsteuergesetz. — Der auswärtige Handel Oesterreich-Ungarns im ersten Quartal 1884. — Volkswirthschaftlicher Brief aus Rußland. — Das Verhältniß der großen und kleinen Landwirthschaft zu den Getreidezöllen. — Die Schweiz und die lateinische Münzconvention.

Deutscher Reichstag. — Zur serbisch-bulgarischen Streitfrage. — Socialreform und Liberalismus in Oesterreich. — Russische Bekenntnisse. — Ostasien als Wirthschaftsgebiet. Von E. Deckert.

Vulcanismus und Gebirgsbildung. Von J. Walther. — Die Ausstellung von Meissoniers Gemälden. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (VI. Schluß.) — Alphonse Daudets neuester Roman. — Franz Xaver v. Haindl. (Nekrolog.) — Ueber Waldverwüstung und Holzverschwendung. Von F. v. Ehel. — Die Anfänge der Genremalerei. Von R. Muther. — Die Zustände im Wiener Hofburgtheater. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Napoleons I. Jugendjahre nach den neuesten archivalischen Forschungen. (I.) — Die hessische Landesausstellung kunstgewerblicher Alterthümer.

Der projectirte Donau-Elbe-Canal. — Das Moorbrennen und die Bodencultur. — Der Moostorf und seine wirthschaftliche Bedeutung. — Lagerhaus oder Lagerhäuser in Tirol. — Ueberseeische Banken. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern pro 1883.

Deutscher Reichstag. — Nationalität und Freihandel. — Irrungen zwischen Italien und Oesterreich. — Der englisch-französische Schriftenwechsel in der ägyptischen Frage. — Das französische Recrutirungsgesetz. (I.)

Pater Didon und seine „Deutschen“. Von Dr. M. G. Conrad. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (VII.—VIII.) — Zur serbisch-bulgarischen Streitfrage. (II.) — Ludwig Richter. (Nekrolog.) — Napoleons I. Jugendjahre nach den neuesten archivalischen Forschungen. (II.—III.) — Verfall des maurischen Kunstgewerbes und Handwerkes. — Die großen Epidemien in Italien und ihre Beschwörer. Von E. v. Hörschelmann. (I.—II.) — Zur dramatischen Literatur. Von E. Ziel. — König Tauhiao und die Maori-Häuptlinge.

Zur Unfallversicherung der Arbeiter. — Deutscher Handelstag und Geschäftssteuer. — Neues italienisches Handelsschifffahrtsproject. — Geschäftsberichte ꝛc. ꝛc.: Gotthard-Eisenbahn. — Schweizerische Nordostbahn. — Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Stuttgart. — Verein deutscher Papierfabrikanten. — Handels- und Gewerbekammer für Niederbayern. — Kaiser Ferdinands-Nordbahn. — Vereinigte Schweizerbahnen.

Aufträge für Streifbandsendungen an die „Expedition in München“.

C. T. KONOPAK & CO.

Handlung der Brüdergemeine

Gnadenfeld, O.-Schlesien.

Specialität:

Cigarren und Weine

en gros & en détail. [567]

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb.

Weltpost.

in Z., F. H. in W., G. Sp. in Z., H. F. in B., E. W. in St., F. Sch. in J., O. R. in G., O. W. in W., K. Sch. in H. H., F. H. in K., W. J. in B., B. in L., Leseverein in A., Amtsr. M. in Sch., E. H. in D. bei M., Schuldir. A. in A., Direktor G. in A., Frln. J. B. in C., D. W. in B., C. W. G. in D., C. J. in H., H. in Th. bei W., S. W. in E., W. K. in H., G. N. in St., Dr. J. Sch. in B., H. J. in E., J. G. in St., J. C. in B., A. P. in W., A. M. in A., E. M. in M., K. E. in Q.

L. B. in B. Es ist doch etwas gewagt zu sagen:

„Wenn im Maienglanze
Die Rebe voll Trauben hängt.“

Leider ist das nicht das einzig Schlechte an Ihrem Gedicht, sondern relativ immer noch das Beste.

Hpr. B. Wir haben so viele Gedichte zur Verfügung, daß Sie kaum hoffen dürfen, Aufnahme zu finden. Was wir aber aufnehmen, honorieren wir auch.

E. M. in St. Ebenso. Fortsetzung sehr erwünscht.

H. B. Ihr Lied ist eines der ungelenkesten, was uns je vorgekommen. Wenn Ihre Geliebte, die Sie einst frevent-lich lieber gestorben als in anderem Besitz wissen wollten, durch Verse zu retten wäre, Sie würden sie nicht gerettet haben. Und ich weiß nicht einmal, ob es für ein ehrbares Mädchen nicht besser ist, tot, als die Gattin eines solchen Reimschmierers zu sein.

W. R. in H. Die tröstliche Versicherung, daß es Ihnen nicht um Honorar zu thun ist und daß Fels zum Meer in Ihren Bekanntenkreisen gewinnen würde, wenn wir den Gedichten Ihrer „lieben Gattin“ Aufnahme gewährten, erweicht unser Herz doch nicht so weit, Sie um die fraglichen Poesieen zu bitten.

Georg in Z. Das Dichterheim erscheint in Striesen bei Dresden und wird von Heinze redigiert. Nach der Verschmelzung mit Ecksteins Dichterhalle ist es die einzige Zeitschrift ihres Genres von wirklicher Bedeutung. Der Herausgeber sendet Ihnen gewiß auf Wunsch einige Nrn. Ausl. richtig. Dank, daß Sie uns keine Gedichte sandten.

H. in Bad Soden. Die bezüglichen Bestimmungen sind durch viele Jahrgänge des Armee-Verordnungsblattes zerstreut; eine auszugsweise Zusammenstellung enthält „Fircks, Taschenkalender für das Heer.“ Vielleicht genügt Ihnen das Nachstehende: Die bei der Verabschiedung erteilte Aussicht auf Anstellung im Civildienst gewährt Ihnen das Recht, sich bei Behörden zu bewerben, doch sind diese nicht verpflichtet, Sie unter allen Umständen zur gewünschten Stelle zuzulassen. Ausschließlich durch verabschiedete Offiziere werden 132 Postamtsvorsteherstellen besetzt; Bedingungen sind körperliche und geistige Rüstigkeit, Stellung einer Kaution von 900—8100 M. und das nach einjähriger Probedienstleistung bestandene Examen. Anträge sind an das Kriegsministerium, Departement für das Invalidenwesen, zu richten. — Außerdem finden Offiziere Anstellung im Strafanstalts-, Telegraphen-, Eisenbahn-, Garnisonverwaltungs- und Kommunaldienst. Anträge sind bezw. an das Ministerium des Innern, das Reichspostamt, Abteilung für das Telegraphenwesen, die betreffende Eisenbahndirektion, Korpsintendantur, oder den betreff. Magistrat, niemals aber an das Kriegsministerium, zu richten.

Abonnent in Eßlingen. Witze viel zu alt.

Erfrischend, wohlschmeckend, kühlend.

Man zerstosse einen Bonbon in einem Glase, giesse Wasser zu und augenblicklich ist unter Umrühren ein Glas Brause-Limonade fertig.

mit
Citronen-, Erdbeer-, Himbeer-, Johannisbeer-, Kirschen- u. Orangen-Geschmack, sowie einer Sorte, geeignet durch Aufgiessen von Wasser und Wein zur Herstellung eines Glases

Champagner-Imitation.

Die **Brause-Limonade-Bonbons** (patent. in den meisten Staaten) bewähren sich vorzüglich bei allen Erfrischungsbedürfnissen und sind daher sowohl im **Sommer** als im **Winter**, ganz besonders auf **Reisen, Landpartien, Jagden, Manövern,** sowie **Bällen, Concerten, Theater etc.** zu empfehlen. Auf die bequemste und schnellste Art — in einem Glase Wasser — geben sie ein höchst **angenehmes** und **kühlendes**, dabei **sanitäres** Getränk.

Schachteln à 10 Bonbons 1 Mk. — Pfg.
dto. à 5 „ 0 „ 55 „ [937]
Kistchen mit 96 „ 9 „ 60 „

Für Export ausser deutschen mit engl., span., holländ., italienisch., schwed., russ., arab., indisch., chines., französ. etc. Etiketten.

Ferner **Brause-Bonbons** mit medicamentösem Inhalte nach ärztlicher Vorschrift mit genauer Angabe der im Bonbon enthaltenen Dosis des Arzneimittels. (Eisen, Chinin, Pepsin, Magnesium sulphuricum, Kalicum bromatum, Lithium carbonicum, Natrium salicilicum, Coffëinum) nur in Apotheken erhältlich.

Gebr. Stollwerck, Köln.

☛ Die Brause-Limonade-Bonbons sind in fast allen Niederlagen **Stollwerckscher Chokoladen und Bonbons** vorräthig, oder werden auf Verlangen von denselben verschrieben.

Schutzmarke.

Enthaarungsmittel,

Professor Böttger's *Depilatorium* in Pulverform von **G. C. Brüning**, Frankfurt a. M. Anerkannt bestes Enthaarungsmittel, giftfrei, ganz unschädlich, greift die zarteste Haut nicht an und ist deßhalb Damen ganz besonders zu empfehlen.

☛ **Es ist das einzige Mittel, welches ärztlich empfohlen wird.** ☚ [1222]

Originaldose à Mk. 2., der dabei zu verwendende Pinsel Mk. —. 25.

Zu haben in allen größeren Parfümerie- und Droguenhandlungen, sowie bei dem Erfinder G. C. Brüning, Frankfurt a. M.

Heinr. Kleyer, Fabrikant der **„Herold“,** Frankfurt. 2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder. Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M. General-Agent der [900] **„Coventry Club“,** Sicherheits- u. **„Salvo“** Bi- und Tricycle. Ersatzth. u. Zubehör. — Neue Prosp. gratis.

Weltpost.

Dr. A. W. in H. Mit bestem Dank veröffentlichen wir nachstehend Ihre Zuschrift: Otto Seifert, Privatdocent in Würzburg veröffentlicht in der Berl. klin. Wochenschrift Nr. 36 u. 37 des Jahres 1883 seine weiteren Beobachtungen über die Wirkung des Chinolins bei Diphtheritis und gibt dort an, daß durch öftere Pinselungen von 5prozentigen Chinolinlösungen in gleichen Teilen Alkohol und Wasser eine Erleichterung der subjektiven Beschwerden, insbesondere der beim Schlingen folge, Resultate, die auch ich in meiner letztmonatlichen Praxis vollkommen, besonders aber bei katarrhalischer Rachen- und Halsentzündung bestätigen kann; der Geruch ist sehr stark, aber nicht unangenehm. Kinder klagen jedoch über Brennen.

C. B. Herzberg a. H. Besten Dank für die Notiz hinsichtlich des unangenehmen sinnentstellenden Druckfehlers in dem Artikel: „Im Revier des Brockens" unseres Septemberheftes. Zur Orientierung für andere freundliche Leser geben wir an dieser Stelle folgende Aufklärung: Das größte Wasserbecken des Harzes (S. 659) heißt Oderteich, nicht Ockerteich, der Abfluß desselben in südlicher Richtung nach Lauterberg (S. 659 und 666) wird Oder genannt. Die Ocker ist ein Bergstrom im Gebiete des nördlichen Harzes. Wir berichtigen bei dieser Gelegenheit noch einen anderen Druckfehler auf S. 663, wo die hübsche kleine Zeichnung die „Weinberg" genannte Straße in Lauterberg, nicht in „Tauterheim" darstellen soll.

Dr. M. P. in K. 1) Sie wollen freundlichst noch einige Monatshefte abwarten, dann werden Sie in der Reihe „Naturanstalten in der Häuslichkeit" von Dr. Karl Ruß, in den Abschnitten über das Aquarium, alle Ihre Fragen sachgemäß und ausführlich beantwortet finden. Für heute daher nur folgendes. Den grünen Algenansatz, welcher sich an den Glasplatten Ihres Aquarium, insbesondere an der Sonnenseite bildet, sollten Sie durchaus nicht als eine Plage ansehen, denn einerseits trägt er viel dazu bei, daß sich das Wasser im besten Zustande erhält und anderseits dient er für Fische und andere Tiere als wertvolle Nahrung. Im übrigen ist er unschwer fortzubringen, wenn Sie nämlich das Aquarium mit großen und kleinen Schnecken zahlreich bevölkern. Diese grasen den Algenansatz sicherlich ab und Sie brauchen dann nur vermittelst einer entsprechenden Bürste hin und wieder nachzuputzen. Ich lasse die Algen aber, wenigstens an der Sonnenseite, immer gern stehen. 2) Auch Brunnenwasser können Sie bei Beachtung der nötigen Vorsicht zur Aquarium-Füllung benutzen. Der größte Fehler, welchen man in der Regel begeht, liegt in dem häufigen Wasserwechsel. Wenn das Aquarium ausreichenden Pflanzenwuchs enthält und recht viele Schnecken, welche allen Unrat verzehren, so braucht man in Jahr und Tag kein frisches Wasser zu geben. 3) Wenn Sie den Molchen, welche übrigens doch nur für kurze Zeit ins Aquarium gehören, entsprechende Verstecke bieten, so gehen sie sämtlich unschwer ans Futter: Fliegen, kleine Mehlwürmer und geschabtes rohes Fleisch. (Dr. K. R.)

Jeanne Eglise. Sie haben über all der unfruchtbaren Philosophie vergessen, Ihrem Rätsel die Lösung beizufügen. — Dame Inkognita zu meinen Füßen kann mich nun freilich nicht reizen, aber wenn das Wesen, das sich dahinter verbirgt, so häßlich ist, wie Sie schreiben, will ich es mir wohl gefallen lassen.

Verlag von Gustav Fritzsche in Leipzig.

Vollkommenste Herbarien.

Dr. F. E. Helm's

Pflanzen-Album

zum Sammeln u. zweckmässigen Aufbewahren gepresster Pflanzen und Pflanzentheile. Empfohlen von hohen Schulbehörden, namhaften Schulmännern und der Presse. Preis 10 Mark.

W. Werner, Album für

Alpenpflanzen.

Album for Alpine Plants.
Preis 15 Mark.

Zu haben in allen Buch- u. Schreibmaterialienhandlungen oder direct gegen Einsendung des Betrages.

Bei Orell Füßli & Comp. in Zürich ist soeben in II. Auflage erschienen:

Görbersdorf

mit 26 Illustrationen und 1 Karte.

Preis 1 Mark.

Vorstehende Schrift ist für **alle Lungenkranken** ungemein wichtig. Denn von Görbersdorf (durch Dr. Brehmer) ist die Lehre ausgegangen: **die Lungenschwindsucht ist heilbar.** [1227]

!Einfache praktische Hausmittel von vorzüglicher Wirkung, ohne zu schaden!

!Neu u. praktisch!

Dr. Lindenmeyers

fertige Wasserumschläge

gegen [1237]

Kopfschmerzen 50 Pf.
Halsleiden 70 Pf. b. M. 1.80.
Böse Brust M. 2.50.
Brustleiden, Magenleiden, Unterleibsleiden — je nach Grösse M. 2—7.
Haemorrhoiden M. 3.
Gliederschmerz, Gicht mtr, M. 1.

Bestellung m. Grössenangabe an
Dr. Lindenmeyer, Stuttgart.
Illustr. Prosp. gratis.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Weltpost.

B. M. in St. Der betr. Verfasse
hat zu schreiben aufgehört.

J. M. in Ch. Nur langsam, es komm
Alles. Der Scherz ist nicht neu, daher
für uns nicht wohl verwendbar.

B. v. L. in L. Herr
Kläber in Connewitz, (Leipziger Str. 14)
ist bereit, Ihnen das betr. Buch zu verkaufen.

P. H. in G. Gegen Schuppenbildung wird u. a. der in der Apoth
zum König von Ungarn in Oedenburg
hergestellte „Haargeist" empfohlen.

H. W. in W. Sie sagen, Ihre Gedichte seien keine eilfertigen Reime
Und wenn Sie zu dem Frühlingslied auch
noch besonders lange Zeit gebraucht haben,
so thun Sie mir aufrichtig leid, denn
etwas Trivialeres als die Zusammenstellung der Reime Luft-Duft, blau-
grün-blühn, sang-Klang, kann man sich
doch in einem Frühlingslied nicht wohl
denken. Origineller ist das abschließende

Alles froh
Bleibt nur so!

aber schön oder poetisch um alles in der
Welt nicht. Wir ändern mit Bezug auf
Sie „bleibt nicht so!"

P. L. in B. Sie folgern, weil Sie
augenblicklich bei der Kavallerie stehen,
müßten Sie auch den Pegasus reiten können.
Aber mit nichten, Sie sind bei diesem
edlen Tier nicht einmal als Stallknecht
zu gebrauchen.

M. H. in W. Ein Buch, die Farben
chemie in gewünschter Ausführlichkeit be
handelnd, dürfte wohl nicht existieren, b
dem heutigen Standpunkt der Farben
chemie ist es nicht mehr möglich, sämtli
Farben in ihrer Darstellungsweise u
Anwendung mit all den damit verknüpft
Nebenumständen in einem Werke zusamme
zustellen. Als Fachwerke für Farbenchem
empfehle Ihnen: **Gentele, J. G.**, Leh
buch der Farbenfabrikation ꝛc., Braun
schweig 1880. Mit Holzschn. (Ladenpre
M. 12.) **Bolley, P., E. Kopp**
R. Meyer, Die künstlich erzeugten Far
stoffe. 4 Tle. Braunschweig 1870/1880
Mit Abbildungen. (Ladenpreis M. 17.
Mierzinsky, St., Die Erd-, Mineral
und Lackfarben. Weimar 1881. (Laden
preis M. 10.) **Prof. Dr. J. G. Rudling**
H. L. in T., K. W. in B., C. v. A
in M., v. P. (Dechiffrieraufgabe).

C. M. in B. Die in der „Schwan
jungfrau" vorkommenden Persönlichkeiten
sind wie alle Maximilian Schmidsche
Figuren nach dem Leben gezeichnet un
in Berchtesgaden teilweise leicht zu er
fragen. Die Namen sind natürlich fingier
bis auf den alten „Weyerzisk", den de
Autor aus der Vergessenheit gezogen un
der künftig wohl öfters mit Ehren i
Berchtesgadener Lande genannt werden
dürfte.

W. H. in Cooperstown. Nur seh
weniges in der Erzählung gehört der Wirk
lichkeit an. Die Bekanntschaft mit eine
Dame und eine flüchtige Mitteilung übe
ihr Geschick aus zweiter Hand regten de
Verfasser an, seine Kraft im Ausspinne
zu versuchen.

M. in W. Dank für die Mittei
lung, daß Württemberg nicht, wie S. 34
angegeben, 1841, sondern schon 1824 di
erste Dampfmaschine erhielt. Sie trie
das Dampfschiff „Wilhelm", welches a
11. Nov. genannten Jahres seine erst
Probefahrt machte und am 1. Dez. sein
regelmäßigen Fahrten begann.

H. L. in H. Das ist ein Irrtum
Königs, der, so viel wir wissen, in späteren
Auflagen verbessert wurde.

Weltpost.

L. M. 12. Wenden Sie sich einmal an Dr. Max Bucher in München: er weiß vielleicht einen Rat, oder hat ein Leser Lust nach Afrika zu gehen und einen Diener mitzunehmen? Fragesteller wünscht einen solchen Posten zu begleiten

Th. G. in K. Dank für Ihre Mitteilung. Aendern läßt sich nun freilich jetzt nichts mehr an der Sache.

C. W. in C. Vielleicht dient Ihren Zwecken W. G. Brills Hollandsche Spraakleer.

C. W. in B. Wir empfehlen Ihnen sehr W. Schröters Unterrichts- und Erziehungsanstalt für geistig zurückgebliebene Kinder in Dresden-Neustadt, Apelstr. 44, über die soeben der sehr instruktive zweite Bericht erschien.

A. B. in Z. Wenn Fleiß vorausgesetzt werden darf — ja!

H. S. in St. L. Gegen den Nachdruck amerikanischer Mittel können wir leider nichts thun.

Magazin für **Bijouterien** von **Doublé-Gold.** — **Eingetragene Schutz-Marke.**

Die **50,000ste Panzerkette** kam am 10. Januar 83 zum Versand. [926]

Panzer-Uhrketten

von echt Gold nicht zu unterscheiden.
5 Jahre schriftliche Garantie.

Herren-Kette Stück 5 M.
Damen-Kette mit eleganter Quaste Stück 6 M.

Garantie-Schein: Den Betrag dieser Uhrkette zahle ich zurück, falls die elbe innerhalb 5 Jahren schwarz wird.

Max Grünbaum,

Berlin W., Leipzigerstraße 95.

Zahlr. Anerkennungsbriefe liegen zur Einsicht vor.

Illustr. Katalog gratis.

Briefmarken und Banknoten aller Länder nehme in Zahlung.

Alle Pfeifenraucher sollten d. **Holländ. Tabak** versuchen, welcher ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. 10 Pfd. frco. kosten 8 Mk. bei
[1142] B. Becker, Seesen a. H.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per	5/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	350	300	150	75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Die nachverzeichneten, rühmlichst bekannten

Werke Oscar von Pletsch

Gute Freundschaft. 5. Aufl. 3 M, **Wie's im Hause geht, nach dem Alphabet.** 6. Aufl. 3 M, **Kleines Volk.** 5. Aufl. 3 M, **Hausmütterchen.** 3. Aufl. 3 M, **Was willst Du werden?** 4. Aufl. 4 M 50 Pf., **Auf dem Lande.** 3. Aufl. 4 M 50 Pf., **Allerlei Schnik-Schnak.** 3. Aufl. 6 M, **Springinsfeld.** 2. Aufl. 4 M 50 Pf., **Nesthäckchen.** 2. Aufl. 4 M 50 Pf., **Spielgefährten.** 3 M ꝛc. ꝛc., die in Bild und Wort dem jugendlichen Gemüt eine Fülle der edelsten Anregungen gewähren, empfehlen sich in erster Linie der Berücksichtigung für den Weihnachtstisch.

Verlagshandlung von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Wilhelm Emmer

Magdeburg, — **Berlinerstr. 25 u. 26,**

Königl., Grossherzogl., Herzogl. und Fürstliches

Hof-Pianoforte und Kunst-Institut

liefert anerkannt nur preisgekrönte und preiswerthe

Pianinos, Flügel, Cottage-Orgeln

(amerikan. Harmoniums),

besitzt **vorzügl. Empfehlungen** von Musik-Autoritäten, wie **Ritter, Ehrlich, Bott, Remmert, Scheiffler** etc., bietet die **grössten Vortheile** durch **Zahlungs-Erleichterungen** und bei Baarzahlung durch **Vorzugspreise. Längste Garantie. Reparatur-Werkstätte.** [574]

In neuerer Zeit wurden von unseren **Koryphäen der medicinischen Wissenschaft** die **Rich. Brandt**'schen **Schweizerpillen** einer Prüfung unterworfen und dieselben für ebenso sicher wirkend, wie angenehm zu gebrauchen, und durchaus unschädlich erklärt.

Gegen **Congestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- & Gallenleiden, Hämorrhoiden,** überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die **Rich. Brandt**schen **Schweizerpillen** in unzähligen Fällen bewährt und als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die Gründe, auf welchen der Weltruf der Rich. Brandt'schen Schweizerpillen sich basirt. Der billige Preis von M. 1 pro Dose machen dieselben Jedermann zugänglich, doch achte man darauf, die ächten Rich. Brandt'schen Schweizerpillen zu erhalten, welche auf der Dose ein Etiquett, wie obige Abbildung zeigt, tragen. **Zu haben in den meisten Apotheken des In- und Auslandes,** u. A.: **Berlin:** Straußapotheke, Einhornapotheke; **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein; **Cöln:** Einhornapotheke; **Dresden:** Mohrenapotheke; **Frankfurt a. M.:** Adlerapotheke; **Hamburg:** Apotheker A. Koch; **Hannover:** Löwenapotheke; **München:** Rosenapotheke; **Strassburg i. E.:** Meisenapotheke; **Stuttgart:** Apotheker Reihlen u. Scholl. Oesterreich: **Wien:** Apotheker V. Groß, Hoher Markt 12. Schweiz: **Genf:** Apotheker A. Sauter. [1312]

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt

Dresden, Bachstraße 8.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Ausschläge, Nierenleiden, Frauenkrankheiten ꝛc.

Prospecte frei. Näheres: **Dr. Kles' Diätetische Kuren, Schroth'sche Kur** ꝛc. 3. Aufl. Preis 2 Mk. Durch jede Buchhandlung, sowie direkt. [1248]

Portfolio-Staffelei-Mappe

[1217]

Aufbewahrungs-Mappe und zugleich Vorlege-Tisch für Bilder und Zeichnungen, Aquarelle, Kupfer- und Stahlstiche, Photographien, Karten ꝛc., mit verstellbaren, selbstthätigen Metallstützen.

Elegantes Decorationsstück und Zierde für jeden Salon. Practisch und empfehlenswerth für Gallerien und Sammlungen.

In allen Holzarten.

Näheres, sowie Preise in meinem neuen Katalog.

Carl Fraenkel,
Berlin W., Französische Str. 33 d.

Musikinstrumente,

Saiten, Bestandtheile ꝛc. empfiehlt in den bekannten unübertroffenen Qualitäten **die Musik-Instrumenten-Fabrik**

Schuster & Co., [1301]
Markneukirchen, Sachsen.

Haasenstein & Vogler,

Berlin, Frankf. a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, München, Nürnberg, Stuttgart,

sowie alle die zahlreichen sonstigen Etablissements dieser ältesten Annoncen-Expedition Deutschlands

besorgen zu tarifmässigen Preisen Annoncen für alle Zeitungen des In- und Auslandes.

Abfassung und Arrangement in wirksamster Form — Auskunft über geeignete Insertionsorgane — Kostenanschläge — Beschaffung effectvollster Clichés — Rabatt nach Vereinbarung — Zeitungsverzeichnisse gratis. [12[illegible]]

Cotillon- und Ball-Artikel

No. 252. Papageno-Tour für 6 Paare M. 5.50.

in großartigster Auswahl und billigsten Preisen ... sendet pünktlich die Fabrik von

N. L. Chrestensen

Königl. Preuß. Hoflieferant etc.,
Erfurt (Preußen).

Cotillon-Orden, sortirt, per Dtzd. 0,75, 1, 2, 3 ... 12 Mark.
Cotillon-Bouquets von **getrockneten Blumen,** ... Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 Mark.
Cotillon-Bouquets von **frischen Blumen,** per Dtzd. 6, 9, 12 bis 30 Mark.
Cotillon-Touren, Knallpapiere, Attrapen, Papierlaternen, Kopfbedeckungen etc. billigst.

Mein beschreibender **Pracht-Katalog** über **Ball- und Cotillon-Gegenstände** mit über 500 musterhaften Illustrationen, Erläuterungen für die neuen und neuesten Touren (über 150) und Gesellschaftsspiele ... erschienen und steht auf Verlangen **franco und gratis** zu Diensten. [922]

Meinen reich illustrirten **Weihnachts-Katalog** über **Decorations- & Luxus-Gegenstände, Makart-Bouquets, Vasen** ꝛc. ꝛc. versende ebenfalls **gratis** und **franco**.

Selbstthätige
luftreinigende Zimmerfontainen

D. R.-P. No. 25,342.
Springzeit 1. 2. 4. Stunden.
Preis M. 30. 45. 60.
incl. Verpackung, franco Gotha.
Auch eine große Auswahl anderer Fontainen **von 10 M.** an.
Illustrirter Catalog franco und gratis von

F. E. Schlesinger, Gotha.

Wiederverkäufer erhalten Rabatt. [1326]

Höhere Handelsschule zu Stuttgart.

Ostern und Mitte Oktober beginnen neue Kurse. Die Reifezeugnisse geben die Berechtigung zum **einjährigen Dienste** im deutschen Reichsheere.

Prospekte und nähere Mittheilungen durch den Unterzeichneten.

[1276] **Röhrich,** Direktor.

Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuk-Drucklettern nebst Zubehör zum Selbstbedrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen, Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M. an, Preisverzeichniß u. Schriftproben franco

S. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Alle Annoncen

für Vom Fels zum Meer — Gartenlaube * — Ueber Land u. Meer — Illustrirte Welt — Bazar * — Illustrirte Zeitung — Kladderadatsch * — Fliegende Blätter * — Deutsches Montagsblatt * — Berliner Tageblatt * — l'Indépendance belge*

sowie für alle anderen Zeitungen und Fachschriften

befördert am **billigsten** u. **promptesten** die Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse Stuttgart—Berlin—Breslau—Cöln—Dresden—Frankfurt a/M.—Hamburg—Leipzig—London—München—Nürnberg—Paris—Prag—Wien—Zürich etc.

Zeitungs-Verzeichnisse (Insertions-Tarif), sowie Kosten-Anschläge gratis. —

Bei grösseren Aufträgen **höchster** Rabatt.

Für die mit * bezeichneten Blätter hat obige Annoncen-Expedition die **alleinige** Annoncen-Annahme. [967]

Unserem
50,000sten Abonnenten!

Kennt ihr das Zauberwäldchen nicht
Mit seinen verschlungnen Gehängen,
In welchem streitend um Luft und Licht
Viel tausend Bäume sich drängen?
Hier senket ein mächtiger alter Baum
Die Aeste kraftlos hinunter,
Dort schießt ein junger empor durch den Raum
Und breitet die Wipfel munter.

Ihr kennt ihn, den Wald der Litteratur —
Ihr kennt auch das Bäumchen, das stolze,
Ganz wenige Jahresringe nur
Erscheinen an seinem Holze:
Doch stieß' es am Himmel an, wenn es könnt,
Schaut keck sich von seiner Höh' um
Und feiert, was sonst nur den Greisen vergönnt,
Schon heute — ein Jubiläum.

O fünfzigtausendster Abonnent,
Laß Dir ein Smollis bringen:
Das soll, so weit man Dich nennt und kennt,
„Vom Fels zum Meer“ erklingen,
Und das ist weit! — Bei Reich und Arm,
Im Souterrain und in der Mansarde,
Im Schlosse und auf einsamer Farm
Trägt man schon seine Kokarde.

„Herr Briefträger, geben Sie endlich her!“
Ruft hier Herr Schulze am Fenster,
Er lechzt nach dem neuesten „Vom Fels zum Meer“,
Zu bannen der Langweil' Gespenster;
Eine Frau, auf der Nase das Augenglas,
Tritt ihm auf der Treppe entgegen —
Ihr machen zumeist die Novellen Spaß —
Sie gibt ihm Trinkgeld und Segen.

Herr Müller studiert hier emsiglich,
Was er seiner Gattin verehre,
Ich wette, er entscheidet sich
Zuletzt für „Vom Fels zum Meere“ —

Zwei Knaben lesen es zumal,
Wenn sie zur Schule laufen;
Gemeiner so gut wie General —
Sie müssen es alle kaufen.

Der Hagestolz lesend unverwandt
Ist auf und nieder geschritten,
Dabei ist der eben gekommene Band
Noch gar nicht mal aufgeschnitten;
Das Fräulein — wenn auch nicht mehr ganz jung —
Kann ihn kaum vor Sehnsucht erwarten,
Er bringt ihr Lehre und Aufklärung
Für Küche und Zimmergarten.

Zwei Damen aus der Haute volée —
Der Diener hält am Schlage —
Entnehmen soeben, wie ich seh,
Was erschienen vom ersten Tage:
Die Bilder werden in dem Salon
In Zukunft paradieren,
Und auch vom Texte kann man — au fond —
Noch manches profitieren.

Hier nickt ein Schneiderlein vom Bock
Den Willkomm dem lieben Kunden,
Dort wird gar in den dritten Stock
Der Hausfreund emporgewunden.
Hier endlich blickt der Millionär
Süß schmunzelnd noch vom vor'gen,
Als mit dem neuen Hefte „Fels zum Meer“
Eintritt sein treues Mohrchen.

Kurzum, wo der liebe Gast erscheint
Giebt es Bewegung und Trubel,
Und wo man gähnt und wo man weint,
Erregt er Interesse und Jubel:
So eile nun fürder, im Siegeslauf
Wie eine Hochflut brausend,
Und steige, mein mutiger Freund, glückauf!
Bald in die

100,000!

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt

Dresden, Bachstraße 8.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Ausschläge, Nierenleiden, Frauenkrankheiten 2c.

Prospecte frei. Näheres: **Dr. Kles' Diätetische Kuren, Schroth'sche Kur** 2c. 3. Aufl. Preis 2 Mk. Durch jede Buchhandlung, sowie direkt. [1248]

Portfolio-Staffelei-Mappe

[1172]

Aufbewahrungs-Mappe und zugleich Vorlege-Tisch für Bilder und Zeichnungen, Aquarelle, Kupfer- und Stahlstiche, Photographien, Karten 2c., mit verstellbaren, selbstthätigen Metallstützen.

Elegantes Decorationsstück und Zierde für jeden Salon. Practisch und empfehlenswerth für Gallerien und Sammlungen.

In allen Holzarten.

Näheres, sowie Preise in meinem neuen Katalog.

Carl Fraenkel,
Berlin W., Französische Str. 33 d.

Musikinstrumente,

Saiten, Bestandtheile 2c. empfiehlt in den bekannten unübertroffenen Qualitäten **die Musik-Instrumenten-Fabrik**

Schuster & Co., [1301]
Markneukirchen, Sachsen.

Haasenstein & Vogler,

Berlin, Frankf. a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, München, Nürnberg, Stuttgart,

sowie alle die zahlreichen sonstigen Etablissements dieser ältesten Annoncen-Expedition Deutschlands

besorgen zu tarifmässigen Preisen Annoncen für alle Zeitungen des In- und Auslandes.

Abfassung und Arrangement in wirksamster Form — Auskunft über geeignete Insertionsorgane — Kostenanschläge — Beschaffung effectvollster Clichés — Rabatt nach Vereinbarung — Zeitungsverzeichnisse gratis. [1251]

Cotillon- und Ball-Artikel

No. 252. Papageno-Tour für 6 Paare M. 5.50.

in großartigster Auswahl und billigsten Preisen v
sendet pünktlich die Fabrik von

N. L. Chrestensen

Königl. Preuß. Hoflieferant etc.,
Erfurt (Preußen).

Cotillon-Orden, sortirt, per Dtzd. 0,75, 1, 2, 3
12 Mark.

Cotillon-Bouquets von **getrockneten** Blumen,
Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 Mark.

Cotillon-Bouquets von **frischen** Blumen, per D
6, 9, 12 bis 30 Mark.

**Cotillon-Touren, Knallpapiere, Attrape
Papierlaternen, Kopfbedeckungen** e
billigst.

Mein beschreibender **Pracht-Katalog** über **Bal** und **Cotillon-Gegenstände** mit über 500 must haften Illustrationen, Erläuterungen für die neuen u neuesten Touren (über 150) und Gesellschaftsspiele erschienen und steht auf Verlangen **franco** und **grat** zu Diensten. [922]

Meinen reich illustrirten **Weihnachts-Katalog** über **Decorations- & Luxus-Gege stände, Makart-Bouquets, Vasen** 2c. 2c. versende ebenfalls **gratis** und **franc**

Selbstthätige luftreinigende Zimmerfontainen

D. R.-P. No. 25,342.

Springzeit 1. 2. 4. Stunde
Preis M. 30. 45. 60.
incl. Verpackung, franco Goth
Auch eine große Auswahl a
derer Fontainen **von 10 M.** a
Illustrirter Catalog fran
und gratis von

F. E. Schlesinger, Gotha.

Wiederverkäufer erhalten Rabatt. [1326]

Höhere Handelsschule zu Stuttgart.

Ostern und Mitte Oktober beginnen neue Kurse. Die Reifezeugnisse geben die Berechtigung zum **einjährigen Dienste** im deutschen Reichsheere.

Prospekte und nähere Mittheilungen durch den Unterzeichneten.

[1276] **Röhrleb, Direktor.**

Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuck-Drucklettern neb Zubehör zum Selbstbedrucken von Eti quetten, Adressen, Circularen, Preis- un Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M an, Preisverzeichniß u. Schriftproben fra

H. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Alle Annoncen

für **Vom Fels zum Meer — Gartenlaube* — Ueber Land u. Meer — Illustrirte Welt — Bazar* — Illustrirte Zeitung — Kladderadatsch* — Fliegende Blätter* — Deutsches Montagsblatt* — Berliner Tageblatt* — l'Indépendance belge***

sowie für alle anderen Zeitungen und Fachschriften

befördert am **billigsten u. promptesten** die Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse Stuttgart—Berlin—Breslau—Cöln—Dresden—Frankfurt a/M.—Hamburg—Leipzig—London—München—Nürnberg—Paris—Prag—Wien—Zürich etc.

Zeitungs-Verzeichnisse (Insertions-Tarif), sowie Kosten-Anschläge gratis. — Bei grösseren Aufträgen höchster Rabatt.

Für die mit * bezeichneten Blätter hat obige Annoncen-Expedition die **alleinige** Annoncen-Annahme. [967]

Unserem

50,000sten Abonnenten!

Kennt ihr das Zauberwäldchen nicht
Mit seinen verschlungnen Gehängen,
In welchem streitend um Luft und Licht
Viel tausend Bäume sich drängen?
Hier senket ein mächtiger alter Baum
Die Aeste kraftlos hinunter,
Dort schießt ein junger empor durch den Raum
Und breitet die Wipfel munter.

Ihr kennt ihn, den Wald der Litteratur —
Ihr kennt auch das Bäumchen, das stolze,
Ganz wenige Jahresringe nur
Erscheinen an seinem Holze:
Doch stieß' es am Himmel an, wenn es könnt,
Schaut keck sich von seiner Höh' um
Und feiert, was sonst nur den Greisen vergönnt,
Schon heute — ein Jubiläum.

O fünfzigtausendster Abonnent,
Laß Dir ein Smollis bringen:
Das soll, so weit man Dich nennt und kennt,
„Vom Fels zum Meer“ erklingen,
Und das ist weit! — Bei Reich und Arm,
Im Souterrain und in der Mansarde,
Im Schlosse und auf einsamer Farm
Trägt man schon seine Kokarde.

„Herr Briefträger, geben Sie endlich her!“
Ruft hier Herr Schulze am Fenster,
Er lechzt nach dem neuesten „Vom Fels zum Meer“,
Zu bannen der Langweil' Gespenster;
Eine Frau, auf der Nase das Augenglas,
Tritt ihm auf der Treppe entgegen —
Ihr machen zumeist die Novellen Spaß —
Sie gibt ihm Trinkgeld und Segen.

Herr Müller studiert hier emsiglich,
Was er seiner Gattin verehre,
Ich wette, er entscheidet sich
Zuletzt für „Vom Fels zum Meere“ —

Zwei Knaben lesen es zumal,
Wenn sie zur Schule laufen;
Gemeiner so gut wie General —
Sie müssen es alle kaufen.

Der Hagestolz lesend unverwandt
Ist auf und nieder geschritten,
Dabei ist der eben gekommene Band
Noch gar nicht mal aufgeschnitten;
Das Fräulein — wenn auch nicht mehr ganz jung —
Kann ihn kaum vor Sehnsucht erwarten,
Er bringt ihr Lehre und Aufklärung
Für Küche und Zimmergarten.

Zwei Damen aus der Haute volée —
Der Diener hält am Schlage —
Entnehmen soeben, wie ich seh,
Was erschienen vom ersten Tage:
Die Bilder werden in dem Salon
In Zukunft paradieren,
Und auch vom Texte kann man — au fond —
Noch manches profitieren.

Hier nickt ein Schneiderlein vom Bock
Den Willkomm dem lieben Kunden,
Dort wird gar in den dritten Stock
Der Hausfreund emporgewunden.
Hier endlich blickt der Millionär
Süß schmunzelnd noch vom vor'gen,
Als mit dem neuen Hefte „Fels zum Meer“
Eintritt sein treues Mohrchen.

Kurzum, wo der liebe Gast erscheint
Giebt es Bewegung und Trubel,
Und wo man gähnt und wo man weint,
Erregt er Interesse und Jubel:
So eile nun fürder, im Siegeslauf
Wie eine Hochflut brausend,
Und steige, mein mutiger Freund, glückauf!
Bald in die

100,000!